Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Hundertsechsundvierzigster Band

37. Jahrgang : 1913 : Juli – September

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

Inhalt des 146. Bandes: Juli / August / September 1913

Seite

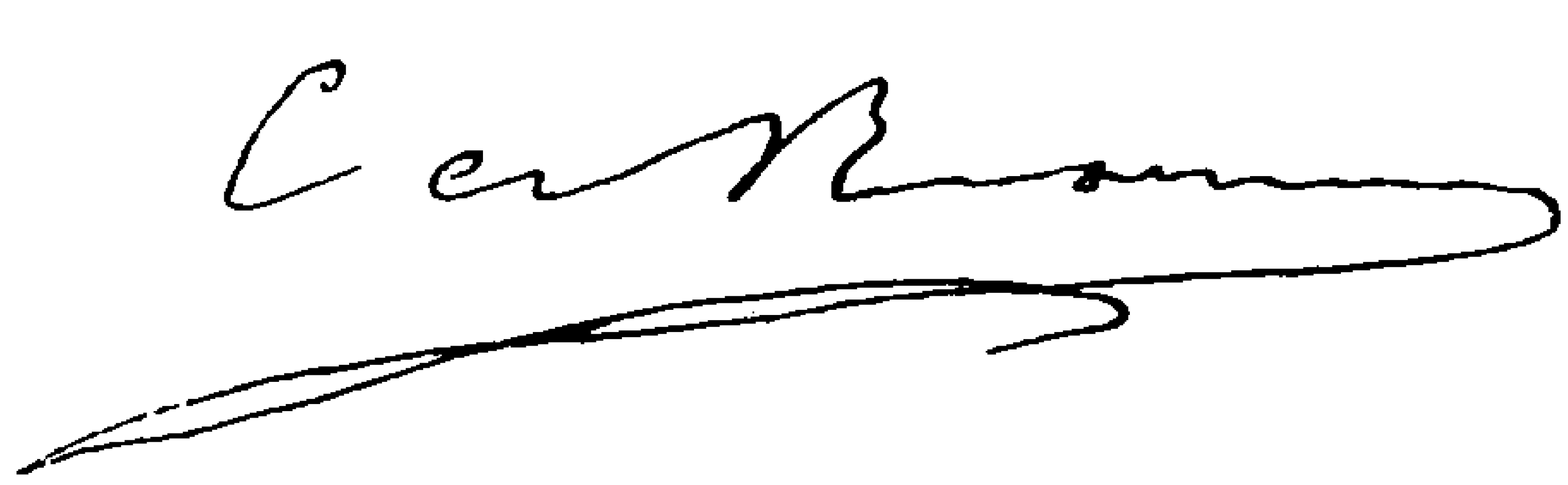
Gedichte:

Rundschau:

Bildbeigaben:

Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau.





Ministerpräsident Graf Romanones.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10 Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Ersleo & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 146. Heft 466 Juli 1913

Prof. Dr. Ludwig Stein: Die Weltanschauung der Orientalen.

Der Orient ist todmüde. Sein Kultursystem geht in die Brüche. China, Persien, die Türkei zeigen die Verfallssymptome niedergehenden Lebens. Resigniertheit, Weltflucht, Erlösung vom Erdenleid, kurz Passivität, das sind die untrüglichen Kennzeichen absterbender, mürbegewordener, welkender Kulturen. Vor einem Jahrhundert etwa, als man die orientalische Weltanschauung entdeckte, gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, es werde wieder einmal ex Oriente lux zu uns herüberstrahlen. „Im Oriente müssen wir das höchste Romantische suchen", so forderte Friedrich Schlegel in seinem „Gespräch über die Poesie." Schelling schwärmt für die orientalische Weisheit, Schopenhauer vollends ist stolz darauf, daß sich seine (pessimistische) Lehre in Übereinstimmung mit der „ältesten Weltansicht" befinde. Nur der nüchterne Hegel findet für die orientalische Weltanschauung damals schon das krasse Wort: Wir befinden uns auf dem Boden zügelloser Verrücktheit.

Heute geht uns die orientalische Weltanschauung mehr denn je an. Denn an ihr und nur an ihr ist das Staatsleben der orientalischen Völker politisch zugrunde gegangen. Exempla docent. An den Fehlern der passiven Kultursysteme des Orients soll der aktive Okzident lernen, wie er es n i c h t machen soll. Schopenhauer wirbt in unserem Kultursystem ebenso für den lebenverneinenden Buddhismus wie Nietzsche für den weltbejahenden Zoraster (Zarathustra). Buddha selbst war aber, wie Pischel dargetan hat, philosophisch garnicht originell. Er hat nur zur Religion gemacht, was vor ihm seine Lehrer als Philosophie vorgetragen haben. Der Grundzug dieser Weltanschauung ist die Lehre vom Leiden („Leben ist Leiden").

Die Furcht vor der Wiedergeburt, die mit der brahmanischen Seelenwanderungslehre zusammenhängt, ist das entscheidende Element der brahmanischen Philosophie. Der kirchliche Name Buddha (für Sakyamûni, d. h. dem adeligen Geschlechte der Sakya Entstammte) bedeutet der „Erwachte", der „Erleuchtete". Der Begründer der reformatorischen Sâmkhya-Philosophie, K a p i l a , der am

entscheidendsten der orthodoxen Vedântalehre entgegentritt, hat dem Buddhismus die philosophischen Grundlagen geliehen. In seiner berühmten Predigt von Benares, die der Bergpredigt verglichen wird, wollte Buddha nur das „Rad der Lehre in Bewegung setzen". Was bei Moses die Gerechtigkeit, bei Jesus die Liebe bedeutet, das ist bei Buddha „die edle Wahrheit vom Leiden". Jede der drei Stufen der Erkenntnis enthält je vier, zusammen also zwölf Wahrheiten, genau so wie später bei Kant die vier Hauptkategorien mit ihren je drei Unterkategorien auf den „triadischen Rhythmus" von 12 Kategorien kommen. Diese „dreifach geteilte, zwölffache Erkenntnis" Buddhas war aber eine der Hauptlehren Kapilas und seiner Sâmkhya-Philosophie, d. h. der aufzählenden Philosophie (von Sâmkhya = Zahl).

Die Sâmkhya-Philosophie lehrt im Gegensatz zur orthodoxen Vedantalehre, welche nur den drei oberen Kasten Erlösung verheißt, daß alle Menschen ohne Unterschied des Standes erlöst werden können, und sie empfiehlt Opfer und kultliche Werkheiligkeit. Kapila lehnt alles dies ab. Seine Philosophie ist atheistisch. Denn sie läßt die materielle Welt in allmählicher Entwickelung aus der Prakriti, der Urmaterie, hervorgehen, und zwar zunächst die psychischen Organe. Es ist dies also ein hylozoistischer Pantheismus, wie alle primitive Metaphysik (nach Wundt). Denn erst aus den psychischen Organen gehen die fünf Grundstoffe oder feineren Elemente der groben Materie hervor. Daneben steht eine unendliche Vielheit individueller Seelen, die alle von genau derselben Beschaffenheit sind und die Aufgabe haben, die mechanischen Vorgänge in den inneren Organen zu bewußten zu machen. Man glaubt Herder, Schelling und Fr. Schlegel, ja die Romantiker überhaupt zu hören, wenn man hier alles Tote und Starre auf Lebendiges zurückgeführt sieht. Für diesen Panpsychismus, wie ihn Fr. Th. Fechner unter dem Beifall Paulsens zuletzt mit großem Nachdruck verfochten hat, bedeutet das Leben ebenso den eigentlichen Richtbegriff wie für alle späteren Romantiker, deren Vorhandensein unter den Griechen Karl Joël aufgedeckt hat.

Was in der indischen und griechischen Philosophie parallel geht, ist aus der logischen Kontinuität der menschlichen Gattungsvernunft, nicht auf Grund unmittelbarer geschichtlicher Beeinflussung zu erklären. Diese Annahme drängt sich um so eher auf, als die ersten griechischen Philosophen (Thales, Pythagoras) ihre Philosophie vor dem Auftreten Buddhas entwickelt haben. Pythagoras ist älterer Zeitgenosse Buddhas.

Anders liegen die Dinge nach der Begründung des Weltreiches am Mittelmeerbecken durch Alexander den Großen. Jetzt machen sich buddhistische Einflüsse geschichtlich geltend. Für Stoizismus, Neupythagoreismus, insbesondere für den Neuplatonismus, ferner auf jüdischer Seite für die hellenistische Epoche, für asketische Sekten, für Essener und Therapeuten, endlich für die

alexandrinische Philosophie und Philo betonen wir den buddhistischen Einfluß, den neuerdings Vollers für die Entstehung des Christentums mit starkem Nachdruck geltend gemacht hat, genau so, wie wir ihn für die Vorsokratiker aus chronologischen Gründen mit Zeller ablehnen.

Die älteste Form des brahmanischen Pantheismus vollzieht die Scheidung in „Âtmân" und „Brahman". Der Âtmân ist das „All", der Âtmân ist „die ganze Welt", hingegen ist das Brahman „des Wortes Wahrheit". Die Götter der Veden kennen drei Naturgottheiten: Indra, Waruna und Agni. Erst allmählich wird das „Brahma" — von Hause aus noch nicht „Gott", sondern „Priester" bedeutend — zum „edelsten unter den Göttern", ein Attribut übrigens, das gelegentlich auch Indra und Agni beigelegt wird. Nach und nach wird Brahma „zum Erstgeborenen in diesem All", das „Eine", das „Unvergängliche". „Im Anfang war das Nichtseiende; daraus wurde das Seiende geboren"; „das erschuf sich selbst". Âtmân hingegen, der in allen Wesen wohnt, ist fern und unberührt von den „Leiden der Welt". Jetzt erst taucht das Wort vom „Leiden der Welt" auf. Pessimismus, Seelenwanderungslehre, Askese und Erlösungsbedürfnis beginnen nunmehr das indische Denken zu beherrschen. Die Sinnenwelt wird zum täuschenden Maya, zum bloßen Spiegelbild des wahrhaft Seienden, daneben bleiben Wischnu als Erhalter und Regierer, Siva als Zerstörer und Erzeuger bestehen. Durch Versenken in metaphysische Probleme, heißt es in den Upanishaden, wird die Seele vom Weltgetriebe erlöst, vom Leiden des Daseins befreit, denn sie erkennt die Identität aller Wesen. „Ich bin Brahma" — Das bist Du (das „tat twam asi", das Schopenhauer zum geflügelten Wort erhoben hat). Die Erlösung vom Erdenleid ist die höchste Seligkeit — — Nirvâna. Das ist der Zustand der Sündlosigkeit und Leidlosigkeit. Im Brahmanismus versteht man darunter einen hypnotischen Ruhezustand, im Jainismus ein bewußtloses Weiterleben, im Buddhismus endlich vollständiges Erlöschen der Begierde und eben damit gänzliche Verachtung der Existenz. „Nirvâna nenne ich sie, das Ende von Alter und Tod." Wer „diese Wahrheiten" des Buddhismus restlos in sich aufgenommen hat, ist selig, weil leid- und bedürfnislos.

Die orientalische Weltanschauung ist das Erzeugnis degenerierter Instinkte. Das gilt nicht bloß vom Buddhismus, sondern ebenso von der persischen und arabischen Mystik, wie einer der besten Kenner der orientalischen Weltanschauung, Friedrich Rosen, der bekannte Übersetzer der Sinnsprüche Omars, jüngst wieder glücklich dargetan hat. Friedrich Rosen hat nämlich ein Vorwort zur Neuausgabe der Mesnevi-Übersetzung seines Vaters, Georg Rosen, veröffentlicht, in welchem er die Hauptgedanken der orientalischen Mystik zu trefflichem Ausdruck bringt. Die Mesnevi-Übersetzung, das Grundwerk der persischen Mystik, erscheint demnächst in der Sammlung „Meisterwerke orientalischer Literatur", herausgegeben von Dr. Hermann von Staden, bei Georg Müller in München. In seinem Vor-

wort führt Friedrich Rosen u. a. folgendes aus: Die Wissenschaft des Mittelalters war — im Orient noch mehr als im Abendlande — die griechische Wissenschaft*). Was einst Pythagoras, was Plato und Aristoteles, Plotin und Philo gelehrt hatten, das erlebte nun in arabischen Übersetzungen auf fremdem Boden eine reiche Nachblüte. Das klassische Griechentum wird im Lande der Barbaren geschätzt, im eigentlichen Griechenlande, d. h. in Byzanz, ist es unter dem wuchernden Dogmatismus und Ritualismus erstickt und dadurch auch dem Abendlande verloren gegangen.

Es ist vielleicht eine der schwierigsten und zugleich wichtigsten Fragen der gesamten Kulturgeschichte, ob Plato durch seine Lehre von dem Bestehen einer Welt der Ideen und dem gleichzeitigen „Nichtsein" der uns sichtbaren Erscheinungswelt die Menschheit auf ihrem Wege zur Erkenntnis und in ihrer ganzen geistigen Entwicklung mehr gefördert oder gehemmt hat. Soweit der Orient in Frage kommt, möchte ich das letztere annehmen. Was dem Geiste des Okzidents doch nicht viel mehr ist, als ein geistvolles Spiel, das nimmt der Orient leicht als unanfechtbare Wahrheit hin. Die ganze Welt der Erscheinungen ist ein vorübergehendes Trugbild, während das wirklich Existierende seit aller Ewigkeit in der transzendenten Welt der Ideen, der vollkommenen Urbegriffe ruht, in die auch wir mit der Erscheinungswelt dereinst zurückkehren werden.

„Du fragtest mich nach der Erscheinungswelt,
Willst wissen, was der Weise von ihr hält?
Ein Nebelbild, das aus dem Weltmeer steigt
Und wiederum zurück ins Weltmeer fällt"**).

Solche Lehre paßte vorzüglich zu der orientalischen Tendenz der Abkehr von der Welt, die mehr oder weniger alle Weisen des Morgenlandes gelehrt hatten. Wieviel mehr Grund sich von dieser Welt abzuwenden, wenn sie doch nur eine Art Fata Morgana ist, wenn sie wirklich gar nicht existiert! Um wieviel stärker zieht es die Seele zu ihrem eigentlichen Heim, der Welt der Ideen, die in dem Urquell alles Bestehenden ruhen! —

Das Leben in dieser Gedankenwelt hatte schon früh in Baghdad zur Aufwerfung der Frage geführt, ob der Koran erschaffen oder, wie die „'ayāni sābita", die (platonischen) Ideen, präexistent wäre. Da das Wort Gottes sich nicht geändert haben kann, muß es von jeher bestanden haben, und somit kam man zu dem Schlusse, der Koran habe schon in der „anfangslosen Ewigkeit"

*) Vgl. über den Zusammenhang der islamischen mit der griechischen Kultur Fr. Rosen, Die Sinnsprüche Omars, des Zeltmachers, 2. Aufl., S. 108 u. f.

**) Fr. Rosen, Die Sinnsprüche Omars, des Zeltmachers, 2. Aufl., S. 73.

(ăzăl) bestanden, ebenso wie die „Tafel" (louh), auf der die Geschicke aller Wesen verzeichnet standen. Man braucht nur logisch weiter zu denken, um auch den Propheten Muhammed als präexistent anzunehmen, aber man war auf einem anderen Wege zu dieser Lehre gelangt: Bekanntlich hatten die alexandrinischen Gelehrten, unter ihnen Philo, die alte heraklitische Lehre vom Logos weiter entwickelt, als der personifiziert gedachten göttlichen Vernunft, die das erste gewesen sein sollte, was der Schöpfer erschaffen hatte. Bekannt ist ja auch, wie im Johannes-Evangelium der Logos (bei Luther „das Wort"), der im Anfang war, Fleisch wird und sich in der Person Jesu Christi verkörpert. Dasselbe finden wir nun bei den Mystikern des Islams mit Bezug auf den Propheten wieder. Muhammed ist der „Aql", die reine Vernunft, die von allem Anfang bei Gott war, einerlei, ob von Ihm erschaffen oder ein Teil seines Wesens. So konnte denn, nach einem angeblich verbürgten „Hadis" (Ausspruch des Propheten) Muhammed von sich sagen: „Kuntu nebīyan wa Ādam bein el mā wa't tīn", „Ich war schon Prophet, als Adam noch zwischen dem Wasser und dem Lehm war", d. h., bevor der Lehm angerührt war, aus dem ihn Gott erschaffen hat.

Aber noch mehr ist Muhammed dem Sufi. Er ist der Anlaß, die causa movens der ganzen Schöpfung. Diese Lehre hatte eine um so größere Wichtigkeit, als es an sich nicht einzusehen war, weshalb Gott sich entschloß, die in der Vollkommenheit schlummernde Welt zur Existenz zu erwecken und damit der Unvollkommenheit preiszugeben. Die Erklärung fand man wieder in einem Hadis, in welchem der Prophet Gott zu ihm sagen läßt: „Ich war ein verborgener Schatz und wollte gekannt sein, darum habe ich die Welt erschaffen." Und in einem weiteren „Hadis" sagt Gott zu seinem Propheten: „lou läk lamā akhlaqtu l aflāk", „wäre es nicht um Deinetwillen, so hätte ich nicht die Sphären geschaffen". So ist der Logos-Muhammed der Grund und die Erklärung zugleich für die Erschaffung der Welt, wie er denn auch der Schlußstein des Prophetentums auf Erden ist.

Wenn man auf dieser Grundlage weiterdenkt, kommt man zu noch erstaunlicheren Ergebnissen: Die ganze Weltanschauung der semitischen Religionen ist auf Autoritätsglauben begründet. Ohne diesen — und seine Voraussetzung, die Offenbarung — kann sie nicht auskommen. Deshalb setzt sie für jeden Zeitraum einen Propheten voraus, der die Offenbarungen und Befehle Gottes den Menschen überbrachte und ihr Führer war. Da nach Muhammed kein Prophet mehr erscheinen konnte, traten bei den Schiiten die zwölf Imame an ihre Stelle, deren letzter, der Mahdi, noch jetzt verborgen lebt. Er ist der sāhib zamān, der Herr der gegenwärtigen Zeit. Weniger ausgeprägt ist dieser Gedanke im Chalifentum bei den Sunniten. Dagegen spielen im Sufismus, der überhaupt viel mehr an den Schiitismus als an den Sunnitismus sich anlehnt, die Pīre oder geistlichen Führer eine ähnliche Rolle, wie die Imame. Ali ist nicht allein

der erste Imam der Schiiten (und Ismailiten), sondern auch der Ausgangspunkt des Sufismus. Bei der unbegrenzten Verehrung, welche die Pire bei ihren Anhängern und Nachfolgern genossen, konnte man nicht umhin, auch ihnen, gleich dem Propheten, die Präexistenz zuzusprechen. Sie haben also von allem Anfang an — wenn es überhaupt einen Anfang gibt — bestanden und haben somit an den Eigenschaften des höchsten Wesens teilgenommen. Wenn sie dann, jeder zu seiner Zeit, auf die Erde gesandt wurden, so waren sie immer noch der göttlichen Weisheit teilhaftig. Was sie lehrten, waren nur Erinnerungsbilder, Anamnesen, aus ihrem früheren und eigentlichen Zustande. So wird denn in der monotheistischsten aller Religionen nicht nur deren Stifter, der Prophet Muhammed, vergöttlicht, sondern es wird außer ihm noch ein ganzer Olymp von Halbgöttern geschaffen, die, wenn auch in sehr abstrakter Weise, an den göttlichen Eigenschaften teilhaben.

Die Mystik knüpft gern an diese Lehren an, um auf eine noch weitere Wandlung, die dem Menschen bevorstehe, hinzuweisen, der Rückkehr in den Zustand des Fenā, des Nichtexistierens, d. h. des Aufgehens in der Weltseele. Dies ist der Punkt, in welchem der persische Sufismus der indischen Gedankenwelt am nächsten kommt. Wenn wir das von den Sufis angestrebte F e n ā dem N i r w a n a der Inder gleichsetzen, so zeigt sich oft eine bis zum Wörtlichen reichende Übereinstimmung beider Ideenwelten*), die aber nicht als ein Beweis des Zusammenhanges anzusehen ist. An sich kann ja auch eine parallele Entwicklung die Ursache der Übereinstimmung sein. Indessen gehen wir wohl nicht irre, wenn wir eine erhebliche Einwirkung Indiens auf die Entstehung und Gestaltung des persischen Mystizismus annehmen, wenn wir auch diesen Zusammenhang im einzelnen nicht immer nachzuweisen vermögen. Aber auf einen Unterschied möchte ich auch hinweisen: (Das Fenā (die Vernichtung) der Sufis ist nicht ganz das Nirwana der Inder. Es erscheint mir nicht ganz so negativ, nicht so absolut wie dieses, und bezieht sich mehr auf den Zustand v o r als nach dem Tode. Daher spricht auch die sufische Lehre von einem baqā bil fanā, einem „ewigen Leben in der Vernichtung". Aber trotzdem ist beiden Weltanschauungen die völlige Abkehr vom Leben, überhaupt der vorwiegend negative Charakter gemeinsam. Und gerade das N e g a t i v e ist oft — in altindischen Hymnen wie in sufischen Gesängen — dasjenige, was diesen ihre unerreichte Erhabenheit verleiht. Das von allen Attributen geläuterte Bild der Gottheit steht hoch über den vermenschlichten Vorstellungen, wie sie beispielsweise die Griechen und die Germanen von ihren Göttern hatten. Und ebenso ist es mit dem rauschartigen Zustande der Verzückung, in den der Sufi gerät, wenn er sich mit der Gottheit eins fühlt.

*) Über den Einfluß indischer Lehren auf die Entwicklung des Sufismus hat G o l d z i h e r in seinen Vorlesungen über den Islam erschöpfende Angaben gemacht.

Nur die Verneinung alles Wahrnehmbaren ist der Weg zur Erkenntnis der Wirklichkeit, und nur in der Ekstase wird das innere Auge sehend. Die Wirkung dieser Lehre auf das ganze Denken und Handeln der ihr huldigenden Völker kann wohl kaum hoch genug angeschlagen werden. Sie hatte zunächst zur Folge, daß alle Naturbeobachtung als überflüssig, wenn nicht obendrein als irreleitend angesehen wurde und somit aus dem menschlichen Denken verschwand. Auch bei uns war dies im scholastischen Mittelalter — und Gott allein weiß, wie lange danach noch — der Fall. Es ist noch gar nicht so lange her, daß der deutsche Gelehrte, um sich über die Natur des Löwen zu unterrichten, im Aristoteles oder Plinius, um seine geographischen Kenntnisse zu bereichern, im Herodot oder Strabo nachschlug, ganz zu schweigen von der unangefochtenen Autorität des Alten Testaments in allen auch außerreligiösen Dingen. Aber uns haben Renaissance und Reformation Licht und Luft gebracht. Der islamische Orient hat sich von den Fesseln der durch die mystische Philosophie gestützten Autorität seiner Offenbarungsquellen nicht freimachen können, und der typische muslimische Denker ist jener Sufi, der, statt sich an der blühenden Natur zu erbauen, seinen Blick nach innen kehrt, wo er das alles viel besser (als Erinnerungsbild der ursprünglichen Welt der Vollkommenheit) erschauen kann.

Indessen ist die *sufische Ethik* ein weites Feld und ein langes, bisher noch fast ungeschriebenes Kapitel, auf das hier, so wichtig es auch ist, nicht näher eingegangen werden kann. Ihre Darlegung würde den Rahmen dieser kurzen Skizze weit überschreiten. Der Leser wird darüber aus dem Werke Georg Rosens ein ziemlich vollständiges Bild gewinnen. Meine Absicht war auch, nur in Erwägung dessen, was *Georg Rosen* aus dem ersten Buche des Mesnevi gebracht hatte, unter Benutzung der übrigen fünf Bücher des Mesnevi und des Diwans einen Einblick zu eröffnen auf die *Zusammenhänge* der Weltanschauung Rûmis mit der *griechischen Philosophie*, speziell mit der *platonischen* und *neuplatonischen Lehre*. Es sollte damit der Blick des Philosophen, des Religionsforschers, des Kulturhistorikers auf diese interessantesten Zusammenhänge gelenkt werden. Und es handelte sich darum, das uns vielfach so seltsam und befremdend anmutende Werk des großen orientalischen Mystikers einzureihen in das ununterbrochene Kettengewebe der menschlichen Geistesarbeit aller der Völker, welche von der Bildung des klassischen Altertums beherrscht waren. Ich habe dabei absichtlich darauf verzichtet, auf parallele Entwicklungen, wie sie das Christentum und auch die indischen Religionen in ihrer Mystik bieten, hinzuweisen. Vielleicht wird dies von berufener Seite noch geschehen. Ich möchte hier nur noch ein Wort über die Bedeutung sagen, die das Studium eines für die ganze Geistesrichtung großer Völkergruppen bezeichnenden und maßgebenden Werkes für die tiefere Kenntnis ihrer geschichtlichen Entwicklung besitzt. Wenn jemals der Geschichtsforscher — und mit ihm der Staatsmann — sich daranmachen sollte,

die Geschichte des Orients aus seinem inneren Leben zu verstehen, dann wird ihm das Studium solcher Zersetzungsfermente wie die Mystik, das er jetzt meist kaum beachtet, unentbehrlich sein zur Beurteilung der Vergangenheit und auch der tieferen Grundlage der Gegenwart. Er wird in derartigen geistigen Stömungen und in deren jahrhundertelangen Kulturkämpfen das Band finden, das die anscheinend losen und unzusammenhängenden Ereignisse aufreiht und verbindet. Er wird damit den Prüfstein gewinnen, an dem er erkennt, welche sozialen und politischen Veränderungen organisch entwickelt oder assimiliert werden können und welche, nur äußerlich eingesetzt, von der Volksseele als Fremdkörper empfunden und im natürlichen Verlauf der Geschichte wieder ausgestoßen werden müssen. Genug, er wird einigermaßen dahin gelangen, die Frage zu beantworten, welche staatlichen und sozialen Organismen im modernen Völkerleben lebens- und entwicklungsfähig sind und welche nicht. Die äußere Geschichte der islamischen Staaten wird dann für ihn weniger Überraschungen bieten. Wer aber diese in den islamischen Gemeinwesen treibenden oder hemmenden Ideen und Kräfte nicht kennt, der hat noch nicht seinen Fuß in den Pfad gesetzt, der zum Verständnis der Geschichte wie der Politik des Orients führt.

Aber darauf beschränkt sich der Wert dieser Studien nicht: Auch für uns selbst können wir vieles daraus lernen, selbst wenn wir uns ganz frei fühlen sollten von allen Schwächesymptomen alternder Kulturformen. Am kranken Organismus erkennen wir oft erst die Gesetze des gesunden.

Zu diesen bemerkenswerten Auslassungen Friedrich Rosens, die wir mit Genehmigung des Verlags Georg Müller in München wiedergeben, möchte ich ergänzend noch hinzufügen, daß der Beiname des hier behandelten persischen Mystikers Rumi (der Römer) daher rührt, daß Rumi zwar persischen Landen entstammt — er ist in Balkh-Bakhra geboren — aber als Kind ins oströmische, damals byzantinische Reich auswanderte und dort sein Leben verbrachte. Obwohl er persisch schrieb, ist doch seine Hauptwirkung auf die Türkei gewesen. Dort ist auch sein Orden heute noch beheimatet.

Diese lähmende Weltanschauung ist es aber, an welcher die Türkei heute zusammenbricht. Die Völker gehen an ihren Ideologien zugrunde, die immer und überall auf die Volkscharaktere und eben damit auf die politischen Gebilde abfärben. Und so krankt denn der ganze Orient an seiner düsteren Weltanschauung. Wenige Tausend Engländer, die unserem aktiven Kultursystem angehören, genügen, um 300 Millionen Indier mit ihrem passiven Kultursystem völlig zu beherrschen, und der unserem Kultursystem angehörende Balkanbund hat ausgereicht, den tönernen Koloß der Türkei, der einst ganz Europa erzittern machte, erbarmungslos in Scherben zu schlagen. Der Niedergang von China, Persien und der Türkei hängt geschichtsphilosophisch aufs Engste zusammen. Der aktive Okzident besiegt endgültig den passiven Orient. Die Tatmenschen triumphieren

über die Beschaulichkeitsmenschen. Der politische Voluntarismus schlägt den Sentimentalismus vollständig aus dem Felde. Es beginnt die Epoche des Kulturimperialismus, der Weltherrschaft der willenskräftigen weißen Rasse. Ein weltgeschichtlicher Akt spielt sich augenblicklich in London vor unseren Augen ab. Der Zusammenbruch der Türkei bedeutet, daß mit ihr die orientalische Weltanschauung vor unserer abendländischen Kultur kapituliert.

Jara Carrillo (Madrid): Ministerpräsident Graf Romanones.

Noch niemals ist einem Politiker in Spanien die größte politische Macht in so jungen Jahren übertragen worden, wie dem Nachfolger von Don José Canalejas, dem Grafen Romanones. Der grausam hingemordete Canalejas war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften. Was Canalejas in drei Jahren geleistet hat, wissen wir in Spanien genau. Ins Ausland drang nur ein kleiner Teil von all dem — wie eben ein Echo in der Ferne nur schwach widerhallt.

Don Alvaro de Figueroa Conde de Romanones ist ein Freund des Verstorbenen. Im Jahre 1863 geboren, kam er im Jahre 1888 zum ersten Male als Deputierter in die Cortes. Seitdem hat er die Alcadia (Oberbürgermeisterstelle) in Madrid inne gehabt, ferner die Ämter der Ministerien der Justiz, des Innern und des Handels bekleidet, zuletzt war er Kammerpräsident.

Sie waren wie Orest und Pylades: Der heimgegangene Don Canalejas und sein Freund Graf Romanones liebten einander nicht nur als Menschen, sondern auch als Politiker. Beide Freunde sind echte Söhne des Pyrenäenlandes, stolz, unerschrocken.

Bemerkenswert ist es, daß der Graf, der einem der vornehmsten Geschlechter entstammt und außerordentlich reich ist, von jeher auf der Seite der Liberalen stand. Man muß freilich wissen, daß in Spanien die konservative Partei mehr als die liberale auf Seiten des Klerus steht. Der Standpunkt des Grafen Romanones ist: Man kann gut katholisch sein und darf doch nicht klerikal sein.

Einem Dichter sind Freiheiten gestattet, und so darf ich den Namen des Grafen deuten; zerlegt heißt er: Roma — non — es, und zwar lateinisch und spanisch; und übertragen auf die Richtung unseres trefflichen Ministerpräsidenten heißt das: Kirchlich fromm zu sein ist nicht zu verwechseln mit der Abhängigkeit von Rom!

In unserm Spanien kommt alles etwas später, als in anderen Ländern. Aber das Volk beginnt doch, aufgeklärter zu werden. Das System grundsätzlicher Verdummung hört allmählich auf. „Licht schaffen“, das ist das Lebensmotto des Grafen Alvaro de Romanones. Er liebt die Sinnsprüche und weiß danach zu handeln. Schon jetzt, in der kurzen Zeit seiner Präsidentschaft, hat er Erkleckliches erreicht, und zwar seinem Widerpart Señor Don Maura gegenüber. Er hielt es für das Beste, äußerlich mit dem politischen Gegner auf gutem Fuße zu stehen, aber jetzt ist das Tischtuch zwischen ihnen zerschnitten. Das Neueste und Überraschendste für das Ausland ist die Tatsache, daß der König jetzt drei republikanische Führer empfangen hat: den Gelehrten Ramon y Cajal, ferner Cossio und Azcárate. Don Melquiades Alvarez hat ja in Murcia eine Rede gehalten, in welcher er unter Anderem erklärte: „Wir Republikaner sind nicht doktrinär, sondern wollen mit der Monarchie Hand in Hand gehen, wenn sie die Forderungen der Republik verwirklicht, und diese bestehen nur in gerechten Maßnahmen zum besseren Gedeihen und zum Wohlstand, zur Förderung der Bildung des spanischen Volkes.“ Jene Empfänge bei Hofe sind ein Ereignis, und sie sind das Werk des Grafen Romanones — freilich ein Wagnis. Aber es mußte bei den besonderen Zuständen in Spanien hier einmal versucht werden. Die Republikaner haben sich jetzt den Liberalen offiziell genähert.

Die spanische Volksseele ist eine Guitarre. Man muß auf allen ihren Saiten spielen können. Es ist ein Glück, daß wir im Grafen Romanones einen Mann haben, der es versteht, sein liberales Programm durchzusetzen.

Das spanische Volk will keine Republik. Unser Nachbarland Frankreich spornt uns nicht dazu an, und Portugal am allerwenigsten. Wir haben einen Herrscher voll kluger Einsicht, und Graf Romanones ist ein zielbewußter Steuermann, deshalb hat ihm der König immer wieder sein Vertrauen bekundet.

Welches sein Programm sein und bleiben wird?

Nun, er wird da niemals nachgeben, wo die Dinge gegen seine Überzeugung gehen. Er ist der Mann, der Maura gewachsen ist. Maura mit seinem Anhang bedeuten ein Stück Alt-Spanien. Viel Treffliches ist den Konservativen eigen, aber sie stehen noch im Bann alter, verjährter Anschauungen.

Sein Hauptaugenmerk richtet Romanones darauf, Schritt für Schritt das Innere zu regenerieren. Sein Lieblingswort lautet: „Erst im Innern jeden Schaden heilen!“

Antonio Macieira (Lissabon),

Minister des Auswärtigen und früherer Justizminister:

Portugal unter der Republik.

Offener Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".

Auf dem beschränkten Raum, welchen der Artikel einer Zeitschrift gestattet, ist es kaum möglich, selbst in gedrängter Kürze die ganze Arbeit und Tätigkeit des republikanischen Regimes zu schildern, das auf Grund des ausdrücklichen Willens der Nation am 5. Oktober 1910 aufgerichtet wurde und unzerstörbar in Portugal besteht.

Auch nur das Werk des gegenwärtigen Kabinetts unter Leitung des Herrn Dr. Alfonso Costa, der seit dem 10. Januar dieses Jahres die Präsidentschaft inne hat, erschöpfend zu schildern, dürfte kaum angängig sein, denn er hat in allen Verwaltungszweigen, besonders für die Finanzen, für den Ackerbau, für die Kolonien intensiv gearbeitet. Andererseits möchte ich mich nicht weigern, der in sc liebenswürdiger Weise an mich herangetretenen Aufforderung des hochgeschätzten Leiters dieser Zeitschrift Folge zu leisten, muß aber den gegenwärtigen kleinen Artikel nur als eine Vorbereitung für weitere betrachten. Ich würde gern den Lesern von „Nord und Süd" die verschiedenen Maßnahmen sowohl in ihrer eigenen Bedeutung wie auch in ihren moralischen und materiellen Folgen auseinandersetzen, welche die Republik auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet bezüglich des Ackerbaus, der Kolonien, des Unterrichts, sowie in bezug auf Heer und Marine, zum Besten des Landes, größtenteils dank der Initiative der Partei, die sich gegenwärtig am Ruder befindet, getroffen hat.

Aus dem, was man gelegentlich in den Zeitungen findet, könnte man den Eindruck gewinnen, daß Portugal ein der großen Menge im Auslande unbekanntes Gebiet ist. Phantastische Notizen schildern nicht selten das Land als in fortwährender Unruhe befindlich, nicht selten dichtet man ihm schwierige Lebensbedingungen an, oft auch wird angenommen, es wäre unfähig, sich selbst zu regieren; und doch, wenn auch die portugiesischen Finanzen sich noch nicht völlig erholt haben, hat doch die Republik viel getan und wird noch viel vollbringen können, da sie auf den Bürgersinn ihrer Einwohner, sowie auf die starken nationalen Energien und den Reichtum des Landes rechnen kann. Die portugiesische Bevölkerung ist höchst arbeitsam. Sie wird von einer ehrenhaften Verwaltung geleitet, die, getragen von der Zustimmung der öffentlichen Meinung, weiß, was sie will, und sich bemüht, in stetem Fortschritt zu leben, indem sie dem Lande tüchtige Beispiele ihrer Tatkraft und ihres Vertrauens zur Republik gibt.

Die öffentliche Ordnung ist vollkommen; die Finanzen bessern sich;

die kaufmännischen Unternehmungen vermehren sich von Jahr zu Jahr; die Zolleinkünfte vergrößern sich mit jedem Monat, die wirtschaftliche Lage der Handelsgesellschaften und industriellen Unternehmungen ist in stetem Fortschritt begriffen; ihre Berichte und Bilanzen beweisen das und ihre Aktionäre finden es durch höhere Dividenden bestätigt.

Das Land hat volles Vertrauen zur Staatsverwaltung, es arbeitet in Zuversicht auf die Ehrenhaftigkeit seiner Leiter und auf den Patriotismus, mit welchem sie für das allgemeine Wohl wirken. Dieses Vertrauen und diese sorglose Arbeit könnten unmöglich bestehen, wenn auf den Straßen Unruhe herrschte und die Regierung machtlos wäre. Die Tatsachen sprechen laut genug, um dem republikanischen Regime Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem es gelungen ist, in noch nicht drei Jahren das Land zu einer finanziellen und wirtschaftlichen Höhe zu erheben, wie es sie seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr erreichte.

In der veränderten Regierungsform lag die Rettung des Landes. Wer das Gegenteil behauptet, spricht aus Interesse oder Unkenntnis und verschließt seine Augen der Wahrheit der Tatsachen, oder vielmehr er hat sie den Tatsachen, welche Wahrheit predigen, nie geöffnet.

Die auswärtige Schuld belief sich am 30. Juni 1910 unter der Monarchie auf 11 651 Contos de Reis. Am 30. März dieses Jahres betrug sie 6569 Contos, die gegenwärtige Regierung hat bereits ca. 3000 Contos abgezahlt.

Eine Staatsverwaltung, die nicht beständig ist und nicht das öffentliche Vertrauen in voller Sicherheit genießt, kann nicht, wie die gegenwärtige Regierung es tat, den Zinsfuß der inneren, schwebenden Schuld von 6 Prozent auf 5½ Prozent heruntersetzen. Diese Maßnahme, deren Bedeutung in moralischer, wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ohne weiteres hervorleuchtet, brachte dem Staate eine Ersparnis von mehr als hundert Contos de Reis, wurde ohne die geringste Störung durchgeführt, und wurde auch von der Finanzwelt, die einzig und allein sich hierdurch vielleicht geschädigt fühlen konnte, mit offenbarer Genugtuung begrüßt.

Ein Regime, welches nicht auf sicherer Basis ruht, sieht auch nicht seinen Kreditanstalten freiwillig bedeutende Kapitalien zufließen.

Die Sparkasse, die sich durch über das ganze Land ausgedehnte Filialen betätigt, sieht ihre Depositen anwachsen, wie noch niemals. Die flüssigen Fonds der Regierung bei ihren Bankiers in Paris und London haben sich beträchtlich vermehrt, ebenso die bei der Bank von Portugal.

Beim Antritt der gegenwärtigen Regierung stand der Kurs der inneren Anleihe knapp auf 37, heute ist er auf 39 gestiegen, eine äußerst wichtige Erhöhung, weil sie ein Zeichen ist, wie die normale Lage des Landes beurteilt wird, ebenso wie sie auch als Beweis für das Zutrauen zu seinen Institutionen und zur allmählichen Entwicklung seines Wirtschaftslebens gelten muß.

Zu den vielen Dingen, die das große Publikum hervorragend interessieren, gehört zweifellos alles, was sich auf die Entwicklung des Fremdenverkehrs bezieht, der für alle Länder, die, wie das unsere, dem Reisenden durch Naturschönheiten und Kunstwerke physisches und intellektuelles Behagen bieten, eine wertvolle Einnahmequelle vorstellt. Deshalb wird es durchaus angebracht sein, in diesem kurzen Aufsatz auch einige Bemerkungen über Wege und Bahnverbindungen zu machen. Dem Fremdenverkehr werden dadurch weitere Aufklärungen gegeben über das, was ihn berechtigterweise in ein Land ziehen muß, das neben herrlichen Panoramen auch eine Fülle künstlerischer Reichtümer besitzt. Letzteren hat die Republik besondere Aufmerksamkeit zugewandt, indem sie vorzügliche, neue Museen schuf, die bestehenden verbesserte und in verständnisvoller Art sich mit der Erhaltung unserer bewundernswerten, nationalen Denkmäler beschäftigte.

Wenn auch dieser Gegenstand mehr den Touristen interessiert, so wird sicherlich auch der Politiker bereitwillig sich über den Zustand des kleinen Landes im Westen Europas, das oft eine ungerechte Beurteilung erfahren hat, orientieren wollen, und dabei die Regierungs-Maßnahmen der Republik kennen lernen, die die Entwicklung der nationalen Energien Portugals, die Verbesserung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage zum Ziele haben.

Seit langen Jahren machte sich die Notwendigkeit einer Revision der im Jahre 1889 dekretierten Klassifizierung der dem Staate unterstehenden Wege und Straßen erster Ordnung (nationale) und zweiter Ordnung (Distriktstraßen) fühlbar. Es sollten auch Maßregeln getroffen werden, welche den Ausbau des noch sehr im Rückstande befindlichen Wegenetzes gestatteten und für die bereits vorhandenen Straßen Ausbesserungen herbeiführen sollten. In den Jahren 1904, 1907 und 1908 wurden dem Parlament Gesetzesvorschläge zu diesem Zwecke gemacht, von denen die beiden letzten nur von dem Abgeordnetenhause genehmigt wurden. Nach Einführung der neuen Regierung brachte der Abgeordnete Antonio Maria da Silva, gegenwärtiger Minister der Landesförderung (fomento), in der Sitzung von 1912 einen Gesetzesantrag ein, der im laufenden Jahre beraten wurde, als der Urheber sich bereits in seiner jetzigen Stellung befand. Nach kurzer Diskussion, die sich nur auf Einführung kleiner Änderungen bezog, wurde der Entwurf von beiden Kammern des Parlaments angenommen und am 22. Februar 1913 zum Gesetz erhoben. Durch dieses Gesetz, von dessen Ausführung glänzende Resultate zu erwarten sind, ist eine Kommission von 5 Ingenieuren geschaffen worden, die in wirksamer Weise sich mit dem Studium der neuen Klassifizierung der Straßen beschäftigt und gleichzeitig Trace und Ausführung neuer Wege vorsieht, welche den Anforderungen der modernen Transportmittel für Passagiere und Waren entsprechen und den Straßen des Staates die besten Verbindungen mit den Eisenbahnen und Fluß- oder Seehäfen einerseits, und dem Netze der Gemeindestraßen andererseits schaffen. Die geeignetsten Verwaltungs-Methoden in bezug auf Bau und Unterhaltung der Straßen sollen hier-

bei zur Anwendung gelangen. Das Gesetz enthält über diese Punkte sehr wertvolle Vorschriften und im künftigen Wirtschaftsjahre, das am 1. Juli beginnt, wird die Verteilung der zum Bau und zur Erhaltung der Straßen bestimmten Summen nach dieser Anordnung vorgenommen werden. Wenn das Gesetz in allen seinen Teilen zur Ausführung gelangen kann und die nötigen Anleihen gemacht werden, um Beschleunigung der Arbeiten zu gestatten, wird die Änderung eine durchgreifende sein und die Klagen, welche heute an vielen Stellen des Landes wegen des schlechten Zustandes der Wege erhoben werden, der den Besuch vieler äußerst interessanter Gegenden Portugals erschwert, ja manchmal unmöglich macht, dürften dann bald aufhören.

In den letzten Jahren sind die Eisenbahnen in Portugal vielfach besser geworden, sowohl bei den Privatgesellschaften als auch auf den beiden Staatslinien, der Minho- und Douro-Bahn im Norden und der Süd- und Südwest-Bahn in Alemtejo und Algarve. Die meisten Privatlinien besitzt die „Gesellschaft der Portugiesischen Eisenbahnen", welche ihre Schienenwege und ihr Material sehr verbessert hat; doch auch auf der kleinen Beira-Alta-Linie kann man bedeutende Fortschritte wahrnehmen, ebenso wie auf den kleinen Linien der Privatunternehmungen Dienst und Material verbessert wurden. Die Staatslinien werden durch das Inkrafttreten des durch den gegenwärtigen Minister für Landesförderung veranlaßten Gesetzes vom 3. April dieses Jahres einen großen Aufschwung nehmen. Die Regierung wurde dabei bevollmächtigt, eine Anleihe bis zu 4 300 Contos aufzunehmen zum weiteren Ausbau der Eisenbahnlinien des Staates und um verschiedene Ergänzungsbauten und Anschaffung von Material vorzunehmen. 130 Kilometer beträgt ungefähr die Ausdehnung der neu anzugliedernden Linien des Staates, deren Bau sofort bei der Schmalspurbahn von Vidago nach Chaves begonnen werden soll, im Anschluß an die Linie, welche an der spanischen Grenze nach Verin führt, von Carviçaes nach Miranda do Douro und Fortführung des bereits gebauten Teils von Pocinho (Dourolinie) über Moncorvo nach Carviçaes. Binnen kurzem soll auch die Ringbahn-Linie von Porto, die Linie von Contumil nach dem Hafen von Leixões gebaut und die Zentral-Straße von Porto beendet werden, nebst anderen wichtigen Arbeiten, worunter auch der Bau einiger Zugangs-Straßen nach den Stationen etc. vorgesehen ist.

Der gegenwärtige Minister hat auch am 12. April dieses Jahres einen Wetbewerb für die Konzession zum Bau und Betrieb einer Bahnlinie, von 1 m Spurweite, eröffnen lassen, die von Thomar nach Praia da Nazareth mit Abzweigung über Leiria führen soll. Diese Linie ist für den Fremdenverkehr sehr wichtig, da sie den bequemen Besuch der schönen Denkmäler und Bauten von Thomar, Batalha, Alcobaça und Leiria ermöglichen wird.

Am 18. Februar dieses Jahres legten die gegenwärtigen Minister der Finanzen und der Landesförderung dem Parlament einen Gesetzentwurf vor,

der auf die Ausführung der längst geplanten Verbesserungen an den Häfen von Leirões und Douro Bezug hatte, die für die Stadt Porto und die nördlichen Provinzen sehr wichtig sind. Der Entwurf wurde Gesetz am 23. April dieses Jahres und bildete einen entscheidenden Schritt für die Verwirklichung der lebhaften Wünsche der betriebsamen Stadt Porto, die somit endlich Einrichtungen erhalten wird, wie sie der heutige Schiffs- und Handelsverkehr verlangt. Lange Jahre hindurch war sie auf den Dourohafen angewiesen, zu welchem der Zugang im Winter oft durch sehr hohen Wasserstand und Unwetter unmöglich gemacht wird und der immer durch die ungünstigen natürlichen Bedingungen der Flußbarre beschränkt ist. Nach vielen Bemühungen erlangte sie den Bau des Schutzhafens Leirões in einiger Entfernung an der Küste, wo die Schiffe den günstigen Moment zum Eintritt in den Douro abwarten konnten und der auch den Süd-Amerika-Dampfern Raum gab, Passagiere und teilweise auch Ladung aus- oder einzuschiffen. Diese Maßnahme erwies sich indessen als ungenügend, und das neue Gesetz erst hat die Mittel zur Verbesserung der beiden Häfen, des Douro und von Leirões, bereitgestellt, um den letzteren durch Errichtung von Docks und anderen Einrichtungen zu einem modernen Handelshafen zu machen, der jederzeit der Groß-Schiffahrt zugänglich ist. Eine beiden Häfen gemeinsame Selbstverwaltung ist eingesetzt worden, die, anstatt Konkurrenz zwischen ihnen zu schaffen, im Gegenteil für eine gegenseitige Ergänzung der beiden Betriebe sorgen wird. Augenblicklich beschäftigt man sich damit, die Befestigung und Erweiterung der existierenden Molen des Schutzhafens zu studieren und in Kürze wird nach bereits genehmigtem Plane der Bau des neuen Handelshafens in Angriff genommen werden. Für die hauptsächlichsten Bauten wurden 7500 Contos bewilligt. Die Regierung ist gegenwärtig auch dabei, eine Reform in der Verwaltung des Lissaboner Hafens vorzubereiten und beschäftigt sich mit dem Studium der Vervollständigung der Bauten und Einrichtungen dieses Hafens, welcher der erste und größte des Landes ist. Nach einem vor kurzem angenommenen Gesetz soll in Lissabon ein Freihafen angelegt werden, wozu ebenfalls Vorstudien gemacht werden. In der Deputiertenkammer wurde ein Gesetz votiert, welches die Ausführung von Verbesserungen an dem kleinen Hafen von Figueira da Foz gestattet. Ebenso wird die Regierung beim Hafen von Vianna do Castello verfahren und sie denkt auch daran, die Häfen von Portimao und Lagos in der Provinz Algarve zu verbessern. Schließlich kann man noch, als weiteres Zeichen des Tätigkeitstriebs, welcher sich im Lande zeigt, das erfolgreich bemüht ist, seine wirtschaftliche Entwicklung zu heben, den Umstand anführen, daß der Gemeinderat von Setubal auf eigene Kosten Vorstudien zur Verbesserung seiner Hafen-Anlagen machen läßt, weil von dem eifrig geförderten Eisenbahnbau im Sado-Tale eine große Verkehrssteigerung zu erwarten ist, denn die Linie wird natürlich zum Transport der in jener Region in Menge zutage geförderten Mineralien dienen.

In kurzen, aber genauen Zügen sehen die Leser von „Nord und Süd" hier

einen kleinen Teil der Arbeit der portugiesischen Republik, welche dem Lande ein neues Leben des Fortschritts gegeben hat, das in jeder Beziehung im lebhaften Gegensatz zur früheren moralischen und sozialen Desorganisation steht. Stolz können die Portugiesen sagen, daß schwerlich in irgend einem Teile der Welt eine neue Regierung je auch nur die Hälfte dessen vollbracht hat, was diese Republik in so kurzem Zeitraume auszuführen imstande war. Die lange Vorbereitung, welche die republikanische Partei früher hatte, ehe sie das Ruder ergriff, war der Anlaß zur Entfaltung aller nationalen Kräfte, als das Volk sich von einer apathischen, unwillig getragenen Herrschaft befreit sah. Noch einige Jahre angestrengter Arbeit werden aus unserem Lande ein vollständig neues Portugal machen.

In nicht allzu langer Zeit werden auch alle Wohlmeinenden, die mit ehrlichem Sinn und von Gerechtigkeitsliebe getragen unserem Lande Aufmerksamkeit schenken, diese Hoffnung auf ein neues Portugal erfüllt sehen.

Hans Lambertz (Yokohama):

Die Wahrheit über die amerikanisch-japanische Streitfrage.

Die kalifornische Lex agraria hat die Augen der ganzen Welt wieder einmal auf den fernsten Osten gelenkt. Durch alle Zeitungen gehen die Erörterungen, geht das Für und Wider dieser Frage, die im Grunde genommen nur e i n e s der klarsten Symptome jenes scharfen Gegensatzes zwischen den beiden pazifischen Großmächten ist, der früher oder später doch seine Lösung durch das Schwert finden wird.

Zweck dieses Aufsatzes ist nicht, oft Gesagtes zu wiederholen, sondern die weltinteressierende Affäre von einem neuen Gesichtspunkte aus zu erörtern.

Wir nehmen unsere Schlußfolgerung vorweg und behaupten: Wenn hier überhaupt — wie Japan prätendiert — von einem Bruche des 1911er Vertrags seitens Amerikas die Rede sein kann, so liegt die Schuld selbst hierfür im letzten Ende auf seiten der japanischen Regierung.

Der zwischen Japan und der Union im Jahre 1911 abgeschlossene Handels- und Schiffahrtsvertrag ist, wie schon der Name sagt, ein Abkommen kommerzieller

Natur. Hat also, sollte man meinen, mit agrarischen Fragen überhaupt nichts zu schaffen. — Und dennoch behauptet Japan, dieser Vertrag sei durch Kaliforniens Vorgehen verletzt worden.

Wieso? — Weil er Japan das Recht der Meistbegünstigung zuspricht. Die kalifornische Lex agraria aber setzt die Japaner — ineligible for citizenship! — gegen die Weißen, ja selbst gegen die Neger zurück.

Der Amerikaner entgegnet, daß der Vertrag von 1911 unter Voraussetzung der Gültigkeit der amerikanischen Staatsverfassung zustande kam, und er hat Recht! Die aber ist es, die nur Angehörige der weißen und der schwarzen Rasse als zum Bürgerrechte zulässig bezeichnet. Sonst aber, sagt der Kalifornier, enthalte der 1911er Vertrag nichts, was den Japanern ein Recht gäbe, die agrarische Bill als Vertragsbruch zu bezeichnen.

Tatsächlich finden wir in dem so oft zitierten Vertrage von 1911 nur eine einzige Klausel, die sich mit Landfragen befaßt:

Den Angehörigen der vertragschließenden Staaten soll gestattet sein, in den beiderseitigen Ländern Land zu kaufmännischen oder Wohn-Zwecken zu pachten.

So lautet der fragliche Paragraph.

Zu pachten, wohlgemerkt! Nicht zu kaufen! Und selbst gepachtet werden darf hier wie dort nur solcher Boden, auf dem Gebäude, seien es Wohnhäuser, seien es Geschäftslokale, errichtet werden. Kein Ackerboden!

Da drängt sich doch sofort die Frage auf: weshalb wurde die so brennende Streitfrage des Landerwerbs zu agrikulturellen Zwecken mit solch auffallendem Stillschweigen übergangen, während der Vertrag alle auf Handel und Schifffahrt bezüglichen Punkte der detailliertesten Erörterung unterzog? Ein Zufall kann dieses Versehen kaum veranlaßt haben; liegt ihm aber Absicht zugrunde, dann entsteht die interessante Frage: wer konnte ein Interesse daran haben, die definitive, keine Ausflucht zulassende Festlegung der gegenseitigen Landerwerbsrechte zu umgehen?

Die Antwort liegt auf der Hand: nur Japan!

Denn Amerika hatte es sich seit jeher zum Prinzip gemacht, seine Tore dem einwandernden Landmann weit zu öffnen. Seine diesbezügliche Politik war stets die denkbar liberalste gewesen, wofür der Umstand, daß sich heute 260 000 Morgen Landes in japanischen Händen befinden, das klarste Zeugnis ablegt.

Ganz anders Japan! In kleinlichster Weise weigert die japanische Regierung den Ausländern Bodenbesitz. Seit Jahrzehnten begegnet sie fortgesetzten Bitten mit einem stereotypen non possumus. Trotzdem die Zahl der Fremden, die von dem Landbesitzrechte in Japan Gebrauch machen würden, gewiß eine verschwindend geringe ist. Aber mit jenem Mißtrauen, das einen integrierenden

Bestandteil des japanischen Charakters ausmacht, mit jenem Mißtrauen, das Japans Regierung den Weißen seit den Tagen ihrer ersten Landung auf Nippon im 16. Jahrhundert entgegenbrachte, — nennt doch schon Dr. Kämpfer im Jahre 1690 die Japaner das „mißtrauischeste Volk der Erde", — sieht man im Landbesitz der Fremden eine schwere Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes.

„There is no room for such a law!" war die schroffe Abfertigung, die der Wunsch der Ausländer nach einem liberalen Landgesetz erfuhr.

Vor drei Jahren allerdings entschloß sich die japanische Regierung auf allseitiges Drängen der Fremden ein Gesetz im Parlament einzubringen, das Ausländern das Recht des Grundankaufs gestatten sollte. Aber die einschränkenden Klauseln waren derart, daß nicht nur hochwichtige Gebiete (Formosa, Hokkaido, Sachalin) von vorneherein eliminiert wurden, sondern daß der Regierung die Möglichkeit gegeben war, irgend einen ihr beliebigen Distrikt für tabu zu erklären, indem sie ihn einfach als „militärisch wichtiges Gebiet" proklamierte. Und selbst dieses so intolerante Gesetz wartet heute noch, also nach drei Jahren, auf die kaiserliche Sanktion! Das ganze war eben nichts gewesen als ein echt orientalisches Manöver, das einen guten Willen Fremden gegenüber vortäuschen sollte, der nicht vorhanden war.

Daß Japans Verhalten ein ganz eigenartiges Licht auf seine Begriffe von Reziprozität wirft, sei nur nebenbei erwähnt. Klar aber erhellt aus dem Dargelegten, daß, wenn die Unbestimmtheit des 1911er Vertrages in bezug auf den Landbesitz auf Absicht zurückzuführen ist, diese beabsichtigte Zweideutigkeit nur auf Japans Initiative zurückgeführt werden kann. Vertrauend auf Amerikas sorglose Toleranz glaubte die japanische Regierung eine Festlegung der beiderseitigen Rechtsansprüche vermeiden zu können, die sie selbst zum klaren Farbe-Bekennen gezwungen, zu unbequemen Zugeständnissen an die Fremden genötigt hätte.

Solcher Gedankengang spricht weniger für die Loyalität der japanischen Staatsmänner, als für ihre Schlauheit. Aber auch dieser bot Kaliforniens unerschrockenes Vorgehen Schach. Und damit haben die japanischen Staatsmänner sich in eigener Schlinge gefangen.

Superklug glaubten sie durch Zweideutigkeit, dieses wichtigste Rüstzeug orientalischer Diplomatenkunst, sich ohne Gegenleistung wichtige Vorteile sichern zu können und müssen nun erleben, daß gerade dieser anscheinend so schlaue Schachzug es ist, der ihnen die Hände bindet bei Verteidigung angeblicher Rechte ihrer in Kalifornien lebenden Staatsangehörigen.

Das auffallend untätige Verhalten der japanischen Regierung während der gegenwärtigen Krise, durch das sie sich seitens der Nation die schärfste Kritik zugezogen hat, findet dadurch seine Erklärung.

Für Europa und Amerika aber bedeutet diese Affäre eine Warnung zur äußersten Vorsicht bei allen Verhandlungen mit Japan; uns ist sie ein neuer Beweis für die Richtigkeit des von dem deutschen Diplomaten, Gesandten Brandt, ausgesprochenen Grundsatzes: „Wer mit Orientalen verhandelt, muß genau wissen, wie weit er gehen will!"

Dr. Th. Schuchart: Amerikanisch-deutsche Kultur-Erwartungen.

Die zuverlässige Feststellung des heutigen Kulturquerschnitts der Vereinigten Staaten gestaltet sich ungewöhnlich schwierig. Der Versuch, den Kulturinhalt eines Volkes an dem seiner wirtschaftlich tragenden Schichten zu messen, muß hier unbefriedigend verlaufen, solange die nationale Einheit nicht viel mehr als eine politische Gemeinschaft völkisch verschiedener Volksbestandteile bedeutet. Da sich in diesem Lande unter der Sonne der lange fast unbegrenzten Wirtschaftsfreiheit die Kapitalsbildung unvergleichlich rasch vollzog, andererseits aber sich die kulturelle Beschaffenheit der immer noch massenhaft hereinströmenden Einwanderer unablässig verschlechterte, muß hier das Maß kultureller Gehobenheit in besonders weiten Grenzen spielen. Noch mehr: Der vielgestaltigen historischen Vergangenheit der Neuenglandstaaten und der südlichen Küstenränder steht die Geschichtslosigkeit und die Jugend erst jüngst erforschter und nur sehr dünn besiedelter Landschaften des Westens und des Südens gegenüber, Bestandteile nicht nur des gleichen Kontinents, sondern auch ein und desselben Staatswesens, die erst allgemach beginnen, sich zu entdecken und für ihre so verschiedenen Bedürfnisse Verständnis zu gewinnen. Hier vollendete wirtschaftliche und kulturelle Aufgeschlossenheit, dank günstiger Verkehrslage, reiches, blühendes Leben in unablässig wachsenden Städten, dort die geheimnisvolle und unerforschte Wildnis der Weltabgeschiedenheit in Erwartung des Siedlers, des Kapitals und des Fortschrittes.

Und doch trotz aller Buntheit schwebt eine zauberische Harmonie in den wuchtigen Dissonanzen des amerikanischen Wirtschaftslebens. Die schnelle, historisch und topographisch so einleuchtende Intensitätssteigerung der nordamerikanischen Kolonisierung, die sich unter einem urwüchsigen und kerngesunden, aber in seiner Erscheinungsform dem heutigen Reifezustand nicht mehr voll entsprechenden politischen Ideal vollzog, das massenhafte Zusammenströmen qualitativ sehr unterschiedlicher und durch Rasse und historische Vergangenheit verschieden gearteter Volksbestandteile, die sich einzig und allein in der Energie, eine

neue Wirtschaftsexistenz aufzurichten, einig fühlen, und schließlich die Riesenausdehnung und seltsame Reichhaltigkeit des Landes, das jeden mit einer Fülle von Raum und Entwicklungsmöglichkeit beschenkte, diese richtunggebenden Momente haben es dahin gebracht, daß die Kraftentfaltung des Einzelnen wie des Volkes als solchen sich einseitig in Richtung eines rücksichtslosen, auf die Steigerung der ökonomischen Machtmittel gerichteten Erfolgstrebens entwickelte, und daß trotz der gegenüber Europa oft erhöhten materiellen Lebensführung der Sinn für wirtschaftliche Überlegenheit eine merkliche Vertiefung des Kulturzustandes bisher hintangehalten hat. Mit der Ausbreitung des zivilisatorischen Fortschritts hat das kulturelle Prestige der Nordamerikaner keine nennenswerte Erhöhung erfahren können, vielmehr mußte unter dem Zeichen zunehmender Kapitalsmobilisierung die rationalistischer Überlegung fernerstehende, aber kulturschöpferische Reflexion in steigendem Maße durch die immer weiter ausschwingende, einseitig auf den Wirtschaftserfolg gerichtete Aktion ertötet werden. Der hohe Sinn des Lebens, der sich über der Einzelerscheinung erhebt und im tiefen Begreifen der lebendigen Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neue versittlichende Kräfte gestaltet, fiel der Unrast eines entspannungsbedürftigen Augenblicksmenschentums zum Opfer, das Macht und Wissen der Tugend und der Erkenntnis voranstellt und in materiellem Wohlstand und Ellbogenfreiheit die restlose Erfüllung seines Lebensglückes zu erkennen glaubt.

Damit soll das Vorhandensein von Trägern verfeinerter, tiefgründiger Lebensauffassung keineswegs geleugnet werden. Aber die Zahl der geburtsamerikanischen Elemente dieser Kategorie ist verschwindend, wo die zweite Generation einmal überschritten ist. Die von amerikanischem Selbstgefühl durchdrungene Plutokratie begriff die europäische Kultur wie einen Sport; sie drohte sich in den bunten Wirrnissen ihrer Differenzierung zu verfangen, und verlegte sich darauf, tatsächlich unmögliche Kompromisse zu versuchen. Die Steigerung des Genußlebens und Veredlung der äußeren Lebensform bei diesen wenigen konnte nie zur völkerverbindenden Brücke werden, selbst wenn sich die Schranken der gesellschaftlichen Abgeschlossenheit wirklich hätten beseitigen lassen, zumal das Raffinement selbst die Bedeutenden und geistig Anspruchsvollen der Regel nach abstumpft und zur Wirkung auf die Masse der Volksgenossen unfähig macht.

Kulturelle Vorstellungen lassen sich eben nicht aufpfropfen, sondern erfordern Umordnung, die völlige Neubereitung des dargebotenen Kulturbodens. Diese konnte aber nur in den Einflußzonen der mittel- und nordeuropäischen Einwanderer zustande kommen, unter der eindringlichen Dauerwirkung fremdnationaler Stammesgruppen von kultureller Aufgeschlossenheit und nationalpartikularistischem Selbstbewußtsein. In der Tat läßt sich zeigen, daß dort, wo sich die Wirtschaftsentwicklungen am ehesten stabilisierten, wo fremdländische Infiltration unbedeutend und die Gefährdung der nationalen Eigenart gering war, sich das schwerblütige germanische Element kulturell als hervorragend

fruchtbar erwies, und sogar die Gedanken weltkluger Lebensführung und praktischer Wirtschaftsgebarung mit denen eines starken und lebensfähigen Idealismus, mit Gemüt und Seele zu durchsetzen verstand.

Aber Amerika war früher schon deutscher, als es heute ist. Die fortschreitende Amerikanisierung, die Loslösung der altnationalen Beziehungen und ganz besonders der Rückgang der germanischen Einwanderung hat im letzten Jahrzehnt eine starke Abschwächung jenes so wirksamen Faktors hervorgebracht. Wenngleich das Deutsch-Amerikanertum sich heute noch um charaktervolle Grundsätze gruppiert und sich nicht scheut, diese bei Gelegenheit nachdrücklich zu betonen und zu betätigen, so hat doch das wildbrandende amerikanische Leben ein starkes Verwaschen bewirkt. Wie so viele andere kulturell hochstehende Volksbestandteile bildete sich auch das Deutschtum um nach dem, was ihm wirtschaftlich nützlich und politisch erfolgversprechend erschien.

So bieten uns heute die Vereinigten Staaten in allen wesentlichen Zügen noch das Bild eines kraftbewußten und siegesfrohen, aber doch noch ganz in primitiven Anschauungen befangenen Neulandes, eines im Grund seines Wesens wahrhaft stilechten Koloniestaats, der dank eines früh erstarkten Selbstbewußtseins unter der elementaren Wucht der täglich zu lösenden Probleme die Beziehungen zu seinen politischen und völkischen Mutterländern schnell und fast vollständig abgestreift hat. Die Art der Lebensführung und -Erfüllung überwältigt durch eine eigene Großzügigkeit und durch ein urwüchsiges Wirklichkeitsbedürfen. Der Amerikaner lebt oft in Vorstellungen einer wahrhaft naiven Einfachheit und sein Optimismus vermag Berge zu versetzen. Aber diesem Volk von Kindern fehlt bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts eine einheitliche, breitere, der Differenzierung fähige Kulturschicht. Dem amerikanischen Stil mangelt nicht die Größe und der Schwung, aber die lebensprühende Schattierung und die kulturschöpferische Vielgestaltigkeit bewußter Lebensäußerungen.

Stark und schnell ist der amerikanische Koloß in die Breite gewachsen. Bald wird er ein Hundertmillionenvolk sein. Aber seine Wurzeln haben sich noch nicht tief genug in den Boden zu senken vermocht. Im Amerikaner stak von jeher ein übergroßes Maß von Eigenbewegung. Die Entwicklung der Verkehrsmittel und die der Besiedelung und Ausbeutung harrenden Riesenräume reizten unablässig den Waghals und Beutejäger zur Ortsveränderung. So konnte das Volk erst langsam bodenständig werden. Aber die Lebhaftigkeit und Entschlußfreudigkeit wuchs immer aufs neue unter der wechselnden Hast des Tages. Der Blick blieb stets auf das Nächstliegende, das Erfolgverheißende und Äußerliche gerichtet. Der Fortschritt, so bedeutend er war, verlor sich im Materiellen. Seine Leistung war zivilisatorisch oft hervorragend, wenn auch kulturell allzu häufig gänzlich belanglos.

Diesem Volk, in dessen Geschichte die landesflüchtigen Puritaner mit dem tiefreligiösen Gefühl und dem starken Bedürfnis sittlicher Gehobenheit eine so

bedeutsame Rolle spielten, hat über dem Haschen nach äußeren Glücksgütern seine seelischen Kräfte gänzlich verkümmern lassen. Im Kampf zwischen Geschäft und persönlicher Vertiefung behielt der Dollar das Feld. Das arg ins Kraut geschossene Sektierer-Unwesen nimmt sich heute aus wie ein läppischer Versuch, der wahren Natur ein Mäntelchen umzuhängen. Der Sinn für Äußerlichkeit entscheidet alles im Wesen des Durchschnittsamerikaners, mag man dabei an die drüben im Volke durchgehends verbreitete Auffassung von der Frau im Gesellschaftsleben denken, oder an den salbungsvollen Ton und die ekelhafte Scheinheiligkeit verstockter Hochstaplernaturen oder die gutgespielte Bonhomie des verwegenen Glücksritters.

Die Zeiten sind noch nicht lange verflossen, daß der Amerikaner erst in dem Augenblick sich zur ernsten gedanklichen Einkehr verstand, in dem er, durch Erfahrung gewitzigt, der kalten eindeutigen Konsequenz gegenüberstand, die seine Kalkulation bedrohte. Wo aber der liebe Nächste in Frage kam, und die Hoffnung erstand, daß er sich dank seiner Unerfahrenheit und Unkenntnis übertölpeln lassen würde, da ließ man keine Gelegenheit vorüber gehen. Aber der äußere Eindruck blieb gewahrt. Vielleicht lehrte deshalb die tägliche Erfahrung so oft, daß unter der glänzenden Oberfläche gar so vieles faul und brüchig war. Könnte es andererseits für die Kritiklosigkeit des Durchschnittsamerikaners etwas Bezeichnenderes geben als die Tatsache, daß sein Verständnis für Qualität erst in der Beziehung zur eigenen Genußbefriedigung zu erwachen pflegt, und daß sein Verantwortlichkeitsgefühl, wie sich an tausend kleinen Zügen der Tagesgeschichte ablesen läßt, sich in der Regel erst dann entwickelt, wenn sein starkes Persönlichkeitsbedürfnis objektiv gereizt und sein Selbsterhaltungstrieb geweckt ist?

Materieller Wohlstand, gleichgültig, welchen Umständen er sein Entstehen verdankt, war stets in der Geschichte der gewaltigste Förderer zivilisatorischen Fortschritts. Er war freilich im Grunde nichts als die Gelegenheit reicherer Verwendungsmöglichkeit und eröffnete damit in unserem industriellen Zeitalter die Aussicht auf Verbilligung und abermalige Ausdehnung der Absatzkreise. Wenngleich demgegenüber sich kultureller Fortschritt sehr oft als Resonanzerscheinung eines durch wirtschaftliche Gehobenheit sich schwungvoller gestaltenden Lebens ausnimmt, so bleibt er doch stets das unmittelbare Ergebnis ethischen Erlebens, die Reflexwirkung der geistigen Entwicklung und des Eintritts neuer Ideen. Selbst wenn wir die tiefstehenden Schichten des amerikanischen Menschenimporte der letzten Dutzend Jahre beiseite lassen, ergeben sich für den übrigen Teil des amerikanischen Volkes schier unauflösbare Widersprüche, eine Unsumme verwickelter und nur von hoher Warte aus überblickbarer Beziehungen, deren Unverstandensein wohl an erster Stelle an den oft abenteuerlichen Vorstellungen schuld ist, welche heute noch über Amerika und über amerikanisches Wesen in Mitteleuropa vielfach verbreitet sind.

Jenes Dunkel wird sich lösen. Die so gefeierten, unbegrenzten Möglich-

keiten finden ihre Grenze im kulturellen Erwachen der bürgerlichen Demokratie. Mit dem 20. Jahrhundert überschritt das alte Amerika jener Vorstellung die Schwelle zu einem neuen Entwicklungsabschnitt. Mit der vollzogenen Amerikanisierung der hochwertigen Einwanderung, die mit den achtziger und neunziger Jahren aus germanischen und angelsächsischen Ländern stattgefunden hatte, begannen sich die sprunghaften Wirtschaftsentwicklungen des Landes zu beruhigen. Die Zollpolitik kam dem Bedürfen nach steigender Verfeinerung der Fabrikate sehr energisch entgegen. Wir wissen heute: Amerika befindet sich in einem Stadium der Neufundierung seiner überkommenen Anschauungen, in einer grundbewegenden Umwälzung seines kulturellen Lebens. Gesellschaft, Politik und Wirtschaft sind dabei, sich nach neuen Lebensmaximen umzuformen, und schon beginnt das Verständnis für die verschobene Lebensaufgabe in die Kernmassen des amerikanischen Volkes einzudringen. Sein Eifer ist so ernst und eindringlich, sein Opfermut so bedeutend, daß er auf den Grundcharakter und die Gesundheit Amerikas Schlüsse von starker Erwartung zuläßt.

Jener Wandel vollzieht sich auf dem Hintergrund eines entwicklungsgeschichtlich bedeutsamen Ereignisses. Das bunte Völkergewimmel der Vereinigten Staaten, das sich in der kurzen Spanne amerikanischer Staatsgeschichte weniger beeinflußt durch die Denkmale der national-politischen Entwicklung als durch die Gemeinsamkeit der politischen und wirtschaftlichen Uneingeschränktheit zu einem Wirtschaftsstaat zusammengefunden hat, ist erst heute im Begriff, den national-amerikanischen Typ zur Reife zu bringen. Wie bekannt, verblieb den germanischen und angelsächsischen Einwanderern, denen die frühzeitige Blüte der Oststaaten und ihrer Großstädte zu danken ist, der starke Wunsch nach Erhaltung ihrer nationalen Eigenart. Mit dem massenhaften Hereinströmen südeuropäischer, slavischer und asiatischer Einwanderer verwischten sich die Grenzen, welche die mannigfachen Stammesgruppen der früheren hochwertigen, nord- und mitteleuropäischen Einwanderung geschieden hatten. Wie das Gemeinsamkeitsgefühl kultureller Gehobenheit die Nationalitäten einander näherbrachte, so auch die Kenntnis derselben Sprache und die allgemeine Anteilnahme an den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. Aber der beste Kitt war doch die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Führerschaft, die ihnen als den brauchbarsten und erfolgreichsten Elementen bei dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes als etwas selbstverständliches zufiel, solange keiner dem anderen im Wege zu stehen brauchte. Mit der stetigen Verschiebung des Bevölkerungsschwerpunkts zum Westen tendierten auch die wirtschaftlich durchschlagenden Beziehungen des Kontinents immer mehr zu den Niederungen des Mississippi und seiner Nebenflüsse. Hier in den Staaten des mittleren Westens, wenig beeinflußt von den wechselnden Fluten unzivilisierter Einwanderer, besann sich der amerikanische Bürger zuerst auf seine national-amerikanische Eigenart. In stetiger ernster Pionierarbeit, in der Hoffnung auf Entwicklung und Fort-

schritt und in der Freude am Erfolg zäher Arbeit gewinnt er Heimatgefühl. Und hier beginnt er auch allgemach, die Wirtschaft auf den ersten billigen Nutzen zu verlernen, durch welche einst die Väter groß geworden waren.

Das von Stürmen habgieriger Leidenschaften durchwühlte Amerika kommt nach und nach zur Ruhe. Im Jahre 1890 lebten 63 Millionen, 1900 76 Millionen in seinen Grenzen und heute sind es über 94 Millionen. Da muß notwendig die politische und wirtschaftliche Eigenbewegung des Einzelnen eingeschränkt werden, soll anders überhaupt noch ein Schatten der so stark betonten demokratischen Bürgerlichkeit erhalten bleiben. Es hat den Anschein, als ob die Modernisierung und Veredlung des historischen Regierungsprinzips infolge der auf politischem Gebiet durch das Beharrungsvermögen der Parteimaschinen sich langsamer vollziehenden Energieumsetzungen den Vereinigten Staaten ganz besondere Schwierigkeiten bereite. Das überspannte Erfolgstreben, die Hast nach dem Dollar, hat die Begriffe der Wohlanständigkeit bei vielen stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Tagesgeschichte hört nicht auf, Beweise für die abgrundtiefe Verderbtheit beizuschaffen, die in Form der Korruption fast alle Schichten des politischen Lebens ergriffen hat. Aber der neuestens auftretende entschiedene Wille zur Besserung verdient Anerkennung. Gelerntes Beamtentum tritt an Stelle des stets zu Experimenten neigenden Laien. Endlich fängt man an, mit der auf biblisch primitive Verhältnisse zugeschnittenen best man Theorie zu brechen, jenem Grundsatze, welcher in seiner unzeitgemäßen Handhabung das ganze politische Leben verseucht hat und für die ärgsten Auswüchse des amerikanischen Wirtschaftslebens heutigen Tages die schwerste Verantwortung trägt.

Trotz des Mangels an Tradition und tiefgründiger Eigenerfahrung wurde dem so krampfhaft am Realen hängenden Volk der Blick für weitausschauende Wirtschaftspolitik doch am ehesten geschärft. Der Staatsauffassung, die dem skrupellosen wirtschaftlichen Ausleben offen oder versteckt das Wort redete, folgte eine Politik der Konservierung der noch frei verfügbaren Naturschätze und der Staatsintervention. Worüber der Staat mit besonderer Sorge zu wachen begann, war die wirtschaftliche Unterjochung und Ausbeutung der Verbraucher und das sich hier einstellende Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeiten. Die im Jahre 1882 gegründete Interstate Commerce Commission, die über die zwischenstaatlichen Verkehrsbeziehungen, insbesondere die Tarife wacht, hat sich dank ihrer ausgedehnten und kräftig gehandhabten Befugnisse zu einem mächtigen Regulator der zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen entwickelt. Für die Einzelstaaten wurden ähnliche Behörden geschaffen, deren Tätigkeit sich vielfach nicht mehr auf die Überwachung der Verkehrstarife beschränkt, sondern die fortlaufende Finanz- und Leistungskontrolle aller privaten Unternehmungen bewirkt, welche der Öffentlichkeit oder Privaten dauernd Nutzungen zur Verfügung stellen, wie Gas-, Wasser-, Stromlieferungsgesellschaften, Telephongesellschaften usw. Diesen Ein-

richtungen, die mangels bürokratischer Organisation zum Teil eine hervorragende Leistungsfähigkeit aufzuweisen haben, reihen sich die Wirtschaftsbetriebe und Überwachungsstellen einer großen Zahl nach modernisierten Grundsätzen eingerichteter Stadtverwaltungen würdig an, die mit dem alten amerikanischen System des skrupellosen Draufloswirtschaftens und der rücksichtslosen Ausbeutung der verbrauchenden Massen einen vollständigen Bruch bedeuten. Die Stadtverwaltungen einer Reihe großer Städte, die sich aus sich selbst heraus von alten sozialen Übeln erfolgreich gereinigt haben, zählen deshalb heute zu den mächtigsten Trägern jenes neu-amerikanischen, wirklich kulturell fortschrittlichen Wirtschaftsgeistes.

So gehen denn die Zeiten, in denen sich durch die schlimmsten Formen der Raubwirtschaft sozusagen im Handumdrehen Vermögen gewinnen ließen, allgemach ihrem Ende entgegen. Und wenn auch die Bundesregierung bisher noch recht planlos und mit bestrittenem Erfolge gegen die in gänzlicher Freiheit aufgewachsenen Konzentrationsbildungen des Großkapitalismus vorging, so wird sie doch unzweifelhaft in nicht ferner Zeit Mittel und Wege ausfindig machen und genügend Festigkeit gewinnen, um der monopolistischen Ausbeutung des Inlandmarktes wirksam begegnen und der Bevorzugung von Sonderinteressen ein Ende machen zu können. Die Regierung, hinreichend objektiver Aktion freilich bisher erst selten fähig, aber doch von dem erwachenden sozialen Gewissen des Volkes auf den Weg zum gerechten Ausgleich getrieben, zügelt mit immer wachsender Kraft den Widerstreit der schnellebigen Wirtschaftsentwicklungen, sodaß es scheint, als solle das Land der jüngsten und größten Wirtschaftsgeschichte am schnellsten den Weg von der Jugend zum Mannesalter, vom spielerischen Tun des Unerfahrenen zum ernst abwägenden und gemessenen des Gereiften durcheilen.

Was in Europa langer und aufreibender Kämpfe bedurfte, um als sicheres Ergebnis gebucht werden zu können, fiel dem amerikanischen Volk als reife Frucht ohne eigenes Zutun vom Baume der Erkenntnis. Opferfreudigkeit in materiellen Dingen wächst in der Regel nur in Zeiten steigender Gewinne, in jener berauschenden Treibhausluft, in der Glück und Unglück der Vergangenheit schnell verblassen und die Zukunft in rosenrotem Lichte gesehen wird. Der soziale Gedanke wurde drüben, ohne daß es starker Anstöße bedurft hätte, aus dem einigenden Moment gemeinsamer Arbeit und Erfolgstrebens heraus geboren. Die Hebung des Standard of life ging sprunghaft vor sich. Wie im Fieber ergriff es alle Gesellschaftsschichten, Mauern der Tradition waren nicht zu übersteigen und Vorurteile nur bei einer Minderzahl eingefleischter Geldmacher zu überwinden, und so war die Vermenschlichung der Arbeits- und Lebensbedingungen im Grunde nicht viel mehr als eine Begleiterscheinung eines wirtschaftlich gehobenen Zustandes.

Mit dem Rückgang der nationalen Differenzierung der ehedem Eingewan-

derten vollzog sich eine langsame Gesundung der öffentlichen Meinung. Der Abstand des Geburtsamerikaners und des Vollamerikanisierten zum heute sich in Amerikas Häfen ergießenden Einwandererstrom ist gewaltig gewachsen, aber darunter ist erfreulicher Weise das Verständnis für die Not der brauchbaren und zur Amerikanisierung bereiter Elemente der Einwanderung nicht verloren gegangen.

Die Arbeit, der eiserne Wille zum Vorwärtskommen und der Wunsch, amerikanischer Bürger zu werden, gibt jenen proletarischen Glücksrittern in den Augen des Amerikaners die Würde; die Erprobten sind stets seiner Anerkennung sicher. Wenn auch die Zulassungsbedingungen für die Einwanderung fortgesetzt verschärft worden sind, so hat der Amerikaner doch den Wunsch dem beizustehen, dem es damit ernsthaft ist, amerikanischer Bürger zu werden. Das Gefühl für eine gewisse Menschlichkeit ist in weiten Kreisen trotz alles Hastens rege geblieben, mag der Yankee die rationalistische Denkungsart auch hier nicht verleugnen können. Gedenkt man der sozialen Arbeit in den Social Settlements der Großstädte, der massenhaften Stiftungen und Aufwendungen für Volksgesundheit und Massenbildungsbetrieb, oder auch der rapiden Fortschritte auf dem Gebiete der Unfallverhütung und -Versicherung in den Privatwirtschaften sowie in den Betrieben des Bundesstaates und der Einzelstaaten, so wird man zugeben müssen: es gibt keine Möglichkeit, die wahrhaft großzügig eingeleitete Sozialisierungsarbeit der Vereinigten Staaten des 20. Jahrhunderts irgendwie zu verkennen.

Das arbeitsreiche, aber im Grunde doch ereignisarme Leben des Kulturpioniers hat dem amerikanischen Wesen bislang seine besten Züge gegeben. Bezwingung der natürlichen Widerstände um jeden Preis, skrupellose Anwendung verwegener Mittel, frisch-fröhliches Draufgängertum, das waren die Elemente seiner Schöpfungen. Ihre Bedeutung liegt darum, wenn erst einmal eine gewisse Kulturhöhe erreicht ist, ausnahmslos bisher mehr auf zivilisatorischem als auf kulturellem Gebiete. Indem sich die Einflußgebiete und Wirtschaftskreise nun enger aufeinanderschieben, beginnt eine allgemeine Intensitätssteigerung, ein langsames Abwenden von der Raubbauidee. Wie die Landwirtschaft unter dem Druck steigender Bodenpreise zur Verwendung künstlicher Düngmittel und zur Wechselwirtschaft übergeht, so begibt sich die Industrie, der Forderung des außerordentlich aufnahmefähigen zollgeschützten Inlandmarktes folgend, in höhere Formen des Erzeugungsprozesses, in die Verfeinerung der Erzeugnisse. Die amerikanischen Exportziffern zeigen, wie der Übergang zur Verfeinerung in der Mitte der neunziger Jahre langsam eingesetzt, um in den letzten paar Jahren ganz kolossale Fortschritte aufzuweisen. Wir beobachten hier als eine unmittelbare Wirkung des fortschreitenden Reifeprozesses, der höhere Produkte zeitigt und dem schwachen Individuum gegenüber der kapitalistischen Gewalt eine Stütze zu geben trachtet, wie sich das amerikanische Geistes- und Kulturleben, das bisher

vornehmlich einseitig, materiell interessiert und egoistisch erschien, umbildet und sich stärker als je zuvor auf die Ausstrahlungen Europas einstellt.

Wenn vordem diejenigen, die mit Bewußtsein die geistigen Beziehungen zwischen hüben und drüben pflegten und die zeitgeschichtlich markanten Kulturergebnisse einander näher brachten, meist nur in bestimmten und eng umschriebenen Kreisen gefunden wurden, bei denen sich das verständnisinnige Aufeinandereingehen fast der Regel nach zwanglos aus völkischen Zusammenhängen ergab, so sind es heute, nachdem das Gefühl der Stammeszugehörigkeit im Großamerikanertum immer mehr untergeht, zunächst die Träger der Wissenschaft und ihre Gefolgschaft, die im Bedürfnis nach Belebung, Bereicherung und Vertiefung des Geisteslebens sich am kastalischen Quell europäischer Kulturentwicklung erlaben, auf fast allen Arbeitsgebieten mit sorgsamer Hand das aktuell Bedeutsame und Beziehungsreiche aussondern und darauf dann selbständig, zum Teil mit ausgezeichnetem Erfolg, weiterbauen.

Ganz allgemein und augenfällig findet wohl der von dieser Seite gegebene Anstoß in der jungen, ernsten und kraftvollen Bewegung auf dem Gebiete des amerikanischen Erziehungs- und Unterrichtswesens seinen Ausdruck. Hier kommt schnell und unmittelbar die Beziehung zum Volksganzen zustande, haben einmal die Strahlen im Prisma der nationalen Gedankenwelt die für ihre spezielle Wirkung so unerläßliche Brechung erfahren. Es spricht von sittlicher Kraft und gesundem Verständnis, daß das amerikanische Volk auf dem Wege zur Qualifizierung seiner Arbeit die Grundlagen seines Fortschrittes in der Hebung seiner allgemeinen Bildungshöhe erkennt. Die Verbesserung des freilich im Durchschnitt noch recht tief stehenden Lehrbetriebes, seine Anpassung an die mannigfachen Bedürfnisse und ganz besonders die Ausdehnung der Verpflichtung zum regelmäßigen Schulbesuch, um diese Momente gruppieren sich vornehmlich die äußerlichen Bestrebungen der Einzelstaaten und ganz besonders der städtischen Gemeinwesen. Der Geist, aus dem die tausendfältigen Bemühungen des heutigen Massenerziehungsbetriebes unternommen werden, verrät die Not der Zeit und den ernsten Willen des so real denkenden Volkes, die Beziehung zur praktischen Lebenserfüllung vielseitiger und ethisch wertvoller zu gestalten. Die amerikanische Schule neuzeitlicher Richtung erstrebt eine Verinnerlichung des Lebens und damit des so gesteigerten Inhalts der Geistesarbeit durch die Erziehung zum methodischen Denken, um — das ist das spezifisch amerikanische — im engsten Anschluß an das tägliche Schaffen und die Bedürfnisse des Tages den Menschen mit dem Rüstzeug zu versehen, das ihn zur hochwertigen Nutzung seiner Fähigkeiten und zur Veredlung seiner Leistung hinaufführt. Soweit im Einzelnen auch noch der Erfolg von diesem Ziele heute entfernt ist, so kann schon die Tatsache vermerkt werden, — eine Riesenleistung in einem so jungen Lande, in dem jeder fast an einem übertriebenen Selbstbestimmungsbedürfen krankt —, daß der Gedanke an die Unerläßlichkeit und die Unbedingtheit des Erfolges guter Schulen

heute in seiner tiefen Bedeutung für die praktische und sozial-ethische Zukunftsgestaltung der Nation mit starkem Erfolg weiten Kreisen des Volkes nahegebracht worden ist. Ein günstiges Zusammentreffen fügte es, daß Deutschland, lange von der allein seligmachenden Doctrin der Lernschule altpreußischen Stils befangen, sich just um dieselbe Zeit freierer Schulgestaltung und innigerer Bezugnahme zum praktischen Leben zuwandte, als die Vereinigten Staaten nach einer leistungsfähigen Gestaltung ihrer Bildungsbetriebe ernsthaft Umschau hielten. In Deutschland hungerte die Schule lange nach dem Leben, und als man bei uns daran gehen durfte, mit dem Eigenerlebnis, dem selbstgemachten Experiment, der Skizze nach dem Selbsterschauten gegen Autoritätsglaube und abstrakte Erfahrungsgrundsätze vertrockneter Schulmeister zu Felde zu ziehen, gewannen wir und unsere Methode Vertrauen in den Augen unserer überseeischen Vettern. Nirgendwo fand Kerschensteiner begeistertere Anhänger als drüben, und seine Arbeitsschule, die als höhere Stufe des Kindergartens in der Form des Handfertigkeitsunterrichts (Manual Training) drüben schon früh erschien und Amerika so überaus wesensverwandt ist, ist heute auch in den Mittelschulen und Universitäten Amerikas in entsprechend gewandelter Form eine typische Erscheinung.

Die bürgerliche Demokratie war die erklärte Anhängerin individueller Erziehung. Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit im höchsten Sinne des Staatsbürgertums ist heute noch der oberste Grundsatz ihres gesamten Erziehungswesens.

Wurden so die Wissenschaft und die führenden Kreise des amerikanischen Erziehungs- und Unterrichtswesens zu einflußreichen Vermittlern deutscher Kulturleistungen, so faszinierte vor allem Deutschlands wirtschaftliches Erstarken die breiten Volksmassen der im eigenen Kraftgefühl und Stolz so gern schwelgenden Nation. Das deutsche Volk erschien nun mit einem Male als das glücklichste, kulturell fortschrittlichste und aussichtsreichste unter den Völkern der alten Welt. Harte Arbeit bei der Erforschung und Erschließung des endlos weiten Landes, im Verein mit der verhältnismäßigen Leichtigkeit, durch rücksichtsloses Draufgängertum zum wirtschaftlichen Erfolg vorzudringen, hat das amerikanische Volk lange mit einer gewissen Abneigung gegen Wissenschaftlichkeit und tiefgründige Geistesarbeit erfüllt. Es verlegte sich auf ein empirisches Schaffen selbst dort, wo die Wissenschaft lange vorher Erkenntnis geschaffen hatte. Nun aber der Zustand beginnender Sättigung sich wahrnehmen ließ, die Ausdehnung der Handelsbeziehungen und der beginnende Niedergang der englischen Suprematie auf Deutschland verwies, und unsere wirtschaftliche und politische Machtentfaltung den Nachweis dafür erbrachte, daß selbst in einem so stiefmütterlich mit natürlichen Hilfsquellen ausgestatteten Lande sich Riesenwerte schaffen lassen, sofern nur die Arbeit vom Geiste der Wissenschaft und der Sparsamkeit beherrscht wird, gewann das amerikanische Volk als solches zu den Leistungen unseres Erziehungs-

und Bildungswesens die tiefere persönliche Beziehung. Das kam ganz besonders den Leuten aus technischen Berufen zugute. Indem der amerikanische Fabrikant nun einsah, daß nur die Beharrlichkeit der Arbeit, die Gründlichkeit der Forschung und der Hochstand der Durchschnittsbildung es vermocht hatten, das von Grund aus arme Deutschland zum ersten Wirtschafts- und Kulturzentrum des europäischen Kontinents zu machen, erschloß er sich mit fast stürmischer Herzlichkeit der neuentdeckten Affinität, die sich trotz unausbleiblicher Handels- und insbesondere zollpolitischer Reibereien sicherlich für die nächste Zukunft noch erheblich enger gestalten wird.

Die verbindende Brücke zwischen deutschem und amerikanischem Geistesleben beruht längst nicht mehr nur in trockener Bücherweisheit und im Streite um Theorien und Ansichten derjenigen, die sich hüben und drüben für den gleichen kleinen Ausschnitt des Lebens oder der Wissenschaft interessieren. Das werktätige Leben und die Forderung des Tages beherrscht vor allem den beiderseitigen Geistesaustausch. Mag auch das Bestreben, sich des erstarkenden Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu erwehren, mit Amerikas Fortschritten auf den Gebieten der Feinverarbeitung mehr und mehr in den Vordergrund der beiderseitigen Beziehungen treten, so wird doch die in alle Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse beider Nationen so weit hineinragende Technik vorerst der Grundpfeiler bleiben, in dem die neuestens so belebten Geistesbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verankert sind. Die Austauschprofessoren waren diejenigen, welche das Verständnis für die beiderseitige Bedeutung in der studierenden Welt näher brachten. Aber schon ist die Berührung der Geister auf breiterer Basis hergestellt. Die Vereinigten Staaten wurden immer mehr das Ziel der großen internationalen Wanderversammlungen. Letztes Jahr tagten so die Abgesandten unserer Handelskammern in Boston, unsere Chemiker, Materialprüfer und Schiffbauer in Washington. Deutsche Ärzte besuchten auf einer Studienfahrt die Stätten amerikanischer Heilkunst und Krankheitsvorbeuge, während wir die amerikanischen Lehrer in zahlreichen Scharen bei uns sahen. In diesem Jahre aber noch wird uns eine Wanderversammlung besuchen, die in ihrer Bedeutung von kaum einer ihrer Vorgänger übertroffen wird. Die „American Society of Mechanical Engineers", der große amerikanische Ingenieur-Verein, wird im Sommer zur Tagung des Vereins Deutscher Ingenieure hier erwartet. Wenn wir ehedem Fachgenossen hier begrüßen konnten, so sind es diesmal die berufenen Vertreter einer ganzen breiten Kulturschicht, der Förderer der einzigen wirklichen amerikanischen Kultur; ist doch die technische Kultur d i e Kultur Amerikas. Wir werden Leuten gegenüberstehen, die mehr wie sonst wo in der Welt ein Staatsgebilde und eine Zivilisation haben aufbauen helfen, die das Leben sc, wie es sich an dem stählernen Gerippe wirtschaftlicher Zwangläufigkeit zu entfalten vermocht hat, wie irgend jemand in der Hand gehalten

haben und auch ferner zu seiner zivilisatorischen Befruchtung mit an erster Stelle berufen sind. Hier werden sich Deutschland und Amerika mit breiter Brust gegenüberstehen, und über die weltwirtschaftliche Beziehung die technisch-kulturelle verfeinerter Ingenieurschöpfung und erhöhter Materialbeherrschung knüpfen und gegenseitiger Befruchtung näherbringen. Deutschland wird sowohl durch seine technisch exakte Abeitsausführung und seine tiefgründige Wissenschaftlichkeit wie durch die Stetigkeit und Leistung seiner Kulturentwicklung des tiefen Eindrucks auf das wirtschaftliche Werte schaffende Amerika nicht ermangeln. Und wenn wir auch heute noch die Größe des Amerikanertums seiner praktischen Begabung und seinem lebhaften und richtigen Instinkt in wirtschaftlichen Dingen zuschreiben müssen, so liegt sicherlich die Zeit nicht fern, daß über die technischen Wissenschaften der Kulturgehalt des industriegeschäftigen Deutschland dem zukunftsfreudigen Amerika restlos erschlossen ist. Das Ringen um den technischen Fortschritt, das, so verschieden auch im einzelnen die treibenden Kräfte sein mögen, nirgendwo in der Welt stürmischer und erbitterter erfolgt als bei uns und in Amerika, drängt beide Länder einander gewaltsam entgegen und bringt es dahin, daß wir uns trotz der gar so verschiedenen Lebensideale und national-politischen Leitmotive in den Grundlagen unserer Arbeit immer enger einander verwandt fühlen.

Längst ist die Flut deutscher Einwanderer stark verebbt, und wir haben aufgehört, wie ehedem Amerika die wertvollsten Kräfte für den Aufbau seiner Wirtschaftsgeschichte zuzuführen. Mögen sich die Bande des Blutes unter dem Schutze des Sternenbanners und der demokratisch-primitiven Verfassung mit besonderer Leichtigkeit vom Stammlande lösen, so heischt die Grundtatsache doch stets neue Anerkennung, daß der eingewanderte deutsche Handwerker und Industriearbeiter an der Veredlung der amerikanischen Arbeit im Sinne einer Qualifizierung ihrer Produkte einen außergewöhnlichen Anteil gehabt hat, und immer wieder drängt sich die Frage auf: Was wären die Vereinigten Staaten von heute ohne das Beimaß deutscher Gewissenhaftigkeit, Zähigkeit und Sparsamkeit.

So gewahren wir denn heute das seltsame Schauspiel, daß wir trotz des sprichwörtlichen Assimilationsvermögens des Deutschen ganz unabhängig von allen völkischen Beziehungen eine entschiedene Neubelebung der deutsch-amerikanischen Kulturzusammenhänge vor uns sehen. Nicht die starke Zumischung deutschen Blutes ist es, auch nicht in erster Linie der Eifer des gierigen Konkurrenten, der uns an England vorüber immer mehr zusammenführt, sondern die harte Arbeit des Tages, das Suchen nach der Kenntnis und der Methode, den Stoff mit dem höchstmöglichen wirtschaftlichen Erfolge zu meistern, die allmächtige Technik. Die amerikanische Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit findet sich mit deutscher Gründlichkeit und Bedächtigkeit zu einer wundervollen, beiden Nationen Erfolg verheißenden Harmonie zusammen.

Die Klagen über die immer seltener werdenden deutschen Facharbeiter sind drüben beharrlich geblieben, aber das Berührungsniveau hat sich sichtlich verschoben. Man ist dabei, durch Verbesserung des Schulwesens und Ausdehnung von Einrichtungen, die der gewerblichen Fortbildung dienen, die Qualität der amerikanischen Arbeiterschaft mit allen Mitteln zu heben, und eine Sozialisierung der Arbeitsbedingungen ist im Werke, wie sie noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten werden mußte. Aber der Durchschnitt des amerikanischen Arbeiters wird trotzdem noch auf lange Zeit nicht an den deutschen heranragen. Noch fehlt es drüben sehr an dem Schlage der wahrhaft Kultur beflügelnden Techniker, jener Führer, die in ihrer vollen Tiefe der Ganzheit der Erscheinung gerecht werden, dank eines nicht durch Spezialisation entwerteten, so doch bedeutenden, im Grunde gefestigten und auf allgemeine Ausblicke eingestellten Fachwissens. In dieser Richtung hat das amerikanische Volk in den letzten paar Jahren ganz vortreffliches geleistet. In wissenschaftlicher Forschung und vertiefter Kenntnis vom Zusammenhang der Dinge erkennt es den Schlüssel für seine Zukunft. Hier liegt zur Zeit die unmittelbarste Berührung zwischen deutscher und amerikanischer Fortschritts- und Kulturarbeit.

Der deutsche Ingenieur, dessen vorbildliche Erziehung auch das industriegewaltige England anerkennen mußte, beginnt erst allgemach in den Vereinigten Staaten sein Nachbild zu finden. Unterrichts- und Wirtschaftsverhältnisse ebneten dem deutschen Typ der technischen Führerschaft auf der ganzen Welt die Wege, und so wird in Amerika auch künftig der aus deutscher Schule hervorgegangene Techniker den Platz erfolgreich füllen da, wo die in tieferer Auffassung gewonnene Erkenntnis sich auf dem Wege zur Verfeinerung der Produkte für technisches Schaffen notwendig erweist, und wo, wie meist, individuelles Schaffen die Grundlage der Wertsteigerung bedeutet.

Es ist sehr verlockend, dem leitenden Einfluß deutscher und in Deutschland erzogener Ingenieure in der amerikanischen Eisenfeinverarbeitung nachzuspüren. Auf den amerikanisch-technischen Lehranstalten löste die Erkenntnis von seiner richtungbestimmenden Bedeutung eine starke und verständnisvolle Restaurationsaktion aus. Dank der Freigebigkeit reicher Stifter braucht kaum eine Gelegenheit versäumt zu werden, den wissenschaftlichen Betrieb der Universitäten qualitativ zu heben, soweit das mit Geld überhaupt möglich ist, und auf die neuzeitlichen Verfeinerungsbestrebungen der Industrie zuzuschneiden.

Das amerikanische Lehrideal deckt sich nicht mit dem deutschen und wird es auch wohl entsprechend den eigenen Bedürfnissen des Landes zunächst kaum tun. Noch lernt der amerikanische Akademiker mehr schulmäßig sein Pensum, als er in der selbständigen Anwendung des einmal übermittelten und in der freien Forschung unterwiesen wird. Die amerikanische Lehridee stellt den Erfolg im Leben noch heute in der Regel in den Vordergrund. Sie bietet den Lehrgegenstand sogleich in praktisch anwendbarer Form. Die Schüler sollen sogleich nach

Verlassen der Lehranstalt die gewichtige Praxis auf ihre Schulter zu nehmen vermögen und keiner weiteren praktischen Berufsvorbereitung bedürfen.

Aber diese mehr pädagogischen Ansichtsverschiedenheiten lassen den Willen zu impulsiv gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen, zu einer Verinnerlichung des geistigen Lebens und Vertiefung der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht verkennen.

Wir wissen, daß der deutsche Ingenieur dem Amerikaner noch aus vollen Händen zu geben vermag. Aber wir brauchen nicht eifersüchtig über unseren Schätzen zu wachen. Denn auch für uns ist die aufs Rohere gestimmte Technik der Vereinigten Staaten eine Fundgrube der Anregung geworden. Der Kuriositätswert macht reeller Wertschätzung Platz, nachdem auch wir uns in unserem technischen Denken von einer gewissen spießbürgerlichen Kleinlichkeit befreit haben und an der steigenden Größe unserer Aufgaben den Mut der Entschlossenheit und der technischen Überzeugung erprobt haben. So fremd einst der deutsche Ingenieur Erzeugnissen amerikanischen Ingenieurwesens gegenüberstand, so sympathische Züge erkennt er heute dort, wo der Amerikaner den Weg induktiver Forschung beschritt und sich von der Empirie befreite. Wir finden dann sogar, daß wir mehr wesensgemein haben in unserer Arbeit, als wir schlechthin annehmen, und fühlen, daß sich eine Annäherung in Stil und Art unseres technischen Schaffens als notwendige Folge einstellen muß.

Dieser Zeitpunkt liegt nicht fern. Es kann kein Geheimnis sein, daß dort, wo das Detail der Ausführung die Zweckerfüllung des Gesamtwerks nicht unmittelbar berührt, der Stil der Technik auf den Gebieten großbetrieblicher Herstellung weit weniger von den Persönlichkeitswerten des Schöpfers und der Modegewohnheit bestimmt wird als vom Rationalismus; die Wirtschaftlichkeit des verwendeten und in ökonomischem Maßstab gemessenen Aufwandes hat längst überstark form- und lösungsbestimmenden Einfluß. Die pädagogische Seite technischer Gedankenarbeit ist die Erziehung zum instruktiven Entdecken der Linie des geringsten Widerstandes, wobei sich dieser aus technisch-konstruktiven und wirtschaftlichen Momenten zusammensetzt.

Aus der durch Lohnsteigerung und veränderte Produktionstechnik verschobenen Erfolgwirtschaft ergaben sich notwendig neuartige Gesetze der technischen Gestaltungsweise. Diese weisen uns Deutsche gerade in den letzten Jahren strenger denn je auf die vereinfachte, verwohlfeilte Zweckgestaltung, die, als wissenschaftlich gedankliche Leistung gemessen, vielleicht hinter der vollendeteren, aber kostspieligen und oft genug gerade deshalb veralteten Lösung der Vorjahre zurückstehen muß. Und wir bewegen uns dem gleichen Ziele entgegen, dem in gegenläufiger Richtung sich heute selbstbewußt der Yankee naht, der vom Rohen zum Feineren fortschreitet, aber das seltene Glück genießt, dank der fabelhaften Aufnahmefähigkeit seines Marktes und seines seltsamen Spezialisationstalentes nicht nur hochwertigere, sondern trotzdem preiswertere Ware als ehedem

auf den Markt bringen zu können. Mit anderen Worten: Die treibenden Kräfte sind hier wie drüben dieselben, nur wirken sie in entgegengesetzten Richtungen. Hier ein langsames, zähes Ringen, dem technischen Fortschritt durch den wirtschaftlichen aufzuhelfen und ihn vornehmlich mit wissenschaftlichen Hilfen immer aufs neue zu beleben, dort die dank europäischer Vorbilder spielend erreichbare konstruktive Verbesserung und trotz außerordentlicher Kostspieligkeit der menschlichen Qualitätsleistung die Verbilligung der Produktionstechnik und Verwohlfeilung des Erzeugnisses.

Hier wie dort spielt die Qualifikation der ausführenden Arbeiterschaft eine zwar sehr mitbestimmende, aber keineswegs gleichartige Rolle. Das Spezialisationsbedürfnis ist bei uns noch nicht so ungewöhnlich groß wie drüben, das Teilmenschentum drum nicht entfernt so stark entwickelt. Aber die Zeit, in der aus technisch-wirtschaftlichen Gründen das Spezialistentum um jeden Preis von der technischen Welt Amerikas als unbestrittenes Ideal gefeiert wurde, ist heute schon vorüber. Wir finden vielmehr auch hier eine gegenläufige Bewegung; die deutsche Arbeit hat dank ihrer erweiterten Märkte und des gestiegenen Eigenverbrauches im letzten Jahrzehnt die Spezialisationsentwicklung mindestens im gleichen Maße zu fördern vermocht, wie die amerikanische Industrie bei ihrer Anstrengung zur Qualitätsverbesserung sie abgebaut hat. Unter diesem Gesichtspunkt zeigt sich die neuzeitlich geschärfte, sieghafte Intelligenz des qualitätsfreudigen und verbesserungslustigen Amerikaners neuesten Datums von ihrer besten Seite. Heute weiß der feinverarbeitende Amerikaner, daß er selbst bei weitgetriebener Arbeitsunterteilung der Mitwirkung des vielseitig geschickten und intellektuell geschulten Arbeiters weniger denn je entraten kann.

Und gerade die steigende ökonomische Wertung qualifizierter Leistung ist es heute, die in den Mittelschichten, soweit sie aus Geburtsamerikanern bestehen, jenen unbändigen Bildungshunger entfesselt haben, der in der deutschen Industriegeschichte als treibende Kraft der Massen eigentlich nie zu beobachten war, am allerwenigsten in der Jetztzeit, in der unter der nachhaltigen Einwirkung sozialistisch dirigierter Masseninstinkte mangels eines allgemeinen, kräftigen Anreizes sich die Zeichen für die geistige Versumpfung der großindustriellen Arbeiterheere in bedenklichem Maße mehren. Die energische und vielversprechende Neuorganisation des amerikanischen Schulwesens ist die Morgenröte einer neuen Zeit. Aber das Spezifische der nun gestaltgewinnenden Geisteskultur ist doch auch hier wieder die enge Verquickung mit dem Nutzgedanken und der primitiv praktischen Lebensgestaltung, die vorherrschende Beziehung zur Arbeitsleistung, zu anschaulichem Denken, zu technisch-beruflicher Allgemeinkenntnis. Die Abendschule wird immer mehr zum Ausgangspunkt für theoretisch-technische Berufserziehung, und ins Unendliche haben sich in wenigen Jahren die Gelegenheiten gesteigert, durch die täglich und stündlich in öffentlichen und privaten landwirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen und

Mittelschulen, in Fabrikschulen sowie Fach- und Sonderkursen von aller Art Bildungsanstalten das technisch-berufliche Moment der Kultur-, Arbeits- und Lebensgestaltung den breiten Schichten Amerikas vermittelt wird. Die in wenigen Jahren außerordentlich gestiegenen Aufwendungen der Gemeinwesen und Privaten für den Ausbau der Berufserziehung und eine wohlfeile theoretische, die Tagespraxis ergänzende Schulung reden eine eindringliche Sprache. Sie künden den einmütigen Willen des Volkes zu höheren Aufgaben, zu einer neuen farbenreichen und geistig schwungvollen Lebenserfüllung.

Bei der starken Betonung der technischen und technisch-wirtschaftlichen Motive mußte diese Entwicklung augenblicklich das Problem der Arbeitserledigung in Mitleidenschaft ziehen. Das wüste Durcheinanderstürmen der Kräfte und der durch Lässigkeit, Verschwendung und Unkenntnis riesige Verbrauch an Energie haben Aufwand und Leistung im alten Amerika eigentlich stets in schreiendem Mißverhältnis dort gelassen, wo nicht die besondere amerikanische Begabung für Spezialisation und Massenbehandlung, oder zufällige Umstände zu einem mehr vernunftgemäßen Wirkungsgrad verhalfen. Wie durch vertieftes Wissen und gereinigte Erkenntnis sich eine erhöhte Stoffbeherrschung und ein kalkulatorisch erwogenes Maßhalten durchsetzte, erfuhr das alte Problem der Arbeitsnutzung eine glänzende Neubelebung. Amerika ist durch den hohen Preis der menschlichen Arbeit und die Massenhaftigkeit der gleichartigen Vorgänge zwar schon früh zur Klarheit über die Macht der Organisation und richtigen Arbeitsdisposition vorgedrungen, kein Wunder bei der Größe der Mittel und der Aufgaben, die das mit Riesenschätzen begnadete Land denen bereitwillig anvertraute, die es zu seiner Heimat erwählten. Das glänzende Talent des Amerikaners, zu zügeln, abzugrenzen, zu entwickeln und zu herrschen hat der Redensart „Amerikanische Organisation" einen voll berechtigten realen Untergrund gegeben. Wenn hier aber bisher die Meisterung der materiellen Kräfte und Mittel im Vordergrund stand, so hat sie neuestens eine überaus vielversprechende sozialethische Wendung erfahren, indem sie die Bedingungen persönlicher Leistungssteigerung auf das Sorgsamste untersuchte und auf die Ergebnisse ohne Zögern die Praxis einzustellen begann.

Was heute unter Scientific Management verstanden wird, jenem Schlagwort, das seit ein paar Jahren in allen wirtschafts- und sozialpolitischen Betrachtungen wiederkehrt, hat nichts als jene grundlegende Verbesserung des menschlichen Wirkungsgrades zum Ziele. Um die Efficiency wogt der Kampf auf der ganzen Linie, in allen Formen, auf allen Gebieten menschlicher Arbeit. Um dieses Zauberwort kreist der Gedankeninhalt des neuen Amerika. In ihm liegt der Schlüssel zu der geheimnisvollen Revolution der Geister, der Umwertung aller überkommenen Werte.

Die Systematik der Arbeit, der für die Selbstkostenverminderung der amerikanischen Wirtschaft aussichtsreichste Faktor, erfuhr durch die Einbeziehung

der Persönlichkeit eine überraschende Wendung, deren Bedeutung sich heute noch nicht absehen läßt. Die Gewinnung eines gerechten Maßstabes für die Höhe der Entlöhnung ist durch die Zeitstudie und die wissenschaftliche einwandfreie Analyse des Arbeitsvorgangs um ein erkleckliches Stück der Verwirklichung näher gerückt.

Wir sehen, wie sich eine neuartige Differenzierung der Individuen nach der Leistung anbahnt, die sich unter loyal gestalteten Prämiensystemen nun endlich frei bis zur tatsächlichen Grenze des Möglichen zu entfalten vermag. Arbeitgeber und Arbeitnehmer trachten einmütig danach, den besten Weg der Arbeitserledigung und Arbeitsnutzung aufzufinden, in der Erkenntnis des beiderseitigen wirtschaftlichen Vorteils und im Vertrauen auf eine gerechte Bewertung der beiderseitigen Mitarbeit. Die Signatur dieser Entwicklung ist: Verbesserung des Wirkungsgrads der materiellen, der menschlich-persönlichen und der kapitalistischen Nutzung.

In diesem Licht eröffnet die Zukunft neue Aussichten für die Qualifizierung amerikanischer Erzeugnisse und die Steigerung der wirtschaftlichen Stoßkraft. Für die kulturgeschichtliche Bewertung jener großartigen Efficiency-Bewegung ist aber doch in erster Linie der klare Wille zur Steigerung der individuellen Produktivität und die ethisch-soziale Folge dieser Erscheinung durchschlagend. In der neuen Phase atomistischer Lebenserfüllung, für die der Geburtsamerikaner ganz besonders gut gerüstet erscheint, gewahren wir den starken Auftrieb des Arbeiters nach oben in neuer verstärkter Gestalt. Das Bewußtsein einer strengen und gerechten Aequivalenz zwischen Eigenleistung und Entlohnung beschwingt unablässig die Schwungkraft und macht die Persönlichkeit für feinere Regungen und Einflüsse empfänglich.

Auf der anderen Seite sehen wir die Vermenschlichung der Arbeit Zug um Zug vorrücken. Mögen es auch vornehmlich wirtschaftliche Beweggründe auf Seiten der Arbeitgeber sein, die ihn für Gesundheit und Wohlbehagen seiner Leute während und nach der Arbeit sorgen lassen, zusammen mit der Prämienentlohnung und der Neuordnung der Individuen nach Leistung ergibt sich so der wirksamste Kitt für die Gemeinsamkeit der Arbeit.

Die Lebensfähigkeit des theoretischen Extrems dieser Art Interessenvermählung ist nicht sonderlich von Belang. Seine ökonomische Berechtigung mag streitig sein, sicher läßt sie sich auch erst im Einzelfalle entscheiden. Doch die Möglichkeit einer erhöhten Arbeitsharmonie, einer idealen Ordnung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist heute drüben kein Phantasiegebilde mehr. Wir finden ihre leibhaftige Verwirklichung in einer Anzahl amerikanischer Werke, und viele sind entschlossen, auf dem beschrittenen Wege weiterzuarbeiten. Das sollte uns nachdenklich stimmen und an die soziale Zukunft Amerikas glauben lehren.

W. L. George (London): Deutschland: Freund oder Feind?

In einem Zeitpunkte, da Deutschland und Groß-Britannien alle Anzeichen einer gegenseitigen Annäherung zu steigender Freundschaft verraten, könnte es überflüssig erscheinen, einen Vorschlag, wie er in dem Titel dieser Abhandlung enthalten ist, zur Besprechung zu stellen.

Während aller Balkankrieg-Verhandlungen sind beide Länder Hand in Hand gegangen; und wo jetzt die, die Hochzeitsfeier im Königshause begleitenden, Freundschaftsbeweise darauf folgten, ist Grund für die Annahme vorhanden, daß die mit der Bagdadbahn verbundenen Schwierigkeiten endlich vor dem Ausgleich stehen, und wir in der Lage sein werden, mit den Deutschen im nahen Osten im allgemeinen zusammenzuarbeiten. Soweit wäre alles gut; und ich will nicht mit der Anmerkung den Schwarzseher spielen, daß diese erfreulichen Anzeichen uns nicht ganz von der Untersuchung der Beziehungen unserer Völker entlasten. Denn Deutschland und England sind nicht allein in der Welt; sie sind durch Allianzen mit vielen Kontinenten verknüpft, an sie gebunden; sie werden in hervorragendem Maße von dem Verhalten anderer Nationen, Frankreichs insbesondere, beeinflußt. Es wäre nun unfruchtbar, zu leugnen, daß das Jahr 1913 durch eine scharfe Spannung zwischen Deutschland und Frankreich ausgezeichnet gewesen ist. Es sind wohl keine großen Worte gefallen, aber die beiden Länder haben ihre Streitkräfte und Militär-Budgets verstärkt. Fügen wir die in Deutschland von den Sozialisten gegen die Waffenfirmen geführte Kampagne, sowie die Artikel hinzu, welche, während ich schreibe, im „Daily News" and „Leader" erscheinen, um zu zeigen, daß die britischen Waffenfirmen hinter der Jingo-Propaganda stehen — und es wird offenbar, daß es uns ansteht, die Luft zu klären, wenn anders wir nicht gerade durch das Netz unseres Kriegsmaterials in einen Krieg verwickelt werden wollen. Aus diesem Grunde will ich die Veröffentlichung eines neuen Buches: „A Friendly Germany. Why not?" von Lady Phillipps willkommen heißen. Die Autorin ist die Gattin des hervorragenden Südafrikaners Sir Lionel Phillipps, dessen man sich aus seiner Verbindung mit der viele Jahre vor dem Jameson-Einfall verfolgten Transvaal-Politik, sowie eines Mannes erinnern wird, welcher jetzt einer der Führer des südafrikanischen Hauses der Gemeinen (Abgeordnetenhaus) ist. Nach ihrem Buch zu urteilen, ist Lady Phillipps weit gereist und weit belesen. Sie hat offensichtlich die europäische Politik dieses und des letzten Jahrhunderts gründlich durchforscht. Sie ist eine überzeugte Imperialistin und hat den Ruhm der britischen Fahne zum letztgültigen Ideal. Ihr Buch ist deshalb viel *interessanter*, als es eines aus der Feder irgend eines einseitigen Engländers sein würde; denn

es gibt getreu das britische Empfinden wieder, mit dem Deutschland rechnen muß, wenn wir Freunde sein sollen. Ich will in Folgendem Lady Phillipps' Vorschläge in ihren Umrißlinien zeichnen:

Mit einer Untersuchung der Situation beginnend, stellt sie fest, daß die auf beiden Seiten geführten Preßfehden dem verbrecherischen Ehrgeiz der deutschn und englischen Jingoes entstammen; diese seien gierig, und ihr Kurzblick werde uns unvermeidlich in einen Krieg drängen, falls wir uns nicht zusammennehmen. Diese Feststellung ist eine durchaus wahre, denn es wird mit jedem Tage klarer, daß, falls die Rüstungen viel weiter getrieben werden, Krieg billiger als Frieden werden wird. Das ist kein Paradoxon, denn es ist anzunehmen, daß der Sieger dem Besiegten eine Rüstungsgrenze vorschreiben dürfte. Derart könnte für eine Ausgabe von 2—300 000 000 Pfund ein Ersparnis von 20—30 Millionen Pfund pro Jahr für eine ganze Generation erzielt werden. Das wäre ein gutes geschäftliches Unternehmen; und es ist töricht, zu sagen, der moderne Krieg könne keine Finanzierung finden. Japan finanzierte seinen, ebenso wie die Balkanstaaten die Mittel für ihren fanden. Es ist wahr, Japan bezahlte 6 Prozent und schwere Kapitalprämien; aber es erhielt das Geld; und, wenn die Zeit kommt, würden Deutschland und England alles Geld finden, das sie benötigen.

Lady Phillipps weiß dieses sehr wohl, wenn sie auch — wie wir sagen müssen, um ihr ganz gerecht zu werden —, die Frage nicht ganz aus solchem Geist ansieht, wie ich vermuten lassen könnte. Sie zieht wohl den beiderseitigen Ruin, den wir je dem Handel des Anderen beifügen würden, in Erwägung, ihre leitenden Motive sind aber von größerem Interesse. Sie will nicht nur Krieg vermeiden, sondern auch eine Allianz für zwei Zielrichtungen herbeiführen; die erste ist: die Ausbreitung des Sozialismus zu bekämpfen, die andere, einen weißen Bund gegen die Gelben und Schwarzen zu gründen. In keinem beider Punkte will ich Partei ergreifen, da ich lediglich ihren Gesichtspunkt zu kennzeichnen die Absicht habe. Dieser mag nicht der eines jeden Lesers von „Nord und Süd" sein; er ist aber der Gesichtspunkt vieler, die in ihren Ländern inneren Frieden aufrecht erhalten sehn wollen. Hierüber will ich Lady Phillipps' Buch selbst sprechen lassen (S. 34):

„Indes, die Aufgabe verlangt die ganze Weisheit Europas; sie erheischt nicht Unterdrückung und Härte, sondern eher Sympathie und Geduld. Die Aristokratie, unter der ich die anerkannt Besten der Gemeinschaft ohne Rücksicht auf ihre Geburt verstehe, muß ihr eine Aufmerksamkeit zuwenden, die ernst und aufrichtig ist und weder durch Undankbarkeit, noch durch Mißverstandenwerden erschüttert wird. Das möglichst schlimmste Vorgehen ist das, welches sie, wie es scheint, im Augenblick beabsichtigen; sie zeigen den Armen, daß sie, die Führer der Gemeinschaft, so wenig echtes Vertrauen in die Zivilisation haben, daß sie aus keinem offenliegenden Grunde Europa in einen Verzweiflung schaffenden, nach

Lord Roseberys Ausdruck das Risiko eines „Rückfalls in Barbarismus" umschließenden, Krieg zu stürzen bereit sind.

„Die riesige, immer mehr anwachsende Ausgabe für Rüstungszwecke, eine Ausgabe, die in manchen Fällen keinen wirklichen Berechtigungsgrund hat, vielmehr nur auf künstlich erregten und unehrenhaften Eifersüchteleien aufgebaut ist, ist im Augenblick in sich selbst ein ständiger Tadel gegen die Führer der europäischen Nationen, wo sie im Anblick des langsamen Fortschrittes in der Besserung der sozialen Lage an die unzufriedenen Massen mit Bitten um Geduld herantreten. Die tatsächliche Durchführung des brudermörderischen Kampfes, für den wir uns offenbar vorbereiten, eines Kampfes, den nichts, es sei denn ein Gefühl verwundeter amour-propre rechtfertigt, könnte den sozialen Revolutionären geradezu ein Recht zur Behauptung geben, daß ein Zivilisationssystem, das zu keinem besseren Resultat als diesem gelangen kann, der Beachtung nicht wert sei."

Das eine Allianz gegen den Sozialismus sieghaft werden könnte, will ich nicht behaupten; daß sie aber als Puffer gegen die Gelben und Schwarzen dienen würde, kann nicht bestritten werden. Lady Phillipps scheint in dem afrikanischen Neger eine ebenso große Gefahr für das Christentum zu sehen, wie in dem Mongolen. Das ist geradezu interessant, denn der Neger ist in gewissem Sinne ein jungfräulicher Boden. Lady Phillipps ist des Glaubens, daß dieser vom Mohammedanismus kultiviert werden kann; sie bringt recht überzeugenden Beweisstoff für den Nachweis auf, daß der Islam tatsächlich eine Macht in Zentral- und Südafrika wird, weil er das Glaubensbekenntnis ist, das am leichtesten ein solches unreifes Menschenwesen, wie den Schwarzen, anspricht. Ich persönlich neige zur Überzeugung, daß die schwarze Gefahr keine sehr große ist, da die Tatsache vor uns liegt, daß wir jüngst unter unserer Beihilfe den Zusammenbruch des türkischen Reiches in Europa, Tripolis, Arabien erlebt haben, und der letzte mohammedanische, afrikanische Staat, Marokko, vom Weißen aufgesogen worden ist. Gewiß! Der Islam könnte zu Eingeborenen-Kriegen führen, welche ebenso fürchterlich, wie die von Lord Kitchener niedergeschlagenen Sudan-Aufstände, sein würden. Lady Phillipps' Beweisführung wird aber viel überzeugungskräftiger, wenn sie auf Asien Anwendung findet, wo Japan und Jung-China alle Anzeichen dafür offenbaren, daß sie Weltherrschaftsgelüste entwickeln. Lady Phillipps sagt also mit vollem Rechte (S. 18):

„Diese Rassenfrage, die schwarze über Afrika, die gelbe über Asien brütende Gefahr, bildet den stärksten der Gründe, aus denen das Christentum alle erkünstelten Streitpunkte aufgeben und sich vereint rüsten sollte, den geradezu seine Existenz bedrohenden Erregungsmomenten die Spitze zu bieten. Ich meine natürlich nicht, daß eine weiße Allianz sich in einen Angriffskrieg gegen die gelbe oder schwarze Rasse stürzen solle; eine Verständigung zur Abwehr ist's vielmehr, wonach die Lage der Dinge ruft."

Wie wünschenswert nun auch eine Allianz zwischen Deutschland und England aus den angegebenen Gründen wäre, wär's doch nutzlos, auf eine Verständigung auch nur zu hoffen, wenn es gewichtige Gründe für einen Krieg gäbe. Ich halte es aber für eine festgestellte Tatsache, daß Deutschland und England keinen Streitfall haben, daß sie ausschließlich im Handel Mitbewerber sind, der in einem Kriege keine Förderung erfährt, daß sie nicht jedes Anderen Land begehren, und daß schließlich keine alte Blutfehde zwischen ihnen schwebt, die ausgetragen werden müßte; denn Deutschland und England haben nie gegeneinander Krieg geführt, eine gerade jetzt interessante Beobachtung, wo die Amerikaner und Engländer mit großem Tamtam die Hundertjahrfeier ihrer Freundschaft zu begehen im Begriffe sind.

Zwischen Deutschland und England gibt es nicht 100, sondern nahe an 1000 Jahre Freundschaft; wir haben noch das Andenken in uns an die Hannoveraner, die für König Georg fochten, an Blücher und Waterloo, an den siebenjährigen Krieg gegen die Franzosen, an eine ganze Geschichtsschau, in der Teutonen und Briten Schulter an Schulter gegen die Lateiner gestanden sind.

Folgerichtig beklagt also Lady Phillipps die Sachlage und legt deren künstlich geschaffene Spitzen bloß. (S. 49/50.) „England und Deutschland haben zusammen in einem Boote gerudert, haben dieselben Ideale von Verwaltung und Staatsordnung verfolgt, haben sich oft gegenseitig geholfen, selten einander behindert. Auch heute haben sie dieselbe Wesensverwandtschaft, heute dieselbe Interessengemeinsamkeit. Sie stehen zusammen ein für humanitäre Ideen, für Aufrechterhaltung der Ordnung in der Regierung, für Reinheit im Privatleben. Sie werden zusammen bedroht von den zwei großen Gefahren des Tages: der der farbigen Rassen, welche ihre Fesseln zu sprengen im Begriffe sind, und jener der niedrigen Massen, welche die Geduld verlieren und in Revolution und Anarchie von einer Lage, die sie als eine unerträgliche anzusehen gelehrt werden, etwas Befreiung suchen. Vereint kann England und Deutschland allen Gefahren in Sicherheit entgegentreten. Sie werden aber dahin gedrängt, die Interessengemeinschaft zu vergessen und dem Anderen an den Hals zu gehen. Kein Grund kann in der bis in unsere Zeit reichenden Geschichte für die Berechtigung gefunden werden, einem solchen Drängen nachzugeben. Wollen wir die Berichte der letzten wenigen Jahre darauf etwas näher prüfen, ob in ihnen ein Zeichen irgend eines Grundes dafür gefunden werden kann, daß Groß-Britannien und Deutschland nicht Freunde sein sollten."

Sie ist der festen Überzeugung, daß ein Krieg zwischen uns ein Unglück für die Zivilisation sein und die Uhr des Fortschritts zurückschrauben würde, indem sie die zwei größten Westmächte in eine Katastrophe schlösse, die der Gier des halbzivilisierten Slaven, des gefühllosen Mongolen und des gänzlich vertierten Negers das Tor öffnen würde. Sie möchte nicht die zwei tragenden Säulen des weißen Tempels von irgend einem vernarrten Simson niedergerissen haben,

so daß das Tempeldach einstürzen und unsere weiße Kultur unter seinen Ruinen begraben würde.

All dieses war indes dem Bewußtsein der intellektuellen Bevölkerung Deutschlands und Englands nahe; und wenn Lady Phillipps nur den Jeremias spielen würde, würde ich ihrem Buche keinen Artikel widmen. Appelle an Verwandtschaft, wie auch solche an Menschenverstand und Empfindungsleben — all dies ist abgestanden. Wir sind wirtschaftlich denkende und urteilende Völker und wie sind Geschäftsmänner.

Bei aller Achtung vor dem Friedensideal müssen wir gestehen, daß viele seiner Offenbarungen sehr stark an Torheit grenzen. Das Haager Friedensgericht ist eine Halbheit; es hat weder den spanisch-amerikanischen, noch den Buren-, noch den russisch-japanischen oder den Balkankrieg verhindert, und wir haben nur Skepsis für den Anblick, wie deutsche und französische Parlamentsmitglieder in Bern feierlich zusammenkommen, um „die Beziehungen ihrer Länder zu verbessern". Die Beziehungen von Ländern werden nicht auf diese Art verbessert; sie sind nur dann gute, wenn die Länder mit ihrer Stellung in der Welt zufrieden sind. Wenn Politiker sich gegeneinander gürten, oder wenn die Presse feurige Artikel abdruckt, bedeutet das gewöhnlich, daß die Länder etwas wollen, das sie nicht haben, und ein Gefühl des Verletztseins in sich tragen, weil sie es nicht erhalten haben. Oder es mag bedeuten, daß die Länder etwas bekommen haben, zu dem sie nicht berechtigt sind, und ein Gefühl der Befürchtung bekämpfen, daß es ihnen wieder weggenommen werden könnte.

Mr. Chamberlain sagte einmal: Man kann den Sturm nicht bannen, indem man sich auf das Barometer setzt. Heutzutage versuchen es zu viele, „auf dem Barometer zu sitzen", in der Hoffnung, dieses zum Steigen zu bringen; das ist nutzlos.

Beim gegenwärtigen Stande der Dinge wäre sowohl in England, wie in Deutschland ein Krieg volkstümlich. Die Masse des Volkes würde ihn mit Freuden begrüßen, und zwar deshalb, weil sie von ihren Politikern und Pressemännern entflammt wird; Deutschland in einem Wunsche nach Ausdehnung, England in einem häßlichen Geiste des Neides und Schutzherrentums.

Der Feind, gegen den Lady Phillipps zu Felde zieht, ist die Vorstellung, daß Deutschland nicht berechtigt sei, irgend etwas zu haben. Sie legt ihre Vorschläge mit aller Kühnheit dar; sie laufen auf Folgendes aus: Deutschland ist berechtigt zu einem Kolonialreiche; England ist nicht berechtigt, es zu verhindern, ein solches zu haben. Das ist ein sehr gewichtiges Zugeständnis. Es kennzeichnet den Wuchs eines neuartigen Empfindens unter den Engländern. Denn es ist sehr selten, daß ein hervorragendes Mitglied einer politischen Partei — im vorliegenden Falle der konservativen militärischen Hoch-Schutzzollpartei — Gesichtspunkte aufstellt, welche von den unausgesprochenen Tendenzen dieser Partei gründlich abstehen. Ich behaupte nicht, daß Lady Phillipps für die Konservativen spricht;

in der Tat strengt sie alles an, für die Engländer als ein Ganzes sprechen zu dürfen. Sie ist konservativ; sie beabsichtigt, in der konservativen Partei zu bleiben; sie muß also etwas wiedergeben, was dem Geiste ihrer Partei nicht gänzlich fremd ist, da diese Partei bislang mit Rüstungen und antideutscher Politik verbunden gewesen ist. Darum sind ihre Gesichtspunkte viel gewichtiger, als es die eines sentimentalen Liberalen sein würden. Wenn Lady Phillipps sagt: „Ich wünsche, daß Deutschland ein Teilhaber und nicht ein Konkurrent sei", oder an anderer Stelle: „Ich möchte Deutschland mehr, als koloniale Besitzungen, ich möchte es ein koloniales Reich eignen sehn", haben wir eine bemerkenswerte Stimmungsänderung zu buchen.

Was Lady Phillipps' Absichten im Einzelnen wollen, ist am klarsten von ihr selbst ausgedrückt:

„Eine große deutsche Partei ist der Ansicht, Deutschland solle Kolonien haben. Wohlan, wenn wir Ernst machen, müssen wir ihren Gesichtspunkt uns zu eigen machen, uns bereit erklären, die Weltkarte umzubilden. Mit einer einzigen Ausnahme schlage ich nicht vor, daß ein Acker britischen Bodens in deutsche Hände übergehn solle; solches Verlangen ist im Rufe nach „einem Platze an der Sonne" nicht enthalten. Bei aller Achtung vor deutschen Notwendigkeiten bin ich als Patriotin zur Behauptung gezwungen, daß wir jenen Ländern, die wir unter unseren Schutz genommen haben, die Fortsetzung unseres Vertrauensamtes schulden. Es gibt aber andere Länder und andere Staaten, deren imperiale Schicksale ihr Ende gefunden haben. Es gibt ungeheure Landgebiete jetzt in den Händen altersschwacher Europäer, welche gern ihre Verantwortlichkeiten auf andere Schultern laden würden. Es gibt muselmännische Länder in einem Zustande des Verfalls, die indes großen potentiellen Reichtum enthalten. Walfisch-Bay, Angola, der Kongo, Kleinasien und vielleicht Süd-Amerika. Diese sind die Wegweiser zu einer besseren Verständigung." Es wird sofort klar, daß dieses keine Aufgabe britischer Souveränität einschließt. Der einzige „Acker Landes", den Lady Phillipps abzutreten vorschlägt, ist die Walfisch-Bay, von der sie sagt: „Da ist vor allem der Fall der Walfisch-Bay, eines guten Hafens, der in deutsches Südwest-Afrika einschneidet und in den Händen Groß-Britanniens ist. Es wäre für uns faßbar, das Walfisch-Bay-Gebiet, das jetzt für uns wenig Nutzen hat, da wir es nicht dem Hinterlande zu entwickeln können, für Land in einem anderen Teile Süd-Afrikas auszutauschen; noch besser, wir machten eine Ausnahme von der von mir oben aufgestellten Regel und träten es Deutschland als einen Beweis guten Willens bedingungslos ab. Den Ausgleich . . . könnten wir nach der Aufgabe offen lassen; wenn das deutsche Südwest-Afrika zur Entwickelung kommt, wird das Gebiet zugunsten der deutschen Häfen verhungern, während es doch eines jener Erinnerungszeichen daran bleiben wird, daß „was auch immer gut ist, britisch sein müsse".

Das Abtreten der Walfisch-Bay ist an sich selbst von keiner besonderen Wich-

tigkeit, ob auch die Bay schon von jeher Anlaß zu starkem Mißgefühl gegeben hat. Der Gedanke aber, daß England sich von solchem Ernste beseelt erweisen sollte, daß es bereit sei, eine englische Besitzung aufzuopfern, muß als eine revolutionäre Sinnesänderung aufgefaßt werden. Es würde zeigen, daß England nicht mehr den Wunsch hege, den Deutschen draußen zu halten, und anerkenne, daß die Deutschen volles Anrecht auf die Häfen ihrer eigenen Besitzungen haben.

Man kann jedoch nationale Freundschaften nicht aus einem winzigen Hafen bilden. Lady Phillipps ist bereit, viel weiter zu gehen, die deutsche Fahne über ein Reich flattern zu sehen, das schließlich mit dem Englands sich vergleichen könne. Sie ist der Ansicht, daß die Portugiesen sich als Kolonisten völlig unbrauchbar erwiesen haben, und das Glück Afrikas erhöht würde, falls die Gebiete, welche diese in korrupter, unzureichender Weise verwalten, Gebiete, in denen sie den Sklavenhandel nicht unterdrücken können, in die zivilisierenden Hände Deutschlands und Englands übergehen würden. Ihr Plan ist folgender: „Der ernstliche Vorschlag geht dahin, daß Groß-Britannien und Deutschland gemeinsam Angola und Mozambique kaufen oder pachten sollen. Angola würde unter deutsche Flagge, Mozambique unter britische kommen; die Westküste Afrikas zwischen Kap-Kolonie und dem Kongo solle Deutschland zufallen, während Rhodesien und der Transvaal endlich die für ihre vollere Ausdehnung so nötigen Häfen gewinnen würden. Die Schwierigkeiten sind nicht bedeutende: sie können durch eine Verständigung zwischen Groß-Britannien und Deutschland, der eine Aufklärungsarbeit in Portugal zu folgen haben würde, gelöst werden. Die Geldfrage ist keine Frage, wie groß auch immer der Ankaufspreis sein möge; denn es wäre ein Leichtes, lokale koloniale Anleihen zu erheben, wenn portugiesische Mineralien und portugiesischer Gummi mit dem Schutze mächtigerer Flaggen bedacht würden. In dieser Weise könnte Deutschland ein größerer Ausschnitt auf dem schwarzen Kontinent gewährt werden, während wir in bedeutendem Maße die Macht unseres südafrikanischen Kronlandes vergrößerten."

Nur wenige greifbare Schwierigkeiten stehen der Ausführung dieser Idee im Wege; denn es ist oft vorgeschlagen worden, daß England Delagoa kaufen solle; und es ist starker Grund für den Glauben vorhanden, daß die portugiesische Republik sehr froh sein würde, diese Gebiete los zu werden, wenn sie es nur wagen dürfte. Der Republik kann geholfen werden, es zu wagen, wenn eine aufklärende Propaganda in Portugal ins Werk gesetzt werden würde; wenn man das Volk davon überzeugen kann, daß der Verkauf der Kolonien einen starken Rückgang der nationalen Schuld und hierdurch auch der Steuern bedeuten würde, wäre sehr wenig Schwierigkeit für die Durchführung des Planes vorhanden. Das fällt aber weniger in meinen Interessenkreis. Was für mich von Bedeutung ist, ist die Tatsache, daß Lady Phillipps damit einverstanden ist, daß Deutschland über 1000 engl. Meilen Küstengebiet, nahezu 500 000 engl. Quadratmeilen Landes und 4 Millionen Bewohner in der unmittelbaren Nachbarschaft Rho-

dessens die Hand haben solle. Wenn England dieses tut, wird es bekunden, daß es Deutschland nicht mehr als seinen Feind ansieht. Wenn wir noch hinzufügen, daß Lady Phillipps vorschlägt, England solle keine Einwendung erheben, falls Deutschland den Kongo zu kaufen sich entschlösse, — d. i. also 1 Million engl. Quadratmeilen — fünf Mal so großes Gebiet, wie Deutschland — und ebenso hinzufügen, daß sie bereit ist, eine deutsche Einflußsphäre in Kleinasien an den Toren Indiens hinzunehmen, wird man erkennen, wie breitgreifend der Vorschlag ist, und wie revolutionär seine Annahme sein würde.

Natürlich stehen Schwierigkeiten im Wege: die portugiesischen Schwierigkeiten sind unbedeutende; der Ankauf des Kongo ist ein schweres Geschäft, denn Belgien ist nicht arm und wird wahrscheinlich nicht verkaufen wollen; in Kleinasien finden wir infolge der Lüsternheit Rußlands und Italiens, von den anderen Mächten ganz zu schweigen, eine komplizierte Situation. Ich kann nicht genügenden Nachdruck auf die Wichtigkeit der Gesinnung legen, welche Lady Phillipps in England zu fördern versucht. Bemerkenswert ist ihr Wunsch, England von seiner slavischen Allianz mit Frankreich und Rußland loszureißen; sie will die Verwendung Englands als eines „cat's paw" (Werkzeugs) vermieden wissen, wie es in der letzten Vergangenheit benutzt wurde: in Marokko zugunsten Frankreichs, in Persien und in der Mongolei Rußland zuliebe. Sie will durch eine Verständigung mit Deutschland der Situation ein Ende bereiten, zu der Rußland ständig, wenn es etwas will, seine Zuflucht nimmt. Immer noch hat Rußland, wenn es einen Ehrgeiz zu erfüllen hatte, England angedeutet, daß es, falls England nicht „ja" sagt, zu Deutschland übergehen würde. Dieser Sachlage ist es zu danken, daß die Freiheit Persiens erdrosselt worden ist, und die große freiheitliche englische Nation zu einem Teilnehmer an einer Verschwörung gegen die Rasse, welche ihr Haus in Ordnung zu setzen suchte, gemacht worden ist.

Aus allen diesen Gründen — ökonomischer, praktischer und psychologischer Art — will Lady Phillipps die Feindschaft zwischen England und Deutschland endgültig bannen. Sie wünscht zu wirken — eine Patriotin für England, eine Freundin für Deutschland, eine Bürgerin für die Welt. Sie ist der Überzeugung, daß Frieden, Zivilisation und Kultur völlig in einem wahren „angelsächsischen" Bande ruhen.

Max Roloff (Tunis): Frankreich und Italien in Nordafrika und der Islam.

Nahezu zwei Jahre sind vergangen, seitdem Italien die Expedition nach Tripolis in Angriff nahm; der Balkankrieg und der Zusammenbruch der europäischen Türkei, beides durch das Unternehmen der Italiener in Tripolitanien, wenn auch nicht direkt hervorgerufen, so doch beschleunigt, haben die allgemeine Aufmerksamkeit von Nordafrika abgelenkt. Die Tageszeitungen brachten wohl hin und wieder einmal italienische Siegesnachrichten, die das große Publikum mit Vorbehalt aufnahm, im übrigen aber wenig beachtete. Da nun aber Italien unser Bundesgenosse ist, auf den wir bei einem europäischen Kriege evtl. rechnen müssen, ist es gewiß nicht unangebracht, einmal unparteiisch und ohne Rücksichtnahme auf wen auch, zu untersuchen, wie sich in Wahrheit die Lage der Italiener in Nordafrika gestaltet hat und aller Wahrscheinlichkeit weiter gestalten wird.

Da Frankreich als die Vormacht in Nordafrika gelten muß, und die ganze Zukunft Tripolitaniens einzig und allein davon abhängt, wie sich das Verhältnis Frankreichs zu Italien weiter gestalten wird, ist es natürlich, daß in diesem Aufsatz mehr von den Franzosen die Rede sein wird, als von den Italienern, weshalb denn auch die Überschrift dementsprechend gewählt werden mußte. Daß in den folgenden Ausführungen der Islam eine große Rolle spielt und demgemäß auch vielen Raum beansprucht, ist natürlich, da es sich um die Unterwerfung islamitischer Volksstämme handelt.

Es ist auch von hohem Werte, einmal gründlich zu untersuchen, inwieweit die Stellung der Franzosen in Nordafrika als fest und unerschütterlich, wie diese so oft behaupten, gelten kann, und ob es Frankreich im Laufe der Jahrzehnte trotz fleißiger und anerkennungswerter Arbeit gelungen ist, die muslimische Bevölkerung mit ihrem Schicksale auszusöhnen.

I.

Eigentlich können einem die Franzosen leid tun, wenn man sieht, daß ihnen die eingeborene Bevölkerung noch eben so fremd und feindlich gegenübersteht, wie vor Jahrzehnten. Schreiber dieser Zeilen kennt Nordafrika seit den achtziger Jahren und hat Algerien und Tunesien wiederholt bereist, um mit den Eingeborenen Fühlung zu gewinnen. Anfangs ist das immer schwer, da diese meistens in jedem Europäer, der sich ihnen nähert, einen französischen Spitzel wittern. Sie haben auch wohl nicht ganz Unrecht, denn in den arabischen

Cafés, wo oft Politik debattiert wird, bis tief in die Nacht hinein, wimmelt es in Algerien von Spionen. Hier in Tunesien ist dies freilich anders, die Araber genießen hier mehr Redefreiheit als in Algerien. Der Tourist, der sich nur kurze Zeit hier aufhält und Sprache und Sitten nicht gründlich kennt, ist freilich entzückt über das, was die Franzosen aus den Arabern gemacht haben. Sieht er doch überall in den besseren Cafés und Restaurants Eingeborene, tadellos gekleidet, mit Krawatte und Lackschuhen, Absinth oder andere Schnäpse, Kognak im Kaffee, und Wein bei den Mahlzeiten trinken. Das Ausrufen zum Gebet von der Höhe des Minarets hindert sie nicht im mindesten, mit ihrem europäischen Freunde zu zechen. Diese Leute sprechen das Französische oft besser, als ihre eigene Muttersprache. Es ist aber ein großer Fehler, wenn man sie als die geistigen Führer ihrer Landsleute betrachtet; ihre Glaubensgenossen verachten diese Muslim, die den Islam nur als ihre Religion bekennen, um desto besser ihren frivolen Neigungen leben zu können, wohl noch mehr als die Christen, die eben noch blind sind, denen das göttliche Licht des Koran noch nicht offenbart ist.

Daß von dieser Klasse keine Regeneration eines Volkes zu erwarten ist, sollte man von den Jungtürken gelernt haben. Wenn diese Jung-Algerier und Jung-Tunesier einmal das Geld verjubelt haben — in Gemeinschaft mit ihren europäischen Freunden! —, welches ihre Väter für den Verkauf ihrer Ländereien und Privilegien erhalten haben, werden sie bittere Armut leiden und das „gebildete und französisch sprechende Proletariat" wird überhand nehmen. Für eine leichte Bureauarbeit eignen sich diese „gebildeten" Algerier und Tunesier wohl, und es gibt deren leider zu viel, wie auch in der Türkei die Bureau-Effendis ein Krebsschaden sind. Zu körperlicher Arbeit taugen weder Algerier noch Tunesier; sieht man Eingeborene körperliche Arbeit verrichten, so sind es Marokkaner oder Sudanneger. Es wird in Europa so viel gescholten über den Neger, der sich nicht zur Arbeit eignet; nun, einen fauleren Menschenschlag als den Araber gibt es wohl nicht! Den Neger zwingt schließlich der Hunger oder die Peitsche zur Arbeit, den Araber aber nicht; der verhungert lieber in seinem Stolz und in seinem Hochmut.

Touristen sind oft ganz entzückt von diesen stolzen Araberfiguren; und es gibt leider auch zahlreiche europäische Damen, die sich zu diesen „prächtigen" Gestalten hingezogen fühlen. Hier in Tunis ist wohl ein Dutzend deutscher Mädchen an Araber verheiratet. Ob dieselben sich glücklich fühlen? Nicht eine! Wenn dieselben nur die Mittel besäßen, ihrer unwürdigen Ehe ein Ende zu bereiten; das deutsche Konsulat kann ihnen nicht helfen. Eine reiche Engländerin, die vor zwei Jahren nach Tunis kam, verliebte sich sofort in einen arabischen Diener des englischen Konsulats; sie heiratete ihn, lebte als Araberin und schenkte ihrem Gatten eine Tochter. Vor einigen Monaten hatte die Dame doch Heimweh nach Old-England, und ihr Mann war unklug genug, ihr Urlaub zu bewilligen.

In der Heimat erkannte sie bald das Unwürdige ihrer Stellung; sie kehrte nach Tunis zurück und verlangte die Ehescheidung, die sie auch durchsetzte. Ihr früherer Gatte wollte aber die Möbel und die Schmucksachen nicht herausgeben; ein gerichtliches Urteil mußte ihn erst dazu zwingen. Deutsche Mädchen, die einen Araber heiraten, sind meistens arm und haben keine Mittel, die Ehescheidung durchzusetzen.

Speziell hier in Tunesien ist es auffallend, mit welcher Arroganz die Eingeborenen dem Europäer, auch dem Franzosen gegenüber auftreten. Dem Touristen gegenüber, von dem sie etwas verdienen oder ein Trinkgeld bekommen können, nähern sie sich freilich kriechend. Aber man beobachte nur einmal, mit welcher Unhöflichkeit, ja Grobheit, diese Leute z. B. einen französischen Polizeibeamten auf der Straße anreden! Und diese Beamten wissen, daß sie gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, da sie leicht ihr Brot verlieren können, wenn sie einem Eingeborenen gegenüber unhöflich auftreten! Jeder Stiefelputzer redet diese Beamten, meistens gediente Unteroffiziere, mit „Du" an und klopft ihnen vertraulich auf die Schulter!

Unser Landsmann, der berühmte Afrikaforscher Dr. Rohlfs, der Nordafrika von Marokko bis Ägypten mehrmals durchquert hat, als gewöhnlicher Derwisch gekleidet, der den Eingeborenen Nord-Afrikas gründlich gekannt hat, gab den Franzosen den Rat, mit den muslimischen Arabern zu verfahren, wie die Angelsachsen in Nordamerika mit den Rothäuten, d. h. dieselben auszurotten oder in die Sahara zurückzudrängen. „Man wird meinen Rat", so sagte er, „unmenschlich und wenig in Übereinstimmung mit dem modernen Kulturgedanken nennen. Aber es ist ein Unterschied, vom Schreibtisch aus Philanthropie zu predigen, oder in Jahrzehnte langem Umgang ein Volk kennen zu lernen. Es gibt eben Völker, die vom Erdboden verschwinden müssen, wenn das von ihnen bewohnte Land für die europäische Kultur eröffnet werden soll. Hierher gehören auch die nordafrikanischen Muslims." Die Franzosen haben diesen Rat nicht befolgt; sie haben im Gegenteil mit den Eingeborenen kokettiert und diesen die „allgemeinen Menschenrechte" bringen wollen; sie haben jahrzehntelang von einer Assimilation geträumt. Und der Erfolg? Der Araber haßt heute den Franzosen mehr als je; freilich nicht nur den Franzosen, sondern alle Christen.

Die armen Teufel, die der Hunger und die Sehnsucht nach der hübschen Uniform in die Reihen der Tirailleurs Algeriens oder Tunesiens treibt, können nicht als Gegenbeweis gelten. Wenn diese Leute später zu ihrem Stamme zurückgekehrt sind, ist ihr „französischer Patriotismus" bald wieder verschwunden. Im Gegenteil, sie hassen den Franzosen noch mehr, weil sie keine Pension bekommen, die sie nach fünfjähriger Dienstzeit verdient zu haben glauben!

Jetzt verlangen die Algerier das allgemeine Wahlrecht. Sie berufen sich dabei auf die Juden, die es vor einigen Jahren bekommen haben. Nun darf aber nicht vergessen werden, daß die Juden in Algerien und Tunesien seit der

Zeit, daß man ihnen politische Rechte gegeben hat, ganz entschieden einen großen Schritt vorwärts gemacht haben. Gewiß, es gibt noch Ghettos in den größeren Städten, wo ein geradezu ekelhafter Schmutz herrscht, aber man merkt doch auf Schritt und Tritt Verbesserung. Die erbärmlichsten Behausungen haben die Juden bereits verlassen und sich in neuen Straßen und gesunden Stadtvierteln niedergelassen, wenn sie auch ihre Geschäftslokale noch immer in den alten Gassen und Gäßchen belassen. In Tunis gehören die meisten Juden jetzt ganz entschieden zu dem intelligentesten Teil der Bewohner dieser Hauptstadt. Fast alle machen fleißigen Gebrauch von den zahlreichen Schulen, und die heranwachsende Generation wird sich ganz bedeutend unterscheiden von dem, was man sich heute gemeinhin von einem nordafrikanischen Juden vorstellt.

Rohlfs hatte ganz Recht, wenn er den Muslim, den Islam, als kulturfeindlich betrachtet. Eine Reform des Islams, der Neuzeit entsprechend, ist ausgeschlossen; die „europäischen" Reformer dieses Gottesdienstes täten besser, ihre Mühe auf etwas anderes zu verwenden; bei den Muslims selbst gibt es keine Reformatoren, man fühlt auch gar nicht das Bedürfnis danach. Schulunterricht im allgemeinen hilft hier auch nichts; das beweist Algerien. Nur die Mission, die Missionsschule, kann hier helfen, die dem Islam rücksichtslos die Maske vom Gesicht reißt und ihn in seinen Fundamenten angreift. Freilich, solange die Islamschwärmer und -Bewunderer in Europa nach Tausenden zählen, wird es ein frommer Wunsch bleiben!

Früher richteten sich die Augen der Muhammedaner Nordafrikas stets nach Stambul, von wo sie Hilfe und Errettung erwarteten. Jetzt erwartet man alles von einem europäischen Kriege, in welchem sich die christlichen Mächte untereinander zerfleischen und Frankreich nicht mehr eine genügende Anzahl Truppen in Nord-Afrika unterhalten kann. Wenn dann der rechte Mann, ein Mahdi oder ein zweiter Abd-el-Kader an der Spitze der Bewegung steht, ist es sehr wohl möglich, daß die Franzosen die Eroberung Algeriens aufs Neue beginnen müssen. Es ist zu hoffen, daß es nicht so weit kommt; die Möglichkeit besteht immerhin, denn, es muß nochmals wiederholt werden: der Islam **ist** kulturfeindlich und wird es **immer** bleiben!

II.

Die Franzosen haben den Rat Dr. Rohlf's nicht befolgt; die Italiener werden in Tripolitanien vielleicht danach handeln! Sie werden es tun **müssen**! Italien hat das Abenteuer in Libyen — denn so muß man es vorderhand nennen! — unternommen, einzig und allein zu dem Zwecke, seine Überbevölkerung in eigenen Kolonien zu behalten. Der militärischen Okkupation wird also eine Emigration von Zehntausenden, ja vielleicht Hunderttausenden armer Sizilianer und Süd-Italiener folgen. Die meisten der 140 000 in Tunesien angesiedelten Italiener stammen auch aus diesen Gegenden; sie stehen verhältnismäßig auf

keiner höheren Kulturstufe als die Araber, weshalb denn auch der Eingeborene Nord-Afrikas auf die Italiener mit Verachtung herabsieht; sie arbeiten, wie er, und oft für einen billigeren Tagelohn als er selbst. Den Franzosen, den Engländer und den Deutschen achtet und fürchtet der Araber, wenn er auch alle in gleichem Maße haßt, denn die übergroße Mehrzahl der hier ansässigen Vertreter dieser Nationen nehmen geachtete Stellungen ein. Das ist auch der Grund dafür, daß angenommen werden muß, der Widerstand in Tripolitanien wird bedeutend zäher sein den Italienern gegenüber, als wenn es sich um eine französische oder englische Okkupation handeln würde. Wenn die Italiener, wie man so oft hört, träumen, es würde ihnen ein Leichtes sein, die Franzosen aus Tunesien hinausdrängen, so ist dies verkehrt: die Eingeborenen würden sich dem energisch widersetzen.

Die Franzosen in ihrer Kurzsichtigkeit, nur im Deutschen ihren Feind zu sehen, haben in letzter Zeit manches vernachlässigt und aus dem Auge verloren. Die hiesigen Zeitungen brachten vor kurzem die Nachricht: „In Susa und Umgebung läuft seit einiger Zeit das Gerücht, die Deutschen werden binnen kurzem Truppen in Tunesien landen und Franzosen und Italiener zum Lande hinaustreiben. Es ist Sache der Regierung, den Urheber dieser Gerüchte aufzuspüren und zur Verantwortung zu ziehen." Die Nervosität der Franzosen muß einen hohen Grad erreicht haben, daß sie auf solches Geschwätz reagieren. Früher standen die Deutschen hier in Tunesien in höherem Ansehen als jetzt. Dies liegt zum großen Teil an dem Vertreter des Deutschen Reiches. Der jetzige Konsul gibt sich die größte Mühe, mit den Franzosen in gutem Einvernehmen zu leben; er vergißt aber, daß Tunesien trotz allem nicht als französische Kolonie wie Algerien gelten kann, und daß es hier Hauptsache ist, ein gutes Einvernehmen mit den Arabern zu erzielen. Es ist eben schwer, immer den rechten Mann für den richtigen Platz zu finden! Noch heute klagte mir ein sehr angesehener Araber sein Leid darüber. Der Mann ist ein Geschäftsmann, er möchte mehr verdienen an den zahlreichen deutschen Touristen, die Tunis besuchen; und bekanntlich hört die Freundschaft auf, wenn am Freunde nichts mehr zu verdienen ist, was ja schließlich nicht nur bei den Arabern der Fall ist.

Heute hatte ich endlich auch eine Zusammenkunft mit dem Anführer der aufständischen Araber in Tripolitanien, wie ihn die Italiener nennen, dem Chef der unabhängigen Regierung von Tripolitanien, Sliman el-Baruni, einem früheren Deputierten aus Stambul. Er ist seit Donnerstag hier, nicht, wie italienische Zeitungen berichten, um kampfesmüde mit der italienischen Regierung zu verhandeln, sondern persönlicher Angelegenheiten wegen. Die Italiener haben in den Kämpfen vom 22. bis 28. März nicht einen Fußbreit Landes gewonnen, sondern mußten im Gegenteil mit großen Verlusten in ihre Stellungen zurückkehren. Der Sitz der unabhängigen Regierung ist noch immer Jeffren. Diese Angaben waren mir übrigens auch schon vorher von anderer

Seite bestätigt worden, von Arabern sowohl, wie auch von französischen Offizieren, die in den Grenzposten das Kommando führen. Es scheint, daß Sliman el-Baruni nur nach Tunis gekommen ist, um neue Geldsammlungen zu veranstalten und Waffen- und Munitionslieferungen abzuschließen.

Freilich, wenn der europäische Frieden erhalten bleibt und sich Italien mit aller Kraft auf die Eroberung Tripolitaniens legen will, wird der Widerstand der Eingeborenen endlich gebrochen werden. Aber mit einer Okkupationsarmee von 50 000 Mann ist nicht viel auszurichten. Die Italiener müßten wenigstens mit 60 000 Mann in den Djebel Gharian vorrücken, um dauernde Erfolge verzeichnen zu können. Der Feldzug der Franzosen in der großen Kabylie kann als Beispiel angeführt werden. Und dann noch wird der Guerillakrieg vielleicht zehn Jahre und länger dauern, zumal weder Frankreich noch England gewillt scheinen, die Einfuhr von Waffen und Munition in Tripolitanien gänzlich zu unterbinden, was freilich auch nicht ganz leicht ist.

Jedenfalls haben die arabischen Truppen sehr viel an Gefechtswert verloren, seitdem die türkischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften abgezogen sind; diese sind auch nicht zu ersetzen. Wenn es wahr ist, was die Italiener behaupten, daß in den letzten Kämpfen europäische Offiziere die Araber angeführt haben, daß selbst einige französische Offiziere von den italienischen Truppen gefangen genommen und als Briganten standrechtlich erschossen worden sind, so hat dies nicht viel zu sagen: ohne tüchtige Unteroffiziere kann man keine undisziplinierten Rekruten abexerzieren! Es überraschte mich nicht, aus dem Munde Sliman el-Baruni's folgendes Urteil über Enver Bey und die anderen jungtürkischen Offiziere zu hören: „Ja, mit dem Munde haben sie viel getan, sonst haben sie aber mehr verdorben als Gutes erreicht!"

Der Scheich des Ordens der Senussi hat sich, wie ich immer behauptet habe, und wie mir auch hier und im Süden überall bestätigt worden ist, während des türkisch-italienischen Krieges vollkommen neutral verhalten; er ist auch jetzt noch nicht aus seiner Reserve herausgetreten. Er haßt die Italiener als Ungläubige, aber er haßt die Jungtürken noch mehr, als Abgefallene vom Islam. Es wird weiter unten noch die Rede sein von den Senussi und ihren Zukunftsplänen.

Der kommandierende General des französischen Okkupationskorps in Tunesien ist im Laufe dieser Woche von einer Inspektion der tripolitanischen Grenze zurückgekehrt; es soll ein umfangreiches Befestigungssystem dieser Grenze ausgearbeitet und sofort in Angriff genommen werden. Es ist den Franzosen, wie schon hervorgehoben wurde, äußerst unangenehm, Italien als Nachbar in Afrika zu haben. Auch diese Hast zeugt von einer großen, fast blinden Nervosität; denn die Italiener werden niemals imstande sein, von Tripolitanien aus in Tunesien einzudringen; die eingeborene Bevölkerung würde sich dem widersetzen. Während es auf der anderen Seite für die Franzosen leicht sein

dürfte in Tripolitanien einzurücken, oder die Brandfackel des Aufstandes in die eingeborene Bevölkerung zu werfen. Eben deshalb wird Italien jedenfalls auch vorläufig keine Grenzbefestigungen bauen, sondern die Eingeborenen ausrotten oder in die unwirtliche Sahara zurückdrängen und dort dem Hungertode überlassen.

III.

Italien gehört zur Tripelallianz, und man rechnet in Deutschland damit, daß dieser Bundesgenosse evtl. seine Land- und Seemacht den Verbündeten zur Verfügung stellt, oder doch einen Teil davon. Man tut gut in Deutschland, damit zu rechnen, daß für den Fall eines Krieges zwischen den beiden Mächtegruppen in Europa, Italien in Tripolitanien ein Kontingent von 100 000 Mann unterhalten muß; es muß gleich am Anfang des Krieges Truppen nach Tripolis werfen, da es sonst den Gegnern, von Malta oder von Bizerte aus, ein Leichtes ist, die Kommunikationen mit dem Mutterlande zu unterbinden. Es ist auch nötig, in Libyen große Depots von Lebensmitteln und Munition zu errichten, schon in Friedenszeiten, da es für den Fall eines Krieges, der, wenn auch nur anfangs, für die gegnerische Mächtegruppe siegreich ist, den Franzosen und Engländern ein Leichtes sein dürfte, alle Zufuhr auf dem Land- und Seewege abzuschneiden.

Man vergesse nicht, daß Malta und Bizerte in diesem engsten Teile des Mittelländischen Meeres zwei äußerst wichtige Flottenstützpunkte sind, die für Italien eine ständige Bedrohung sind; weder Italien noch Österreich werden sich mit ihren Flotten an diese beiden starken Festungen heranwagen können. Erst wenn die deutsche Flotte evtl. der englischen in der Nordsee empfindliche Verluste beigebracht hat, könnte evtl. an ein Vorgehen im Mittelmeer gedacht werden. Wir sehen, für die Tripelallianz ist die Besetzung Tripolitaniens durch Italien durchaus kein Gewinn; wie jetzt Österreich im Falle eines europäischen Krieges darauf bedacht sein muß, seine Südost-Grenze nicht von Truppen zu entblößen, so muß Italien einen Teil seiner Armee und — vielleicht — die ganze Flotte zum Schutze seines afrikanischen Besitzes aufbieten.

Wenn hingegen der Krieg für Frankreich unglücklich ablaufen sollte, so ist bestimmt mit einer Erhebung der Eingeborenen Nordafrikas zu rechnen. Ob dies uns Deutschen aber einen anderen Vorteil bringen würde, als daß Frankreich auf Jahre hinaus geschwächt und aufs Neue an die Eroberung seines afrikanischen Besitztums herantreten muß, ist eine offene Frage. Auf alle Fälle würden in einem Aufstande der Araber Milliarden Kapital, und nicht nur französisches, vernichtet; man träume doch nicht den schönen Traum, daß die Eingeborenen Nordafrikas in diesem Falle *uns* Deutschen zujauchzen und uns Algerien als eine reife Frucht in den Schoß fallen würde! Wollen wir Algerien besitzen, so müßten wir es ebenfalls erst erobern.

Es war ein großer Fehler unserer Diplomatie, Abdul-Hamid im Stiche zu lassen und uns mit den Jungtürken einzulassen. Abdul-Hamid hatte einen großen Einfluß auf alle Muslims; ein Wort von ihm hätte in der gesamten muhammedanischen Welt einen Brand entzünden können, der uns unter Umständen großen Vorteil hätte bringen können! Jetzt ist es zu spät; die Diplomatie der Tripelentente hat das Spiel gewonnen: die Türkei als muslimischer Staat, mit dem alle europäischen Großmächte rechnen müssen, hat aufgehört zu bestehen. Beim Ausbruch des Balkankrieges wäre es vielleicht noch möglich gewesen, den vor fünf Jahren gemachten Fehler wieder gutzumachen und ein entschiedenes Veto einzulegen; der Balkankrieg wäre dann unterblieben und ein europäischer Krieg wäre wohl auch nicht ausgebrochen. Deutschlands vielgerühmte Freundschaft mit der Türkei ist in den Augen aller Muslims als eine falsche entlarvt; ich habe das in den letzten Wochen hier Hunderte Male hören müssen!

Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als auf dem einmal eingeschlagenen Wege weiterzugehen und zu retten, was noch zu retten ist. Aber alles Schmeicheln und Kokettieren mit den Türken muß nun auch aufhören, denn darin sind sich nicht nur die europäischen Kenner der Türkei einig, sondern auch die Araber sprechen es offen aus: „die asiatische Türkei wird nicht mehr lange bestehen, und es ist zu hoffen, daß den Türken bald das Heft aus den Händen genommen wird!" An ein Zusammengehen von Türken und Arabern ist nicht zu denken! Man vergesse das nicht!

Der Islam macht augenblicklich in Nordafrika eine Evolution durch, die verdient, scharf im Auge behalten zu werden. Die Franzosen sind oder scheinen in letzter Zeit blind geworden zu sein, daß sie das nicht merken. Schuld daran ist das Phantom eines deutschen Angriffs, von dem sie Tag und Nacht träumen, und die trügerische Einbildung, die Muhammedaner Algeriens und Tunesiens hätten sich endgültig mit der französischen Herrschaft abgefunden und lieben ihre Herren. Ich hatte vor einigen Tagen eine interessante Unterhaltung mit einem angesehenen Tunesier, dessen Familie von Muhammed abstammt, der ein hervorragendes Mitglied der panislamitischen Liga ist. Er sagte mir Folgendes: „Seitdem die Jungtürken unseren Kalifen abgesetzt haben und den Unglauben als herrschende Religion in der Türkei eingeführt haben, erwarten wir nichts mehr von Stambul. Wir sind auf uns selbst angewiesen und haben uns dementsprechend organisiert; von Syrien bis nach Marokko gilt die Parole: Warten auf den günstigen Augenblick, in dem wir Allahs Hilfe gewiß sind und wieder ein eigenes, selbständiges arabisches Reich gründen können! Wir hatten auf deutschen Beistand gerechnet, aber auch Ihr habt uns verraten! Wir rechnen bestimmt auf den Ausbruch eines europäischen Krieges, in welchem sich die Christen untereinander zerfleischen und auf Jahre hinaus schwächen werden; wir wünschen aber, daß Ihr Euch noch ein paar Jahre vertragt, da unsere Organi-

sation noch nicht vollkommen ist. Wenn wir jedoch bereit sind, dann wird es uns ein Leichtes sein, einen europäischen Krieg heraufzubeschwören; ein Christen-massaker in Syrien z. B., das wir veranstalten, wird Euren alten Neid und Eure alte Habsucht neu beleben und Ihr werdet Euch gegenseitig in die Haare fahren. Unseren Chef haben wir schon gefunden; endlich! Denn lange genug haben wir ihn nicht beachtet; er ist nicht fern von uns und keiner der Euren kann ihn beeinflussen!" Er meinte damit den Scheich der Senussi, dessen Einfluß in den letzten Jahren, wie ich mich an vielen Orten überzeugen konnte, außerordentlich zugenommen hat.

Dieser Araber, dessen Worte ich hier wiedergebe (er gilt bei den Franzosen als gebildet und spricht fließend französisch und englisch!), hat mir nur das bestätigt, was ich stets behauptet habe: der Islam hat, auch als politischer Machtfaktor, noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen. Europa, die christlichen Großmächte, Touristen und Orientalisten, haben jahrzehntelang mit den Muslims kokettiert; man hat in vielen Kreisen den Islam als Religion auf die gleiche Stufe gestellt wie Christentum und Judentum; man hat dies Tausende Male geschrieben, die Muslims haben es gelesen, man hat es ihnen auch gesagt und dabei gehofft, dadurch ihre Freundschaft zu gewinnen. Und was ist erreicht? Früher haßte der Muslim den Christen als seinen Feind, der stärker ist als er, er achtete ihn aber, wenn er sich unumwunden als Christ ausgab. Heute aber verachtet der Muhammedaner den Christen, da er täglich aus dessen Munde hört, daß jede Religion schließlich gut sei. Dem Muslim, ob gebildet oder ungebildet, ob im schmutzigen Burnus oder in Gesellschaftstoilette mit dem Fez auf dem Kopf, imponiert nur der Christ, der sich unumwunden als solcher zu erkennen gibt; hierin liegt auch der Grund für die Tatsache, daß der Engländer in allen muslimischen Ländern die höchste Achtung genießt. Wir Deutsche sollten hiervon lernen!

Man hat gerade in Algerien und in Tunesien geglaubt, durch guten Schulunterricht die Kluft zwischen Christen und Muslim zu überbrücken. Und was haben die Franzosen erreicht? Die Gruppe der Jung-Algerier und Jung-Tunesier wird immer anmaßender, sie fängt an, sich mit den Jung-Ägyptern zu verschmelzen, und wird bald der eigenen Sicherheit wegen ihren Zentralsitz nach Genf verlegen, von wo aus natürlich die panislamitische Propaganda mit noch größerem Eifer betrieben werden wird. Verbannte finden in ihrer Heimat immer großen Anhang; bei den Muhammedanern gelten sie überdies als religiöse Märtyrer! Die einzige Schule, die in der muslimischen Welt Aussicht auf Erfolg hat, ist, wie schon gesagt, die Missionsschule. Einen andern Weg gibt es nicht, man müßte denn dem von Rohlfs vorgeschlagenen Weg folgen wollen!

Aber freilich, solange gerade bei uns Deutschen die Bewunderer und Schwärmer für den Islam nach Tausenden zählen, die oft ihrer hohen Stellungen wegen die Zeitungen und die öffentliche Meinung beherrschen, ist es aus-

geschlossen, daß die Überzeugung auch in größeren Kreisen festen Fuß faßt: der Islam war, ist und bleibt kulturfeindlich! Ich möchte den vielen Kennern — und Nichtkennern des Islams, die aber doch soviel über denselben reden und schreiben — zurufen: „Ist wohl einer unter Euch, der die Anmaßung besitzt, zu behaupten, er sei vollständig in die Seele des Islams eingedrungen, er habe das tiefste Wesen des Islams erfaßt?" Ein Menschenleben des eifrigsten Studiums mitten unter Muhammedanern genügt nicht, die Seele des Muslim ganz zu verstehen. Wir Abendländer können wohl Orientalisten werden, aber Orientalen werden wir nie. Jeder ehrlich und aufrichtig Denkende wird das zugeben müssen; es wäre aber auch wünschenswert, daß sich jeder, der die Feder ergreift, um etwas über den Islam zu schreiben, erst einmal selbst obige Frage stellt; es bliebe dann manches ungeschrieben, was jetzt nur dazu dient, die Konfusion zu erhöhen, während es auf der anderen Seite weder dem Islam noch dem Christentum, weder uns Deutschen noch den Muslims etwas hilft.

Tunis, 14. April 1913.

Alexander Foß (Kopenhagen): Der Übergang Dänemarks zum Industrieland.

In der allgemeinen deutschen Auffassung ist Dänemark zweifellos ein Landwirtschaftsland, ein Agrarstaat. Dies ist auch vollkommen richtig, weil die nationale Ökonomie Dänemarks hauptsächlich auf seine Landwirtschaft und auf die mit dieser eng verknüpfte Nahrungsmittelindustrie begründet ist. Eine kurze statistische Übersicht über den auswärtigen Handel Dänemarks zeigt dies am besten.

Einfuhr	1911 Millionen Kronen	1912 Millionen Kronen
Erzeugungsmittel der Landwirtschaft	123,7	148,3
Erzeugungsmittel der Industrie	152,2	187,0
Nahrungsmittel	144,9	163,5
Industriewaren	153,8	172,6
Sonstige Einfuhr	48,7	61,5
Insgesamt:	623,3	732,9

Ausfuhr	1911 Millionen Kronen	1912 Millionen Kronen
Landwirtschaftliche Erzeugnisse	477,0	514,1
Industriewaren	41,7	56,4
Sonstige Ausfuhr	18,0	22,7
Insgesamt:	536,7	593,2

Dänemark deckt seinen Verbrauch von ausländischen Rohprodukten (Eisen, anderen Metallen, Baumwolle, Steinkohle, Düngermitteln etc. etc.), ausländischen

Nahrungsmitteln und Industrieerzeugnissen hauptsächlich durch die Ausfuhr von Butter, Fleisch, lebendem Vieh, Pferden etc. Es sind dies nicht die einzigen Einnahmen durch den Umsatz mit dem Auslande, indem die dänische Handelsflotte (1912: 515 000 Tonnen), die dänische Fischerei (Ausfuhr 1912: 11,2 Millionen Kronen) und die Ausfuhr dänischer Industrieerzeugnisse (1912: ca. 56 Millionen Kronen) auch dazu beitragen.

Eine statistische Übersicht über die Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Erwerbszweige bestätigt die große wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft.

Verteilung der Bevölkerung Dänemarks auf die verschiedenen Erwerbszweige.

	1901	1911
Immaterieller Erwerb	194 000	221 000
Landwirtschaft	1 015 000	1 066 000
Fischerei und Seefahrt	73 000	79 000
Handwerk und Industrie	721 000	802 000
Handel und Verkehr	277 000	358 000
Sonstiger Erwerb	170 000	231 000
Insgesamt:	2 450 000	2 757 000

Diese Zahlen werfen zugleich ein Licht auf die Ursachen der vielen Deutschen sonderbar erscheinenden Tatsache, daß die Agrarier Dänemarks Freihändler sind. Um dies richtig zu verstehen, ist es nützlich, eine Zusammenstellung der Werte der landwirtschaftlichen Ausfuhr und des inländischen Konsums von eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu machen. Es finden sich hierüber keine wissenschaftlich richtigen Zahlen. Der Verfasser hat indessen versucht, annähernd richtige Zahlen zusammenzustellen, und ist dadurch zu folgenden Zahlen gekommen:

Ausfuhr von dänischen landwirtschaftlichen Erzeugnissen.	Inländischer Konsum von dänischen landwirtschaflichen Erzeugnissen.
ca. 500 Millionen Kronen	ca. 300 Millionen Kronen

Wenn diese Zahlen auch nur annähernd richtig sind, zeigen sie doch deutlich, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in hohem Grade von dem ausländischen Markte bestimmt werden müssen. Eine Schutzzollpolitik würde vielleicht eine Erhöhung der Inlandspreise bewirken, würde aber gleichzeitig zweifellos die Herstellungskosten steigern und damit eine schlechtere Balance für die Herstellung von Ausfuhrwaren herbeiführen. Dies erklärt sich dadurch, daß die dänische Landwirtschaft sehr bedeutende Mengen von ausländischen Futtermitteln und Düngerstoffen einführt.

	1911 Mill. Kr.	1912 Mill. Kr.
Gesamteinfuhr von Futtermitteln:	91,7	115,5
do. „ Düngerstoffen	13,1	17,4

Und im Falle einer Schutzzollpolitik für landwirtschaftliche Erzeugnisse würde eine Preiserhöhung der Futterstoffe eintreten, indem es bei der Einfuhr, z. B. von Hafer, nicht möglich ist, im voraus zu wissen, ob der Hafer als Nahrung für Menschen oder für Tiere Verwendung findet.

Ist nun die wirtschaftliche Stellung Dänemarks hiermit eine für allemal festgestellte?

Um diese Frage zu prüfen, lohnt es sich, die Bewegungen der Bevölkerung zu studieren, und zwar die Verteilung derselben auf:

1. Landwirtschaft,
2. Industrie und Handwerk,
3. Handel, Schiffahrt und immateriellen Erwerb.

Die untenstehende Tabelle zeigt die Verteilung und die Bewegung der Bevölkerung in den zwei letzten Dekaden:

Verteilung der Bevölkerung Dänemarks:

	1890	1901	1911
Landwirtschaft	997 000	1 015 000	1 066 000
Handwerk und Industrie	606 000	721 000	802 000
Übrige Bevölkerung	569 000	714 000	889 000

Während in 20 Jahren die landwirtschaftliche Bevölkerung um etwa 11 Prozent zugenommen hat, beträgt der Zuwachs der zweiten Gruppe etwa 30 Prozent. Es ist unter diesen Umständen nur eine Zeitfrage, wann die zweite Gruppe an Größe die erste übersteigen wird. Die Zahlen verweisen deshalb auf die großen Aufgaben, die dem dänischen Volke in Bezug auf große Steigerung der industriellen Tätigkeit auferlegt sind. Für ein kleines Land, zum größten Teil von den hohen Zollschutzmauern der Nachbarländer umgeben, scheint diese Aufgabe schwierig; manchem wird sie vielleicht unlösbar vorkommen.

Und von dänischer landwirtschaftlicher Seite sieht man einer solchen Entwicklung mit einem gewissen Unwillen entgegen. Die Auffassung, daß die Ökonomie des Landes allein von den Landwirten getragen werde, ist stark verbreitet; die politische Macht gehört zur Zeit den Landwirten, und sowohl Selbstgefühl als Machtliebe, wie auch die Auffassung, die Landwirtschaft sei einer gesunden Entwicklung des Volkes besonders günstig, alles trägt dazu bei. Die große Zunahme der Ertragsfähigkeit des Bodens, die intensive Landwirtschaft, hat schon eine Teilung vieler größerer Höfe in kleinere Betriebe bewirkt; man sucht jetzt zum Teil mittels billiger Staatsanleihen diese Bewegung zu fördern durch die Teilung größerer Höfe in Kleinbauerparzellen von 1 Hektar bis 9 Hektar. Die folgenden Zahlen der letzten Jahre geben ein Bild dieser Bewegung.

Von 1900—1905 wurden	1814	Kleinbauerbetriebe mit einem Areal von	5735 ha errichtet
„ 1905—1911 „	3066		11230 „ „
Im Jahre 1911 „	655		2763 „ „
Von 1900/11 im Ganzen	5535		19728 ha errichtet

Daß diese Bewegung so großen Umfang annehmen sollte, daß es der Landwirtschaft ermöglicht werde, ihren eigenen Bevölkerungszuwachs aufzunehmen, ist nicht wahrscheinlich, geschweige denn daß die Zunahme der übrigen Bevölkerungsgruppen von der Landwirtschaft aufgenommen werden sollte.

Entweder wird dann der Zuwachs eine steigende Beschäftigung im Handel, in der Fischerei, Schiffahrt, Industrie etc. finden, oder auch wird die Auswanderung zunehmen. In erster Linie wird die Industrie- und Handwerksgruppe die Aufgabe übernehmen müssen. Und vieles läßt vermuten, daß diese Aufgabe gelöst werden wird.

Zuerst die Geschichte der dänischen Landwirtschaft, weil sie die Geschichte einer Industrialisierung ist.

Es ist nicht unbekannt, daß die Ausfuhr dänischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf manche Schwierigkeiten stößt und gestoßen ist. Wohl steht England zum Teil der Einfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen offen, doch ist dieses Land längst (1892) der Einfuhr von lebendem Vieh geschlossen. Als dies geschah und mit nicht langem Zwischenraum (1893) auch die Einfuhr von lebenden Schweinen nach Deutschland verboten wurde, geriet die dänische Landwirtschaft in große Schwierigkeiten. Aber trotz dieser und anderer ähnlichen Schwierigkeiten hat die Leistung der Landwirtschaft und die Erträge des Bodens stark zugenommen.

Vom Jahre 1875 bis zum Jahre 1911 wuchs der Gesamtertrag des Pflanzenbaues auf das doppelte.

Vergleichen wir die landwirtschaftliche Produktion pro Kopf der Bevölkerung durch Umrechnung der einzelnen Posten in Getreideeinheiten, finden wir pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1875 3079 Getreideeinheiten, im Jahre 1911 3786 Getreideeinheiten als Wert der Produktion.

Wie viel diese Entwicklung bedeutet, wird aus einer statistischen Vergleichung des auswärtigen Handels Dänemarks mit dem der großen Nachbarländer hervorgehen.

Pro Kopf der Bevölkerung betrug im Jahre 1910 der auswärtige Handel (Einfuhr + Ausfuhr)

in Deutschland	in England	in Dänemark
241 Kr. = ca. 271 Mk.	482 Kr. = ca. 542 Mk.	524 Kr. = ca. 590 Mk.

Die Mittel, womit die dänische Landwirtschaft versucht hat, gegen die Schwierigkeiten des Absatzes zu reagieren, sind, wie schon angeführt, die Industrialisierung der Landwirtschaft.

Es würde zu weit führen, dies in den Einzelheiten nachzuweisen; einige Andeutungen dürften genügen.

Die Ernte wird der Viehzucht zur weiteren Bearbeitung übergeben. Pro 100 Hektar der Landbezirke Dänemarks waren im Jahre 1909:

Pferde	13
Rinder	58
Schafe	19
Schweine	38

Die Milch wird in großen Molkereien behandelt; diese sind alle Betriebe von höchster technischer Entwicklung.

Die Schweine werden den großen technisch vorzüglich eingerichteten Schlächtereien übergeben.

Hieran schließen sich auch solche Industrien, wie Gerbereien (und Schuhfabriken), Brauereien und Brennereien, Rübenzuckerfabriken, eine ganze Reihe von industriellen Werken, die in technischer Beziehung sehr hoch stehen, meistens an der Spitze der Entwicklung.

Wir stehen schon hier an dem Übergang zur eigentlichen Industrie. Der Verfasser dieses hat versucht auszurechnen, wie groß der Produktionswert der gesamten dänischen Industrie mit Ausschließung des eigentlichen Handwerks ist. Die Untersuchung hat folgende Zahlen ergeben (1911):

Landwirtschafliche Produkte (hierunter Butter, Käse) Millionen Kronen	Industrie (hierunter Zucker, Bier, Branntwein) Millionen Kronen
860,2	557,9
1418,1	

Eine weitere Entwicklung in industrieller Richtung wird zwei Wege einschlagen können: Durch Übernahme größerer Teile des inländischen Konsums, durch vermehrte Ausfuhr. In den beiden Fällen stoßen diese Bestrebungen gegen die Konkurrenz der Ausfuhr anderer Länder. Und bei der überwiegend freihändlerischen Zollpolitik, die seitens der herrschenden politischen Partei geführt wird, wird die Industrie keine Hilfe durch Zollmaßregeln vorläufig erwarten können.

Die Bestrebungen behufs Erweiterung des inländischen Marktes und Eroberung von ausländischen Märkten müssen Hand in Hand gehen, schon deswegen, weil in sehr vielen Fällen der inländische Markt zu klein ist, um eine genügend konkurrenzfähige Industrie zu schaffen.

Gegen diese Bestrebungen stehen viele — manche werden wohl annehmen — unüberwindbare Schwierigkeiten: Die mächtige kapitalkräftige Industrie der Nachbarländer und die Zollgrenzen.

Gibt es nun andererseits günstige Momente, die diese Schwierigkeiten zu überwinden gestatten oder, wenn auch mit großer Anstrengung, dem dänischen Volke gestatten, den Weg der industriellen Entwicklung einzuschlagen?

Von solchen Momenten seien hier einige hervorgehoben:

Es kommt zuerst die günstige geographische Lage in Betracht. Dänemark

hat 7000 Kilometer Küstenlinie und zahllose natürliche Häfen, größtenteils ohne Gezeiten. Die Lage zwischen der Nordsee und der Ostsee ist für die Entwicklung des Schiffsverkehrs und des Warenaustausches günstig; die Zufuhr von Rohwaren anderer Länder, Kohlen, Öl, etc. läßt sich deshalb relativ billig vermitteln. Die neuere Geschichte der Industrie der großen Länder zeigt zur Genüge, daß die Industrie eines Landes manchmal auf die Zufuhr von fremden Rohstoffen hingewiesen ist; selbst so schwere und billige Naturprodukte wie Eisenerze werden ja von weit her bezogen. Ein anderes günstiges Moment ist die relative Billigkeit des Lebens in Dänemark, respektive die bei Löhnen gleicher Höhe bessere Lebensweise der dänischen Arbeiter. Ein Vergleich zwischen den Preisen der Nahrungsmittel in Deutschland und Dänemark zeigt dies am besten:

1. Februar 1911.

	Berlin	Kopenhagen
	Öre pr. kg.	Öre pr. kg.
Fleisch	164	120
Roggenbrot	23,4	14
Weizenbrot	46,2	36

Der dänische Arbeiter ist nicht allein imstande, relativ gut zu leben, er ist auch durch seinen Schulunterricht und seine sonstige Erziehung durchschnittlich intelligent.

Eine wesentliche Rolle spielt dabei das gesetzlich geordnete Lehrlingswesen. Die Handwerkslehrlinge werden 4 bis 5 Jahre in der Lehre gehalten und genießen oft eine gute Erziehung zu tüchtigen Handwerkern. Es finden sich überall, selbst in den kleinsten Städten, technische Schulen, die während der Lehrzeit besucht werden.

Parallel mit den Bestrebungen wegen guter Erziehung der Arbeiter geht die Entwicklung des höheren Unterrichtswesens. Die technische Hochschule (Polyteknisk Laereanstalt) Dänemarks stammt aus dem Jahre 1829 (von H. C. Örsted, dem Entdecker des Elektromagneten, gegründet) und gehört somit zu den ältesten Europas. Es werden jährlich pro 100 000 Einwohner 4 Diplomingenieure ausgebildet. Es ist mehr, als das Land selbst beschäftigen kann, viele wandern jährlich aus.

Daß Dänemark sich in der Zukunft mehr und mehr gegen die Industrie hin entwickeln wird, teils durch die steigende Industrialisierung der Landwirtschaft, teils durch Entwicklung neuer Industriezweige, scheint somit — insofern obige Betrachtungen richtig sind — schon durch die Notwendigkeit geboten. Daß eine solche Entwicklung trotz aller Schwierigkeiten möglich ist, scheint die neuere wirtschaftliche Geschichte des Landes zu zeigen.

Diese Entwicklung wird kaum durch eine Schutzzollpolitik in weitem Sinne unterstützt werden, weil es schon längst klar ist, daß mit der Eroberung des inländischen Marktes auch die Gewinnung ausländischer Märkte Hand in Hand

gehen muß. Und um dies zu ermöglichen, muß vor allem jede Belastung der Herstellungskosten vermieden werden. Bei Erhöhung der Einfuhrzölle tritt namentlich für ein begrenztes Gebiet, das doch in vielen Beziehungen nicht allein auf die Rohwaren, sondern auch auf die Halbfabrikate anderer Länder verwiesen ist, unzweifelhaft eine Produktionsverteuerung ein; geht man noch weiter zur Belastung des Nahrungsmittels, muß entweder die Ernährung sinken, oder die Arbeiter müssen höhere Löhne beanspruchen, in beiden Fällen tritt Schwächung der Produktionsfähigkeit ein.

Ich stelle somit das Horoskop der wirtschaftlichen Entwicklung meines Landes wie folgt:

Dänemark wird sich langsam von einem Agrarstaat in einen Industriestaat umwandlen, diese Entwicklung wird unter Beibehaltung einer freizöllnerischen Politik vor sich gehen.

Die Bewegung wird sich aber schon deshalb nur langsam vollziehen, weil die unermüdliche und auf streng wissenschaftlichen Boden gegründete Arbeit für die weitere Entwicklung der dänischen Landwirtschaft durch Steigerung des Bodenertrages noch eine sehr große Erhöhung des Gesamtertrages gestattet.

Prof. Dr. H. Rauchberg (Prag): Staatsbürgerliche Erziehung*).

Der Staat ist die Machtorganisation des Staatsvolkes. Von dem Verständnis und der Gesinnung der Bürger für ihren Staat hängt es ab, ob und mit welchem Reibungsverluste ein Staat die gesamte Volkskraft für die großen Gemeinschaftsaufgaben einzusetzen vermag, die man als die Staatszwecke zu bezeichnen pflegt. Und von der Seite des Einzelnen aus betrachtet, hängt von seinem Verständnisse für den Staat ab, was der Staat jedem seiner Bürger bedeutet an ideellen Werten und an materiellen Vorteilen, wie ein jeder ihm dienen will, und was jeder von ihm erwartet**).

Die theoretische Erfassung dieses Verhältnisses zwischen dem Staate und seinen Bürgern bildet ein Grundproblem der Staatslehre, seine richtige Gestaltung eine wichtige, wenn auch zeitweilig vernachlässigte Aufgabe der Staatskunst. Im Flusse der geschichtlichen Entwicklung wandelt sich die theoretische wie die

*) Vortrag gehalten auf der „Ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" in Berlin.

**) Vergl. meine Rektorsrede über „Politische Erziehung" (Wien 1913), an welche sich die nachfolgenden Ausführungen teilweise anschließen, sowie die Vorrede zu meiner „Österreichischen Bürgerkunde", 2. Auflage, Wien 1912.

praktische Seite dieses Problems; es ist verschieden, je nach dem in der Staatsorganisation der genossenschaftliche oder der herrschaftliche Gedanke überwiegt, verschieden, je nachdem der Staat mit seinen Forderungen und Leistungen mehr oder weniger in das Leben des Einzelnen eingreift und in dessen Vorstellung und Gefühlsleben einen größeren oder kleineren Platz einnimmt.

Das klassische Beispiel für ein höchstausgebildetes Staatsgefühl bilden die antiken Demokratien; Erziehung ist daher den alten Philosophen gleichbedeutend mit politischer Erziehung, mit Erziehung für den Staat. Als Gegenbeispiel wähle ich die Zeit des Absolutismus, die dem gegenwärtigen staatsbürgerlichen Zeitalter unmittelbar vorhergeht. Die Kenntnis vom Staate, die Kunst der Regierung und Verwaltung blieb damals auf den engen Kreis der politisch Maßgebenden beschränkt, auf die Fürsten und ihre Beamten. Diese wurden für ihren Beruf sorgfältig ausgebildet. Aber die breiten Schichten des Volkes waren politisch teilnahmslos und blieben politisch ungebildet. Die tätige Mitarbeit am Staate war ihnen versagt und so konnte auch das politische Interesse nicht erwachen; politische Kenntnisse und Fähigkeiten waren der breiten Masse nutzlos, und so erwarb und besaß sie dieselben nicht. Freilich „Patriotismus" wurde schon damals gefordert und gepflegt. Aber nicht der aktive, hellsichtige Patriotismus im Sinne unseres heutigen Staatsbewußtseins, das auf der klaren Einsicht des hohen Gutes beruht, das wir am Staate besitzen, sondern vorwiegend triebhaft: als Liebe zur Heimat und zum Herrscherhause. Der agrarischen Wirtschaftsstufe und dem patriarchalischen Geiste jener Zeit entspricht ein lediglich landschaftlich und dynastisch gestimmtes Staatsgefühl. Die politische Pädagogik jener Zeit durfte sich darauf beschränken, jene Stimmungen und die ihnen entsprechenden Affekte zu pflegen, um die Untertanen bei guter Gesinnung zu erhalten und zu den ihnen auferlegten Leistungen zu bewegen.

Wie haben sich die Dinge seither geändert! Ein gewaltiger Umschwung ist eingetreten in dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gefüge des deutschen Volkes, in dem Aufbau seines Staatswesens und damit auch in der Stellung, die jeder Einzelne im Staate und dem Staate gegenüber einnimmt. Das Deutsche Reich hat sich vom Agrarstaate zum Industriestaate entwickelt und Österreich ist im Begriffe ihm darin zu folgen. Die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte hat die politische Einigung Deutschlands zur Voraussetzung gehabt und sie ist zugleich der mächtigste Antrieb, um den Reichsverband allen partikularistischen Tendenzen zum Trotz immer fester und mächtiger zu gestalten. Denn die Wirtschaftsentfaltung drängt hin auf die Befestigung der weltwirtschaftlichen Stellung und damit auch der Machtentfaltung des Reiches. Die innere Parallelbewegung aber ist: die Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise, das Anwachsen der Großbetriebe, die Ausbildung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, zugleich aber auch die Überbrückung dieses Gegensatzes durch die positive Sozialpolitik. Die gewaltigen Aufgaben, die dadurch der Gesetzgebung und Verwal-

tung gestellt sind, können nicht bewältigt werden ohne die tätige Teilnahme der Staatsbürger, wie sie durch die Umbildung der Staatsverfassungen und der öffentlichen Verwaltung herbeigeführt, oder doch ermöglicht worden ist. An die Stelle des Absolutismus ist der Konstitutionalismus getreten, an die Stelle des Polizeistaates der Rechtsstaat. Durch die parlamentarischen Vertretungskörper ist den Staatsbürgern Anteil gegeben an der Gesetzgebung und an der Kontrolle der Verwaltung. Die Selbstverwaltung legt das Geschick der Städte und Landgemeinden, sowie der berufsgenossenschaftlichen Selbstverwaltungskörper in die Hände ihrer Mitglieder. Als Geschworene, als Schöffen, als gesetzlich berufene Schiedsrichter haben die Bürger Anteil an der Rechtsprechung. In zahlreichen Beiräten, in den berufsständischen Organisationen, durch Presse und öffentliche Rede verschafft sich ihre Sachkenntnis Geltung und Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Staat und Gesellschaft einander immer näher rücken, daß der Staat und seine Bürger hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit immer mehr aufeinander angewiesen sind. Ob die freiheitlichen politischen Errungenschaften, ob der Parlamentarismus und die fortschreitende Demokratisierung des Wahlrechtes, die weitgehende Unabhängigkeit der Selbstverwaltung, das ehrenamtliche Element in Verwaltung und Rechtsprechung sich bewähren, das hängt ganz davon ab, ob die Staatsbürger vorbereitet und reif sind zur Erfüllung der ihnen damit gestellten Aufgaben. Denn jeder Fortschritt ist in letzter Linie eine Frage der Reife. Auf diese Formel können sich Fortschrittliche und Konservative einigen. Freilich ist damit der Gegensatz der Anschauungen nicht beseitigt, denn ob der erforderliche Grad der Reife erreicht ist, das ist ja eben die Frage. Aber hier handelt es sich nicht um die Reife zu weiteren politischen Fortschritten, sondern um die Reife zu den bereits bestehenden Einrichtungen. Ein Zurück gibt es nicht auf dem Wege der politischen Entwicklung. Ist sie der Reife des Volkes vorangeeilt, so gibt es kein anderes Mittel, um das Volk den gesteigerten Anforderungen der Staatsverfassung und der öffentlichen Verwaltung anzupassen, als *staatsbürgerliche Erziehung*. Damit ist das Problem in den großen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt.

Fragen wir nun, ob das Volk denjenigen Reifegrad erreicht hat, der seinen politischen Einrichtungen entspricht, so kann die Antwort nicht anders lauten als: *nein*. Für Österreich wenigstens. Aber nach dem Zeugnisse aller, die sich mit dieser Frage befaßt haben, bleibt auch im Deutschen Reiche in dieser Hinsicht viel zu wünschen. Es fehlt in weiten Kreisen an politischem Interesse und Urteil, ja selbst an der einfachsten Kenntnis der Reichs- und Staatsverfassung, sowie der Verwaltungseinrichtungen, geschweige denn an einem reifen Urteil über die wirtschaftlichen und politischen Zeitfragen. Und das ist aus zwei Gründen leicht begreiflich. Erstens sind die Verfassungen nicht organisch, gleichsam als

Gebilde der Volksentwicklung herangewachsen, sondern sie sind zum größten Teile unter dem Einflusse theoretischer Lehrmeinungen und ausländischer Beispiele oder mit ganz bestimmten politischen Absichten geschaffen worden von den politischen Führern der Generation, die der unseren vorausging. Zweitens bestanden und bestehen noch immer gewaltige Bildungsunterschiede zwischen den einzelnen Volksschichten, und die politischen Reformen entsprachen mehr dem Bildungsniveau derjenigen, die sie forderten und einführten, als der breiten Volksmassen, auf deren Mitwirkung sie berechnet sind. So kommt es, daß der Prozeß gegenseitiger Anpassung zwischen dem Volke und den öffentlichen Einrichtungen noch lange nicht beendet ist. Und dieser Prozeß wird auch nicht so bald zur Ruhe kommen. Er erfaßt immer neue Kreise mit jedem Fortschritte des demokratischen Gedankens, der den Kreis der politisch Berechtigten erweitert, mit jeder Erweiterung der Staatstätigkeit, wodurch die Verwaltung fordernd oder gewährend an den Einzelnen herantritt.

Wir können nicht hoffen, daß jene breiten Kreise die erforderliche politische Reife von selbst erlangen. Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis das Volk in den tausend Irrungen und Wirrungen des politischen Lebens langsam heranreift, ähnlich wie gar mancher erst im praktischen Leben lernt, was er in der Schule versäumt hat. Denn die politischen Bildungslücken des Volkes muß der Staat entgelten.

Ganz besonders möchte ich davor warnen, von der politischen Aufklärung durch die politischen Parteien allzuviel zu erwarten. Solange nicht die Schule sich der staatsbürgerlichen Erziehung annimmt, bezieht ja die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die sich überhaupt, wenn auch nur vorübergehend, um öffentliche Angelegenheiten bekümmern, ihre Informationen von der Partei, der sie angehören, oder die um sie wirbt. Ich weiß nicht, ob diejenigen im Rechte sind, welche die politischen Parteien als ein Übel bezeichnen. Ist dies der Fall, so sind sie jedenfalls ein notwendiges Übel. Denn sie sind Organisationen zur Erreichung politischer Ziele; politische Bestrebungen, die nicht von ständigen Organisationen vertreten oder unterstützt werden, sind von vorneherein aussichtslos. Aber auch derjenige, der die Parteien als eine unentbehrliche Form des politischen Lebens anerkennt, wird zugeben müssen, daß wir ihnen die Rolle des politischen Erziehers nicht überlassen dürfen, so eifrig sie sich auch darum bewerben. Denn jede Partei ist notwendigerweise einseitig, jede hält ihre Anschauung für die allein richtige, jede stellt ihr Interesse als das Gemeininteresse hin und ist mehr darauf bedacht, die Gegner zu vernichten, als sich mit ihnen zu vertragen. Noch unduldsamer sind die Parteien durch jenen eigentümlichen Vorgang geworden, den man als die Ökonomisierung des Parteiwesens bezeichnen kann. Noch immer bilden ja die idealen Interessen, die Weltanschauungen, wonach die Geister sich früher entschieden, das Aushängeschild, allein die werbende Kraft der Programme hängt jetzt in erster Linie ab von ihren ökonomischen Verheißungen. Die Partei-

genossen betrachten das Parlament, um ein zutreffendes Wort Friedrich Naumanns zu wiederholen, immer mehr als eine Maschinerie, die ihnen vermöge des Einflusses ihrer Partei auf die Regierung private Vorteile verschaffen soll. Materielle Interessen verführen aber noch mehr als die ideellen zur Selbstsucht und Unduldsamkeit. Wo bleibt da die Erkenntnis, daß erst aus dem Widerspiel der Parteien die Mittellinie des Gemeinwohles sich ergibt, daß über den Parteien der Staat, über den Parteiinteressen das Staatswohl steht? Ich wiederhole, was ich schon an anderem Orte gesagt habe: Nicht zum Staatsbürger, zum Parteimanne erzieht das politische Leben. Die Jugend dürfen wir nicht ungewarnt den Parteien ausliefern. Daher verlangen wir planmäßige staatsbürgerliche Erziehung und Belehrung durch die Schule. Die Schule muß die Jugend aufklären, bevor sie vom Parteigetriebe erfaßt wird; die Schule kann und muß ihr soviel Kenntnis des Staates und soviel Gesinnung für den Staat beibringen, daß sie den Anpreisungen und Lockungen der Parteien nicht unvorbereitet gegenübersteht und daß sie auch weiterhin über den Parteiinteressen nicht die großen Forderungen des Vaterlandes aus den Augen verliert.

Staatsbürgerliche Erziehung ist also in erster Linie Aufgabe der Schule. Nicht der Schule allein; aber der Grund muß schon in der Schule gelegt werden. Durch die Gliederung der Schulen und die Abstufung ihrer Lehrziele ist auch die Abstufung der politischen Bildung gegeben, die je nach dem Alter und der Auffassungskraft der Schüler von den Schulen verschiedener Art zu vermitteln ist, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Hochschule. Eine schwierige Aufgabe, ich gebe es zu; aber sie ist keineswegs unlösbar. Haben wir nur die Notwendigkeit klar erkannt und das Ziel gestellt, so werden auch die Mittel und Wege gefunden werden, um es zu erreichen. Aber es ist hier nicht meine Aufgabe, das Programm und die Methoden des staatsbürgerlichen Unterrichts in den verschiedenen Schulen zu besprechen. Ich will hier nur zeigen, daß eine planmäßige staatsbürgerliche Erziehung und Bildung nicht nur mitgehört zu einer harmonischen Ausbildung des Individuums, sondern daß sie auch eine staatliche Notwendigkeit ist.

Wie diese Forderung zusammenhängt mit der allgemeinen Entwicklung des öffentlichen und staatlichen Lebens, das habe ich bereits dargelegt. Diese Entwicklung hat den Untertanen zum Staatsbürger und den Staatsbürger zum Staatsorgan gemacht, denn Staatsorgan ist er als Wähler wie als Gewählter. Zu den dadurch gestellten Aufgaben muß er befähigt werden und er muß darüber hinaus lernen, die gesteigerten Anforderungen des öffentlichen Lebens zu begreifen und ihnen zu entsprechen.

Indem ich nun daran gehe, das im Einzelnen nachzuweisen, befinde ich mich in keiner geringen Verlegenheit, wie ich dem unermeßlichen Stoff beikommen soll. Denn unübersehbar sind die möglichen Beziehungen des Einzelnen zum staatlichen

und öffentlichen Leben und aus jeder derselben können Rechte und Pflichten erwachsen. Die verständige Wahrnehmung der Rechte, wie die treue Erfüllung der Pflichten, setzt aber staatsbürgerliche Einsicht voraus, die den Willen des Einzelnen so motiviert, wie das Gesetz und das öffentliche Wohl es erfordern. Angesichts dieser Fülle der Erscheinungen muß ich auf Vollständigkeit verzichten und mich darauf beschränken, die bereits aus der allgemeinen Entwicklung abgeleitete Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung und Bildung noch weiterhin zu erweisen an einigen der wichtigsten Seiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Als solche gedenke ich die folgenden herauszuheben: den Anteil der Staatsbürger an der Bildung des öffentlichen Willens, also den Parlamentarismus und die öffentlichen Vertretungskörper, die Beteiligung der Staatsbürger an Rechtsprechung und Verwaltung, die soziale Frage und endlich die Leistungen der Bürger für den Staat, besonders die Erfüllung der Steuerpflicht und der Wehrpflicht.

Zunächst: Parlamentarismus und politische Bildung. Ein heikles Thema! Es handelt sich dabei, um die Frage noch prinzipieller und allgemeiner zu fassen, um die Auslese der politischen Führer und den Einfluß, den der Grad der politischen Bildung auf den Verlauf und Erfolg dieser Auslese hat. Durch den Sieg des demokratischen Gedankens ist die überkommene, vorwiegend autoritäre Organisation der politischen und gesellschaftlichen Führung in Frage gestellt und sie wird immer aufs neue bedroht durch jede Reform, die den Kreis der Wahlberechtigten erweitert. Nicht als ob eine demokratische Gesellschaft weniger der Führung bedürfte, als eine autoritäre oder aristokratisch beherrschte. Allein sie hat eine andere, mehr auf die Persönlichkeit gestellte Auslese der Führer und andere Formen der Auslese, die keineswegs eine Gewähr dafür bieten, daß wirklich die Besten erwählt werden. Und doch ist es von höchster Wichtigkeit für das öffentliche Wohl, daß nur solche Männer in die Vertretungskörper berufen werden, die vermöge ihrer Bildung, ihrer Charakter- und Geisteseigenschaften für Führung taugen. Nicht als ob es an solchen Männern fehlte. Aber ob sie den Beifall der Menge zu erringen wissen, ob sie sich den Fährlichkeiten des Wahlkampfes aussetzen, ob sie das mit der Ausübung des Mandats verbundene Opfer inbezug auf die Wahrnehmung ihrer persönlichen und geschäftlichen Interessen bringen wollen, das ist die Frage. Aus dem Buche eines in politischer Hinsicht auf dem linken Flügel stehenden Engländers, aus dem Buche von G r a h a m W a l l a s über „Human nature in politics" erfahren wir, wieviel Menschliches, Allzumenschliches selbst in dem Musterlande des Parlamentarismus bei den Wahlen mitspielt. Das ist ungefährlich, solange dadurch das Niveau des Parlaments nicht herabgedrückt wird. Ist dies aber nirgends der Fall? Ich wage kein Urteil über die reichsdeutschen Verhältnisse. Was aber die österreichischen anbelangt, so darf ich wohl sagen, daß die Erwartungen bitter enttäuscht worden sind, mit denen viele, darunter auch ich, die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für

den Reichsrat begrüßt haben. Als Zeugen führe ich zwei kleine Büchlein an*), die in höchst amüsanter Weise zeigen, wie es in den Wählerversammlungen zugeht, was man alles den Wählern zumutet und was von den Kandidaten im Parlamente zu erwarten steht. Das eine enthält unter dem Titel „Der blecherne Kandidat" Blütenlesen unfreiwilligen Humors aus Wahlreden; die Ergänzung bildet ein anderes Werk des gleichen Verfassers, „Die hopsende Zunge", eine Zusammenstellung von drolligen Entgleisungen aus Parlamentsreden. Diese Büchlein eröffnen höchst belehrende Einblicke in die Praxis des politischen Kleinbetriebes; sie zeigen, daß die Kandidaten die Wähler nicht zu ihrer eigenen Auffassung emporheben, sondern daß sie zu ihnen hinabsteigen, daß sie sich nicht an die Einsicht, sondern an die Dummheit und an die niederen Instinkte der Wähler wenden, um ihren Beifall zu gewinnen. Es ist begreiflich, wenn auch nicht zu billigen, daß feiner angelegte Menschen vor einem derartigen Wahlkampfe zurückschrecken und dem unbedenklicheren Bewerber das Feld räumen. Das ist nicht der einzige Schaden eines derartigen Wahlkampfes: Er verroht auch die Wähler, die jeden Blick für die Wirklichkeit und das politisch Mögliche verlieren, und er wirkt nach auf die Haltung der Gewählten im Parlamente, indem er sie zu den Sklaven der bei der Wahlagitation gegebenen Versprechungen und vorgebrachten Schlagworte macht, woraus die beklagenswerte Entartung des Parteiwesens erfolgt, auf die ich schon früher hingewiesen habe.

Um derartige unliebsame Erfahrungen zu vermeiden, gibt es nur ein Mittel: planmäßige staatsbürgerliche Erziehung. Sie wird den sinnlosen Schlagworten, den leeren Verheißungen, den böswilligen Verhetzungen den Boden entziehen und es den Besten der Nation ermöglichen, sich den Wählern verständlich zu machen und das Ohr des Volkes zu gewinnen. In dem Maße, als das geistige und sittliche Niveau der Gewählten sich bessert, werden auch die Schäden des Parteiwesens gemildert werden. Die Hebung des politischen Bildungsniveaus nicht nur der Wähler, sondern auch der Gewählten, ist vielleicht das einzige Mittel, um den ruhigen Gang der Parlamentsmaschine in jenen Ländern herzustellen, wo er durch die Überspannung der Parteigegensätze und die dadurch bewirkte Obstruktion lahmgelegt ist. Und was vom Parlamente und seinen Parteien gilt, das trifft im gewissen Sinne auch für alle anderen Vertretungskörper zu, auch für jene der Selbstverwaltung.

Ich habe mich bei den hochpolitischen Fragen so lange aufgehalten, daß ich die anderen desto kürzer abtun muß, um den mir eingeräumten Raum nicht allzusehr zu überschreiten. Als zweiten Gesichtspunkt habe ich aufgestellt: die Beteiligung der Staatsbürger an der Rechtsprechung und Verwaltung. Man kennt ja die Gründe, die dafür maßgebend waren, das sogenannte Laienelement heranzuziehen nicht nur zur kommunalen und berufsgenossenschaftlichen Verwaltung,

*) Beide von August Angenetter, in Wien bei Braumüller erschienen.

die ja seinen ureigenen Bereich bildet, sondern auch zur Rechtsprechung und zu wichtigen Zweigen der inneren und der Finanzverwaltung. Es wird darin eine Gewähr gesucht für die Unabhängigkeit der Rechtsprechung sowie für die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Verwaltung. Die Lebenskenntnis und Erfahrung der Staatsbürger soll für den öffentlichen Dienst verwertet werden und diese sollen durch die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften erfahren und weitere Kreise darüber beruhigen, daß dabei alles mit rechten Dingen zugeht. Aber diese Erwartungen können sich doch nur dann erfüllen, wenn wir genug Männer haben, die geeignet und gewillt sind, die Aufgaben des Ehrenamtes auf sich zu nehmen. Die Eignung besteht in unabhängiger und rechtlicher Gesinnung, in Geschäftskenntnis und Gemeinnützigkeit. Fehlt es an der Tüchtigkeit, so erlangt in den Kollegien, die aus Berufs- und Ehrenbeamten zusammengesetzt sind, das bureaukratische Element das Übergewicht und das Laienelement wirkt bloß dekorativ. Fehlt es in den Kollegien der Selbstverwaltung an streng rechtlicher Gesinnung, so besteht die Gefahr, daß die Verwaltung in Parteiherrschaft ausartet und die ihr anvertraute obrigkeitliche Gewalt dazu mißbraucht, um die Parteigenossen auf Kosten der Gegner zu begünstigen. Kurz, ob und wie das Ehrenamt in Gericht und Verwaltung sich bewährt, ist eine Frage der politischen Reife in intellektueller und in moralischer Hinsicht. Um diese Reife in weiten Kreisen herbeizuführen, damit stets tüchtige Männer verfügbar seien für die Ehrenämter der Staats- und Selbstverwaltung, dazu brauchen wir aber wiederum eine planmäßige staatsbürgerliche Erziehung.

Der dritte Gesichtspunkt, den ich aufgestellt habe, betrifft die soziale Frage. Allerdings können wir nicht hoffen, durch die staatsbürgerliche Volkserziehung vertieftes Verständnis der sozialen Frage oder auch nur ihrer einzelnen Teilprobleme in die weitesten Kreise zu tragen; dazu sind diese Fragen viel zu schwierig. Aber ebensowenig können wir achtlos an einer Bewegung vorbeigehen, die unvermeidlich immer weitere Kreise des deutschen Volkes erfaßt und es in zwei Lager zu spalten droht, in das Lager der Besitzenden und das Lager der Besitzlosen. Die Aufgabe, die ich hier der staatsbürgerlichen Erziehung stellen möchte, ist die: vorzubauen, daß über den sozialen Gegensätzen das Bewußtsein der nationalen Einheit verloren gehe, und das Vertrauen in den Willen und die Fähigkeit des Staates, die sozialen Konflikte allmählich auf der Mittellinie des Gemeinwohles der Lösung zuzuführen. Gegenwärtig ringen in dem Bewußtsein eines großen Teiles des deutschen Volkes zwei gegensätzliche Gemeinschaftsideale um die Vorherrschaft: das Staatsgefühl und das Klassenbewußtsein. Die staatsbürgerliche Erziehung muß vor allem bewirken, daß weder bei den Arbeitern, noch bei den Kapitalisten jemals das Klassenbewußtsein überwiege über das Staatsbewußtsein. Und das können wir nur verhindern, wenn wir jedem Deutschen klar machen, welch' hohes Gut er an seinem Staate, an der staatlichen Organisation seines Vaterlandes besitzt, was der Staat für ihn leistet,

was er ihm bietet an idealen und materiellen Gütern. Je objektiver eine solche Darstellung gehalten ist, je sorgsamer sie es vermeidet, für oder gegen bestimmte politische oder soziale Parteien Stimmung zu machen, desto williger wird sie aufgenommen werden und desto eindringlicher wird sie wirken.

Eine derartige Motivierung des Willens und der Gesinnung durch Einsicht wird die Bürger auch besser, als Zwang es vermöchte, bewegen, dem Staate zu geben, was des Staates ist. Das gilt, wie von allen Leistungen für den Staat, insbesondere auch von der Erfüllung der Wehrpflicht und der Steuerpflicht. Das Heer ist die Kampforganisation des Staatsvolkes und als solche selbst eines der wichtigsten Mittel, um die männliche Jugend für den Staat zu erziehen und sie körperlich und moralisch zu kräftigen. Ja, es ist die Frage, ob wir nicht als Seitenstück zur allgemeinen Wehrpflicht der Männer eine allgemeine Pflegepflicht der Frauen einführen und die schulentwachsene weibliche Jugend während einer bestimmten Dienstzeit als Pflegerinnen schulen sollen. Wie dem auch sei, jedenfalls wird alles, was die Wehrmacht erfordert, desto leichter vorgekehrt werden können, je besser das Verständnis für ihre Notwendigkeit, für ihre Bedürfnisse und Anforderungen bei den Staatsbürgern entwickelt ist. Je eifriger die staatsbürgerliche Erziehung der militärischen vorarbeitet und je mehr auch die militärische Ausbildung zu einem Element der staatsbürgerlichen Erziehung wird, desto weiter werden sich die Heereseinrichtungen entfernen von einem volksfremden „Militarismus" und desto fester wird die Sicherheit und die Zukunft des Staates beruhen auf der Kriegstüchtigkeit und Hingebung seiner Bürger.

Und in ähnlicher Weise wird die Deckung des öffentlichen Bedarfs durch staatsbürgerliche Bildung erleichtert und die Steuermoral gehoben werden. Es ist richtig: der öffentliche Bedarf und mit ihm die Steuerlast sind in den letzten Jahrzehnten rasch gestiegen und es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß sie noch weiterhin wachsen werden. Steuerzahlen ist nie eine Annehmlichkeit gewesen und es ist begreiflich, wenn die Erhöhung der Steuerlast sowohl in den Parlamenten als auch bei den hiervon persönlich Betroffenen gewissen Widerständen begegnet. Da ist denn Aufklärung doppelt wichtig: der Hinweis darauf, daß die öffentlichen Abgaben den Preis bilden für die erhöhten Leistungen des Staates im Interesse der Gesamtheit wie eines jeden Einzelnen, und daß der Staat durch seine Verwaltung den vollen Gegenwert produziert für die den Untertanen auferlegten Abgaben.

Nicht minder wichtig ist Einsicht in die Steuerprinzipien und in die Folgerungen, die sich daraus insbesondere aus dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Steuern für jeden Einzelnen ergeben. Die Veranlagungstechnik ist zwar bestrebt, auch den Unredlichen und Widerwilligen heranzuziehen. Allein wir alle wissen, daß ihr das in vielen Fällen nicht gelingt. Sowohl um des Ertrags als auch um der gerechten Verteilung der Steuern wegen müssen wir darauf bedacht sein, die Steuermoral zu heben. Denn die Steuer, der sich der Einzelne

oder vielleicht eine ganze Gruppe von Steuerpflichtigen widerrechtlich entzieht, muß von anderen aufgebracht werden, die solchermaßen überlastet werden. Staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung, die auch diese Seite mitumfaßt, wird die Deckung des öffentlichen Bedarfs erleichtern und den Redlichen davor behüten, vom Unredlichen übervorteilt zu werden.

Doch genug der Beispiele und Belege! Am Ende meiner Ausführungen angelangt, kehre ich wieder zurück zu ihrem theoretischen Ausgangspunkte, zu dem grundsätzlichen Verhältnisse zwischen dem Staate und seinen Bürgern. Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Anschauungen hierüber im Laufe eines Jahrhunderts geändert haben. Vor etwa einem Jahrhundert noch hegte man tiefes Mißtrauen gegen den Beruf und die Leistungsfähigkeit des Staates im sozialen und wirtschaftlichen Leben. Schutz vor äußeren Feinden und Wahrung der Rechtsordnung, das waren die einzigen Forderungen, die der politische Liberalismus jener Zeit an ihn richtete. Das Gemeinwohl, so wähnte er, erwachse von selbst aus dem ungehemmten Spiel der persönlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen. Wie sehr haben sich die Ansichten seither geändert! Wie sehr ist seither der Kreis der Staatsaufgaben erweitert worden, wie sehr hat sich aber auch die technische und organisatorische Leistungsfähigkeit des Staates und der Kommunalverbände entwickelt! Immer tiefer greift der Staat in das Leben jedes Einzelnen ein, immer deutlicher müssen aber auch seine Zwecke als die gemeinsamen Zwecke aller Einzelnen, seine Befehle und Forderungen nicht etwa als die Auflagen einer uns fremden Macht, sondern als die Gebote eines solidarischen Gesamtinteresses erkannt werden, in dem das eigene Interesse mit enthalten ist. Diese Einsicht soll die staatsbürgerliche Erziehung vermitteln, sie soll damit in der Seele jedes Einzelnen das Staatsbewußtsein erwecken und vertiefen und die Zukunft des Staates begründen in der Einsicht, in der Tüchtigkeit und Hingebung seiner Bürger. Das verlangen und erwarten wir von der staatsbürgerlichen Erziehung und Bildung und darum treten wir für sie ein.

Edwin Krutina:
Neue Berliner Waldstädte.

Berlin, dieses ungeheure Leuchtfeuer, dieser Hymnus der Arbeit, des rastlosen, unerbittlichen Kämpfenmüssens, ist zu Deutschlands gewaltigstem Brennpunkt alles Wissens, alles Wollens, alles Vollbringens geworden.

Stein und Eisen sind sein Symbol. Plätze müssen weichen, Bäume fallen. Immer weiter wird Luft und Grün hinausgedrängt, immer unerbittlicher schwingt die gleiche Melodie des Vorwärtsmüssens.

Der Süddeutsche vergißt seiner Berge und Wälder, dem vom Meere sind seine Dünen fremd geworden. Jeder macht die Lippen schmal und die Stirn hart, und weiß nichts mehr von früher, ist mitgerissen von Arbeit und Kampf und Not.

Nach Jahren aber, in der Nacht, wacht einer auf und hört durch das Atmen der Weltstadt einen Vogelschrei herüberrufen und ihm klingt, bekannt und ungewiß, das scharfe Donnern seiner Lawinen, der aufspringende Harfenton des Föhn im Ohr. Oder der Frühling hat sich mit kleinen Blüten an des Nachbars Gesträuch gehängt und plötzlich steht es in uns auf, riesengroß: hinaus! in die Berge! fort von dieser entsetzlichen Stadt!

Berlin hält, was es sich erworben hat. Aber die Heimatssehnsucht schafft sich Raum und überall um die Stadt wird es grün. Rasen wird breit, Bäume wölben sich und rote Dächer wachsen zwischen hohen astlosen Föhren auf.

Wer die ganze Summe von Sehnsucht nach Wald und Wiesen und Erdgeruch messen will, der muß einmal um Berlin herumwandern, wo im Sand die Wald- und Gartenstädte aufwachsen und wo jeder sich die Heimat auf seine Weise einfangen und neu schaffen will.

Nicht der grüne, seen- und villenreiche Westen ist das Bild dieses In-den-Wald-Müssens. (Von den Kolonien im Westen: Zehlendorf, Schlachtensee, Nikolassee, Wannsee, Neubabelsberg usw., die ihren gesicherten Besitz an wohlhabenden Einwohnern haben, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht die Rede sein.) Der Norden hat sich aufgeschlossen, der Osten gibt seine Wälder und auch der Ärmere hat Wunsch und Wille über Bequemlichkeit und Zeitersparnis hinweg draußen zu bauen, zu wohnen, sich Anrecht an die Natur zu erwerben.

Hinter Spandau sind Ansiedlungen entstanden (Finkenkrug, Falkenhain, Falkenhagen), Hermsdorf, Waidmannslust, Hofjagdrevier im Norden versuchen Stätten der Ruhe und des Aufatmens zu schaffen. Selbst weit im Osten — sechzig Kilometer von Berlin entfernt — blüht eine Kolonie — Saarow, Pieskow.

Ist es nicht ein Zeichen, daß die Kommenden kräftig und stark werden, wenn einer sich nicht scheut drei Stunden seines Tages in der Bahn zu sitzen, damit

er draußen in Sonne und am See wohnen kann. Dieser Scharmützelsee (der schönste See im Umkreis Berlins), umrankt von Höhen und Wäldern, von breiten Straßen und hochgiebligen Häusern, ist unvergeßlich und immer wieder ruft die Erinnerung sein Bild hoch: dort leben, Wasser und Licht und Freiheit für Lunge und Brust dort besitzen!

Einmal wird Staat und Stadt einsehen, was es bedeutet, freie und fröhliche Menschen zu haben. Und daß ein Kapital, das gesunde Lungen und kräftige Glieder als Zins trägt, gut angelegt ist. Man wird Schnellbahnen bauen und für billige Preise sorgen. Denn was Not tut, ist dies: keine Bauplätze, die durch Spekulation künstlich in die Höhe getrieben werden. Kontrolle der Gesellschaften, die mit kleinem Kapital draußen zu bauen beginnen, Menschen zu sich hinauslocken, wo schlechte Straßen ohne Wasser und ohne Licht sind, wo tausend und aber tausend Kleinigkeiten unberechenbare und absichtlich verschwiegene Kosten machen, die die Freude am Bauen verekeln. Günstige Verbindungen, niedere Fahrpreise, damit nicht das Opfer an Geld und Zeit das Draußen-Wohnen von vornherein unrentabel erscheinen lasse!

Wenn wir den Maßstab dieser Forderungen anlegen, dann ist es eigentlich nur eine, in wirklich großem Maß entstandene Gründung, die den Namen einer Waldstadt verdient (denn die wunderschöne Scharmützelseekolonie schaltet für viele schon wegen ihrer Entfernung aus): Frohnau! Zwölf Kilometer vom Weichbild Berlins, ausgebaut bis in die entferntesten Winkel, mit breiten Straßen, Gärten, Anlagen, Spielplätzen, mit Schulen und dem Nötigsten, was das tägliche Leben fordert, doch den Strudel von Handel und Gewerbe und Fabrik fernhaltend. Diese Kolonie ist — mit ihren 3000 Morgen mitten in den Wald gebaut, überall von Wald und Wiesen und Hügeln umfaßt — die einzige, die ihren Namen verdient. Und doch! So unvergeßlich der Eindruck der frohen Waldesau ist, es ist immer darauf hinzuweisen, daß weiter gearbeitet werden muß, um neue Waldstädte zu schaffen.

Frohnau ist doch ein geschäftliches Unternehmen, angelegt von weitschauenden, großzügigen Spekulanten. Das kann natürlich kein Vorwurf sein! Auch der gesunden Spekulation muß ihr Feld offen bleiben. Und es zeigt sich denn auch, daß eine übersichtliche Leitung eine Menge Vorteile für eine solche Gründung zu erzwingen vermag: den 20-Pfennig-Tarif, obwohl die Entfernung die 10-Kilometer-Zone überschreitet, keine Hundesteuer, wenige Prozent Kreis-, keine Gemeindesteuer. Auch die Grundstückspreise, die die untere Grenze von 90 Mark pro Quadratrute haben, sind noch verhältnismäßig erschwinglich, die Regulation der Hypotheken ist entgegenkommend. Was sich zum Vorteil Frohnaus sagen läßt: es ist eine großartige, weitschauende Gründung für den gutsituierten Mittelstand. Darin aber liegt der Einwand, daß auch dieser Gründung eine wichtige Seite fehlt, die sie erst zu dem machen kann, was unter Garten- oder Waldstadt verstanden wird: die soziale. Gründungen im größeren

Maßstabe, wie die Gartenstädte in Hellerau bei Dresden, in Karlsruhe, die ganz aus der Erkenntnis und dem frohen Wollen entstanden sind, auch dem Armen gesunde und billige Wohnungen zu schaffen, gibt es in Berlin erst in bescheidensten Anfängen. Die Stadt Berlin hat vor längerer Zeit in großartiger Freigebigkeit ihren Arbeitern, ihren kleinen Leuten ein Geschenk gemacht, das ihnen den Besitz eines Theaters sichert: die Hergabe der Millionenhypothek an die Volksbühne. Es arbeitet im Staat, in der Stadt und will vorwärts. Wir haben die Zuversicht, daß die Stadt, die nicht wie der Privatunternehmer auf hohe Verzinsung ihres Kapitals angewiesen ist, Weg und Ziel findet, den Menschen, die hinausverlangen, nach dem Lärm und der Arbeit ihrer Werkstätten, ihrer Fabriken, ihre Waldstadt zu bauen, die ihnen Berlin zur rechten Heimat macht und dieser gewaltigsten, unvergleichlichen deutschen Stadt frohe und tätige, an sie durch Arbeit und Freude geschmiedete Menschen schafft.

Hofrat Professor August Fournier (Wien): Hardenberg, Humboldt und Metternich auf dem Wiener Kongreß.

Wir entnehmen nachfolgende Ausführungen mit freundlicher Erlaubnis der Verleger (F. Tempsky, Wien; G. Freytag, Leipzig) dem soeben erschienenen, außerordentlich interessanten und sorgfältigen Buch des bekannten Wiener Historikers Professor August Fournier: „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", geheftet *M.* 12.—; geb. *M.* 15.—. Die drei sehr bezeichnenden Berichte werden gerade heute von hohem Interesse sein. Liegt doch der Schwerpunkt der politischen Ereignisse wieder einmal in Wien.

Hardenberg und Humboldt.

Fürst Hardenberg, der preußische Kanzler, galt auf dem Kongreß für den fleißigsten Staatsmann. Und dieses Urteil, das unwidersprochen blieb, war gerechtfertigt. Schon im April, noch in Paris, hatte er einen umfassenden Plan der Neueinrichtung Europas ausgearbeitet und im Sommer einen Verfassungsentwurf für den Bund der deutschen Staaten aufgezeichnet, den er dann in Frankfurt mit Stein und Solms-Laubach durchsprach. Kurz, er kam gerüstet wie kein anderer nach Wien und war dann auch hier rastlos tätig. In jenem Plane vom April hatte der Kanzler für Preußen außer Sachsen noch ein umfangreiches Territorium vom Herzogtum Warschau mit über 1 300 000 Einwohnern gefordert, denn er hielt, wie gesagt, große Stücke auf den Besitz polnischen Landes, etwa wie später Bismarck, der einmal zu dem französischen

General Fleury meinte: „Lieber sterben als unsern Besitz in Polen in Frage stellen lassen." Mit dieser Anschauung und solchen Forderungen — er hatte Österreich Stadt und Gebiet von Krakau, den Zamoscer Kreis und das Tarnopoler Gebiet zugedacht — stand Hardenberg ganz auf seiten Metternichs, der ja vor allem die von Alexander angestrebte polnische Erwerbung möglichst eingeschränkt wünschte, und als dann der Zar von solcher Einschränkung nichts hören wollte, brachte Hardenberg im Kreise seiner Beamten unverhohlen seine Unzufriedenheit mit dem, was er „russische Anmaßungen" nannte, zum Ausdruck. Nachdem er dann von der Politik an Metternichs Seite abkommandiert worden war und es einen Augenblick schien, als ob Alexander I. sich doch zu Zugeständnissen herbeilassen wollte, erklärte sich auch der Kanzler bereit — wohl um der beanspruchten polnischen Gebiete willen und um den Zusammenhang mit Österreich nicht völlig zu verlieren — von Sachsen etwas nachzulassen. Da war es aber, wo Humboldt sich von ihm trennte, an der Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen festhielt und den Zar, bei dem er hoch in Geltung stand, sei es selbst oder durch Steins Vermittlung, zu bestimmen suchte, von seinen polnischen Forderungen nicht abzugehen. Fürst Adam Czartoryski sekundierte, und Alexander beschränkte seine Konzessionen derart, daß Preußen auch weiterhin auf ganz Sachsen bestand und für dessen König eine Entschädigung am Rhein in Vorschlag brachte, der, vor allem, England nicht zustimmte.

In diese kritische Zeit — oder noch vorher — könnte Hardenbergs Demissionsgesuch gefallen sein, das abzulehnen Knesebeck dem König geraten haben soll. Hier war es, wo auch Stein sich wieder von Hardenberg entfernte und Solms-Laubach, Steins Satellit, den Kanzler einen „beschränkten Kopf" nannte, der er gewiß nicht war. Hardenberg klagte dann beim Bankier Arnstein darüber, wie unangenehm ihm der Wiener Aufenthalt täglich gemacht werde, eine Klage, die übrigens auch Humboldt hören ließ, der mit seinem Zynismus allerdings nicht so vieler Sympathie begegnete, wie der Kanzler, und bei dem sie auf die gescheiterte Absicht zurückgeführt wurde, Hardenberg zu ersetzen. Als dann im Dezember Metternich sich endlich doch von Hardenberg trennte und bloß noch eine kleinere Hälfte Sachsens an Preußen gelangen lassen wollte, fanden sich die beiden preußischen Staatsmänner wieder zusammen. Nur daß jetzt, nachdem Alexander doch etwas mehr Zugeständnisse machte (Posen und Gnesen für Preußen, den Tarnopoler Kreis für Österreich), Hardenbergs Geltung wieder vorwog.

Die polizeiliche Überwachung Hardenbergs führte im Oktober zu einer Entdeckung, die jedoch aus zu trüber Quelle floß, als daß sie schlechthin Glauben verdiente. Ein Vertrauter, ein Italiener, meldete eines Tages, „der preußische Minister" habe von Eugen Beauharnais hunderttausend Dukaten (!) in Empfang genommen, der Vertreter Sardiniens, Graf S. Marsan, habe davon gesprochen. Hager unterbreitete die Mitteilung ohne eine weitere Bemerkung dem

Kaiser, gab aber zugleich Auftrag, über die Person jenes preußischen Ministers ins klare zu kommen. Zwei Wochen später schwor der Berichtleger — nach den Akten ein Advokat Gioelli — es sei Graf (!) Hardenberg gewesen, der die hunderttausend Zechinen von dem Fürsten Boernais (!) angenommen habe, und berief sich wieder auf die sardinische Mission. Natürlich konnte von dem Grafen Hardenberg, dem Gesandten und Vertreter Hannovers, keine Rede sein. Aber auch der Fürst kam für Beauharnais kaum in Betracht. In dessen fortlaufender Korrespondenz mit seiner Gattin findet sich der Name Hardenberg gar nicht. Warum auch? Eugen hatte in Paris ein „Etablissement" vertragsmäßig zugestanden erhalten, hatte dazu das Ehrenwort Alexanders und kräftige Versprechungen Metternichs; wozu sich noch um Hardenberg bemühen? Doch, wie die Sache auch sei, interessant ist dabei der gemeldete Anteil S. Marsans an dem Klatsch. Marsan kannte Hardenberg von Berlin her, wußte wohl auch, daß dessen Vermögensverhältnisse nicht immer die besten waren, und notiert in Wien einmal, am 13. Oktober, nachdem er dort gespeist hatte, die Bemerkung in sein Tagebuch, daß der Kanzler zweitausend Gulden täglich ausgebe. Im übrigen fehlt der Sache jede nähere Beglaubigung. Etwas besser begründet scheint eine zweite Angelegenheit gleicher Art. Der Vertraute niederer Kategorie, der zur täglichen Beobachtung des Fürsten Radziwill aufgestellt war, meldete am 25. Oktober 1814, es hätten am Tage vorher die zwei „Hofjuden" des Kaisers Alexander einen Sack Geld zu Radziwill gebracht, der ihn später zu Hardenberg zum Speisen mitnahm und dortließ. Der Zar fuhr am Abend dieses Tages — es war nach jener stürmischen Unterredung mit Metternich — nach Ofen, wo er den von seinem Kanzler entfernten König von Preußen von der polnischen Politik seines Kabinetts zurückbringen will. War das Geld für Hardenberg bestimmt? Etwa ein Geschenk Alexanders? Wenig Tage nachher merkt der Kanzler in seinem Tagebuch die Dotation mit Neuhardenberg durch seinen König an. Möglich, daß der Zar ihn zu gleicher Zeit beschenken und ihn wohl auch für seine Pläne günstiger stimmen wollte. Das Tagebuch erwähnt übrigens den Besuch Radziwills am 24. Oktober gar nicht, während es die Anwesenheit Steins bei Tische verzeichnet. Man ging seitens der Polizei der Sache nicht weiter nach, und ihre Papiere sprechen nicht mehr davon.

Metternich.

Von dem leitenden Staatsmann Österreichs — „Seiner Majestät Staats-, Konferenz- und der auswärtigen Angelegenheiten dirigierender Minister", wie er damals hieß — ist vorher schon so oft die Rede gewesen, daß nach den Aufzeichnungen der Polizei nicht mehr allzuviel zu sagen übrig ist. Wie Metternich den Kongreß auffaßte, wie er zu Alexander I. stand, wie er sich zu Hardenberg und in der sächsischen und polnischen Frage verhielt, wie zu Talleyrand und Castlereagh, und wie seine galanten Beziehungen die Politik berührten: all das

wurde bereits erwähnt, und was sonst noch in den Papieren des geheimen Dienstes steht, ist eigentlich nur deshalb interessant, weil man daraus nichts weniger als den Eindruck gewinnt, als handle es sich hier um den Mann, der bald nachher an die erste Stelle unter den Politikern Europas treten und sie viele Jahre lang behaupten wird. Was man vor allem aus den Rapporten erfährt, denn sie spiegeln es wider, ist, daß Metternich reichlich persönliche Feinde und politische Gegner, insbesondere in der österreichischen Aristokratie, besaß. Daß er seinerzeit so ganz unerwartet einen der ihrigen, Philipp Stadion, zur Seite gedrängt und sich auf dessen Platz gesetzt, daß er die Kaisertochter mit dem gehaßten Emporkömmling verheiratet und diesen so lange auf seinem Thron erhalten hatte, konnten sie ihm nicht verzeihen, die Stadion, die Schönborn, die Starhemberg, die Colloredo und so manche andere, allesamt untereinander verwandt und verschwägert. Daß er die Krone der rechtgläubigen Wettiner den Preußen zu opfern bereit war, kam noch dazu. Und da die Preußen dadurch an Österreichs Nordgrenze heranrückten, wurden auch die hohen Militärs, Schwarzenberg voran, seine Gegner. Daß er neue Männer seines Vertrauens, wie Graf Mercy und Baron Handel, ins auswärtige Amt berief, schuf ihm selbst in seiner nächsten Umgebung Unzufriedene, die unfreundlich über den Chef sprachen. Ob er, etwa Ende Oktober, wirklich in seiner Stellung gewankt hat, wie das Gerücht wissen wollte, läßt sich nicht erweisen. Allerdings berichtet Talleyrand seinem König, Franz I. habe hinter dem Rücken des Ministers seinen vertrauten Freund, den Grafen Sickingen, zu ihm und zu Wrede geschickt, damit die polnische Frage eine Zeit hindurch, während des Ausflugs der Souveräne nach Ungarn, unentschieden bleibe, was als Mißtrauen gegen den Minister aufgefaßt werden konnte: aber fallen ließ darum der Kaiser seinen ersten Ratgeber doch nicht, mit dem er gerade in der polnischen Frage vollkommen übereinstimmte, den er erst kurz vorher zum Fürsten erhoben hatte und dessen Sturz nur den Wünschen Rußlands entsprochen hätte, das in seinen ausgreifenden Plänen zu bekämpfen auch des Kaisers Meinung war. Und dazu kam, daß es an Ersatzmännern fehlte. Denn von Stadion, dem einzigen, den man zu nennen wußte, behauptete der alte Thugut, daß er an Fähigkeiten des Geistes weit unter Metternich stehe. Von anderer Seite wurde Stadions Bigotterie bemängelt, die damals am Wiener Hofe, bei der Spannung mit der Kurie, noch keine Empfehlung war. Freilich war Metternich durch die sächsische Sache in schwere Verlegenheit — er bezeichnete es drastischer — geraten, aber da kam Hardenbergs Abschwenken in der polnischen Frage, das ihn früherer Verpflichtungen, die übrigens noch gar nicht förmlich eingegangen waren, überhob, und stützte seine Position. Von einer späteren Unsicherheit der Stellung Metternichs, im Dezember, von der Hardenberg an Gneisenau und der Mecklenburger Plessen nach Hause schreibt, ist in den Polizeiberichten nur in der Form die Rede, daß er seine Demission angeboten, der Kaiser sie aber nicht angenommen habe.

Kein Zweifel, Metternich gab mancherlei Anlaß zu ungünstiger Kritik. Derselbe Mann, der während der letzten Kriegszeit als einer der eifrigsten Arbeiter gelten konnte, wurde, heimgekehrt, lässig in seinem Dienst, wie er es allerdings, nach dem Zeugnis Humboldts und anderer Diplomaten, schon vor den Feldzügen gewesen war und wie er es, zu seinem und Österreichs schwerem Nachteil, auch in seinen späteren Jahren wieder werden wird. Seine ewigen Weibergeschichten und allerlei Tändelei, die viel Zeit kostete, und dazu eine etwas leichtfertige Geschäftsbehandlung, lieferten reichlich Stoff zu abfälligen Bemerkungen. Man nahm es ihm schon übel, daß er das erste Diner, das er gab, auf einem Service servieren ließ, das ihm von Napoleon geschenkt worden war. Damit brachte man dann den Vertrag mit Murat vom Januar 1814 und Metternichs zärtliches Verhältnis zu dessen Frau in Verbindung, mit dem man seine nachsichtige Politik gegenüber dem König von Neapel erklären wollte. Das waren nun französische Ausstreuungen und nichts weiter, insbesondere in der ersten Zeit, als Metternich, von einigen persönlichen Freunden abgesehen, nur bei den Preußen Verteidiger fand, die seine ablehnende Haltung gegenüber Talleyrand rühmten und das Zusammenstehen ihres Vaterlandes mit Österreich — Metternichs und Gentzens Idee seit 1804 — als Basis des europäischen Gleichgewichts erklärten. Später verlor er natürlich diesen Anhang, während seine heimischen Widersacher ihn, als er sich von Hardenberg trennte und in der sächsischen Frage den Kurs änderte, der Unbeständigkeit ziehen. Auch wollte man erlauscht haben, daß sich einige kleinere Souveräne beklagt hätten, er ließe es ihnen gegenüber an Devotion fehlen, spreche sitzend mit ihnen u. dgl. m.

Ernster als dies Gerede aufzufassen war die Beurteilung, die — wie mehrere Rapporte melden — Metternichs früheres Verhalten, und nicht bloß bei seinen Widersachern, gefunden hat. Daß er nicht vor dem Kongreß über die polnische Angelegenheit ein Abkommen getroffen habe, hieß es, sei zu verurteilen. Man wußte eben in weiteren Kreisen nicht, daß Alexander I. einem solchen Ansinnen, seitdem Österreich in der Koalition mitkämpfte, stets ausgewichen und erst nach dem Pariser Frieden mit Forderungen hervorgetreten war, die Metternich nicht annehmen durfte und die er in London vergeblich zu ermäßigen getrachtet hat. Hardenberg bezeugt es, der am 29. März 1815 an Gneisenau schreibt: „Rußland allein ist schuld, daß wir uns nicht in Paris und London vereinigten; es steigerte täglich seine Bedingungen." Auffällig ist da, daß auch Kapodistrias, der auf dem Kongreß in der Gunst des Zaren immer höher stieg und mit zur Führung der Geschäfte ausersehen war, den gleichen Vorwurf gegen Metternich erhoben haben soll. Eher ließe sich hören, was die Preußen tadeln wollten, daß er nicht schon beim Eintritt Österreichs in den großen Bund seine Bedingungen gestellt habe. Aber als Österreich beitrat, galt noch die Reichenbacher Abmachung (das Herzogtum Warschau solle aufgeteilt werden), und als man Anfang September zur Abfassung der Allianz-

verträge schritt, da hat eben Alexander, dessen Truppen bei Kulm in erster Linie zum Erfolg beigetragen hatten, sich zu nichts mehr verstanden, als daß, wie es im Teplitzer Vertrag hieß, man sich seinerzeit über das polnische Land in Güte auseinandersetzen werde. Konnte da Metternich, eben als man den entscheidenden Schlag gegen Napoleon plante, dieser Frage wegen sich von den Alliierten trennen? Daß er um Karolinens willen deren Gemahl auf dem Thron von Neapel erhalten habe, war unwürdiger Klatsch, dem zwar Talleyrand in seinen Briefen an Ludwig XVIII. reichlich Worte lieh, der aber jeden Grundes entbehrte. Der Vertrag vom Januar 1814, der den Schwager Napoleons durch die Garantie seines Thrones und die Aussicht auf päpstliches Gebiet auf die Seite der Alliierten brachte, war von Österreich zwar in seinem eigenen Interesse, aber doch auch im vollen Einverständnis mit seinen Verbündeten abgeschlossen worden. Niemand hat damals noch mit dem Sturz des Imperators gerechnet. Später, als er erfolgt war, ward der Vertrag allerdings eine Verlegenheit für Metternich. Die Alliierten unterließen — was sie früher beabsichtigt hatten — Murat zu bestätigen, und als Österreich auf dem Kongreß durch Friedrich Wilhelm gezwungen wurde, sich dem bourbonischen Frankreich zu nähern, konnte und wollte sein Minister Murat nicht mehr halten. Nur die Hand sollte sein Herr nicht selbst dazu bieten müssen, ihn vom Throne zu entfernen. Nach dem Kongreß mochten die Gegner König Joachims gegen ihn unbeirrt schalten. Inzwischen aber hatte dieser, unsicher geworden und auf Napoleons Wiederkehr nach Frankreich seine letzte Hoffnung bauend, vor der Zeit zu den Waffen gegriffen und damit sich selbst vernichtet. Als es schon zu spät war, hat Karoline an Metternich geschrieben, und im Privatarchiv des Schlosses Plaß liegt das Konzept einer Antwort des Ministers, die, durchaus formell gehalten, der ehemaligen Herzensdame keinerlei tröstliche Aussicht gewährt. Er habe ihren Brief dem Kaiser unterbreitet und sei von diesem ermächtigt worden, ihr zu erwidern, daß der König von Neapel, von dem sich Österreich einer Sicherung der Ruhe in Italien versehen hatte, ein System der Eroberung gewählt und zugleich den Jakobinismus unterstützt habe; das habe ihn dem Wiener Hof entfremdet und dessen Vermittlertum unmöglich gemacht. Am Tage, an dem der Brief Wien verließ (2. Mai 1815), tobte schon bei Tolentino die Schlacht zwischen Österreichern und Neapolitanern, in der Murat sein Reich verlor. Metternich aber war froh, einer Schwierigkeit entkommen zu sein, ohne offen eingestehen zu müssen, wie wenig Gewicht Österreich auf seine Zusage von früher mehr legte. Die Neigung, die ihn einmal in Paris an Karoline gebunden hatte, war ja auch längst durch andere verdrängt worden und wäre sicher niemals stark genug gewesen, bei ihm gegen ein Interesse des Staates ins Gewicht zu fallen.

Die Wendung in der neapolitanischen Frage gestaltete auch die Beziehungen des Wiener Hofes zur römischen Kurie besser. Metternich, von religiöser Befan-

genheit frei — er galt als Freimaurer — und sein Kaiser, der Kirche gegenüber durchaus Josefiner, hatten der Restauration des Kirchenstaates mit geteilten Gefühlen zugesehen. Noch zu Beginn des Kongresses standen die Österreicher in den Legationen von Ferrara, Bologna und Romagna, und wenn auch Franz I. versicherte, daß er sie nicht für sich behalten werde, so war die Spannung mit dem päpstlichen Stuhl doch so groß, daß der Nuntius Severoli von tiefer Abneigung gegen Metternich erfüllt war. Da kam die Wendung in der Konstellation der Mächte, die Murat so gefährlich wurde. Sie schlug der Kurie zum Vorteil aus. Metternich erwies sich nun dem Kardinal Consalvi mehr zuvorkommend, und als dieser nach dem Kongreß heimgekehrt war, säumte er nicht, in einem Schreiben anzuerkennen, wie sehr der österreichische Minister zu den Erfolgen des hl. Stuhles beigetragen habe. Metternich, der Murat seinen Staat garantiert und päpstliches Gebiet in Aussicht gestellt hatte, erhält nach dem Kongreß das Bildnis Pius' VII. mit dessen Dank zugeschickt und wird von dem bourbonischen Ferdinand, der den erledigten Thron von Neapel wieder bestieg, zum Herzog von Portella mit einer Rente von 60 000 Franken ernannt. Welche Wechselfälle!

Andere Vorwürfe, die dem österreichischen Minister gemacht wurden, galten seinem Charakter im allgemeinen. Da schlossen sich seinen österreichischen Gegnern gewichtige fremde Stimmen an. Stein z. B. übersah seine eigene prekäre Stellung zu Diensten des Zaren und wollte nur in Stadion den guten Genius Österreichs sehen, und Herzog Karl August rühmt in seinen vertrauten Briefen an die Gemahlin die „vernünftigen Österreicher", die Metternich „Leichtfertigkeit, Winkelzügigkeit, Kurzsichtigkeit und Kenntnislosigkeit" vorwarfen. Es waren dies wohl die Österreicher, mit denen der Herzog zumeist verkehrte: der Erzherzog-Palatin und die Kaiserin Ludovika voran, die so urteilten und dabei gegen den Minister Partei nahmen. Daß die Kaiserin wider Metternich gestimmt war, will auch Czartoryski wissen und spricht davon in seinem Tagebuch. Von den Vorwürfen Karl Augusts traf nur die erste Hälfte zu, die zweite aber nicht. Metternich nahm wohl auf dem Kongreß sein Amt etwas zu leicht und setzte sich, ein Virtuose in Auskünften und Ausflüchten des Moments, skrupellos über ernste Schwierigkeiten hinweg; sein Hang zur Intrigue spielte in seine Politik nur zu oft hinein und ihm selbst manchen Streich; ihn aber der Kurzsichtigkeit und der Unkenntnis in wichtigen Fragen zu zeihen, geht gewiß zu weit. Gerade in den beiden hervorragendsten Geschäften hat er, wohl anfangs ohne genügenden Ernst und Tiefe, aber gewiß nicht ohne Voraussicht gehandelt, da er sich den Seitenweg nach Frankreich und Bayern und zugleich die Kasse Englands für alle Fälle offen hielt. Schließlich gelangt man zu dem, was Gentz und Humboldt vor und Hardenberg während und nach dem Kongreß über ihn sagten, als dem Zutreffendsten. Gentz schrieb im Jahre 1810 in sein Tagebuch: der Minister sei immer mit hundert Dingen und vielleicht

etwas zu sehr mit seinen eigenen Interessen beschäftigt, er besitze Begabung und Geschick und Unerschrockenheit, sei aber leichtfertig, oft von Zerstreuungen in Anspruch genommen und von sich selbst erfüllt. Sollte ihm sein Stern treu bleiben, denn er halte sich für vom Glück begünstigt, dann würde er wohl imstande sein, sich und Österreich in angemessene Verhältnisse zu bringen. Ein Jahr später, bald nach seiner Ankunft in Wien, schrieb Preußens Gesandter nach Hause: „Mit ausgezeichneten Talenten und sehr achtungswerten Eigenschaften des Charakters verbindet der Minister eine Leichtigkeit, von Grundsätzen abzusehen, die allein gerecht durch das Privat- und politische Leben leiten können." Und Hardenberg mahnte im Januar 1815, als man noch in den Verhandlungen über Sachsen stand, Gneisenau zu einer milderen Beurteilung Metternichs, dem in der sächsischen Frage „nur Schwäche und Leichtsinn, keineswegs aber ein ränkevolles falsches Betragen" zur Last gelegt werden könne, wenn man auch Ursache habe, „mit seinem unzuverlässigen Wesen unzufrieden zu sein".

Solche grundsatzlose Unzuverlässigkeit scheint allerdings auf dem Kongreß, wo er in dem Kaiser Alexander mit der Unzuverlässigkeit eines Mächtigeren zu tun hatte, zu Metternichs Eigenschaften gehört und z. B. den Grafen Senfft einmal zu der Äußerung verleitet zu haben, mit Stadion als Minister würde wenigstens „ein anständiger Mensch" ans Ruder kommen. Senfft war Sachse. Sprach er so, weil Metternich damals Sachsen aufgegeben hatte? Oder meinte er es anders? In früherer Zeit war über den Minister die Meinung verbreitet gewesen, er sei für Geld nicht unempfänglich. Napoleon spielte in der berühmten Dresdner Unterredung von 1813 mit ihm im Zorn darauf an. Graf Brühl schrieb gelegentlich an den preußischen Major von Vegesack: „Minister Metternich soll durch glänzende Auszeichnungen und durch Geld zu gewinnen sein." In den Polizeirapporten und auch in den Interzepten des Kongresses begegnet nichts, was in diesen delikaten, damals übrigens durchaus nicht unerhörten, Dingen gegen den Fürsten spräche. Es wird darin nur einmal erzählt, daß Genua Geld für seine Unabhängigkeit aufzuwenden geneigt war und dessen Vertreter, Brignole, große Summen zu diesem Zweck verfügbar gehabt, aber auch, daß er bei Metternich kein Gehör gefunden und sich dann an die Engländer gewandt habe. In der Korrespondenz der Frankfurter Deputierten soll allerdings eine Summe von 10 000 Dukaten (etwa hunderttausend Kronen) mit dem Namen Metternich, den die Entzifferung ergab, zusammenhängen. Doch ist, vorausgesetzt, daß die Chiffre richtig gelesen wurde, es möglich, daß der Vater des Ministers für Dienste erfolgreicher Vermittlung diese Summe von der Stadt Frankfurt als Geschenk erhielt, die für den Lenker der Politik einer Großmacht auch kaum ansehnlich genug gewesen wäre. Übrigens hat Metternich nach Schluß des Kongresses von Kaiser Franz eine nennenswerte Entschädigung für seine Mehrauslagen — 56 000 Gulden — erbeten und erhalten. Baron

Peter Meyendorff, der später, nach 1827, russischer Geschäftsträger in Wien war, schrieb über ihn: „Er hat seine Stellung nicht mißbraucht, um sich zu bereichern. Sein Einkommen beträgt nicht mehr als hunderttausend Gulden Silber, und eine halbe Million schuldet er den Rothschilds, obgleich er, seitdem er im Amt ist, mehr als für zwei Millionen Geschenke in Gütern, Diamanten usw. von verschiedenen Souveräns erhalten hat". Daran dürfte es wohl auch auf dem Kongreß nicht ganz gefehlt haben, obgleich man unter sich übereingekommen war, diesmal von den üblichen Präsenten an die Diplomaten abzusehen. Und daran nahm die Welt jener Tage schon gar keinen Anstoß.

Allmählich verstummten die Vorwürfe, die, gerecht oder ungerecht, von verschiedenen Seiten gegen Metternich erhoben wurden. Man begann ihn höher zu bewerten, und auch wir werden seine Verdienste um Österreich auf dem Kongreß nicht gering einschätzen dürfen. Denn schließlich war es ja so, und gewiß durch sein Verdienst, wie Joseph de Maistre es aus der Entfernung sah, als er am 2. Februar 1815 aus Petersburg nach Hause schrieb: „Österreich ist unbegreiflich. Aus einem Abgrund hat es sich mit einem Sprung bis in die Wolken erhoben. Es war wenig angebracht, ihm Findigkeit (finesse) abzusprechen." Man muß sehr viel davon besitzen, um solche Erfolge mit einem geringeren Einsatz zu erringen, als ihn die andern gewagt hatten. Der neue blutige Ernst der Dinge, der mit Napoleons Wiederkehr nach Frankreich den Männern des Kongresses vor Augen gerückt worden war, hat dann, wie auf Alexander I., so auch auf Metternich seinen Eindruck nicht verfehlt, und es will scheinen, daß er durch ihn über so manche Mängel und Fehler hinausgehoben wurde, die ihm eben noch angehaftet hatten, und geeigneter gemacht, seine große Rolle in der Politik Europas zu spielen.

Kurt Bauchwitz:*)

Aufstieg.

Ich wandre meine Bahn zum Ziele,
Gewichtig ist mir jeder Schritt,
Und dennoch, — wie im Kinderspiele
Tanz ich den frohen Reigen mit.

Die Zukunft liegt, ein grünes Eiland,
Vor meiner Phantasie und weist
Den Weg zum auferstandnen Heiland,
Der Lucifer wie ehmals heißt.

Es glüht das Licht aus Finsternissen
In ungeheurer Majestät,
Daß nicht das taumelnde Gewissen
Auf ungeweihten Pfad gerät;

Daß uns die Unschuld wiederkehre,
Die aus dem Paradies entwich,
Und daß der Mensch die Gottheit ehre,
Doch auch die Schöpferkraft in sich.

Ich traue keinem Gleichnis-Bilde,
Das uns fatamorganisch narrt,
Den Krieger treff ich hinterm Schilde,
Und sicher ist die Gegenwart!

Die Tempelinschrift.

Du mußt lange, bange Jahre wandern,
Ungelöst bleibt sonst das heilige Siegel,
Gleichsam in einem Spiegel
Erkennen wir uns erst im andern.

Du muß lange, bange Jahre spähen,
Seelen suchen, die Dein Inneres rühren,
Verriegelt sind manche Türen,
Und mancher wird Dich grundlos schmähen.

Aber finden wirst Du die Genossen,
Daß Dich Deine hohe Hoffnung tröste!
Doch wärst Du der Größte,
So bliebst Du ewig Dir verschlossen.

Der neue Paolo.

Ich zog, ein Stern, am Himmel meine Lichtparabel
Einsam und stolz — da ward ich selber mir zur Fabel.

Nichts hemmte meinen Siegeslauf durch Welt und Welten,
Nicht Lobgesang, nicht Flüche, die aus Tiefen gellten,

Nicht die erstickten Schreie Versunkener aus den feuchten
Waldmooren — denn ich wollte wie die Gottheit leuchten,

Ganz unberührt vom Alltag und vom Staub der Andern — —
Doch wehe — meine Gluten blichen mir beim Wandern,

Der Umkreis meiner Strahlen engte sich zusammen,
Und zu Granit verwuchsen meine jähen Flammen.

Ich sehnte das Vergessen meines Ich, Betörung
Des wachen Geistes, wünschte mir die eigene Zerstörung,

Das Wiederaufblühn als ein Teil des fremden Glanzes,
Hälfte zu sein, nicht mehr ein schon verglühend-Ganzes — —

Da zwangst Du mich in Deine Bahn mit Sturmgewalten,
Umfingst mit heißem Hauche meinen fröstelnd-kalten

Planetenleib, nun lachend ob der ungeweihten
Einsiedler, schwingt die Lust uns durch Unendlichkeiten . . . .

---

*) Wir verweisen unsere Leser auf die obenstehenden Gedichte eines noch wenig bekannten Autors, die starkes Formtalent und ungewöhnliche, scharf beobachtende Intelligenz verraten. D. Red.

Heinrich Lilienfein: Ehrenrettung.

„Millionenschockschwerenot! Ich soll mir wohl die Beine in den Leib stehen, eh' die Karre fertig angeschirrt ist!" brüllte der Gutsherr von Klein Gadow dem Jagdwagen entgegen, der vor der Treppe des Herrenhauses in schlankem Trab anfuhr.

Fritz saß mit dem unbeweglichen Gleichmut eines wohlgenährten Kutschers auf dem Bock. Mit einem lässigen „Brrr" zog er die Zügel der Braunen stramm.

„Warum trägt die Stute, die Nora, noch immer den Wickel um die rechte Fessel?" pfiff es zum Bock hinauf.

Fritz griff an die Hutkrempe.

„Der Herr Kreistierarzt", hob er bedächtig an —

„Der Teufel hole den Kreistierarzt! Das Biest braucht keinen Wickel mehr! — Die Karre sieht ja nett aus!" schimpfte es wütend weiter. „Der sitzt noch der Dreck von letzte Ostern an den Speichen!"

Gelassen führte Fritz die schon entsunkene Hand wieder zurück an den Hutrand.

„Der Herr Baron fuhren gestern zweimal in die Stadt und schickten mich heute früh —"

„Los," brüllte es vom hinteren Wagensitz, „dreiviertel elf. Um halb zwölf ist der Zug an der Station. Die Kissen sind auch noch nicht ausgeklopft und der Boden —"

Das Knirschen und Rollen der Räder auf der kiesbeworfenen Anfahrt, das Stampfen der Pferde verschlang das übellaunige Schelten im Wagen. Scharf ging es unter der kräftigen Augustsonne an den goldenen Garbenpuppen hin. Dann mit einer strengen Biegung durch zwei braunrote Haferschläge in die Tannen hinein. Joachim von Karsdorff stellte nach einer letzten Ladung gegen den geduldigen Buckel seines Kutschers das Wettern ein. Er riß sich den knappen Jagdhut vom Kopf, um den kühlenden Fahrwind über die kurzgeschorenen, stumpfblonden Haare streichen zu lassen. Die mächtigen Hände zerrten an der graugrünen Joppe, die prall auf dem breit gebauten Körper saß. Die Füße reckten sich unmutig in den Schaftstiefeln und fanden keinen Standort. Auf den vollblütigen Backen flammten zwei lange Hiebnarben. Die Lippen kauten den dünnen Schnurrbart und die Augen, tief unter die massige Stirn gelagert, hasteten an den fliegenden Stämmen vorbei. Es waren gute Augen, die treuherzig in eine einfache Welt blicken konnten. Aber heute hatten auch sie

ihren schlechten Tag. Besonders das kleinere linke zog sich schief und zwinkerte bösartig.

Die Landstraße war erreicht. Steil warf die Sonne ihr sengendes Licht durch die Zitterpappeln, legte breite, heiße Streifen über den Weg. Grelle Funken sprühten in den regennassen Furchen. Der Nachbar auf Drobbin ließ die feuchte Gerste häufeln. Teufel auch! Der Güssower brach schon ein Lupinenfeld um. Die Schollen schienen gierig die blauen Kerzen zu schlucken. Drüber stieg eine Lerche empor und hing trillernd in der Luft. Jetzt tauchte das rote Ziegeldach des Stationsgebäudes hinter einer Kleewelle auf. Höchste Zeit! In bedrohlicher Nähe bimmelte die freche Glocke des Zuges. Eine silbrige Dampfwolke kroch dort über den Birken herauf.

Der Kutscher Fritz ließ die Peitsche auf den Rücken der Braunen sausen. Sie griffen verdoppelt aus. Man kam gerade an den öden, kleinen Bahnhof, als auch schon auf den blitzenden Strängen der Zug herrollte. Eine Minute später, und der Gutsherr von Klein Gadow stand bei einer offenen Abteiltür.

„Tag, Junge! Da bin ich!" kam es vergnügt aus dem Wagen.

„Tag, Onkel Herbert!" gab Joachim Karsdorff mehr laut, als unbefangen-fröhlich den Gruß zurück.

Ein schmaler, kleiner Herr bemühte sich, so elastisch und jugendlich als es ging, über die Treppe zu steigen. Das grüne Hütchen saß fast verwegen über dem feinen Gesicht mit den gelblichen, etwas ausgedörrten Wangen. Die Jagdtoilette war zu tadellos für einen gewohnheitsmäßigen Weidmann. Der Drilling über der Schulter kämpfte beim Aussteigen einen bedenklichen Kampf mit dem Türrahmen. Aber die Sache machte sich, ehe der Zugführer die Pfeife ansetzte, um das Signal zur Weiterfahrt zu geben.

„Also — da hast du mich!" wiederholte Onkel Herbert, während der Jüngere ihm sein einziges Gepäckstück, den Rucksack, abnahm; er sah mit den kurzsichtigen, spitzen Äugelchen listig an dem überragenden Neffen hinauf. Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

„Immer munter und guter Dinge, was?" forschte der Gast.

„Ausgezeichnet!" erwiderte Joachim lauter und schneidiger, als nötig war. Der Rucksack schwippte dabei unruhig von einer Hand in die andere, und die Augen wichen zerstreut seitab.

Onkel Herbert legte den Kopf leicht zur Seite und blinzelte seinen Neffen unmerklich an.

„Na denn — vorwärts! Was macht Gadow?" Er schob seinen Arm gemütlich unter, und sie schritten dem Jagdwagen zu. „Zufrieden mit der Ernte? Das Wetter war ausnehmend gnädig, wie?"

„Bis auf die verdammten Gewitter von gestern und vorgestern!" ließ sich der Gefragte polternd vernehmen. „Komme mit dem Hafer nicht vom Fleck!"

„Morgen, Fritz," rief Karsdorff der Ältere zum salutierenden Kutscher hinauf.

„Guten Morgen, Herr Baron!" klang es fett zurück.

„Auch noch nicht schwindsüchtig, wie ich sehe!"

„Zu Befehl, Herr Baron, noch nicht!"

„Auch die Braunen nicht!" schmunzelte der Onkel, wohlgefällig um das Gespann schreitend.

Joachim hatte den Sack in den Wagen geschoben. Jetzt schob er, sichtlich ungeduldig, den alten Herrn hinterdrein. Fritz schnalzte mit der Zunge und die Braunen setzten sich wieder frisch in Gang . . .

Herbert von Karsdorff war kein schollensässiger Edelmann. Durch eine in seiner Familie vereinzelte, von äußeren Verhältnissen unterstützte Neigung war er in die gelehrte Laufbahn geraten, hatte sich erst für sein Lieblingsfach, die Geschichte habilitieren wollen, war aber dann in den Archivdienst getreten und lebte jetzt als Archivrat seinem trockenen Amt — mehr noch seinen geliebten wissenschaftlichen Forschungen. Trotzdem hatte er nicht aus der Junkerart geschlagen. Er hatte sich die ererbte Liebe für den heimischen Boden, für Wald und Acker gewahrt. Auch seine jagdlichen Talente aus vergangener Zeit vernachlässigte er nicht ganz. Ein, zweimal des Jahres ließ er sich gern nach Klein Gadow auf ein paar Böcke oder, wenn's gut ging, auf Rotwild einladen. Er tat dann alles, was an ihm lag, um den grauen Akten- und Bücherstaub daheim zu lassen und ein weidgerechter Naturbursche zu sein. Auch jetzt ließ er es nicht an munterer Fragelust fehlen, während seine Augen immer wieder beglückt in Feld und Forst schweiften. Es lebte und leuchtete in dem hageren, verwitterten Gesicht, das mit seinen tausend Fältchen und seiner gelblichen Farbe einem Pergamentblatt ähnelte, durch das die Sonne spielte. Von der Roggen- und Weizenernte wollte er hören. Wie die Nachmahd ausfiele und was die Hackfrüchte versprächen? Die Viehzucht streifte er nur, um zu den Gadower Hunden zu kommen. Er mußte da genauen Bericht von den zwei Stichelhaar-Rüden haben, die die famose Minka im Vorjahr geworfen. Und von ihnen ging's mit Riesenschritten ins Jagdliche. Ob es nämlich noch tüchtig was zu „blatten" gäbe? Wieviel Böcke schon abgeschossen wären und was für? Wieviele noch trieben, wo sie wechselten und wie es mit Rot- und Damwild stünde? Wahrhaftig — an Onkel Herbert lag es nicht, wenn er noch immer nicht recht Bescheid wußte, als Klein Gadow mit seinem giebelschweren, altertümlichen Herrenhaus in Sicht kam. Einem Kind mußte es auffallen, wie halb und wie verkehrt Joachim Karsdorffs Antworten ausfielen. Es gehörte schon die friedlich-heitere Laune des bücherentsprungenen Archivrats dazu, um bei soviel nervösem Stirnrunzeln und Schnurrbartkauen zufrieden zu bleiben und gar noch vergnügt aus dem Wagen zu springen . . .

Onkel Herbert war zu sehr Diplomat, um durch eine verfrühte Interpellation über das seltsame Benehmen seines Neffen sich vor der Zeit mißliebig zu machen.

Im Gadower Speisezimmer wartete eine vorzügliche Mahlzeit. Ein Schmaltierrücken, trefflich zubereitet, gab den rechten Auftakt zu den kommenden Jagdgenüssen. Und die Weine waren auch gut wie immer. Nachher verzog man sich ins Herenzimmer. Die gehörnbesäten Wände unter der verrauchten Decke, die eichenen Gewehrschränke mit den blanken Waffen gaben eine vertraulichere Stimmung. Das übrige tat ein kräftiger Verdauungsschnaps und eine schwere Importzigarre. Der alte Herr, — er war übrigens trotz seiner etwas gebückten Haltung, dem weißen buschigen Schnauzbart und der respektablen Glatze noch immer ein Fünfziger — lehnte sich auf dem bequemen Schlafdiwan zurück, schob sich ein Kissen unter den Kopf, zog die Füße nach und ließ, halb aus behaglicher Müdigkeit, halb aus Absicht die Unterhaltung langsam einschlafen. Seine Worte — man hatte zuletzt etwas in der Verwandtschaft gekramt — wurden immer spärlicher; die mit dampfenden Rauchstößen ausgefüllten Pausen immer länger. Joachim war erst mit langen Schritten im Zimmer umhergegangen. Jetzt stand er am Fenster und schaute, die Stirn am Glas reibend, hinaus in den Park, in dem die Nachmittagshitze brütete, und hinauf nach den Wolken, die sich blaß an der Sonne vorbeischoben. Im Zimmer war's still. Kaum daß die hohe Standuhr dumpf pendelte. Nach den Atemzügen zu schließen, mußte Karsdorff der Onkel eingenickt sein . . .

„Als Wolkenwandler kenn' ich dich noch gar nicht, Achim", kam es jetzt, mit unterdrücktem Gähnen, aber laut und deutlich vom Diwan her.

Der Gutsherr fuhr aus seinem Sinnen betreten auf.

„Mich? — ich dachte, du schliefest — als Wolkenwandler, sagst du — wieso?" er wandte sich mit einem möglichst harmlos sein sollenden Blick nach dem Frager. „Schmeckt dir übrigens die Zigarre, Onkel?"

„Die Zigarre schmeckt mir — offengesagt — besser als ihr Spender. Sei mir nicht böse, mein Junge" — ein erneutes, halbes Gähnen schob sich zwischen Onkel Herberts Sätze — „aber du übervorteilst mich."

„Übervorteilen?" murmelte verständnislos der junge Karsdorff.

„Wir spielen sonst bei der Unterhaltung immer mindestens Halbpart, mein Junge. Die Karsdorffs sind ja im allgemeinen ziemlich beredte Leute. Ich zähle nicht voll, weil meine alten Scharteken die Beredsamkeit nicht fördern. Aber heute zähl' ich doppelt und du zählst gar nicht!"

„Das ist mir zu mathematisch, Onkel Herbert", erwiderte Joachim, mit einem erzwungenen Lachen. Er näherte sich widerstrebend dem Archivrat.

„Also unmathematisch, Achim! Bin ich dir etwa quer gekommen? Heraus mit der Sprache! Du hast da irgend einen Handel im Kopf oder auf dem Herzen, der programmwidrig ist. Was es ist, geht mich nichts an. Aber wenn du mich nicht brauchen kannst — ich depeschierte, du depeschiertest nicht wieder — und wie das so abgemacht ist, nahm ich an —

„Wo denkst du hin, Onkel?" stieß der jüngere Karsdorff ziemlich barsch heraus. „Wie kommst du nur darauf? Wir spielen doch keine Komödie miteinander! Natürlich bist du mir willkommen!"

Es folgte eine Pause, während der der Jüngere seinen unruhigen Gang im Zimmer wieder aufnahm und Onkel Herbert sich eine neue Zigarre ansteckte.

Dann ging der Gutsherr von Klein Gadow plötzlich auf einen kleinen Hocker in der Nähe des Diwans los und schob ihn mit seinen mächtigen, behaarten Händen neben seinen langhingestreckten Gast.

„Also," begann er etwas unbeholfen und die blonden Haarborsten auf dem massiven Kopf kräftig reibend, „ich will dir nichts vormachen, Onkel Herbert. Du gehörst schließlich zu den Menschen, die mir mit am nächsten stehen. Und ich muß das doch irgendwie von der Leber kriegen. Es handelt sich um eine vertrakte Affäre", er stockte und zerrte wiederholt am Schnurrbart, während seine Augen einen guten, hilflosen Ausdruck annahmen, der sein innerstes Wesen hinter der heute besonders lauten und robusten Männlichkeit verriet.

„Eine Liebesaffäre?" fragte der Archivrat, nicht neugierig, aber mit jener ermunternden Vertraulichkeit des älteren für den jüngeren Junggesellen.

„Gott sei Dank nicht! Das heißt — besser wird die Sache dadurch nicht, daß nichts Weibliches mit im Spiel ist." Joachim gab sich einen Ruck. „Also höre. Wir haben da so eine Art Stammtisch in der Stadt, in Brekow. Du kennst das Nest. Nicht? Um so besser. Ein gottverlassenes Bierdorf, wie so diese Landstädtchen hier herum sind. Ich treffe mich dort, alle acht oder vierzehn Tage — nach persönlichem Bedarf — mit ein paar Nachbarn und einigen „Spitzen" der Gesellschaft: dem Bürgermeister, Arzt, Apotheker usw. Es wird geskatet, getrunken, gequatscht. Wenn die Kasse voll ist, einmal im Sommer, einmal im Winter, wird sie ausgefestet. Die letzte Leerung war vorgestern, am Sonntag. Und da passierte die Geschichte . . ."

Karsdorff räusperte sich, goß sich noch einen Schnaps ein, den er ziemlich hastig hinunterstürzte, und fuhr dann fort: „Es ist da unter anderm seit einigen Jahren ein Hauptmann a. D. am Stammtisch, von Zirndorff — doch der Name tut ja nichts dazu. Ziemlich fadenscheinig, ausgemergelt, sehr schweigsam, ein bißchen muffig — aber ein anständiger Kerl und passabler Spieler. Wir gossen uns also am Sonntag — wie das der Anlaß so mit sich brachte — tüchtig was hinter die Binde, erst Rotwein und dann 'ne kalte Ente und schließlich Sekt solo. Wir hatten alle vor Mitternacht einen weg, lärmten und lachten, was das Zeug hielt. Bloß der Hauptmann" —

„Von Zirndorff sagtest du, nicht?" unterbrach Onkel Herbert.

„Der Hauptmann behielt noch immer seine steife, hanebüchene Trockenheit und verzog bei den tollsten Schnurren kaum den Mund. Ich hatte gerade meinen,

wie ich glaubte, glänzendsten Kalauer ausgegeben. Alles brüllte Beifall — bis auf ihn. Das fuchste mich. Ich nahm mir den Sauertopf aufs Korn und fing an, ihn zu hänseln. Die kleinen Stiche prallten an seiner korrekten Ledernheit ab. Ich gab nicht locker. Angesäuselt wie ich war, ließ ich gröbere Geschosse spielen. Mein Hauptmann reagierte besser. Ich feuerte entsprechend. Mit eins wird scharf geschossen. Der Wortwechsel ist da. Wie wir, zum Gaudium der andern, aneinander sind, entfährt mir die — ich muß sagen taktlose — Bemerkung, die nur der Alkohol entschuldigt: „Männeken, Sie werden auch nicht umsonst Ihren blauen Brief bekommen haben!" Was folgt, weiß ich nicht genau. Die andern legten sich ins Mittel, redeten mir zu und redeten ihm zu. Ich schwieg schließlich. Der Hauptmann stand auf und verließ, blaß wie die Wand, das Lokal . . ."

„Das hast du nicht hübsch gemacht, Junge" ließ sich Onkel Herbert ernsthaft vernehmen, indem er sich von seinem Ruhebett aufrichtete und seinen Neffen halb strafend, halb gespannt ansah. „Nicht hübsch gemacht!"

„Zugegeben. Als ich am andern Morgen aufwachte, wußte ich das auch. Ich scheuerte mir den Kopf — moralisch und physisch — gründlich nüchtern. Dann fuhr ich in die Stadt, geradewegs zu dem Hauptmann, um die dumme Geschichte sofort einzurenken. Er war zu Haus, ließ mich aber prompt abweisen. Ich kam zwiespältig und verärgert heim. Am Nachmittag — ich will's kurz machen — schickte er mir seine Zeugen nach Klein Gadow. Wir werden uns schießen."

„Das fehlte gerade!" rief der alte Karsdorff heftiger, als es seine Art war, zog die Füße vom Diwan und saß aufrecht.

„Ich bin Offizier, das weißt du. Mehr als mich entschuldigen kann ich nicht. Meine Zeugen sind gewählt." Joachim stand brüsk auf, zog die Joppe stramm. „Genug davon."

„Von Zirndorff, sagtest du?" forschte Onkel Herbert mit ungewohnter, fast herrischer Hartnäckigkeit, „Hauptmann von Zirndorff. Kennst du seinen Vornamen?"

„Gebhard, glaub ich", lautete der gereizte Bescheid. „Im übrigen — entschuldige, Onkel —"

„Gebhard von Zirndorff", wiederholte der Archivrat. Mit seltsamer Elastizität war er aufgesprungen. Jetzt war er es, der gegen seine stillere Gewohnheit im Zimmer kreuz und quer ging. Nervös strich er den weißen Schnauzbart. Sein pergamentenes Gesicht zeigte Spuren höherer Färbung. „Gebhard von Zirndorff", murmelte er noch einmal. „Ausgeschlossen!" setzte er laut hinzu. „Die Sache darf nicht weiter gehen! Du darfst dich nicht mit dem Mann schlagen, hörst du, Achim . . .! Ausgeschlossen!" Er stand vor dem ihn hoch überragenden Neffen. Aus den grauen Augen trafen Blicke von seltsamer Mischung — zornig,

ängstlich, bittend — hinauf zum Gutsherrn von Klein Gadow, und der schmächtige Körper des alten Herrn schien in Erregung leise zu beben.

„Erlaube mal, Onkel — was soll das heißen," fuhr Joachim auf. „Du warst selber Soldat. Wir Karsdorffs sind keine Drückeberger, dächt' ich. Im übrigen —"

„Der Hauptmann ist etwas größer als ich. Sehr mager. Gelb-weißes, gescheiteltes Haar. Braune, scheue Augen unter schweren Lidern. Spitzen Schädel. Hölzernen Gang. Stimmt das? Stimmt das noch immer?"

„Wie ein Steckbrief", bestätigte der jüngere Karsdorff, zwischen Ärger und Verwunderung schwankend. „Kennst du denn den Mann etwa?"

„Setz' dich hierher", bat Onkel Herbert, sich zur Ruhe zwingend, und deutete auf den Diwan. „Ich bitte dich, Achim."

Widerstrebend gehorchte Karsdorff.

„Ich danke dir", sagte der Archivrat gemessen.

Er lehnte sich an einen der Gewehrschränke, schwieg einen Augenblick, fuhr sich über die gefältelte Stirn.

„Nun höre mal mir einige Minuten zu. Ich hole die Sache zusammen, so kurz und gut ich's nach Jahren kann. Du weißt, ich war früher an einem kleinen, mitteldeutschen Archiv tätig, ehe ich nach S . . . kam. Der Chef, ich, ein alter Diener waren meist allein in unserer Baracke, einem Nebenbau des Schlosses. Nur selten, daß ein durchreisender Kollege, ein Historiker von Fach oder ein verirrter Doktorand unsern Frieden störte. Eines Tages — der Chef war verreist — meldet mir der Diener einen Offizier unserer Garnison. Ich denke, es handelt sich um eine gesellschaftliche Sache, bin erbost, für nichts gestört zu werden, muß aber empfangen. Ich hatte mich getäuscht. Der Offizier, der bei mir eintrat, trieb heraldische Studien als Liebhaberei und bat um die Erlaubnis, auf Grund seines guten Namens und guter Empfehlungen, ein paarmal die Woche in einer Freistunde bei uns im Archiv stöbern zu dürfen. Ich gab unbedenklich meine Zustimmung. Wir schieden mit höflichem Händedruck. Von da ab hatte er in den Kanzleistunden freien Zutritt zu unseren Sälen. Er schien die Gelegenheit mit dankbarem Eifer zu benutzen und war bald ein regelmäßiger, kaum mehr beachteter Gast auf dem Archiv. — Aus Gesundheitsrücksichten hatte mein Chef seinen Urlaub noch weit in den Sommer hinein verlängern müssen. Ich regierte allein im Haus, d. h. ich konnte, da die Berufsarbeit sehr mäßig war, tüchtig meine Sonderforschungen fördern. Ich schrieb damals — doch das interessiert dich nicht. Eines Nachmittags — ich sitze gerade bis über die Ohren bei meinen Schweinslederbänden — tritt unangemeldet und, wider seine Art, recht geräuschvoll unser Diener bei mir ein. Ich fahre unwirsch auf. Der alte Mann stiert mich bestürzt an und stottert auf meine Aufforderung eine unglaubliche Geschichte heraus. Der langen Rede kurzer Sinn ist: — er hätte eben im sogenannten Pfeilersaal seinen

üblichen Rundgang gemacht und zufällig beobachtet, daß der Hauptmann, der dort arbeite, eine Urkunde, die fraglos uns gehöre, zu sich gesteckt habe. Ich sagte dem Mann auf den Kopf, das sei barer Unsinn. Er müsse geträumt haben und solle sich hüten, mir mit so gefährlichem, unmöglichem Zeug zu kommen. Der Diener ließ sich nicht beruhigen: er schwor Stein und Bein, daß er mit diesen seinen Augen hinter einem Pfeiler hervor alles so gesehen habe, wie er es schildere. — Du kannst dir denken, wie peinlich mir der Bericht war. Aber der Mann, der ihn vorbrachte, war ein bewährter, für seine Ehrlichkeit bekannter und geschätzter Invalide und schließlich — ich haftete für unsern Archivbestand. — Ich gehe also kopfschüttelnd, nach allerhand Bedenken, hinüber in den Pfeilersaal. Der Offizier ist noch da und macht sich Notizen nach einem Wappenbuch. Ich nähere mich ihm höflich, knüpfe ein Gespräch mit ihm an und lasse einfließen, daß das Entnehmen von Urkunden aus dem Archiv nach Hause ja leider nicht angängig sei. Er sieht mich groß, etwas verwirrt an. Ich lenke ab, denn ich kann ihm den Verdacht nicht auf den Kopf zusagen. Es bleibt mir nichts übrig, als zu hoffen, daß er die betreffende Urkunde nach meiner Warnung zurückstellen möge, wenn ich ihn allein lasse . . . Das tat ich und kehrte in meine Stube zurück. Am Abend, ehe wir schlossen, ging ich noch einmal durch die leeren Säle; ich prüfte das in Frage kommende Regal, nahm unsere Kataloge zu Hilfe, suchte danach die Nummern ab und es fehlte in der Tat ein Stück — ein kleines Löschpapierheft, wie der Katalog auswies. Ich war bestürzt und erbost. Ich wartete einige Tage, während deren der Offizier ungestört wie bisher bei uns ein und aus ging. Nichts geschah, aber so oft ich auch abends die Bestände nachprüfte, — das fragliche Konvolut blieb verschwunden. Ich setzte mich hin und schrieb einen vorsichtigen Brief an den Hauptmann und fragte an, ob ihm vielleicht, da er gerade in der betreffenden Abteilung beschäftigt scheine, das Heft in die Hand gekommen sei, und ob er von seinem Verbleib etwas wisse? Ich bekomme eine höfliche, verneinende Antwort. — Mein Chef kehrte vom Urlaub zurück. Ich mußte den Vorfall, ob ich wollte oder nicht, unbedingt melden. Die Untersuchung wurde von neuem aufgenommen. Zu vertuschen war die Sache nicht mehr. So schonend wie möglich wandte sich mein Chef an den Regimentskommandeur. Wir hörten längere Zeit nichts von der Angelegenheit. Bis im Herbst der Oberst selbst im Archiv erschien, sich lebhaftest entschuldigte und das verlorene Heft zurückbrachte. Er war nach vergeblichen, gütlichen Versuchen gezwungen gewesen, gegen den Hauptmann einzuschreiten. Eine Haussuchung habe das Aktenstück zutage gefördert. Die endgültige Aufklärung müsse nun dem Militärgericht vorbehalten bleiben. Der Hauptmann —"

„Hauptmann von Zirndorff — nenne ruhig seinen Namen!" unterbrach Joachim von Karsdorff mit triumphierender Lautheit den Erzähler. „Also doch! Also war mal wieder Wahrheit im Wein! Und der Mann ist überhaupt nicht satisfaktionsfähig! Und ich —"

„Bitte mäßige dich noch einen Moment, Achim", bat der Archivrat mit zwingendem Ernst. „Höre mich in Ruhe zu Ende und dann sollst du richten. — Ich kannte den Mann, um den es sich handelte, nur oberflächlich. Aber nach seinem Aussehen und Auftreten war es mir, trotz des üblen Scheins, doch unmöglich, an eine Entwendung zu glauben. Dagegen sprach der Mann, der Gegenstand, die Ungeschicklichkeit des ganzen Manövers. Ich grübelte über die Geschichte nach, ließ mir von unserm Diener nochmals alle Einzelheiten wiederholen und unterzog das wiedergekehrte Aktenstück einer eingehenden Durchsicht. Es waren Aufzeichnungen über einige mitteldeutsche Gutsherrschaften im 17. und 18. Jahrhundert, die für die Familien- und Wirtschaftsgeschichte unseres Ländchens nicht ohne Wert waren. Warum hatte der Hauptmann gerade dieses Stück an sich genommen? Plötzlich — im Umblättern — stieß ich in einer Zeile auf den Namen Zirndorff. Ich las nach. Es war da beiläufig, mit wenigen nur andeutenden Worten erzählt, daß ein Bruno von Zirndorff wegen schmutziger Geschichten auf sein Erbrecht habe verzichten müssen und verduftet sei. Der Zusammenhang begann mir, wenn auch unklar, zu dämmern. Ich zog die Stelle, um die es sich handelte, aus, schrieb an das Militärgericht und bat, meine Entdeckung zu den Akten zu nehmen. Ich hatte gut daran getan. Was ich nachher noch vom Verlauf und Ergebnis der traurigen Affäre hörte, war folgendes: Der Hauptmann bekannte sich unumwunden zur Entwendung des Schriftstückes. Ebenso beharrlich verschwieg er die Gründe, die ihn bestimmt hatten. Man las ihm die von mir eingegebene Stelle vor. Und da kam denn — nach langen Umschweifen — der wahre Sachverhalt zutage. Gebhard von Zirndorff war ein Mensch von beinahe krankhaft entwickeltem Ehrgefühl. Der Zufall hatte ihm in unserm Archiv eine Urkunde in die Hand gespielt, die einem seiner Ahnen ein Brandzeichen aufdrückte. Er wollte, er mußte um jeden Preis das unliebsame Zeugnis an sich bringen, das auf das bis dahin blanke Ehrenschild seiner Familie einen Flecken warf. Die Angst, ein Anderer, Unberufener könnte ihm zuvorkommen, steigerte sich zum unausrottbaren Wahn, bis er das belastende Papier in seinen Besitz und Gewahrsam gebracht hatte. Der Tatbestand war Diebstahl. Er mußte seinen Dienst quittieren und wurde zur Gefängnisstrafe verurteilt. Der oberste Kriegsherr, der einen Mann nicht entehrt sehen wollte, der um die Ehre seines Namens zu retten, seine eigene eingesetzt hatte, verwandelte im Gnadenweg den Urteilsspruch in mehrjährige Festungsstrafe. Seither hörte ich von Zirndorff nichts Genaues mehr. Er sollte nach Verbüßung seiner Haft an verschiedenen, weltfernen Orten eine Heimat gesucht haben. In eurem abgelegenen Landstädtchen hat er sie, wie es scheint, gefunden. Ich dachte nicht, seinem Namen je wieder zu begegnen. Nun es nach so vielen Jahren doch geschieht, soll es nicht zum zweitenmal sein Verhängnis sein. — Verstehen wir uns, Achim?"

Herbert von Karsdorff war wieder neben seinen Neffen getreten. Vergebens suchte er mit einem dringenden Blick in den Augen des Jüngeren zu lesen. Der

Gutsherr von Klein Gadow hielt den dicken, gedrungenen Kopf beharrlich gesenkt und ließ die Hände so gewaltsam ineinander spielen, daß sie in den Gelenken knackten.

„Die Geschichte ist ja höchst rührselig", brummte er vor sich hin.

„Rührselig! Pfui Teufel," entfuhr es dem alten Herrn, „dann hätt' ich sie nicht erzählen sollen!"

„Was sie mit meiner Duellaffäre zu tun haben soll, sehe ich nicht ein. Die Sache ist im Gang — nicht durch meinen Willen — also muß sie ihren Lauf haben."

„Höre, Joachim — du hast den unglücklichen Mann in der Betrunkenheit an seiner empfindlichsten Stelle verletzt. Das siehst du doch wohl ein. Was es mit der soldatischen Ehre auf sich hat, weiß ich so gut wie du. Aber du wirst empfinden, daß in diesem Fall deine Selbstachtung beim Austrag mit den Waffen — es gehe so oder so — nur verlieren, nicht gewinnen kann. Schon die weiteren Präliminarien müssen vermieden werden — das fühlst du ganz genau, so gut wie ich. Da braucht's keine weiteren Erklärungen. Ich, dein Onkel, bitte dich, die Angelegenheit um jeden Preis geräuschlos aus der Welt zu schaffen — auch jetzt noch! Das bin ich dem Manne schuldig, für den ich, wahrhaftig ohne meinen Willen, die Ursache zum Verhängnis geworden bin. Und du bist es dir schuldig!"

Joachim von Karsdorff hatte seinen Onkel noch nie eine so energische Rede halten hören, wie es diese letzte war. Die so harmlosen, kurzsichtigen Augen des alten Herrn hatten einen fast scharfen Glanz angenommen und die sonst vornübergebeugte, kleine Gestalt stand straff.

Eine peinlich lange Pause folgte.

Dann hob sich der eigensinnig gesenkte Kopf des Jüngeren.

„Es wird Zeit, daß wir an die Pirsche denken," meinte er in möglichst gleichgültigem Ton, „der Weg ist ziemlich weit. Ist dir's recht, wenn wir bald aufbrechen?"

„Nicht ehe ich von dir eine Antwort erhalten habe", erwiderte der ältere Karsdorff kurz und schroff. Dann drehte er sich entschlossen um und ging aus dem Zimmer . . .

Der Archivrat ließ sich den ganzen Abend nicht wieder sehen. Er blieb auf seiner Stube im Obergeschoß des Hauses, ließ sich unpäßlich melden und nahm dort das Abendbrot zu sich. Auch beim Frühstückstisch am kommenden Morgen erschien er nicht. Er saß oben und las unentwegt in einem Buche, das er für die Reise zu sich gesteckt. Das hätte er daheim, auf dem Archiv bequemer haben können, aber gleichwohl . . .

Es ging auf Mittag. Da endlich klopfte es an seine Tür, mit unverkennbarer Lautheit. Der Gutsherr von Klein Gadow trat ein.

„Wollen wir zum Abend pirschen, Onkel? Mein Forstwart sagt mir eben, daß er auch einer Wildkatze auf die Spur gekommen ist!"

„Wird ein Blendling sein", murrte der Archivrat, ohne von seinem Buch aufzusehen.

„Du," jetzt fühlte er die wuchtigen Finger seines Neffen hart auf der Schulter, „übrigens — die Sache ist beigelegt."

„Welche Sache?" fragte Onkel Herbert mißtrauisch.

„Mit dem Zirndorff", erklärte Joachim kurz und bullerig. „Schrieb ihm gestern abend. War heute drüben. Haben uns doch noch ausgesprochen. Werde am Sonntag mit ihm zusammen an den Stammtisch gehen."

Der Archivrat klappte das Buch zu. Er sprang auf und faßte die Hand seines Neffen zwischen seine feinen Gelehrtenhände und drückte sie, während er einen dankbaren und warmen Blick zu dem Jüngeren hinaufsandte.

„Also doch —" seufzte er erleichtert. „Brav gemacht! Brav gemacht, Junge. Wie ein echter Karsdorff! — Jetzt kann's los gehen! Wo wechselt der Bock, den wir zuerst blatten? Wann wollen wir hinaus? Was sagt dein Forstwart? Eine Wildkatze? Das mußt du mir genauer erzählen!"

„Bei Tisch, Onkel."

— — Und einträchtig stiegen die beiden Karsdorff die Treppe hinunter zum Speisezimmer. Diesmal hatte der Jüngere dem Älteren den Arm untergeschoben und war ganz der alte, gute Junge mit dem treuen Kern und der plumpen Schale . . .

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

19.

Nun war das liberale Ministerium Jahr und Tag am Ruder, ohne daß es dem großen Staatswesen bisher starke Spuren seines Wirkens hätte einprägen können. Der König hatte vergebens lange Zeit darauf gewartet, einen merklichen Umschwung des Regierungssystems eintreten zu sehen. Nur die Personen hatten gewechselt, die Richtung blieb im ganzen großen die alte. Besonders langsam ging es auf dem Gebiete der sozialen Reformen vorwärts, denen sich auf Schritt und Tritt finanzielle Hindernisse in den Weg stellten. Der König sah enttäuscht ein, daß die großen gerecht ausgleichenden Sozialreformen solange undurchführbar bleiben mußten, als man den alten, ungeheuren Heer- und Flottenetat weiterzuschleppen verurteilt blieb. Die Aussichten zur Abwälzung dieser Höllenlast blieben aber durchaus gering, denn der Gedanke der internationalen Abrüstung war in aller Welt so unbeliebt wie möglich, bei den Regierungen besonders, die eine stark kriegerische Politik zu betreiben schienen, nur um ihre Streitkräfte immer furchtbarer ausgestalten zu können, die ihnen als die beste Bürgschaft gegen drohende revolutionäre innere Erschütterungen erschienen und zur Stütze der allenthalben vom siegreich vordringenden Sozialismus bedrängten Dynastien das beste Mittel dünkten. Die Zeiten waren unruhig und in aller Welt von sozialen Gärungen bedroht.

Der König war enttäuscht. Er hatte so Großes, so Beglückendes, Erlösendes von der nun endlich angebrochenen Ära des Liberalismus erwartet, die nach Jahrzehnten unfruchtbaren stockkonservativen Verhaltens und Stillstehens jetzt endlich ein lenzhaftes Sprießen hätte bringen sollen, fröhlichen Fortschritt auf allen Gebieten, ein mutiges Vorwärtsschreiten, Neu- und Umbilden alter verbrauchter Formen in zeitgemäße neue. Aber es regte sich so wenig davon in den neuen Herzen und Köpfen des neuen Ministeriums, das zwar aus Männern bestand, welche die Blüte des Liberalismus im Lande bedeuteten, denen aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb ein furchtsam zagendes Tempo allen Reformen gegenüber anhaftete. Der König erkannte, daß der Liberalismus, die Politik des wohlhabend gewordenen Bürgerstandes eifrig mit allen Hemmungen des Konservativismus die gerechte Sozialisierung der Gesellschaft hintanhielt, weil die kapitalistische Schicht, die großen Industrieherren, weil Fabrikanten, Kaufleute, städtische Grundbesitzer, diese Kerntruppe

des Liberalismus, im Grunde nicht anders als Majoratsherren und Latifundienbesitzer gegen den wild anstürmenden vierten Stand Rentenprivilegien zu verteidigen hatten und deshalb bis auf einen extremen republikanisch gesinnten linken Demokratenflügel — im Grunde gleichfalls stockkonservativ gesonnen waren.

Gleich zu Beginn der neuen liberalen Ära, als das neue Ministerium berufen worden war, hatte der König in einer der sehr seltenen politischen Aussprachen mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, von diesem hören müssen, daß die Hoffnungen des Königs von dem jetzt ans Ruder gelangten Liberalismus würden enttäuscht werden, da der Kronprinz in eine wirklich reformfreudige Betätigung des Liberalismus die stärksten Zweifel setzte. Der König erschrak über die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die sein Sohn und Nachfolger im Hinblick auf die Besserung der Zustände im Lande hegte. Kronprinz Wilhelm sah die Entwickelung so an, daß Feudalismus und Bürgertum, daß Renten- und Privilegienbesitzer ihre Monopole im harten Strauß gegen den vierten Stand am Ende einbüßen würden. In diesen Kämpfen wurde das Königtum zerrieben, das Proletariat stieg über dessen Trümmer zur Herrschaft auf. Der König entsetzte sich über diese Hoffnungslosigkeit seines Sohnes und grübelte unablässig darüber nach, wie er sie durch Tatsachen widerlegen könnte. Es galt dem Lande und dessen künftigem Herrscher den schlagenden Beweis dafür zu bringen, daß das Königtum in seiner klar erkannten und willensstark durchgeführten sozialen Sendung den Jungbrunnen neuer Daseinsberechtigung gefunden, und daß es noch immer gesund und stark genug war, die soziale Zerrissenheit der modernen Gesellschaft zu lindern und über die abgründigen sozialen Klüfte hinweg tragfähige Brücken zu schlagen. Aber es zeigte sich in keinem Bezirk der neuen Regierung irgend ein Licht, zeigte sich nirgend der Abglanz oder das Aufleuchten eines neuen schöpferischen hoffnungsvollen Gedankens. Wahrscheinlich waren also die Minister Mittelgut, pflichttreue Männer — Verwaltungstalente des Durchschnitts — ohne den Funken des Genies, ohne die göttliche Erleuchtung jener Gehirne, „denen das Zeitbedürfnis wie eine Fackel ins Hirn flammt". Die Stimmung in den Kabinettsberatungen, denen der König oft präsidierte, war denn auch zumeist gedämpft. Die Herren schienen selbst zu fühlen, daß ihre Wirksamkeit für König und Land eine große Enttäuschung zu bedeuten angefangen hatte. Ein einziger unter den Ministern, der des Kultus, Dr. Geßner, brachte dann und wann einen frischen Zug in die Verhandlungen. Aber dieser Mann war das jüngste Mitglied des Kabinetts, bedeutete dessen treibendes Element und erregte mit seinen Vorschlägen und Ideen so häufig das einhellige Bedenken des gesamten Ministeriums, daß er sich bereits mit Rücktrittsgedanken trug, da er sah, daß er in dieses Kabinett des vorsichtigen Tastens und der senilen Bedenklichkeiten nur sehr schlecht hineinpasse. Der König hatte oft beim Ministerrate

bemerkt, wie bei solchen Niederlagen Geßners dieser Staatsmann mit einem eigentümlichen Blick der Trauer seinen königlichen Herrn streifte, als wäre die Krone selbst, nicht er, Geßner, es gewesen, die soeben wieder einmal in dem Veto der Kabinettsmehrheit, das eine Reform verhindert hatte, eine Schlappe erlitten und einen Schaden davongetragen. In dieser Stimmung der Enttäuschtheit und Hoffnungslosigkeit empfing der König eines Tages das Gesuch seines Kultusministers, des Dr. Geßner, um Gewährung einer Sonderaudienz und eines Spezialvortrages. Der König fühlte sogleich einen so dringenden Wunsch, Dr. Geßner zu hören, daß er den Vortrag auf den nämlichen Tag noch für die dritte Nachmittagsstunde anberaumte und einen Teil seines Tagesprogramms umstieß. Er ahnte, daß es etwas äußerst Wichtiges war, zu dessen Erörterung der Kultusminister die ungewöhnliche Form des Spezialvortrages gewählt hatte. Etwas wie freudige Erwartung schwellte des Herrschers optimistisches Herz, das trotz aller Enttäuschungen noch immer nicht müde geworden war, zu hoffen und zu vertrauen.

Dr Geßner kam. Schon bei seinem Eintritt sah der König, daß dieser noch junge kräftige, frische Mann heute fast wie vom Lichte der Freude und der Zuversicht umflossen erschien, die Augen voller Glanz der Erwartung, die rassige hohe, schlanke Sportgestalt hochaufgerichtet, wie gespannt und getragen von einem sieghaften Gedanken. Der Minister dankte kurz für den gewährten Empfang und ging dann sofort auf sein Thema über. Er bringe, wie er hoffe, dem König einen Reformplan, der alle Gewähr dafür biete, der liberalen Ära endlich eine Tat zu bescheren, deren Ausführung das Land auf einem Sondergebiete wenigstens mit *einem Schlage* an die Spitze aller Kulturstaaten stellen würde. Der König horchte hoch auf. Ein jugendliches Rot machte seine Wangen blühen. Der Reformplan betreffe glücklicherweise ein Gebiet, auf dessen neutralem Boden die Mehrheit der bürgerlichen Parteien im Verein mit den Sozialisten sich treffen könnten. Der Gedanke sei deshalb noch nebenher als ein Versöhnungs- und Bindemittel für die verhetzten Parteien sehr wertvoll. Er werde den Beweis dafür erbringen, daß die Politik Probleme umfasse, deren Lösung sämtliche Fraktionen, die extremsten Reaktionäre etwa ausgeschlossen, zu einträchtigem Zusammenwirken verbinden könne. Ein Umstand erfordere freilich vorher eine sehr vorsichtige und besonnene Behandlung der Sache, das sei der, daß die in Angriff zu nehmende Aktion durchaus nicht zu seinem eigenen Rayon, zur Kompetenz des Kultusministers gehöre . . .

Der König blickte erstaunt und betroffen auf.

„Nein — zu der des Justizministers. Dennoch müßten die ersten vorbereitenden Schritte ohne den Chef der Justizverwaltung in aller Stille geschehen, und das sei deshalb sehr gut möglich, weil die bei der Sache allerwichtigste Persönlichkeit glücklicherweise zur vertrauten Umgebung Sr. Majestät gehöre."

Der König blickte ratlos drein. „Von wem sprechen Sie?" fragte er unsicher.

„Ich spreche von des Königs Pflegesohn — dem Professor von Ingelheim."

Ein Aufleuchten ging über des Königs greises Gesicht. Es flammte wie Hoffnung in seinen Augen. Freude strahlte von seiner hohen Stirn. Wie das Aufdämmern eines beglückten Verstehens ging es über des Königs gespannte Züge.

„Eure Majestät kennen dieses bedeutenden Strafrechtslehrers hohes pädagogisches Talent, das der juristischen Fakultät unserer Carl-Albert-Universität in aller Welt hohen Ruf eingetragen hat. Ingelheim ist heute eine Kapazität ersten Ranges in seinem Sonderfach, einer der Führer der deterministischen Schule in ganz Europa, die eine Neu- und Umformung des Strafrechts anstrebt. Ingelheim hat neben seiner Lehrwirksamkeit eine reiche literarische Tätigkeit auf seinem Sondergebiete entfaltet, und seine Schriften zur Frage der Strafreform sind als grundlegend in aller Welt anerkannt. Ich halte nun die Zeit für gekommen, seinen und seiner großen Fachgenossen Ideen, den Reformgedanken Lombrosos, Garofalos, Liszts in unserem Staate die erste Stätte zu bereiten. In mehreren Beratungen mit Ingelheim habe ich festgestellt, daß die politische Lage im Lande es gestattet, ja erfordert, mit der Reform des Strafrechts endlich praktisch zu beginnen, die Gesetzentwürfe für die ersten Ziele der Bewegung, für Einführung der bedingten Verurteilung, für Jugendgerichtshöfe beim Landtage einzubringen, und nach deren Annahme die gewaltige Neuerung der Strafkolonien in Angriff zu nehmen, die durch allmähliche Aufhebung von Zuchthäusern und Gefängnissen den Staatshaushalt entlasten, und durch die Bevölkerung unsere noch immer brach liegenden, Zuschüsse erfordernden Kolonien mit Acker- und Bergbau treibenden Verbrechersiedlungen in absehbarer Zeit in blühende und gewinnbringende wertvolle Besitzungen des Staates umzuwandeln. Ich sehe, Eurer Majestät leuchtet der Vorschlag ein, und beeile mich, noch dieses hinzuzufügen. Es wäre doch geraten und den Wünschen Ingelheims gemäß, wenn ihm sogleich die Berufung ins Justizministerium als vortragender Rat zuteil würde, die ihn instand setzen könnte, unter zeitweiliger oder dauernder Dispensation von der Ausübung seines Lehramtes, als Mitglied der Regierung die große Reform selbst in die Wege zu leiten, die Gesetzentwürfe selbst zu redigieren und letzten Endes persönlich vor der Volksvertretung zu befürworten. Diese ersten vorbereitenden Schritte, aber nur diese, wären ohne Vorwissen des Chefs der Justizverwaltung zu tun, der dann sogleich nach Eurer Majestät Beschlußfassung in die Sache einzuweihen wäre. Ingelheim ist mit Freuden bereit, in einer Reihe von Spezialvorträgen Eurer Majestät eine genauere Kenntnis der Einzelheiten dieser Reformen zu vermitteln, und würde sich glücklich preisen, von seinem Könige zur Durchführung dieser großen und gewaltigen Pläne die ehrenvolle Berufung zu erhalten."

Der Minister hatte geendet und sah erwartungsvoll auf den König, der von seinem Sessel aufgesprungen war, mit gefalteten Händen, bebenden Lippen dastand

und mit ergriffenen Augen ins Leere starrte. Es war ein feierliches Schweigen im Raum. Der König atmete tief aus erregter Brust, ein glückliches Lächeln um den weißbärtigen Mund.

„Dank —", hauchte er, „Dank — . . ." Seine Augen richteten sich nach oben. Es war, als spräche er mit Gott. — Feucht schimmerte es in seinem Blick. Seiner Erregung Herr zu werden, wandte er sich plötzlich mit einer raschen Bewegung ab — und nahm — seinen greisen spitzen Vollbart hastig streichend — einen raschen Gang durch das Zimmer auf. Dann kam er auf Geßner zu und faßte dessen beide Hände. „Mein lieber Geßner," sagte er, „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich mit diesem Ausblick machen. Sie bringen mir ja gerade das, gerade das, worauf ich seit endlosen Jahren in immer wieder getäuschtem Harren und Hoffen unablässig gewartet habe. Sie nehmen mir eine Zentnerlast von meinem alten Herzen, das unter dem Druck der politischen Aussichtslosigkeit in all den Jahrzehnten schwer hat leiden müssen. Mich peinigte die mir drohende Gewißheit, ich würde meine Regierung beschließen müssen, ohne den heißesten Wunsch meines Lebens erfüllt zu sehen, den Herzenswunsch, am Ende meiner Tage mein Land und mein Volk in e i n e r Sache wenigstens gefördert zu haben. Dies ist der beste, der gesegnetste Tag meines langen Lebens, dieser, der mich so beschenkt, daß ich jetzt endlich eine Aufgabe finde, endlich einen Weg, ein Ziel, meinen Königsberuf zu erfüllen und eine Besserung der Zustände in einem hochwichtigen Punkte anzustreben und zu erreichen. Der Gedanke allein belebt mich neu und gibt mir frische Kraft und jugendlichen Mut, mich froh daran zu wagen. Wie ich mich freue! Ich freue mich ganz besonders auch des Gegenstandes und der Personen, welche Ihr Plan in Rechnung zieht. Ich sehe klar, daß die Reform des Strafrechts, an sich ein hochnotwendiges Werk, wie kaum ein zweites, gerade die Neuerung sein wird, welche die Wut der Parteien gegen einander lindern und diese selbst, die Fraktionen, wieder zusammen führen wird. Darin haben Sie vollkommen recht. Ihr Gedanke ist glücklich — ich hege keinen Zweifel. Wie ich mich freue! Ich beginne das Werk, zu dem mir die Vorsehung die rechten Männer sendet. Ich beginne es — und habe den Trost, daß, falls der Himmel mich v o r seiner Vollendung abruft, mein Sohn eine würdige lockende Aufgabe vorfindet, er, der so hoffnungslos in die politische Zukunft blickt. Die Krone dankt Ihnen, mein lieber Minister, denn Sie haben ihr den Weg gewiesen, sich wunderbar sozial zu betätigen und von neuem den Beweis dafür zu erbringen, daß die Monarchie kein versteintes Ding ist, und daß das Königtum noch lebt, daß es mit den Ideen der Neuzeit mitgeht und ihnen Leben gibt, wie es aus diesen Ideen auch selbst neue Kraft und neue Daseinsberechtigung schöpft. Und nun das Schönste. Ingelheim — er — er soll es sein, von dem mir diese Erlösung kommt. Geßner — Sie wissen nicht, wie mich das — gerade das glücklich macht. Ingelheim — das Waisenkind, das ich schutzlos aufgelesen — dieser arme verkrüppelte Knabe, den ich

in dankbarem Andenken an seinen Vater wie einen Sohn geliebt und beschützt habe — er — er wird es nun sein, der mir in so unerhoffter herrlicher Weise seinen Sohnesdank bringt — — — das ist — das — ist — fast — ist fast — zu viel des Glückes. —"

Der Minister stand ergriffen da und sagte leise: „Majestät — auch für mich ist dies ein hoher Tag. Ich habe, wie mein König, das Gefühl, daß wir, Herrscher, Regierung und Volk an der Wiege eines großen Geschehens stehen, einer segenbringenden, erlösenden, einer wahrhaft volkerrettenden Tat —"

Mit leuchtenden Augen und glücklich lächelndem Munde trat der König auf den Minister zu und schloß ihn in seine Arme . . .

20.

Die durchaus problematische Naturanlage des Kronprinzen hatte in den Prüfungen und Heimsuchungen des Lebens, die niemandem erspart bleiben, nicht Reifung, nicht Festigung gefunden. Der Thronfolger war ein Mann geworden, der weder sich selbst noch dem Leben genügte. Der Grundfehler seines Wesens war wohl der mangelnde Ernst, eine Sache mit Hingebung zu erfassen. Dieser Prinz hatte ein Haupterfordernis des Erdenlebens nicht würdigen und nicht erfüllen gelernt: zu arbeiten nämlich. Wie ihm sein Bildungsgang und die abzulegenden Prüfungen auf Schule und Universität durch die höfische Gepflogenheit zu leeren Formen hatten werden müssen, zu deren Erfüllung mit lebendigem Inhalt durch das Mittel wirklicher Arbeitsleistung ihn niemand angehalten hatte, so war ihm das Leben selbst jetzt zu einem inhaltlosen Spiel geworden, dessen Eintönigkeit und Leere ihn tagtäglich mit Grauen erfüllte. Der militärische Dienst, seine Hauptaufgabe, widerte seine unsoldatische Natur an. Als der Prinz jetzt vom Dienste zeitweilig beurlaubt, in die Zivilverwaltung eingeführt werden sollte und informatorische Besuche in den Bureaus der verschiedenen Verwaltungszweige und Ministerien unter Führung eines hervorragenden Staatssekretärs erledigte, fand er die Geschäfte der Zivilverwaltung um nichts anziehender, als den Gamaschendienst bei der Truppe oder den trocknen Lernstoff beim Generalstab. Der Mangel eines lebendigen Interesses an all diesen Dingen machte dem Prinzen die Beschäftigung mit ihnen zur Qual. Weder Sport noch Jagd in all ihren Formen, weder eigene körperliche Betätigung noch die Teilnahme an Rennen, Regatten oder Wettflügen reizten ihn. Er erschien bei diesen Anlässen, weil er mußte, verteilte Preise, hielt Ansprachen, machte Acte de présence mit der stets gleichen müden Anteillosigkeit und dem Ausdruck ein wenig spöttischer, oft sogar schmerzlicher Gelangweiltheit. Auch die Künste ließen diesen Menschen unberührt. In die Theater ging er wie zu anderen öffentlichen Veranstaltungen nur gezwungen; einzig die Wagner-Opern schienen einige Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Wurden sie gespielt, so konnte man des Thronfolgers blasses Duldergesicht häufig im Dunkel

der kleinsten Hofloge bemerken, im Schatten seidener Draperien, den Ausdruck der Weltvergessenheit in den Zügen. Das Opiat der fiebrischen Wagner-Orchestrierungen sog der Prinz wie süßes Gift. Er verlor sich allzugern in den Berauschungen dieser orgiastischen Musik und war ständiger Gast in sämtlichen Tristan-Aufführungen. Der zweite Akt dieses erotischen Hochgesanges war ihm die höchste Kunstoffenbarung. Er erhielt von ihr Erregungen, Erschütterungen, Seelenspannungen wie von nichts anderem in der Welt. Er fühlte aus den vulkanischen Entladungen dieser hochsinnlichen Ergüsse etwas Verwandtes stöhnen und klagen, schreien und schluchzen — den Drang, die engen Schranken des ärmlichen Eigenseins mit der Entfaltung einer ungeheuren sinnlichen Energie umzustürzen und zu sprengen und in den glühenden Ausschweifungen einer ewig unbefriedigten, im Durste schmachtenden Phantasie — den Trost für die Schalheit des Lebens und des Alltags zu finden. Es war seltsam. Die Tristan-Gemeinde, die fast ständig aus der gleichen Zuhörerschaft sich gesellte, zeigte vorherrschend diesen Typ. Es waren fast alles Menschen, die, wie der Kronprinz selbst, die Verzückung suchten. Die Parkettreihen wiesen in diesen Tristan-Aufführungen meist die nervösen Gesichter der erotischen Schwärmerschaft, Frauen mit suchenden, fiebrigen Augen, Männer mit Schwärmerzügen und dem Lechzen der Liebesenttäuschung um die schmerzlichen Münder. Besonders die Jugend gab sich den wühlenden Ekstasen dieser hochzeitlichen Klänge, die Orchester und Menschenstimmen zu Schreien der Brunst peitschten, mit Gebärden der Verzückung hin, wie sonst in Opiumhöhlen die Haschischraucher zeigten. Die Dämonie dieses Liebesgesanges packte die Seelen mit einer Kraft, die etwas Zerstörendes hatte . . .

Der Kronprinz weinte oft im zweiten Tristan-Akte, und wie scheu er sich auch in den Schatten seiner kleinen Loge barg, in die ihm an jenen Abenden kein Adjutant folgen durfte, er sah dennoch die Hingerissenheit der übrigen Hörerschaft und genoß die seltene Harmonie mit Gleichfühlenden, die er in seinem einsamen Leben am grausamsten mißte, an den Tristan-Abenden als einen weiteren starken tröstenden Reiz . . . Er war sehr einsam — der Prinz und hatte auf der weiten Welt so recht eigentlich niemanden, der ihm die schwarzen Melancholien seiner Träumerseele ertragen oder verscheuchen half. Er verachtete und haßte seine geistig hoch beschränkte Frau, die der Dynastie einen jetzt dreijährigen Knaben geschenkt und solcherart die Thronfolge gesichert hatte. Das aber blieb auch ihr einziges Verdienst. Im übrigen war sie ein unschönes und grazienloses Menschenkind, das nach Abstreifung der allerfrischesten ersten Jugendreize keinerlei körperlichen oder gar seelischen Schmuck zurückbehielt, ein barbarisch borniertes und kulturloses Wesen, tief in sarmatische Bigotterie versunken und in ihr versumpft, zurzeit halb blödsinnig vor Gewissensbissen über ihren Religionswechsel und ihr Ausscheiden aus der heimischen orthodoxen Kirche. Diese Seelenstimmung hatte ein schlauer Pope ausspioniert und auf brieflichem Wege mit größtem Erfolge fast erpresserisch für sich und seines Klosters Kasse wohl auszunützen verstanden. Es war zu begreifen,

wenn des noch jungen Kronprinzen sehnender Liebesdrang von der Seite einer solchen Lebensgefährtin in den dämmernden Nebel schön betäubender Tristan-Stimmungen sich rettete.

Dieser Phantast und Stimmungsmensch hatte noch obendrein das Unglück gehabt, einer in gleichem Grade haltlosen Natur in früher Jugend schon sich anzuschließen. Der Leutnant Jordan von Specht, jener Generalssohn, der auf dem Konvikt schon des Kronprinzen enge Freundschaft gewann und wegen des offenkundig ungünstigen Einflusses, den er auf den Thronfolger ausübte, aus dessen naher Umgebung in ein Linienregiment versetzt worden war, dieser von Specht hatte seiner militärischen Laufbahn durch einen phantastischen Jugendstreich ein rasches Ende gesetzt. Er entfloh eines Tages als Fahnenflüchtiger aus seiner Garnison und zwar in Begleitung einer sehr schönen sechzehnjährigen Bäckerstochter, mit der er, unter Hinterlassung einiger Schulden, spurlos verschwand. Der Kronprinz war der einzige, der von dem Verbleiben Spechts Kunde hatte, denn er empfing Briefe von ihm, die um Geldunterstützung baten. Specht erhielt diese von seinem Jugendfreunde so reichlich, daß er in Kanada eine Farm erwerben und seine Geliebte heiraten konnte. In überströmendem Dankgefühl schilderte Specht, der sich wirklich in der rauhen Luft der neuen Welt zu einem arbeitsfrohen Menschen entwickelt zu haben schien, die Schönheit und Herrlichkeit des freien Farmerlebens auf eigener Scholle und die Wunder dieses seelenerlösenden Arbeitens in der großen Natur. Das Gesunden, das der erkrankte Kulturmensch in der steten engen Berührung mit dem mütterlichen Boden fand, und die seelischen Aufrichtungen und Neuwerdungen, die die Natur dem schenkte, der im gesunden Hauche ihres Vollebens, in der heilenden Sphäre ihres Webens schuf und arbeitete. Die befreiende Weite jener fernen Welt, die erlösende Ungebundenheit ihrer sozialen Urformen schilderte der Europaflüchtige in lockendsten Farben, so daß den Kronprinzen starke Sehnsucht ergriff. Da seine eigenen Briefe immer trauriger und hoffnungsloser wurden, die Spechts aber immer froher und befreiter, so gab es sich ganz von selbst, daß Specht den wirklich geliebten Jugendfreund, dem er so großen Dank schuldete, aus reiner und tiefer Überzeugung eines Tages in einem von feierlichem Ernste getragenen Briefe aufforderte, die heimischen beengenden und peinigenden Verhältnisse mit einem raschem Entschlusse abzuwerfen und die Neugeburt einer Verpflanzung in jungfräuliches Land an der Seite des Freundes zu wagen und sich in ein neues und schönes Leben auf diese Weise zu retten. Dieser Brief stürzte den Kronprinzen in eine wahre seelische Krise. Der Gedanke der Landesflucht packte ihn gewaltig. Er rang mit ihm in bitteren Tagen und Nächten und sandte dann an Specht dieses Schreiben:

„Mein lieber Pylades,

Dein Orest, so gern, so brennend gern er möchte, kann Dir nicht in die Freiheit folgen. Ihn ketten hier in der Knechtschaft zu eherne Bande. Ich habe in tausendfachem Erwägen alles Für und Wider geprüft. Ich kann nicht.

Du — ich kann nicht. Mein einziger Freund, Du auf weiter Welt, mit Dir rede ich wie mit mir selbst. Und so sollst Du denn erfahren, rückhaltlos erfahren, wie es in mir aussieht.

Pylades, ich sehe an Dir, wie die Freiheit heilt und gesund macht. Du bist da draußen ein Mann geworden. Jede Zeile Deines Briefes kündet mir's. Du — ich ließe hier alles zurück — alles stehen und liegen und folgte Dir, um wie Du seelisch zu gesunden — aber ich habe die Kraft nicht. Specht, ich bin elender, als ich je war. Ich soll nicht glücklich werden, das steht im Schicksalsbuch geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz: Auf Wunsch Sr. Exzellenz des bevollmächtigten Ministers Paes, Berlin, bemerken wir nachträglich, daß der „offene Brief" des Ministers des Auswärtigen und früheren Justizministers Exzellenz Antonio Macieira an den Herausgeber von „Nord und Süd", Professor Dr. Ludwig Stein, vom 29. Mai 1913 datiert ist. Die Redaktion.

Rundschau

Politisch-militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Juge.

Die bisherigen Kommissionsberatungen über die Wehrvorlage haben hinsichtlich der beantragten Vermehrungen des Friedensstandes bisher nur einen bemerkenswerten Abstrich gebracht, indem statt der angeforderten sechs Kavallerie-Regimenter schließlich, und auch das nur auf dem Wege des Kompromisses, nicht mehr als drei derselben bewilligt worden sind. Dieser Standpunkt der Mehrheit der Kommission ist unbedingt zu bedauern. Denn die Anzahl der für die Kriegsgliederung des deutschen Feldheeres erster Linie, in der Stärke von 11 Kavallerie-Divisionen und 50 Infanterie-Divisionen erforderlichen Kavallerieregimenter beläuft sich nach den heutigen, ziemlich überall gleichen taktischen Grundsätzen für die Zusammensetzung dieser Heereseinheiten — 6 Regimenter pro Kavallerie-Division für die strategische Aufklärung usw., 1 Regiment pro Infanterie-Division für die Nahaufklärung und sonstigen taktischen Bedürfnisse — auf eine Gesamtziffer von 116 Regimentern. Tatsächlich aber besitzen wir nur 103 Kavallerie-Regimenter auf Friedensfuß (98 zu 5 Eskadrons und 5 bayrische zu 4 Eskadrons), so daß also selbst nach Bewilligung der sechs neuen Regimenter immer noch ein Manko bestehen würde, das in der geringern Stärke und infolgedessen mindern Leistungsfähigkeit einzelner mobiler Kavallerie-Divisionen sich ausdrücken müßte. Demgegenüber sei auf den großen Vorsprung hingewiesen, den der Friedensstand der französischen und russischen Kavallerie besitzt: Die erstere umfaßt bereits im Frieden 10 Kavallerie-Divisionen, die fast ganz gegen Deutschland zur Verwendung gelangen können, während wir einen großen Teil unserer 11, im Mobilmachungsfalle — mit Ausnahme beim Gardekorps — überhaupt erst zur Aufstellung gelangenden Kavallerie-Divisionen gegen den russischen Verbündeten in Abzug bringen müßten, welcher letztere nicht weniger als 24 Kavallerie-Divisionen

besitzt, von denen mehr als $^2/_3$ an der deutsch-österreichischen Grenze untergebracht sind. Die für die Streichung der 3 Regimenter durch die Majorität der Kommission geltend gemachten Gründe können in der Tat, vom militärischen Standpunkt beurteilt, als stichhaltig nicht anerkannt werden. So ist z. B. die Kavalleriewaffe durch die fortschreitende Entwickelung des Militärluftfahrwesens nicht im geringsten minderwertiger oder gar überflüssig geworden, vielmehr stimmen alle Militärschriftsteller und Fachleute nicht bloß bei uns, sondern auch in allen anderen Ländern darin überein, daß Luftschiff und Flugzeug im Feldkriege für Aufklärung und Beobachtung immer nur eine wertvolle Ergänzung der Reiterwaffe darstellen werden, während ihnen für den Festungs- und Positionskrieg allerdings eine wesentlich bedeutungsvollere Tätigkeit zuzuschreiben ist; mit den besten elektrischen und optischen Verbindungsmitteln ausgestattet, ist eine moderne, gut ausgebildete Kavallerie in ihrer Bedeutung für die Truppenführung und für die Grundlagen zum strategischen taktischen Erfolge niemals durch die „fünfte Waffe" zu ersetzen. An eine Verwendung der letztern aber direkt als Angriffswaffe infolge eines aussichtsvollen Herabwerfens von Geschossen und Sprengmitteln aus den Luftfahrzeugen ist, wie die Mehrzahl aller Fachleute überzeugt ist, in absehbarer Zeit noch nicht zu denken. Auch die bisherigen Ergebnisse der italienischen Luftschiffer in Tripolis und bei den kriegführenden Parteien auf dem Balkan haben Ergebnisse, die zu einer andern Bewertung der Militärluftfahrt, als sie vorstehend angedeutet wurde, führen könnten, bisher noch nicht gezeitigt.

Wenn weiter behauptet worden ist, daß die Kavallerie heutzutage für die Riesenschlachten der Zukunft die Rolle als entscheidende Angriffswaffe nicht mehr zu spielen imstande ist, so wird ein unparteiischer Beurteiler der Verhältnisse auf Grund der Erfahrungen der neueren Kriegsgeschichte dem kaum widersprechen können — es gibt freilich immer auch noch vereinzelte Anhänger der Idee einer möglichen Übertragung der großen Manöverattackenbilder auf das Schlachtfeld des Ernstfalles — aber deshalb wird man doch den hohen Wert der Kavallerie als strategische wie auch unter besonderen Verhältnissen, z. B. bei geschickter Führung gegen starkerschütterte Infanterie oder zeitweise ungedeckte geschwächte Artillerie, als taktische Angriffswaffe ernstlich nicht in Zweifel ziehen dürfen. Vor allem aber ist die Bedeutung der Kavallerie in der Ausnutzung eines Sieges durch eine rastlose energische Verfolgung garnicht hoch genug einzuschätzen: erst hierdurch können die ungeheuren Opfer, die jeder große Sieg heutzutage dem Sieger kostet, wirklich voll und ganz für die Sache des Vaterlandes ausgenutzt werden. Auch der Wert weit ausholender Streifzüge größerer Kavalleriemassen im Rücken des Feindes und gegen seine rückwärtigen Verbindungen, mag auch die Ausführung solcher raids heutzutage schwieriger sein, als im amerikanischen Bürgerkriege, ist nicht zu unterschätzen. Wenn solche Unternehmungen im Balkankriege garnicht stattgefunden und im russisch-japanischen Kriege keine großen Erfolge gezeitigt haben, so ist der Grund davon nur in der absolut unfähigen und übervorsichtigen Führung auf der russischen Seite und in der numerischen Schwäche der sonst durchaus schneidig aufgetretenen Kavalleriewaffe bei den Japanern zu erblicken.

Der weiter in der Kommission von gegnerischer Seite geäußerte Gedanke, daß der Grenzschutz der Kavallerie heutzutage durch Maschinengewehrabteilungen ersetzt werden könnte, ist, kurz gesagt, als eine Unmöglichkeit zu

bezeichnen: stellen doch die Maschinengewehre nur einen allerdings wesentlichen Faktor für die Erhöhung der infanteristischen Feuerkraft und eine Unterstützung der Kavallerie dar, bei welcher die letzterer innewohnende, nur geringe Feuerkraft eine notwendige Verstärkung durch die neue Waffe erfahren soll, da diejenige der den Kavallerie-Divisionen zugeteilten Anzahl reitender Batterien für die heutigen großen Aufgaben derselben vielfach nicht genügt. Auch das muß Schreiber dieser Zeilen aus genauer persönlicher Kenntnis unserer östlichsten Provinz als unrichtig zurückweisen, daß letztere zu einer größeren Verwendung von Kavalleriemassen wegen ihrer vielfachen Wasserläufe und Seelinien ungeeignet sei. Eine moderne Kavallerie vermag mit den ihr beigegebenen oder von ihr zu improvisierenden Übersetzmitteln kleinere Wasserläufe überall ohne weiteres zu überschreiten und ist durchaus nicht auf die festen Übergänge (Defileen) verwiesen, wenn auch andererseits diese Wasserlinien bekanntlich von unserer Seite sofort zu Beginn des Krieges besetzt und durch eine Anzahl geschickt angebrachter kleiner Stütz- und Sperrpunkte für die Verteidigung verstärkt, immerhin wohl geeignet sind, feindlichen, sogleich nach der Kriegserklärung hineinflutenden Reitermassen (wie dies russischerseits geplant ist) einen gewissen Widerstand entgegenzusetzen, bis von rückwärts her stärkere Kräfte herangeeilt sein werden.

Die Zahl der gegen jede Vermehrung der Kavalleriewaffe in der Kommission geltend gemachten Momente ist durch die vorstehend etwas näher beleuchteten keineswegs erschöpft, aber sie enthalten tatsächlich kein militärisch wirklich anzuerkennendes Argument gegen den notwendigen Ausbau auch dieser Waffe im Rahmen der allgemeinen Erweiterung und organisatorischen Ausgestaltung unserer Armee, sodaß man schließlich die Hoffnung nicht aufgeben möchte, daß das Plenum den Regierungsantrag vielleicht doch noch annehmen werde. Die zweifellos bei uns weit verbreitete Mißstimmung über manche, gerade in dieser Waffe noch vorhandenen, überlebten Verhältnisse und Äußerlichkeiten sollte und darf doch nicht die Veranlassung dafür sein, auch nur einen Augenblick die hohe Warte zu verlassen, von der aus die Volksvertretung die Frage der Armeevermehrung in allen ihren Teilen zu prüfen hat.

Die Beratungen über die Wehrvorlage, wie die Begründung derselben, haben übrigens ein helles und eindrucksvolles Schlaglicht auf die gefahrvolle Lage unserer an der Ostgrenze zur Zeit fast offen daliegenden östlichen Provinzen fallen lassen, an deren Rande gewaltige Truppenmassen einmarschbereit hinter der eisernen Kette versammelt sind, welche — ein seltsamer Anachronismus! — noch heutzutage wie in den Vorzeiten das gewaltige russische Reich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer in der Zeit vom Sonnenuntergang bis zum folgenden Morgen gegen Europa absperrt.

Allzulange schon haben Preußen, Posen und Schlesien stark befestigter, größerer Zentralpunkte entbehrt, die ihre Sicherheit zu Anfang eines Feldzuges zweifellos in hohem Maße verstärken müssen, wenn man auch immer gewiß sein kann, daß selbst dann, wenn die strategische Defensive für eine gewisse Zeit notwendig erscheinen würde, diese stets zugleich in einem rücksichtslosen Vorgehen die beste Lösung ihrer Aufgabe und den Schutz der eigenen Landesteile suchen würde, nach dem alten Grundsatz, daß der Hieb die beste Deckung sei.

Mit einem Gefühl der Befriedigung wird man daher aus der Wehrvorlage ersehen, und dies wird besonders für die besorgten Bewohner von Preußen,

Posen und Schlesien der Fall sein, daß die Regierung beschlossen hat, den Schutz unserer Ostgrenzen durch Anlage neuer Werke und den Ausbau vorhandener starker Verteidigungspunkte wesentlich zu verstärken. Im Vertrauen auf die zweifellose Friedensneigung Deutschlands, auf das Fehlen jeder wirklichen Interessengegnerschaft zwischen uns und dem Zarenreiche, auf die alte, vor hundert Jahren auf zahlreichen Schlachtfeldern blutig besiegelte Waffenbrüderschaft der beiden Armeen und die früheren nahen persönlichen Beziehungen der Träger der Kronen in beiden Ländern zueinander, sowie nicht zuletzt im Gefühl, daß unser loyales Verhalten gegenüber dem Zarenreiche während der jüngsten Unglückszeit des letzteren 1904/5 dort auch gebührend gewürdigt werde, hat man bei uns allzulange die Notwendigkeit außer acht gelassen, mit der Möglichkeit einer veränderten politischen Lage in der Zukunft zu rechnen und rechtzeitig dafür die notwendige Vorsorge zu treffen. Diese Veränderung der politischen Situation ist jetzt durch die Erfolge der Balkanvölker, die ein siegesbewußtes Aufflammen des Panslavismus zur Folge gehabt haben, zweifellos eingetreten, und wir müssen daher, trotz der augenblicklich scheinbar wieder herrschenden Ruhe in Mitteleuropa, doch mit der drohend nahe gerückten Gefahr eines gemeinsamen Angriffs von Ost und West gegen uns immerhin rechnen.

Wenn die Regierung in Petersburg kürzlich klug genug war, in die zum furchtbaren Weltbrande schon bereitliegende Masse Brennstoff den Funken nicht zu werfen, den Großfürst Nicolai Nicolajewitsch und sein Anhang besonders im Heere, aber auch in anderen Teilen des russischen Volkes erhoffte, und wenn die politische Gewitterschwüle der letzten Monate über Mitteleuropa sich gegenwärtig wieder verzogen zu haben scheint und nur noch über einem beschränkten Gebiet im Südosten dräut, so sind — nach den uns aus guter Quelle zugekommenen Nachrichten von jenseits der östlichen Grenze — lediglich zwei Momente ausschlaggebend dafür gewesen: erstens ist dem Zaren die Überzeugung geworden, daß die Retablierung und Reorganisation der russischen Armee nach den furchtbaren Mißerfolgen im fernen Osten vor 9 Jahren weder in personeller und materieller Hinsicht bereits vollendet, noch auch ihre gesamte Organisation gegenwärtig bereits wieder eine solche ist, daß man auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen könnte, einer vereinigten österreichisch-deutschen Kriegsarmee, die als vollständig dafür vorbereitet erachtet wird, entgegenzutreten. Der zweite Grund aber, weshalb die verantwortlichen Stellen sich zum Losschlagen nicht verstehen wollten und sich auch in absehbarer Zeit, wenn nicht ganz besondere neue Verhältnisse eintreten sollten, kaum dazu verstehen können, liegt in der absoluten Gewißheit, daß der neuerdings im Innern stärker als je an seiner unheimlichen Minierarbeit tätige Umsturz nur auf den Augenblick wartet, wo die Truppen aus dem Innern der Provinz nach der Grenze gezogen sein werden, um hinter dem Rücken der vor dem Feinde befindlichen Bajonette der Staatsgewalt die Fahne der blutigen Revolution von neuem zu entfalten, vom Schwarzen Meer bis zu den Gestaden der Ostsee hinauf alle unzufriedenen Elemente, Sozialisten, Nihilisten, Polen, Esthen, Letten, Finnländer usw., mit sich fortreißend zum gemeinsamen Ansturm gegen das russische Kaiserreich.

Auch aus dieser Situation heraus kann man daher als eine mutmaßliche Folge der Annahme der Wehrvorlage eine Erhöhung der Friedensaussichten voraussagen, da der Standpunkt der ihrer Verantwortung sich voll be-

wußten, fühlabwägenden russischen Regierung durch eine derartige Erhöhung der militärischen Kraft des Deutschen Reiches gegenüber dem Treiben der russischen Militärpartei, der Konservativen und der offnen und geheimen Revolutionäre im ganzen Reiche eine augenscheinliche Stärkung erfahren muß.

In Frankreich wird, das kann man wohl, ungeachtet mancher neuerdings dagegen zutage getretenen Momente voraussagen, die dreijährige Dienstzeit, allerdings wahrscheinlich mit manchen Durchbrechungen des Prinzips in Form von längeren Beurlaubungen, ihren Einzug halten. Charakteristisch ist, daß selbst die vor 8 Jahren so überzeugten, für die Notwendigkeit der verkürzten Dienstzeit eingetretenen Generale, bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen, jetzt plötzlich ebenso überzeugt und begeistert für die Notwendigkeit des dreijährigen Dienstes bei der Fahne für alle Waffen eintreten; sie lassen sich anscheinend willenlos im Strome einer großen Mehrheit der Nation dahin treiben, ohne eine Würdigung der wie damals so auch jetzt noch dagegensprechenden Momente zu versuchen, die bisher, wenn man von den Sozialisten absieht, nur eine kleine Anzahl objektiv denkender mutiger Persönlichkeiten aus den Reihen der Intellektuellen, der gelehrten Berufe und von Handel und Industrie offen zu betonen gewagt hat.

Man muß abwarten, ob dem jetzigen Rausch, der schon von einer siegreichen Überlegenheit der französischen und Zerschmetterung der deutschen Macht nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit träumt, nicht ein böses Erwachen folgen wird. Das steht jedenfalls fest, daß die Franzosen nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit uns zunächst ziffermäßig überlegen sein werden, da dann ihre Armee nach bereits verfügter Zurückbehaltung des ältesten Jahrganges, am 1. Oktober, mit dem Zuwachs von 15 000 Mann durch das neue Kadergesetz, alles in allem etwa 800 000 Köpfe zählen wird, während wir auch nach Annahme der Wehrvorlage nur rund 750 000 Köpfe (alles eingerechnet) unter der Fahne haben würden. Allerdings würde, wie schon früher an dieser Stelle betont wurde, dadurch natürlich noch keine Überlegenheit der französischen Republik für den Mobilmachungsfall uns gegenüber geschaffen sein, da wir alljährlich fast die Hälfte, die Franzosen aber immer nur ein Drittel ihres Friedensstandes in die Reserve überführen können.

Trotz des etwas niederdrückenden Gefühles, hinsichtlich der Kopfstärke der Feldarmee auch nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit dem Nachbar nachzustehen, erfüllt ohne Zweifel, wie aus ihrer Presse und den Worten ihrer führenden Männer zu erkennen ist, große Kreise der Armee sowie der ganzen Nation das Gefühl, in militärischer Beziehung dem einstigen Niederringer nunmehr nicht bloß gleichwertig, sondern sogar überlegen zu sein. Dies Gefühl beruht — neben der Betonung einer besseren, weil längeren, taktischen Ausbildung aller Grade — vor allem auf dem Gedanken, hinsichtlich der Beherrschung der Luft und bezüglich der Artillerie vor der deutschen Armee einen bedeutenden Vorsprung zu besitzen. Es erscheint interessant genug, mit einigen Worten zu beleuchten, ob diese Annahme wirklich gerechtfertigt ist. Hinsichtlich des Flugwesens sei ihnen, sowohl was die Zahl der ausgebildeten Piloten als auch die Zahl und Güte der Maschinen, vor allem den Stand der Organisation, Zusammensetzung und Gliederung „der fünften Waffe" für den Kriegsfall anbetrifft, ohne weiteres zur Zeit noch ein bemerkenswerter Vorsprung zugestanden. Allerdings scheint es wohl

ein wenig sehr „französisch" ausgedrückt, wenn — wie das eben veröffentlichte 2. Heft der „Vierteljahreshefte für Heereskunde und Truppenführung" (herausgegeben vom deutschen Generalstabe) bei der Beleuchtung des „Luftfahrwesens in den französischen Armeemanövern 1912" ohne Widerspruch berichtet (S. 243) — ein sachverständiger Berichterstatter, der 1912 sowohl diese wie auch die deutschen Kaisermanöver desselben Jahres mitgemacht hätte, mit Bezug auf diesen Vorsprung die Äußerung getan habe: „Nous sommes bien loin de ce qu'ont nos rivaux d'Allemagne, — il y a un abîme!"

Mit einem berechtigten Gefühl der Beruhigung können wir demgegenüber auf die langsam aber stetig bemerkbaren Fortschritte hinweisen, die sowohl hinsichtlich der Zahl der Flieger wie mit Bezug auf die Flugleistungen unser Militärflugwesen zweifellos zutage fördert, vor allem aber auf den gewaltigen Aufschwung, den das neue Wehrgesetz demselben geben wird, weshalb begründeterweise zu hoffen ist, daß wir jenen „Abgrund" in absehbarer Zeit überbrückt haben werden. Unbestreitbar ist aber auf alle Fälle unsere nennenswerte Überlegenheit an großen Lenkluftschiffen, von denen bekanntlich die Franzosen in letzter Zeit, geblendet durch ihre Erfolge im Flugwesen, anscheinend nichts Rechtes mehr wissen wollten, denen sie jetzt aber plötzlich wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit und Bewertung zuwenden: ihr soeben hergestellter, bereits mit Vorschußlorbeeren geschmückter „Spieß" zeigt manche Ähnlichkeit mit unserem Zeppelin IV, wenn er ihn auch in wichtigen Maßen nicht erreicht:

Länge 110 m (Z. 188 m), Kubikinhalt 11 000 (Z. 22 000), Motore 2 zu je 180 HP. (Z. 3 zu je 160), Ballonetts 12 (Z. 16), Geschwindigkeit 65 km angenommen, Z. 75 (nachgewiesen).

Der andere Punkt, in dem in weitesten Kreisen Frankreichs mit einer sicheren Überlegenheit gegenüber dem deutschen Heere gerechnet wird, ist die, wenn auch nicht ausschlaggebende — denn die Königin der Waffen auf dem Schlachtfelde bleibt immer die Infanterie — so doch für den Erfolg auch in erster Linie stehende Waffe der Artillerie. Da haben sich nun in neuster Zeit bei uns prominente militärische Fachleute, vor allem der auch im Auslande als erste artilleristische Autorität geschätzte Generalleutnant R o h n e, veranlaßt gesehen, in angesehensten militärischen nicht nur, sondern auch bürgerlichen Blättern dieser Annahme sorgsam und unparteiisch näher zu treten und zur Richtigstellung der wirklichen Sachlage sowohl, wie zur Beruhigung unserer Nation und zur Aufklärung für den Nachbarn folgendes in zweifelloser Form dargelegt:

Richtig ist nur, daß die französische Feldkanone an sich b a l l i s t i s c h der deutschen überlegen ist, insofern als sie ein schwereres Geschoß mit großer Geschwindigkeit verfeuert, doch ist dieser Vorzug, der im Positionskampfe nicht ohne Wichtigkeit sein würde, ziemlich gleichgültig für die Verhältnisse der Feldschlacht, um so mehr als das französische Schrapnell in nicht mehr Teile zerlegt wird (300 Kugeln) als das deutsche. In allen anderen Beziehungen muß man jedoch — was übrigens, wie General Rohne sagt, auch von einsichtsvollen französischen Artilleristen zugestanden wird — u n s e r G e s c h ü t z d e m f r a n z ö s i s c h e n a l s v ö l l i g g l e i c h w e r t i g erachten, da dieses wie jenes, miteinander verglichen, einzelne Vorzüge und Nachteile besitzt, die sich in ihrer Gesamtheit aufheben. Ein großer Vorzug unserer Konstruktion besteht in dem geringen Gewicht und daher in der größeren Beweglichkeit des Geschützes. Für die den französischen Reiterdivisionen zuge-

teilten Batterien hat es sich sogar als notwendig erwiesen, aus diesem Grunde ein ganz neues Geschütz zu konstruieren, das soeben erst angenommen, bei Schneider — Creusot — gegenwärtig in der Herstellung begriffen ist und noch in diesem Jahre an die reitenden Batterien ausgegeben werden soll. Außerordentlich überlegen erscheint die deutsche Artillerie dagegen der französischen hinsichtlich der schweren Haubitze, sowohl was die ballistische Leistungsfähigkeit derselben (unsere Schußweite 7400 m, bei der Rimailho-Haubitze nur 6000 m) als auch vor allem die Beweglichkeit und die Organisation (bei uns Batterien zu 4, auf französischer Seite zu nur 2 Geschützen) anbetrifft; gegenüber diesen großen Vorzügen spricht der eine Faktor einer etwas bessern Schnellfeuermöglichkeit (wir 4, die Franzosen 5 Schuß in der Minute) nicht mit. Ganz besonders hervorzuheben aber ist bei einer Abwägung der beiden Artillerien für uns die reiche Ausstattung unseres Heeres mit einer erstklassigen, leichten Feldhaubitze zur Bekämpfung stark gedeckter Ziele und von Schildbatterien, welcher wir wohl mit Recht für die Feldschlacht der Zukunft eine hohe Bedeutung zumessen und die die Franzosen überhaupt nicht besitzen. Ihre Absicht, den fehlenden Bogenschuß durch ein Schießen aus der Feldkanone mit verminderter Ladung bewirken zu wollen, kann man aus verschiedenen Gründen nur als ein recht unsicheres und die Feuergeschwindigkeit herabsetzendes Aushilfemittel bezeichnen. Der französischen Organisation zu 4 Geschützen pro Batterie — statt wie bei uns zu 6 — gesteht General Rohne in seinen verschiedenen Ausführungen ohne weiteres einen Vorzug zu (andere Fachleute sind aber bei uns auch entgegengesetzter Ansicht), jedenfalls aber fällt für uns sehr viel wirksamer in die Wagschale, daß wir an Zahl der Geschütze den Franzosen, besonders nach Annahme der Wehrvorlage, sehr überlegen sein werden, denn es werden alsdann bei uns, einschließlich der schweren Haubitzen, 6,4, bei unsern Nachbaren aber nur 4,9 Geschütze auf 1000 Gewehre innerhalb eines Armeekorps kommen. Bezüglich des Schießverfahrens und der Schießausbildung kann von einer Überlegenheit der französischen Artillerie, die vielleicht früher einmal vorhanden war, heutzutage auch keine Rede mehr sein, insbesondere sind neuerdings bei uns weit größere Mittel dafür im Heereshaushalt bereitgestellt worden. Für die Schießübungen ferner ist die Zahl der großen Schießplätze bei uns höher und letztere werden besser und praktischer für die Ausbildung der Waffe verwendet, so daß z. B. bei uns jährlich auch wesentlich mehr aktive und Reserve-Offiziere der Artillerie bei der Schießschule in Jüterbog technisch für den Ernstfall ausgebildet werden, als ähnliches in Frankreich geschieht.

Nachdem die Wehrvorlage noch verschiedene bei uns zweifellos bisher vorhanden gewesene kleine Mängel hinsichtlich der Bespannung, Munitionsausrüstung im Frieden usw. ausgeglichen haben wird, kann von einer artilleristischen Überlegenheit alsdann bei unserm Nachbar tatsächlich keine Rede mehr sein. Im Interesse freilich einer friedlichen Kulturentwickelung beider sich nebeneinander entwickelnden Völker müßte es jedem Freunde der Menschheit wünschenswert erscheinen, daß die zwischen ihnen auf dem Gebiete der Kriegsrüstungen seit lange bestehende, neuerdings mehr als je gesteigerte Rivalität sich lieber auf anderen Gebieten der Technik und in der Domaine des Kultur- und Geisteslebens geltend machen möchte. Aber zu einer friedlichen dauernden Auseinandersetzung, ja auch nur zur Schaffung

der ersten Grundlage einer solchen, kann das kürzlich in Bern versammelt gewesene Verständigungskomitee nicht als ein geeignetes Mittel angesehen werden: für eine solche hohe Aufgabe müßten dann doch noch ganz andere Faktoren und Persönlichkeiten sich einsetzen, als es zum großen Teil hier der Fall gewesen ist. Sollte nicht der bereits so erfreuliche und noch auf weitere Hoffnungen Aussicht gewährende Erfolg der englisch-deutschen Entspannung den Weg weisen, wie man einem solchen Ziele praktisch entgegen zu streben habe und von welcher Art die Männer sein müßten, die einer so schweren, aber für das Vaterland zugleich so überaus wertvollen Aufgabe vorsichtig, taktvoll, aber zielbewußt und praktisch sich unterziehen wollten, einer Aufgabe, welche des Schweißes der Ersten und Edelsten in beiden Nationen wohl wert erscheint!

Berlin, Anfang Juni 1913.

Soziale Rundschau.

Von Paul Lindenberg.

Die Volksheilstätten und Berufsschulen vom Roten Kreuz in Hohenlychen.

Hohenlychen — vor einem Jahrzehnt war der Name nur wenigen jener bekannt, die den engeren Bannkreis Berlins verließen, um den intimen landschaftlichen Reizen der Mark Brandenburg nachzuspüren, abseits der vielbesuchten Touristenstraßen. Heute hat er hallenden Klang erworben und erweckt das freundlichste Echo bei Allen, die den Bestrebungen des Roten Kreuzes Sympathie und Verständnis entgegenbringen, nicht minder bei Tausenden und Abertausenden unserer Mitmenschen, die, nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren, in diesem stillen Erdenwinkel dank der Sonne echter Menschenfreundlichkeit und warmen Mitempfindens Genesung von schweren Leiden fanden. Ein zielbewußter, umsichtiger Sohn des uralten märkischen Städtchens Lychen, das uns ein Stück trutziger, kampfdurchbebter brandenburgischer Geschichte verkörpert, der frühere Oberstabsarzt Dr. Gotthold Pannwitz, war es, der zuerst die Aufmerksamkeit der einschlägigen Kreise auf diese idyllische Gegend lenkte, die, von Berlin in zwei Bahnstunden erreichbar, sich ganz besonders zur Errichtung von Heilstätten eignete. In welligem Gelände dehnen sich meilenweite, dichte Waldungen aus, durchzogen von zahlreichen Seen, in deren einem sich die Türme und Mauern des oben genannten Städtchens widerspiegeln; die reine würzige Luft wird nirgends durch Rauch und Staub verdorben, die schaffensdrängende Industrie hat hier keine Stätte gefunden, die dichten Tannenforsten mit wechselndem Einschlag von Laubbäumen sorgen für reichen Ozongehalt.

Einem Wunsche der Kaiserin folgend, daß sich der Volksheilstätten-Verein vom Roten Kreuz besonders der Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter widmen möchte, wurden im Hohenlychener Wald am Zenssee, einem Teil der dortigen zehn Kilometer langen Seenkette, im Jahre 1902 drei Döckersche Baracken aufgestellt, die versuchsweise einigen Dutzend Kindern zum Sommerferienaufenthalt unter ärztlicher Aufsicht dienten. Heute nun erblickt man hier staunenden Auges eine ganze Reihe in den Waldungen zerstreut liegender stattlicher Bauten, die auch in ihrem Äußeren sehr gefällig wirken und in ihrem Innern, je nach ihrer Bestimmung, mustergültig eingerichtet sind. An schmucken Gartenanlagen mit duftenden Blumen und blühenden Gebüschen fehlt's nicht, ebensowenig an geschützten Spiel-

plätzen und lauschigen Ruhesitzen; hier tummeln sich Kinder fröhlich umher, deutsche Heimatlieder singend, dort sehen wir sie in emsiger und williger Tätigkeit bei ländlicher Arbeit, da sind die jugendlichen Kranken in langgestreckten, offenen Hallen auf Ruhebetten untergebracht, die Heilkraft der allgütigen Mutter Sonne genießend. Mit unserer Bewunderung halten wir nicht zurück, wenn wir hören, daß hier innerhalb der kurzen Spanne eines Dezenniums bereits 10 000 Kinder längere Zeit hindurch mit geringen Mitteln auf das sorgsamste gehegt und gepflegt wurden, und daß diese Gesamtanlage jetzt einen Wert von mehr denn 3 Millionen Mark vertritt, die hauptsächlich durch private Wohltätigkeit, durch die Förderung der Behörden, namentlich des preußischen Kultusministeriums, und die Unterstützung der Kommunen aufgebracht wurden. Hierzu gesellte sich die hingebende und aufopferungsvolle Tätigkeit verschiedener hervorragender Ärzte, an ihrer Spitze der jetzige Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Pannwitz, sowie einzelner Damen und Herren, die materiell und ideell die ernsten und tiefgehenden Bestrebungen dieser Kinderheilstätten verwirklichten, was in wahrhaft musterhafter Weise gelungen ist. Und zwar nicht in willkürlicher Art, sondern nach zielbewußtem Plan, jede neue Schöpfung die andere ergänzend, worüber nicht die steten Vervollkommnungen und Vergrößerungen der vorhandenen Anlagen vernachlässigt wurden.

So entstanden aus den oben angeführten drei leichten Sommerbaracken alsbald zwei festgegliederte Kinderheilstätten mit besonderen Schlafhäusern für Knaben und Mädchen sowie einem Hauptgebäude mit Speisesälen und Kücheneinrichtung und einem Wirtschaftsgebäude für den maschinellen Betrieb, die Wäscherei und Desinfektion. Jetzt konnten die Kinder auch während des Winters hier verbleiben, während man die freigewordenen Baracken zu einer Ferienkolonie für 50 Kinder einrichtete, die natürlich räumlich vollkommen getrennt von den Pfleglingen der auf den Namen Victoria Luise getauften Kinderheilstätte blieben. Im nächsten Jahre, 1904, ward eine ländliche Kolonie, Königin Luise-Andenken, ins Leben gerufen, die den dazu geeigneten, gut erholten Kindern leichte, von ihnen gern gesuchte Beschäftigung gewährte und die schon bald erweitert werden mußte, für die Mädchen durch eine Haushaltungs-, für die Knaben durch eine Gärtnereischule. Zu der 1904 eingeweihten Kirche, in der vierzehntäglich Gottesdienst stattfindet, gesellte sich ein mehr und mehr geregelter, wenn irgend angängig, im Freien abgehaltener Schulunterricht, der jetzt in drei Stufen von einem besonderen Anstaltslehrer in dreimal wöchentlich sechs Stunden erteilt wird. Eine weitere Abteilung, und zwar eine solche für knochen- und gelenktuberkulöse Kinder, konnte, auf Veranlassung des Geheimrats Hoffa, im Herbst 1907 eröffnet und bezogen werden. Gleichzeitig hatte die Kinderheilstätte eine abermalige Vermehrung und eine Ergänzung durch eine Abteilung für ärztliche Untersuchungen und eine neue Badeanstalt gefunden, während die Ferienkolonie in einem entfernter von dem Heilstättenbetriebe gelegenen besonderen Gebäude aus Asbest-Schiefer-Zement untergebracht wurde und seitdem in jedem Sommer fünfmal 112 Kinder auf je vier Wochen beherbergt. In den letzten Jahren entstand das anmutige Heim der Helferinnenschule, in der Augusta-Helferinnen für den Krankendienst einen sechsmonatlichen Kursus durchmachen, der hübsche Bau der Mädchenfortbildungs-

schule und jener einer Buchdruckerei und Buchbinderei für Knaben, und schon regen sich wiederum fleißige Hände, um auf einem prächtigen Punkt mit dem herrlichen Blick auf Wald und See und die alten, malerischen Backsteinbauten Lychen's ein Krankenhaus mit Schwesternschule erstehen zu lassen.

In jener eben angeführten Fortbildungsschule und Buchdruckerei, denen Sanitätsrat Dr. Karl Fränkel seine emsige Arbeitskraft zur Verfügung stellte, wird eine bestimmte Anzahl von Mädchen und Knaben, etwa vom 14. bis zum 17. Jahre, aufgenommen, die als völlig gesundet die Heilstätten verließen. Durch diese Einrichtung will man verhüten, daß die nach monatelanger Pflege Genesenen nicht sogleich wieder in den Zwang einer engen und selbstverständlich hygienisch sehr mangelhaften Häuslichkeit und damit zugleich fast immer in eine angestrengte industrielle oder gewerbliche Tätigkeit gelangen, andererseits aber wollte man auch für ihre fernere Ausbildung auf geeigneten Erwerbsgebieten sorgen, damit ihnen diese Jahre des Lernens nicht verloren gehen und sie später, ins Leben entlassen, sogleich auf eigenen Füßen stehen können. In der Haushaltungsschule sind vorläufig 24 junge Mädchen untergebracht, die alles unentgeltlich erhalten, auch Kleidung etc.; sie werden teils im Sticken, u. a. von Taschentüchern, Monogrammen etc., im Nähen von aller Art Wäschegegenständen, von Tändel- und Kinderschürzen, einfachen Blusen usw., alle aber in sämtlichen Zweigen des Haushaltungsdienstes, also im Waschen, Ausbessern, Wohnungssäubern, Kochen etc. etc., unterrichtet, so daß neben den gutbezahlten Stickerinnen ein Stamm von tüchtigen Dienstboten herangebildet wird. Die Knaben werden in der schwarzen Kunst Gutenbergs ausgebildet, auch in allen Buchbinderarbeiten, einzelne Zweige des graphischen Gewerbes sollen sich anschließen; diese Druckereischule will in keinen Wettbewerb mit anderen Druckereien treten, sondern nur die Aufträge des Roten Kreuzes ausführen, man hofft, daß bald die Ausgaben durch die Einnahmen gedeckt werden. Überflüssig ist's wohl, besonders hervorzuheben, daß sowohl bei den Mädchen wie bei den Knaben die Arbeitsleistungen durchaus nicht anstrengende sind, und daß für stete Bewegung im Freien Sorge getragen ist, neben den in jeder Hinsicht vollkommenen Arbeits-, Schlaf-, Geselligkeitsräumen. Hierbei sei hervorgehoben, daß bei der Mädchenfortbildungsschule Zöglinge angenommen werden, die gegen eine einmalige Zahlung von 240 Mark für drei Jahre Unterkunft erhalten; man will dadurch den Töchtern aus dem Mittelstande Gelegenheit bieten, sich gegen geringes Entgelt eine spätere Existenz zu verschaffen.

Was jeden so wohltuend berührt, der dies Hohenlychener Gebiet edler Menschenfreundlichkeit und inniger Mithilfe betritt, das ist neben der aufrichtigen Anerkennung des hier Geleisteten die Freudigkeit und Dankbarkeit, die uns aus den Mienen der Kinder, aber auch aus jenen ihrer Pflegerinnen, Lehrer und Lehrerinnen wie der Ärzte entgegenleuchtet. Das Gefühl hat man, daß aus diesem walddurchrauschten Fleckchen schöner Gotteserde die seltenen Blumen der Erkenntlichkeit und Zufriedenheit emporblühen, daß hier ein Stück sozialer Liebestätigkeit geleistet wurde und fortgesetzt geleistet wird, auf welches nicht nur das Rote Kreuz, sondern unser ganzes Vaterland stolz sein darf. Möchte in jenen Kreisen, die in der Lage sind, den Bedrängten und Bedrückten Hilfe zu bringen, das Verständnis hierfür stets tiefere Wurzeln fassen und seine segenbringende Betätigung finden — auch

hierin kann man seine Vaterlandsliebe beweisen, nicht, was recht leicht ist, in äußerlich demonstrativer, sondern in stiller, aber desto fruchttragenderer Art.

Kirchlich-theologische Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Opferwilligkeit des deutschen Volkes vor hundert Jahren zur Zeit der preußischen Not und im Jubiläumsjahre angesichts der Wehrvorlage und ihrer Deckung: sie hat in tausend Kanzelreden eine erhebliche Rolle gespielt. Doch die Kirche, welche so eifrig zur Kirchensteuer, zu den Liebesgaben für ihre Vereine und für die bürgerlichen Steueropfer die Gemeinden ermahnt, sie hüllt sich in Schweigen, wenn sie selber an diesem „Jubiläumsopfer" mit der Tat teilnehmen soll. Der beredte Mund wandelt sich, wie durch automatischen Betrieb, in die tote Hand. Da hat ein biederer Pfarrer aus Schleswig-Holstein, den sein Gewissen beunruhigte wegen der Drückebergerei der Kirche, sobald man ihr selbsteigene patriotische Opfer zumutet, sich zu der Heranziehung der „toten Hand" geäußert. Wie der geistliche Herr das tut, ist unerfindlich köstlich. Er erklärt, das Kirchenvermögen liege durchaus fest — zumeist für die Besoldung der Kirchenbeamten. Wenn nun die tote Hand sich zu einem Jubiläumsopfer (auch nur freiwillig, wie die deutschen Bundesfürsten) entschließen würde, so . . müßten die Kirchensteuern erhöht werden, damit die Pfarrer an ihren Einnahmen keine Einbuße erleiden! Die Pfarrer, welche keine Kirchensteuern zahlen und auch von der Einkommensteuer befreit sind! Auf deutsch: die Kirche will sich am Jahrhundertopfer beteiligen, wenn die Schäflein die Unkosten dieses „Opfers" durch Erhöhung ihrer Kirchensteuer übernehmen! Dieser Gedankengang ist als Witz von durchschlagender Wirkung. Man sieht, ein richtiggehender Pastor ist so eingepredigt, daß er jeden Gedanken, der an ihn herantritt, sofort für seine Gemeinde als wirksamen Passus von der Kanzel herab sich umwertet. Übrigens hat jener Pfarrer aus Schleswig-Holstein mit dem unruhigen Gewissen sich persönlich einverstanden erklärt mit einem Wehrbeitrag in Form einer pastoralen Einkommensteuer. Darüber ließe sich reden; vor allem vermissen wir in der für die gesamte Kirche blamablen Haltung, welche das opferwillige „Volk" durchaus bemerkt und in seine Stellung zur Kirche als Werturteil hineinzieht, die einmütigen Beschlüsse der kirchlichen Synoden, der Konsistorien und des Oberkirchenrats. Die liberalen Anträge auf den Berliner Kreissynoden wollten lediglich nach außen hin einen guten Eindruck machen, sie werden im Winde verwehen. Und die Kirchenbehörden schwiegen sich vielsagend beharrlich aus; schon Goethe lobte ihr dickes Fell und ihren guten Magen! Die Kirchen, welche auf ihre Privilegien so wenig verzichten wollen wie auf ihre Ermunterung der Gemeinden zu den gottgewollten Opfern, machen sich in den Augen des deutschen Volkes unwirksam.

Der tragische und zufällige Tod des Kölner Pfarrers Karl Jatho (er erlag einer Blutvergiftung in Verlauf einer kleinen Verletzung auf der Reise) hat den freiheitlichen deutschen Protestantismus eines seiner edelsten Vorkämpfer beraubt. Denn dieser neuprotestantische Prophet, der erst in reiferen Lebensjahren völlig zu sich selber durchgedrungen war, er-

lebte die Religion als persönliche schöpferische Kraft, er kramte sie nicht aus den Büchern hervor, noch verlas er sie aus einer Agende; ein Sänger und ein Held, wußte er die Freude und Freiheit, welche in ihm strahlten, auf die Tausende zu übertragen, welche in Köln und in allen größeren Städten Deutschlands (bis nach Österreich, der Schweiz und Holland hinüber) ihm jedes Mal zuströmten, wenn der gedrungene Pastorenkopf mit dem von innerem Licht durchleuchteten Gesicht, energisch und doch so gewinnend, am Rednerpult erschien. Nur knappe zwei Jahre waren Jatho geschenkt, seit das Spruchkollegium — unter der verhängnisvollen Leitung des Präsidenten Voigts vom Oberkirchenrat — den Streich gegen die Kölner Gemeinde vollführte. Doch diese kurze Zeit hat genügt, weil geistige Wirkungen — seit dem einen öffentlichen Jahre des Nazareners — nicht mit der Elle gemessen werden, um dem freien Protestantismus das Heimatrecht innerhalb der Kirche der Reformation zu erringen! Denn die Hunderttausende um Jatho und Traub verlassen die Kirche ihrer Väter, entgegen der heimlichen Hoffnung der Orthodoxie, mit Bewußtsein nicht, um diesen christlichen Kirchen nicht ihr Salz zu entziehen. Jatho blieb der Pfarrer seiner großen Kölner Gemeinde; der preußische Oberkirchenrat hatte sein Recht auf dem Papier mit Unterschrift und Insiegel, doch ohnmächtig stand er den getreuen Protestanten am Rhein gegenüber. Und als Jatho die Augen schloß, da rüstete ihm die kirchliche Gesamtgemeinde Köln in seiner Christuskirche — die Begleitumstände sind hier das Bezeichnende — das fürstliche Begräbnis in den kirchlichen Formen; es war eben ihr geliebter Pfarrer gestorben, der Gewalttat der Ketzerrichter lachten sie — das war wie nicht gewesen. Versteht die offizielle Kirche Preußens diese drohende Stimme der Zeit und den gewaltigen Schritt der Entwickelung der Kinder dieser Zeit?! Die kirchlichen Machthaber reißen einem genialen, aufopfernd treuen und ungewöhnlich erfolgreichen Pastor wegen der lehrhaften Formeln der theologischen Weisheit, die sein Wesen garnicht berühren, weil er völlig anders geartet ist, den Talar von den Schultern, und aus ihren orthodoren Gemeinden trafen als trübe Flut, mit Namensunterschrift und anonym, bei dem Schmerzenslager des stillen Dulders immer neue Schmähbriefe ein, in denen es hieß aus Elberfeld und Leipzig, Homburg und München, Berlin und wiederum Berlin: „Bis hierher und nicht weiter, Sie haben Gott gelästert und die Seelen verführt; der starke Hammerschlag Gottes ist seine Rache. Sie haben die Schafe verlassen als der Wolf, als der Teufel. Da seht Ihr Ungläubigen das Gottesgericht; leiden soll er, noch viel mehr wie bisher, daß man seine Qual sehe! Widerrufen Sie um dieses Jesus willen Ihr wirres Zeug! Es freut uns Christen alle sehr, daß Gott Dich läßt nicht lange mehr; nimm auch mit Dein geschenktes Geld und zieh' beim Teufel ein als Held!" Und so in lieblicher Grazie der aufgehetzten „Brüder" und „Schwestern". Wer in den kirchlichen Kämpfen steht, der weiß ja von den unsäglichen Schriftstücken der anonymen „Frommen" ein Lied zu singen, denen auch das gemeine Mittel persönlichster Verunglimpfung nicht zu schäbig ist, wenn der Gegner über Gott und die Welt sich eine abweichende Anschauung im Lebenskampf errungen hat. — Doch Jatho, unser edler Freund, schläft; wir gehen hin, ihn aufzuwecken: nicht nur in seinen gesammelten Kanzelreden und Aufsätzen, sondern vielmehr in der Pflege seines Geistes, eines von innen

her bestimmten verklärten Menschentums.

Der Tod hat auch sonst in der letzten Zeit schmerzliche Lücken gerissen im deutschen Protestantismus. Ich nenne den geistvollen Baseler Theologen Konrad von Orelli, dessen Schüler ich in meinen akademischen Bildungsjahren mit Dank gewesen bin. Orelli gehörte, mit Adolf Schlatter zusammen und dem (auch bereits verstorbenen) Greifswalder Professor Samuel Oettli, zu jenen Förderern der kirchengläubigen Theologie, die zwar ihren Glauben von den Formen des Dogmas und des Katechismus nicht lösen mögen, die aber über den Parteien stehen und sich auf dem Richterstuhl unbehaglich fühlen würden. Oettlis schöne Arbeit über das Hiobbuch und seine mit Schlatter zusammen verfaßte kritisch unbefangene „Geschichte Israels" haben bleibenden Wert. Und Orelli, der ein Meister des Stils war wie ein vorbildlicher Lehrer, hat sich durch seine Allgemeine Religionsgeschichte und durch seinen Kommentar über die Propheten ein ihn überlebendes Andenken gesichert. Ich lehne den Glauben an die sogenannten messianischen Weissagungen ab, als unhistorische Spielerei und als eine Vergewaltigung der jüdischen heiligen Schrift durch die Urchristen, welche diese Bibel für ihre Erbauung ausgeplündert haben — doch das Buch meines verewigten Lehrers über die messianische Weissagung, das ganz anders denkt, als ich denke, bleibt ein Genuß durch seine Fülle und Schönheit. Neben dem zuverlässigen kirchlichen Fortschrittsmann Heinrich Joël in Berlin, haben wir jüngst auch den Präsidenten des Deutschen Protestantenvereins und des Protestantenbundes dahingeben müssen, den alten tapferen und unabhängigen Karl Schrader. Schrader war ein königlicher Kaufmann, der die köstliche Perle suchte: Geistesfreiheit und Gewissensrecht. Es ist wesentlich sein Werk, daß das kirchliche Berlin nun etwa 100 liberale Pfarrer auf seinen Kanzeln stehen hat — ein Viertel der Gesamtziffer —, und daß ihre Zahl (durch die liberalen Gemeindekörperschaften, durch die von Schrader organisierten Kirchenwahlen) unaufhaltsam wächst. Man konnte sich in den letzten beiden Jahrzehnten keine der vielen Synoden denken ohne die unbedingte Sachkenntnis, parlamentarisch geschulte Ruhe, weise Überlegenheit und persönliche Freundlichkeit dieses Führers des Liberalismus. Seine Zeit und seine Mittel hielt er immer zugänglich für die Interessen gesunder kirchlicher Entwickelung. Nur durch seine Opferfreudigkeit und sein organisatorisches Talent gelang 1910 der in seiner Wirkung noch nicht ausgeschöpfte internationale Berliner Religionskongreß*), dessen geistig vornehme, nach allen Seiten unbefangene Leitung Karl Schraders Feierabendglanz bedeutete. Er war wie Fontane jeder Feierlichkeit abhold; schlicht und still ging er nun auch, in seinem 80. Jahre, von dannen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Frau Bertha v. Suttner, zu ihrem 70. Geburtstage.

Die Welt wimmelt heut von berühmten Frauen. Von solchen, deren geschäftig klappernder Aufstieg die

*) Jeder Protestant deutscher Zunge in der ganzen Welt beschaffe sich: Protokoll der Verhandlungen des 5. Weltkongresses für Religion; Berlin, Protest. Schriften-Vertrieb, Schöneberg.

Stunde unausgiebig beschäftigt — und ihre Zahl ist Legion. Von den Andern, deren gesegnet wirkende Verdienste auch in Äonen nicht verloren gehen. Ihrer sind nur wenige, und unter ihnen hat Bertha von Suttner vielleicht z. Zt. einen der höchsten Gipfel berechtigten Frauenruhmes erreicht. Berechtigten Weltruhmes vielleicht, denn ihres Lebens reiche Tätigkeit hat von je und vornehmlich den edelsten Interessen der ganzen Menschheit gegolten. Was diese auserlesene Persönlichkeit, diese ausgezeichnete Frau und opferungsfrohe Kämpferin der Welt bisher gegeben, das durfte ich vor nicht langer Zeit unter dem Gesichtswinkel ihres fruchtbaren und wertvollen dichterischen Schaffens an dieser Stelle beleuchten; durfte erschließen, wie all ihr Tun von so bezwingender Größe in Absicht und Vollbringen, so lichtvoll in der Hingebung des ganzen Menschen an seine Idee ist, daß unsere Zeit von solcherlei Werten aus kaum Gleichungen einzustellen hat. Und es ist nur billig und gerecht, wenn Frau v. Suttner an ihrem Ehrentage der frischblühenden 70 von der Welt als Huldigungen zurückempfängt, was sie seit einem reichen Menschenalter der Welt an Persönlichkeit hingegeben hat, an fruchtenden „Hochgedanken", an unermüdlicher Arbeit und rastloser Anregung zu verdienstlicher Tat. Diesen Huldigungen schließt unsere Zeitschrift in ehrerbietigen Glückwünschen sich an. Möge der verehrten Jubilarin in weiteren gesegneten Jahren ein Lebensabend voll köstlicher Weltgaben beschieden sein. Weltgaben, die in ihrem fördersamen Geist, ihrem tapferen Herzen zu Geschenken an die Welt sich wandeln!

* * *

Es ist kein ganz erfreulicher Übergang von der Jubilarin, die auf einen schaffensreichen Weg zurückblickt, zu den Jungen hin, deren Wollen sie vorwärts treibt auf Bahnen von oft unerkennbaren Zielen.

Welche tieferen, weltdurchlichtenden Absichten z. B. Jakob Wassermann mit seinem neuen Roman „Der Mann von 40 Jahren" gehabt hat, ist nicht recht ersichtlich. Sollte der Titel in seiner Universalfassung dartun wollen, daß alles Mannwesen in seinen vierziger Jahren von temporär moralischem Irresein, um nicht zu sagen, Irrsinn befallen wird? Ich vermute, daß normal beschaffene Männer sich für diese weitgehende Insinuation bedanken werden. Oder will er ganz ausschließlich das Einzelschicksal seines Helden schildern in dieser Dichtung ohne sonderliche Wurzelkraft und von kurzspanniger Wipfelweite? Dann brächte der Dichter sich in Widerspruch mit seinem Titel, der dann heißen müßte: „Ein Mann von 40 Jahren". Es erscheint immer wie das Resultat unentschlossener Beziehungen des Autors zu seinem Werke, wenn die Dichtung nicht den Titel, und der Titel nicht die Dichtung restlos erklärt. Die Klangreminiszenz an eine überwundene Titel-Sensation überdies wäre jedenfalls besser vermieden worden.

Wie dem auch sei: Sein Vielvermögen der Erfindung und Gestaltung ist so reich, daß er derlei Erinnerungsanleihe nicht zu machen brauchte. Diese neue Dichtung freilich wird „unvorbereiteten Zeitgenossen" seinen Reichtum nicht enthüllen. Ich kenne keine Arbeit Wassermanns von ähnlich bescheidener Fabel und Entfaltung: Ein Mann der besten Kreise, wohlhabender Gutsbesitzer, dem das Leben alle Wohltage gönnt, fängt mit vierzig Jahren an, aus heiler Haut, sich unbefriedigt zu fühlen. Er zieht „hinaus in die Ferne", nicht um das Gruseln zu lernen, aber um der lieben Abwechse-

lung willen. Nach mancherlei mehr alltäglichen Abenteuern da und dort, die zwar sein Vermögen dezimieren, aber von seiner angeblichen Persönlichkeit nicht viel abbröckeln, begegnet ihm sein Schicksal. Eine böhmische Sängerin, eine Prachtgestalt von großem Zauber, obwohl mehr Stimmittel und Weltklugheit, als Leidenschaft und Seelentiefe, wirft ihn ganz aus dem Geleise seines Charakters, seiner Lebenslinien und Familiengrenzen. Er ist entschlossen, von seiner vornehmen, klugen, temperamentvollen und hübschen Frau sich scheiden zu lassen, um als „freier Mann" zu singen und zu siegen. Nach Deutschland und in sein Heim zurückgekehrt, findet er sein Kind in Todesnot, sein Weib von Gram und Sorge fast gebrochen. In kurzer Zeit, während und nach des Kindes Krankheit und Genesung, ist aller Heimatszauber ihm wieder zum Bewußtsein gekommen, und es mangelt ihm der Positivismus der Ichgewalt, jetzt noch seiner, moralisch und geistig über ihm stehenden Frau von Scheidung zu sprechen. Überdies hat die Sängerin sich anderweit verlobt, was eine Scheidung für ihn auch gegenstandlos machen würde. Aber seine Frau, zu tief getroffen von seinem Abfall, will jetzt ihrerseits keine Gemeinschaft mit dem abirrenden Gatten mehr. Da stellen sich, die bedrohte Romankomposition zu retten, die großen Geschehnisse von außen rechtzeitig ein: Krieg, Verwundung, Pflege, Gesundung und Verzeihung. Inneres Finden, äußere Versöhnung, abermaliger Ehebund, jetzt fürs Leben, denn der biedere Gatte lernt einsehen, daß alle diese Fernensehnsucht und Glückahnung zuletzt zur Tragik der Resignation führen muß. Diese vielgeschäftige psychologische Unklarheit wird nur abgelöst, nicht aufgehoben durch eine wunderbar feine Diktion, wie sie Wassermanns unbestreitbar unbestrittene Kunstübung bleibt. Eine Sprache von aristokratisch reservierter Gepflegtheit, eine Wortbehandlung von sicher erfühlter Kunst, die zu den literarischen Wertbesitzen der Gegenwart gehört. Aber: auch literarischer Adel verpflichtet! Wenn man Jakob Wassermann ist, sollte man einen „Mann von 40 Jahren" vielleicht lieber ungeschrieben lassen.

* * *

Emil Strauß[1]) hat in seinem neuen, einem geschichtlichen Roman: „Der nackte Mann" wohl nicht ganz erreicht, was vordem in wertvollen Arbeiten ihm voll geglückt. Etwas bläßlich im Lebenskolorit, schmächtig in der historischen Ausbeute, mit zurückhaltend unentschlossener Kraft der Herzenswärme, wo seine Helden einmal mehr geben sollen, als ihr unwahrscheinlich diszipliniertes Denken. Nur dort, wo die Komposition seines weitschichtigen Stoffes in Frage kommt, wo die lückenlose Fügung von Stein auf Stein den Bau der Geschehnisse türmt — d. h. in der straffen Zusammenfassung der Zeitfolge ohne langweilige Unterbrechung durch entbehrliche Geschichtsklitterung — allein dort zeigt Strauß wieder seine längstbeglaubigte Meisterschaft. Und von ihren Schwächen abgesehen, kann der Gesamteindruck der Dichtung sehr wohl an das große Kunst-Rezept erinnern: „Die Wirklichkeit ist jeweilig nur die Folie des Schönen, aber ihr Abbild forme der Künstler schön".

Das Abbild jener Zeit wachsender Bekenntniswirren und Kirchenfehden (um 1600), das Emil Strauß hier zum Gegenstand seiner Darstellung macht, ist sicher schöne Vollkunst, wie doch nur ein gereifter Plastiker des Wortes sie

[1]) Verlag v. S. Fischer, Berlin.

vollbringt. Und mit bemerkenswerter Selbstbeschränkung sind alle Wildschößlinge gestutzt, die das Entfalten des Stoffes bedrohen konnten. Alles Historische mit allem Persönlichen, im Erleben und Schicksalhaften, hat er also kunstvertraut verflochten, daß eines vom andern gar nicht zu lösen wäre. So die Geschicke der Patrizierfamilien, die um den sinnstarken, charakterfesten, redefertigen Bürgermeister sich scharen. So die ganze Kleinbürgerschaft, wo es gilt, ihre lutherischen Dogmen gegen den Calvinismus ihres Landes- und Schutzherrn, Ernst Friedrich von Baden-Durlach, zu verteidigen.

Wie alle Renegaten, ist auch der unlängst übergetretene Markgraf ein eifervoller Proselytenmacher. Er will seine treue, starrnackige Stadt Pforzheim gewaltsam zum Calvinismus überführen und droht schließlich, sie mit Feuer und Krieg zu überziehen, wenn sie sich nicht füge. Etwas theaterhaft gedroht. Und wäre nicht mehrfach das Stadtgespenst „der nackte Mann" am hellen Mittag von glaubhaften Bürgern gesehen worden, was unfehlbar für die Gemeinde das furchtbarste Kriegs- und anderes Elend bedeutet — des Markgrafen Drohung und seine Abgesandten hätten schwerlich so viel Schrecken zu Pforzheim in der Stadt verbreitet.

Schon aber ist Ernst Friedrich mit heimlich geworbener und gerüsteter Schar heimlich unter Weges gen Pforzheim. Sein Jugendfreund und Kriegsgenosse, Hauptmann Gößlin, ein Pforzheimer Kind, soll die ungehorsame Stadt überfallen und ihm ausliefern. Vor ihren Toren aber kündet Gößlin dem Fürsten die Gefolgschaft, was dem kranken Manne, der seines Wesens Halt in dem Freunde verankert hatte und nun verloren sieht, einen jähen Tod bringt. Vom Herzschlage getroffen, sinkt Ernst Friedrich seinem Freunde in die Arme. Von dieser Szene ab hat alle Schilderung etwas von der Größe und Herbheit altgermanischer Saga: Der Einzug des toten Fürsten in die feindlich erregte Stadt, die Begegnung des greisen Stadtrats Gößlin mit seinem Sohn, dem Fürstenfreund, dem fälschlich bisher abtrünnig Geglaubten. Prachtvoll auch ist des Bürgermeisters mannhafte Abwehr in Wort und Weise und von sieghafter Kraft.

Das den Hauptmotiven engverflochtene Episodenwerk, so die Brautzeit, Hochzeit und junge Ehe des Apothekers, die Gestalt seiner klugen und gütigen Mutter, der stadtfremde Advokat und seine resolute Frau, der Markgraf als Mensch und Gatte, seine schöne selbstgefällige Gemahlin — das alles ist in schlichter Zeichnung, in unverdeutelter Wortwendung und oft liebenswürdigem Humor uns nahegebracht. Unserem verstehenden Kopfe mehr noch als unserem verlangenden Empfinden. Der in allem gemäßigte, beschwichtigte Rhythmus der etwas kühl fließenden Erzählung drängt zuweilen ein wenig ab von den handelnden und leidenden Menschen, läßt aber andererseits in seiner Mäßigung den Eindruck der Geschehnisse niemals ins Rohe ausarten. Auch nicht ins berechnet Altertümelnde — neuerdings eine viel gebräuchliche Algebra der Geschmacklosigkeit . . .

* * *

Auf einen ganz neuen literarischen Wert möchte ich heut noch unsere Leser hinweisen: auf den amerikanischen Roman „Bekenntnisse einer glücklichen Frau" von M. van Vorst (G. Dorset). Was an diesem Frauen-Buche[2]) besonderen Respekt abnötigen darf, ist ein klarer, unbeirrter Blick in die Wirklichkeiten des Lebens, wie vielleicht nur Amerika Lebenswirklichkeiten formt und entwickelt. Darum ist die Dich-

[2]) Verlag von Erich Reiß, Berlin.

tung durchaus „ein amerikanischer Roman". Die Bedingtheiten seiner realistischen Geschehnisse, seiner Charaktere; die Anschauungen seiner Menschen, von dem Gesellschafts-, Erwerbs-, politischen und Persönlichkeitsleben können vielleicht einzig in Amerika zur Entfaltung und Betätigung kommen. Vielleicht sind sie nur auf amerikanischem Boden überhaupt möglich und glaubhaft, natürlich und wirklich.

Die „Bekenntnisse" sind in der Ichform geschrieben: Esther Carey steht mit fünfzehn Jahren als vaterlose Waise dem Nichtshaben gegenüber und will ihre sterbenskranke Mutter, sich und vier jüngere Geschwister ernähren. Mit 25 ist sie nicht nur selbständig, die Besitzerin eines wohlfundierten Maschinenschreibe-Bureaus und hat ihre Geschwister erzogen, sondern darf, ganz und nur, nach ihrer Neigung und Schätzung heiraten. Und sie heiratet — einen Mann, in jedem Sinne stark ramponiert, in dem ihr seelisches Abwägen dennoch den guten Kern einer zwar haltlosen, aber ungebrochenen Seele erkennt. Während alle Welt Stephen Kirkland nach seinem äußeren Bummelwesen als Galgenstrick einschätzt. Diese Ehe nun ist ein Fegefeuer der unablässig sich wiederholenden Drangsalierung für die Gattin. Esther bedarf der äußersten, reinsten, treuesten und gütigsten Liebe und Geduld, des feinsten Verstehens seines Charakters, um den immer wieder abirrenden Gatten immer wieder zu sich und auf den Weg selbsterweckenden Hoffens zu führen. Die glänzende Begabung Stephens, seine bestrickende Liebenswürdigkeit und Erscheinung erleichtern ihr das zermürbende Martyrium an seiner Seite. Und ihre absolute, ihre selbstentäußerte, gläubigstarke Liebe schafft ihm, allmählich immer sicherer, die Atmosphäre der Entwickelung zu sich selbst. Stephen seinerseits hängt an Esther und schätzt sie höher als andere Weiber, denen er dennoch unbedenklich und jederzeit Avancen macht — hauptsächlich, weil sie ihm gemacht werden. Aber eine rechte Frau mit einer echten Liebe im Herzen erkennt immer ihre rechte Aufgabe und versteht immer die Seele ihres Mannes, auch wenn sie nur sie ahnen muß. Esther läßt nicht von Stephen, leitet ihn schonend, unmerklich zu seinem edleren Kern, lehrt ihn, auf seine starken Fähigkeiten und Talente sich besinnen. Und Stephen wächst an dem Glauben seines Weibes. Erfolge stellen sich ein, wie nur Amerika sie geben kann. Und sie tragen ihn zu den höchsten Stellen des Landes. Immer wieder zurückgeworfen von abirrendem Leichtsinn und mißverstandenem Idealismus, von erfolgreichen Liebesfeldzügen. Bis Esther endgültig siegt. Ihren Gatten ganz gewinnt. In jubelndem Glücke beginnt für Esther jetzt erst eine rechte Ehe, an der Seite Stephens. Ein moderner Horaz, wird ihm das „beatus ille qui procul negotiis" zur gedeihlichen Richtschnur. Er entsagt allen Ämtern und Würden, in der Stille des Landlebens ganz der Kunst und seiner Liebe hingegeben.

Das Buch hat mancherlei Merkwürdiges, auch in seinem äußeren Kunstbetrieb. Mit Stellen von fast nüchtern trockenem Referatstil wechseln Partien von der Weihe schlichten Kreuztragens. Mit warm empfundener Naturfreude wechselt ein fast hartes Menschenbeschreiben. Mit demütigem Insichversinken ein stolzes Ringen um den stolzeren Sieg. Vor allem beachtenswert sind scharfprofilierte Charakterzeichnungen der zahlreichen Nebengestalten in dem großen, weitläufig angelegten Lebens- und Kulturbild. Aber sehr abzulehnen wäre die unfest gefügte Exposition, die dem Eindruck des Ganzen ungefälligen Abbruch tut.

Insbesondere unangenehm wirkt ein unfraulich absuchender Verstand, auch in den Fragen der Empfindung. Die „moderne" Frau, die sich einzig als Frauenrechtlerin fühlt, wird ihre Rechnung nicht finden in dieser Heilslehre von der Sieghaftigkeit der demütigwerbenden Liebe; von der wandellosen Kraft im Ausharren; von dem Gekröntwerden in fraulicher Unterordnung. Dennoch sind es vielleicht grade diese Frauen, die selbst in dem nüchternen Amerika und überall, wo Frauen und Männer zunächst natürliche Menschen bleiben, denen der endliche Sieg der Weltherrschaft zufallen wird: Die echte, treue, starke, selbstentäußerte Gefährtin, in der beharrlichen Kämpferin.

Die Übersetzung von Hans Wiegand liest sich stellenweise wohl ein bißchen holperig, was man nicht allzuhoch anrechnen darf, angesichts einer offenbar nicht leicht zu bewältigenden Diktion, wie in diesen „Bekenntnissen einer glücklichen Frau".

* * *

Von diesem Frauenschicksal zu einigen interessanten Frauendichtungen: zunächst zu der neuen Ausgabe von Helene Böhlaus „Isebies". Ein Buch, das verdiente, mehr gekannt zu werden[3]). Helene Böhlau, deren Leben und Persönlichkeit viel und mit äußerster, unverständlicher Gehässigkeit angefochten worden, erzählt hier freimütig und bis ins Einzelne mit hundert vielleicht entbehrlichen Details eben dieses ihr eigenes Geschick. Wer das Leben kennt, und schon beobachtet und erfahren hat, wie gar leicht Menschenehre von schändlich schleichender Verleumdung roh vernichtet, werden kann, der wird verstehen, daß die Dichterin von brennendem Verlangen getrieben war, ihr Leben, ihre Liebe und vor allem ihre Ehe an der Seite des türkischen Gatten in die rechte Beleuchtung zu rücken. Diese Liebes-Ehe, um deren willen eine erste Ehe des Mannes gelöst werden mußte. Diese Ehe aus kampfgestählter Leidenschaft, später hier in Deutschland als ungültig angefochten, und die schließlich in hartem, forensischem Ringen zu Gültigkeit, Ehre und unanfechtbarem Bestande gelangte. In dramatischer Dreiteilung und mit sozusagen unverbildeter Kunst erzählt Helene Böhlau von ihrer Kindheit und Jugend, von den Jahren innerer und Familien-Zwiespältigkeit hin zu Kunst und Beruf — endlich von den Jahren der Ehe bis zum Tode des Gatten. Niemand, der einer inneren Anteilnahme an dem Geschick Anderer überhaupt fähig ist, wird sich dem starken Eindruck von Lebenstreue und Wahrhaftigkeit entziehen können, den das Buch vermittelt.

* * *

Meta Schöpp soll in Kürze noch mit zwei Büchern erwähnt sein, denen ich einen sonderlichen Eindruck verdanke: vor einiger Zeit las ich ihre letzte starke Dichtung: „Skepp uhn Strunn" (Schiff am Strand)[4]), das mir den denkbar besten, sehr künstlerischen Eindruck machte. Darauf las ich ein viel früher geschriebenes Buch der Schöpp[4]): „Die Leute von Gödöla", eine kleine, übrigens auch sehr achtbare Dichtung, die genau denselben Stoff behandelt, wie die vorerwähnte große Arbeit, nämlich: das Kleinleben der Helgoländer in ihrer Inselwelt, während aller denkbaren Wandlungen des Jahres, des Wetters, der See und ihrer Tücken-Katastrophen. Auch die kleinen novellistischen Bilder der Geschicke einzelner Inselbewohner — alles, bis ins

[3]) Verlag von Albert Langen, München.

[4]) Verlag von F. Fontane & Co., Berlin.

Einzelne, derselbe Stoff und die gleiche Behandlung: etwa, wie eine Generalprobe dieselben Szenenbilder bringt, wie die Hauptaufführung. Nur, daß hier nach der Generalprobe das Interesse für die Hauptaufführung merklich herabgestimmt wird. Denn die Stoffgleichheit in zwei Buchdichtungen wird unausweichlich zur Monotonie. Die Bühne ist eben doch ein ganz anderes Medium der dichterischen Mitteilung, als das Buch. Verständlich! Ein anderes ihrer Bücher:[4]) „Das Weibchen" bestätigt mir neuerdings einen Eindruck, der mir längst schon aufgegangen: Nämlich, daß die sehr begabte Autorin mit voller, leidenschaftlicher Hingebung nur schreibt, große, starke Eindrücke nur auslöst, wo es sich um Helgoland und seine Leute, sein Leben, Sündigen und Seligsein handelt. Auf anderen, sozusagen Zivilgebieten wird ihre Dichtung konventionell oder doch im Innersten kühl; mehr erwogen als erfühlt, mehr Symbol als herzvolles Leben, mehr Konstruktion als Intuition. Indessen, auch was in diesem Falle bleibt, ist immer noch mehr, als die vergleichsweise guten Darbietungen der Durchschnitt-Romanciеren deutscher Zunge.

* * *

Mit einer neuen Literaturnote möchte ich noch unsere Leser bekannt machen: Lena Christ[3]), mit ihrem Erstling-Roman „Erinnerungen einer Überflüssigen". Es hat den Anschein, als beabsichtige die Autorin, oder erwarte vielleicht, eine Sensation von ihrem Buche — etwa wie vor Jahren Margarethe Böhme[4]) mit ihrem allzumitteilsamen „Tagebuch einer Verlorenen" sie ausgelöst. Allein — die Zeiten haben sich und haben ihr Publikum geändert. Von all den „Enthüllungen", „Bekenntnissen", „Geständnissen", „Memoiren" und „Aufzeichnungen" seither, ist unsere Zeit sensationsmüde und zu oft enttäuscht worden, um noch gutgläubig zu sein. Es müßte schon etwas ganz Unerhörtes, Unausdenkbares auf der getrübten Bildfläche sich hervortun, um nach allen Vorgängerschaften noch irgendwie starke Sensation zu machen. Sodann ist das Böhmesche Buch, rein literarisch und übrigens auch gegenständlich genommen, denn doch von größerem Recht und Anspruch, hat auch heut noch eine gewisse Eindruckstärke sich bewahrt und kann immer wieder neu aufgelegt werden. Das Christ'sche Buch aber ist — nach dem ersten Wirken — durchaus im Dutzend neben 11 Büchern das zwölfte.

Es handelt sich um die Leidensgeschichte des „ledigen" Kindes einer Dorfschönen, die zunächst den unersehnten Sprößling ihren Eltern überläßt; dann, als sie die Frau eines großstädtischen Kneipenwirtes geworden, das Kind zu sich nimmt und es jahrelang mit nicht mehr menschlicher Barbarei mißhandelt. Aus dieser Elend-Jugend wird Lena in eine mißratene Ehe und in ungefähr gleiches, noch tieferes Elend getrieben, von dem sie, nach unermeßlichen Leiden, spät und gebrochen befreit wird, um in gnadenlosen Mangel zu geraten — aber doch nicht mehr „überflüssig" zu sein in ihrem und ihrer Kinder Leben.

Die Autorin stellt keine Probleme auf. Ohne „Wohlredenheit" mit der naiven Kritiklosigkeit des begabten, sehr begabten Dilettanten, erzählt sie das von ihr gelebte Stück Leben. Ganz ohne Hüllen und Diskretionen. Die lüsterne Neugier des Kind-Mädchens, gegenüber den Weib-Enthüllungen und Mutter-Mysterien — mit den Dorf-Kameraden und in der Stadtschule — die Weib-Erfahrungen Lenas als Kellnerin, Klosterschülerin und als Gattin werden dem Leser nicht um einen Deut erspart. Und die Nacktheit

der Bilder wird von der Magerkeit der soufflierenden Gedanken kaum gemildert. Auch von kompositioneller Gewissensnot unbelastet, schreitet Lena Christ ihren Erzählerweg. Einzig ausgehend, geführt und wegbestimmt von dem, was als treibend starke Begabung ihre Seele durchfurcht, aufwühlt und samenreifend zur Mitteilung nach außen sie zwingt. Ein echtes und großes Talent unzweifelhaft — aber der Feile, der Formung und Kultur noch bedürftig. Bedürftig vor allem des Erwachens zum Bewußtsein seiner Kraft.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Paul F. Schmidt (Offenbach a. M.).

Die Künstlerbund-Ausstellung in Mannheim.

Die Ausstellungen des Deutschen Künstlerbundes haben stets ein zweifaches Gesicht, und wenn sie gut sind, wie die diesjährige in Mannheim, dann bieten sie einen wirklichen Überblick über den Stand unserer heutigen deutschen Kunst. Es fehlt die breite Mittelschicht, die nicht interessiert, weil sie gleich gut und gleich schlecht ist, und die die meisten großen Jahresausstellungen kennzeichnet. Dagegen bringt es der Charakter dieser vornehmsten und universellsten Künstlervereinigung mit sich, daß die namhaftesten Künstler Deutschlands mit guten Werken auftreten und damit die Oberschicht darstellen. Und auf der anderen Seite lockt die Vergebung des Villa-Romana-Preises, den die Ausstellungsjury zugleich besorgt, eine Menge junger Talente an, die häufig zum ersten Male hier vor breitester Öffentlichkeit debutieren und der Kunstschau das frische Blut zuführen, das sie nötig hat und gern annimmt. So kann der Künstlerbund niemals akademisch werden.

Einen besonderen Reiz erhält diesmal die Ausstellung durch eine Art retrospektiven Saal. Die Leitung der Mannheimer Kunsthalle hat das ganze Museum für die Gäste ausgeräumt und sich nur den großen Oberlichtsaal vorbehalten. In diesem hat Direktor Dr. Wichert die 26 schönsten Bilder aufgehängt, die er in seiner kurzen, erst drei Jahre umfassenden Tätigkeit gesammelt hat: ein höchst rühmliches Zeugnis seiner Tatkraft und Kennerschaft, und zugleich ein Prüfstein und Ausgangspunkt für die heutige Kunstdarbietung. Denn von den hier in Meisterwerken vertretenen Künstlern, von Delacroix, Feuerbach, Manet, Cézanne, Liebermann, Hodler, ist die ganze heutige Generation ausgegangen, und man lernt die Ausstellung besser verstehen, wenn man die Wurzeln ihrer Kraft verstanden hat.

Von den Altmeistern des Künstlerbundes füllen Hodler, mit schönen hellen Landschaften und Figurenstücken, und Trübner je einen Saal. Die andern, von Kalckreuth bis Liebermann und Corinth, sind jeweils mit guten Einzelstücken vertreten, ein Ehrensaal ist ihnen eingeräumt, und sie bieten die Gewähr, daß es an der großen Tradition nicht fehlen wird. Aber davon soll nicht die Rede sein, da man sie kennt: es ist wichtiger, die Jungen und Unbekannten zu nennen, die uns Hoffnungen bedeuten.

Man kann sehr deutlich zwei Strömungen unter der Jugend unterscheiden: die flächenhaft-starkfarbige und die, welche den Impressionismus fortbildet. Leider erhält man von der ersten keinen richtigen Begriff, weil die Stärksten fehlen, z. B. Nolde, Kokoschka, Rohlfs. Es sind von den Selbständigen dieser sog. expressionistischen Richtung nur Hölzel, sein Schüler Eberz und Heckel, E. L. Kirchner und Pechstein mit

tüchtigen Bildern vertreten. Sie geben einen etwas einseitigen Eindruck von den Bestrebungen der Jüngsten, nämlich den der Bevorzugung dekorativer Farbenschönheit; und diesen Eindruck verstärken die anderen Jünger, die zum Teil nicht sehr selbständig sind. Anständige Leistungen bringen z. B. Klemm, Erbslöh, Nölken, Rappaport, die Stillebenmaler Claus, Helene Albiker, Sophie Wolf.

Persönlicher und kraftvoller wirken die den Impressionismus fortbildenden Maler. An ihrer Spitze stehen Beckmann und Weißgerber, die beide schon ein bis zur Juryfreiheit gehobenes Ansehen genießen und eine neue Synthese aus der Technik des letzten Impressionismus und tiefem Gefühlsinhalt suchen. Das kennzeichnet unsere Kunst ja überhaupt, daß sie sich nach Darstellung von Empfindung und Tat sehnt, daß ihr die „Natur, gesehen durch ein Temperament", nicht genügt als Gegenstand der Malerei. Auf den Spuren jener beiden Künstler wandeln viele der besten Jungen: Caspar (der den Villa-Romana-Preis erhielt), Max Neumann, Soldenhoff, Waldemar Rösler, Partikel; vor allem drei der bedeutendsten Talente aus dem Nachwuchs: der leidenschaftliche Landschaftsmaler Heckendorf, der vielseitig begabte Dietze, der ernste, klare Krayn, dessen „Mutter" vor einem Hintergrunde von Fabriken zu den besten Bildern der Ausstellung gehört. Ganz für sich steht Edwin Scharff, ein in Paris lebender Münchner, eine der besten Hoffnungen für die Monumentalmalerei der Zukunft: seine rein gezeichneten Körper strahlen eine mystische Schönheit aus.

Auf dem Gebiete der Plastik sind die Älteren, Anerkannten seltsamerweise fast ausgeschaltet; unter den Hahn, Bermann, Billing etc. ragt Tuaillons reizendes Bronzefigürchen durch lebendige Anmut heraus. Die Jüngeren behaupten das Feld, u. z. sehr gut: Lehmbruck und Albiker mit schönen reifen Arbeiten an der Spitze; ähnlich in ihrer aufgelockerten Art Gerstel und Wynand, auch die Wienerin Hilde Exner. Dem Maillolschen Ideale bleiben Milli Steger, Frydag, Lörcher treu, während Hoetger sich zur Bewunderung der deutschen Skulptur des 13. Jahrhunderts gewandelt hat. Stephani, der den Villa-Romana-Preis erhielt, schuf anmutige bemalte Terrakotten. Lutsch und Elkan brachten Vortreffliches.

Frauen-Rundschau.

Von Ulla Wolff-Frank.

Vom internationalen Frauenstimmrechts-Kongreß.

Den im wesentlichen erfreulichen Eindrücken, die das private Beisammensein und die öffentlichen Versammlungen, die aus Anlaß der Anwesenheit der Delegierten zum internationalen Frauenstimmrechts-Kongreß in Budapest hier stattfanden, hervorgerufen haben, gab die heute erfolgte Meldung vom Tode der Suffragette Emily Davison einen recht betrüblichen und nachdenklichen Ausklang. Nicht dem freiwillig geopferten Menschenleben, im Dienste einer durchaus verwerflichen Form zur Erreichung oder richtiger Erzwingung von Rechten, die im Grunde genommen kaum noch ein billig denkender Mensch bestreitet, soll in falscher Sentimentalität ein Klagelied angestimmt werden. Daß aber diese Ausschreitungen und gröblichen Exzesse sich immer aufs neue wiederholen, ist äußerst bedauerlich und muß verstimmend wirken, auch auf diejenigen, die der Berechtigung der Frauenstimmrechts-Reformen

das Wort reden und sich für ihre Durchführung energisch und überzeugt einsetzen. Wo soll das Vertrauen für eine Partei herkommen, die in verbrecherischer Weise ihre Forderungen der entsetzten Mitwelt aufdrängen will, und in deren Versammlung eine Rednerin mit edler Dreistigkeit bekennt: „sie habe seit langem gewußt, daß Miß Davison —, die mutige Heldin —, der Ansicht sei, das Leben einer Frau müsse geopfert werden, bevor die Frauen Englands Gerechtigkeit finden würden". Und nun hat diese Miß ihr Leben geopfert und ist dem galoppierenden Pferde des Königs beim Derbyrennen zu Epson in die Zügel gefallen — und hat die kühne Tat mit dem Leben bezahlt. Kühn? Abscheulich! So recht sensationell, so in vollster Öffentlichkeit, so ganz in der Absicht Furcht und Schrecken zu verbreiten, damit, — wie eine andere Rednerin diesen Heroismus pries: „der Fall von Miß Davison in den Herzen der Männer Beschämung hervorrufen möge und den gegenwärtigen unwürdigen Zustand vernichten". Allerdings, es wäre die höchste Zeit, diesem Unfug ein Ende zu bereiten, damit diese Zerrbilder und Schrecknisse einer an sich politisch reifen Bewegung nicht zu einem, auf Jahrzehnte hinaus sich erstreckenden rückläufigen Stillstand führen, der in der völligen Unreife und ans Kindische grenzenden Torheit dieser Ruferinnen im Streit ihren Ursprung hat. Ob nun die Tat von Miß Davison viele Nachahmerinnen finden wird, bleibt dahingestellt. Hoffentlich nicht. Aber immerhin steht es zu befürchten, weil solche Exaltationen leicht eine Massensuggestion bewirken, und Weiber zu Hyänen werden könnten, die mit Entsetzen Spott treiben. Die von den Suffragettes bisher bekannt gewordenen Untaten, die oft lächerlichen, oft grausigen Gewaltsakte, die sie anwenden, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, haben jede Anteilnahme an den gesetzgeberischen Abänderungen zugunsten des Frauenstimmrechtes erstickt, und man kann es der Gegenpartei wirklich nicht verargen, wenn sie diesen männermordenden Amazonen keinen zu breiten Spielraum einräumen will, in der ruhigen, kaltes Blut heischenden, nur mit Sammlung und Sachlichkeit durchzuführenden Arbeit, so bedeutsamer Aufgaben, wie es Wahlrechtsreformen sind. Seit den Tagen der Penthesilea hat man solche Kampfesart nicht erlebt, und auch hier ist sie einseitig, denn die gegnerischen Männer bewahren eine Geduld, Nachsicht und Ritterlichkeit, die wirklich bewunderungswert ist. Und wir Alle, die Frauenrechte begehren und hochhalten, müssen innigst wünschen, daß Achilles-Grey nicht eines Tages einer Suffragette zum Opfer falle. Kommt es auch einmal etwas spöttisch-ärgerlich aus der Feder, so soll das wahrhaftig nicht aggressiv sein und nur beruhigend wirken, in der Erkenntnis, daß man es sehr ernst und heilig mit diesen frauenrechtlerischen Fragen nehmen kann, ohne deshalb auch nur ein Wort der Begütigung, einen Schimmer von Zustimmung für diesen durchaus nicht schönen Wahnsinn in der englischen Bewegung zu haben.

Diesen Anschauungen begegnete man auch glücklicherweise unter den Gästen, die auf dem Wege zum internationalen Frauen-Kongreß in Budapest bei uns in Berlin Halt machten und den hier interessierten Kreisen Gelegenheit gaben, die Ansichten über bedeutsame, frauenrechtlerische Fragen auszutauschen. In der sehr stark besuchten öffentlichen Versammlung am 6. Juni war es dabei von besonderer Wichtigkeit, Mrs. Auerbach aus London zu hören, die als Delegierte der englischen Suffragisten sprach, die, im Gegensatz zu den Suffragettes, einer maßvollen Auffassung und Kampfesweise

huldigen und die Propaganda der Tat umsomehr mißbilligen, als sie überzeugt sind, daß das Frauenstimmrecht in England nur noch eine Frage der Zeit ist. Der Nationalverband blicke im abgelaufenen Jahr auf eine sehr erfolgreiche Tätigkeit zurück, und sie erhoffen schon in nächster Zukunft eine günstige Erledigung dieser Angelegenheit. Klug und liebenswürdig betonte die Rednerin dann, daß die englischen Frauen es nie vergessen würden, daß sie ihre freiheitlichen Ideen ihrer teutonischen Abstammung verdanken. Unter den weiteren Rednerinnen, die von Frau Marie Stritt, der Versammlungsleiterin, eingeführt wurden, fiel der besonders anregende Vortrag des weiblichen Landtagsabgeordneten, Frl. Dr. af Torselli aus Hesingfors, auf. Sie gab auf die Fragen Antwort, wie habt Ihr in Finnland das Wahlrecht errungen, und welchen Gebrauch macht Ihr davon? „Errungen haben es die Frauen, als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Vollgefühl errungener Freiheit, die Männer den Frauen die gleichen Rechte verliehen." Über die Wirkung des Stimmrechtes las sie das Gutachten eines der hervorragendsten finnländischen Politiker vor, des Professors der Staatswissenschaften und Senators Leo Mikkeli, der den Frauen das Zeugnis ausstellt: „daß sie es weder an Sachkenntnis noch an Voraussicht fehlen lassen, und ihre Mitwirkung im Landtag als ein Zuschuß an Kraft empfunden worden sei." Interessante Berichte erstatteten auch Mrs. Dennison aus Torronto-Kanada, die von der Lage der Frauen in Kanada Günstiges zu erzählen wußte; dort sowohl, wie in Neu-Seeland, wo die Frau schon seit 20 Jahren Stimmrecht besitzt, hat die Einwirkung der Frau bessere Gesetze für den Schutz von Frauen und Kindern erzielt, ebenso für das Altersversicherungsgesetz. Weniger ermutigend war, was Frau Goutsmith aus Amsterdam in sehr lebendiger, mit humoristischem Einschlag durchleuchteter Rede gab. Darnach scheint es, daß in ihrer Heimat noch nicht einmal die Anfangsgründe einer freiheitlichen Frauenbewegung bekannt sind, was doppelt zu bedauern ist, da nach einem von ihr zitierten Ausspruch Gladstones: „die Interessen einer Partei, die nicht im Parlament vertreten ist, vernachlässigt werden".

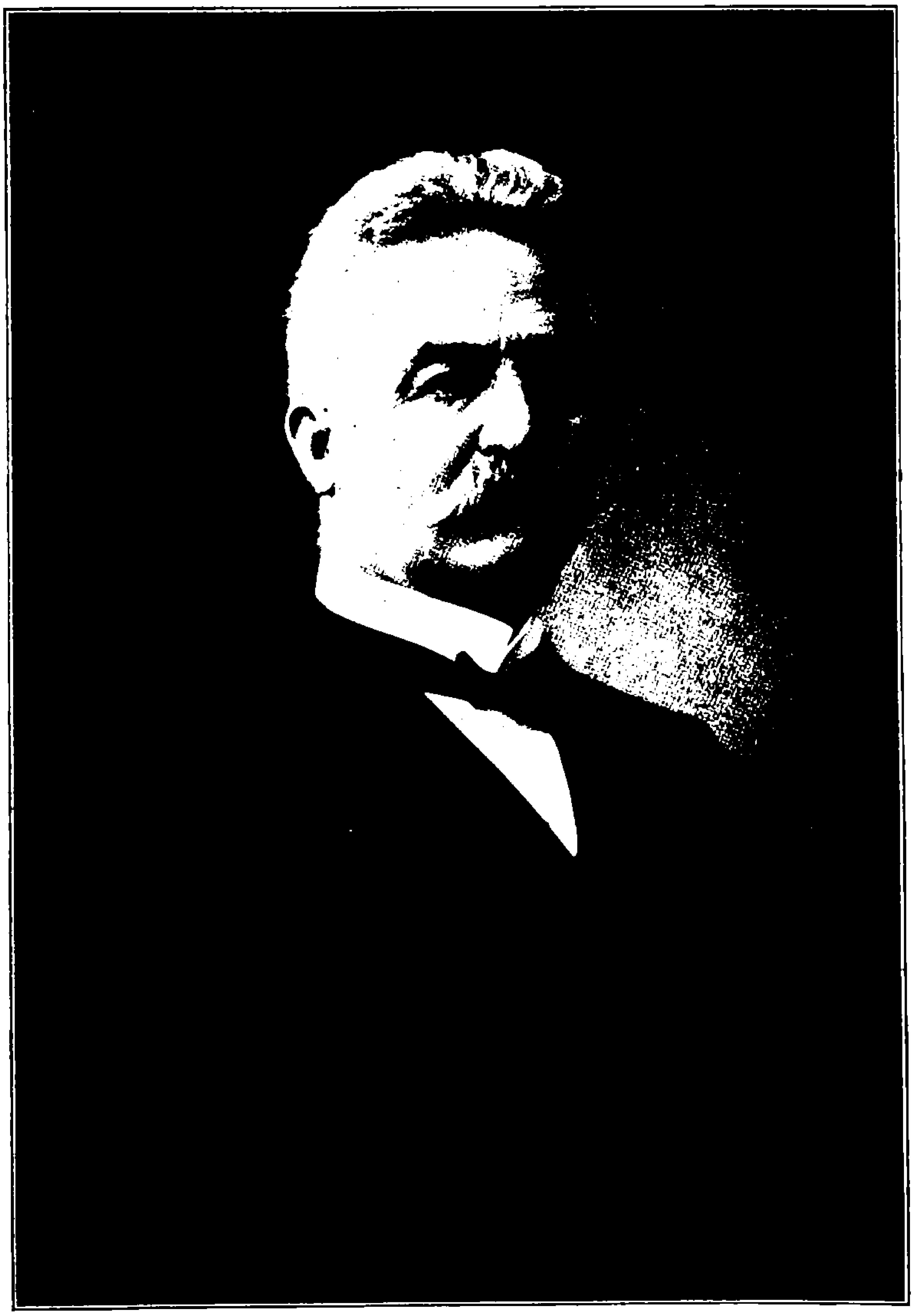
Die Delegierte für Christiania, Frau Keilhau, teilte mit, daß die Frau in Norwegen schon zweimal ihr Wahlrecht ausgeübt hat, ohne jedoch die Vorurteile der Menge besiegt zu haben. Nur die großen Schriftsteller ihres Vaterlandes hätten sich davon freigemacht. Der lebhafteste Beifall der Versammlung wurde der siebzigjährigen Mrs. Shaw — die sich Reverend Shaw nennen darf — zuteil, die aus Washington nach Budapest geht, um die Ideen der Frauenrechte zu propagieren, mit der Begeisterung und dem jugendlichen Eifer, mit dem sie bisher dafür jenseits des „großen Teiches" erfolgreich gewirkt hat*).

Ihr Vortrag, von heiteren, satirischen Streiflichtern belebt, erzielte eine tiefe Anteilnahme und, als sie im Anschluß an ein von ihr zitiertes Buch des Präsidenten Wilson, das viel Gutes und Schönes enthielt, nur die Frauen vergessen hatte, sagte: „Die Frau will aber nicht vergessen sein, sie wolle dem Manne gleichstehen, mit ihm arbeiten, frei sein wie er, keine Almosen empfangen, sondern ihr gutes Recht, damit sie an seiner Seite als vollberechtigte Genossin teilhabe am Fortschritt der

*) „Nur der Freie ist im Stande sein echtes Leben zu leben. Jeder und jede braucht Freiheit, um Gelegenheit zu haben, für sich, für andere und für sein Vaterland das Beste zu leisten", rief sie aus.

Welt", erntete sie jubelnden Beifall, trotzdem manche dieser Forderungen schon etwas antiquiert erschienen. Aber das konnte die freudig gehobene Stimmung nicht beeinträchtigen, nur erhöhen. Und dieser Ton der Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht beherrschte auch die Veranstaltung des Banketts, das zu Ehren der Frauenstimmrechtsvereinigung in den Festräumen des Brüdervereins vom „Deutschen Verband", dem „Preußischen Landesverein" und den „Groß-Berlinischen Ortsgruppen" für Frauenstimmrecht veranstaltet wurde. Sowohl in offiziellen Ansprachen, als in anregenden Zwiegesprächen gab sich ein frohmütiges, sicheres und von erfolgreicher Arbeit getragenes Bewußtsein zu erkennen, und vertrauensvoller blicken die kämpfenden Frauen in eine bessere Zukunft, soweit diese gesetzmäßig, klar, überlegt und durchdacht sich erreichen, nicht erzwingen läßt.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). – Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Ginnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.



Bern, 9. Mai 1913 Müller Bundespräsident

Nord und Süd

Deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

[illegible] Kopenhagen
[illegible] Lehmann & Stage? [illegible]
[illegible] Konstantinopel
[illegible] Keil.
[illegible]
[illegible] in Petersburg:
[illegible]

37. Jahrgang. Band 146. Heft 467 August 1913



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.
Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

Für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

Für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 146. Heft 467 August 1913

Dr. Joh. Winkler,
gewesener Präsident des schweizerischen Bundesgerichts:

Grundzüge der schweizerischen Bundesverfassung.

Einleitung.

Die Schweiz ist im Jahre 1848 vom Staatenbunde zum Bundesstaate geworden, indem damals neben und über die vorher souveränen kantonalen Gliedstaaten der Gesamtstaat ins Leben getreten ist. Der Gründung des Bundesstaates war die bewaffnete Unterwerfung des Sonderbundes, der einige Jahre vorher von den katholischen Ständen (Kantonen) gebildet worden war, unmittelbar vorangegangen. In Deutschland war der Vorgang ein ähnlicher; auch dort ist an die Stelle des früheren Staatenbundes (des Deutschen Bundes) das Reich als Bundesstaat getreten. Die Vereinigten Staaten von Amerika dagegen waren beinahe von Anbeginn an ein Bundesstaat. — Die erste Verfassung des schweizerischen Bundesstaates datiert vom 12. September 1848. Sie hat seither nur *eine* umfassende Revision, eine Totalrevision, erfahren: im Jahre 1874. Vorher (1866) war nur *ein* neuer Artikel aufgestellt worden (betreffend Erweiterung des Rechtes der Niederlassung und Befreiung desselben vom Erfordernisse christlicher Konfession). Die aus der Totalrevision hervorgegangene neue Verfassung, die in der Hauptsache jetzt noch gilt, trägt das Datum des 29. Mai 1874. Die seitherigen, ziemlich zahlreichen Änderungen oder Beifügungen (16) betrafen nur einzelne Bestimmungen, waren also bloße Partialrevisionen. Die Zahl der Artikel (123) und die der Übergangsbestimmungen (6) wurde nicht verändert.

Die Verfassung auch des Bundesstaates, sowohl die von 1848, als die von 1874, bezeichnet die Kantone als souverän. („Art. 1. Die durch gegenwärtigen Bund vereinigten Völkerschaften der zweiundzwanzig souveränen Kantone Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden (ob und nid dem Wald), Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel (Stadt und Landschaft), Schaffhausen, Appenzell (beider Rhoden), St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg und Genf, bilden in ihrer Gesamtheit die schweizerische Eid-

genossenschaft.") — Daß der Gesamtstaat seinerseits Souveränität besitzt, ist feststehend und von niemanden bezweifelt. Es entsteht sonach die Frage, ob beide Teile Souveränität besitzen, bzw. ob die Souveränität eine zwischen dem Gesamtstaat und den Gliedstaaten geteilte sei. In der Doktrin (in Deutschland wie in der Schweiz) ist streitig, ob eine solche Teilung sich konstruieren lasse. Von einigen wurde die Frage verneint und wurde, wenigstens bezüglich der Schweiz, der Besitz der wahren und wirklichen Souveränität nur dem Gesamtstaate zugesprochen; die Kantone seien zwar Staaten, aber ohne Souveränität. Von anderen wurde ausgeführt, hinsichtlich des innerstaatlichen Verhältnisses sei das Nebeneinanderbestehen mehrerer koordinierter Gewalten für verschiedene sachliche Gebiete möglich; die Kompetenzen zweier Staatswesen auf gleichem Territorium lassen sich ebensogut sachlich gegeneinander abgrenzen, wie die zweier Behörden; und in der Schweiz sei die Teilung der Souveränität eben positives Recht. — In praktischer Beziehung ist zu betonen, daß beim Entstehen etwaiger Konflikte hinsichtlich der Kompetenzabgrenzung die Entscheidung der Zentralgewalt zukommt, was der Souveränität der letzteren zum vorneherein ein tatsächliches Übergewicht verleiht. „Die Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist", — sagt der Artikel 3. Die den Kantonen derzeit noch überlassenen Gebiete können denselben von Bundes wegen mittelst Revision der Bundesverfassung entzogen werden, und es ist mit Rücksicht hierauf das Wort geprägt worden: Die Kantone leben von der Gnade des Bundes.

Das Bundesrecht v o r 1848 enthielt keine Bestimmungen, nach denen der Erlaß der Verfassung von 1848 positiv rechtlich möglich gewesen wäre. Die Schriftsteller haben daher, wohl in richtiger Weise, gesagt, jener Erlaß stelle sich nicht als ein Rechtsvorgang dar, sondern einfach als eine geschichtliche Tatsache. Diese Tatsache ist herausgewachsen aus den unabweisbar gewordenen politischen Bedürfnissen der Nation. Es lautet der Ingreß der Verfassung: „Die schweizerische Eidgenossenschaft, in der Absicht, den Bund der Eidgenossen zu befestigen, die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation zu erhalten und zu fördern, hat nachstehende Bundesverfassung angenommen." Die Nation hat das Selbstkonstituierungsrecht sich beigelegt und zur Anwendung gebracht. Textuell vorbereitet war die Verfassung durch die Tagsatzung des früheren Staatenbundes. Von den Bundesverfassungen, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden, mit Inbegriff des Bundesvertrages von 1815, war diejenige von 1848 die erste, die ganz unabhängig von jedem auswärtigen Einflusse zustande kam. — Für die Zukunft hat die Verfassung nicht unterlassen, die Möglichkeit der Revision ihrer selbst in Aussicht zu nehmen und den Modus dafür festzusetzen, und nach diesem Modus sind alle seitherigen Revisionen vorgenommen worden. Bei der Inkraftsetzung der Verfassung im Jahre 1848 hat man den Revisionsmodus insofern gewissermaßen antezipiert,

als man feststellen konnte, daß die Verfassung von der Mehrheit sowohl der Schweizerbürger als der Stände angenommen worden sei.

Das volle Verständnis einer Verfassung, zumal einer bundesstaatlichen, setzt eine gewisse Kenntnis ihrer Geschichte voraus. Die heutige Schweiz hat sich allmählich aus einer merkwürdigen Mischung souveräner Städte und Länder, zugewandter Orte, gemeiner Herrschaften und anderer Untertanenländer herausgebildet. Es waren fast ausnahmslos republikanisch geartete Gebilde. Die Urstände hatten von jeher, seitdem sie geschichtlich erkennbar sind, rein demokratische Verfassungen. Manche eigentümliche Einrichtungen und Verfassungsgrundsätze sind aus diesem Werdegange zu erklären.

Die gegenwärtige Bundesverfassung besteht zum Teil aus Artikeln, die erst durch den Erlaß zahlreicher Bundesgesetze Ausgestaltung und Leben erhielten, und die daher mehr nur als Programmartikel zu bezeichnen sind. Einige harren immer noch ihrer legislatorischen Ausführung. Andererseits finden sich in der Verfassung auch Details, die man eher in einem Gesetze oder einer Verordnung suchen würde.

Allgemeine Bestimmungen. Art. 1—70.

Der Bund hat zum Zweck: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen und Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt. (Art. 2.) Dieser Artikel ist zunächst eine Kundgebung des politischen Gedankens, der die Gründer des Bundes bei ihrem Werke geleitet hat. In die unmittelbare praktische Anwendbarkeit ist er durch die zahlreichen Einzelbestimmungen und die Bundesgesetzgebung umgesetzt worden.

Der Bund gewährleistet den Kantonen ihr Gebiet, ihre Souveränität, inner den Schranken des Art. 3, ihre Verfassungen, die Freiheit, die Rechte des Volkes und die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger gleich den Rechten und Befugnissen, welche das Volk den Behörden übertragen hat. (Art. 5.) Die Summe der Kantonsgebiete bildet das Gebiet der Eidgenossenschaft. Irgend eine Veränderung bezüglich dieser Gebiete könnte nicht vorgenommen werden ohne Revision der Bundesverfassung. Für ihre Verfassungen *müssen* die Kantone gemäß Art. 6. die Gewährleistung des Bundes nachsuchen; sie wird erteilt, wenn die Verfassungen nichts den Vorschriften der Bundesverfassung Zuwiderlaufendes enthalten, die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen (repräsentativen oder demokratischen) Formen sichern, vom Volke angenommen worden sind und revidiert werden können, wenn die Mehrheit der (kantonalen) Bürger es verlangt. Besondere Bündnisse und Verträge politischen Inhalts zwischen den Kantonen sind untersagt. (Art. 7[1].)

Das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge mit dem Auslande abzuschließen, steht allein dem Bunde zu

(Art. 8); schon für mehrere wichtige internationale Verträge, namentlich des Verkehrsgebietes, hat der Bund die Anregung gemacht, so z. B. für das Internationale Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr. Auch der amtliche Verkehr zwischen Kantonen und auswärtigen Staatsregierungen findet durch Vermittlung des Bundesrates statt. (Art. 10[1].) Nach Art. 12 dürfen die Mitglieder der Bundesbehörden, die eidgenössischen Zivil- und Militärbeamten und die eidgenössischen Repräsentanten oder Kommissarien von auswärtigen Regierungen weder Pensionen oder Gehalte, noch Titel, Geschenke oder Orden annehmen. Der Bund hält keine stehenden Truppen, und kein Kanton darf mehr als 300 Mann halten, die Polizeikorps nicht inbegriffen. (Art. 13.) Es hat aber nie ein Kanton stehende Truppen gehalten. — Die in einem Kanton gefällten rechtskräftigen Zivilurteile müssen in der ganzen Schweiz vollzogen werden (Art. 61). Durch die Bundesgesetzgebung ist für die Auslieferung der Angeklagten von Kanton zu Kanton gesorgt; politische und Preßvergehen sind jedoch ausgenommen. (Art. 67.) Das Schweizerbürgerrecht beruht dermalen noch auf dem Kantonsbürgerrecht. Kein Kanton darf einen Kantonsbürger aus seinem Gebiete verbannen oder ihn des Bürgerrechtes verlustig erklären. Die Bedingungen für die Erwerbung des Schweizerbürgerrechts durch Ausländer und für den Verzicht auf das Bürgerrecht werden durch die Bundesgesetzgebung geordnet. Der Erwerbung muß gemäß dem Gesetze eine bundesrätliche Bewilligung vorangehen. In der Schweiz leben unverhältnismäßig viele Ausländer, über 15 Prozent der gesamten Bevölkerung, was in verschiedenen Gegenden, namentlich in Grenzkantonen und größeren Städten, als ein ernstlicher Übelstand empfunden wird. Es werden gegenwärtig Anstrengungen gemacht, die Einbürgerung zu erleichtern, und es wird dabei auch das Institut der Zwangseinbürgerung, die nach einem gewissen längeren Aufenthalte einzutreten hätte, ins Auge gefaßt. — Jeder im Besitze der Stimmfähigkeit befindliche Bürger genießt an seinem Wohnorte die politischen Rechte, die eidgenössischen und die kantonalen, letztere nach einer Niederlassung von 3 Monaten. Das Recht der freien Niederlassung ist ebenfalls jedem Schweizer für das ganze schweizerische Gebiet gewährleistet, vorbehalten die Fälle strafgerichtlicher Verurteilung und dauernder Belästigung der Wohngemeinde. (Vgl. die Art. 43—45.) Bezüglich der zivilrechtlichen Verhältnisse gilt für die Niedergelassenen das Wohnsitzrecht. Doppelbesteuerung ist, im interkantonalen Verhältnisse, unstatthaft. (Art. 46.) Die Kantone sind verpflichtet, alle Schweizerbürger in der Gesetzgebung sowohl als im gerichtlichen Verfahren den Bürgern des eigenen Kantons gleichzuhalten. (Art. 60.)

Die Artikel 49—52 enthalten die Bestimmungen zum Schutze der Glaubens-, Gewissens- und Kultusfreiheit und zur Abwehr von Eingriffen kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staates. „Anstände aus dem öffentlichen oder Privatrechte, welche über die Bildung oder Trennung von Religionsgenossenschaften entstehen, können auf dem Wege der Beschwerdeführung der

Entscheidung der zuständigen Bundesbehörden unterstellt werden." (Art. 50[3].) Diese Bestimmung wurde wesentlich aufgestellt, um der zur Zeit der Beratung der Bundesverfassung (1873/74) in Bildung begriffenen alt- oder christkatholischen Religionsgenossenschaft zu ermöglichen, eintretenden Falles gegenüber kantonalen Behörden zu ihrem Rechte zu gelangen. „Die Errichtung von Bistümern auf schweizerischem Gebiete unterliegt der Genehmigung des Bundes." (Art. 50[4].) „Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliierten Gesellschaften dürfen in keinem Teile der Schweiz Aufnahme finden, und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt. Dieses Verbot kann durch Bundesbeschluß auch auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden, deren Wirksamkeit staatsgefährlich ist oder den Frieden der Konfessionen stört." (Art. 51.) „Die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden ist unzulässig." (Art. 52.)

In den Artikeln 53 und 54 ist Vorsorge getroffen, daß die Feststellung und Beurkundung des Zivilstandes durch die bürgerlichen Behörden vorgenommen werde (Zivilehe), und daß die Ehe überhaupt unter dem Schutze des Bundes stehe. Auch die im Ausland nach der dort geltenden Gesetzgebung abgeschlossene Ehe soll im Gebiete der Eidgenossenschaft als Ehe anerkannt werden.

Gewährleistet ist die Preßfreiheit, das Vereinsrecht, das Petitionsrecht (Art. 55—57), der verfassungsmäßige Gerichtsstand, der Gerichtsstand des Wohnortes. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft. (Art. 58/59.) Desgleichen der Schuldverhaft (Art. 59[3]). Nach Art. 70 steht dem Bunde das Recht zu, Fremde, welche die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährden, aus dem schweizerischen Gebiete wegzuweisen. Diese Bestimmung muß gegen Anarchisten und ähnliche Leute häufig zur Anwendung gebracht werden.

Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die letzteren sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Der Bund kann in diesen Richtungen einschreiten, wenn er es nötig findet. Den Kantonen werden zur Unterstützung des Primarschulwesens Beiträge geleistet. Der Bund hat eine technische Hochschule in Zürich errichtet. Eine Universität, wozu er nach dem diese verschiedenen Unterrichtsfragen regelnden Art. 27 ebenfalls befugt wäre, hat er nicht errichtet. Die schweizerischen Universitäten sind kantonale Anstalten.

Durch den Art. 31 ist die Handels- und Gewerbefreiheit gewährleistet, mit Vorbehalt einiger eidgenössischer und kantonaler Regale, darunter das eidgenössische Pulverregal, der Fabrikation und des Verkaufs gebrannter Wasser (das Liqueur-Absinth ist gänzlich verboten), einiger den Kantonen bezüglich des Wirtschaftswesens und zur Handhabung der Polizei

überhaupt eingeräumter Kompetenzen, der Besteuerung des Gewerbebetriebes. Das Münzwesen, das Post- und Telegraphenwesen, das Zollwesen, Maß und Gewicht sind Bundessache (schon seit 1848). Art. 38, 36, 28—30, 40. Im Münzwesen hat die Schweiz das Frankensystem und gehört zur lateinischen Münzkonvention. Nach Art. 39 hat der Bund das ausschließliche Recht zur Ausgabe von Banknoten und hat dasselbe der von ihm errichteten Nationalbank übertragen. Diese ist eine Aktienbank, die aber unter seiner Mitwirkung und Aufsicht steht. — Der Bund darf nach Art. 23 öffentliche Werke errichten oder unterstützen und dafür das Expropriationsrecht geltend machen. Er leistet reichliche Subventionen für Landwirtschaft, Bodenverbesserung, Flußverbauung, Gewerbe, Arbeiterverhältnisse, Kunstpflege usf. Im Verein mit Deutschland und Italien hat er die Gotthardbahn subventioniert und deren Ausführung ermöglicht. Auch andere Bahnen von allgemeinem Interesse hat er subventioniert. Der Bund hat das Recht der Oberaufsicht über die Wasserbau- und Forstpolizei und über die Nutzbarmachung der Wasserkräfte und hat das Gesetzgebungsrecht betreffend die Ausübung der Jagd und Fischerei. (Art. 24/25.) Die Gesetzgebung über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen ist Bundessache. (Art. 26.) Gestützt hierauf hat der Bund eine Reihe von Gesetzen betreffend das Eisenbahnwesen erlassen, und er hat durch das sog. Rückkaufsgesetz von 1897 die Hauptbahnen verstaatlicht. Die Bundesbahnverwaltung bildet eine Abteilung der Bundesverwaltung.

Gemäß Art. 33 ist dafür gesorgt, daß für die Ausübung der wissenschaftlichen Berufsarten ein für die ganze Eidgenossenschaft gültiger Ausweis erworben werden kann. Die Errichtung von Spielbanken ist untersagt (Art. 35.) Durch Interpretation der Bundesbehörde ist festgestellt, daß die unter polizeiliche Kontrolle gestellten Spiele um geringere Beträge, wie sie in Kursälen üblich sind, z. B. das sog. Rößlispiel, nicht unter dieses Verbot fallen. — Von den im Interesse sozialer Fürsorge aufgestellten Artikeln ist der wichtigste der Art. 34. Durch denselben ist der Bund einerseits befugt, über die Verwendung von Kindern und über die Dauer der Arbeit Erwachsener in den Fabriken, sowie zum Schutze der Arbeiter gegen einen die Gesundheit und Sicherheit gefährdenden Gewerbebetrieb Bestimmungen zu erlassen. Gestützt hierauf erließ der Bund das in seinen Vorschriften weitgehende Fabrikgesetz. Andrerseits hat der Bund gemäß einem ebenfalls im Art. 34 enthaltenen Auftrag das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung erlassen und die betreffende Anstalt (mit Sitz in Luzern) in allerletzter Zeit ins Leben gesetzt. — Die Ausgaben des Bundes werden bestritten (Art. 42) aus dem Ertrag des Bundesvermögens, der Post-, Telegraphen- und Pulververwaltung und der Hälfte der Militärpflichtersatzsteuer (die andere Hälfte fällt an die Kantone). Die wichtigste Einnahme aber sind die Zölle. 1912: 87 Mill. Franken. Es könnten, wenn nötig, auch Beiträge von den Kantonen, nach Maßgabe ihrer Steuerkraft, eingefordert werden, was aber noch nie geschehen ist.

Das wichtigste Attribut eines Bundesstaates ist, neben einer unerläßlichen gewissen Einheit im Militärwesen, die Reichseinheit. Sie ist wohl der stärkste Kitt nationaler Zusammengehörigkeit. Im Deutschen Reiche hat man das gewußt und hat darnach gehandelt. In der Schweiz wurde mit der Rechtseinheit, abgesehen von einem kurz dauernden einheitlichen Strafgesetz zur Zeit der Helvetik (Ende des 18. Jahrhunderts), in der Verfassung von 1874 der Anfang gemacht. Durch Art. 64 wurde dem Bunde das Gesetzgebungsrecht übertragen bezüglich der persönlichen Handlungsfähigkeit, des Obligationenrechts (mit Inbegriff des Handels- und Wechselrechts), des Urheberrechts an Werken der Literatur und Kunst, des Betreibungsverfahrens und des Konkursrechts. Der Bund hat dann inner den folgenden zwei Jahrzehnten alle diese Gesetze erlassen. Durch Partialrevision von 1898 wurde dem Bunde die weitere Kompetenz eingeräumt, in den übrigen Gebieten des Zivilrechts sowie im Gebiete des Strafrechts zu legiferieren. Es wurde nun das Zivilgesetzbuch ausgearbeitet, 1910 angenommen und auf 1. Januar 1912 in Kraft gesetzt. Das revidierte Obligationenrecht wurde ihm eingefügt. Die Gerichtsorganisation und der Prozeß sind den Kantonen noch belassen. — Ein Strafgesetz ist gegenwärtig in Vorberatung. — Eine eigene Behandlung erfuhr die Todesstrafe. Durch die Spezialbestimmung des Art. 65 wurde sie, während sonst das Strafrecht den Kantonen verblieb, 1874 als abgeschafft erklärt. 1879 wurde diese Bestimmung aufgehoben, worauf acht Kantone die Todesstrafe wieder einführten. Der Art. 65 lautet nun nur: „Wegen politischer Vergehen darf kein Todesurteil gefällt werden. Körperliche Strafen sind untersagt". Im künftigen Strafgesetze wird die Todesstrafe wahrscheinlich keinen Platz mehr finden. Im Vorstehenden ist die schon unter der Verfassung von 1848 eingeführte Bundesstrafrechtspflege auf Grund eines besonderen Bundesstrafrechts betr. Vergehen gegen die Eidgenossenschaft oder ihre Interessen nicht berücksichtigt, ebensowenig die Militärstrafrechtspflege.

Die Gesetzgebung über das Heerwesen ist Sache des Bundes. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Das Heer ist ein Milizheer. Die Wehrmänner sollen ihre erste Ausrüstung, Bekleidung und Bewaffnung unentgeltlich erhalten. Die Waffe bleibt in den Händen des Wehrmannes. Die Kantone haben noch einige administrative Funktionen, namentlich für die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen. (Art. 18—22.) Durch das Gesetz über die Militärorganisation vom Jahre 1907 ist die Einheitlichkeit des Heeres auf eine noch höhere Stufe gebracht worden als vorher.

„Ein Recht und Eine Armee!" war die Losung, mit der 1871/74 die Aktion für Herbeiführung der neuen Bundesverfassung im Volke vor sich ging. Es muß in diesem Zusammenhange erwähnt werden, daß schon 1872 von der Bundesversammlung ein Verfassungs-Entwurf, der als der Vorläufer der Verfassung von 1874 bezeichnet werden kann, zur Abstimmung vorgelegt, von der Mehrheit

der Stände und auch von einer kleinen Volksmehrheit aber verworfen wurde. (Im Jahre 1874 erfolgte die Annahme mit einer Volksmehrheit von 340 119 gegen 198 013 und mit 14½ gegen 7½ Standesstimmen.)

Der Art. 4 hat folgenden Wortlaut: „Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen". Der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz wurde im schweizerischen Staatsrecht urspünglich alledings mehr im Gegensatz zu den früheren politischen Ungleichheiten proklamiert. Allein die Praxis hat ihm auch für das Gebiet der bürgerlichen Verhältnisse eine weite Ausdehnung und hohe Bedeutung verliehen. Das Bundesgericht hat die Erkenntnisse kantonaler Behörden, die nur auf willkürlichen oder Scheingründen beruhen, die klarem Rechte widersprechen, auf Beschwerde hin aufgehoben, auch in Fällen, wo sonst kein besonderes Rekursrecht gegeben war. Das Gericht hat angenommen, daß ein willkürlicher Entscheid, sei es ein Gerichtsurteil oder ein Administrativentscheid, einer Rechtsverweigerung und damit einer Verletzung der Rechtsgleichheit gleichkomme. So ist der Art. 4 zu einem die ganze Rechtsordnung beherrschenden Prinzip ausgestaltet worden und zu einer Quelle weitgehenden effektiven Rechtsschutzes für die Volksgenossen geworden.

Bundesbehörden, Art. 71—117.

Das sind die Bundesversammlung, der Bundesrat mit der Bundeskanzlei und das Bundesgericht.

Die Bundesversammlung besteht aus dem Nationalrat und dem Ständerat (Zweikammersystem). Der Nationalrat wird in (gegenwärtig 49) Wahlkreisen (mit 1—8 Abgeordneten) vom Volke gewählt, auf je 20 000 Seelen ein Mitglied. Die Wahl erfolgt nach dem Mehrheitsprinzip. Mehrere Initiativen, die Proportionalwahl einzuführen, sind bisher abgelehnt worden. Jeder Kanton und auch jeder Halbkanton (es gibt solche von weniger als 20 000 Seelen) wählt wenigstens ein Mitglied. Die Amtsdauer beträgt drei Jahre, die Mitgliederzahl gegenwärtig 189. Den Ständerat bilden 44 Abgeordnete der Kantone. Jeder Kanton wählt zwei Abgeordnete, jeder Halbkanton einen. Die Mitglieder des Nationalrates werden aus der Bundeskasse, diejenigen des Ständerates von den Kantonen entschädigt. (Dermalen 20 Frk. Taggeld nebst Reiseentschädigung.)

Der Bundesrat von sieben Mitgliedern wird von der Vereinigten Bundesversammlung (gegenwärtig also 233 Mitglieder) gewählt. Es darf nicht mehr als ein Mitglied des Bundesrates aus dem nämlichen Kanton gewählt werden. Die größten bezw. volkreichsten Kantone, Bern und Zürich, hatten stets einen ihrer Angehörigen im Bundesrate; auch hatte die romanische Schweiz immer eine

Vertretung, die längste Zeit eine solche von zwei Mitgliedern; und zwar gehörten diese zwei meistens der französischen Schweiz an, während kürzerer Zeit einer der französischen, einer der italienischen Schweiz. Die Amtsdauer beträgt drei Jahre und fällt mit derjenigen des Nationalrates zusammen. Jedem Mitgliede wird ein Departement zugeteilt. Der Präsident des Bundesrates, welchem der Titel Bundespräsident zukommt, wird je auf ein Jahr gewählt und ist nicht unmittelbar wiederwählbar. Die Mitglieder sind als solche dagegen wiederwählbar und werden auch stets wiedergewählt. Der Vorsteher der Bundeskanzlei, der Kanzler, wird von der Bundesversammlung gewählt. Ebenso die Mitglieder und die Ersatzmänner des Bundesgerichts; ihre Zahl wird durch das Gesetz bestimmt; die der Mitglieder beträgt gegenwärtig 24, die der (nur im Bedürfnisfall zuzuziehenden) Ersatzmänner 9. Der Sitz der Bundesbehörden wird durch das Gesetz bestimmt (Art. 115). Bundessitz ist die Stadt Bern, Sitz des Bundesgerichts die Stadt Lausanne. Die Mitglieder des Bundesrates sind nach bezüglichem Bundesbeschlusse dermalen mit 18 000 Frk., die Mitglieder des Bundesgerichts nach Gesetz mit 15 000 Frk. besoldet. Die Präsidenten der beiden Behörden erhalten eine Zulage von 2000 Frk. bzw. 1000 Frk. per Jahr.

Die Bundesversammlung übt unter Vorbehalt der Rechte des Volkes und der Kantone (Art. 89 und 121) die oberste Gewalt des Bundes aus. Insbesondere die Gesetzgebung. Außerdem fallen in den Geschäftskreis der Bundesversammlung: Genehmigung der Verträge mit dem Auslande, Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit, für Behauptung der Unabhängigkeit der Schweiz, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, Garantie der Kantonsverfassungen, Amnestie und Begnadigung bei Verurteilungen nach Bundesstrafrecht, Verfügungen über das Bundesheer, Aufstellung des Budgets, Abnahme der Staatsrechnung, Beschlüsse über Aufnahme von Anleihen, die Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung und Rechtspflege, Beschwerden gegen Entscheidungen des Bundesrates über Administrativstreitigkeiten im Rahmen des Art. 113, Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bundesbehörden, Revision der Bundesverfassung. Für Bundesgesetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räte erforderlich. Bundesgesetze sowie allgemeinverbindliche Bundesbeschlüsse, soweit sie nicht als dringlich erklärt werden, müssen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn dies von 30 000 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von 8 Kantonen verlangt wird. (Ein Verlangen von Kantonen ist noch nie vorgekommen.) Bei einer solchen (Referendum geheißenen) Abstimmung über ein Gesetz entscheidet die Volksmehrheit und es findet eine Zählung der Standesstimmen nicht statt. Das Vorschlags- oder Initiativrecht für Gesetze kann von jedem Mitglied der Räte ausgeübt werden; ebenso von jedem Kanton auf dem Korrespondenzwege. Außer den schon genannten Wahlen findet noch die des Generals der eidgenössischen Armee durch die Bundes-

versammlung statt. Ein solcher wird nur im Mobilisationsfalle ernannt. In Friedenszeiten ist der Oberstengrad mit seinen Abstufungen Armeekorps-kommandant, Divisionär, Brigadier, der höchste. — Bei den Wahlen, den Begnadigungen und der Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten vereinigen sich die beiden Räte unter der Leitung des Nationalratspräsidenten zu gemeinschaftlicher Verhandlung.

Der Bundesrat ist die oberste vollziehende und leitende Behörde der Eidgenossenschaft, die eigentliche Landesregierung, und hat alle die einer solchen nach allgemeinem Staatsrecht zukommenden Attribute. Er trifft insbesondere alle eidgenössischen Wahlen, soweit sie nicht ausdrücklich einer anderen Behörde übertragen sind. Er besorgt die auswärtigen Angelegenheiten, ernennt die schweizerischen Gesandten im Ausland und empfängt die Gesandten auswärtiger Staaten. Die Kompetenzen der Bundesversammlung betr. innere und äußere Sicherheit usw. sind in der Praxis mehr nur Genehmigungskompetenzen. Der Bundesrat kann in dringlichen Fällen Truppen aufbieten. Er hat die Aufsicht über die ganze eidgenössische Verwaltung und erstattet der Bundesversammlung jährlich einen Geschäftsbericht.

Das Bundesgericht beurteilt zivilrechtliche Streitigkeiten zwischen dem Bunde und Kantonen und zwischen Kantonen unter sich, zwischen dem Bunde und Korporationen oder Privaten bei Vorhandensein eines durch die Bundesgesetzgebung zu bestimmenden Streitwertes (dermalen 3000 Frk.), und wenn die Korporationen oder Privaten Kläger sind; zwischen Kantonen und Korporationen oder Privaten, wenn der gleiche Streitwert vorhanden ist und eine Partei es verlangt; über Bürgerrechtsstreitigkeiten zwischen Gemeinden verschiedener Kantone. Das Bundesgericht ist verpflichtet, die Beurteilung auch anderer Fälle zu übernehmen, wenn es von beiden Parteien angerufen wird und jener Streitwert vorhanden ist. Das Bundesgericht beurteilt mit Zuziehung von Geschworenen Streitfälle betr. Hochverrat und Aufruhr, Vergehen gegen das Völkerrecht, betr. politische Vergehen, die mit einer bewaffneten eidgenössischen Intervention im Zusammenhange stehen, betreffend gewisse Amtsvergehen eidgenössischer Beamter. Als Staatsgerichtshof beurteilt das Bundesgericht Kompetenzkonflikte zwischen Bundesbehörden und Kantonalbehörden, staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Kantonen, Beschwerden betreffend Verletzung von verfassungsmäßigen Individualrechten und von Konkordaten und Staatsverträgen. (In gewissen wenig zahlreichen sog. Administrativstreitigkeiten ist die Beschwerde an den Bundesrat zu richten.) In allen Fällen ist das Bundesgericht an die Bundesgesetzgebung gebunden, kann also nicht, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, die Verfassungsmäßigkeit der Bundesgesetze untersuchen. In Art. 114 ist die Bundesgesetzgebung berechtigt erklärt, noch weitere Fälle als die obengenannten in die Kompetenz des Bundesgerichtes zu legen. Die Gesetzgebung hat von dieser Berechtigung auf verschiedenen Ge-

bieten Gebrauch gemacht. Insbesondere wurde bestimmt, daß alle Prozesse, die von kantonalen Gerichten nach Bundesrecht beurteilt werden, auf dem Wege der Berufung an das Bundesgericht gezogen werden können, sofern ein gewisser Streitwert vorliegt (dermalen 2000 Frk.) oder ein solcher sich nicht feststellen läßt.

Revision der Bundesverfassung, (Art. 118—123).

Durch die Verfassung von 1874 war, in Übereinstimmung mit derjenigen von 1848, folgendes bestimmt: Die Revision geschieht auf dem Wege der Bundesgesetzgebung; wird die Revision von einer Abteilung der Bundesversammlung beschlossen und stimmt die andere Abteilung nicht zu, oder wird sie von 50 000 Stimmberechtigten verlangt, so ist über die Frage, ob Revision stattfinden soll oder nicht, eine Volksabstimmung anzuordnen. Ergibt sich eine Mehrheit für die Revision, so sind beide Räte neu zu wählen, um die Revision vorzunehmen. Die revidierte Verfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit des Volkes und der Kantone angenommen ist. Eine Partialrevision von 1891 behielt obige Bestimmungen zwar bei, bezeichnete sie aber als Totalrevision, und führte für die Partialrevision, indem sie dafür den Weg der Bundesgesetzgebung fortbestehen ließ, daneben neu das Volksrecht der sogenannten Verfassungs-Initiative ein. Zu bemerken ist dabei, daß bei der formellen Totalrevision für die Bundesversammlung hinsichtlich des Inhaltes der Verfassungsänderung keine Schranke besteht, während andererseits keine positive Bestimmung besteht, nach der die 50 000 Postulanten für den Inhalt irgend eine Wegleitung geben könnten. — Die Verfassungsinitiative für Partialrevision besteht darin, daß 50 000 Stimmberechtigte Erlaß, Aufhebung oder Abänderung bestimmter Artikel der Bundesverfassung anbegehren können, und zwar in der Form der allgemeinen Anregung oder des ausgearbeiteten Entwurfes. Bei der Form der allgemeinen Anregung haben die Räte, wenn sie mit derselben einverstanden sind, die Partialrevision im Sinne der Initianten auszuarbeiten. Sind sie nicht einverstanden, so ist eine Volksabstimmung zu veranstalten. Stimmt die Volksmehrheit zu, so haben sie die Revision im Sinne des Volksbeschlusses an die Hand zu nehmen. Wird von den Initianten die Form des ausgearbeiteten Entwurfes gewählt, so kann die Bundesversammlung dessen Annahme oder Verwerfung beantragen oder einen eigenen Entwurf vorlegen. Angenommen ist eine Verfassungsänderung immer nur, wenn die Mehrheit des Volkes und der Stände ihr zugestimmt hat. Die Initianten können alle beliebigen Bestimmungen in ihren Vorschlag hineinbringen. Werden sie vom Volk und den Ständen angenommen, so sind sie Verfassungsrecht. Das scheint etwas weitgehend zu sein. — Die jetzt noch gültigen Bestimmungen, daß die Stimme eines Halbkantons als halbe Standesstimme gezählt wird, und daß das Ergebnis der Volksabstimmung in jedem Kanton als dessen Standesstimme gilt, waren in die Verfassung von 1874 neu aufgenommen worden.

Schluß.

Nach Art. 116 sind die Hauptsprachen der Schweiz die deutsche, französische und italienische (2 600 000, 800 000, 300 000 Einwohner), auch die Nationalsprachen des Bundes. Das Romanische dagegen (etwa 40 000 Einwohner im Kanton Graubünden) ist nicht eine offizielle Sprache des Bundes. Die Verfassung und die Gesetze werden in allen drei Nationalsprachen herausgegeben. Im Art. 107 ist bestimmt, daß bei der Wahl des Bundesgerichts darauf Bedacht genommen werden soll, daß alle drei Nationalsprachen vertreten seien. Die Kenntnis der drei Sprachen ist verhältnismäßig stark verbreitet. Bei den Verhandlungen der Bundesversammlung und des Bundesgerichts bedient sich jeder seiner eigenen Sprache, ohne daß eine Übersetzung nötig befunden würde. Von der italienischen Sprache wird hierbei seltener Gebrauch gemacht.

Bezüglich der in der Verfassung (bei den Obliegenheiten der Bundesversammlung und des Bundesrates) erwähnten Neutralität mag noch folgendes bemerkt werden: am Wiener Kongresse von 1815 ist die Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Neutralität der Schweiz von den Vertragsstaaten anerkannt und garantiert worden. Es sind daher die Staaten unter sich und gegenüber der Schweiz verpflichtet, sich an diese Zusicherungen zu halten, natürlich nur so lange, als die Schweiz selber die Neutralität bewahrt. Die Schweiz will in der Tat neutral sein. Das entspricht ihren Interessen und ihrer Stellung und ist in der Gesinnung des Volkes tief eingewurzelt. Es ist daher die Neutralität für die Schweiz eine Maxime ihres international politischen Verhaltens, in der Verfassung wie etwas Gegebenes und Selbstverständliches gewissermaßen vorausgesetzt. Aber die Maxime ist eine selbstgewollte. Aktuell wird die Neutralität im Falle eines Konfliktes unter dritten. Und in allen solchen Fällen ist seit Bestand des Bundesstaates, ja seit 1815, die Neutralität von der Schweiz beobachtet und von den auswärtigen Staaten respektiert worden. Im Übrigen hat die Schweiz die gleiche Freiheit wie jeder vollkommen souveräne Staat, sowohl bei Konflikten unter Dritten, als wenn sie selbst mit einem dritten Staate in Konflikt geriete.

Der Kampf zwischen der zentralistischen und der föderalistischen Richtung, der zu Zeiten ein Hauptelement des politischen Lebens gebildet hat, ist gegenwärtig mehr zur Ruhe gekommen. Das Volk in seinen breiten Schichten hat einsehen gelernt, daß die großen Staatsaufgaben nur vom Bunde richtig gelöst werden können. Jede Verfassungsrevision war ein Schritt zu weiterer Zentralisation. Andrerseits scheint der Fortbestand der Kantone auf lange hinaus gesichert zu sein. Diese dürften für eine Reihe staatlicher Funktionen, zumal wirtschaftlicher Natur, die geeigneten Organe sein; und die Verbindung von Gesamtstaat und Gliedstaaten gehört zum Wesen des Bundesstaates.

Unter der Herrschaft der gegenwärtigen Bundesverfassung ist die Vereinigung

der verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Sprachstämmen angehörenden Völkerschaften der Schweiz zu einer einheitlichen Nation, einem innerlich erstarkten, auswärts geachteten wirklich republikanisch-demokratischen Staatswesen in einer vor dem Bestehen des Bundesstaates ungeahnten Weise gefördert worden.

Alt-Bundesrat Dr. Emil Frey,

Direktor des internationalen Bureaus der Telegraphen-Union in Bern:

Die Entwicklung der vier internationalen Bureaus in Bern.

Es ist in der Schweiz ein Gegenstand nicht geringer Genugtuung, daß die vier ältesten und wohl auch wichtigsten internationalen Bureaus in der schweizerischen Bundesstadt ihren Sitz haben und daselbst unter der Oberaufsicht des schweizerischen Bundesrates ihrer Wirksamkeit obliegen. Denn es war offenbar ein Beweis ganz besonderer Achtung seitens der betreffenden Staaten, daß sie gerade ihr diese Ämter anvertrauten, die für den internationalen Verkehr trotz der Geräuschlosigkeit ihres Schaffens eine unbestritten große Bedeutung haben. Es sind dies das internationale Bureau der Telegraphen-Union, das internationale Bureau des Weltpostvereins, die internationalen Bureaus für gewerbliches, literarisches und künstlerisches Eigentum und das Zentralamt für internationalen Eisenbahntransport.

Vom völkerrechtlichen Standpunkt aus läßt sich sagen, daß diese vier Bureaus als ein Unikum in der Geschichte der Menschheit dastehen. Denn während die Nationen der zivilisierten Welt sich bis dahin begnügten, sich in Form von Verträgen gemeinschaftliche Gesetze zu geben, erblicken wir in den internationalen Bureaus die erste praktische Verwirklichung des Gedankens einer gemeinschaftlichen internationalen Verwaltung und es spricht für die hohe Weisheit der Begründer der ältesten jener vier Verbindungen, der Telegraphen-Union, daß sie ihrer zentralen Verwaltung eine Organisation zu geben verstanden, die ihr trotz allerhand gefährlicher Klippen erlaubt, ihrem Zwecke ohne Friktionen zu dienen. Sie ist darum auch für die zweitälteste und wichtigste Union, den Weltpostverein, vorbildlich gewesen.

Das internationale Bureau des W e l t p o s t v e r e i n s — um mit der

umfassendsten, dem großen Publikum am nächsten liegenden und darum auch wichtigsten Union zu beginnen — wurde am 15. September 1875 ins Leben gerufen, nachdem der Weltpostverein selber im Jahre 1874 im alten Standesrathaus zu Bern gegründet worden war. Der Hauptförderer des großen Gedankens war der deutsche Generalpostmeister von Stephan. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den internationalen Vereinigungen der Weltpostverein die größte Popularität genießt. Er überragt die anderen an Umfang und volkswirtschaftlicher Bedeutung, und seine Wirkungen erstrecken sich bis auf die einfachste Hütte. Ihm gehören alle Länder der zivilisierten Welt an, mit Ausnahme von Abessinien, Afghanistan, China und Marokko, und die großartigen Erleichterungen, die er im Postverkehr eingeführt hat, haben die Bewohner der ganzen Erde in einem Grade einander näher gebracht, wie es selbst dem Telegraphen und dem Dampfroß nicht gelungen ist und bis auf weiteres auch dem Luftschiff nicht gelingen wird.

Vor der Gründung des Weltpostvereins wurden die internationalen Beziehungen durch besondere Verträge zwischen den Staaten geregelt, die aber keineswegs auf gleichen Grundlagen beruhten, weder mit Bezug auf das Gewicht der Briefe, noch hinsichtlich des Portos. Gewöhnlich setzte sich die Taxe eines Briefes nach dem Auslande zusammen aus der Taxe des Ursprungslandes, der Taxe eines jeden Durchgangslandes, der Taxe des Bestimmungslandes und eventuell der Taxe für den Transport über das Meer. Auf diese Weise hing die Taxe ab von dem Wege, den der Brief einschlug. Ein Brief von Deutschland nach Rom kostete über die Schweiz 68 Pfg., über Genua 90 Pfg., über Österreich 40 Pfg., und über Frankreich 85 Pfg. Der Fall komplizierte sich, wenn der Brief die Reise über das Meer machen mußte; ein Brief von Berlin nach der Südwestküste von Süd-Amerika kostete ein Porto von 248 Pfg. Natürlich konnte unter solchen Umständen keine Rede davon sein, seine Briefe einfach in die Brieflade zu werfen; der Absender mußte sich damit auf das Postbureau begeben, wo man ihm nach oft ziemlich weitläufigen Berechnungen den Betrag angab, den er zu bezahlen hatte. Oft kam es auch vor, daß man ihm die Auskunft nicht gab. Mein Kollege Hr. Alt-Bundesrat Ruffy, der gegenwärtige Direktor des internationalen Bureaus des Weltpostvereins, erzählt die folgende Anekdote, die ihm von unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Ministerialrate Ritter von Stibral von Wien, berichtet worden ist. Ein Mann vom Lande schreibt seinem Neffen in Amerika einen Brief und trägt ihn auf das Postbureau, um zu erfragen, was das Porto ausmache. Der Postangestellte aber hat keine Lust, sich der mühseligen Rechnung zu unterziehen, und gibt sich alle Mühe, dem Manne die Sache auszureden. Er stellt ihm vor, wie wenig der Brief Aussicht habe, an seine Adresse zu gelangen; zuerst die Gefahr eines Schiffbruches, sodann, für den Fall, daß der Brief Amerika erreiche, die Gefahr, daß er in die Hände der wilden Indianer falle.

Haben Sie nicht einen anderen Verwandten, dem man den Brief schicken könnte? frägt der Postangestellte. Doch, antwortete der Bauer, ich habe noch einen Neffen in Dresden. Gut, meint der Beamte, dem wollen wir den Brief schicken, und das kostet bloß einen Silbergroschen.

Noch wurde die Einheit des Briefportos durch den Berner Kongreß vom Jahre 1875 nicht hergestellt; man beschränkte sich auf die Festsetzung eines Maximums von 32 und eines Minimums von 20 cts. als Porto für den einfachen Brief. Erst drei Jahre später wurde durch die Konferenz von Paris das Einheitsporto von 25 cts. beschlossen, wohl die bedeutsamste Maßnahme der Postunion. Von nun an war es möglich, daß der erste beste seinen Brief, mit einer Briefmarke von 25 cts. versehen, in den ersten besten Briefkasten werfen konnte, mit der zuversichtlichen Gewißheit, daß er mittelst dieser minimen Taxe bis ans andere Ende der Welt gehen und dem Adressaten in das Haus geliefert werde.

Eine lange Reihe von Verbesserungen folgte, Schritt für Schritt von den Kongressen eingeführt, die in Lissabon, Wien, Washington und Rom stattfanden. Dabei wurde mit großer Vorsicht verfahren, und in vielen Fällen behalf man sich damit, daß die Neuerungen vorerst fakultativ eingeführt wurden, um erst dann für alle Staaten obligatorisch gemacht zu werden, nachdem sie sich bewährt hatten.

Eine der fruchtbarsten Maßregeln der Postunion war die Gründung des internationalen Bureaus. Es ist das Zentralorgan der Union, gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Verwaltungen, und seine Kompetenzen, die im Wesentlichen mit denen des internationalen Bureaus der Telegraphenunion sich decken, sind sehr zahlreich. Vor allen Dingen soll es die Arbeit der periodischen Kongresse und Konferenzen vorbereiten und zu diesem Zwecke die Anträge der verschiedenen Verwaltungen sammeln und ordnen und den Verwaltungen zur Kenntnis bringen. Für den Kongreß von Rom stellte sich diese Arbeit dar in einem Bande von 443 Quartseiten mit Supplement. Die Verhandlungen und Ergebnisse der Konferenzen werden vom Bureau ebenfalls veröffentlicht. Auch in der Zwischenzeit können die Verwaltungen durch Vermittlung des Bureaus Änderungen der Konvention und des Dienstreglements vorschlagen. Das internationale Bureau unterbreitet in diesem Falle die Vorschläge der Prüfung der Verwaltungen, nimmt deren Bemerkungen und Gegenvorschläge entgegen, leitet die Abstimmung, veröffentlicht deren Ergebnis und den Tag der Inkraftsetzung der neuen Bestimmungen.

Daneben werden dem Bureau öfters seitens der Verwaltungen Streitfälle, die sich zwischen den einzelnen Verwaltungen erhoben haben, zum Entscheid unterbreitet. Seit dem Bestehen des Bureaus ist dies in 12 Fällen geschehen. Das Bureau veröffentlicht ein Verzeichnis der Postbureaus der Welt, eine jährliche allgemeine Statistik und eine monatliche Zeitschrift. Auch liegt dem Bureau die Liquidation der Abrechnungen zwischen denjenigen Verwaltungen ob, die zu

diesem Zwecke seine Vermittlung verlangt haben. Dabei geht es in ähnlicher Weise vor, wie das Clearinghouse im privaten Geschäftsverkehr.

Die Postunion wird nicht stille stehen in ihrer Entwicklung; weitere Verbesserungen und Erleichterungen des Publikums sind in Sicht, und Herr Direktor Ruffy ist der Ansicht, daß ohne allzugroße Kühnheit die Prophezeiung gewagt werden dürfe, daß in nicht allzu ferner Zeit eines Tages die Pennypost auf der ganzen Welt ihren Einzug halten werde.

Zwanzig Jahre vor der Postunion wurde in Paris im Jahre 1865 von 20 Staaten die Telegraphenunion gegründet. Heute umfaßt sie 49 Staaten mit nahezu einer Milliarde Einwohner d. h. alle Staaten der zivilisierten Welt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, Kanadas, Mexikos, einiger Republiken von Zentral- und Südamerika und Chinas. Außerdem sind der Union beigetreten oder unterziehen sich ihren reglementarischen Bestimmungen 34 große Kabelgesellschaften mit einem Riesennetze unterseeischer Kabel in der Gesamtlänge von 425 860 Kilometer. Die heutige vertragliche Grundlage der Union bilden die Konvention von St. Petersburg, die im Jahre 1875 abgeschlossen wurde, und ein Dienstreglement, dessen letzte Revision aus den Beratungen der internationalen Telegraphenkonferenz hervorgegangen ist, die im Jahre 1908 zu Lissabon stattgefunden und nicht weniger als 6 Wochen gedauert hat.

Die Konvention, die gewissermaßen die Verfassung der Union ist, stellt die allgemeinen Bedingungen für die internationale Telegraphie fest: das Recht für jedermann, mittelst der internationalen Telegraphen zu korrespondieren; die Verpflichtung des Staates, das Geheimnis der Korrespondenzen zu wahren; ferner die Verpflichtung des Staates, für den internationalen Telegraphendienst besondere Leitungen zu verwenden; das Recht eines jeden Staates, die Beförderung einzelner Telegramme zu verhindern und überhaupt den ganzen internationalen Telegraphendienst auf unbestimmte Zeit einzustellen etc. Das Dienstreglement ordnet in mehreren hundert Artikeln den gesamten internationalen Telegraphen- und Telephondienst, von der Aufgabe des Telegramms bis zu dessen Zustellung an den Empfänger. Dieses Reglement ist obligatorisch für alle Vertragsstaaten. Die Folge davon ist, daß die internationale Telegraphie und Telephonie sich in der großen Mehrzahl der Staaten bis in alle Einzelheiten gleichförmig vollziehen.

Das amtliche Zentralorgan der Union ist das internationale Bureau der Telegraphenunion. Seine Attributionen sind im wesentlichen dieselben, wie diejenigen des internationalen Bureaus der Postunion, die diese, als die spätere, in ihre Konvention aufgenommen hat. Es bereitet die Arbeiten der Konferenzen vor, gibt deren Beratungen und Resultate bekannt, veröffentlicht eine Welttelegraphenkarte in verschiedenen Maßstäben, redigiert eine wissenschaftliche Zeit-

schrift, die jährliche Statistik, teilt den Verwaltungen, zum Teil auf telegraphischem Wege, die Eröffnung neuer Bureaus, die Änderung von Taxen und Tarifen, die Unterbrechungen von Telegraphenlinien und Kabelleitungen usw. mit und ist die Zentralstelle für das ungemein verwickelte und schwierige Gebiet des Tarifwesens; denn in seinen Händen laufen die Fäden zusammen, welche die in die Tausende gehenden fortwährenden Änderungen der Telegraphentaxen der Welt miteinander verbinden. Das internationale Bureau sorgt dafür, daß diese Änderungen den Verwaltungen jeweilen zur Kenntnis gebracht werden und erleichtert diesen durch zahlreiche periodische Veröffentlichungen die Kenntnis der die ganze Welt umspannenden Telegraphentarife.

Das Tarifrecht der internationalen Telegraphenunion beruht auf den Terminal- und den Durchgangsgebühren einerseits und der Anwendung des sogenannten Normalweges anderseits. Während die Terminal- und Durchgangsgebühren anfänglich sehr hohe waren, betragen sie nach dem neuesten Reglemente für die größeren Staaten 9 cts., resp. 7 cts. per Wort und für die kleineren 6 cts., resp. $3^1/_2$ cts. per Wort. Der Normalweg ist derjenige, der bei der Anwendung der reglementarischen Grundgebühren den niedrigsten Betrag ergibt. Um aber den Verkehr auch anderen Wegen zu gleichen Taxen zu öffnen, können die Durchgangstaxen dieser Länder derart reduziert werden, daß sie in ihrem Gesamtbetrag nicht höher stehen, als die Gesamttaxe des Normalweges. Aber ein weitergehender Wettbewerb ist durch das Reglement verboten. Natürlich sind nun die Abänderungen der Grundgebühren zum Zwecke der Gleichstellung der Gesamttaxe mit der Gesamttaxe des Normalweges äußerst zahlreich. So hat beispielsweise Deutschland, dessen elementare Durchgangstaxe, wie wir sahen, im europäischen Vorschriftenbereich 7 cts. beträgt, diese Taxe für eine große Anzahl von Verkehrsverbindungen auf $6^1/_2$, 6, 5, $4^1/_2$, 4 und $3^1/_2$ cts. reduziert, um bei dem allgemeinen Telegraphenverkehr mit den übrigen Staaten konkurrieren zu können. Im europäischen Vorschriftenbereich allein bestehen zwischen den verschiedenen Ländern nicht weniger als 622 Telegraphentaxen, von denen viele gleiche Beträge aufweisen, aber sehr verschiedentlich zusammengesetzt sind. Die Zahl der Wege, für welche diese Taxen anwendbar sind, kann auf ca. 1600 geschätzt werden. Im außereuropäischen Vorschriftenbereich sind die Kombinationen natürlich nicht weniger zahlreich. Sie sind in Folge der steten Vermehrung der Kabel- und Landverbindungen fortwährenden Änderungen unterworfen, und da die Zusammenstellung, Vereinigung und Veröffentlichung der Tarife Sache des internationalen Bureaus ist, so ist leicht zu ermessen, welche Arbeit ihm damit erwächst, eine Arbeit, die überhaupt nur von einem Beamten bewältigt werden kann, der die ganze Tariffrage vollkommen beherrscht. Es kostete 1855 ein Telegramm von 20 Worten von Bern nach Berlin fr. 15.—; heute kostet es fr. 2.50; ein Telegramm von Bern nach St. Petersburg kostete 1855 fr. 35.—; heute fr. 8.60. Zwischen Bern und Bombay ist die Taxe für ein Telegramm von 20 Worten in diesem Zeitraum nach

und nach von 100 auf 50 fr. ermäßigt worden, und zwischen Bern und Newyork gar von 510 auf 30 fr.

Das internationale Bureau der Telegraphen-Union ist ebenfalls Centralamt für die Radiotelegraphie und umfaßt zu diesem Zwecke eine besondere Abteilung. Der Vertrag ist in Berlin im Jahre 1906 zwischen 27 Staaten vereinbart worden und am 1. Juli 1908 in Kraft getreten; in London ist er inzwischen im Jahre 1912 revidiert worden und in der neuen Fassung am 1. Juli dieses Jahres in Kraft getreten. Unterzeichnet haben den neuen Vertrag bereits die Vertreter von 43 Staaten. Er regelt den Verkehr zwischen den Küstenstationen und den Schiffen in See einerseits und zwischen den letztern anderseits. Schon der alte Vertrag hatte den Bestrebungen von privater Seite, die Funkentelegraphie zu monopolisieren, einen Riegel vorgeschoben, indem er den Satz aufstellte, daß die Stationen auf dem Festlande wie auch die Stationen auf den Schiffen ohne Unterschied des von ihnen benützten Funkentelegraphensystems zum wechselseitigen Austausch von Funkentelegrammen verpflichtet sind. Auch von den Funkentelegraphenstationen gibt das internationale Bureau ein Verzeichnis heraus, das zudem alle für die Annahme und Beförderung von Funkentelegrammen nötigen Angaben enthält. Sodann veröffentlicht es ein alphabetisches Verzeichnis der Rufzeichen, eine jährliche Statistik der Radiotelegraphie und eine radiotelegraphische Weltkarte und ist sonst vielfach bemüht, durch anderweitige Veröffentlichungen den Dienst der Radiotelegraphie zu erleichtern und zu fördern.

Für die kolossale Entwicklung der Radiotelegraphie spricht die Tatsache, daß zur Zeit des Inkrafttretens des Berliner Vertrages 493 Stationen beim internationalen Bureau angemeldet waren, während es beim Inkrafttreten des Londoner Vertrages ihrer 3640 waren.

Als drittes internationales Bureau reihte sich vorerst in bescheidener Weise das Ende 1884 in Funktion getretene Amt zum Schutze des gewerblichen Eigentums an, das in der am 20. März 1883 in Paris unterzeichneten Übereinkunft vorgesehen war; diese Union hat sich sehr entwickelt und umfaßt heute 22 Staaten. Schon drei Jahre nachher gesellte sich zu dem Amte das zu Beginn des Jahres 1888 errichtete Amt zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigentums, dem die sogenannte Berner Übereinkunft vom 9. September 1886 zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst zu Gevatter gestanden war, welche bis jetzt von 16 Staaten unterzeichnet worden ist. Aus Ersparnisgründen wurden die beiden Ämter unter der gleichen Direktion als „internationales Bureau zum Schutze des geistigen Eigentums" vereinigt. Die Vertragsstaaten sichern sich gegenseitig durch gewisse Vorschriften und Bedingungen den Schutz der Erfindungspatente, der Fabrikmarken, der Handelsnamen und der auf dem Gebiete der Union zum ersten Mal publizierten Werke zu. Das Bureau führt das internationale Register der Fabrikmarken und veröffentlicht

zwei Monatszeitschriften, „Le Droit de l'Auteur" und „La Propriété industrielle", letztere mit periodischen Supplementen, in welchen das Verzeichnis der Fabrikmarken nachgeführt wird. Eine Hauptbeschäftigung des Bureaus besteht darin, daß es den Staatsverwaltungen sowohl wie den Privaten ausgiebige Auskunft über alle Fragen gibt, die in seinem Bereiche liegen, verbunden mit allfälligen Ratschlägen, die sehr geschätzt sind.

Das seiner Entstehung nach jüngste internationale Bureau in Bern ist das Centralamt für internationalen Eisenbahntransport. Auch das internationale Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr hat seine Geburtsstätte in der Schweiz. Als die eidgenössischen Räte im Jahre 1874 im Begriff standen, in die Beratung des Entwurfs eines neuen Eisenbahntransportgesetzes einzutreten, stellten zwei Juristen aus ihrer Mitte den Antrag, daß vor der Beratung des Entwurfs mit den benachbarten Staaten über die einheitliche Gestaltung der hauptsächlichsten in Betracht fallenden Bestimmungen verhandelt werde. Die Bundesversammlung ging zwar auf den Gedanken der Verschiebung nicht ein, aber sie veranlaßte den Bundesrat, im Sinne der Antragsteller internationale Verhandlungen anzuknüpfen. Nach mehreren Konferenzen, die in Bern stattfanden, und nach schwierigen Unterhandlungen kam endlich im Jahre 1886 ein Übereinkommen zustande, das am 1. Januar 1893 in Kraft trat. Dadurch, daß ein jeder vertragschließende Staat für sein Gebiet den Inhalt des Übereinkommens zum Gesetz erhoben hat, besteht nun über diese wichtige Materie des internationalen Rechts, das internationale Transportrecht, eine einheitliche, in sich geschlossene Kodifikation, die erste und bisher wohl die einzige dieser Art. Die weittragenden Vorteile, welche das Übereinkommen vor allen Dingen dem Handel bieten, liegen auf der Hand. Dem Vertrage sind 16 Staaten beigetreten, mit einer Eisenbahnstreckenlänge, welche im Jahre 1912 157 608 Kilometer betrug.

Das Centralamt in Bern beruht in seiner Organisation ungefähr auf denselben Grundlagen wie die übrigen internationalen Bureaus, von denen hier die Rede gewesen ist. Darüber hinaus besitzt es aber ziemlich weitgehende richterliche Kompetenzen. Bei Regulierung der aus dem internationalen Verkehr herrührenden Forderungen soll das Amt auf Verlangen jeder Eisenbahnverwaltung als Vermittler und Schiedsrichter dienen. Das Schiedsgericht besteht aus dem Direktor des Amtes und zwei vom schweizerischen Bundesrat erwählten Beisitzern. Für die Einziehung unbezahlt gebliebener Forderungen ist von den Vertragsstaaten ein Verfahren aufgestellt worden, in welchem dem Zentralamte eine maßgebende Rolle zugewiesen wird. Daneben hat das Zentralamt die Befugnis, den vertragschließenden Staaten den Zusammentritt einer neuen Konferenz vorzuschlagen. Gleich den übrigen Bureaus veröffentlicht es eine Fachzeitschrift, die monatlich erscheint.

Ich komme zum Schluß. Die Wirksamkeit der internationalen Bureaus in

Bern beruht auf dem unbeschränkten Vertrauen der Staatsverwaltungen. Diese Bureaus stellen sich demgemäß dar als internationale Vertrauensposten ersten Ranges, und obgleich ihnen, abgesehen von ihrem inneren Betriebe, keine oder nur vereinzelte entscheidende Kompetenzen zukommen, bildet ihre das ganze umfassende Tätigkeit, bilden ihre amtlichen Notifikationen, Zirkulare und sonstigen Dokumente neben den Staatsverträgen die unentbehrliche Grundlage des internationalen Verkehrs.

Oberstleutnant Feldmann (Bern): Vom schweizerischen Milizheer.

Über das Milizsystem herrschen in den die Schweiz umgebenden Großstaaten noch vielerorts Vorstellungen, die für diese Art der Organisation der Wehrmacht wenig schmeichelhaft sind. Man stellt sich unter Miliz eine Art Bürgergarde vor, der jede Feldtüchtigkeit abgeht, da sie eine ungenügend ausgebildete und schlecht organisierte Truppe darstelle. So wurde noch während der letzten Verhandlungen des deutschen Reichstages über die neue Wehrvorlage von dem „losen Gefüge der Miliz" gesprochen. Jeder Kenner der Verhältnisse wird zugeben, daß ein solches Urteil, soweit es auf das schweizerische Milizheer Anwendung finden soll, als oberflächlich und unrichtig bezeichnet werden kann.

Jeder Staat organisiert das Heer seinen kulturellen, politischen und finanziellen Verhältnissen entsprechend. Für die Schweiz ist die Aufstellung eines stehenden Heeres unmöglich. Es geht nicht an, bei den schwierigen Lebensbedingungen ihrer Bewohner eine große Zahl kräftiger Volkselemente längere Zeit dem bürgerlichen Leben zu entziehen. Zudem kann sich die Schweiz infolge ihrer völkerrechtlichen Stellung als neutraler Staat darauf beschränken, ihre Wehrmacht in erster Linie für die Behauptung ihrer politischen Unabhängigkeit zu organisieren.

„Wenn die Eidgenossenschaft in einen Krieg verwickelt wird, so muß derselbe mit der äußersten Kraftanstrengung geführt werden; jeder, der eine Waffe tragen kann, hat zur Verteidigung des Vaterlandes mitzuwirken, und das Bewußtsein dieser Pflicht, das glücklicherweise in unserem Lande besteht, soll in keiner Weise getrübt werden." (Bundesrat Welti in seinem Gutachten über die Brüsseler Konferenz, 1875) diese Auffassung von der Wichtigkeit einer

für den Krieg organisierten und ausgebildeten Wehrmacht herrscht heute noch im Schweizervolke, am 3. November 1907 hat es sich in der denkwürdigen Volksabstimmung eine neue Wehrverfassung gegeben. In Ausführung der darin niedergelegten Grundsätze beschloß die Bundesversammlung eine neue Truppenordnung, die 1912 in Kraft getreten ist.

Die Grundlage des neuen Wehrgesetzes ist die seit Jahrhunderten in der Schweiz bestehende allgemeine Wehrpflicht und zwar in dem Sinne, daß sie tatsächlich auch durchgeführt wird, d. h. alle für den Wehrdienst tauglichen Leute werden auch ausgebildet.

Das Gesetz kennt 3 Heeresklassen:

a. Auszug (Wehrmänner des 20.—32. Altersjahres)

b. Landwehr (Wehrmänner des 33.—40. Altersjahres)

c. Landsturm (Wehrmänner des 21.— 48. Altersjahres);

Für die eigentlichen Operationen ist in erster Linie die Feldarmee bestimmt, sie besteht daher aus den beweglichsten Teilen des Heeres, den Mannschaften des Auszuges. Die Landwehr gehört nicht zu den Kampftruppen der Heereseinheiten, sondern steht als Armeetruppe direkt zur Verfügung des Oberbefehlshabers.

Der Landsturm ist durch das neue Wehrgesetz zu einer besondern Heeresklasse geworden und besteht nur aus ausgebildeten Mannschaften. Dies bedeutet einen Fortschritt gegenüber der frühern Organisation.

Die Elemente des Heeres sind die Kommandostäbe, der Generalstab, die Truppengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Festungstruppen, Sanitätstruppen, Veterinärtruppen, Traintruppen), die Dienstzweige und die Hilfsdienste.

Die Armee wird eingeteilt in Truppeneinheiten (Kompagnie, Schwadron, Batterie u. s. w.) Truppenkörper (Bataillon, Abteilung, Reg., Brigade) und Heereseinheiten (Division).

Der Generalstab besteht aus dem Generalstabskorps und den Eisenbahnoffizieren. In das Generalstabskorps werden nur Offiziere aufgenommen, die eine Generalstabsschule I mit Erfolg bestanden haben. Es müssen Hauptleute sein oder Oberleutnants, die die Bedingungen zum Hauptmann erfüllt haben. Sie haben Gelegenheit in Kursen und Schulen auch die andern Truppengattungen kennen zu lernen. Um die Fühlung mit dem praktischen Truppendienst aufrecht zu erhalten — was bei einer Milizarmee besonders wichtig ist, — sollen die Generalstabsoffiziere ein ihrem Grade entsprechendes Truppenkommando führen können.

An der Spitze des Generalstabes steht der Chef der Generalstabsabteilung. Eine Anzahl höherer Offiziere, die stets im Dienste sind, stehen zu seiner

Verfügung und werden auch für den Unterricht in den Generalstabskursen verwendet.

Bei der Infanterie sind als Neuerungen zu erwähnen: Die Zuteilung von Mitrailleurkompagnien zu den Divisionen und die Bildung von Gebirgstruppen. Die Wichtigkeit der Kenntnis des Gebirgskrieges für wenigstens Teile der Schweizerarmee ist einleuchtend. Die in den letzten Jahrzehnten verbesserte Gangbarkeit des Gebirges durch die vermehrten Kommunikationen und Unterkunftsmöglichkeiten läßt mehr als früher die Benutzung der Alpen als Operationsgebiet erwarten. Aber auch im Jura werden Gebirgstruppen sich sehr gut verwenden lassen. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß die Gebirgstruppen den Divisionen eingegliedert bleiben müssen; denn so wird für sie die Gefahr, einseitig zu werden, vermieden, und sie treten nicht aus dem allgemeinen Rahmen der Armee hinaus.

Die Divisionen sind so organisiert, daß sie unter Ausnützung des stark entwickelten Eisenbahnnetzes für die Friedensübungen und für die Mobilmachung rasch zusammengezogen werden können und der leichte Abtransport nach den verschiedenen Fronten möglich ist.

Die Division ist operative Einheit; sie muß demnach mit technischen Truppen Munitionskolonnen, Sanitätstruppen, Verpflegungskolonnen, zur Sicherstellung des Rück- und Nachschubs, so ausgestattet sein, daß sie auch eine Operation von längerer Dauer selbständig durchführen kann. Sie besteht aus 3 Infanteriebrigaden (5—6 Bataillone), 1 Radfahrerkompagnie, 1 Infanterie-Mitrailleur-Abteilung (3 Kompagnien), 1 Guidenabteilung (2 Schwadronen), 1 Artilleriebrigade (2 Regimenter, 4 Abteilungen, 12 Batterien Feldartillerie, 1 Haubitz-Abteilung zu 2 Batterien), 1 Divisionspark (2 Abteilungen zu 3 Kompagnien und 1 Haubitz-Parkkompagnie), 1 Telegraphen-Pionierkompagnie, 1 Sappeurbataillon (4 Kompagnien), 1 Divisionsbrückentrain, 1 Sanitäts-Abteilung (6 Sanitätskompagnien), 1 Verpflegungs-Abteilung (2 Kompagnien).

Bei einer Division mit Gebirgsbrigade tritt diese an Stelle der 3. Infanteriebrigade, die 3. Kompagnie der Infanterie-Mitrailleur-Abteilung ist eine Gebirgsmitrailleurkompagnie. Zu der Artilleriebrigade gehört noch eine Gebirgsartillerieabteilung mit 2—3 Batterien. Der Divisionspark ist vermehrt durch die Saumparkabteilung zu 2 Munitions-Saumkolonnen, 2 Verpflegungs-Saumkolonnen und 1 Gebirgs-Parkkompagnie. Die 4. Kompagnie des Sappeurbataillons wird Gebirgs-Sappeurkompagnie mit Signal-Pionierzug, die fünfte und sechste Sanitätskompagnie bilden die Gebirgs-Sanitätsabteilung.

Neben den Divisionen sind noch „Armeetruppen" gebildet worden, die zur Verfügung des Oberbefehlshabers stehen. Dazu gehören hauptsächlich die vier Kavalleriebrigaden mit vier reitenden Mitrailleurkompagnien, die Fußartillerie, der größere Teil des schweren Brückentrains, ferner einige Formationen der Genie-, Verpflegungs- und Traintruppen.

Der Ausbildung des Heeres wird naturgemäß die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ist in den Rekrutenschulen in den Händen von Berufsoffizieren; in den Wiederholungskursen tragen die Truppenoffiziere die Verantwortung für die Ausbildung ihrer Truppeneinheiten und Truppenkörper. Die oberste militärische Behörde, das Schweizerische Militärdepartement, hat am 27. Februar 1908 in dem Erlaß „Ausbildungsziele" die Grundsätze dargelegt, nach denen das schweizerische Milizheer ausgebildet werden soll. Wer sich ein Urteil bilden will über die Auffassung des Dienstes überhaupt, wird in diesem bedeutsamen Erlaß genügend orientiert werden. Es lohnt sich einige Sätze aus diesem wichtigen Aktenstücke wiederzugeben. Nachdem darauf hingewiesen worden ist, daß nur ein Volk, das „kerngesund, opferfreudig und von patriotischer Gesinnung" erfüllt ist, einen Krieg — die schwerste Belastungsprobe für seine Kraft — bestehen kann, daß Volk und Armee „eins und einig" sein müssen, werden als vornehmste Ziele jeder Ausbildung bezeichnet:

1. Die Herbeiführung von Sicherheit bei den Wehrmännern aller Grade in dem, was jeder in seiner Stellung wissen und können muß, um im Kriege nicht nur auf Befehl, sondern auch aus eigener Initiative mit Selbstvertrauen und richtig handeln zu können.

2. Die Schaffung einer Autorität der Vorgesetzten, die in allen Lagen standhält.

3. Die Weckung und Pflege der Dienstfreudigkeit und des Vertrauens in die Tüchtigkeit unseres vaterländischen Wehrwesens.

Nur wenn diese Ziele mit einander angestrebt werden, kann mit dem Milizsystem ein kriegstüchtiges Heer geschaffen werden. Die Autorität beruht bei dem heutigen Kulturzustand nicht mehr auf Gesetz und Vorschrift allein, sondern ebenso sehr auf der Persönlichkeit des Vorgesetzten und auf der Art und Weise, wie dieser seine Autorität zur Geltung bringt. Der Offizier darf nicht vergessen, daß seine Stellung als Höherstehender in seinem ganzen Wesen und Benehmen zutage treten muß. Roheit der Sprache, verletzende Behandlung der unter ihm Stehenden, gewissermaßen Wehrlosen, beweisen Roheit der Gesinnung und Mangel an jener Bildung des Geistes und des Charakters, die den Offizier zieren soll.

Diese Betonung des psychologischen Momentes ist für die Ausbildung eines jeden Heeres wichtig, besonders aber in einer kleinen Milizarmee; denn es müssen dabei Faktoren in Berücksichtigung gezogen werden, die bei andern Heeren nicht so sehr hervortreten. Ohne den durchschnittlich guten Bildungsgrad der Rekruten und eine kräftige Einwirkung auf die Charakterbildung der Offiziere würden bei der kurzen Ausbildungszeit (je nach der Truppengattung 65—90 Tage nur mangelhafte Resultate erzielt werden können. Der Unterricht muß naturgemäß einfach und praktisch sein und sich auf das Wesentliche beschränken. Der Rekrut soll zum Soldaten „erzogen" werden, dann hat er auch den

festen Willen, sein Bestes zu leisten. „Voll Freude am Soldatenhandwerk und an hoher Leistung, vertrauend auf ihre Vorgesetzten, mit warmem Sinn und warmem Herzen, gekräftigt an Leib und Seele, so sollen unsere Rekruten nach Hause zurückkehren, zur Freude ihrer Angehörigen, ein ehrendes Zeugnis für diejenigen, die sie erzogen haben." Mit diesen Worten schließt der Abschnitt der „Ausbildungsziele" über die Rekrutenerziehung.

Die Soldaten haben 7 Wiederholungskurse zu bestehen, die jährlich 2 Wochen dauern. Wer zum Unteroffizier vorgeschlagen wird, hat eine Unteroffizierschule und später eine Rekrutenschule im neuen Grade zu bestehen. Je höher der Grad, desto mehr Dienst.

Ein Soldat hat bei der Infanterie wenigstens 153 Tage, ein Korporal 238 Tage, der Feldweibel 347 Tage Dienst zu leisten, bei der Kavallerie 178, 303 und 404 Tage, bei der Artillerie 184, 294 und 457 Tage. Die Offiziere haben nach der Ausbildung zum Unteroffizier eine Aspirantenschule von 80—105 Tagen zu bestehen. Ein Infanterieleutnant hat wenigstens 402, ein Hauptmann 588 Diensttage, bei der Kavallerie haben diese Offiziere 427 resp. 635, bei der Artillerie 480 bezw. 705 Tage Dienst zu leisten. Kommandierung zu Kursen anderer Waffen, Spezialdienste, Studium der Kriegswissenschaften in der Zwischenzeit und die jeweiligen Vorbereitungen für den bevorstehenden Dienst sollen dazu dienen, die Ausbildung des Offiziers zu fördern; daneben werden durch die Bundesversammlung Schießschulen, technische und taktische Kurse angeordnet, die Armeekorps- und Divisionskommandanten leiten Übungen ihrer Stäbe.

So zeigt sich in der schweizerischen Armee ernsthafte Arbeit. Unter genauer Ausnützung der verfügbaren Zeit und mit straffer Anspannung der körperlichen und seelischen Kräfte werden jährlich Tausende von Rekruten der Armee zugeführt, die 7 jüngeren Jahrgänge des Auszuges werden jedes Jahr in die Wiederholungskurse einberufen, die Offiziere absolvieren außerdem ihre Schulen und Kurse.

Das Gesamtbild der Entwicklung des Heeres in den letzten Jahren kann man im allgemeinen als ein erfreuliches bezeichnen. Mängel und Schwächen sind selbstredend noch vorhanden, den Behörden und einsichtigen Führern ist dies keineswegs verborgen; getragen von dem festen Willen des Volkes, keine Lasten und Anstrengungen zur Wahrung der Unabhängigkeit des Vaterlandes zu scheuen, sind sie bestrebt, eine Armee zu schaffen, mit der ein Gegner zu rechnen haben wird und die auch im Kriege sich bewähren soll.

Diese Armee ist auch stets bereit und kann in kurzer Zeit mobilisiert werden; denn im Gegensatz zu andern Staaten wird die Bewaffnung und persönliche Ausrüstung von dem Schweizer Wehrmann zu Hause aufbewahrt, der verpflichtet ist, sie in gutem Zustande zu erhalten. Bei der Entlassung aus der Wehrpflicht behält er Waffen und Bekleidung als persönliches Eigentum.

Das Bild von dem Schweizerheer wäre unvollständig, wenn man nicht auf die Bemühungen hinweisen würde, die Jugend auf den Wehrdienst vorzubereiten

und auf die Tätigkeit der freiwilligen Schießvereine. So haben 1911 rund 30 000 junge Leute an den Übungen des militärischen Vorunterrichtes der Kadettenkorps und der Jungschützen teilgenommen. Der Bund liefert Waffen, Munition und die nötige Ausrüstung. Immer mehr wird diese Gelegenheit ausgenützt, die den Knaben und Jünglingen einige Schießfertigkeit, Übungen im Marschieren und eine willige und freudige Unterordnung unter militärische Disziplin beibringt und sie körperlich kräftigt. Zudem schreibt das Wehrgesetz obligatorischen Turnunterricht im schulpflichtigen Alter vor.

Für die Schießübungen der Schützenvereine hat der Bund im Jahre 1911 552 000 Franken als Beiträge ausgelegt. Diese Summe wurde an 3957 Vereine mit über 220 000 Schützen ausbezahlt. Schützenmeisterkurse, die der Bund veranstaltet, sollen den Vereinen Leiter heranbilden, die die Schießübungen immer feldmäßiger gestalten und den Mitgliedern an die Hand gehen. Dafür wurden an Schießoffiziere und solche Kurse 73 000 Franken ausgelegt.

So kann man in der Tat von einem Volk in Waffen sprechen, das gewillt ist, bei aller Betonung seiner friedfertigen Gesinnung, die es schon genügend zeigen konnte, kraftvoll einzustehen für die Ehre des Landes, und das mit seiner Milizarmee die Behauptung der Unabhängigkeit wird durchzuführen wissen.

Landammann Eduard Blumer (Schwanden, Glarus): Die schweizerischen Landsgemeinden.

Wenn Napoleon auf der Höhe seiner Macht, in einer Zeit, da er den schweizerischen Volksstaat nach Belieben zertrümmern konnte, von den Landsgemeindedemokratien sagte: ce sont eux, ce sont leurs formes de gouvernement qui vous distinguent dans le monde, qui vous rendent intéressants aux yeux de l'Europe, und wenn er aus Hochachtung vor diesen Demokratien den Selbständigkeits- und Unabhängigkeitssinn dieser Völkerschaften am Nordabhang der Alpen schonte, so war dies einem Gefühle entsprungen, das die Mit- und Nachwelt mit Napoleon geteilt hat. Die schweizerischen Landsgemeinden sind das Ideal der Demokratie, sie sind umgeben von einem seltenen Zauber der Poesie, sie sind hervorgegangen aus einer ruhmreichen Geschichte und sind erhalten geblieben in allem Wechsel der Zeiten als die festeste Stütze eines freien Volkes.

Die schweizerischen Landsgemeinden, die Versammlung des gesamten stimm-

fähigen Volkes, lehnen sich an die Gaugerichte des Mittelalters an, und ihre Rechte und Freiheiten sind in den Kämpfen des 13. und 14. Jahrhunderts gegen die österreichische Herrschaft erstritten worden.

Noch ist jener Freiheitsdrang dieser Alpensöhne erhalten geblieben.

Urkundlich ist die erste Landsgemeinde von Schwyz im Jahre 1294 nachgewiesen. Die Bluttaufen der Landsgemeinden der Urkantone waren die Schlachten von Morgarten 1315 und Sempach 1386. In Glarus gab sich die erste Landsgemeinde von 1387 eine freie Verfassung, welche im folgenden Jahre durch die siegreiche Schlacht der Glarner bei Näfels ihre heldenmütige Bestätigung fand. Ungefähr in die nämliche Zeit fällt die Besammlung der ersten Landsgemeinden in Uri, Unterwahlen, Zug und Appenzell. In Schwyz und Zug besteht die Landsgemeinde, welche durch Gemeinde-Abstimmungen ersetzt wurde, seit 1848 nicht mehr. In Schwyz war die Ursache des Unterganges einerseits die verschiedene historische Entwicklung der einzelnen Landesteile und andererseits die allzu große Ausdehnung des Kantons, sowie das Wachstum der Bevölkerung; in Zug waren es Divergenzen zwischen Stadt und Land.

Heute bestehen Landsgemeinden in Uri (1076 Quadratkilometer), Glarus (691), Obwalden (474), Nidwalden (290), Appenzell A.-Rh. (260), Appenzell J.-Rh. (159).

Der durchschnittliche Landsgemeindebesuch stimmfähiger Bürger wird in Uri auf 2000, in Glarus auf 5000, in Obwalden auf 2000, in Nidwalden auf 2500, in Appenzell A.-Rh. auf 12 000, in Appenzell J.-Rh. auf 2500 geschätzt.

Aus allen Kantonen wird berichtet, daß der Besuch der Landsgemeinde erheblich zugenommen habe, einerseits weil die Fahrgelegenheiten zahlreichere und bessere geworden sind und anderseits weil das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten unzweifelhaft im Wachsen begriffen ist.

In seiner vortrefflichen Schrift über die schweizerischen Landsgemeinden bezeichnet Dr. Hch. Ryffel die Landsgemeinde als die höchste Gewalt der freien Landsgemeinde-Demokratie, deren Tätigkeit alle Gebiete des Staates umfaßt, Wahlen, Gesetzgebung, Verwaltung, Gerichtsbarkeit. Die obersten von der Landsgemeinde ernannten Landesbeamten, einst Landeshäupter oder Standeshäupter genannt, waren der Landammann, der Landesstatthalter, der Pannerherr, der Landeshauptmann, der Landesfähnrich, der Landsekelmeister, der Zeugherr, eine Art Departementalverteilung der Amtsgeschäfte, wie sie vielfach heute noch besteht. Die hauptsächlichste Veränderung, die im Laufe der Zeit eingetreten ist, ist eine präzisere Trennung der Gewalten, indem die Landsgemeinde auf die direkte Ausübung der Gerichtsbarkeit meist ganz verzichtet hat.

Es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Landsgemeinden jeweilen auch Kinder ihrer Zeit gewesen sind, mit ihren Fehlern und Gebrechen. Die schwersten Fehler erfolgten wohl dann, wenn die Landsgemeinden richterliche Funktionen

ausübten, wenn konfessionelle Wirren zu tiefen Zerwürfnissen führten, wenn die Landvogtstellen über die Untertanenländer sowie andere Ämter durch Verkauf bestellt wurden und die bedeutendsten Männer des Landes fremde Kriegsdienste leisteten. Der Tiefstand der Landsgemeinden war wie der Tiefstand des öffentlichen Lebens überhaupt das 18. Jahrhundert. Als die heroische Zeit der Landsgemeinde gilt die Zeit, da die Landsgemeinde über Krieg und Frieden entschied, Bündnisse mit anderen Kantonen und Staaten abschloß, da der Freiheitsdrang alles belebte und alle ihre Handlungen und Beschlüsse leitete.

Im einzelnen haben in den verschiedenen Landsgemeindekantonen betreffs Formen und Kompetenzen zu allen Zeiten mancherlei Verschiedenheiten bestanden, und bestehen solche auch heute noch fort. Die Grundformen waren indes stets dieselben und sind dieselben geblieben, da eben die Grundlage, die reine Demokratie, geblieben ist.

Zu einer Landsgemeinde gehört vorerst ein feierliches Zeremoniell, welches auf die Wichtigkeit des Tages hinweist und die ganze Verhandlung würdig umrahmt. Meist ist es ein feierlicher Einzug der Landesbehörden und der Geistlichkeit unter dem Geläute aller Glocken, der Voranmarsch von Truppenteilen zum Ehrendienst, der Musik, der Weibel in ihrer Amtstracht, dem Landammann die Zeichen der Gewalt, Schwert und Stab, vorantragend, in den Urkantonen auch historische Abzeichen: Landesfahne, Harsthörner, welche die alten Eidgenossen in ihren ruhmreichen Feldzügen begleitet hatten. Hierauf folgt der Landammann, die Regierung, die administrativen und richterlichen Behörden.

Die Tagung findet Ende April oder Anfang Mai im Freien statt, in den Urkantonen und in Glarus im Angesicht einer erhabenen Hochgebirgsnatur. Überwältigend ist namentlich der Anblick des Glärnisch in Glarus. Das Volk bildet in der Regel einen Ring, in dessen Mitte für den Landammann und die Ratschreiber eine Bühne errichtet ist. Die Redner können von der Bühne oder vom Ring aus zum Volke sprechen. Eine besondere Eigentümlichkeit besitzt die Landsgemeinde von Glarus, woselbst direkt unter der Bühne der Knabenschar ein besonderer Platz eingeräumt ist. Da findet alljährlich ein patriotischer, politischer Jugendunterricht statt, wie sich kein schönerer und besserer denken läßt. Mitunter wird die Jugend vom Landammann besonders begrüßt und zu vaterländischen Tugenden ermahnt.

Sobald das Geläute der Glocken verklungen, beginnt der Landammann die Eröffnungsrede, welche mit den Worten schließt: „Dem Allmächtigen empfehle ich unser geliebtes Land und Volk für und für". Alles Volk entblößt die Häupter. In den katholischen Kantonen verrichten hierauf Regierung und Volk ein kurzes Gebet.

Besonders feierlich ist in Obwalden der Gesang der katholischen Geistlichkeit, der mit den Worten anhebt:

Veni, Creator Spiritus,
Mentes tuorum visita,
Imple superna gratia
Quae tu creasti pectora!

In Appenzell A.-Rh. singt das ganze Volk unter Musikbegleitung das alte Landsgemeindelied:

Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten, alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir.

Es folgt nun die Beeidigung des Landammanns. Derselbe schwört: „Ich gelobe und schwöre, die Verfassung und verfassungsmäßigen Gesetze strenge zu befolgen, die Rechte und Freiheiten des Volkes und der Bürger zu achten und die Vorschriften und Pflichten meines Amtes treu und gewissenhaft zu erfüllen, so wahr, als ich bitte, daß mir Gott helfe".

Der Landammann übernimmt hierauf das Landesschwert und läßt die ganze Landsgemeinde schwören: „Wir geloben und schwören, die Verfassung und Gesetze des Bundes und Kantons treu und wahr zu halten, des Vaterlandes Einheit, Ehre und Kraft, seine Unabhängigkeit, die Freiheit und Rechte seiner Bürger zu schützen und zu schirmen, so wahr, als wir bitten, daß uns Gott helfe".

Dem Eidschwur der Landsgemeinde, der in unbeschreiblicher Weise ergreifend und nachhaltig wirkt, muß zu einem großen Teil der ruhige und würdige Verlauf der nachfolgenden Verhandlungen zugeschrieben werden. Ohne diese hochpatriotische, fast religiöse Grundstimmung hätten sich die Landsgemeinden kaum durch die Jahrhunderte hindurch erhalten können. Nur dadurch ist es auch möglich, solche freie Volksversammlungen fast ohne polizeiliche und gesetzliche Vorschriften abhalten zu können.

Das erste Tractandum bilden in der Regel die Wahlen der Behörden, Regierung, Gerichte, Beamte und Bedienstete. Stets wird den Wahlen das größte Interesse entgegengebracht, und es erfolgen bei Neuwahlen des öfteren populäre Zurufe. Ein jubelndes einstimmiges Mehr bezeichnet man in Glarus als ein Landammannmehr, mit welchem meist alle obersten Magistraten bei jeder Erneuerungswahl erfreut werden. Ein etwas wunder Punkt der Landsgemeinde ist der, daß an den großen Landsgemeinden die Stimmenzahl nicht genau festgestellt werden kann, und daß bei annähernd gleicher Stimmenzahl eine Schätzung, sei es durch den Landammann oder den Regierungsrat oder die dazu beorderten Landsweibel, stattfinden muß. Immer aber fügt sich die Minderheit ohne Murren der Mehrheit, was übrigens auch gesetzlich geboten ist.

Die übrigen Tractanden betreffen, wie schon erwähnt, das ganze Rechts-

wesen und die ganze Verwaltung. Immerhin sind auch da gewisse Schranken gezogen, die umso notwendiger sind, als ja das Initiativrecht in den Landsgemeindekantonen an sich ein unbeschränkt freies Recht jedes Bürgers ist.

Die erste und wichtigste Schranke ist die Bundesverfassung und die Bundesgesetzgebung. Diese hat in neuerer Zeit infolge des Umstandes, daß die Kantone vielfach zu klein sind die Aufgaben des modernen Staates zu erfüllen, eine immer größere Ausdehnung genommen, und unstreitig hat die Bedeutung der Landsgemeinden dadurch in gewissem Sinne verloren. Andererseits ist aber zu konstatieren, daß sich die Tractanden der Landsgemeinden nicht etwa verringerten, sondern im Gegenteil fast überall stark zugenommen haben, aus dem einfachen Grunde, weil sich die Aufgaben auch in den Kantonen sehr stark vermehrten und heute auch an die kantonalen Staatswesen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Anforderungen gestellt werden, die eine frühere Zeit nicht kannte.

Weitere Schanken sind der Landsgemeinde durch sie selbst gezogen worden, indem sie eine Reihe von Kompetenzen an die Behörden delegiert hat. Es betrifft dies meist Verwaltungsgegenstände, welche einer raschen Erledigung bedürfen, Subventionierungen infolge der eidgenössischen Gesetzgebung und dergl.

Die Anträge und die Gesetzentwürfe sind in der Regel durch die Behörden, Landrat oder Kantonsrat vorgearbeitet. Das Bundesgericht hat in einem Spezialfall entschieden, daß die Landsgemeinde dem einzelnen Bürger auch das Recht erteilen kann, ganze Gesetzentwürfe als Initiativanträge einzureichen.

Die Größe der Landsgemeinde Appenzell A.-Rh. gestattet eine freie Diskussion nicht und es hat das Volk lediglich abzustimmen, ob es eine Initiative oder die Vorlage des Kantonsrates annehmen will oder nicht. Die andern Landsgemeinden haben dagegen das freie Diskussionsrecht und das Recht, gestellte Anträge nicht nur anzunehmen oder abzulehnen, sondern auch abzuändern. In Glarus ist die Landsgemeinde auch schon so groß, daß nur Redner mit sehr kräftigem Stimmorgan durchzudringen vermögen, und auch von diesen wird verlangt, daß sie kurz reden.

Mehrere Wochen vor Abhaltung der Landsgemeinde wird den Stimmberechtigten die Tractandenliste ausgeteilt, in Glarus und Appenzell A.-Rh. mit sehr einläßlicher Begründung der Anträge von seiten der vorberatenden Behörde, des Landrats oder Kantonsrats. Natürlich ist dies nicht ohne Einfluß auf den Entscheid des Volkes. Viel, sehr viel, ja oft das meiste kommt aber doch darauf an. wie an der Landsgemeinde gesprochen wird. Es versteht sich, daß außer der Eröffnungsrede des Landammanns nur im Dialekt geredet wird. Zu einem glücklich veranlagten, gottbegnadeten Volksredner braucht es neben der starken Stimme vor allem natürlichen Verstand, Mutterwitz und Humor. Gegnerische Ansichten advokatisch herunterzumachen ist verpönt. Umso größeren Einfluß hat jeweilen der Appell an den Gemeinsinn, die Vaterlandsliebe; Einer für Alle, Alle für Einen.

Diesem Grundgedanken der Landsgemeinde ist denn auch ihre Fortschrittlichkeit zuzuschreiben. Glarus, Appenzell A.Rh., Obwalden stehen in der Gesetzgebung und in sozialen und humanitären Einrichtungen und Anstalten in vorderster Linie und auch die kleinen katholischen Landsgemeinde-Kantone mit ausschließlich bäuerlicher Bevölkerung stehen gegenüber denjenigen Kantonen keineswegs zurück, welche in ähnlichen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen leben. Die Bevölkerung von Glarus und Appenzell A.-Rh. ist mehrheitlich protestantisch und industriell.

Vieles mag an diesem Erfolge der Wirksamkeit derer zuzuschreiben sein, die an die Spitze dieser Gemeinwesen gestellt worden sind. Das ist ja überhaupt das Grundlegende in der Landsgemeinde — Demokratie, die Macht der Persönlichkeit, im Gegensatz zum Referendumsstaat, der die Macht in das politische Partei- und Vereinsleben trägt und schon deshalb mehr negativ arbeitet, weil es immer erst eines Referendumssturmes bedarf, bevor der Bürger zur Urne schreiten darf.

Offenbar ist es zu begrüßen, daß sich das Parteiwesen in den Landsgemeindekantonen nicht so entwickelt hat und sich nicht so entwickeln kann wie anderwärts. Wohl sind auch jeder Landsgemeinde gewisse Grundrichtungen eigen, eine Urner Landsgemeinde wird immer katholisch-konservativ, eine Glarner Landsgemeinde immer freisinnig-demokratisch sein, aber in jedem einzelnen Falle wird doch ganz frei entschieden. Das Volk liebt seine eigenen Wege.

Gewiß macht sich bei einer Landsgemeinde der haushälterische Sinn des Volkes des öfteren geltend, aber dasselbe ist zu Ausgaben für große Staats- oder humanitäre Zwecke an der Landsgemeinde viel leichter zu bewegen als beim Gang zur Urne, wo das eigene Ich sich viel mehr in den Vordergrund stellt. Es lebt in diesen Landsgemeinden ein Zug der Größe und des Gemeinsinns, zu dem wir fast jedes Jahr bewundernd aufblicken. Von wie wenig engen Gesichtspunkten diese Tagungen erfüllt sind, beweist unter anderem die Tatsache, daß in Glarus die Bestimmung der Landessteuer seit dem großen Brande von 1861, welche Steuer jedes Jahr neu zu bestimmen ist, noch nie irgend welche Opposition erfahren hat.

Es ist die hervorragende Stellung des Landammanns, namentlich wenn derselbe Jahrzehnte lang an der Spitze des Landes steht, ebenso oft als ein Vorteil wie als ein Nachteil bezeichnet worden. Der Nachteil soll darin bestehen, daß diese autoritäre Stellung im Grunde doch recht undemokratisch sei. Es ist aber darauf hinzuweisen, daß diese Stellung sofort eine unmögliche würde, wenn ein Landamman dieselbe ungebührlich auszunützen versuchte oder wie man zu sagen pflegt, einen starken persönlichen Druck ausüben wollte. Das würde sich keine Landsgemeinde gefallen lassen, sondern von einer Macht des Landammanns läßt sich nur dann reden, wenn derselbe nicht der Herrscher, sondern der Diener des

Volkes sein will. Nebenbei sei bemerkt, daß zur Popularität der Regierungen der Landsgemeindekantone wohl auch der Umstand etwas beiträgt, daß dieselben nur wenig oder fast gar nicht besoldet sind. Ein Nebenberuf ist denselben nicht verboten. Die Regierung steht ganz im Volksleben drin!

Die schweizerischen Landsgemeinden sind schon oft beschrieben worden, und sie haben namentlich bei den Schriftstellern der französischen Schweiz großen Enthusiasmus hervorgerufen. Meist waren es Beschreibungen feierlicher, friedlicher Landsgemeinden. Es hat aber auch schon stürmische Tagungen gegeben. Eine stürmische Landsgemeinde hat vielleicht noch einen größeren Reiz, aber es ist klar, daß die Institution der Landsgemeinde auf die Dauer nicht möglich wäre, wenn sie überborden würde. Das ist denn auch seit bald 100 Jahren nicht mehr geschehen und es braucht keine Befürchtung zu bestehen, daß dies sobald irgendwo und irgendwann wieder eintrete.

Die Landsgemeinde sitzt so tief im Volksleben als je, sie war nie volkstümlicher als heute und hat wohl auch ihre Aufgabe nie besser erfüllt. Es muß sich daher unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob es nicht möglich wäre, diese hehre Institution auch in anderen Teilen der Schweiz einzuführen.

Das muß nun verneint werden, weil dafür anderwärts die historische Grundlage fehlt, und weil die Landsgemeinde doch nur in einem für sich abgeschlossenen Kanton von geringer Seelenzahl möglich ist. Wenn, wie in Appenzell A.-Rh., die gewaltige Besucherzahl eine so große ist, daß nur noch Wahlen und Abstimmungen vorgenommen werden, eine freie Diskussion der Tractanden aber nicht mehr möglich ist, so geht eben der innere Wert der Landsgemeinde zu einem großen Teil verloren. Das müßte in allen anderen größeren Kantonen der Fall sein.

Die Landsgemeinde wird sich daher nicht ausdehnen, aber sie wird erhalten bleiben, wo und wie sie ist. Sie ragt aus einer alten Zeit in eine neue hinein, immer als das Symbol der Einheit und Kraft des Staates, des Gemeinsinns der Bürger, und der Welt den Beweis liefernd, daß sich in der reinen Demokratie die größte Freiheit und die größten Rechte des Volkes mit der höchsten Wohlfahrt seiner Bürger vereinigen lassen.

Nationalrat Dr. Albert Gobat,

Direktor des Intern. Friedensbureaus in Bern:

Über die internationalen Friedensbestrebungen.

Der Friede unter den Menschen, der Friede zwischen den Nationen auf dem ganzen Erdenball, ist ein Gedanke, der so oft in Wort und Schrift behandelt worden ist, daß man meinen könnte, der Friede sei von der ganzen Welt als die Ur-Voraussetzung des Glückes der Menschheit anerkannt. Philosophen, Dichter, Menschenfreunde, Staatsmänner, Fürsten und Könige haben den Frieden als das höchste Gut ausgerufen, besungen und gepriesen. Ja sogar Skeptiker und Spötter würden sich beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagen würde: Ihr seid also nicht für den Frieden, Ihr seid für den Krieg? Reden wir von denjenigen nicht, die der Theorie des Friedens die Theorie des Krieges entgegensetzen. Es ist nicht ein gesunder Verstand, der aus ihnen spricht.

Trotz der allgemeinen Übereinstimmung geht es mit dem Friedensgedanken wie mit vielen anderen Dingen: kommt er mit materiellen Interessen in Kollision. so tut man ihn sachte beiseite und huldigt dem Kriegsgedanken, gerade wie einer den religiösen Gedanken unterschlägt, wenn er durch irgend ein Bedenken sich verführen läßt, eine durch die Religion verpönte Handlung zu begehen. Die Feigheit, mit welcher der Mensch mit seinen innersten Gefühlen und Überzeugungen umzugehen pflegt, hat dazu geführt, daß für die Pflege, die Entwicklung und schließlich für den Sieg der Kultur durch den Friedensgedanken, Organisationen geschaffen werden mußten. Solche sind ja überhaupt nötig, wenn Kulturbestrebungen die Millionen von Geistern erreichen und stimmen wollen.

Es soll hier nicht von den Institutionen die Rede sein, die schon vor Jahrhunderten ins Leben traten, um zu bewirken, daß durch Betretung des Rechtsweges der Ausbruch von Kriegen vermieden werde, sondern nur von der neueren organisierten Friedensbewegung. Ihre Anfänge führen uns in die Schweiz, wo wir auch die Wiege des internationalen Schiedsgerichts fänden, wenn wir die Geschichte dieser Institution schreiben würden. In Genf lebte ein edler Menschenfreund, der Graf de Sellon, ein durch eine allseitige Bildung, wie durch hohe Gesinnung ausgezeichneter Geist, ein Weltmann im schönsten Sinne des Wortes. Im Jahre 1830 gründete er in seiner Vaterstadt den ersten schweizerischen Friedensverein, nachdem er schon in mehreren Schriften Zeugnis abgelegt hatte, daß alles, was den Humanismus verletzt, ihn als Menschen empörte; er hat z. B. gegen den Zweikampf und gegen die Todesstrafe geschrieben. Der Feldzug, den er für den Frieden unternahm, gewann ihm sogar die Zuneigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der an ihn, am 27. April 1831, ein Hand-

schreiben in französischer Sprache richtete, aus welchem ich folgende Stelle wörtlich übersetze: „Der Friede ist mehr als je in den Pflichten der Regierungen wie im Interesse der Völker. Die einen wie die anderen bedürfen dessen, denn er ist die erste Bedingung des Glückes aller Staaten. Den Frieden zu halten, uns zu bewahren, ohne die Würde und die Sicherheit der mir von der Vorsehung anvertrauten Monarchie zu beeinträchtigen, wird immer der Gegenstand aller meiner Wünsche und Anstrengungen sein. Meine Gedanken werden in dieser Beziehung stets mit denjenigen zusammentreffen, die Sie selbst antreiben, eine gesunde, mit dem Christentum übereinstimmende Politik zur Verwirklichung zu führen!"

Die erste Tat des Genfer Friedensvereins war eine Preisausschreibung über die Frage: Die besten Mittel zur Sicherung des allgemeinen permanenten Friedens. Ein Schweizer aus Zürich errang den Preis. Dieser erste Versuch einer Organisation des Friedensgedankens scheint in seiner Entwicklung einen Stillstand erlitten zu haben; denn jahrelang hört man von tätigen Friedensvereinen nichts mehr. Es treten aber bald allgemeine Friedenskongresse auf, 1843 London, 1848 Brüssel, 1849 Paris, 1850 Frankfurt a. M., 1851 wieder London, in denen schon, und zwar von leitenden Persönlichkeiten, der Satz aufgestellt und zum Beschluß erhoben wurde, daß der Krieg eine durch die Religion, den Verstand, die Gerechtigkeit, die Humanität und das Interesse der Völker verurteilte Sitte sei. Im Jahre 1867 wurde in Genf ein großer internationaler Kongreß veranstaltet, der Friedens- und Freiheitskongreß, wie er sich nannte. Einberufen zu einer Zeit, wo das politische Regiment des zweiten Kaiserreichs eine gewaltige Opposition hervorgerufen hatte, mußte diese Versammlung, für die einzig aus der Schweiz 3000 Anmeldungen eingegangen waren, die Gestalt einer Kundgebung gegen politische Mißstände und Gepflogenheiten annehmen. Mehr als 6000 Männer aus 15 Staaten beteiligten sich daran. Garibaldi, der den Verhandlungen beiwohnte, war Ehrenpräsident. Ein anderer Italiener, der Papst Pius IX, drückte durch ein an einen schweizerischen Bischof gerichtetes Schreiben seinen Abscheu gegen den Geist, der auf dem Kongreß herrschte, aus. Behandelt wurden folgende Gegenstände: die demokratische Organisation der Staaten, die Federation der Völker nebst den Mitteln zur Erreichung dieses Zieles, die Abschaffung der stehenden Heere, die Übereinstimmung der Politik mit der Moral, die Organisation der Freunde der Demokratie, der Freiheit und des Friedens. Bei Gelegenheit dieses Kongresses wurde über die Friedensbestrebungen in den verschiedenen Ländern Rundschau gehalten. Es geht daraus hervor, daß in England schon im Jahre 1815 ein englischer Friedensverein bestand, der nicht viel von sich hören ließ, aber einige der älteren allgemeinen Friedenskongresse veranlaßte. In Belgien wurde bei Anlaß des Genfer Kongresses eine Sektion der internationalen Genossenschaft der Friedensfreunde gegründet. In Deutschland hatte die wegen der Luxemburgfrage drohende Kriegsgefahr die Geister zugunsten des Friedens lebhaft in Bewegung gesetzt und es entstanden

mehrere Friedensvereine, die sich sehr bestimmt gegen jeden Angriffskrieg aussprachen. In einem längeren Memorandum erklärte Schulze-Delitzsch, die Deutschen seien das friedlichste aller zivilisierten Völker, und es wurden Anstrengungen gemacht um die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich zu organisieren. Italien hatte noch keine Friedensvereine, wohl aber eine Menge gemeinnütziger und politischer Gesellschaften, die neben ihrem eigentlichen Zweck auch die Erhaltung des Friedens verfolgten. Was Frankreich anbelangt, so wurde hier der Zwist wegen Luxemburg zum Ausgangspunkt einer starken Bewegung gegen den Krieg.

Diese Frage war es eigentlich, welche Männer aus allen Ländern nach Genf zusammentrieb. Es sollte auf den diplomatischen Kongreß, der im gleichen Jahre in London bevorstand, eingewirkt werden. Der Genfer Kongreß hatte, außer der Beratung der Programmpunkte, die Gründung einer großen internationalen Friedens- und Freiheitsliga in Aussicht genommen. Durch letztere Bezeichnung wurde angedeutet, daß auch politische Fragen in den Bereich ihrer Aufgaben gezogen werden konnten. In dieser prägnanten Form ist die geplante Organisation nicht ins Leben getreten. Wohl aber hat sich unter dem gleichen Namen ein Verband erhalten, der in den meisten Ländern Europas Verzweigungen hat und das Blatt „Les Etats-Unis d'Europe" herausgibt.

Man unterscheidet in den Annalen der Friedensbewegung zwei Reihenfolgen von allgemeinen Friedenskongressen: die ältere, zu welcher die weiter oben erwähnten, ferner der Pariser Kongreß von 1878 gehören, und die neuere, die mit dem Jahre 1889 beginnt. Die früheren Kongresse entstanden von Fall zu Fall, wenn irgendwo eine Gesellschaft einen solchen einberief, während nun seit 1889 die allgemeinen Friedenskongresse eine förmliche, mit Statuten und Reglementen versehene internationale Organisation darstellen. Es sollen solche alljährlich gehalten werden. Eine im Jahre 1912 publizierte Sammlung der sämtlichen gefaßten Resolutionen zeigt, daß diese großen Versammlungen eine Menge von Fragen behandeln. Es würde mich zu weit führen, sie hier aufzuzählen. Man kann sich eine genügende Vorstellung von der Arbeit der Kongresse machen, wenn man weiß, daß sechs Kommissionen die zu behandelnden Fragen nach folgendem Inhalt vorbereiten und vorberaten: Aktualitäten, d. h. Tagespolitik, internationales Recht, Abrüstung, Erziehung, Propaganda und Soziologie.

Die Weltfriedenskongresse ließen einen Mangel erkennen. Besucht werden sie vornehmlich von den Mitgliedern der Friedensvereine. Nun hatten diese außerhalb der Kongresse keine Fühlung untereinander; Gelegenheiten, Gedanken auszutauschen, wurden ihnen keine geboten; überhaupt gab es in der Friedensbewegung kein richtiges Leben. So entstand das Bedürfnis, die Friedensbestrebungen zu organisieren. Der Weltfriedenskongreß von Rom (1891) beschloß ein internationales Friedensbureau zu gründen. Der Eingang zu dieser

denkwürdigen Verfügung lautet wie folgt: „Der Kongreß beschließt, daß zum Zwecke der Herstellung eines Bindegliedes zwischen den Friedensgesellschaften und den Freunden des Friedens im allgemeinen, zu Bern ein permanentes internationales Friedensbureau gegründet werden soll". Damit wurde die erste Organisation in der Friedensbewegung geschaffen, und da das Friedensbureau die besondere Aufgabe erhielt, die Friedenskongresse einzurichten und zu bedienen, so wurde mit einem Schlage die gesamte Friedensbewegung organisiert. Die internationalen Friedenskongresse sind das Parlament, und das internationale Friedensbureau die Vollziehungsbehörde der Friedensbewegung, soweit es sich um diejenige handelt, die in den tiefen Schichten des Volkes ihre Wurzeln schlägt. Die Gründung des Friedensbureaus hat unzweifelhaft die Friedensbewegung gekräftigt; ein schöner Wetteifer hat sich der Friedensvereine bemächtigt, und es sind viele Männer aufgetaucht, die sich der guten Sache widmen und mit Rat und Tat einstehen. Die Zahl der Friedensvereine ist zu einer Macht angewachsen. Am Pariser Kongreß von 1878 waren nur 16 vertreten und es gab deren wahrscheinlich nicht mehr. Heute nimmt ihr Verzeichnis einen Raum von nicht weniger als 100 Seiten des durch das Friedensbureau herausgegebenen „Jahrbuches der Friedensbewegung" ein.

Das Werk des Berner Bureaus ist ein sehr ausgedehntes und mannigfaltiges. Es ist das Bindeglied zwischen allen Friedensvereinen der Welt, mit welchen es in beständiger Berührung steht, sei es, um Informationen und Rat zu erteilen, sei es um den Eifer zu wecken, oder um Feldzüge zugunsten der Erhaltung des Friedens einzuleiten. Es gibt Friedensliteratur heraus, darunter eine monatliche Zeitschrift in französischer, deutscher und englischer Sprache, die den Friedensvereinen unentgeltlich zur Verfügung gestellt und in den politischen Kreisen verbreitet wird. Das Berner Bureau bereitet die allgemeinen Friedenskongresse vor, verfaßt deren Berichte und sorgt für den Vollzug ihrer Resolutionen. Es hat auch schon von sich aus Zuschriften an Behörden und Aufrufe erlassen, wenn gewisse politische Umstände ein solches Einschreiten zu gebieten schienen. Das internationale Friedensbureau hat in diskreter Weise, aber nicht unwesentlich am Zustandekommen und an der Abhaltung der am 11. Mai 1913 zu Bern gehaltenen französisch-deutschen interparlamentarischen Annäherungskonferenz mitgewirkt.

Es wird durch die schweizerische Eidgenossenschaft, durch schweizerische Kantone und Städte, durch Dänemark, Norwegen und Schweden, sowie in hervorragender Weise durch die Carnegiestiftung unterstützt.

Eine andere im Dienste der Friedensbestrebungen stehende Institution, die interparlamentarische Union, ist auch mit Berns Namen verbunden. Gegründet im Jahre 1889 in Paris, und anfänglich von wenigen Staaten besucht, wurden die Versammlungen von Parlamentariern, die zum Zwecke der Erhaltung guter

Beziehungen zwischen den Staaten und der Förderung des internationalen Schiedsgerichtsverfahrens zusammentraten, zunächst unorganisiert in London und Rom fortgesetzt. Die IV. interparlamentarische Konferenz fand im Jahre 1892 in Bern statt, wo sie in den Räumen des schweizerischen Parlaments tagen durfte. An dieser Generalversammlung, an welcher sich schon eine größere Zahl von Parlamentariern beteiligte, wurde die Errichtung eines permanenten Bureaus der jungen Union beschlossen und Bern zu seinem Sitze bestimmt.

Die interparlamentarische Union wollte nach dem Sinne ihrer Gründer, gleichsam eine Einwirkung ihrer Mitglieder auf die Parlamente und durch diese auf die Regierungen organisieren, in der Weise nämlich, daß die nationalen Gruppen der Union, in ihren gesetzgebenden Räten gewisse Initiativen ergreifen sollten. Als aber je länger je mehr die Ansicht durchdrang, daß die Union sich in die Angelegenheiten der Staaten nicht einmischen dürfe, so wandte sich ihre Tätigkeit wesentlich dem Studium der Fragen, die mit Krieg und Frieden im allgemeinen in Verbindung stehen, namentlich aber dem internationalen schiedsgerichtlichen Verfahren zu. In letzterer Beziehung hat die Union eine lobenswerte Tätigkeit entwickelt, indem sie durch ausgearbeitete Entwürfe, sowie durch Resolutionen betreffend die verschiedenen Systeme und Methoden, eine nicht zu unterschätzende Mitarbeit geleistet hat. Auch stellt sich die interparlamentarische Union zur Aufgabe, für die Haager Friedenskonferenzen Stoff vorzubereiten. Nicht vergessen sollte ich, daß die Frage der Abrüstungen auch zu ihren Traktanden gehört. Es haben bisher 17 interparlamentarische Konferenzen stattgefunden, darunter zwei in der Schweiz.

Wie verhält es sich nun mit dem inneren Wesen der Friedensbestrebungen? Worin besteht ihre Bedeutung? Was soll erreicht werden? Darüber herrschen die wunderlichsten Ansichten. Einige betrachten die Friedensfreunde als eine Sekte, die für ein sentimentales Dogma des Weltfriedens, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des täglichen Lebens und der internationalen Beziehungen Propaganda macht. Die Pazifisten, sagen andere, sind gefährliche Leute; sie untergraben die Landesverteidigung, indem sie den Leuten glaubhaft machen, daß zivilisierte Völker nie mehr Krieg führen werden. Die von den Türken erlittenen Niederlagen wurden dem Pazifismus in die Schuhe geschoben; der Islam habe sich durch die allgemeinen Friedensbestrebungen betören lassen, und deshalb die Landesverteidigung vernachlässigt. Überhaupt seien die Pazifisten Utopisten.

Das sind ganz unrichtige Vorstellungen. Die Friedensfreunde gehen von der höchst einfachen, in der Natur der Dinge liegenden Voraussetzung aus, daß, sowie die Menschen auf jede Selbsthilfe haben verzichten und sich Rechtsregeln unterwerfen müssen, ebenso die Staaten durch die Weltmoral verpflichtet sind, wenn Streit unter ihnen entsteht, Recht zu suchen, statt es auf die stärkeren Heere und auf die besseren Waffen ankommen zu lassen. Mit anderen Worten, die

organisierten Friedensfreunde wirken für die Aufstellung von internationalen, für alle verbindlichen Gesetzen und von richterlichen Institutionen, vor deren Urteil auch die Staaten sich zu beugen haben. Eine solche Evolution ist das höchste Ziel, das im Fortschritt der geistigen Kultur denkbar ist. Sie bedeutet den Sieg des Verstandes über die Roheit der Instinkte. Die Pazifisten wirken nicht nur für positive Errungenschaften der Kultur. Sie sind auch die Apostel einer internationalen Gesinnung, die befreit von Mißtrauen, von Neid und Eifersucht, von Vorurteilen und vermeintlichen Rassengegensätzen, die Kriegsgefahr im Keime verscheuchen wird.

Dr. Hans Dünnebier: Der grüne Heinrich.

Ich halte es heute noch für das denkwürdigste Erlebnis meiner Jugend, daß mir durch einen gütigen Zufall jenes wunderbare Buch mit dem wunderlichen Titel „Der grüne Heinrich" zur rechten Stunde in die Hände fiel. Ich las, las zwischen Wachen und Schlaf drei Tage lang, bis ins Tiefste aufgerührt, darüber erstaunt, ja betroffen, daß es einen Dichter geben konnte, der die Welt durch meine Augen anschaute, der mein Leben schon einmal gelebt hatte. Und ich erkor von Stund an den Gottfried Keller, der das Buch geschrieben, zu meinem Leibdichter in der nicht gerade bescheidenen Überzeugung, ureigens für mich habe er seine Dichtung geschaffen, einzig von mir könne sie recht verstanden werden. Mit den Jahren erfuhr ich indessen, daß es anderen und mir durchaus nicht gleichgearteten Menschen ganz ähnlich mit dem sonderbaren Werke ergangen war, — und da ging mir ein Licht auf. Mein „Grüner Heinrich" war keine eigens auf mich gemünzte Spezialität, sondern weit mehr, ein *ewig gültiger Typus*. Nicht der Typus des Jünglings schlechthin, wohl aber der Charaktertypus eines Jünglings der neuen Zeit, an deren Eingang der rätselhafte Hamlet steht. Ihm ähnelt darum Heinrich wie ein jüngerer Bruder dem älteren, den das Leben bitter enttäuschte, ähneln mag. Heinrich, eine temperamentvolle Natur, voll heiterer Lebenszuversicht, voll reiner Freude an der Welt, wie sie erscheint und darum ist und sein soll, und von dieser wunderschönen Welt das höchste Glück erwartend, dieser grüne Heinrich läßt uns ahnen, was Hamlet gewesen, ehe er, der stille, zu ästhetischer Betrachtung geborene Mensch, von einem aufs tiefste beleidigten Gewissen aus stiller Beschaulichkeit aufgeschreckt, vor eine furchtbare Tat gestellt wurde, die er denken, aber nimmermehr tun konnte. Das Herz voll Hoffnungen reist Heinrich in die weite unbekannte Welt, „zu suchen und zu jagen nach

der Erfüllung seiner Träume und Pläne". Seine Seele ist seine Welt, und alles in der Welt erscheint ihm darum als Symbol. Mit ihm auf Jugendwegen wandert das Glück, es tritt ihm in reizender Gestalt entgegen, bietet ihm die Hand, aber er weiß es nicht festzuhalten, zu blöde und zu keusch, die heimlichen Wünsche seines Herzens festen Entschlusses selbst zu verwirklichen.

Er besitzt das Feuer, die Innigkeit einer treuen Natur, die Selbsterkenntnis des redlich Strebenden, er besitzt alles, was die Liebe eines geliebten Wesens zu erringen vermag, nur eines nicht, das Bewußtsein von seinem eigenen Wert, das mit der kecken Hand erlaubter Selbstsucht fordert und zugreift, wo es die innere Stimme befiehlt. Gott ist es, dem er, während er innerlich frei sich aus selbsteigener Kraft zur Persönlichkeit stählt, sein äußeres Schicksal überläßt; aber nicht der starke, allmächtige Gott ist es, dem der gläubige Christ getrosten Herzens auch seine Seele überantwortet, sondern ein verborgener Gottgeist, der unerkennbar und mäuschenstill sich hinter den Dingen verhält. Von ihm erwartet er die Lösung aller Konflikte, die Erlösung seines schweren, trotzigen, unbeweglichen Ichs, erwartet in ahnungsvoller Sehnsucht des Romatikers mit jedem neuen Morgen eine wunderbare Wendung seines Schicksals zum besten und erwartet dies umso vertrauensvoller, je verworrener und mißlicher sich sein äußeres Dasein gestaltet. Aber derselbe Mensch, der in solch schwärmerischem Vertrauen auf Gott sein Leben von einer überirdischen Macht abhängig macht, ist zugleich beseelt von einem Gefühl der Selbstverantwortung, das ihn mit Geduld und zähester Ausdauer Mißgeschick und Unglück tragen heißt, besitzt die seltene Fähigkeit, sich in der Schule des Leidens so zu verhalten, daß ihm darin alles zum besten dient. Nach dieser Seite hin bedarf er keines Trostes, der aus dem Glauben an Gott fließt. Ein einziges Mal — in einer schwachen Stunde — falten sich halb unbewußt seine Hände zum Gebete, aber kaum ist die ungewohnte Anwandlung vorüber, so erklärt er sich das „Flötenwunder" so, daß seine innere Unabhängigkeit unangetastet bleibt. Der lebendige Gott, der sein Streben leitet, ist sein Künstlertalent, seine Religion ist Treue gegen sich selbst. Diese Treue befiehlt ihm zielbewußt das Idealbild zu verwirklichen, welches sich als herrlicher Abglanz seines eigenen Wesens ihm vor die Augen stellt. Vor diesem Bilde fühlt er, von unbestechlicher Wahrhaftigkeit durchdrungen, sich nur zu gering, doch gewinnt er vor ihm auch immer wieder die Kraft und den Mut, auf der einmal beschrittenen Bahn des Künstlers auszuhalten. In der Gewißheit, zum Künstler berufen zu sein, verläßt er Mutter und Heimat, um sich im fremden Lande mühselig genug durchzuschlagen. Altersgenossen sieht er als ehrenwerte Handwerksmeister oder Beamte ihr Brot verdienen, er erlebt es, daß talentvollere Freunde als er die Kunst wegwerfen, weil sie nicht ganz von ihr erfüllt sind. Nur er, der sich selbst immer noch für einen Pfuscher hält, glaubt noch an seine künstlerische Berufung, glaubt auch noch daran, als er um des lieben Brotes willen Fahnenstangen anstreicht, wiewohl sich jetzt schon im Nieder-

schreiben seines Werdeganges unbewußt der Zweifel an der inneren Notwendigkeit seines Malertalentes regt. Noch liegt die helle Erkenntnis dessen, wozu er seinem besten Wesen nach geschaffen ist, in der Zukunft, aber schon lebt er in einem Dämmerzustand zwischen Traum und wachem Bewußtsein. Arm und hoffnungslos sucht er den Weg zurück in die alte Heimat, darüber nachgrübelnd, wie es hat kommen müssen, daß er trotz ehrlichen Bemühens nichts erreicht hat. Und er kommt zu der bitteren Einsicht, daß er kein Künstler geworden ist, nie einer war und nur durch besondere Zufallsumstände auf die Laufbahn des bildenden Künstlers getrieben worden ist. Wohin er sich nun zu wenden hat, um seine ursprüngliche, in ihm eingeborene Bestimmung jetzt noch als werdender Mann zu finden und zu erfüllen, das soll ihm erst im Grafenschlosse deutlich werden.

Hier in einem Kreise edler Menschen kommt über ihn die große Erleuchtung, in der er das Rätsel seiner Verirrung löst, die Erleuchtung nämlich, daß nichts mehr daran Schuld trägt, als der schwächliche Deismus, dem er sich ohne die Wahrhaftigkeit des geprüften und darum gestählten Glaubens hingegeben hatte. Was Wunder, wenn Heinrich sich jetzt begierig dem Studium des Denkers zuwendet, der, heiliger Inbrunst voll, einen anderen und neuen Glauben verkündete: Es ist kein Gott, dir den Weg zu überirdischer Seligkeit zu bereiten. In deiner eigenen Brust liegt das ganze Glück, dessen der Mensch fähig ist. Und dieses fällt dir nicht zu wie eine Frucht, die ohne dein Zutun reif geworden; du kannst es nur verdienen, das heißt dem Schicksale mit Einsetzung deiner ganzen Persönlichkeit in stetem Wachsein, in peinlicher Prüfung deines Selbstes abringen. Von Gott verlassen hast du im Leben nichts als dich selbst und nach dem Tode nicht einmal dich selbst. Darum sollst du, willst du das Glück der Erde genießen, dir selbst „Gott" sein, in dem bescheidenen Bewußtsein freilich, daß du kein Übermensch-Gottes bist und nie werden kannst. Dein heißes Bemühen um dein bestes Wesen, der Wille, der es unermüdlich und nie zufrieden zu immer höherer Vervollkommnung treibt, in diesem Selbstgenusse allein liegt Selbsterlösung. — Dies sind die Grundsätze der Feuerbachschen Lehre, zu der sich Heinrich unter den Augen Dortchen freudig bekennt, umso leichter von der in ihr liegenden Kraft überwältigt, als er, auf seinen bisherigen Lebensgang zurückblickend, erkennen muß, daß diese Lebensanschauung von Kind an in ihm vorgebildet war, daß das unbegründete Gottvertrauen, dem er sich blindlings hingegeben, ihn lediglich verführt hat, die Welt in seine Phantasie hereinzuziehen, um sie spielerisch umzugestalten. Mit der Entsagung auf den Wundergott seiner Jugend, auf den Traum der Unsterblichkeit wird der Kampf, den jede reiche werdende Seele auszufechten hat, der Kampf mit den harten Realitäten des äußeren Daseins auf jenes Gebiet verlegt, auf dem allein eine Versöhnung des Innenlebens mit dem Außensein möglich ist — in die Willenstätigkeit. Heinrich, der träumerische Spiritualist von ehemals, hatte dem lieben Gotte nur allzuviel überlassen; jetzt da-

gegen nimmt er festen Entschlusses sein Schicksal in die eigene Hand; von jetzt an will er die Welt nicht mehr in Gedanken, sondern mit Taten bewegen. Denn er hat kein Recht, an der Welt, wie sie einmal ist, herumzupfuschen. Wäre er ein Künstler mit der Macht, sie im Geiste neu zu gestalten, so läge gerade hierin seine höchste Aufgabe. Aber weil er klar erkannt hat, daß er es nicht ist, glaubt er nach dem Verzicht auf seine Künstlerträume sich guten Gewissens zu politisch-praktischer Lebensarbeit im Dienste des Staates berufen. Hier gedenkt er noch einen ganzen Mann stellen zu können, denn wenn er auch in die Irre gehend das vorgesetzte Ziel verfehlt hat, eins hat er am Ende doch nicht verloren: Sich selbst.

Alle Aufgaben, die seiner im Staatsdienste harren, setzen männliche Selbstsicherheit voraus, im gleichen Maße aber auch das Vermögen, in dem Willen seiner Mitbürger aufzugehen. Alle Gefahren, sich selber zu verlieren, hatte der Jüngling glücklich überstanden, weil er im Verfolgen seines hohen Zieles nie etwas anderes vor Augen hatte als eben sein „Wesen" und dies auch im Bilde seines Gottes. An die Stelle des geopferten Gottes ist nun die lebendige Menschheit, die Realität des Volksstaates getreten. Während er einst über all seinem Tun und Denken noch die nachhelfende Wundertätigkeit eines Gottwesens zu verspüren meinte, fühlt er sich jetzt in strenger Verantwortlichkeit einzig an die Menschheit gebunden. Hier in der Aussöhnung seines Eigenbetriebes mit den Rechten des „Anderen" eröffnet sich ihm ein neues Lebensproblem, dessen dauernde Lösung ihm das langgesuchte „Glück" verheißt.

So wandert er der Heimat zu, voll reicher Aussichten für eine feste Lebenstätigkeit und begegnet vor dem Tore der Vaterstadt dem Trauerzuge, der seine vor Jahren verlassene Mutter zu Grabe trägt. Nun tritt ihm an der Schwelle des neuen Lebens nicht, wie erwartet, das Glück entgegen, sondern der Tod. Die Pforten des Lebens fallen zu. Er sieht sich ausgeschlossen und bricht, vom Schmerz und Schuldgefühl überwältigt, zusammen. Wäre er als fertiger Künstler zurückgekehrt, der draußen in der Fremde sein Lebensglück mit fester Hand gestaltet hat, so hätte er wohl auch diesem Stoß des Schicksals, wie allen anderen, standgehalten, wenigstens hätte er in dem, was er losgelöst von der Heimat und fern von der Mutter geworden war, eine Rechtfertigung gefunden, wie ihn ebenso seine Mitbürger ohne Schuld gefunden hätten. Um eine Verletzung des Gesetzes handelt es sich auch nicht, sondern um die *tragische Schuld*, die das verfeinerte Gewissen unserer Zeit empfindet, wenn der edle Mensch, der strebend sich bemüht, im Verfolgen eines würdigen Zieles die andere Menschheit verletzt — und verletzen *muß*. Wir wissen, dieser Mensch trägt ein tragisches Schicksal, an dem wir alle, wissend oder nichtwissend, teilhaben. Darum ist uns Heinrich ein tragischer Typus wie Hamlet. Wenn einmal das Leben unter sich den Abgrund einer notwendigen Tragik hat, so ist der plötzliche Absturz eines an sich „unschuldigen" Menschen, vor dem sich mit einem Male die Tiefe auftut, nicht minder notwendig, auch wenn der Abschluß dieses Lebens äußerlich ein will-

kürlicher Zufall ist — wie im „Hamlet" oder „Grünen Heinrich". Wer nicht begreifen kann, daß ein charaktervoller und durch und durch ehrlicher Mensch untergehen kann, der hat einmal den tragischen Gedanken des Romans nicht begriffen und begreift ferner nicht, wie sehr wir eines reinen Opfers bedürfen, damit wir selbst freier und leichter am Leben tragen.

Keller hat leider dem Drängen wohlmeinender Freunde nachgegeben und in der Neubearbeitung des Romans die völlige Entsagung des Helden, die allein in seiner leiblichen Vernichtung lag, in eine geistige Resignation abgemildert. Die tragische Idee ist damit zwar nicht unterdrückt, wohl aber in ihrer erschütternden Wirkung abgeschwächt worden. So ist die mißliche Tatsache in die Welt gekommen, daß wir ein klassisches Werk in zwei Gestalten besitzen, und daß von diesen das Jugendwerk den tragischen Gedanken, der ihm unleugbar zugrunde liegt, tiefer ausprägt, als die im übrigen vollkommenere Altersfassung.

Friedrich Stein: Blick über die Jungschweizer Literatur.

Soll man sich streng an das Programm „Jungschweizer Literatur" halten, so darf die Retrospektive höchstens bis auf J. C. Heer und Ernst Zahn zurückführen. Und auch dann gebietet der beschränkte Raum, bei der allzugroßen Fülle der modernen Gesichte, daß die Betrachtung der angenehmeren Aufgabe einer ästhetisch-kritischen Würdigung sich entschlage und lediglich auf das literarhistorische Registrieren des Zeitbestandes sich beschränke. Es müßte denn sein, daß aus der Vergangenheit neuerweckte Erscheinungen in unsere Tagesinteressen hinübergreifen. Etwa, wie die geplante Neuausgabe der gesamten Werke des Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), die z. Z. unsere Literaturkreise lebhaft beschäftigt und bald auch das große Publikum eingehend interessieren dürfte[1]). In 24 Bänden soll das großartige Werk erscheinen. Schon liegen auch zwei der prächtig uniformierten Bände vor. Der 7. Band der Ausgabe, mit einem der geistvollsten und stofflich interessantesten Romane Gotthelfs: „Geld und Geist", sowie der 17. Band mit sechs kleineren Erzählungen; darunter „Die schwarze Spinne" und „Elsi die seltsame Magd". Für uns Heutige, die auch in der Literatur Blitzlicht-Geist suchen, in jedem Sinne eine Überraschung, diese behaglich und bedachtsam quellende Fülle warmen Lebens, frischer Empfindung, kernkräftig freier Gestaltung. Und wir lernen

[1]) Verlag von Georg Müller-München.

Gottfried Kellers Urteil verstehen: „Jeremias Gotthelf sei, ohne Ausnahme, das größte epische Talent, das seit langer Zeit, und vielleicht für lange lebt". In einer Epoche, wo die hastende Speichendrehung das Rad der Geschichte heut schon zerreiben läßt, was gestern erst auf der Bildfläche erschienen ist, wird die Erweckung des halb schon vergessenen Jeremias Gotthelf eine verdienstliche Tat.

Von ähnlichem Gesichtswinkel aus darf einer andern Neubelebung freudig gedacht werden: Jakob Burckhart's[1]), des Unvergessenen „Briefe an einen Architekten". (Gemeint ist sein Schüler und Freund Max Alioth-Basel.) Der große Schweizer Ästhetiker läßt uns in diesen Reisebriefen die ganze Fülle seiner starken Eindrücke mit erleben, die auf seine Zeitgenossen so hinreißend gewirkt. Von Conrad Ferdinand Meyer, der feinste Künstler unter den größten Schweizer Dichtern, wissen wir, daß er seine Renaissance-Novellen von Burckharts italischen Studien hat befruchten lassen. Und Gottfried Keller hat in seinen zartesten Dichtungen den Atem Burckharts nicht verleugnet. Jakob Frey aber, der stille, feine, tiefe Seelenmaler, in dessen Novellen oft — vor allem in seiner „Waise von Holligen" — ein so herzbanger Puls schlägt, ist selbst von Burckhartschem Holze geschnitzt. Ebenso wie J. V. Widmann[2]), der einen so hohen Rang in der Jungschweizer Literatur einnimmt. Nur an einige seiner philosophisch vertieften Arbeiten, von eindringendem Geist und ausströmendem Empfinden getragen, kann hier erinnert werden: Das Epos „Buddha", dessen Eindruck und Einfluß auf seine Zeitgenossen groß und weitreichend gewesen; seine prachtvollen italischen Reisewerke; seine Dialog-Dichtungen, wie „Ein greiser Paris", „Die Muse des Aretin" u. anderen neben etwa zehn Dramen unzähligen, Arbeiten, zur Tagesliteratur gehörig. Denn J. V. Widmann war der größte und fruchtbarste Publizist der Schweiz.

Unmittelbar ihm zuzuordnen wäre der genialer geartete, aber weniger tief angelegte Carl Spitteler[3]), dessen Schönheitsbekenntnisse niedergelegt sind in seinem glänzendsten Epos „Olympischer Frühling" (4. Band), weiter in „Prometheus und Epimetheus" (dem „Buddha" Widmanns vielfach sinnverwandt); in dem Roman „Imago", und in seiner feinempfundenen, formvollendeten Lyrik. Von dieser Seitenrichtung unberührt, entwickelt sich deutlich erfaßbar, der Heimatstil der Jungschweizer.

Die Literatur jedes Landes, und vornehmlich ihre Heimatkunst, ist, selbst in ihrem Kostüm (sozusagen) abhängig von ihrem Natur-Milieu. Die starre Größe der Schweizer Bergriesen-Welt, die das Menschengemüt beengt — aber auch zur Größe der Gedanken höhwärts leitet; die Macht und die Gewohnheit des großen, eisigen Schweigens ringsher, das als unüberwindlicher Eindruck den

[2]) Über Widmann ist bei Eugen Rentsch-München eine sehr instruktive Broschüre von Jonas Fränkel erschienen.

[3]) Verlag von Eugen Diederichs, Jena.

Dichter umgibt und sich wohl als Herbheit, Verschlossenheit seiner Gestalten umsetzt — aber auch ihn zur Selbstzucht einer gedrängten, spärlich fließenden Aussprache der eigenen Innenwelt führt; die lastende Einsamkeit auf der Berghöhe, die den Menschen zum Egoisten macht — aber auch geschickt zu jeder Selbsthilfe, zum Sinnen und Insichschauen; der unablässig harte Kampf mit drohender Natur-Katastrophe, die den Menschen zu aufhorchend besorgter Vorsicht zwingt — aber auch ihm etwas Schicksalüberlegenes gibt, in der Bereitschaft, dem Unheil zu begegnen — das alles kommt in der guten Dichtung der Schweizer, bewußt oder ungewollt, zum Ausdruck. Auch der starke grimme Zorn der erwachenden Gletscher, der wühlende, nagende, zerschmetternde Haß der Lawinenstürze, der tückische Gewitterüberfall; aber auch das lachende Rauschen des Waldbaches, die gestillte Anmut der blumenbunten Wiesenhänge, das keusche Firneleuchten, das frohe Waldstimmen-Konzert, der lebenweckende Föhn — das alles gibt sein Machtgepräge der schweizer Dichtung, soweit sie Heimatdichtung ist. Und weiter die Neigung der einfachen Menschen, mit neckender Ironie sich zu wehren, mit stechendem Hohn den Anderen anzugreifen, und mit jenem Humor zu wörteln, dessen Unterton zuwartende Geringschätzung ist. Dazu kommt wohl auch die Rauheit der uneinheitlichen Umwelt-Sprache, beschwerlich zu wandeln in hochdeutsche Schriftsprache, die den Landschafts-Dichter doch erst weiten Weltkreisen verständlich und zugänglich macht.

Nirgends deutlicher, als bei Ernst Zahn[4]) finden sich diese Natureinflüsse wirksam und machtvoll genug, um in edlere Gebilde der Dichtkunst umgesetzt zu werden. Ihm ist die Heimat mit ihrer herben Größe der Atem, der seine Geschöpfe lebend macht.

J. C. Heer[5]) ist zu sehr Feiertagsdichter, um, wie Zahn, bis zur Selbstaufgabe, dem heimatlichen Boden dichterisch zu verwachsen. Auch nach der Wahl seiner Stoffe: „Der König der Bernina“, „An heiligen Wassern“, „Der Wetterwart“ u. v. A. greifen tiefer in das Gebiet der Legende und Überlieferung, als in das schlichte Alltagsleben des Bergvolkes. Auch Beider Zeitgenosse, der ichfrohe Meinrad Lienert, Humorist, Satiriker, glänzender Erzähler, Verskünstler kommt für diese heimatgebundene Poetenart nicht in Frage. Der dichterische Niederschlag seines Wesens, der sich mehr in seinen Liedern zeigt als in seinen Novellen „Geschichten aus den Schwyzerbergen“, „Geschichten aus der Sennhütte“, „Der Strahler“ u. a. m. ist mehr Temperament- als Nationalitätsache: Ernst Zahn aber ist ein Stück dieser Schweiz! Ein Stück ihrer Natur, ihres Lebens, ihrer Wesenheit! Und auch Ernst Zahn als Künstler hat einen langen Entwickelungsweg in sich zurückgelegt, ehe er seinen heutigen, künstlerischen Standpunkt erreichte. In seinen kleinen Erzählungen „Die das Leben zerbricht“,

---

[4]) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

[5]) J. G. Cotta-Verlag, Stuttgart.

sehen wir ihn auf der Höhe dieses Könnens. Zahn geht hier mit unaufdringlicher, unfehlbarer Seelenkunde dem Innenerleben seiner Menschen, ihrem schicksalverfallenen Auf und Nieder suchend nach, bis in die verborgensten Geheimgänge ihres Wollens und Vollbringens. Überall, wo er in knappen Umrissen Menschenschicksale zeichnet, begegnen wir einer psychologischen Kleinkunst, ausgeprägt in dem bis zur Herbheit gedrängten, ausdruckfertigen Stil, dem er nicht ein entbehrliches Komma gönnt. So schon in den „Helden des Alltags" — Menschen, wie aus Marmor gemeißelt; so in „Schattenhalb", drei Lebensausschnitte: „der Schatten", „Lentin" und „Das Muttergöttesli" — zuweilen von einem feinen Schimmer von verhaltenem Humor überflogen. Spüren wir der Produktion Zahns weiter zurück nach, so sind es u. a. die beiden Romane „Die Clari-Marie" und „Erni Beheim", die den Dichter in seiner echtesten schweizerischen Art zeigen.

Bei dem Jung-Schweizer begegnen wir nicht selten der Neigung, einem kosmischen Zuge zu folgen, der ihn aus der gletscherstarren Heimenge entließe, der Weltweite hingäbe und sein Schaffen an flexible Stoffkreise zu binden vermöchte. Indessen, wo das einmal geschieht, selbst bei den Begabten, stellt unversehens die Konvention mit ihrer erkältenden Höflichkeit sich ein: Da wäre Felix Möschlin, einer der aussichtreichsten jüngeren Dichter, der Autor der „Königschmieds", dieser ergreifendsten, kernhaft markigen Schweizer Familien-Dichtung — darauf sein Berliner Roman „Herman Hitz", der mit „konventionell" eigentlich noch recht euphemistisch bezeichnet ist. Da ist weiter der sympathische, junge Dichter Hermann Kurz[6]), dem die unerschrockene Naturverwaltung in seiner Bauerngeschichte „Die Schartenmättler" über seine Heimat hinaus verdiente Beachtung gesichert. Seine zweite Dichtung aber, „Stoffel His", ein Ichroman von unklarem Profil, reicht seiner ersten Dichtung nicht das Wasser. Auch Paul Ilg, der in seiner Lyrik so feine, eigenpersönliche Heimattöne findet, schwenkt in dem Liebesroman „Lebensdrang" bedenklich ab, wird aber in seinem überlegt aufgebauten „Landstörzer" und vornehmlich in seiner letzten, außerordentlich gut gearbeiteten Dichtung „Die Brüder Moor" doch wieder mit schönem Gelingen landgetreu.

Zu den gekanntesten Schweizer Namen ist C. A. Bernoulli[6]) zu rechnen, obschon oder vielleicht weil sein Schaffen bedächtig zurückhält, soweit er nicht ins rein Erzählerische übergreift, wie bei den „Ausgrabungen von Wichtern". Sein pastoraler „Lukas Heland", seine beste Arbeit „Der Sonderbündler", und das ziemlich seichte „Zum Gesundgarten", zeigen ihn mehr selbstgefällig im Spintisieren, als von wissenschaftlicher Tiefe im Denken. Anders Jakob Boßhardt, ein Bauern-Psycholog von Eigenart und Eigenwert, dessen sichere, in sich begründete, bekenntnishafte Mitteilung des scharf Beobachteten an Jeremias

[6]) Verlag von G. K. Sarasin-Leipzig.

Gotthelf gemahnt, vornehmlich in den Kunstnovellen: „Durch Schmerzen empor". Aber auch in den Schweizergeschichten: „Das Bergdorf".

Als ein sehr Bedeutsamer muß Heinrich Federer[7]) hier genannt werden. Mit ungewöhnlicher Frische, Lebenskraft und plastischer Formengestaltung prägt er zunächst Wortbilder, aus denen seine Lebens- und Charakterbilder aufsteigen, mit jener entschlossen quellenden Daseinsfülle, die schon in sich eine Anwartschaft auf Zeitdauer tragen. Und nennt man die besten Schweizer Namen der Gegenwart, so muß auch der seine genannt werden. Mit einem Band reizender Novellen, „Lachweiler Geschichten", hat er erst vor wenig Jahren sich eingeführt und ohne weiteres von seiner Berufenheit damit überzeugt. Ganz kurz darauf ließ er einen großen Roman „Berge und Menschen" folgen, dessen tiefgründige Psychologie, scharfe Lebensbeobachtung, sondernde Charakteristik, launige Situationsbehandlung, beredsame Zeichnung der Natur- und Gesellschaftsbilder und formales Können, Kritik und Publikum verblüfften. Und schon das Jahr darauf erschien ein zweiter Roman „Pilatus", eine echte Schweizer Heimweh- und Sehnsuchtsdichtung, deren Held nicht loskommt von dem schattenden Verlangen nach dem Pilatus, dem stärksten Eindruck seiner Lebenstage. Die aufgerollten, in wechselndem Bildwert vorübergleitenden Seelen-, Landschafts- und Geschehnis-Stimmungen sind jetzt schon von stark ausgereifter Überlegenheit. Eine kleine wilde Erzählung aus den Abruzzen „Sisto e Sesto" fällt allerdings daneben ein wenig ab, bleibt aber immer noch bemerkenswert erzählt.

Einmal bei den Jüngsten muß Alfred Huggenberg[8]), der neuentdeckte Bauernpoet, mit Ehren genannt werden. Nach einem Band Gedichte „Die Stille der Felder", in denen sich Eingebungen von glücklichem Gefühlsleben, besonnen intimer Naturbeobachtung und Sinnbildlichkeit finden, läßt Huggenberger einen Roman „Die Bauern vom Steig" folgen[8]). Ohne besondere Rücksicht auf etwa vorhandene Regeln der Technik schildert er das Leben, die Menschen und ihre Anschauungen, ihr Gutes und Böses, ihr Hassen und Leiden, das Leben der Dorfgemeinsamkeit, innerhalb deren sein eigenes Waisengeschick sich entwickelt. Die nachtwandlerische Sicherheit, mit der Alfred Huggenberger sich literarisch bewegt, der Hauch schaffenden Glückes, der über seinen herzwarmen, klugen Äußerungen liegt, sind schlichthin verblüffend.

Noch einer der Neuen ist Hermann Kesser mit zwei Novellen „Lukas Langkofler" und „Das Vermächtnis der Elise Geitler", beides Talentproben, die durch spätere Arbeiten bestätigt werden müssen. Hier sei gleich noch Joseph Reinhardt[8]) erwähnt, ein, selbst unter den so begabten Schweizern, auffallendes Talent. Nach mehreren Bänden Dialekt-Dichtung, die von Kennern

---

[7]) Verlag von G. Grote-Berlin und Eugen Salzer-Heilbronn.

[8]) Verlag von L. Staackmann-Leipzig.

sehr gerühmt werden, veröffentlicht er einen Band hochdeutscher Skizzen und Novellen „Heimwehland", die man dem Besten der Gegenwart an die Seite stellen darf — in so hohem Grad ist ihm die Gnade des gestaltenden Wortes verliehen. Von einem nicht mehr ganz Jungen, Verdienstvollen soll hier mit Nachdruck die Rede sein: Viktor Frey[9]) mit seinem Roman „Das Schweizerdorf". Das große Verdienst seiner Arbeit liegt nicht in der dichterischen Fabel, dem gut geschriebenen Vortrag, dem sicher gefügten Aufbau, dem klugen Gedanklichen — das Verdienst liegt in der Tendenz des Buches, in der Schilderung: wie der Schweizer Volksgeist sich allmählich von dem Zwange der Kirchenverdummung losreißt, sich geistig befreiend, wie vormaleinst die politische Befreiung der Schweiz sich vollzogen. Alle literarischen Vorzüge des Buches in Ehren, ist seine Bedeutung als Kampf- und Kulturdichtung, als politisches Dokument, als eine sozial-ethische Erscheinung überwiegend.

Unter den früheren Jahrgängen ragen einige Namen von besonderem Klange auf: z. B. Adolf Frey (der Sohn Jakob Freys), dem die Schweizer Literatur ihre besten Biographien, die von „Conrad Ferdinand Meyer", die der beiden Maler „Böcklin" und „Rudolf Koller" und seine „Erinnerungen an Gottfried Keller" neben einer Fülle entzückender lyrischer Dichtungen und preiswerter Romane und Novellen verdankt. Dann Ermatinger, Holdi Herdener, Emil Hügli, Franz Odermatt, Ad. Vögtlin, G. Speck, der originelle Fritz Marti mit seinem psychologisierenden Roman „Die Schule der Leidenschaft", die ein weibfremder Student in rasender Herzensirrung durchläuft, um in einer späteren, reinen Liebe sein Herz zu entdecken. Hermann Stegemann hat in diesen Tagen hier einen beachtenswerten Roman veröffentlicht „Ewig still". In wechselndem Flusse des Vortrages und der Stimmung, in flottem Vortrag und Gedankenfluge macht er dieses „Ewig still", d. h. das Ruhen aller Motive unseres Handelns in der Vergangenheit, zum Boden der Fabel! Stegemann ist, so wie der Alpen-Enthusiast Jegerlehner, bei uns lange schon bekannt; gleicherweise der früh verstummte Robert Walser, der so seltsam verträumt, überfein fühlend, das Leben zum Goldschaum schlagend, für die Weihnachtnüsse des Glückes und der Icherhöhung. Seine „Geschwister Tanner", in denen zuweilen soviel Seele und befreites Wollen aufleuchtete, neben häufigen Banalitäten und Alltagslässigkeiten; sein „Gehilfe", sein „Jakob von Gunten", wie mir scheinen will, doch schon wie fortschreitende Kultur — aber, was ist aus alledem geworden? Ähnlich scheint es mit Albert Steffen[10]) zu gehen, der vor langem ein so seltsam modern-unmodernes, versonnenes Buch geschrieben: „Ott, Alois und Werelsche". Und jetzt eint seine Dichtung „Die Bestimmung der Roheit", eine ergrübelt-konstruierte Be-

[9]) Verlag von Bruno Cassirer-Berlin.
[10]) Verlag von S. Fischer-Berlin.

leuchtung der mancherlei Arten von Roheit, die den Menschen gegeben, heut als Hammer, morgen als Amboß.

Noch zahllose Autoren wären zu nennen, wenn der beschränkte Raum es erlaubte. Aber Jakob Schaffner[10]) möchte ich nicht umgehen — der Besten einer, ein Künstler, der sein Edelstes vielleicht schon gegeben, wie in seinen Romanen „Irrfahrten", „Conrad Pilater", „Der Bote Gottes" und seiner Novellensammlung „Die Laterne". Arbeiten, in denen sich ein rastloses, aufreibendes Streben äußert, den Stil zur verbundenen Inhaltgestaltung zu machen. In seinem neuen Buche „Die goldene Fratze", eine Anzahl Novellen und Skizzen, ist er in der Wahl der Stoffe bis dicht an die Grenze der Sezessions-Bizarrerie geraten. Noch nie hat Schaffner in seinen Dichtungen so sichtbarlich, so fühlbar mit dem Worte gerungen, wie hier. Es ist, als könne er sich nicht mehr genug tun an Prägedeutlichkeit oder an Bildkraft, an Begriffswert oder an Sinnklarheit. Oft erreicht er auch mit einem oder dem Andern die Grenzen des Erstrebten. Oft aber auch gerät er mit seinem forcierten Beginnen zu gegenteiligem Effekt. Und das Resultat ist Verzerrung, mit weit hergeholtem Gedankenanschein. In dem Urteil der Unbefangenen ist er damit sicher nicht avanciert. Und wenn auch — hinsichtlich seiner künstlerischen Selbsterziehung — auf Schaffner vielleicht Taillerands „Il n'est pas un parvenu, il est arrivé" im guten Sinne paßt, so fragt sich doch, wo er weiterhin wohl noch „anzukommen" gedenkt . . . .

Eines fällt bei den Jungschweizern auf: eine feine, wohltuend keusche, fast schämige Behandlung der Beziehungen der Geschlechter! Man darf das ruhig aussprechen: keine andere europäische Literatur kommt der alemannischen in diesem adeligen Fühlen gleich oder auch nur nahe.

Und noch ein Anderes: Unter den vielen begabten, tüchtigen, geistig beweglichen Frauen der Schweiz sind nur ganz wenige schreibende, diese wenigen aber durchweg von Rang und Bedeutung. In einem köstlichen Buche „Unterm Firnelicht" haben 16 der ersten jungschweizer Autoren mit je einer Meisternovelle sich zusammengetan. Darunter eine einzige weibliche Feder: Isabella Kaiser, natürlich mit einem der schönsten Stücke „Ein Erwachen". Ja ganz recht, auch das Vorwort ist von einer Frau: Anna Fierz, sachlich eingehend, ohne Pathos, aber warm geschrieben. Hut ab vor diesen Frauen, von denen ich noch einige wenige nennen möchte: da ist Lisa Wenger, Gertrud von Menckstern, Dora Rudolf, Grete Auer, die mit ihrem äußerst glücklichen Griff „Memoiren des Chevalier von Roquesant" so rasch und rühmlich bekannt geworden. Dann Meta v. Salis, Hedwig Waser.

Bemerkenswert an vielen schweizer Dichterinnen ist ihre Art, eine wundersam verhüllte, vom Kopf achtsam ausgeführte Kontrolle über die raschen Regungen des Herzens zu üben. Und solches kann unter Umständen entzückend wirken!

Helmut Hütter:
Das nationale Gleichgewicht an der Adria.

Der Zusammenbruch des morsch gewordenen Osmanischen Reiches, welches dem Ansturme des im Balkanbunde verkörperten Jungslaventums im Süden nicht mehr standhalten konnte, hatte, wie unter allen leitenden Staatsmännern Herr v. Bethmann-Hollweg am klarsten zum Ausdruck gebracht hat, eine bedeutende Verschiebung in der europäischen Kräfteverteilung zur Folge. Die wechselreiche Balkankrise ist zwar in ein, in bezug auf ihre Rückwirkung auf die Großmächte friedlicheres Stadium getreten, doch wäre es trotz aller Hoffnungen, daß die größten Schwierigkeiten bereits überwunden sind, verfrüht, vor Bereinigung der albanischen und der Inselfrage, besonders aber vor endgültiger Lösung der Streitfragen unter den Balkanverbündeten, sich einer allzu weitgehenden Sorglosigkeit hinzugeben. Die Lösung eines umfangreichen Fragenkomplexes steht noch offen und die verschiedenen Möglichkeiten und mannigfaltigen Aussichten auf eine baldige Erledigung des Balkanproblems wäre nicht nur gewagt, sondern ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen.

Die Machtverschiebungen infolge des Verdrängens der Türkei aus Europa sind im Augenblicke unzweifelhaft zugunsten der Tripelentente ausgefallen, wenigstens insolange sich noch die Politik des Balkanbundes geltend macht. Die Machtverschiebungen zu ungunsten des Dreibundes waren besonders in der albanischen Frage so tief einschneidend, daß die beiden meistinteressierten Mächte des Dreibundes, die österreichisch-ungarische Monarchie und das Königreich Italien mehr als einmal mit den äußersten Mitteln zu drohen gezwungen waren. Das Vorhandensein einer Gefährdung der Interessen der Adriamächte stand außer Zweifel. Nicht etwa Machtgelüsten sind die durch ein halbes Jahr hindurch währenden Erhöhungen auf den Kriegsstand im Süden der Monarchie zuzuschreiben, ebensowenig die immer wieder verschobene Abrüstung der italienischen Flotte und die Truppenanhäufungen in Tarent und Brindisi. Nach schwierigen Verhandlungen haben die Mächte der Gründung eines autonomen Albaniens zugestimmt und auch hier ist die endgültige Lösung noch immer in weiter Ferne und gefahrdrohenden Schwankungen ausgesetzt.

Das Geschick Albaniens, das seit Jahrzehnten für die verbündeten Adriamächte ein wundes Gebiet bildete, führte während der Balkankrise eine plötzliche Einigung derselben herbei, und trotz aller gegenteiligen Ansichten, daß das Zusammengehen Österreich-Ungarns und Italiens im albanischen Programm die Möglichkeit verschärfter Gegensätze zwischen den beiden Mächten in sich berge, ist ein dauernder enger Zusammenschluß nicht nur nicht zu verwerfen, sondern sogar anzustreben. Es sei gleich hier vorweg erwähnt, daß besonders die Slawen

die gebesserten Beziehungen der Monarchie zu Italien mit scheelen Blicken verfolgen und daß heute nur sie es sind, die in dem neugegründeten Albanien einen zukünftigen Zankapfel für die Adriamächte erblicken, vielleicht zu erblicken hoffen. Eine große Gefahr besteht tatsächlich. Sie wurde vielleicht noch nicht ins Auge gefaßt: sie beruht auf dem Unterschied der Penetration der beiden Mächte in Albanien. Während Italien vor allem und einzig die wirtschaftliche Penetration in Albanien anstrebt, ist für die Monarchie vor allem die Schutzpolitik für die albanischen Katholiken maßgebend. Dieser Unterschied kann noch üble Folgen zeitigen, wenn das italienische Kapital festen Fuß gefaßt haben wird und der Monarchie nur die Freude der Klerikalen über die Erhaltung des Katholizismus in Albanien übriggeblieben ist. Sei dem wie immer, das eine steht fest, daß die Adriamächte durch die Gründung eines selbständigen Albaniens das Vordringen der Slaven nach der Adria verhindern wollen. Die Frage des serbischen Adriahafens ist noch nicht gelöst, vielleicht hofft man im weiteren Verlaufe der Balkanwirren ihrer Lösung überhaupt aus dem Wege gehen zu können. Das junge Albanien wird sich jedoch in jedem Falle, wenigstens für die erste Zeit eines besonderen Schutzes des Dreibundes erfreuen. Mag jede Politik ihr Für und Wider haben, in Österreich gibt man sich schon damit zufrieden, daß der Politik überhaupt eine Richtlinie und ein Ziel gegeben wird, womit auch die weite Zustimmung der Bevölkerung zu dem albanischen Unternehmen zu erklären ist.

Leider fehlt es auch diesmal nicht an inneren Widersprüchen. Eben dieselben Kreise, denen der Schutz des Katholizismus in Albanien gar so sehr am Herzen liegt, deren Gefühle schon zu Beginn des Balkankrieges in der Rede des christlichsozialen Abgeordneten Lang zum Ausdruck kamen, sind trotz aller Versicherungen im Innersten ihres Herzens nichts weniger als Anhänger des Bündnisses mit Italien. Und eine noch größere Gefahr droht der Entwickelung der Dinge von seiten der Südslaven, denen alle Träger der panslavistischen Idee treu sekundieren. Durch den Balkanbrand ist die südslavische Frage aktuell geworden, auch wenn Ministerpräsident Graf Stürgkh in seinem letzten Exposé mit keinem Worte ihrer Erwähnung getan hat. Die südslavische Frage ist brennend geworden und ihre Lösung ist für die Monarchie wichtiger, als die aller anderen Fragen, denn von ihrer Gestaltung hängt das Verhältnis zu Italien, in weiterer Folge die Lage des Deutschtums in der Monarchie und nicht zuletzt die Durchführung des Programmes der Adriapolitik ab. Entweder man bricht mit den trialistischen Tendenzen der südslavischen Politiker und bringt den Mut auf, ihnen offen entgegenzutreten, oder man begräbt alle Hoffnungen, die die Bevölkerung in die auswärtige Politik, insbesondere in die Aufrechterhaltung des nationalen Gleichgewichtes an der Adria gesetzt hat.

Die Adria soll in Zukunft hauptsächlich von drei Ländern eingeschlossen werden, von der österreichisch-ungarischen Monarchie, von Italien und von Albanien. Durch ein neutrales Albanien unter dem Schutze der beiden Groß-

mächte wahren sich dieselben ihren Weg in das Innere des Balkans. Im Hinblick auf die Weltlage und auf die reichen Segnungen des Weltfriedens, dessen felsentreuer Hort einzig und allein im Dreibund der Zentralmächte gelegen ist, kann niemand, der es mit dem Wohle der drei Mächte wohlmeint, ihre wechselseitigen Beziehungen untergraben. Ganz abgesehen von der feindlichen Haltung der Tschechischradikalen, besonders aber der Südslaven gegen das Deutsche Reich, die erst kürzlich wieder in der Verhinderung der Huldigung des Deutschen Kaisers anläßlich des Regierungsjubiläums im österreichischen Reichsrate zum Ausdrucke kam, muß mit Rücksicht auf das nationale Gleichgewicht an der Adria der Drang der Südslaven nach dem Meere erwähnt werden, der in jüngster Zeit intensiver denn je, die Italiener in Triest, Istrien und Dalmatien bedroht. Ohne auf den kulturellen Unterschied zwischen den beispielsweise nach Triest vordringenden Slowenen und den heimischen Italienern eingehen zu wollen, so ist die ungleich verschiedene Behandlung, die den Slaven und den Italienern in der Monarchie von seiten des Parlamentes und der Regierung zuteil wird, der ewige Anlaß zur Trübung des Verhältnisses zwischen den beiden Reichen. Die slavische Flut, die die nördliche und nordöstliche Adriaküste zu überschwemmen droht, ist wohl in erster Linie durch wirtschaftliche Beweggründe zu erklären; das arme slavische Hinterland bietet seiner Bevölkerung nicht jene Lebensbedingungen, deren sie bedarf, während eine emporblühende Handelsstadt wie Triest immer neue Arbeitskräfte braucht und tausend Möglichkeiten zur Schaffung erträgnisreicher Existenzen bietet. Dieser slavische Drang nach dem Meere ist eine alte Erscheinung, doch machte er sich früher nicht so geltend wie jetzt, da der kulturelle Unterschied der beiden Nationen, ferner die Tendenz der Regierung durch die Stärkung des Deutschtums zwischen den nationalen Gegensätzen der Italiener und Slaven eine Brücke zu schlagen — auf diese Tendenz ist die hohe Entwickelung des deutschen Schulwesens im österreichischen Küstenlande zurückzuführen — und endlich die Vorherrschaft des konservativen Elementes in der Bevölkerung eine Assimilierung der Slowenen an die grundeigene Bevölkerung förderte. Durch die Entwickelung des Bildungniveaus der Südslaven, durch den im Laufe der Zeit immer stärker werdenden Einfluß der Südslaven auf die Regierungspolitik, durch die Erfolge der sozialdemokratischen Propaganda, welche mit Rücksicht auf den hohen slavischen Prozentsatz unter ihren Anhängern auf die italienische Arbeiterschaft entnationalisierend wirkte, während sie den nationalen Bedürfnissen der Slaven nicht schadete, endlich aber durch die Demokratisierung der Bevölkerung, deren nationales Bewußtsein zu neuem Leben erweckt wurde, wird die Assimilierung des slavischen Elementes an das italienische bedeutend erschwert. In ähnlicher Weise macht das Slaventum im Görzischen und in Istrien bedeutende Fortschritte, während die Italiener in Dalmatien bereits ganz vernichtet erscheinen. Die Landtage des Küstenlandes sind durch die nationalen Kämpfe seit Jahren arbeitsunfähig, so daß auch auf wirtschaftlichem

Gebiete die Folgen des slavischen Ansturmes in nicht zu verkennender Weise bemerkbar werden. Auch die allerjüngsten Kämpfe um die Autonomie des ungarischen Freihafens Fiume dürften dem Vordringen der Kroaten nach diesem wichtigen Platze an der Adria sehr zustatten kommen.

In den größeren Städten dieses italienischen Gebietes leben auch Deutsche in bedeutender Anzahl. Sie bilden einen schätzenswerten intellektuellen Faktor, gewinnen aber besondere Bedeutung nur in Triest, wo sie die Verbindung des deutschen Mutterlandes mit dem Meere herstellen. In dieser Beziehung — industriell und kommerziell — gibt es ein deutsches Vordringen nach der Adria, das aber den Städten wirtschaftlich nur Vorteile bringt und national in keiner Weise gefährlich wird. Der deutsche Kaufmann, ist er nun Österreicher oder Reichsdeutscher, Christ oder Jude, hauptsächlich ist er nur Kaufmann, den wohl die Bedeutung Triests auf dem Weltmarkte interessiert, den jedoch die engeren politischen Kämpfe unberührt lassen. Sein Verhältnis zum Italiener ist ein ausgezeichnetes, da er in dem, was ihm die italienische Kultur bietet, in freien Stunden Abwechslung und Erholung finden kann, während er naturgemäß mit dem slavischen Proletariat Anknüpfungspunkte weder sucht noch finden könnte. Es gibt noch eine größere Zahl von Deutschen im Küstenlande, die sich weniger in Triest, als in Görz und Pola zum Ausdruck bringt. Dies sind die Staatsbeamten. Schon vermöge ihres Berufes, aus fernen Städten in fremdsprachiges Gebiet versetzt, das sie behindert durch Bureaukratismus und eingeimpfte Voreingenommenheit auch bei längerem Aufenthalte nicht kennen lernen, betrachten sie die Italiener in jeder Tätigkeit, auch in der unschuldigsten, als Staatsfeinde, als Hochverräter, als Irredentisten. Das ist es denn auch dieser mehr im Geiste lebende, als den Tatsachen entsprechende Irredentismus, der einflußreichen Kreisen maßgebend ist und der zahlreiche Regierungen veranlaßt hat, statt der Stärkung des Italienertums an der Adria das Slaventum zu fördern. Nicht nur, daß man mit den Südslaven vom staatlichen Standpunkte aus üble Erfahrungen gemacht hat, die sogar zur Verhängung des Ausnahmezustandes in Bosnien und der Herzegowina, zu einer Anzahl von Hochverratsprozessen in Dalmatien und zu außerordentlichen militärischen Maßnahmen geführt haben, wird sich die Regierung doch bald entschließen müssen gegen oder vielleicht für den Trialismus Stellung zu nehmen. Trotz des dreißigjährigen Bündnisses mit Italien, trotz des Abflauens der irredentischen Propaganda im Königreiche, trotz der offenen Aspirationen der Slaven auf Triest und die Küste, welche in Italien eine dauernde Verstimmung hervorrufen und radikalen Elementen immer wieder Stoff zur Agitation bieten, können sich die Deutschen nicht dazu entschließen, ihre Furcht vor dem Gespenst eines Irredentismus, der gewesen ist, aufzugeben. Einflußreiche deutsche Politiker sehen noch immer nicht ein, daß die Deutschen ein großes Interesse haben an dem freien Zugang nach der Adria, daß aber dieser freie Zugang gesichert ist, wenn die Küste der italienischen Nation verbleibt. Die

Funktionen, die das kulturell so tief stehende Albaniervolk, von dem noch nicht bewiesen ist, daß es überhaupt fähig ist, einen Staat zu bilden, in der Abhaltung der Slaven von der Küste zu erfüllen hat, wird wohl auch die italienische Bevölkerung im Norden der Adria zu erfüllen imstande sein, besser sicherlich, als die Südslaven, die im österreichischen Reichsrate dem König von Montenegro eine Huldigung nach der andern darbrachten, während sie die Huldigung des deutschen Kaisers durch andere Parteien durch Zwischenrufe zu stören drohten und infolgedessen verhinderten. Die Adriaküste der Monarchie zu germanisieren, auch nur daran zu denken, ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht bloß eine Utopie, sondern ein Unding, dem jeder Ernst versagt werden muß. Die tatsächlichen deutschen Interessen an der Adria können nur bei guten Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien, vor allem aber nur unter dem Schutze eines aufrichtigen Bundesverhältnisses zwischen Deutschen und Italienern im Süden der Monarchie erfolgreich gewahrt werden. Die endgültige Slavisierung des österreichischen Küstenstriches widerspricht den deutschen Interessen und sie kann nur verhindert werden mit Hilfe der Deutschen. Die Slavisierung der istrianischen Küste widerspricht der äußeren Politik der Monarchie und der Bündnispolitik an der Adria, und jede Verzögerung, die Südslaven in ihre gehörigen Schranken zu weisen, vergrößert die Gefahr unvorherzusehender Katastrophen. Der Präsident der österreichischen Delegation, Abg. Dobernig, spricht von einer neutralen Zone an der Adria. Neutrale Staatengebilde gibt es wohl — Albanien soll ein solches werden — aber in nationalem Sinne neutrale Gebiete, internationale Gebiete, wo zwei oder drei interessierte Völker ihren entgegengesetzten Interessen nebeneinander friedlich nachgehen können, gibt es nicht. Auch die Neutralisierung des albanischen Küstenstriches geschieht unter Berufung auf das Nationalitätenprinzip, sowohl von seiten der Monarchie als auch von seiten Italiens. Folglich muß zur Neutralisierung der nördlichen Adriaküste vor allem das Nationalitätenprinzip berücksichtigt werden. Inmitten des heiß entbrannten Kampfes zwischen Italienern und Slaven, in einer Zeit, in der die trialistischen Tendenzen ihre Netze immer enger ziehen und die slavischen Aspirationen im italienischen Triest konzentriert werden, kann das deutsche Volk an eine Eroberung dieser Gebiete kaum mehr denken, nachdem es bereits im eigenen Lande vom selben Feinde arg bedrängt ist. Die Neutralisierung der Adriaküste kann nur dadurch zur Wahrheit werden, daß Österreich-Ungarn, vor allem aber die Deutschen, der Kräftigung des italienischen Elementes nichts in den Weg stellen, dessen kulturelle Wünsche erfüllen und im Rahmen der Monarchie ebenso schützen gegen den slavischen Ansturm, wie sie Albanien zu schützen gedenken. Oder sollte Triest weniger wert sein als Durazzo oder Skutari?

Die österreichische Regierung wird an das südslavische Problem endlich herantreten müssen; möge sie in erster Linie die italienische Universitätsfrage lösen. Die

Errichtung der Fakultät in Triest ist schon längst zur Staatsfrage geworden und die Verzögerung ihrer Lösung hat bereits üble Folgen gezeitigt. Abgesehen von der Verstimmung im benachbarten Königreich hat der Kampf um die italienische Universität die Hochschulforderungen der Südslaven zur Reife gebracht, und wenn die Entwickelung der Dinge fortschreitet, besteht die Gefahr, daß die Slaven ihre Universität in Triest bekommen. Diese Forderung wird bereits mit allem Ernst vertreten. Die Erfüllung der Hochschulforderungen der Südslaven überhaupt, besonders aber in Triest, bildet einen neuen Stoß gegen die Stellung des Deutschtums in Österreich und käme einer verlorenen Schlacht gleich. Nachdem das Abgeordnetenhaus sich für Triest ausgesprochen hat, wird es nicht angehen, durch Vereitelung des Beschlusses im Herrenhause die wichtige Frage statt zu lösen, zwischen den beiden Häusern des Reichsrates hin- und herpendeln zu lassen. Die Regierung muß ebenso wie die Deutschen das Gespenst des Irredentismus überwinden.

Daß der Irredentismus nur mehr ein Gespenst ist, dafür gibt es eine Unmenge schlagender Beweise. Die blühende Entwicklung der Stadt Triest, die nur infolge ihrer Verbindung mit dem Hinterlande möglich ward, hat der Bevölkerung selbst längst die Augen geöffnet und sie irredentistischen Schlagworten unzugänglich gemacht, umsoweniger als das Bündnis zu Italien gedeiht und die italienische Regierung gar keine Lust zeigt, Triest besonderes Interesse entgegenzubringen. Irredentistenprozesse, die von Zeit zu Zeit mit großer Pose in die Welt gemeldet werden, nehmen seit Jahren einen kläglichen Verlauf. Abgesehen von dem siebzehnjährigen Sterle, den die Wiener Geschworenen kürzlich zu fünf Jahren Kerker verurteilten, endete die überwiegende Mehrheit dieser Prozesse mit einem vollen Freispruche der Angeklagten. Die Verhandlungen wurden meist vor deutschen Schwurgerichten geführt und der Freispruch ist eine Folge der Überzeugung der Volksrichter, daß es einen staatsgefährlichen Irredentismus überhaupt nicht gibt, und daß der akademische Irredentismus aller Nationen im Rahmen eines konstitutionellen Staates wenn schon keine Berechtigung, so doch seinen Platz finden kann. Der Irredentismus, der gegen die italienische Universität in Triest vorgeschützt wird, ist aber scheinbar nichts mehr als ein Vorwand. Der eigentliche Grund liegt wohl darin, daß die Regierung zwar mit der heutigen Majorität die Macht hätte, die Fakultät zu begründen, nicht aber die Lust hat, deren nationalen Charakter gegen Slaven zu verteidigen.

Ebenso scheint die Slavisierung der Ämter und Schulen weniger in der direkten Förderung seitens der Regierung als in dem Ermangeln eines erfolgreichen Widerstandes gegen die slavischen Wünsche ihre Begründung zu finden. Wie denn der ungekrönte König von Krain, Herr Schusterschitz, seinen Einfluß auf das Kabinett Stürgkh gewahrt hat, so ist es ihm stets unbenommen geblieben, die Tätigkeit in seiner von ihm erfundenen kroatisch-slovenischen Nation im Sinne der trialistischen Aspirationen fortzu-

setzen. Die Wirkung eines eventuellen Erfolges dieser Tätigkeit muß für die Monarchie katastrophal wirken, umsomehr sie nur bei unerklärlicher Schwäche überhaupt erreicht werden kann. Die Verwirklichung des Trialismus, dem der rechte Flügel der Patrioten eine Stärkung der Dynastie zuschreibt, bedeutete unzweifelhaft die Vernichtung des nationalen Charakters des italienischen Streifens der österreichischen Adriaküste und in deren Folge die unaufhaltbare Verdrängung des Deutschtums aus einer wichtigen Position, da dessen Interessensphäre an der Adria nicht mehr gehalten werden könnte. Man wird sich bald entscheiden müssen zu wählen zwischen den Italienern oder den Südslaven, welchem der beiden Stämme die Nordostküste der Adria gehören soll. Man wird sich jedoch noch eher entscheiden müssen, ob im Sinne der äußeren Politik oder im Sinne der inneren Politik weitergearbeitet werden soll. Den Panslavismus mit Hilfe des Dreibundes von der albanischen Küste abzuhalten und gleichzeitig die eigene Küste den Pionieren des Panslavismus preiszugeben, wohlverstanden bei gleichzeitiger Gefährdung deutscher Interessen, heißt die Resultierende der Gesamtpolitik der nötigen Richtlinie und des Zieles berauben und erklärliche Gefahren heraufbeschwören.

Dr. B. Ischchanian:
Die armenische Bevölkerung in der Türkei.

(Ein Beitrag zu der kleinasiatischen Reformfrage.)

I.

Gegenwärtig sind die kleinasiatischen Sorgen und die Tendenzen der Neugestaltung der Machtverhältnisse und -Befugnisse Europas in der asiatischen Türkei sehr aktuell geworden. Mit dem Ende der türkischen Herrschaft in Europa ist das Schwergewicht der Interessen und diplomatischen Erwägungen der Großmächte in der asiatischen Türkei, speziell in Kleinasien, verlegt worden.

Es ist unverkennbar, daß unter allen Volkselementen in Kleinasien nur die Armenier es sind, deren politische Lage ein sich seiner Lösung harrendes Problem darstellt. Es ist keine nationale Kulturfrage, wie es etwa im völkerreichen Österreich und Rußland und gewissermaßen auch in Preußen (die polnische Frage) der Fall ist, sondern es ist eine reine Lebens- und Eigentums-Sicherheitsfrage, eine Frage der elementaren rechtsbürgerlichen Existenzmöglichkeit, welche den Kernpunkt des ganzen historischen Schicksals der Armenier unter der Osmanenherrschaft gebildet hat.

Wie sonderbar es auch klingen mag, ist es doch Tatsache, daß die armenische

Frage, als politisches Problem, seitens der Regierung Abdul Hamids stets als eine reine Bevölkerungsfrage der Armenier in Kleinasien aufgefaßt und betrachtet worden ist. Seit dem Tage, an dem die armenische Reformfrage durch 61. Artikel des Berliner Vertrags von 1878 garantiert wurde, d. h. nachdem die Türkei vor den Großmächten verpflichtet worden war, für die staatsbürgerliche und nationale Existenzsicherheit der Armenier bestimmte Reformmaßnahmen durchzuführen, wurden Reformfrage und Bevölkerungsfrage in den armenischen Provinzen Kleinasiens identische Begriffe für die türkische Regierung. Um aus den armenischen Sorgen keine bulgarische Gefahr in Zukunft entstehen zu lassen, wählte die staatsmännische Klugheit eines Abdul Hamids die einfachste aber auch die barbarischste Methode zur Lösung: durch Verminderung der Armenier an Zahl in ihren eigenen Heimatsorten die Bedeutung der Reformen für nichtig und daher das Reformpostulat selbst für wertlos zu erklären.

„Armenien ohne Armenier!"

So lautete die Losung der zielbewußten Politik des alten Sultans. Die Absicht zur systematischen Abnahme der Armenier in ihrem historischen Territorium konnte nicht besser zur Geltung kommen, als durch Anwendung grauenvoller Mittel: durch ihre allmähliche Ausrottung. Erstens durch wohl organisierte Massenmetzeleien, denen Hunderttausende Menschen wie Hammelscharen zum Opfer fielen, und, was die natürliche Folge davon ist, durch massenhafte Auswanderungen nach Rußland, Persien, Ägypten, Balkanstaaten, Amerika usw. Zweitens durch große innere Kolonisationen der mohammedanischen Elemente in den armenischen Provinzen, damit die Armenier überall an Zahl in Minderheit kommen, nirgends kompakte Massen bilden.

Da diese Tendenz der Selbstrechtfertigung vor Europa auch seitens der Vertreter des jungtürkischen Reichsschicksals nicht selten zum Ausdruck gekommen ist: angeblich bilden die Armenier nicht einmal in ihren eigenen Heimatsorten die relative Mehrheit, ergo sei es selbst technisch unmöglich für Armenier durchgreifende Reformen einzuführen, so glauben wir durch die folgenden bevölkerungsstatistischen Feststellungen und darauf beruhenden Erörterungen diesen gerade gegenwärtig so wichtigen Punkt im rechten Licht zeigen zu können.

II.

Durch den Umstand, daß in der Türkei keine regelmäßig durchgeführte Statistik — weder Reichs-, noch Landes-, noch Wilajets- oder Kreisstatistik — existiert, entsteht von vornherein die schwierige Frage über die sichere Feststellung des Bevölkerungsstandes und der Bevölkerungsbewegung in diesem Lande. Unter solchen Umständen können die vorhandenen Angaben selbstverständlich auf eine Zuverlässigkeit keinen vollen Anspruch erheben. Also die uns zur Verfügung stehenden Daten offiziellen wie privaten Charakters können uns nur ein der Wirklichkeit nahestehendes Bild von der Bevölkerungsgröße geben.

Den amtlichen Angaben, besonders über christliche Untertanen, ist der Boden jeder Objektivität entzogen. Denn das Streben, die Zahl dieses oder jenes Volkes zu ermitteln, ist von politischen Tendenzen beherrscht. Für die Armenier z. B. führt die türkische Regierung sozu-

sagen zweierlei Buchführung: einmal Angaben über die Zahl der Armenier zum Zwecke der Erhebung der Wehrsteuer*), der sogen. „Bedel Eskerijen", und zweitens (besonders seit 1878) zum öffentlichen politischen Zwecke. Die ersten Angaben bleiben geheim, sind nur für die Steuerverwaltung bestimmt, die zweiten im Gegenteil werden publiziert und davon jedes Mal praktischer Gebrauch gemacht, wenn man die Türkei an die Durchführung der versprochenen und verpflichteten Reformen in Armenien erinnert.

Nach den ersten Angaben, die für den Bevölkerungsstatistiker unbrauchbar, weil unbekannt, entspricht die Zahl der Armenier nicht nur dem wirklichen Bestand, sondern geht auch weit darüber hinaus, denn es kommt nicht selten vor, daß die Behörde auch die Zahl der verstorbenen und ausgewanderten Einwohner mit den vorhandenen zusammen registriert und die Steuer von den hinterbliebenen Angehörigen erzwingt. Ganz anders ist es mit der zweiten Buchführung. Hier heißt es mit allen denkbaren Mitteln die Zahl der Armenier vermindern, sie als eine verschwindende Minderheit in ihrer Heimat hinstellen, um sich damit vor Europa rechtfertigen zu können.

Von den privaten statistischen Angaben verdienen vor allem die Untersuchungen der europäischen Forscher oder Reisenden die Achtung. Aber auch diese Quellen können unmöglich, trotz allem gewissenhaften Streben ihrer Autoren, das wirkliche Bild des Bevölkerungsstandes geben: einmal, weil als Grundlage zu ihren Angaben die oben charakterisierte amtliche Statistik dient und zweitens, weil ihre eigenen Beobachtungen und Ermittelungen zur Ergänzung der amtlichen Daten unmöglich umfassend und erschöpfend genug sein können in einem solchen schwer zugänglichen Lande, wie die Türkei ist.

Als dritte Quelle zur Ermittelung der Zahl der Armenier gilt das armenische Patriarchat in Konstantinopel. Diese Quelle könnte wohl am sichersten sein, denn die weitverzweigten geistlich-kirchlichen Einrichtungen überall, wo Armenier wohnen, sind imstande und haben die Pflicht, die Zahl der armenischen Einwohner in den betreffenden Orten regelmäßig zu registrieren und die Ergebnisse dem Patriarchat zur Verfügung zu stellen. Diese Ergebnisse einer solchen an sich gesonderten und statistisch-zerstückelten Erhebung könnten uns vielleicht, wie gesagt, die sicherste Grundlage zur ziffermäßigen Feststellung der Bevölkerungsgröße geben. Aber auch diese Methode ist nicht einwandfrei. Denn es kommt sehr häufig vor, daß die Armenier selbst die richtige Anzahl ihrer Familienmitglieder verheimlichen, weil sie jeder Zählung immer etwas Übles, versteckte Absichten voraussetzen: Einführung neuer Steuern, neuer Lasten. Ein solches Mißtrauen gegen statistische Erhebungen, besonders gegen die Volkszählung, ist ja bekanntlich ein gemeinsamer Grundzug bei allen halb- und unkultivierten Volkselementen, der in der Türkei wie auch in Rußland in jedem Schritt und Tritt zu konstatieren ist.

Diese aufgezählten drei verschiedenartigen Quellen leiden also an solchen eigentümlichen Mängeln, daß sie kaum den richtigen Stand und das normale Wachstum der Bevölkerung festlegen können: die Angaben aller dieser Quellen

*) Bis zur jüngsten türkischen Verfassung von 1908 durften die Christen nicht als Soldat dienen, deshalb mußte jeder christliche Einwohner jährlich 43 Guruſch oder 3 Rubel 70 Kopeken (ung. 8 Mark) Wehrsteuer zahlen.

stehen unter der wirklich-zahlenmäßigen Höhe der Bevölkerung. Immerhin scheint uns die dritte Quelle oder die Patriarchatsangaben der Wirklichkeit viel näher zu stehen.

III.

Nach den vorangehenden Erklärungen ist es nun begreiflich, daß von einer Übereinstimmung unter den Angaben verschiedener Quellen keine Rede sein kann. Wir lassen unten alle vorhandenen Angaben*) chronologisch folgen, wobei zu bemerken ist, wie sie alle weit auseinanderlaufen.

Die ersten statistischen Angaben über die Zahl der Armenier in der Türkei datieren vom Jahre 1844, ermittelt durch den Befehl Risa Paschas: damals waren in dem gesamten türkischen Reiche 2 400 000 Armenier, von denen 2 Millionen in der asiatischen und 400 000 in der europäischen Türkei wohnten. Nach einem Jahre aber, 1845, wurden nach den Angaben Ubicini 2 500 000 Armenier im türkischen Reiche ermittelt. Im Jahre 1878 bringt der damalige armenische Patriarch Nerses Warschapetian in der an den Berliner Kongreß gerichteten Denkschrift die Zahl der Armenier in der Türkei von 2 660 000, und zwar 1 630 000 in den 6 armenischen Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Diarbekir, Charbert und Siwas), ferner 835 000 in den 8 Wilajets (Ismid, Brussa, Bigha, Smyrna, Konia, Angora, Kastamuni, Adana) Kleinasiens und 195 000 in der europäischen Türkei (Konstantinopel usw.). Der Patriarch behauptet aber, daß diese Schätzung zu gering sei, denn viele Armenier haben aus Angst neuer Besteuerung ihre Zahl in den Konsistorialanstalten nicht richtig angegeben. So daß er annehmen zu dürfen glaubt, daß die Zahl der Armenier in der damaligen Türkei wohl ungefähr 3 Millionen betragen dürfte.

Nach den türkisch-amtlichen Quellen waren im Jahre 1880 in 9 Wilajets Kleinasiens (Erzerum, Diarbekir, Bitlis, Wan, Mamuret-Ül-Asis, Siwas, Trapezunt, Halep, Adana) im ganzen 726 750 Armenier. Der damalige englische Konsul Major Trotter in Erzerum prüft aber diese amtlichen Angaben und findet sie mangelhaft; er ermittelt in denselben Wilajets 838 125 Armenier, d. h. um 108 375 mehr als die türkischen Quellen angeben.

Eine besondere Beachtung verdienen aber die gründlichen und ausführlichen Zählungen der gesamten Bevölkerung der asiatischen Türkei von dem französischen Verfasser Vital Cuinet im Jahre 1892—1894, dessen Angaben uns unten noch im Einzelnen beschäftigen werden. Er schätzt in der gesamten asiatischen Türkei 1 181 066 Armenier, von denen 995 479 gregorianische, 89 746 katholische und 95 841 protestantische Armenier sind. Aber auch gegen diese Zahlen werden teilweise Widersprüche erhoben. So z. B. nach Cuinet wohnten in den zuletzt

*) Literatur für die nachfolgenden Angaben: Vital Cuinet, „La Turquie d'Asie. Géographie, administrative, statistique", 1892—1894, Paris. — „Deutsche Rundschau", 1896, Februar. — „Petermanns Mitteilungen" 1896, 42. Band. — Armen. Kalender „Lujs", Tiflis, 1905. — E. Toptschian, „Die Jungtürkei und die Armenier" (armenisch), I. Teil, Tiflis, 1909. — J. J. Golodorodko, „Die Türkei" (russisch), 2. Auflage, Moskau, 1912. — Armenische Zeitung „Mschak", 1913, Tiflis, No. 112. — Patriarch a. D. M. Ormanian, „Die armenische Kirche", Konstantinopel, 1909—1910. — A-Do, „Die Wilajets von Wan, Bitlis und Erzerum" (geographisch-statistische und rechtlich-wirtschaftliche Untersuchungen), armenisch. Eriwan, 1912. — „Der christliche Orient", herausgeg. von Dr. J. Lepsius, 1913, März-April, Heft 3/4.

obenerwähnten 9 Wilajets in den neunziger Jahren im ganzen 838 125 Armenier (nur gregorianische), während der russische General Selenow, der 7 Jahre in Konstantinopel als Militärattaché und noch vorher 2 Jahre in Erzerum als russischer Kommissar war, die Angaben Cuinets in den betreffenden 9 Wilajets prüft und findet, daß dort in derselben Zeit nicht 838 125, sondern 913 875 Armenier gewohnt haben. Eine dritte Quelle für dieselbe Zeit geht noch weiter: nach den Angaben von Professor Suppann in seinem Artikel: „Die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und Transkaukasien", sollten damals in denselben 9 Wilajets der asiatischen Türkei 921 060 Armenier gewohnt haben. (Der Unterschied zwischen den letzten beiden Zahlen ist allerdings sehr gering: 7185.) Weiter erfahren wir von dem bekannten Kenner der türkischen Verhältnisse, Prof. Vamberi (in einem Aufsatz: „Armenier und Kurden"), daß in den neunziger Jahren in denselben 9 Wilajets 1 131 125 Armenier gewohnt haben. Schließlich sollen nach den Angaben von Rollen Gequmeni in derselben Zeitperiode und wieder in denselben kleinasiatischen Wilajets nicht weniger als 1 330 000 Armenier gewohnt haben.

Es ist charakteristisch für die Ermittelungsart der auf sich selbst angewiesenen Privatquellen, wie sie über die Einwohner für dieselbe Zeit und für dieselben Wilajets zu ganz verschiedenen Resultaten gekommen sind. Der Fehler liegt hauptsächlich in den lückenhaften, schwankenden Angaben offiziellen Charakters und in den schwierigen Umständen, das Fehlende auf Grund eigener Beobachtung zu ergänzen.

Eine Reihe anderer Quellen verhältnismäßig neueren Datums geben uns von einander wieder abweichende Angaben. Der bekannte englische Reisende Lintchi gibt z. B. in seinem großen Werk: „Armenia Travels and Studies" von 1901 die Zahl der Armenier in den bereits erwähnten 9 Wilajets Kleinasiens mit 1 058 484. Das französische Gelbebuch aus derselben Zeit gibt die Zahl aller Armenier in der asiatischen wie in der europäischen Türkei mit 1 475 011 an. Beachtenswert sind ferner die Angaben des früheren armenischen Patriarchs Ormanian in seiner umfangreichen Arbeit über die armenische Kirche von 1910 (bereits französisch übersetzt unter dem Titel: „l'Eglise arménienne" Paris): er zählt für die asiatische Türkei 1 797 900 Armenier, für die ganze Türkei aber 2 042 000. Ein russischer Verfasser, J. J. Golodorodko, geht in seinem Werk über die Türkei (Moskau, 1912) noch weiter und schätzt die Gesamtzahl der Armenier im ganzen türkischen Reiche auf 2,3 Millionen, von denen 1,5 Millionen in Kleinasien, 400 000 in der übrigen asiatischen Türkei und fast soviel in der europäischen Türkei wohnen (in Konstantinopel allein wohnen 250 000 Armenier). Nach den jüngsten Ermittelungen eines armenischen Verfassers, A-Do, vom Jahre 1909 wohnen gegenwärtig in nur drei Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum) Ostanatoliens 417 000 Armenier. Eine andere auf Grund ziemlich streng durchgeführter Erhebungen angegebene Quelle des jetzigen armenischen Patriarchats schätzt 1912 die Zahl der Armenier in sechs am meisten armenisch dicht bevölkerten Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Charbert, Diarbekir, Siwas) auf 1 048 000.

Um alle diese verschiedenen Schätzungen recht klar zu veranschaulichen, wollen wir sie hier chronologisch und reihenmäßig schematisieren:

Die Reihenfolge der zahlenmäßigen Schätzungen der Armenier im türkischen Reiche in verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Quellen:

1. Nach Risa Pascha waren 1844 im türkischen Reiche 2400000 Armenier
(von denen 2 Millionen in der asiatischen Türkei)
2. „ Ubicini waren 1845 im türkischen Reiche 2500000 „
3. „ dem armen. Patriarch Warschapetian waren 1878 im türkischen Reiche 2660000 „
(von denen 1630000 in 6 armen. Wilajets)
4. „ den türkisch-amtlichen Quellen waren 1880 in nur 9 Wilajets Kleinas. 726750 „
5. „ dem englischen Konsul Trotter „ 1880 „ „ „ „ „ 835125
6. „ „ franz. Verf. V. Cuinet „ 1892 „ der asiatischen Türkei 1181066 „
7. „ „ „ „ „ „ 1892 „ nur 9 Wilajets Kleinas. 838125 „
8. „ dem russ. General Selenow waren in d. 90er Jahr. in nur 9 Wilajets Kleinas. 913875 „
9. „ „ deutschen Prof. Suppan „ „ „ „ „ „ „ „ „ 921060 „
10. „ Prof. Vamberi „ „ „ „ „ „ „ „ „ 1131125 „
11. „ Rollen Gequmeni „ „ „ „ „ „ „ „ „ 1330000 „
12. „ „ engl. Reisenden Lintchi „ 1901 „ „ „ „ „ 1058484 „
13. „ „ franz. Gelbebuch waren in derselben Zeit im türkischen Reiche 1475011 „
14. „ „ armen. Verf. A-Do waren 1909 nur in 3 armen. Wilajets 407000 „
15. „ „ „ Patriarch Ormanian waren 1910 im türkischen Reiche 2042400 „
(von denen 1797900 in der asiatischen Türkei)
16. „ „ russischen Verf. Golodorodko waren 1912 im türkischen Reiche 2300000 „
(von denen 1900000 in der asiatischen Türkei)
17. „ „ armenischen Patriarchat waren 1912 in nur 6 armen. Wilajets 1048000 „

IV.

Man kann am Ende der langen Kette dieser zahlreichen auseinandergehenden Angaben sagen: wie viele Quellen so viele Schätzungen! Allerdings die Angaben datieren aus verschiedenen Zeiten: zwischen den ersteren und letzteren liegt über ein halbes Jahrhundert. Außerdem umfassen nicht alle Angaben dieselben Wohngebiete, dieselbe Ausdehnung des Territoriums. Aber auch selbst unter den Quellen derselben Zeitperiode und über die Bevölkerung derselben Wilajets bzw. desselben Landesteiles besteht keine einzige wenigstens annähernde Übereinstimmung. Fünf Quellen berichten über die Zahl der Armenier in denselben 9 Wilajets und derselben Zeitperiode ganz verschiedene Daten, von denen das Minimum 838 125 und das Maximum 1 330 000 sind. Hier hilft schon kein Kunststück, um das eine oder das andere für das unbestreitbar Richtige zu halten. Selbstverständlich von einer Befangenheit oder tendenziöser Parteistellung der Privatquellen kann gar keine Rede sein. Die widersprechenden Resultate ihrer Ermittelungen sind sehr charakteristisch und auch begreiflich für die verwahrlosten Verhältnisse der Türkei. Jeder hat von vornherein den mangelhaften Schätzungen aus den amtlichen Quellen keinen Glauben geschenkt und jeder wollte die Lücken durch eigene Beobachtungen ausfüllen. Da auch hier jede technische Erleichterung und amtlich-einheitliche Unterstützung zur Sammlung der Materialien fehlten, so blieb den Privatquellen nichts anderes übrig, als sich mit allgemeinen Schätzungen zu begnügen. In jeder Schätzung individuellen Charakters steckt aber ein gut Stück subjektiver Vermutung, eine Neigung zur Unter- und Überschätzung. In Ländern mit regelmäßigen, technisch vervollkommneten Volkszählungen und Volksbewegungsstatistiken können doch unmöglich so viele weit auseinandergehende und schroff widersprechende Zahlenergebnisse über dasselbe Volk und in derselben Zeitperiode zutage treten, weil hier nicht die subjektive Erwägung, sondern das objektive Tatsachenmaterial zur Grundlage jeder Erhebung dient.

Noch ein anderes Moment ist aus diesen Angaben hervorzuheben. In den früheren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, vierziger bis siebziger Jahren, war die armenische Bevölkerung an Zahl im türkischen Reiche viel mehr als

seit den achtziger Jahren bis jetzt. Diese Tatsache spiegelt sich in allen Angaben mit mehr oder weniger Unterschied wieder, soweit sie die Zahl der Armenier in allen Teilen der Türkei zusammengenommen umfassen. In einigen Jahrzehnten hat die armenische Bevölkerung um mehrere Hunderttausende abgenommen. Das ist nicht eine Folge etwa eines natürlichen Rückganges, sondern der systematisch treibenden großen Massenmetzeleien während des alten Regimes, und, was die natürliche Folge davon ist, der Massenauswanderungen nach allen Seiten. Erst die Verfassung von 1908 hat eine teilweise Rückkehr der ausgewanderten Armenier, hauptsächlich aus Rußland und Persien, in ihre ursprüngliche Heimat ermöglicht. Dieses „Glück" war aber nicht von großer Dauer, denn die zügellose Raubsucht der Kurden gegen die Armenier und die jammervolle Wehr- und Schutzlosigkeit der letzteren, die schwache Haltung der zentralen Regierung, besonders in den letzten 2—3 Jahren, zwingen die Armenier wieder zum Stab der Heimatlosen zu greifen. Die armenischen Blätter melden aus ostanatolischen Wilajets, daß z. B. in Erzerum täglich 30, 50, 100 Armenier Auslandspässe nehmen.

Nachdem wir nun die aus armenischen, russischen, deutschen, französischen und englischen Quellen vorhandenen Angaben der Zahl der Armenier, früher wie jetzt, im gesamttürkischen Reiche bzw. in der asiatischen Türkei angeführt haben, wollen wir unten eine andere nicht minder interessante Seite der armenischen Bevölkerungsfrage betrachten: wie verhält sich die relative Größe der Armenier in ihren eigenen Heimatsorten zu den anderen, namentlich herrschenden Volkselementen? Denn darin liegt gerade der Kern der Sache: die Frage der Reformdurchführung und Reformberechtigung in und für Armenien.

Von den erwähnten Quellen geben uns nur zwei derartige Angaben: Vital Cuinet für die asiatische Türkei und, was uns in erster Linie interessiert, das armenische Patriarchat speziell für die sechs armenischen Wilajets durch ausführliche Ermittelungen von vorigem Jahre.

Daß es der Vernichtungspolitik Abdul Hamids, durch Anwendung aller denkbaren Mittel, die dichte Konzentration der Armenier in ihren Heimatsprovinzen zu zersprengen und ihre Verhältniszahl zu einem verschwindenden Minimum zu reduzieren, nicht gelungen ist, das sehen wir von vielen schlagenden Beweisen bei V. Cuinet.

In vielen Kreisen (oder „Kasa") der Wilajets Wan und Musch stehen die kompakten Massen der Armenier in absoluter Mehrheit nicht nur den türkischen, sondern auch allen mohammedanischen Volksgruppen gegenüber. So stehen z. B. die Armenier in den folgenden Kreisen zu der Gesamtbevölkerung der Mohammedaner wie folgt:

In Wan	74 %
„ Arzesch	64 %
„ Moks	63 %
„ Adeltschuas	60 %
„ Karschkan	55 %
„ Gewasch	55 %
„ Schatach	50 %
„ Bulanig	67 %
„ Musch	62 %

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Angaben von Cuinet über die Zahl der Armenier durch viele andere Verfasser, wie wir sahen, für sehr minimal gehalten und vielfacher Korrektur unterzogen worden sind. Dennoch sehen wir selbst nach diesen bescheidenen Angaben, daß es viele Provinzen gibt, in denen die Armenier in absoluter Mehrheit gegenüber den Gesamtmohammedanern stehen.

Ferner sehen wir aus den Angaben des armenischen Patriarchats bezüglich der sechs ostanatolischen Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Charbert, Diarbekir, Siwas), der eigentlichen Heimat des armenischen Volkes, wo es hauptsächlich konzentriert ist, folgendes: Die Gesamtbevölkerung dieser Wilajets bilden 2 684 000 Personen, von denen 1 048 000 Armenier sind, welche 38,8 % der Gesamtheit bilden. Weiter folgen die Türken oder rein Osmanen mit 709 000 Einwohnern oder 26,5 %, schließlich die Kurden (nomade und seßhafte zusammengenommen) mit 429 000 oder 15 %. Das sind die drei zahlenmäßig herrschenden Volkselemente in Armenien, von denen, relativ genommen, die meisten Armenier sind. Die übrigen sind zahlreiche kleine und unbedeutende Volksgruppen (Tscherkessen, Kisilbaschen, Esidi, Lasen, Perser, Zigeuner, Griechen, Assyrer, Juden usw.).

Wie gestalten sich nun die Verhältnisse der oben genannten großen Volksgruppen in diesen sechs Wilajets im Einzelnen genommen? Das ersehen wir aus folgenden Zahlen:

Wilajets	Armenier	Türken	Kurden	Die Gesamteinwohner in jedem Wilajet
Wan . .	185 000	47 000	72 000	350 000
Bitlis . .	172 000	40 000	77 000	374 000
Erzerum .	205 000	260 000	80 000	645 000
Charbert .	168 000	102 000	95 000	450 000
Diarbekir .	100 000	45 000	55 000	297 000
Siwas .	218 000	215 000	50 000	568 000
Zusammen	1 048 000	709 000	429 000	2 684 000

Um das Bild der Bevölkerungsstärke jeder einzelnen Gruppe noch deutlicher zu machen, bringen wir hier ihre Prozentzahlen zu der Gesamtbevölkerung in jedem Wilajet.

Das prozentuale Verhältnis der Armenier, Türken und Kurden zu der Gesamtbevölkerung jedes einzelnen Wilajets:

Wilajets	Armenier	Türken	Kurden	Zusammen
Wan . .	53 %	13,4 %	20,6 %	87 %
Bitlis . .	46,3 %	10,7 %	20,6 %	77,6 %
Erzerum .	31,7 %	40,3 %	12,4 %	84,4 %
Charbert .	37,3 %	23 %	21,1 %	81,4 %
Diarbekir .	34,3 %	15,4 %	18,9 %	68,6 %
Siwas .	38,3 %	37,8 %	8,8 %	84,9 %

Vor allem fällt die Tatsache ins Auge, daß diese drei Volkselemente zusammengenommen die weitaus absolute Mehrheit in jedem einzelnen Wilajet bilden, besonders in Wan (87 %), Siwas (84,9 %) und Erzerum (84,4 %). Nur im Wilajet Diarbekir ist ihre Mehrheit etwas bescheidener: 68,6 %, denen gegenüber stehen also 31,4 % andere kleine Völkerschaften.

Wie stehen nun prozentual die drei Gruppen zueinander? Wan ist die Hauptstadt des Armeniertums, wo sie über die Hälfte (53 %) der Gesamtbevölkerung des ganzen Wilajets bilden. Ihnen gegenüber stehen die Türken (13,4 %)

und Kurden (26,6 %) in kleiner Minderheit. Das zunächst armenisch dicht bevölkertste Wilajet bildet Bitlis, wo sie 46,3 %, also etwas weniger als die Hälfte der Gesamtbevölkerung bilden. Aber sie stehen in diesem Wilajet in absoluter Mehrheit den Türken und Kurden gegenüber zusammengenommen. Die Türken hingegen stehen nur im Wilajet Erzerum in relativer Mehrheit (40,3 %). Sonst in allen übrigen Wilajets sind die Armenier relativ am stärksten vertreten. Im Wilajet Diarbekir stehen sie den Türken und Kurden gleichmäßig gegenüber: 34,3 % = 15,4 % + 18,9 %. Die Kurden bilden überall die Minderheit der Bevölkerung.

Wir sehen also, daß die „berühmte" Devise der Hamidschen Vernichtungspolitik: „Armenien ohne Armenier", nicht nur vollständig gescheitert ist, sondern daß die Armenier, als Ureinwohner ihres historischen Territoiums, noch heute den Kern der lokalen Bevölkerung ihrer Heimat bilden.

Kleinasien im ganzen und die 6 besprochenen Wilajets insbesondere sind es, die heute am meisten und am schärfsten der Reformierung bedürfen. Wenn selbst die Armenier die Hälfte davon bilden, wie viel sie tatsächlich gegenwärtig sind, selbst dann wäre es eine müßige Frage, die Reformberechtigung der armenischen Provinzen vom Standpunkte der nationalen Stärkeverhältnisse zu betrachten und zu beleuchten. Erstens handelt es sich nicht um nationalpolitische Verfassung, um eine streng territorielle und nationale Autonomie für die Armenier allein, sondern um die gründliche Durchführung der elementaren staatsbürgerlichen Rechtsgrundsätze, um die Hebung eines Volkes vom Joche des Sklavenzustandes, von der zügellosen Willkürherrschaft der Kurden. Welche Rolle können also hier die Zahlenverhältnisse im Grunde genommen spielen? Zweitens die Verminderung der armenischen Bevölkerung, im Vergleich mit ihrem früheren Stande, ist nicht etwa eine natürliche Folge des allmählichen Absterbens oder einer freiwilligen Auswanderung, d. h. ist keine Schuld seitens der Armenier selbst, sondern, wie allbekannt, eine Folge der verheerenden Massakres, der erzwungenen Auswanderung und der künstlich hervorgerufenen inneren Kolonisationen von mohammedanischen Elementen, mit anderen Worten: eine Folge der früheren Regierungspolitik.

Wenn nach der türkischen Verfassung von 1908 sehr viele ausgewanderte Armenier wieder nach ihrer Heimat zurückgekehrt sind, so werden im Falle der Reformierung Ost-Anatoliens Hunderttausende von denjenigen „vaterlandslosen Gesellen", die jetzt in fremden Ländern herumwandern, wieder eilig in ihre gesicherte Daseinsbedingungen bietende Heimat zurückkommen.

Das industrielle und kommerzielle Europa, in erster Linie Deutschland und England haben ein großes Interesse daran, das öde und verwüstete, aber an Naturschätzen so unermeßlich reiche Land wieder belebt und blühend zu sehen. Der Kolonialkapitalismus des industriellen Europas verlangt gebieterisch Ruhe und Sicherheit in der asiatischen Türkei, als Kardinalbedingungen zu seiner raschen und aufsteigenden Entwicklung, erheischt unumgänglich Hebung der Lebens- und Kulturbedürfnisse der lokalen Bevölkerung, wollte es, statt verlumpten und verhungernden Massen, ein kaufkräftiges Publikum für seine Industrieerzeugnisse in Kleinasien haben. Daher gibt es keinen besseren Segen für dieses jammervolle Land, sowie für die Zukunft des türkischen Reiches, als beschleunigte Durchführung radikaler Reformen.

Dr. Theodor G. Anastassoff,

bulgarischer Gesandtschaftsattaché in Berlin:

Die völkerrechtliche Seite des bulgarisch-serbischen Konfliktes.

Die Liquidierung der Resultate des Balkankrieges hat mehrere Fragen internationalen Charakters aufgerollt, an deren Lösung nicht allein die Krieg führenden Staaten, sondern auch die europäischen Großmächte interessiert sind. Daher folgt ganz Europa mit größter Spannung dem Gang der Ereignisse auf dem Balkan, die für die Erhaltung des Weltfriedens von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Die Mächte wollen unter allen Umständen ein neues Blutvergießen verhindern und bemühen sich deshalb, die Wege zu einer friedlichen Beilegung der zwischen den Gegnern bestehenden Differenzen zu ebnen. Kaum hat die Skutarifrage, die lange genug die europäische Diplomatie außer Atem hielt, ihre Lösung gefunden, da taucht eine neue Frage am politischen Horizont auf: der Streit zwischen Bulgarien und Serbien über die Abgrenzung der eroberten Gebiete ist akut geworden.

Der springende Punkt in dem bulgarisch-serbischen Konflikt ist bekanntlich der Bündnisvertrag, den beide Länder in Verbindung mit einer Militärkonvention im Jahre 1912 abgeschlossen haben. Artikel 2 des Zusatzabkommens zu diesem Vertrage bestimmt, daß territoriale Erwerbungen, die gemeinsam gemacht werden könnten, unter das Kondominium der beiden Verbündeten fallen, und daß ihre Liquidierung sofort oder spätestens innerhalb dreier Monate nach Wiederherstellung des Friedens erfolgen wird, und zwar auf folgender Grundlage: Serbien erkennt Bulgarien das Recht zu auf das Gebiet östlich vom Rhodope-Gebirge und der Struma, Bulgarien erkennt Serbien das Recht zu auf das Gebiet nördlich und westlich vom Schar Dagh. Über das Gebiet zwischen dem Schar-Gebirge, dem Rhodope-Gebirge, dem Archipel und dem Ochridasee, das heißt Makedonien, ist in dem Bündnisvertrag folgendes vorgesehen: Serbien verpflichtet sich, nichts zu verlangen außerhalb einer Linie, die von Golemvrch nördlich von Krivoretschna-Palanka an der bisherigen türkisch-bulgarischen Grenze ausgeht und im allgemeinen in südwestlicher Richtung verläuft, um am Ochridasee beim Kloster Gabovtzi zu endigen. Falls über die strittige Zone, die sich zwischen der oben bezeichneten genau festgelegten Grenzlinie und dem Serbien als unbestritten überlassenen Gebiet erstreckt, keine Einigung erzielt werden wird, soll der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland erbeten werden. Nach dieser vertraglichen Vereinbarung soll also keineswegs ganz Makedonien dem Schiedsspruch des Zaren unterworfen sein.

Nachdem das Friedensprotokoll mit der Türkei unterzeichnet worden ist, weigert sich Serbien bekanntlich, den Vertrag zu erfüllen. Indem es sich auf Franz von Liszt bezieht, verlangt es eine Revision des Bündnisvertrages unter Berufung auf die Klausel „rebus sic stantibus", wonach „Verträge, die im Hinblick auf einen bestimmten tatsächlichen Zustand und unter Voraussetzung seiner Fortdauer geschlossen sind, einseitig gekündigt werden können, wenn dieser Zustand sich wesentlich geändert hat. Es fragt sich zunächst, ob die Klausel „rebus sic stantibus" auf den vorliegenden Streitfall anwendbar ist. Das serbische Regierungsorgan „Samouprava" bejaht diese Frage. Es behauptet, daß der Gang der geschichtlichen Ereignisse eine Verschiebung der bei Abschluß des Vertrages bestehenden Verhältnisse herbeigeführt habe und somit das serbische Verlangen nach einer Abänderung des Vertrages rechtfertige. Dieser Deduktion kann aber nicht beigetreten werden. Die Behauptung, daß alle völkerrechtlichen Verträge mit der stillschweigenden Klausel geschlossen werden, daß sie bei Änderung der Sachlage gekündigt werden können, bezeichnet gerade Liszt in dieser Allgemeinheit als unrichtig, da durch diese Behauptung das Völkerrecht in seinen Grundlagen verneint würde. „Der wechselnde Lauf der geschichtlichen Ereignisse würde wohl in jedem einzelnen Fall eine Verschiebung der Verhältnisse nachweisbar machen und damit die Vertragstreue, ohne die das Völkerrecht nicht bestehen kann, in das Belieben der vertragschließenden Staaten stellen." Die Geschichte des Völkerrechts kennt ein typisches Beispiel dafür, daß Staatsverträge nicht einseitig von einem der vertragschließenden Staaten auf Grund der Klausel „rebus sic stantibus" gekündigt oder modifiziert werden können. Als Rußland während des deutsch-französischen Krieges sich von der ihm lästigen Neutralisierung des Schwarzen Meeres einseitig lossagte, erklärten die auf der Londoner Konferenz versammelten Mächte ein solches Vergehen ausdrücklich für völkerrechtswidrig.

Eine Ausnahme kann nach Liszt nur insoweit zugegeben werden, „als der geschlossene Vertrag eine bestimmte Sachlage, sei es ausdrücklich, sei es stillschweigend, zur Voraussetzung nimmt und durch eine Änderung dieser Sachlage die übernommene Verpflichtung eine wesentlich drückendere werden würde". Die meisten völkerrechtlichen Autoritäten sind bemüht, die Anwendungsmöglichkeit der Klausel „rebus sic stantibus" tunlichst zu begrenzen, um eine mißbräuchliche Anwendung zu verhindern. Fast alle stimmen darin überein, daß irgendwelche Veränderungen in der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation eines Kontrahenten nicht genügen, um denselben seiner vertraglichen Verpflichtungen zu entbinden. Ob im vorliegenden Falle eine solche Änderung der Sachlage eingetreten ist, soll weiter unten geprüft werden. Unter keinen Umständen kann aber die Klausel „rebus sic stantibus" etwa so gedeutet werden, daß einer der Kontrahenten bei veränderter Sachlage berechtigt ist, eine Abände-

rung des Vertrages zu seinen Gunsten zu verlangen, wie es Serbien für sich in Anspruch nimmt. Es könnte sich allenfalls nur um eine Kündigung handeln. Eine Revision eines Vertrages kann nach der völkerrechtlichen Praxis nur im Einverständnis aller Signatarstaaten erfolgen.

Folgen wir aber einmal der serbischen Auffassung und untersuchen wir, ob wirklich eine Änderung der Umstände, die zum Abschluß des bulgarisch-serbischen Vertrages Veranlassung gegeben haben, eingetreten ist. Wie man weiß, ist dem bulgarisch-serbischen Bündnisvertrag von 1912 der Gedanke eines Befreiungskrieges zugrunde gelegt worden. Es handelte sich darum, die beiderseitigen Konnationalen in Makedonien durch einen gemeinsamen Feldzug vom türkischen Joch zu befreien. Der Vertragswille ist also völlig klar. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, wurden nach dem Prinzip der Stammeszugehörigkeit die Interessensphären der beiden Kontrahenten genau begrenzt (s. oben). Falls militärisch-strategische Gründe es erforderlich machen würden, daß die Truppen des einen Kontrahenten solche Gebiete besetzen, die dem anderen vertraglich zugesichert sind, so sollten daraus keine Ansprüche auf das betreffende Gebiet abgeleitet werden können. An dieser Sachlage, die für den Vertragsabschluß maßgebend war, hat sich nicht das geringste geändert. Makedonien ist nicht vom Erdboden verschwunden, und die Bevölkerung in Makedonien ist dieselbe wie zur Zeit des Vertragsschlusses. Bulgarien hat heute dieselben historischen Anrechte auf Makedonien, wie im Jahre 1912. Schon im Jahre 1825 haben die Bulgaren mit Erfolg gegen die Griechen um die Selbständigkeit ihrer Kirche gekämpft. Durch den Firman von 1870 wurde die Errichtung des bulgarischen Exarchats bestätigt. Damals bestand die Bevölkerung Makedoniens ausschließlich aus Bulgaren, was wissenschaftlich einwandsfrei nachgewiesen ist. Makedonien ist gewissermaßen die Wiege der bulgarischen Kultur. Die bulgarischen Nationalheiligen Cyrill und Methodius, die Schöpfer des slawischen Alphabets, stammen aus jener Gegend, die durch viele geistige Bande fest an Bulgarien gekettet ist und einen Teil des lebendigen, nationalen Organismus bildet. Auch die Schüler der beiden genannten Gelehrten, darunter Kliment, der bei Ochrida begraben ist, haben in Makedonien ihre Wirksamkeit entfaltet. Viele angesehene bulgarische Publizisten der neueren Zeit (vor 1878), so u. a. die in Struga geborenen Brüder Dimiter und Constantin Miladinoff, haben in Makedonien für die bulgarische Sache gewirkt. Obwohl die Serben in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr in Makedonien festgesetzt haben, ist die makedonische Bevölkerung auch in der strittigen Zone überwiegend bulgarischer Nationalität. Von einer veränderten Sachlage kann also gar keine Rede sein.

So dürfte wohl im Vorstehenden genügend dargetan sein, daß die Klausel „rebus sic stantibus" auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar ist. Sie kann wohl unter den erwähnten Voraussetzungen als Basis dienen, wenn es sich darum handelt, einen für unbestimmte Zeit abgeschlossenen Staatsvertrag

zu kündigen, aber keinesfalls kann daraus das Recht hergeleitet werden, seine Stipulationen zu modifizieren unter dem Vorwand, daß sich die bei Abschluß des Vertrages bestehende Sachlage geändert habe. Nach der übereinstimmenden Ansicht hervorragender Völkerrechtslehrer ist die fragliche Klausel auch nicht anwendbar auf Verträge, welche die Abtretung von Rechten oder die Verteilung von Territorien zum Objekt haben.

Wenn von Serbien weiter geltend gemacht wird, daß Bulgarien den Löwenanteil von den eroberten Gebieten bekommen habe, so übersehen die serbischen Politiker, daß es schließlich Sache der Kontrahenten ist, vor Abschluß eines Vertrages die Vor- und Nachteile richtig abzuwägen, die vielleicht aus dem Vertrag resultieren können. Übrigens kann auch von einem pars leonina Bulgariens nicht gut gesprochen werden, denn wenn auch Bulgarien einen gewissen Gebietszuwachs erhält, so darf doch andererseits nicht außer acht gelassen werden, daß es Silistria an Rumänien abtreten und auch seinen Anspruch auf das Ufer des Marmarameeres aufgeben mußte, während die Annexion Altserbiens und des Sandschaks Novibasar eine ganz erhebliche Erweiterung der serbischen Landesgrenze darstellt.

Mit völkerrechtlichen Argumenten werden die Serben also wenig Glück haben in ihren Bestrebungen, eine Revision des mit Bulgarien geschlossenen Bündnisvertrages herbeizuführen. Die Bulgaren können sich mit Recht auf den die Grundlage alles Rechtes bildenden Satz berufen:

pacta sunt servanda.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Die Gefahren des politischen Übermenschentums.

Unser Kultursystem leidet an gestörtem Gleichgewicht. Das Maschinenzeitalter hat den neuzeitlichen Menschentypus völlig neu geschaffen. Unsere Nervenstränge sind den Geräuschen und sozialen Umformungen, welche die Schienenstränge allerorten hervorgerufen haben, noch nicht angepaßt. Die Muskelmenschen, die ehedem das Rückgrat der Staatenbildung ausgemacht haben, schrumpfen immer mehr zusammen und erleiden demgemäß natürliche Einbuße an Machtsphäre und politischem Einfluß, während die Nervenmenschen das Heft an sich reißen. Aus diesem Ringen zwischen Muskelmenschen und Nervenmenschen geht das Zwiespältige, Unausgeglichene, Disharmonische unseres Kultursystems mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervor. Aus dieser Zwielichtstimmung erwachsen nun jene politischen Übermenschen, welche das Gleichgewicht unseres Kultursystems empfindlich stören. Daher die Nervosität unserer inter-

nationalen Politik. Ruhelosigkeit ist die Signatur unseres Zeitalters, das Karl Lamprecht als das „reizsame" charakterisiert hat. Dieses Fackeln und Irrlichterieren gilt nicht bloß von der internationalen Politik, sondern ebensosehr von der inneren Politik der meisten Kulturländer, aber auch von den einzelnen politischen Parteien, wie ich dies an anderer Stelle ausführlich begründet habe.

Parteinamen sind, wie ich in meinem Werke „Der soziale Optimismus" dargetan habe, wie Fahnen oder Embleme. Sie haben selbst in ihrer Zerfetztheit noch etwas Ehrwürdiges. Man braucht solche Symbole als zusammenfassende Einheitsbezeichnung für alles Zusammengehörige, als knappen sprachlichen Ausdruck für eine Summe gleichgearteter politischer Gefühle und Stimmungen. Die künstlerischen und literarischen Parteinamen sind heute von zerflatternder Unbeständigkeit: Naturalismus, Symbolismus, Heimatkunst; das alles wirbelt an uns vorüber, ohne uns Ruhepause zum ernsten Verarbeiten und zum Atemholen zu gönnen. Nicht besser geht es heute politischen Parteibenennungen.

In allen diesen Symptomen einer gewissen Unrast und nervösen Unstetigkeit sehe ich die traurigen Spuren abwärtsgehenden Lebens. Wir treiben einen förmlichen Kultus des Paradoxen. Es wimmelt — auch im Politischen — von lauter Nietzsche-Naturen. Die Teufel und Hexen von ehemals haben sich aus der Welt der Gespenster und Geister in die Welt der Meinungen und Ansichten geflüchtet. Verirrt man sich heute in ein Lesekabinett, wo zwanzig Zeitungen verschiedener Parteirichtungen aufliegen, so brodelts wie in einem Hexenkessel. A. verhimmelt, was B. in den Staub zerrt, C. verhöhnt und D. verdammt. Es spukt nicht mehr in den Schlössern, wohl aber in den Köpfen. Die Leibfarbe des Teufels ist unverändert geblieben; sie heißt heute: Druckerschwärze. Die Konfusion der linksstehenden Parteien wird nur noch von den rechtsstehenden überboten. Wir leiden an politischer Schwerhörigkeit. Wer heute nicht schreit, kommt überhaupt nicht mehr zum Wort. Nur noch Gedankenstriche, Ausrufungs- und Fragezeichen stehen in Kurs. So kann es auf die Dauer nicht weitergehen, ohne unsere höchsten Kulturgüter in ihrem Bestande zu gefährden. Wird dieser Gedankenanarchie, die Nietzsche nicht etwa heraufbeschworen, die er vielmehr nur auf den packendsten Ausdruck gebracht hat, nicht beizeiten von besonnener Seite gesteuert, so sind wir — d. h. unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem — unrettbar dem Verderben anheimgefallen. Deshalb müssen sich die erhaltenden, sozial fühlenden Parteien unter eine gemeinsame Fahne scharen.

Das Chaos politischer Meinungen muß sich zum Kosmos gefesteter Überzeugungen lichten und abklären, soll anders unser Kultursystem seine Stellung an der Spitze der Weltherrschaft behaupten. Alles Paradoxe mag als Spielart des Witzes gesellschaftlich reizvoll sein — aber mit Witzen macht man keine Weltgeschichte. Das Paradoxe hat im Haushalte des Denkprozesses wie alles Irreguläre und Anormale wohl den geduldeten Platz einer prickelnden Ausnahme; aber wehe uns, wenn es zur Regel wird. So sind Erdbeben, tellurische

Katastrophen und vulkanische Erschütterungen Paradoxe der Natur, die wir als Ausnahmeerscheinungen anstaunen, die aber — zur Regel erhoben — den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen müßten. Ebenso sind Revolutionen nichts anderes als Paradoxe der Geschichte. Die Soziologen, denen die Aufgabe zugefallen ist, dem Buche der Natur, wie es uns die Naturforscher zusammengestellt haben, das Buch der menschlichen Gesellschaft an die Seite zu stellen, vermögen in Revolutionen kaum etwas anderes zu sehen als: Druckfehler der Geschichte — Parallelerscheinungen der Katastrophen im Erdinnern. Das Paradoxe zum Prinzip erheben, heißt — ins Geschichtsphilosophische übersetzt — die Revolution in Permanenz erklären. Und das käme etwa auf dasselbe hinaus, als wollte man ein Buch nicht über Druckfehler, sondern in lauter Druckfehlern schreiben. Fahren wir im Tempo des politischen Übermenschentums fort, an Stelle der Regel die Ausnahme, an Stelle der Norm die Abweichung, an Stelle des Gesetzes dessen Übertretung, an Stelle der geordneten Gesellschaft die Willkür des Individuums zu setzen, wie Nietzsche, Stirner und alle Gedankenanarchisten uns zumuten, so enden wir intellektuell im Irrenhaus, moralisch im Zuchthaus, sozial im bestialischen Kampf Aller gegen Alle. Die peinliche Frage bleibt dann freilich bestehen, wo wir Hüter und Wärter hernehmen sollten.

Der Himmel bewahre uns vor politischem Übermenschentum! Wir brauchen heute nur Menschen, gesunde, normale, mit bon sens ausgestattete Menschen, denen alles Perverse — auch im Politischen — in innerster Seele zuwider ist. Das Jagen und Haschen nach allem politisch Paradoxen ist Perversität. Wir würgen an Extremen und ersticken an der Überfülle von soi-disant-Individualitäten. Wir gehen daran zugrunde, daß heute nur noch die Ultras von rechts und links, — gleichsam die Frage- und Ausrufungszeichen im Soziologischen — sich Gehör zu verschaffen vermögen, und dies in der Politik nicht minder denn in Kunst und Wissenschaft, während die ausgleichenden, versöhnenden, vermittelnden Naturen von den politischen „Übermenschen" als schwächliche Philister und rückgratlose Weichlinge verächtlich beiseite geschoben werden.

Und doch liegt im Kompromiß die Lösung. Das Heil der Menschheit liegt niemals im Extremen, sondern immer nur im Ausgleich. Denn schon im Begriff „Menschheit" steckt der Durchschnitt, der Gattungstyp, dem nur die allgemeinsten Merkmale, die allen gemeinsam sind, zukommen. Individualitäten aber, welche beanspruchen, Ausnahmen von diesem Gattungstyp zu bedeuten, haben in der Soziologie keine andere Stellung und kein anderes Daseinsrecht, als etwa Ausnahmen in der Grammatik und Spielarten oder Varietäten in der Zoologie. Entscheidend ist und bleibt immer die Gattung: die Gesamtheit der Interessen und nicht das Einzelexemplar mit seinen vom Gattungsinteresse abweichenden Velleitäten.

Auf Epochen von Genies folgen erfahrungs- aber auch ganz naturgemäß solche der Talente. Haben die Kraftgenies, die ganz Großen, die Gewalts-

menschen sich ausgelebt, dann kommen die stillen Talente an die Reihe. Auf Plato folgt Aristoteles. An die gewaltige Explosivnatur Luthers schmiegt sich die mildversöhnliche Reformtätigkeit Melanchthons wundersam harmonisch an. Und so war in unserer Zeit Bismarck der Plato der Politik wie Wagner der Plato der Musik — eruptive Naturen, lavasprühende Krater, Prachtexemplare des Typus Mensch. Ihre Leistungen waren Siegelabdrücke ihrer Persönlichkeiten. Bismarck hat uns ein politisches Arbeitspensum hinterlassen, an dessen Bewältigung Talente an Umsicht und Besonnenheit, Charaktere voll Geduld und Ausdauer Jahrzehnte hindurch zu arbeiten haben werden. Jahrzehnte aber sind für die praktische Politik kleine Ewigkeiten. Wie uns Bismarck nach außen die Wege der deutschen Weltpolitik gewiesen hat, so nach innen die Richtung der Sozialpolitik. Und hier ist der Punkt, wo wir politisch einsetzen möchten. Wir vertreten die von Aristoteles stammende Juste-Milieu-Theorie im Politischen und Sozialen. Wie jede Tugend nach Aristoteles in der genau abgepaßten Mitte zwischen zwei Fehlern liegt, so sehen wir das politische Gleichgewicht des Menschengeschlechts — wohlverstanden des Durchschnitts, nicht der erlesenen Einzelexemplare — in der richtig balanzierenden Mitte zwischen den sozialpolitischen Ultras von rechts und links. Wir treten den Revolutionären von oben nicht minder scharf entgegen als den politischen Katastrophentheorien von unten. Im Rechtsstaat ist weder für Cäsaren noch für Catilinas Platz. Wir fordern: Rückkehr zum gesunden Menschenverstand, zu geduldiger Kleinarbeit im Sozialen. Wir künden: Abwehr vom Götzendienst des Paradoxen und Rückkehr zum Kultus des Normalen, schlechthin Vernünftigen. Wir erklären den Todkrieg allem Perversen, und wir sehen in allen Formen des Anarchismus nichts anderes als einen Spezialfall von politischer Perversität. Wir bekämpfen aufs Messer alles Lebensfeindliche, Gesellschaftsschädliche, Gemeinschaftshemmende und stellen im Zusammenprall der Individual- mit den Gattungsinteressen immer und unter allen Umständen den Gemeinnutzen höher als das Einzelwohl, nach der Devise: salus publica suprema lex. Das Einzelinteresse hat sich dem Familieninteresse unterzuordnen, dieses dem Gemeinde- und Volksinteresse, dieses wieder dem Staats- und Nationalinteresse, und dieses endlich dem Menschheitsinteresse. Und so stellt denn die menschliche Gesellschaft eine förmliche Pyramide von sozialen Interessen dar. Typus der Barbarei ist: Zentralisation der Arbeit, aber Dezentralisation der Interessen; Typus der Kultur hingegen umgekehrt: Dezentralisation der Arbeit, aber Zentralisation der Interessen. Diese Interessen sind solidarisch miteinander verschlungen. Wo sie aber kollidieren, da hat die soziale Gesetzgebung verbessernd, nachschaffend, ausgleichend einzugreifen. Zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Herrschenden und Gehorchenden, zwischen Kapital und Lohnarbeit ist das Gleichgewicht im gegenwärtigen Zustande unserer öffentlichen Einrichtungen immer noch aufs empfindlichste gestört. Es herrscht Klassenkampf statt Klassenharmonie. Diese Klassengegensätze

müssen ausgeglichen, versöhnt, aufgehoben werden — und das werden wir im Kampfe gegen das Paradoxe und Übermenschenhafte in der Politik durchsetzen.

Das Streben nach Gleichgewicht ist ein Naturgesetz, das die unbelebte wie die belebte Natur beherrscht. Eruptionen im Erdinnern sind nichts anderes als der Ausdruck der Herstellung des angestrebten Gleichgewichts. Überall dort in Natur und Gesellschaft, wo das Gleichgewicht gestört ist, waltet die Tendenz vor, auf irgend einem — sei es gewaltsamen, sei es friedlichen — Wege das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Der gewaltsame Weg im Sozialen heißt: Revolution, der friedliche: Evolution (Entwicklung). Blinde Instinkte gehen wie blinde Naturmächte gewaltsam vor. Das menschliche Bewußtsein bildet aber eine Korrektur der blinden Instinkte. Revolutionen entspringen krankhaften, unklaren, wirren Vorstellungen, niemals reifen Überlegungen. Weisheit aber heißt: Vorschau. Voir pour prévoir, sagt Comte. Weises vorsorgliches Denken weiß Revolutionen vorzubeugen, rechtzeitig, mit Vorbedacht jene Ursachen abzuschwächen, welche das gesellschaftliche Gleichgewicht stören. Wir vertreten daher die Herstellung eines weise abgestuften und gerecht abgewogenen Gleichgewichts zwischen den einander entgegenstrebenden Interessen von Kapital und Arbeit.

Das politische Ziel ist die Herstellung eines Gleichgewichtszustandes im Sozialen, und das dazu führende Mittel heißt: Ausbau des sozialen Rechts. Unter Sozialisierung des Rechts verstehen wir den rechtlichen Schutz der wirtschaftlich Schwachen, das gesetzgeberische Eintreten für die von der Natur stiefmütterlich Bedachten und von den gesellschaftlichen Einrichtungen Vernachlässigten oder geradezu Benachteiligten. Die „soziale Gesetzgebung", wie sie nach dem Modell des Deutschen Reiches sich in allen Kulturländern durchzusetzen beginnt, ist so gleichsam die Korrektur der menschlichen Gattungsvernunft gegen Unebenheiten und Unzuträglichkeiten, wie sie das natürliche Wachstum sozialer Triebe und Instinkte unausweichlich mit sich bringt. Vieles muß gerodet, Unkraut ausgejätet werden, bevor die sinnig nach- und umschaffende Gartenbaukunst öde oder wilde Flächen in einen wohlgepflegten Park verwandelt. Das natürliche Wachstum der menschlichen Gesellschaft verhält sich zu ihrer bewußten Umformung seitens einer weise vorschauenden sozialen Gesetzgebung im letzten Grunde nicht anders als die Urwaldwildnis zum Kunstpark. Gewiß hat die Gartenbaukunst sich erst an den unreflektierten Stilformen der Natur gebildet, wie denn auch Fauna und Flora im tiefsten Meeresgrund Farbenspiele, Linienführungen und Formenreichtümer aufweisen, vor denen selbst die raffinierteste künstlerische Phantasie die Waffen strecken muß. Aber die bewußte Kunstschöpfung hat den Vorzug der besseren und sparsameren Anpassung der angewendeten Mittel an den angestrebten Zweck.

In den Bewußtseinsschöpfungen der menschlichen Gattungsvernunft herrscht ein scharf abgezirkeltes, fein ersonnenes Maßverhältnis. Wer nun mit dem

bürgerlichen Liberalismus, der sogenannten Manchestertheorie oder Laissez-faire-Doktrin, das empfindlich gestörte Gleichgewicht von Kapital und Arbeit sorglos der Natur überlassen will, weil sich diese von selbst helfen wird, der steht sozialpolitisch auf dem Standpunkt des Naturheilverfahrens. Die Naturheilkundigen behaupten ja nichts anderes für den tierischen Körper als die Liberalen für den sozialen Körper: die Natur hilft sich selbst.

Wir bestreiten die Tatsache nicht, wohl aber Deutung und Tragweite dieser Tatsache. Daß die Natur sich selbst hilft, sehen wir ja am besten daran, daß Jahrtausende der Geschichte in der Form religiöser Imperative, also ohne soziale Gesetzgebung, dahingegangen sind, und die Menschen haben doch existiert. Aber wie? Das ist der Kernpunkt unserer Frage! Die Natur gebraucht Umwege; sie macht zwar keine Sprünge, aber sie verläuft im Zickzack; sie liebt Quer- und Seitenstraßen. Der Biologe Metschnikoff hat die Disharmonien der Natur zur Evidenz erhoben. Die Vernunft hingegen zieht die gerade Linie, sucht die königliche Heerstraße auf und ist bestrebt, in kürzester Frist und auf geebnetstem Wege zum Ziel zu gelangen. Sicherlich hilft in den meisten Krankheitsfällen die Natur sich selbst, und ohne diese Selbsthilfe wäre alle ärztliche Kunst vergebens. Aber die Medikamente beschleunigen diesen Prozeß, und darauf kommt es an. Wenn ich Zahnschmerz oder Gicht habe, so glaube ich dem Naturarzt ohne weiteres, daß in 5—6 Tagen die Schmerzen von selbst schwinden werden, weil die Natur sich selbst hilft. Aber ich habe weder Lust noch Geduld, solange zu warten, bis es der Natur gefällt, sich selbst zu helfen. Und deswegen nehme ich eine von der medizinischen Wissenschaft vorgeschriebene Mixtur, die mir dazu verhilft, in Minuten oder Stunden zu beseitigen, wozu die Natur Tage braucht. Bei unserer „Reizsamkeit", die nach Lamprecht das charakteristischste Merkmal des modernen Menschen ausmacht, sind wir nicht gewillt, gleich unseren Vorfahren, Jahrhunderte zuzuwarten, bis es dem Naturprozeß in der Geschichte gefällt, das Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit mit der Zeit herzustellen. Wir wollen den Prozeß beschleunigen; wir wollen ihn vor allem selbst erleben! Vertröstungen auf räumliche oder zeitliche Jenseitigkeiten verfangen bei unserem brennenden Diesseitigkeitsdurst nicht mehr. Wir verlangen mit derselben Inbrunst heute von der Wissenschaft Abhilfe gegen das gestörte Gleichgewicht von Kapital und Arbeit, wie unsere Vorfahren sie von der Religion gefordert haben. Wer uns mit der politischen Traktätleinweisheit kommt: „Wartet nur ab, die Natur hilft sich von selbst", den schieben wir als sozialen Kurpfuscher, als Naturheilkundigen der Politik ungeduldig beiseite, um an die Pforten der Wissenschaft zu pochen: gebt uns soziale Heilmittel gegen die blutenden Wunden unseres Gesellschaftskörpers; braut Rezepte zur Beschleunigung unserer Gesundung und beschwichtigenden Linderung unserer sozialen Schmerzen; stellt auf kürzerem Wege, als es die Natur vermag, das gestörte Gleichgewicht von Kapital und Arbeit her!

Wer in diesen Ruf einstimmt und von der Wissenschaft hofft und darum

fordert, sie möchte die Mittel zur künstlichen Regulierung und bewußten Ausgleichung der mit unerhörter Vehemenz aufeinanderprallenden Interessengegensätze ausfindig machen, der steht mit uns auf dem gleichen Boden. Die weichseligen Tiraden der Cobdeniten, man solle diesen Heilungsprozeß der Natur sich selbst überlassen, weisen wir als unkräftig, unmännlich und eben darum als unvernünftig zurück. Wir wollen unser soziales Geschick nicht mehr wie unsere Vorfahren von einer unbewußt-zweckmäßig wirksamen Natur dirigieren lassen, sondern wir möchten es in unsere eigenen, muskelstarken, eisenfesten, willensgestählten Hände nehmen. Wir wollen in bewußter Zwecksetzung ein Gesellschaftsideal auf dem Wege einer sozialen Gesetzgebung verwirklichen, in welchem die Dissonanzen von Kapital und Arbeit durch ausgleichende und austeilende Gerechtigkeit sich in Harmonien auflösen. Wir werden durch vorbeugende Gesetze die Ursachen der heutigen Klassengegensätze nach und nach beseitigen, alle Faktoren abschwächen oder ganz unwirksam machen, welche heute zum Klassenkampf führen, kurz neue Klassenbildungen vorbereiten, die nicht mehr, wie heute, gegeneinander kämpfen, sondern miteinander wetteifern, um das Wohl aller lebenden Wesen zu heben und zu fördern.

Die soziale Gesetzgebung hat sich nach alledem eine Reihe von Aufgaben zu stellen, durch deren Bewältigung sich der jetzige homo homini lupus in einen künftigen homo homini deus verwandeln wird. Die Weltanschauung des energetischen Optimismus, wie ich ihn in einer Reihe von Werken (zuletzt im „Sinn des Daseins". Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart, Tübingen, Mohr, 1904) zu vertreten suche, fordert zunächst die soziale Geltung des Gesetzes vom kleinsten Kraftmaß. Hat es die „soziale Gesetzgebung", wie wir ausgeführt haben, mit der Ordnung der erzwingbaren wirtschaftlichen Gütererzeugung und Güterverteilung zu tun, so wird sie in erster Linie darauf bedacht sein, die größtmöglichste Gütermasse mit dem geringsten Aufwand von menschlicher Arbeit herzustellen. Wir sprechen nicht wirtschaftlicher Rückständigkeit, sondern dem weitestgehenden technischen Fortschritt das Wort. Nicht zurück in den Feudalstaat, sondern unbeirrt vorwärts in das Industriesystem. Das wirtschaftliche Prinzip des Feudalismus war das der Natur: unbewußt zweckmäßig, das des Industrialismus hingegen ist das der Vernunft: bewußt-zweckmäßig. Wie Gott selbst nach der Auffassung des energetischen Monismus eine unendliche Energiequelle im Großen ist, so ist jeder Mensch eine Energiequelle im Kleinen. Clausius stellt den Satz auf: „Die Energie der Welt bleibt konstant", und Ostwald gibt die Begriffsbestimmung: „Energie ist Arbeit oder alles, was aus Arbeit entsteht und sich in Arbeit verwandeln läßt".

Und so gehen denn die Energetiker darin einig, daß Tätigkeit, Energieentfaltung, kurz Arbeit den Sinn wie der Welt so des Menschendaseins ausmacht. Aber der Austausch der Energien gegeneinander geschieht in der Natur nach dem

Gesetz des kleinsten Kraftmaßes, welches besagt, daß mit einem Minimum von Energieaufwand ein Maximum von Arbeitsertrag bewerkstelligt werden soll. Nicht die Arbeit an sich, sondern ihr Ertrag ist Sinn und Zweck dieses Umwandlungsprozesses. Die Feudalwirtschaft widersprach dem Energiegesetz ebenso wie das Industriesystem ihm entspricht. Dort Vergeudung im Großen, Verzettelung im Kleinen — unsparsam, unwirtschaftlich, daher viel Arbeit und wenig Ertrag. Hier umgekehrt: wenig Arbeit und viel Ertrag. Im Maschinenzeitalter vermag eine menschliche Arbeitskraft Erträgnisse zu liefern, für welche die Feudalwirtschaft Hunderte von Händen brauchte. Der Wirtschaftsbetrieb des Feudalsystems entspricht der Formel: Mit einem Maximum von Arbeit ein Minimum von Ertrag, der des Industriesystems umgekehrt: Mit einem Minimum von Arbeit ein Maximum von Ertrag. Im herrschenden Industriesystem aber brauchen wir keine Übermenschen, sondern tatkräftige, energiebelebte, schaffensfreudige Normalmenschen.

Dr. Albert Ehrenstein: Arbeiterschreie.

Ich bin nicht beschränkt genug, irgendwie Partei zu sein. Patrizier gibt es kaum. Der Kampf zwischen den Agrariern und den anderen Plebejern langweilte mich schon bei der römischen Geschichte. Doch Segel- und Flugwochen, Alpenfahrten, Olympische Spiele — kurz die tausenderlei nichtigimposanten Vorwände, unter denen sich die zahlungsfähige Oberschicht in ihrem Welthotel ewig „Mahlzeit" sagt, erfordern eine kleine kalte Douche. Ich will nicht der Rentner satte Lebensruhe stören, das wäre unmöglich. Sentimentalität, die Sucht mitzuheulen, liegt mir fern. Aber der Schrei von Arbeitern, Menschen hat mein Ohr getroffen. Automatisch gebe ich diesen Schrei weiter.

Rundfragen gehören im allgemeinen zu den gefährlichsten Infektionskrankheiten dieses Jahrhunderts. Gottseidank ist kein lahmer Kathedersozialist über die Arbeiter hergefallen. Der Dozent Adolf Levenstein beschäftigte sich in seinem tendenzlosen, von den sozialistischen Parteidogmatikern verpönten Buche „Die Arbeiterfrage" mit dieser Angelegenheit, indem er 8000 Arbeiter fragte, dreizehn schlichte Fragen an sie richtete. Die Ergebnisse, ohne viel Diskussion und „wissenschaftlichen Apparat" dargebracht, liegen nun vor. Was die Arbeiter antworteten, ist herzzerreißend. Am eindringlichsten sind die Klagen über die Einförmigkeit der Beschäftigung. Man höre einen Kohlenhauer: „Das Menschentum wird schimpflich inmitten des brutalen Arbeitsprozesses. Wenn

ich als Lohnarbeiter in dem Getöse der Grubenarbeit verhüllt darüber nachgrüble, wie es kommt, daß der Fluch der Arbeit so bleiern auf mir lastet, dann möchte ich aufschreien, wild, gellend, vor Wut und innerem Groll. Aber ich muß schweigen, muß mich hineinschweigen in mein Herz, und doch tief in der Brust seufzt die todmüde Seele. Täglich heruntergerissen in die geologischen Tiefen des verkohlten Urwaldes fühle ich die gemarterte Stirn an dem Gefels des Jura. Wahrhaftig: ein niederträchtiger Fluch hängt sich an diese Arbeit. Wie ein Grablied kreischt es einem jeden Tag ins Ohr: Wir müssen unser Quantum haben — — oh, wie müde und zerschlagen — — noch ein paar Schaufeln Kohle ... wie die Hitze drückt ... immer noch Kohlen ... ein paar Schippen noch ... der Steiger will Kohlen haben ... eine Elendsrackerei ... ein Hundsgedinge ... Kohlen ... Kohlen ... Kohlen!"

Drastischer schildert ein Eisendreher seine Schmerzen: „Stellen Sie sich vor, Sie hätten bereits 24 Jahre jeden Morgen eine Kaffemühle genommen und dann im Akkord täglich 11—13 Stunden gedreht, so können Sie vielleicht begreifen, wieviel Interesse ich meiner Arbeit entgegenbringe."

Wie sehr bei derartigen Klagen gesellschaftliche „Imponderabilien" mitspielen, beweist die häufige Wiederkehr von Äußerungen, die auf entgegenkommendes Benehmen der Unternehmer Wert legen. „Man hat doch mitunter eine gewisse Arbeitsfreude, wenn man vom Fabrikanten freundlich behandelt wird," findet ein Scherenschleifer, der allerdings mit dieser Erfahrung fast allein zu stehen scheint, denn immer wieder heißt es: „Man müßte als Arbeiter nur bessere Behandlung haben, aber die meisten Chefs grüßen ihre Arbeiter morgens und mittags nicht, wenn sie in den Arbeitsraum treten."

Unwesentlich wird aber dergleichen gegenüber den Depressionen, zu denen die Tätigkeit unter Tage, der Mangel an äußeren Eindrücken oft bei Bergarbeitern führt. Ein Pferdetreiber im Bergwerk arbeitet seit 10 Jahren mit einem Pferde „Viktor" zusammen. Er schreibt: „Wenn ich die Augen geschlossen, halbwegs einschlafe, glaube ich immer nachts, ich sei wieder in der Grube, und viele Male rufe ich dann, wie meine Frau versichert, „Hoi, Viktor. Jö!" Ich mache also zwei Schichten jeden Tag und erwache gewöhnlich in Schweiß gebadet."

Auch die Frage nach dem Eintritt der Ermüdung brachte traurige Ergebnisse. Einer antwortet: „Nach vier Stunden, und da wird Brot gegessen. Der Kopf duht einem schon weh von der Hitze, Pulfer, und Stingiegen Luft. Die Schnitten sind verdrognet. Man möchte Essen, aber es schmöckt nicht." Ein zweiundzwanzigjähriger Bergarbeiter sagt: „Sobald ich meine Schicht gemacht habe, bin ich so müd, daß mir alles zuwieder ist und ich mit meiner Frau und Kindern gar keinen Spaß mache, was meine Frau immer erboßt."

Andere trostlose Stimmen: „Wenn es Schicht ist, dann bin ich eigentlich nicht mehr müde, dann bin wrak."

„Die Knochen sind stumpf, da kann man nicht sagen, ob man zu Anfang, zu Ende oder in der Mitte der Schicht müde ist.“

„Nach 7 Stunden dan sähne ich, ich könnte das Tageslicht erblicken und fülle mich müde.“

Die Frage: „Denken Sie bei Ihrer Arbeit?“ ergab auch nicht gerade heitere Resultate. Einige Bergarbeiter seufzen nur: „Ob man nicht könnte über Tage sein Brot verdienen?“

„Ich denke immer, wenn es nur bald schicht wäre.“

„Denken unmöglich, da auf das Gebirge achten muß, um mein Leben zu schützen.“

„Ich denke an die verfluchte Quälerei hier unten und dann noch das Versprechen zu haben, nach dem Tode in die Hölle zu kommen.“ Und alle sie sind noch besser gefahren als Einer, der mitteilt: „Einmal kostete mich das Denken in der Grube zwei Finger.“

Viele Kohlenhauer können nicht über die sozialen „Unterschiede“ hinwegkommen, sie grübeln: „Ich denke immer an das schwere loß, welches wir Arbeiter haben bei unserer Arbeit, weil wir alles hervorbringen und müssen dabei doch noch hunger leiten, und die, die das ganze Jahr nicht arbeiten das herrlichste leben haben und uns noch obendrein als Faulenser hinstellen.“

„Wenn ich mich und andere Kumpels betrachte, wie denen der Schweiß am Leibe herunterträufelt, denn sie haben ja keine Hemden an, so denke ich an die göttliche Weltordnung.“

„Nackend sind wier doch alle zur Weld gekommen wir Arbeiten alle Tage und gehört uns nicht mal so viel wo man hin Spuckt.“

Wer kann es da einem geplagten Robotknecht übelnehmen, wenn er uns vorwirft: „Was kann ich da viel denken? Wenn der Steiger vor die Arbeit kommt, sagt er gewöhnlich: Wieviel Wagen habt ihr schon und wieviel giebt es noch?“ Oder gar grimmig entscheidet: „Ist nichts zu denken, nur zu fluchen!“

Selten ein Mensch, der einen Welttrost findet, über seine Gedanken befragt, so herzanbringend-liebliche Worte findet, wie jener zwanzigjährige Weber, der da antwortet: „Mein Herr, ich bin jung. Ich will offen zu Ihnen sein. Wenn nichts Besonderes mich veranlaßt, denke ich an mein Lieb.“

Ein Lichtpunkt — dann beginnen wieder die Dissonanzen zu schrillen. Ein Berliner Plüschweber hebt an: „Früh sieben Uhr beginnt die Fabriksirene zu pfeifen. Es sind die Pfeifen meines Brotherrn, der damit andeuten will, mich zu beeilen. So werde ich herangepfiffen, wie der Herr seinem Hund pfeift. Fünf Minuten später wird das Fabriktor geschlossen, oder der Markenautomat gesperrt, und ich bin im Zuchthaus drin.“ Und abermals lapidare Äußerungen eines in drei, vier Worte komprimierten Weltschmerzes: „Alles drückt mir.“ „Mir ist alles gleich.“ „Das drig mier Sehr das ich zuwenig ferdienen Kan und ich wil überhaupt kein Patrigote sein.“

Dieser letzte, fast komische Satz mag zu dem Radebrechen eines nach äußerer Ästimation und Gönnerhaftigkeit begierigen Schlesiers hinüberleiten. „Waß drückt mier der geringe Lohn. Drückt mich mehr, den wen ich mehr verdiene da kan ich auch ansicht haben bei meinen Arbeitgeber. Den da möchte ich mich auch öfters wo Rausgehen ins Restaurazion mit meinen Arbeitgeber auch eine Flasche Wein Trinnken oder eine Flasche Scheck, und dabei auch Par Stück Ziegaren Meckspko im auch ins Tasche Stecken, da möchte er auch ansicht an mich haben aber So kann ich nicht den vier die Par Pfennige kan ich meine Familie nicht arnehren." Einen anderen Textilarbeiter drückt hinwiederum: „Die hinterlistige schlechte Behandlung von seiten dem Werkführer hier heißt es zuerst Geld spicken und dann Geld verdienen sowie obendrein noch Arbeiten wie in einem Zuchthaus und dann noch nichts verdienen!" Noch eine kleine Elendsschilderung gefällig? „Ist es eine Freude, wen ich von der Arbeit komme, meine Frau sitzt an der Nähmaschine und näht, der 12jährige Sohn ist ihr dabei behülflich, die 14jährige Tochter näht. Ich besorge daß Abendbrot. Nach dem Abendbrot wieder ans nähen. Ich bereite für nächsten Tag daß Mittagbrod vor." Am qualvollsten aber der ewig wiederkehrende Schmerzensschrei: „Den Kindern nichts bieten zu können! . . . Keine bessere Erziehung . . . Das Herz möchte zerspringen bei diesem Gedanken."

Wer kann sich da über Ausbrüche der Verbitterung wundern? Ein Ungerechter meint: „Viele Reiche kommen mir vor, wie eine Schaar roher Buben, die einen Frosch ins Wespennestt gejagt, und sich an seinen Qualen weiden." Auf die Frage: „Welche Arbeit möchten Sie am liebsten verrichten?" antwortete der blinde Hohn eines Verbissenen, er möchte „Pastor spielen, denn der hat morgens bloß eine halbe Stunde Arbeitszeit." Ein anderer Bergmann wünscht: „Ich mehte gerne Polnische Agittator werden aber ich kan nicht gudschreiben." Gar die Fragen: „Was würden Sie tun, wenn Sie täglich genügend Zeit für sich hätten? Was würden Sie sich für Dinge anschaffen, wenn Sie das nötige Geld hätten" führten zu den wunderlichsten, rührendsten Tagträumen. Zwanzig Materialisten gaben darauf natürlich die Auskunft, sie möchten sich am liebsten vier Frauen anschaffen. Ein weniger anspruchsvolles Gemüt träumt: „Wenn ich genügend Zeit hätte, würde ich mit meinem Mädchen spazieren gehen und mir bessere Kost anschaffen . . . nicht wie es jetzt ist daß wenn man von der Schicht kommt blos trockne Bratkartoffeln bekommbt." Behaglicher wünscht sich's ein Kohlenschlepper: „Wenn ich von der Schicht kome da wer ich mir satt essen und dann etwas in den Wald spazieren ein schnitt Bier sich austrinken und dann ins Bett sich ausruen daß ich wieder auf die andre Schicht munter werde."

Ein Kohlenhauer herentgegen ist aus guten Gründen wanderlustig: „Ich möchte jeden Tag spazieren gehen, und mir die Welt näher betrachten, denn sonst kommt mein Ende und ich werde mich verlieren wie ein Wurm in der Erde." Nicht ganz so billig tut's ein Anderer, will „Meine Frau unterm Arm nehmen

und spazieren gehen; tät mir eine Fila kaufen und schönen Garten." Ein müder Bergarbeiter sinniert: „Erstens würde ich mich genügend ausschlafen dan würde ich im Wald spazieren gehn, um dadurch die güftigen Atome aus meiner Brust wieder los zu werden." Wie bescheiden! Nach Wirkung strebt hingegen ein Hauer: „Da wen ich kome von der Arbeit da thu ich mier erst mein Mietag essen und ein Glaß Bier Trinnken und dabei mein Zeitung durchlesen und wen ich fertig bien da möchte ich auch zum meinen Vertrautmann, um mit ihm auf Rede zu gehen . . . Da werde ich mier ein Eigenes Haus und mein Eigenes Wiertschaft anschafen und dann möchte ich erst Organisazion vergrößern in unserem Dorfe Gieschewald. Die die Leute Siend Hier noch Sehr ferchterlich Bliend." Ähnlich wünscht ein anderer Bergmann „auf frischer Luft gehen und eine verniftige Zeitung lesen . . . vier die Kinder Kleidung das die nicht barfuß laufen." Beschaulichere Naturen staffieren sich das Leben netter, minutiöser aus: „Im Sommer würde ich Blumengärtner sein, fischen gehen, mit meinem Mädchen, die sehr geweckt ist, würde ich in Wald und Flur herumstreichen und ihr das Leben der Natur und ihrer Geschöpfe erklären . . . Die Sachen besser ergliedern." Ein fromm Veranlagter will nichts als „In Kirche gehn, die Seele zu retten." Ein blutdürstiger Weber hingegen ersehnt „Ein Revolver mit Zubehör, für den Fall wo wir uns zur Gegenwär sezen müssen." Ein kinderreicher Zunftgenosse hat die dringlichere Bitte an das Schicksal: „Zunächst Betten anschaffen um allein schlafen zu können."

Der kontemplativste Idylliker hat folgenden Wunschzettel: „Ich würde mir ein kleines Haus bauen, Schweine fittern Gänse Hühner Tauben für meinen Bedarf und einen schönen gemüße Garten anlegen was ich alles recht schön bebauen wollten und daß ich mir könnten immer recht satt Essen könnte."

Und dann kommt das Heer der Bildungssüchtigen. Geben wir einem Kohlenschlepper das Wort: „Werde ich mer Aus Bilden. Ich möchte wichtige große Bücher lesen . . . würde mir wissenschaftliche Werke und Zeitungen anschaffen . . . den Vorwärts und Freidenkerbücher ferner ein Kräuterbuch und Göthe Schillers Werke." Ein neugieriger Weber wieder plant: „Ich wird mir Vil Bücher und zwar nitzlie fir die Weld und auch Christliche das man wiste wie es genseit nach dem Tode aus sid." Die beste Verwendung finden die Liebevollen für ihren erträumten Reichtum: „Vor allem ließe meine Frau nicht mehr auf Arbeit gehn." Andere drückt am stärksten die Not: „Würde mindestens alle 2 Jahre einen neuen Anzug schaffen woh jetzt nicht daran zu denken ist, weil man erst in 4—5 Jahren daran denken kann."

Auch aus der allgemeineren Frage: „Welche Hoffnungen und Wünsche haben Sie?" erwuchsen die unerwartetsten Resultate. So antwortete ein kurioser Kauz: „Ich wünsche mir in Sozialdemokratischen Sinn Sterben."

Realeres äußert ein Grubenarbeiter: „Mein Wunsch und meiner Frau Wunsch ist daß wier keine Kinder mehr bekommen. Da redet Herr Bebel vom

Schein der Wissenschafftlichkeit, wenn sich ein Arzt hergiebt und den Armen geplagten Aufklärung giebt über Verhütung der Empfängnis. Man verlangt die Frau soll sich emanzipieren. Aber wenn er wüßte wie es um die meisten Arbeiterfrauen steht. Ihr ganzes Denken und Fühlen ist auf die Verhütung der Empfängnis gerichtet. Man sieht es überall an der Unterhaltung. Bei der Arbeiterfrau ist ein fortwährendes in der Angst leben denn jede Arbeiterfrau weiß was ein Kind mehr bedeutet, wieder mehr Sorge und Not denn der Verdienst steigt nicht."

Interessant in ihrer Primitivität sind die Desiderien zweier anderer Bergleute. Der Eine stammelt: „Mein Wunsch ist der, daß ich nun teilen möchte, in der Hinsicht daß ein Jeder waß bekommt, da könnten wir uns ein Jeder auf seinem eigenen Grundstück Tumeln können." Der Andere, ein 48jähriger Bergmann, seufzt: „Ich wünsche ich könnte Infalide werden. Aber solange wie Man noch Stehn kan und etwas gesichtsfarbe hat so heistes gleich Och sie können noch arbeiten sie wollen blos nicht." Noch ergreifender spricht die Stimme eines armen Handwebers: „Das ist mein wunsch wenn ich gestorben daß ich in der Geister Weld nicht zu schlecht ankommen mechte." Ein Metallarbeiter aber ist nicht so egoistisch, er hat „Hoffnungen und Wünsche nur, welche sich für alle verwirklichen. Ich mag keinen Himmel, wenn meine Brüder in der Hölle schmachten!"

Bei der Interpellation: „Finden Sie Ihr Vergnügen mehr in der Familie oder im Wirtshaus?" überwiegen wiederum die komischen Auskünfte. Eine Berliner Metallarbeitersfrau bemerkt unter dem gewiß nicht aus dem Herzen kommenden Ausspruch ihres scheinheiligen Gemahls: Mein Vergnügen finde mehr in der Familie — — — „Oller Suffkopp, behandle du mich so, wie du vom Arbeitgeber behandelt zu werden wünschest." Ein Schlaumeier hilft sich herrlich aus der Patsche: „Ich finde mein vergnügen in der Familie und im Wirtshaus auch. Einen Korn kann und muß man trinken." Dem Trieb gehorchend und der eigenen Not findet sich ein Naiver folgendermaßen ab: „Mein Vergnügen ist Familie. Alkohol finde ich für unentbehrlich wen ich könte richtigen Korn trinken wie die Herrn Beamten in versiegelten Flaschen da wär man auch gesünder und tüchtiger zur Arbeit als von dem einfachen aber es langt nicht auf was besseres drum müssen wir beim einfachen bleiben um meine Gedanken zu zerstreuen." Offener gibt sich ein Alkoholapostel: „Ich habe Milch, Brauselimonade, Malzbier getrunken, doch war ich immer schwächlich dabei. Seitdem nun wieder Alkohol genieße, fühle ich mich wohler." Eine ebenso merkwürdige Wunderheilung konstatiert ein Organisierter: „Vor dem Bekanntwerden mit Tendenzen und Endziel unserer Partei habe ich fortgesetzt mit der Polizei in Konflikt gelegen (Diebstahl, grober Unfug), bin Insasse des rheinischen Korrektionshauses 2 Jahre gewesen. Seit Eintritt in die Bewegung trat bei mir auch nicht das geringste Delikt mehr ein." Die Hoffnungen, welche die Arbeiter in

die politische und Gewerkschaftsbewegung setzen, sind überhaupt sehr groß. Sie sagen: „Ja, so wie jetzt aus siet so kan nicht mehr gehen" oder sophistischer: „Hätten wir darauf keine Hoffnung, würden wir nicht bezahlen." Allerdings fehlt es auch nicht an einem skeptischen Strumpfwirker, der „heute weiß, daß zur Erlangung der Freiheit mehr gehört als daß man Beiträge zu den einzelnen Kassen leistet und sozialdemokratische Stimmzettel abgiebt oder sich auf die Bühne stellt und Freiheitslieder singt." Noch schärfer ein alter Weber: „Hoffnung auf Zukunftsstaat ist für mich Dunst. Besser kann es nur werden, wenn man die Menschen wie Bäume veredeln könnte." Gar kein Vertrauen setzt ein Fräser in die Gewerkschaftsbewegung: „Sie hat nur den hauptsächlichsten Zweck viele Beamte anzustellen und dem heiligen Bürokratismus im verdünnten Aufguß satte Pfründe zu schaffen."

Die Frage nach der Gläubigkeit stößt nun gar auf ganz besonders krasse Materialismen. Es ist noch professorale Gewundenheit, wenn ein Schnörkeldreher doziert: „Das All der Dinge als Gott gedacht würde ich mich nicht schämen zu bekennen." Es kommt dicker: „Von einem lieben Gott habe ich noch nichts gesehen; unser Bergassessor hat einen lieben Gott und unser Bürgermeister in Gestalt eines übergroßen Einkommens aus den Taschen der Arbeiter." Noch schöner sind die Bekenntnisse: „Erstens giebts keinen, zweitens sein die hohen Steuern," und: „Ich glaube — — — daß ein paar Pfund Rindfleisch eine gute Brühe geben, sonst nichts."

Oft frappiert die Ehrlichkeit eines Geständnisses wie: „Ich bin in dieser Beziehung wie so viele Hunderttausende ein Heuchler." Ein Traumichnicht aber beichtet: „Ich glaube an keinen Gott. Aus der Kirche bin ich noch nicht ausgetreten, weil die Sache noch nicht populär genug ist." Da sind immerhin noch die Brüsken vorzuziehen, die da wettern: „Ich trete aus der Kirche heraus, weil ich mich von den Pfaffen nicht verkohlen lassen will." Bei positiven Bekenntnissen setzt es hie und da treuherzig-ärgerliche Nachsätze wie: „Ich glaube an den lieben Gott, mir sind aber meine Wünsche immer nicht eingetroffen."

Desto erfreulicher die Innigkeit der Gefühle, die vielen Arbeitern Wald und Naturgenuß gibt. Denn selbst in der Verbitterung ist noch die Liebe zu lesen, so wenn Einer ganz herb und verhalten den Satz hinätzt: „Das Betreten des Waldes ist bei Strafe verboten." Ein anderer Pathetiker fühlt sich im Walde von dem „Universalgedanken" besessen: „Hole der Teufel die ganze Kultur. Hole er die stinkigen Bergwerke, rußigen Städte, schmutzigen Straßen und Wohnungen, egoistischen Menschen und modernen Barbaren." Am rührendsten sind aber kurze, schlichte Konfessionen wie: „Wehn der Wald mein wehr," oder: „Wenn ich einsam bin, denke ich auf Liebe," oder die Schlaftrunkenheit eines Arbeitsmüden: „Wenn Ich auf den Waldboden liege, komme Ich nicht zum Denken, schlaf sofort ein."

Von dem ökonomischen Familienvater allerdings, der schreibt: „Ich gehe nur

in den Wald, um Pilze und Beeren zu sammeln," ist nur ein Schritt zu folgender Pedanterie eines perversen Abstinenzlers und Demiurgen: „Der Wald müßte mei Eigentum sein und ich würde Ihm beleben lassen durch allerlei Thiere. Am meisten Vögel und möchte ich dort selbst Eine Waldschenke errichten lassen und Antialkoholhaltige Getränke verkaufen." Aber mit den Tifteleien dieses Schwachmathikusses versöhnt das gewaltigste Wort des ganzen Buches. Ein Textilarbeiter, über seine Gedanken in der tiefen Einsamkeit befragt, dröhnt die Antwort: „Dann denke ich, daß ist der Wald denn ich für meine Nachkommen Erobern will!"

Arbeiter, ausgehorcht, welche Bücher sie gelesen, antworteten oft: „Direkte Werke gar nicht," oder: „for läufich noch keine." Andere wieder lasen: „Die Nacktheit und ähnliche Schriften" oder „Die Wiesendschaftlichen, teosovische und okkultische Bücher". Noch andere nannten als ihre Lektüre: „Religiöse, Raubritter- und Räubergeschichten".

Es wäre fürwahr nicht übel, und sozusagen eines Sommernachmittages nicht unwürdig, wenn, vielleicht zum Entgelt für die mühselige Korrespondenz Adolf Levensteins mit 8000 Arbeitern, die Arbeiter, Ritter vom Geiste und Ritter des Körpers, nach den vierhundert instruktiven Seiten seines (bei Ernst Reinhardt, München erschienenen) Werkes „Die Arbeiterfrage" greifen wollten. Sie würden Dokumente der Menschheit finden, wertvollste Dokumente und Schandmale heutiger Unmenschlichkeit. Noch nicht Dagewesenes!

Adalbert Meinhardt: Dazumal.

Morgen, sagte der Herr Schauspieldirektor zu Bad Gastein, richt Di danach, morgen kommst zum ersten Mal auf die Bühn' hinaus. Mir geben: „Zehn Mädchen und kein Mann." Natürli haben mir hier keine zehne. I wer das schon machen. Aber zweie müssens sein. Die Theres, die singt für alle. Du bist die Danubia, die Österreicherin.

Aber . . . . Herr Pat' . . . .

Da schau mir einer das Madl an! Sollst aufs Theater und 's freut Di net amal?

Freuen? — Das Lisettl drehte das Ende ihrer Schürze in einen ganz kleinen Zipfel zusammen. I bitt schön, Herr Pat, freuen täts mi schon . . . .

Na also. Mach net so viel Faren. I hab Dirs g'sagt, glei wie Du mi g'beten hast, weil D' halt so an armes, alleiniges Ding bist und hast von Dein'm harten Dienst fortwollen und Dir d' Welt a bisserl anschau'n. Gut, hab i g'sagt,

i nehm Di mit. So zum Flicken und zum Kochen und zum Soufflieren kann ma immer a Madl noch brauchen. Und wann amal mei Frau net mag — nachher trittst Du an ihrer Statt auf. A Talent hast Du keins. 's G'sicht tätst schon haben. Aber a Madl, wo mit seine achtzehn Jahr no ka Schatz net hat .... das taugt nicht für die dramatische Carriere! — Diese letzten Worte sprach er mit feierlich erhobener Stimme, in seinem allerschönsten Hochdeutsch.

Das Lisettl stand da wie mit Blut übergossen und kaute an dem Schürzenzipfel.

Übrigens, fuhr der Herr Direktor fort, übrigens, das is jetzt alles eins. Morgen brauch i Di. Schon die drei Täg, die mir hier sein, geben wir a jeden Abend „'s Versprechen hinterm Herd". Weil's halt so arg regnet, gehen die Curgäst' alle herein. Aber am End — selbst in dem Gastein, kann's amal aufhören mit 'm Regnen. Da kommt zu uns ka Mensch net mehr. Also an Abwechslung die muß sein. Das g'hört sich so im Leben. Erscht recht auf'm Theater. Die Bühne aber — die ist ja nur eine höhere, eine veredelte Sorte von Leben.

Aloysius Hubermayer sagte das wieder in seinem vornehmsten Heldenpathos.

Na also, fuhr er gemütlicher fort, bist no net z'frieden? möchtst zum ersten Mal in Wien glei im Burgtheater mit der Wolter auftreten, daß der Kaiser Di anschaun tät und applaudiert? Was, was? So a weißbärtiger Herr König von Preußen und der Herr von Bismarck und der schöne Graf Perponcher und wie die deutschen Herren alle heißen, die sind der Demoiselle Wengler aus Sankt Pölten net vornehm g'nug? Da soll do glei der ....

Aber Herr Pat! — Die Kleine hatte Tränen in den Augen. J bitt schön. Es is net deswegen. Und i freu mi g'wiß. Und es wird mir eine Ehr' sein, eine große .... Aber ....

So red. — — Was is denn da noch für ein „Aber"?

Herr Pat .... J will salutieren und marschieren, grad wie ein Soldat. J habs g'sehn, letzt in Salzburg, wie die Fräul'n Theres mitsamt die neun Schwestern einikommen is. Und i kenn a jedes Stichwort. Und singen kann i au — na, da fehlt nix. Die Frau Patin, die wird mir scho helfen .... Aber — Herr Pat, i kann ja net .... so .... Halten zu Gnaden, lieber, bester Herr Pat .... J hab ka Crinolin!

Das flüsterte sie dem Herrn Direktor so leise ins Ohr, als hätte sie Angst, die Gasteiner Kurgäste, die jenseits von dem schützenden Vorhang ihre Morgenpromenade machten, die könnten gar dies schreckliche Geheimnis erlauschen. Denn das Theater des Herrn Hubermayer war damals in der schmalen, langen, hölzernen Wandelbahn so aufgeschlagen, daß man jenseits des Vorhangs, wo die Kurmusik spielte, hin und her spazieren konnte, indessen die Schauspieler hinter dem Vorhang ganz ungestört ihre Proben abhielten. Der Wasserfall donnerte seine Begleitung zu jedem Wort, auf zehn Schritte Entfernung vernahm

man doch nur ihn allein. Neben dem Podium war ein enger Gang freigelassen, für die Herrschaften, die trocken in die Konditorei und in das Kaffeehaus gelangen wollten, ohne draußen durch den strömenden Gußregen zu gehen. Dahinter war noch ein halbdunkler, kleiner, lochartiger Raum, der am Abend als Umkleidezimmer diente. Jetzt saßen die Frau Direktorin und deren Base, die berühmte fesche Theres, hier auf ihren Garderobenkisten, an ihren Kleidern für den Abend die Löcher zu flicken. Und der erste Liebhaber Herr Vincenz von Müllerich lag auf einem Sack langausgestreckt und paffte eine österreichische Regie-Havannah.

Sehr elegant konnte man also die Theatereinrichtung des Herrn Direktor Hubermayer nicht gerade nennen. Aber freilich —, daß eine seiner Schauspielerinnen an seiner Bühne so ganz ohne Crinoline auftreten sollte, das ging ihm denn doch gegen die Ehre.

Er faßte sein würdiges Kinn in die Hand. Rasiert war er noch nicht. Das tut ein echter Heldenspieler niemals vor dem Abend. Also fuhr er mit den Fingern hin und her über seine schwärzlich violetten Stoppeln: Ja, was fangt ma da an? Ja, was fangt ma da an? — Er rief seine Gattin, Frau Leopoldin', und legte ihr sorgenvoll den Fall vor: Ja, was fangt ma da an? — Zwei Crinolinröck habt's nur. Du, als Sidonie, die Wirtschafterin, bist zu gleicher Zeit mit ihr auf der Szene, Deinen kannst ihr also net leihen. Und die Theres schon gar net. Die kratzt mir so die Augen aus, wann i dem Lisettl überhaupt a Rollen geb. Aber es geht amal net anders. Morgen is mein Benefiz. Da muß absolut was Extras g'schehn. Das Lisettl kann net spielen, net amal so recht dastehn wie sich's g'hört. Schau das Madl an, wie's immerfort rot wird. Aber es kennt's ka Mensch in Gastein. Und die Herren Zuschauer, die wollen für ihr guts Geld auch a mal was Hübsches sehn. Gedruckt is 's so schon. Das heißt, viel schöner als wie gedruckt.

Er breitete vor den bewundernden Beiden die großen Theaterzettel aus, die er alle selber geschrieben hatte und trotz des Regens in der nächsten Stunde Haus bei Haus herumtragen wollte. Und wie waren die geschrieben! Der Herr Direktor schmunzelte.

Ja, da schaut's nur her. Das verstehn net viele von meine berühmten Herren Kollegen.

Oben auf dem Zettel wurden die verehrlichen Herren p. t. Kurgäste von Bad Gastein und von Hofgastein allerergebenst eingeladen am Samstag um 6 Uhr präzise das Theater in der Wandelbahn möglichst zahlreich zu besuchen, da die Vorstellung zum Besten des allerorts beliebten, bekannten, gehorsamst unterfertigten Direktors Aloysius Hubermayer stattfinden sollte. Auf dem Personenzettel der Operette von Suppé war das Fräulein Theresia Lampl als Darstellerin der Hidalga, der Spanierin, genannt. Die Vertreterinnen der übrigen Schwestern, der Britta, Limonia, Maschinka, Marianka etc. wurden nur durch

drei Sternchen bezeichnet. Die Danubia aber gab an diesem einen, einzigen Abend das Fräulein Elisetta Wenglerini als erstes Debut und aus ganz besonderer Gefälligkeit für Herrn Direktor Hubermayer.

Ein Exemplar dieser schriftstellerischen Kunstleistung, nämlich dasjenige für den allergnädigsten, allergroßmächtigsten Herrn, Seine Majestät Herrn Wilhelm den Ersten, König von Preußen, Herzog von Schlesien und so weiter und so weiter, war auf einem am Rande gefältelten und durchbrochenen Bogen von dem glattesten, weißesten, ganz undurchsichtigen Papier mit noch schöneren Schnörkeln als die anderen geschrieben. Und der durchlauchtigste Herr Minister, Herr Otto von Bismarck auf Schönhausen, bekam gar einen Theaterzettel, der oben in der linken Ecke ein getrocknetes Edelweiß aufgeklebt trug.

Das Lisettl hatte im Leben noch niemals etwas so Prächtiges gesehen. Und ganz beschämt war sie, daß ihr Name mit der vornehmen Endigung den hohen Herrschaften vor die Augen kommen sollte.

Herr Hubermayer schlug die Zettel, den für den König obenauf, in ein doppeltes Zeitungsblatt ein, daß ihm der Regen nur nicht die Tinte auslöschen und die ganze schwere Mühe zu nicht machen sollte.

I hab jetzt ka Zeit net, sagte er eilig, i hab grad durch das Löchl im Vorhang g'sehen, daß der Herr von Bismarck in der Wandelbahn steht und den Kladderadatsch liest. Dabei is er immer gut aufg'legt, denn da is sein Bild drin, mit die drei Haar auf sei'm Schädel. I wer ihm glei den Zettel verehrn.

Aber das Lisettl hielt ihn fest am Arm:

Herr Pat! I bitt schön, lieber Herr Pat, — ja, wie soll denn das werden?

Er schüttelte ungeduldig ihre Hand ab: Dös weiß i net. Um solche Weiberg'schichten hat ein Künschtler (in volltönendem Baß gesprochen) sie net zu scher'n. Macht's, was Ihr wollt. Nachher soll mir's recht sein. A Geld derf's net kosten, dös net, a Geld net. Du trittst morgen auf, dabei bleibt's amal. Und ausschauen mußt, daß mir's ka Schand net antut. — Es gilt die Ehre des Schauspielerstandes hochzuhalten! — Sprach's, setzte seinen großen Filzhut auf, dem er vor dem Spiegel noch einen ganz besonders feinen, malerischen Schwung verlieh, hüllte den langen grauen Mantel um seine breiten Künstlerschultern und stieg die kleine rückwärtige Stiege vom Podium hinab, um an der Theres und dem Herrn Vincenz von Müllerich vorüber den Ausgang zu erreichen.

Auf der halbdunklen Bühne blieben die Direktorin und das Lisettl.

Ja aber, seufzte die Kleine halb weinend, aber um's Himmels willen, Frau Patin, i hab doch ka Geld, i ganz g'wiß net.

Geld! Frau Leopoldine Hubermayer setzte sich breit auf den Stuhl auf der Bühne, den vorhin ihr Gatte eingenommen. — Mit an Geld würd man auch net viel ausrichten können in dem Regennest dahier, wo's außerm Wasserfall und heiße Bäder und Tannenbäum nix zu kaufen und nix zu handeln net gibt. Und für — „die Ehre des Künstlerstandes“ werden wir net viel g'schenkt

kriegn, fürcht i. — Aber — Künstlerinnen haben noch was Bessres zu vergeben als so lumpigte Papierzehnerln.

Ja, halten zu Gnaden, liebe Frau Pat, — das Lisettl sah ängstlich drein — ja — aber — i bitt schön, — und was wär denn dös?

Freibilleten! — Die Frau Direktorin zog aus dem Tisch, an dem sie saß, der praktischerweise als Schreibsekretär, als Herd und als Speisetisch, gelegentlich sogar als Thronsitz, zu verwenden war, die Lade heraus und entnahm ihr drei rote Karten. — Da. — Damit kannst anfangen, was Du willst.

Ja, aber wie, ja aber — von wem?

Weiß i's? I weiß, daß i a schöns Koschtüm für Di hab, a feuerrots Mieder und an Rock, — sie passen Dir schon. Nur silberne Ketteln brauchts da vorn, die hab i net. Der Uhrmacher — i kenn ihm vom letzten Jahr her — der leiht sie Dir, wann Du ihn schön bittst. Geh jetzt zu ihm. Und red mit ihm und mach ihm so a bißl den Hof. An alter Mann, Dir wird's net schaden. Und zum Windischbauer geh, zu dem Greisler und frag, was a Tonnenbandl kost. Und dann fragst, ob's denn in ganz Gastein net a Schneiderin hat, eine, wo Dir aus a paar Ellen Zeug mit eiserne Reifen drin, a Crinolin näht. Und wanns keine gibt, nachher fragst Du halt weiter, ob's vielleicht eine Dir leihn möcht. Daß die Theres Dir nix zu G'fall'n tut, daß weißt Du eh. Die gift sich so schon, weil Du jünger als sie bist und saub'rer. Geh jetzt und probier, was Du machen kannst. Und schau net so dumm drein. Wann D' net verstehst, die Leut a bisserl um Dein Finger herum zu wickeln, nachher wird Dir's Dein Lebtag beim Theater net glücken.

Das Lisettl nickte: I will's probieren.

Es war ihr bis heute nie eingefallen, daß sie irgend einen Menschen um ihren Finger wickeln könne und sie wußte nicht, wie man es anfängt. Die Theres, — ja die verstand das. Aber sie war eben älter und klüger. Was sie für spöttische Augen machte, als das Lisettl jetzt durch den engen Ankleideraum an ihr vorüberkam:

Wozu schaust mi an? Möchtst von mir was lernen?

Aber der von Müllerich lachte: Die — na, die brauchet bei Dir net zu lernen. Gib acht, nach einem Jahr beim Theater is die akkurat so eine, wie Du bischt.

Das Lisettl lief hastig davon.

Die Tür von draußen ward in dem Augenblick weit geöffnet. Drei Herren kamen aus dem Regen in die Wandelbahn herein. In dem schmalen Durchgang neben der Bühne stießen sie mit ihr zusammen. Es waren alle sehr große Herren, in langen Röcken, mit hohen Hüten, Stadtleute. Und der voranging, der trug so zwei grauweiße Bartkoteletten . . . .

Jesses Maria, der Herr König von Preußen! Sie knixte so tief, daß sie beinahe gefallen wäre.

Der König sah sie an und blickte zu der Thères hinüber, die den bunten Seidenrock, an dem sie genäht hatte, eilig fortwarf und näherkam. Er sah das Lisettl abermals an:

Gehören Sie auch zu den Schauspielern hier?

Halten zu Gnaden .... Sie vermochte beinahe nicht zu atmen vor Respekt.

So sind Sie wohl gar die neue Soubrette, die wir bis heute noch nicht sahen, die — ja wie war doch noch der Name? — Und der König zieht aus der Tasche das schöne Blatt, das der Direktor ihm wahrscheinlich grade im Augenblick draußen überreicht hat und hält es weit von seinen Augen — Elisetta Wenglerini — die sind Sie?

Halten zu Gnaden .... sie knirte wieder — ja, die soll i sein.

Der König lächelte gar freundlich:

Sie scheinen sehr jung. Und wollen also zum Theater? Nun, dann werde ich morgen kommen, wenn ich noch hier bin, um Sie zu sehen. —

Und alle drei Herren hoben ihre steifen schwarzen Stadthüte hoch und grüßten sie und gingen vorüber. Und gingen vorüber und grüßten sie — das Lisettl Wengler aus Sankt Pölten, das Waisenkind!

Arme Kleine, arme Kleine! hörte sie ihn im Fortgehen noch zu seinen beiden Begleitern sagen.

Red' Dir nix ein, rief die Thères, er wird net kommen wegen Deiner. Und wann er kommt, nachher lacht er Di aus.

Das Lisettl schlug sich hastig ihren Rock über den Kopf und rannte in den Regen hinaus. Es spritzte unter ihren Schritten, goß von oben in Strömen nieder, sprühte ihr entgegen vom Wasserfall her, der seinen alles durchfeuchtenden Staub weithin versendet. An der Schwemme kam sie vorüber, wo die müden Postpferde im heißen Quellwasser sich Kräfte holen. Sie stand einen Augenblick still, sah die Postillone an, die auf den Pferden ritten. Sie seufzte. Einmal, da hatte sie einen gekannt .... Nein, hier war der nicht —. Über die gedeckte Brücke, deren Fenster immer blind von dem Gischt und dem Wasserschaum sind, kam sie zu der Uhrmacherbude. Der Holler, ein kleiner, gebückter Mann, ließ sich ihre Bitte vortragen.

Ja, ja, ja, — schau, schau! brummte er und machte ihr zärtliche Augen dazu, also Lisettl heißt sich das Fräul'n? Und will Schauspielerin werden? Was? Und Ketten möcht's hab'n, sülberne und an Halsschmuck vielleicht gar? Was gibt sie dafür? A Busserl, was? Nein, a Freibillet nur? Wär a Busserl mir lieber. Ja, ja, ja, wollen schaun, wollen schaun. I bring schon die Ketten. Und i geh ins Theater und applaudieren tu i g'wiß!

Rasch lief sie weiter. Beim Windischbauer im Laden waren Äpfel und Pflaumen zu kaufen und Mehl, Gries und Kartoffeln, Spagat und Schuhe, Lodenröcke, hölzernes Spielzeug, wollene Strümpfe, Haarnadeln, Heiligenbilder, Spielhahnfedern und Wachskerzen.

Fischbeinreifen, um a Crinolin zu machen? Na, dös hat's net dahier .... Eiserne Tonnenbänder, ja dös schon, aber teuer sein die, teuer. Und an Kredit, na — den gibts halt net für so ane — für a Theaterfräuln. Ob i a Schneiderin kenn in Gastein, dös möchtst wissen? Dem Waha, dem Schneider seine zwa Töchterln, ja, die nähen. Mit a neumod'schen Maschin, die ma drehen tut.

I dank schön! rief Lisettl, i geh zum Waha.

Neben dem Garten der Prälatur lief sie geradeaus den Berg hinauf. In dem kleinen Häuschen dort wohnte der Schneider. Seine Töchter saßen richtig und nähten. Und die jüngere von den zweien, die eine Handmaschine drehte, — das Lisettl sah es beim ersten Blick — die besaß das Begehrte.

Wieder brachte das Lisettl schüchtern ihre Bitte vor. Das Schneiderfräulein guckte sich die angehende Schauspielerin etwas mißtrauisch an, von oben nach unter, von unten nach oben: Meine Crinolin? .... verleihen? — das war alles was sie sagte. Und sie lachte noch gar dazu.

Aber das Lisettl zog ihre Freikarte aus der Tasche. — Ja, no ja, wann i dafür ins Theater nein komm. Ja, dann schon eher..... — Nun wurden sie bald handelseinig und verabredeten, wann das Fräulein morgen in die Wandelbahn kommen sollte. Lisettl stand noch da und schaute zu, wie geschickt jene die Kurbel drehte und mit der Linken den Stoff heranschob, in den die Nadel mit Ticktack einstach. Und sie seufzte.

No, fragte der Waha, der auf seinen gekreuzten Beinen emsig nähend auf dem Tisch am Fenster hockte, no Madl, möchtst au lieber so a Westen für Dein Schatz nähen, als eine von die Theaterleut sein, wo immer in zerrissene Fetzen herumgehn?

Es war das eine ganz andere Ansicht vom Schauspielerberuf, als die, die ihr Pate, Herr Hubermayer sie gelehrt. „Die Kunst erst ist das wahre Leben, Lorbeerkränze sind ein edlerer Besitz als bräutliche Myrten oder selbst als Fürstenkronen," — so redete der Herr Direktor in seinen stolzesten hochdeutschen Stunden. Aber dem Lisettl Wengler blieb das Hochdeutsch leider immer eine etwas schwerverständliche Sprache. Die des Schneiders begriff sie weit besser. Sie sah an ihrem Rock hinunter. — Ja, schön war der grad nicht. Aber ein Fetzen, nein wahrlich, das auch nicht, sie hatte ihn sich erst gestern geflickt.

Sie bedankte sich rasch für die Gabe, die ihr morgen abend zuteil werden sollte und lief davon. In ihrer Verwirrung aber hatte sie statt des steilen Wiesenweges, den sie heraufgestiegen war, die breite Fahrstraße eingeschlagen, die um das Wahahaus herum bergauf und weiter über die Schreckbrücke führte. Hier oben war sie noch nicht gewesen. Mit staunendem Schaudern sah sie talaufwärts, wie die Ache in tollen Wirbeln sich überstürzend, sprudelnd, weißschäumend, gleichsam ihre Kraft erst prüft, bevor sie zum größten, gewaltigen Sprunge in dröhnendem Schwalle sich brausend hinabstürzt. Das Lisettl blickte mit Grausen in die gähnend unheimliche Tiefe. Vor all dem Wallen, Zischen, Sieden, vor

all dem Toben und Kämpfen der Wasser fühlte das junge Ding nichts von der Größe, wußte nichts von der Schönheit des Anblicks, nichts von der stolzen Macht und Gewalt des erhabenen Naturschauspiels. Es überkam sie nur zitternde Angst. Sie war so allein . . . . Und sie legte ihre zwei runden Arme auf das braune feuchtglitschige Holz des Brückengeländers, ihren Kopf auf die Arme und weinte. Die Wasser, die wälzten mit Gebrause, einander jagend, überstürzend, in tollen Sprüngen sich hinunter, tiefer, immer tiefer hinunter. — Und ihr Lärmen und Zischen und Donnern und Heulen übertönten das Schluchzen des Kindes.

Aber auf einmal flog ihr Kopf ihr in die Höhe. In all dem Donnern und in ihren Tränen hatte sie dennoch einen Schritt, der vom oberen Fußweg her kam, vernommen. Rasch wischte sie mit der Hand sich die Augen. Ein großer Herr, breitschulterig, in grauer Lodenjoppe, einen weichen Filzhut in die Stirn gedrückt. Unter buschigen gelblichen Brauen schauten ein Paar Augen sie an, daß sie unwillkürlich wieder bis in ihre Knie knixen mußte. Wenn der nicht ein König war, wie der vorher — ihr Herz klopfte ihr in beinahe noch größerem Respekt. Der Herr Otto von Bismarck-Schönhausen, derselbe, den der Pate ihr durch das Vorhangloch gezeigt, wie er in der Wandelbahn die Zeitung mit seinem eigenen Zerrbild studierte. Der großmächtige Herr Minister blieb stehen, sah sie an, griff an seinen Hut:

Kann ich Ihnen vielleicht etwas helfen? fragte er.

Sie, über und über rot, wandte den Kopf fort. Er sollte nicht wissen, daß sie geweint hatte.

Ich kenne Sie, sagte der Herr von Bismarck, sah Sie bei den Schauspielern. Morgen sollen Sie auftreten, was? Und nun stehen Sie hier und . . . .

Beim Waha drinnen bin i g'wesen, versetzte sie rasch, und da hab' i den Weg g'fehlt. Aber i weiß scho, da dort geht's hinunter.

Ich muß auch hinunter. Es wird dort weiterhin ziemlich schlecht, die Stufen sind schlüpfrig. Am besten tut man noch sich links hin zu halten, dann kommen Sie durch den Schloßhof zum Platz. Und geben Sie nur acht, nicht zu fallen.

I dank schön, sie knixte. Oh, i wer's scho finden.

Er grüßte, entfernte sich, sah sich noch einmal um und noch einmal.

(Schluß folgt)

Hans Land: Alfred von Ingelheims Lebensdrama.

Roman.

(Fortsetzung.)

Meine Sache steht so: ich folgte Dir sofort und verschwände spurlos aus meiner Umgebung, wären es nur höfische oder politische Rücksichten, die mich zurückhielten. Ich täte es sogar auf die Gefahr hin, meinem alten guten Vater den schrecklichsten Schlag zu versetzen, der ihn je traf. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß jedes Menschenleben einen hohen Wert für sich darstellt, und schlüge alle Rücksichten in Scherben, könnte ich mir dadurch mein eigenes Leben aufrichten. Dieser Staat hier kümmert mich nicht. Ich sehe ihn Entwicklungen zutreiben, die meine Person nicht aufhalten kann. Ich glaube, wir bekommen sogleich nach meines Vaters Tode hier die Republik. Meine Schuld an die Dynastie habe ich erstattet, ich überlasse ihr meinen Sohn. Mag er dann König sein, und mein ehrgeiziger Vetter Hermann Regent bis zur Großjährigkeit meines Sohnes — meinethalben — meinethalben . . . Wären es nur diese Dinge, Specht, ich ginge lieber heute als morgen. — Aber es hält mich hier etwas anderes fest. Du weißt, daß ich meine Frau von Grund der Seele verachte, und daß meine heiße, meine einzige Liebe einem Weibe gehört, das seit einem Jahre eines Anderen Gattin geworden ist. Sie ist es, Gisela ist es, — die mich hier festhält. Seitdem sie wieder in der Hauptstadt lebt, ist mir, als könnte ich sie doch noch zurückgewinnen. Ich habe sie bisher in diesem endlosen langen Jahre zweimal nur flüchtig gesehen bei einer Defiliercour im Schloß und einmal im Dom. Unsere Augen begegneten sich nicht, aber ein Feuerstrom schoß von ihr zu mir — die Lohe stieg hoch, die in Jahren des Meidens und Entsagens unablässig unter der Asche geglüht und gebrannt hatte. Specht — Specht — ich verdurste nach dieser Frau, ich verschmachte ohne sie, auch sie, auch sie — sie kann mich nicht vergessen haben, ich fühl's, ich fühl's — daß auch sie, daß sie um mich leidet. Ich sehe klar: sie hat Ingelheim nur genommen, um wieder heimzukommen, hierher in meine Nähe. Specht — ich warte, warte, ich hoffe, ich glaube — ich reiße sie an mein Herz zurück. Es muß gelingen, es muß. Und *ist* es gelungen, *habe* ich sie wieder — Du dann — dann komme ich — dann kommen wir zu Dir . . . Auch Du bist ja mit Deiner Liebe ins neue Land gegangen. Wie Du, will auch ich's. Ich will, ich werde. Ich bin gewiß, eine Sache, auf die man mit solcher feurigen Inbrunst Wille, Wunsch und Sehnen richtet, die muß werden, Du — die muß doch Tat

werden. Dabei habe ich trotz aller Bemühungen noch kein Wort mit Gisela reden können. In Winterkälte, in Herbststurm stehe ich abends stundenlang vor ihrer Tür — sie kommt nie allein — stets ist jemand mit ihr — sie hat nicht einmal eine Ahnung, daß ich es bin, den ihr Mantel streift, ich von einer großen blauen Brille unkenntlich gemacht, wenn sie die Rampe ihres Palais' am Arm ihres Gatten herabsteigt. Gestern handelte ich wie ein Toller. Ich telephonierte an sie, ließ sie durch den Diener an den Apparat bitten und rief ein Wort hinein — ein Wort — ihren Namen. Gisi — rief ich — ein matter Aufschrei war alles, was ich von ihr hörte. Mir schien, sie war auf der Stelle ohnmächtig umgesunken. Aber dieser arme, hilflose, erschütternde Laut aus ihrer Brust, der hat mich aufgewühlt. Es muß etwas geschehen — bald — bald — Du wirst sehen — wirst sehen — Pylades — ich nehme mir, was mein ist, und mag dabei die ganze blöde Welt einfach zum Teufel gehen — ich nehm' es mir. Bald hörst Du mehr von Deinem

Orest."

21.

Die Carl-Albert-Universität hatte ihren großen Tag. Den festlichen Raum der Aula, deren gotischer Prunk in Kerzenglanz erstrahlte, füllten auf erhöhtem Chorgestühl Rektor und Senat in ihren scharlachenen Sammettalaren. Auf den im Halbkreise das Katheder in fünffacher Reihe umgebenden roten Sammetsesseln waren unter Führung des Kultus- und des Justizministers die hohen Ministerialbeamten sowie die Kuratoren der Universität mit ihren Damen gruppiert. Die schlanke, noch ein wenig jünglinghafte Gestalt des Kronprinzen, in der Uniform der Leibgarde, der das bartlose, blasse Träumerhaupt mit dem unmilitärischen braunen Lockenschmuck ein wenig gebeugt trug, ließ sich soeben auf dem vordersten Sessel, dem Katheder zunächst nieder, seine zwei militärischen Begleiter hinter ihm. Neben ihm der rothaarige Prinz Hermann in Dragoner-Uniform mit dem buschigen Schnauzbart, das hagere, brutale Gesicht wie stets von Sekt gerötet. Und nun setzte unter Orgelklängen der Jünglingschor der Alma mater zu dem Salvum fac regem ein, dem dynastischen Hochgesang, der auch diese unmonarchische Feierstunde einleitete. Die zahllosen jungen Studenten, die die altertümlichen Kirchenbänke des imposanten Festraums bis in die entlegensten Winkel sich drängend füllten, richteten die hellen Augen mit Blicken der begeisterten Verehrung auf den hohen, hageren Mann, der soeben im purpurnen Senatorentalar der Universität, das Barett in der Hand, aus einer Seitenpforte trat und hinkend dem Katheder zustrebte. Der Mann hinkte so stark, daß seine ragende Heldengestalt bei jedem zweiten Schritt nach vorn in den Hüften überzubrechen schien. Die sehnigen Schultern und der blasse Apostelkopf mit dem hellen Haar sanken fast im rechten Winkel zu dem langgestreckten Unterkörper nach vorn über, sobald das linke verkümmerte

Bein, das bei der Geburt durch einen Kunstfehler des Arztes verletzt worden war, seinen Dienst tun sollte. Auch dieser bedeutende Kopf des Kriminalpathologen Alfred von Ingelheim, der stark an die energischen Züge des Vaters erinnerte, des Seehelden, dessen Marmordenkmal am Königsplatz sich erhob, auch dieser scharf geschnittene Denkerkopf schien bartlos, denn das kleine farblose blonde Schnurrbärtchen, auf der schmalen Oberlippe bemerkte man erst bei genauestem Hinsehen. Es wirkte peinlich, den prachtvollen Mann in diesem qualvollen Hinken den Raum durchmessen zu sehen — und dieses Gefühl, unter dem der berühmte Gelehrte vor den Augen der Festversammlung sichtlich litt, riß die frischen Jungen auf den Bänken dazu hin, mitten in die dynastische Motette hinein ihren studentischen Trampelgruß erschallen zu lassen, der plötzlich die ganze illustre Gesellschaft zu einer gar nicht etikettemäßigen Huldigung entflammte. Denn das Trampeln schwoll zum Orkan. Ein paar rotwangige Enthusiasten sprangen auf die Bänke und brüllten mit geschwungenen bunten Studentenmützen: Hoch! während das ganze Auditorium plötzlich von den Sitzen sich erhob — Senatoren, Kuratoren, Ministerialdirektoren, — zuletzt, ein wenig hastig die beiden Minister, nachdem auch die königlichen Hoheiten und ihre Adjutanten aufgesprungen waren. Der Gesang hatte aufgehört. Niemand achtete darauf, aus welchem Grunde er verstummt war. Ob das Festlied zu Ende, ob es durch die brausende Huldigung abgeschnitten worden war, die dem großen Rechtsforscher soeben dargebracht ward. Dieser machte jetzt auf seinem Wege zum Katheder ein wenig ergriffen einen kurzen Halt. Die Gestalt hochgereckt, stand er da, die mächtigen sprühenden, geistdurchstrahlten Augen auf die jubelnde Versammlung gerichtet. Aber das währte nur einen kurzen Augenblick. Dann schleppte sich der Gefeierte mit hastigen und noch schmerzlicher hilflosen Bewegungen zum Katheder hinauf, von dem aus er sich grüßend gegen das Auditorium verneigte. Jetzt waren seine Bewegungen sicher und fest. Noch einmal brach der Jubel los, währenddessen Ingelheim die Augen groß und fragend auf den Kronprinzen gerichtet hielt, den Spiel- und Jugendgenossen, von dem ihn Leben und Schicksale dann so weltenfern getrennt hatten. Der Kronprinz schien diesen Blick der Verwunderung nicht zu bemerken, denn er hielt den seinen starr und unbeweglich auf das riesige gemalte Fenster gerichtet, durch das die matten Novemberstrahlen brachen, und auf dem die Stiftung der Carola Alberta durch seinen Vorfahren, König Karl I, in bunten Farben des vierzehnten Jahrhunderts malerisch dargestellt war. Tiefes Schweigen im Raum. Mit sonorer Stimme, in der etwas Ehernes klang, begann der berühmte Kriminalrechtsforscher jetzt zu reden, nachdem seine Augen scheu die links vom Katheder in der zweiten Reihe sitzende junge Gattin im schwarzen Sammetkostüm mit den straußfederngeschmückten Gainsboroughhut gestreift hatten, unter dem das Goldgelock des reichen Haares eigenwillig und ungebändigt, hell wie reifer Weizen, hervorquoll. Sie sah zu Boden. Wie bleich sie war, wie totenbleich! Wie erregt ihre hohe Brust unter dem knappen Sammetjackett ging, wie schön — wie marmorstarr ihr Madonnen-

kopf. Ingelheim riß seine berauschten Augen von ihrem für ihn so schmerzlich schönen Bilde los. Denn die Gatten waren seit Monaten wieder in Konflikten, die ihr Zusammenleben auf die äußeren Formen beschränkten. Der Redner zwang jetzt seinen Willen ganz auf seinen augenblicklichen Zweck. Er wußte, er sprach vor dem Ohr der Welt, und was die drei Stenographen da drüben an dem Marmorpfeiler jetzt niederschreiben würden, das las man am nächsten Morgen in allen großen Blättern der Erde. Mit fester Stimme und unbewegtem Gesicht hob er nun an:

„Königliche Hoheiten!

Hochansehnliche Versammlung!

Die Stunde ist gekommen, in der ich mich anschicken muß, von meinem geliebten Lehrstuhl Abschied zu nehmen. Der Wille Seiner Majestät, unseres teuren Königs, sowie der eigene Wunsch führen mich jetzt in das Justizministerium, in dessen Bereich ich daran gehen will, unter voller Förderung der Königlichen Staatsregierung die von mir und meinen Mitstreitern verfochtenen Ideen in die Praxis, in das Leben selbst hinüberzutragen und im Einverständnis und mit der Hilfe von Krone und Parlament nunmehr unser Strafrecht und dessen Ausübung auf Grundlagen zu stellen, welche unsere Justiz instand setzen sollen, nach den Erkenntnissen der Kriminalpathologie fortan Recht zu sprechen und Urteile zu vollstrecken. Sie werden es mir nicht als Überhebung anrechnen, wenn ich in diesem Moment eine Art faustischer Regung verspüre und zum Augenblick zu sagen mich fast verführt fühlen möchte: Verweile doch, du bist so schön . . .

Eine Idee, eine Erkenntnis ins Leben, in die Tat übertragen zu dürfen, dieses höchste Erdenglück wird ja den Forschern speziell von der medizinischen Fakultät oft genug zuteil. Was sie in ihrer Forschung gefunden, das sofort in Praxis und Tat umzusetzen, dazu ermächtigt und verpflichtet sie ihre Wissenschaft. Was wir Sozialpathologen als wahr erkennen, das in die Tat umzusetzen, sind wir in den allerseltensten Fällen nur mächtig. Denn wir bedürfen zur Verwirklichung unserer Ideen, zur Durchführung unserer Reformgedanken des komplizierten Staatsapparates. Der ist schwerfällig, muß es sein, denn Experimente dürfen an seinem Körper nicht gemacht werden. Deshalb sind seine Widerstände so stark, ist sein Beharrungsvermögen so mächtig. Diese Wahrheit bürgt Ihnen dafür, daß wir nicht leichtfertig jetzt daran gehen, unsere tiefgreifende Strafrechtsreform in die Praxis einzuführen und ein Werk zu beginnen, das auf zahllose Menschenschicksale elementar einzuwirken bestimmt ist und nicht geringe Opfer von der Steuerkraft unserer Mitbürger zu verlangen gezwungen sein wird. Ich sprach vorhin von einer faustischen Regung in meiner Seele. Sie ist eigentlich ganz unberechtigt, denn es ist zum geringsten Teile mein eigenes Gedankenwerk, an dessen Verwirklichung ich nun Hand in Hand mit unseren Justizbehörden zu gehen, mich anschicke. Der Ruhmestempel unserer Strafrechtsreform wird vielmehr, wenn er einst im Lichte vollendet dasteht, auf seinem Schlußsteine die Namen Quételet, Lombroso, Ferri, Garofalo und Liszt tragen. Ich selbst werde nicht viel mehr als ein bescheidener

Handlanger gewesen sein, der den Ruhm der Verwirklichung heilvoller Reformideen mit dem bejahrten menschenliebenden Herrscher dieses Landes, mit dessen Behörden und Volksvertretungen zu teilen, sehr gezwungen und hoch bereit ist. Ich sagte soeben, daß diese Strafrechtsreform für zahllose Menschen schicksalreich sein wird. Ich will diese Behauptung sogleich mit einer Zahl belegen und Ihnen mitteilen, daß es im letzten Jahrzehnt in unserem Vaterlande 15 Millionen Verurteilter gegeben hat. Sie werden mir zugestehn, daß diese furchtbare Zahl unser Reform- und Rettungswerk zu einem hochdringlichen macht. Kommen wir nun dazu, auf Grund neuerer und tieferer Erkenntnis einen Teil dieser 15 Millionen Verurteilungen, die im Laufe von 10 Jahren über unsere Volksgenossen ergangen sind, als ungerecht oder zweckwidrig zu erkennen, so ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß jeder Tag, der über der Durchführung dieser Reform verstreicht, unser Gewissen mit Zentnerlasten beschweren muß.

Warum ist ein Teil der von unseren Strafrichtern verhängten Verurteilungen ungerecht?

Ich beantworte diese Frage mit einem grundlegenden Satze, dem Franz von Liszt diese Form gegeben hat:

‚Jedes Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers einerseits und den den Verbrecher im Augenblick der Tat umgebenden Verhältnissen andererseits, also das Produkt des einen individuellen Faktors und der ungezählten gesellschaftlichen Faktoren.‘

Ein jeder von uns, der irgendwie einmal, irgendwann einmal, sei es als Richter, Geschworener, Zeuge vor den Schranken des Gerichts gestanden, hat das herzeinschnürende Gefühl gehabt, daß der arme Mensch auf der Anklagebank nicht seine Schuld allein, nein, daß er auch die der anderen büßt. Hätte er andere Eltern, andere physische und psychische Vererbungen und Veranlagungen mit ins Leben bekommen, hätte er eine andere Gesellschaftsschicht als Umgebung erhalten, eine andere Erziehung, andere ökonomische Verhältnisse, andere Verwandte, Genossen, Freunde und Gegner — sein Lebensweg hätte ein ganz anderer werden müssen, hätte ihn wahrscheinlich niemals in eine Situation geführt, wie die war, unter deren Einwirkung sein Verbrechen erfolgte. Das Verbrechen ist also das Produkt eines einzigen individuellen Faktors und ungezählter gesellschaftlicher Faktoren.

Warum ist ein Teil der von unseren Strafrichtern verhängten Strafen zweckwidrig?

Nachdem der Begriff der Schuld durch das eben Gesagte so tief erschüttert worden ist, kann auch der der Strafe nicht fürder unbehelligt bleiben. Müssen die alten Phantome Sühne und Schuld aus dem Bereich der modernen Rechtsforschung ausscheiden, so haben wir notgedrungen an Stelle der Sühne etwas Zweckdienlicheres zu setzen. Das ist natürlich fraglos, daß die Gesellschaft vor denen geschützt werden muß, die nach Art, Veranlagung und Schicksal geneigt sind,

ihr zu schaden, und solchen Schaden ihr schon zugefügt haben. Es sind an Stelle des Straf- und Sühneprinzips zwei menschlichere und edlere, ich möchte sagen, christlichere Motive zu setzen, das der „heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung", wie Liszt es genannt hat. Das ist überhaupt das Beseligende und Hinreißende an dem ganzen System unserer neueren Kriminalpolitik, daß sie ganz und gar das Strafrecht, das aus den finsteren Marterzellen des Mittelalters stammt und dieser Herkunft Merkmale nur allzu erkennbar noch an seiner Stirn trägt, daß sie dieses Strafrecht mit einem hoffnungsvollen, tröstenden, ja ich sage — entzückenden Optimismus durchtränkt, mit dem lichten und befreienden Glauben an die Besserungsfähigkeit des Menschen, des Einzelnen wie der Gesamtheit. Wir wollen die Sünde des Verzweifelns auch nicht an dem Letzten und Vertiertesten unseres Geschlechts mehr begehen und schrecken mit Entsetzen davor zurück, in solchem Grade an einem Menschenbruder zu verzweifeln, daß wir ihm den Kopf abschlagen. Wir wollen, wir müssen das Verbrechen bekämpfen, aber dieser Kampf muß an den Wurzeln des Verbrechens ansetzen. Diese sind Unbildung, schlechte soziale Verhältnisse, schlechte Erziehung, Alkoholismus und Müßiggang. Auf wie falschem Wege wir bisher gegangen sind, beweist die erschreckende Tatsache, daß wir Jahr für Jahr Millionen und aber Millionen für den Bau von Zellen-Gefängnissen geopfert haben, und daß die Verbrecherziffer trotzdem unaufhaltsam weiter gestiegen ist. Jeder Kenner der Verhältnisse hat die Erfahrung gemacht und weiß, daß eine über zehn Jahre dauernde Freiheitsstrafe eine weitere Einwirkung auf den Charakter des Verurteilten nicht mehr erzielt. Vom Standpunkte des Besserungszweckes gesehen, wird die Art unserer Freiheitsstrafen überhaupt von Grund aus geändert werden müssen. Die Reform des Strafrechts zielt dahin, in diesem das therapeutische — das heilende Element zum herrschenden zu machen. Es gilt nicht zu strafen, nicht abzuschrecken, es gilt auf sozialem Gebiete dem Verbrechen vorzubeugen, auf kriminellem den Verbrecher durch zweckvolle Absonderung zu bessern und zu heilen. Die Isolierungen in der Zelle, das Gefangensitzen hinter Eisenstäben ist wohl geeignet, alles Bestialische zu stärken und zu steigern, ist aber ungeeignet, irgend eine Besserung in der Seele des Verbrechers zu ermöglichen. Hochschulen des Verbrechens hat man mit Recht unsere Gefängnisse und Zuchthäuser genannt, in denen insbesondere und vornehmlich die Jugend einen ganz besonders gefährdeten verlorenen Posten bedeutet hat. Wir haben das Glück, in der Behandlung jugendlicher Verbrecher bereits einige reformatorische Änderungen getroffen zu haben, das sind aber alles vorerst nur schüchterne Versuche, kleine Schritte auf einem großen und hoffnungsvollen Wege.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß unser altes, unser veraltetes Strafsystem eine Art Herrenrecht darstellt. Es war gleichsam von einer herrschenden Klasse aus der Geborgenheit ihrer Lebensstellung mit erbarmungsloser Härte gegen alle die aufgestellt worden, die in den Niederungen des Lebens den Fallstricken des Verbrechens am leichtesten zum Opfer fielen. ‚Ihr laßt den A r m e n schuldig

werden' singt der unsterbliche Dichter. Den Armen. Denn die moderne Seelenforschung hat der Welt gezeigt, wie schmal die Grenzen sind zwischen dem Normalen und jenem Abnormen, als welchem wir Kinder dieser Zeit den Verbrecher nunmehr erkannt haben. In den Forschungen unserer Psychiater und Psychologen fiel die begrifflich dünne Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn in sich zusammen und mit ihr der starre juristische Begriff der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit. Wir haben erkannt, daß jedes Verbrechen eine Abweichung von dem normalen Verhalten des Durchschnittsmenschen ist. Wir haben erkannt, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse in dreifacher Weise als Faktoren jedes begangenen Verbrechens mitwirken. Erstens im Augenblick der Tat, zweitens während der ganzen Lebenszeit des Täters von der Geburt bis zur Tat, drittens lange vor der Geburt des Verbrechers, indem sie die Lebenskraft seiner Erzeuger untergruben. Denken Sie an alte Eltern, die in Armut lebten, früh und mittellos starben und körperlich und seelisch minderwertige, sozial schutzlose Mitglieder der Gesellschaft hinterließen. Denken Sie an die Parialose der Unehelichen und an ihren ungeheuren Anteil am Verbrechen. In diesen nachtdunklen Problemen muß der Weg zu dem gerechtesten Gesetze mühsam und tastend gesucht werden. Niemand von uns, wie hoch er auch auf der sozialen Stufenleiter stehe, niemand von uns, wie stark auch immer die realen Grundlagen seiner eigenen Existenz sein mögen, ist davor sicher, durch irgend eine tragische Verkettung seiner Schicksale ins Kriminelle hinabzugleiten und mit dem Strafgesetze in Konflikt zu kommen, und deshalb ist auch jeder Gebildete, jeder Besitzende und Hochstehende nicht minder persönlich bei dieser großen Reform unseres Strafrechts, zu der wir uns nun erheben, beteiligt, nicht minder als der letzte Landstreicher, der die rauhen Herbstnächte obdachlos im dürren Laub eines Grabens verschläft . . .

Jedem Volksgenossen rufe ich bei dieser großen Rettungsaktion zu: horch auf, tua res agitur . . ."

— — Einen Augenblick stockte der Redner. Ganz in den Gedankengang seiner Darlegungen vertieft, hatte er sein Auge achtlos und unbewußt den Kronprinzen streifen lassen, der zu Füßen des Katheders saß und das Haupt leicht nach links gewendet hielt. Seine Augen waren weit geöffnet und starrten mit einem seltsamen Ausdruck auf einen Punkt im Raum, an dem sie sich gleichsam festgesogen hatten. Ingelheim folgte der Richtung dieses Blickes und stieß auf die Augen seiner Frau, die mit dem gleichen fast nachtwandlerischen Ausdruck der Weltentrücktheit, schmerzlichen Sehnens und schamloser Hingebung in die des Prinzen getaucht, gleichfalls erstarrt schienen. Es gab in Ingelheims Herzen einen Riß. Es blutete unter der Schneide der Empörung, der Erbitterung und des Neides. Des Neides ja . . . Wie sie ihn ansah — diesen Mann, welch' eine Hingebung in ihren tiefen Augen, die auf ihn, ihn selbst, ach so abweisend kalt und leblos zu blicken gewohnt waren. Oh — wie sie sich erschlossen, diese beiden leuchtenden Sterne, und Ströme der Zärtlichkeit ausstrahlten . . . Er sah — er sah —

Ingelheim sah: in dieser zeugenreichen Versammlung, in der der Klatsch und die Verleumdungssucht in tausend Winkeln lauerten, hatte der Erbe der Krone, der exponierteste Mann des Königreiches, selbst Vater und Ehegatte, hatte sein eigen Weib, die Baronin Ingelheim, Gemahlin dessen, der vor der festlichen Versammlung soeben hier sein hohes Lebensprogramm entrollt hatte, Ort und Stunde, Zeit und Umgebung in einem einzigen Begegnen ihrer dürstenden Augen vergessen, hatten über Sesselreihen und lauschende Staatsmännerköpfe hinweg sich ineinander festgesogen und tauschten ehebrecherische Küsse mit den Pupillen, strömten ihre heißen Seelen in einem Blick zu hochzeitlicher Vermischung in einander, deren Rausch und Orgiasmus eine lange schmachtende Trennung etwas Mänadisches gab . . .

Es war der kleine Bruchteil einer Sekunde, in dem der Redner diese Wahrnehmung machte, aber in diesem kleinsten, gleichsam mikroskopischen Zeitmaße, in diesem Zeitatom erlebte er ein ganzes, ein schweres, ein schreckliches Schicksal. Es stürzte etwas in ihm zusammen. Es brach etwas, was die Stütze seines Lebens bis zu diesem Augenblick gewesen war: die Hoffnung, sich die Liebe dieser Frau doch noch zu erringen. Die Hoffnung, daß sie vergessen habe, überwunden, restlos vergessen und begraben, was einst — vor Jahren, vor langen Jahren zwischen ihr und dem Kronprinzen sich abgespielt hatte. Die Hoffnung, daß dieses Vergessen sie ihm doch noch schenken würde, sie, um deren Liebe er nun in Jahren schrecklichen Leidens vergebens geworben hatte, diese Hoffnung brach jetzt in Stücke, in dieser blitzkurzen Beobachtung, die Ingelheim soeben gemacht hatte. Seine Züge, in denen die geistige Arbeit der rednerischen Darlegungen in einer seltsamen Gespanntheit der Gesichtsmuskeln, in einer leichten rosigen Färbung der Gesichtshaut noch zu lesen war, verrieten durch nichts die Wucht der Katastrophe, die er soeben durchlebte. Ein klein wenig nur fahler werdend, die Farbe verlierend, hob der Mann mit einer seltsam entschiedenen Bewegung die knochige nervöse vornehme Hand und strich damit über seine Augen, als wolle er aus ihnen ein Trugbild fortwischen. Ein Trugbild — ja — er hatte falsch gesehen, es war eine Sinnestäuschung, eine Halluzination gewesen, die ihm der Rausch der Stunde und seine fiebrigen Nerven vorgegaukelt hatten. Aber er sah nicht zum zweiten Male hin, sich zu vergewissern. Er war zu stolz dazu. Er stand hier, um das Fazit seines wissenschaftlichen Strebens zweier vollen Dezennien vor der Elite der Geister seines Volkes zu ziehen und nicht als Spion und Detektiv ehrloser Ehebrecher . . . Er wollte nicht, wollte nicht wieder hinsehen, wollte nicht sehen, wie zwei Pflichtvergessene die hohe Stunde seiner Ehren unter seinen sehenden Augen, unter den Augen all seiner wissenschaftlichen Standesgenossen, seiner Behörden und Schüler zur Stunde seiner Schande wandelten. Das wollte er nicht sehen. Nicht zum zweiten Male sehen, was ihm Gewißheit hätte schaffen müssen. So blieb ihm noch immer der Trost der Ungewißheit. Er konnte sich getäuscht haben. Es war — es blieb möglich — und diese Möglichkeit wollte er sich retten, um

leben, um weiter atmen, weiter arbeiten zu können an seinem großen Werk, das hoch erhaben wie ein Schneegipfel in reinster Sphäre sich erhob, weltenfern von allen kleinlichen Schicksalen des Alltags — wie dies eins war, in dem ein schmerzlich geliebtes Weib sein Sehnen auf einen Anderen richtete . . . Was — was waren diese elenden kleinen persönlichen Schicksale, gehalten gegen die Menschheitsfrage — die große, inhaltschwere, in deren Dienste er hier stand, in deren Dienst er seine Nächte durchgearbeitet hatte, Vergessen und Heilung suchend von den Qualen seiner unglückseligen Ehe . . .

Alles dieses jagte im Tempo des elektrischen Funkens durch sein Hirn, so daß die große Zuhörerschaft den Strom der Rede kaum durch ein Atemholen unterbrochen fand. Jetzt reckte der Sprecher seine schmalen, vornehmen Schultern zurück, sog die Luft tief ein und richtete den von neuem Glanze strahlenden Blick voll und groß auf die Versammlung. Eine tiefe fahle Blässe war jetzt als einzig sichtbare Spur des großen Kampfes auf seinem Seherantlitz zurückgeblieben, des schweren Kampfes, der soeben in seiner Brust sich vollzogen hatte. Es klang seltsam, was diese schmalen Lippen, was dieser schmerzumschattete Mund jetzt in einem Tone sprach, der an den eherner Glocken gemahnte.

„Meine Herren, alles Körperliche, alles Materielle — wir — dieses Haus — dieser Saal, diese Versammlung — wir gleichen Schatten. Sub specie aeternitatis — im Lichte der Ewigkeit gesehen ist selbst die blühende Jugend, die mir hier den Abschied zu einem Feste macht, — ein schöner, aber flüchtiger Schatten, von dem heut über hundert Jahre schon eine Spur nicht mehr zu finden sein wird. Wir greifen ins Göttliche nur, wann wir ins Reich der Ideen uns erheben. Da wirken wir am Webstuhl der Zeit und kommen den Göttern nahe, die hoch über allem Erdenweh — die Unvergänglichen — in Marmorschöne thronen. Wer ins Reich der Ideen strebt und in dieses sein Tagewerk legt, der ist der Moira, der großen Schicksalsgöttin, schon fast entronnen. Denn was das kleine Menschengeschick uns an täglichen Leiden spinnt — es sinkt von uns ab — wie eine staubige Bettlerhülle, in dem Augenblick, da wir zum Dienst der Ideen uns erheben. Das ist unsere befreiende Weihe, der Segen und der Harnisch, den die Wahrheit, die große Göttin, schützend den Seelen und den Leibern ihrer Jünger spendet. Wir, die wir den vom Rechte Abgewichenen ein menschlicheres und milderes Schicksal zu bereiten, die Gesetze umformen wollen, begeben uns solcherart so hoch in das Reich der Ideen, daß von unserem Tagewerk dereinst noch Fluten der Gerechtigkeit und der Erneuerung auf die Enkel strömen werden, dereinst, wann wir selbst längst den dunklen Pfad zu den Unteren gegangen, längst die Schatten zu den Schatten uns gesellt haben. Als Priester dieser besseren und schönen Zukunft stehen wir heute in der lebendigen Welt um deshalb schon wie die Schatten, weil wir mit unseren besten Gedanken in Zeiten leben, die erst kommen sollen. Was kann der Tag mit seinen Stichen uns da wohl tun? Ich denke: nichts. Im Drachenblut der Unverletzbarkeit hat uns dieses Leben in Zeiten,

die erst kommen sollen, das Siegfriedbad geschenkt — und diesen Adel der Unverletzbarkeit erringt ein jeder reine Kämpfer der Idee.

Ernest Renan hat ein sehr melancholisches Wort gesprochen, das also lautet: „Es darf nicht vergessen werden, daß jeder Gedanke etwas von seiner Reinheit verliert, sobald er sich zu verwirklichen strebt. Es gibt keinen Erfolg, ohne daß die Zartheit der Seele dabei verletzt wird. So groß ist die Schwäche des Menschengeistes, daß die beste Sache gewöhnlich nur durch schlechte Gründe gewonnen wird."

Meine Freunde und ich, alle die Männer, die nun zur Um- und gänzlichen Neuschaffung der rückständigen Strafjustiz dieses Landes sich erheben, unser alter ehrwürdiger König voran, wir werden den Menschen zeigen, daß die Reinheit der von uns angestrebten Sache in ihrer Verwirklichung keinerlei Schaden leiden wird. Bei ihrem endlichen Siege wird wohl von Hekatomben von Seelenrettungen, nicht aber von der Verwundung oder Beschädigung irgend einer Seelenzartheit geredet werden können. So groß ist die Stärke dieser heiligen Sache, daß sie selbst in der bitteren und staubigen Welt des Alltags und der Alltäglichkeit nur durch die Besten, die Edelsten, die im logischen wie im ethischen Sinne unanfechtbarsten Gründe wird gewonnen werden. Einen besseren Beweis für ihre Göttlichkeit, das sage ich, gibt es nicht . . ."

Mit seherhaft leuchtenden Augen stand er da — dann neigte er das Haupt, während unter dem jauchzenden Jubel seiner Jünger der Sängerchor rauschend wieder einsetzte . . .

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Ludwig Stein.

Die „kleinen" Staaten.

Mitten im Kriegsgewühl erinnern wir uns gern daran, daß es noch Eilande gibt, wohin das Donnern der Kanonen, das ganz Europa wirtschaftlich erzittern läßt, nur noch leise verhallend dringt. Die drei skandinavischen Staatswesen und die drei hochentwickelten Kulturzentren: Schweiz, Holland und Belgien bleiben von den ewigen Unruhen am Balkan so gut wie unberührt. Diese sechs Staaten bilden gleichsam die politischen „Inseln der Seligen".

Gewiß werden auch die „kleinen" Staaten wirtschaftlich in jene Geldkrise hineingezogen, welche unser ganzes Kultursystem derartig bedroht, daß wir offenkundig schweren Erschütterungen entgegengehen. Das hohe politische Spiel würfelt jetzt nur noch um Milliarden als Einsätze. Deutschland hat seine Milliarde Mark vom Reichstag zugebilligt erhalten, Frankreich die dreijährige Dienstzeit mit einer Milliarde Franks, Belgien, das vielgepriesene Eldorado des Großkapitalismus, sucht eine Milliarde auf dem französischen Markt, um aus seiner finanziellen Misère hinauszukommen. Das beweist nur die Solidarität der Kulturvölker, die einen Organismus bilden, in welchem das Ganze leidet, wenn auch nur ein Glied weh tut. Aber die ökonomische Gemeinbürgschaft ist noch lange keine politische. In der Schweiz beispielsweise geht die innere politische Entwickelung, wie unsere Sondernummer zeigt, ihren ebenmäßigen Gang weiter, als ob es keinen Balkankrieg gäbe. Und ebenso spielen sich bei den Holländern, diesen Schweizern des Meeres, die wichtigsten inneren Wandlungen ab, als ob keine orientalische Frage existierte. Da man nicht befürchtet, in den Strudel der orientalischen Wirren hineingezerrt zu werden, begnügt man sich in den neutralen Ländern mit der Rolle des politischen Zuschauers. In den Bergen der Schweiz läßt sich's atmen und in den Bädern der holländischen und belgischen Küste läßt es sich plätschern, als säßen wir in Europa, nicht auf einem Vulkan. Sicherlich werden die beiden Mächtegruppen in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse sich vom Schuß fernhalten. Man hat an der Londoner Konfe-

renz von den Staatsmännern des Balkans nachgerade genug bekommen, und es gelüstet keine europäische Macht, ohne zwingendes Muß in die streitenden Brudervölker gewaltsam hineinzudirigieren.

Seitdem die Balkan-Megalomanen das Zarenwort in den Wind geschlagen haben und wie eine toll gewordene Meute aufeinander losgefahren sind, wird jeder Großstaat sich hüten, das Odium einer Einmischung auf sich zu nehmen. Aber das Pulverfaß Europa ist politisch so geladen, daß ein unvorsichtiger Zunder es plötzlich zur Explosion bringen kann. Welcher Segen ist es dann für unser ganzes Kultursystem, daß den sechs Großstaaten, die bei einem europäischen Konflikt durch geschriebene Verträge oder ungeschriebene Vereinbarungen genötigt sind, den letzten Mann aufzubieten, sechs Kleinstaaten von hoher Kultur gegenüberstehen, die auch im Falle eines europäischen Krieges die stillen Reserven bilden können, die unangetastet bleiben, auch wenn der große „politische Kladderadatsch" über uns kommen sollte.

Die sechs Kleinstaaten von hohem Kulturtypus sind für den Bestand unseres Kultursystems von unsagbarer Wichtigkeit. Es wäre ein Unsegen, wenn sie von einem der ihnen benachbarten Großstaaten aufgesogen würden. Wir brauchen sie so, wie sie sind, in ihrer kulturellen Eigenart, mit ihren aparten Entwicklungsformen, mit ihren geschichtlich gewordenen Gestaltungen und nationalen Schattierungen. Kommt der große europäische Konflikt, dann haben wir doch kulturelle Zufluchtsstätten, die ihre Bibliotheken und Museen, ihre Glyptotheken und Laboratorien unbeirrt weiterbehaupten. Sollten vandalische Kräfte unsere kulturellen Heiligtümer antasten, so bleiben uns in den kleineren Kulturstaaten Altäre übrig, welche uns die Kontinuität unserer Geistesentwicklung sicherstellen. Gerade weil inter arma silent musae, brauchen wir für die Bergung und Sicherung unserer heiligsten Güter Stätten, wohin die Kriegsfurie nicht zu dringen vermag.

Unser schweizerisches Sonderheft zeigt an den einzelnen Auszweigungen des staatlichen und kulturellen Lebens der Schweiz, wie reich diese Sonderkultur ist, und wie unendlich viel wir von ihr schon gelernt haben und noch lernen können. Die Schweizer-Dichter und -Künstler sind nicht weniger unsere Dichter und Künstler, wie einst Cats und Joost van Vondel niederländische Dichtung über den Rhein verbreiteten, Spinoza und Rembrandt zu uns allen gesprochen haben und noch sprechen. Ibsen und Björnson, Strindberg und Bang stehen uns ebenso nahe, wie unsere eigenen Dichter. Maeterlinck wird bei uns vielleicht öfter und vollendeter aufgeführt, als in seiner Heimat.

Ob es sich bei diesen sechs kulturell hochstehenden Kleinstaaten um verbriefte Rechte oder teleologisch begründete Neutralitäten handelt, ist letzten Endes nebensächlich. Auch verbriefte Rechte müssen immer wieder ihre zwecknotwendige soziologische Daseinsberechtigung nachweisen. Ich möchte in einzelnen Sonderheften, welche den sechs Kleinstaaten gewidmet sind, den geschichtlichen Nachweis führen, wie unendlich viel die sechs Großstaaten von den sechs Kleinstaaten gelernt haben und noch lernen. Die Schweiz ist als politisches Experimentierfeld Europas nicht minder wichtig, als durch die kulturelle Förderung, die wir ihr seit Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin danken. Einzelne Großstaaten sind in kulturlichem Betracht mehr Nehmende als Gebende. Darum erhalte uns der Gott der Geschichte die „kleinen" Staaten in ihrer Sonderart. Wir brauchen sie wie das

liebe Brot als ultimum refugium unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems. Mit einer kleinen Biegung des bekannten Voltaireschen Ausspruchs könnte man getrost behaupten: si la neutralité n'existait pas, il faudrait l'inventer.

Kolonialpolitische Rundschau.

Die Handelsgesellschaften in den deutschen Kolonien.

Eine wichtige Rolle bei der Kapitals-Investition in den Kolonien spielt der Handel; denn die Kolonialwirtschaft bringt es mit sich, daß einerseits die Produkte, die sie erzeugt, auf den Weltmarkt gesandt werden, und daß andererseits die Stoffe, die die Bevölkerung der Kolonien gebraucht, zu einem großen Teil vom Auslande bezogen werden. Kolonien sind keine in sich abgeschlossene selbständige Wirtschaftskörper, sondern ein Gebiet mit ausgedehnten weltwirtschaftlichen Beziehungen. Infolgedessen hat der Handel in den Schutzgebieten einen beträchtlichen Umfang angenommen und eine kräftige Steigerung ist, wenn die Entwickelung in dem jetzigen Tempo sich bewegt, für die nächsten Jahre bestimmt zu erwarten.

Nun gibt es aber zweifellos ein schiefes Bild, wenn wir alles das, was in der Statistik als Außenhandel der Kolonien erscheint, unter dem Gesichtspunkt der Kapitals-Investition in den Handel betrachten. Wir müssen uns vielmehr auf den Handel beschränken, der die Produkte anderer und nicht seiner eigenen Erzeugung verkauft. Würden wir diese Beschränkung nicht vornehmen, dann müßten wir alle Kolonialunternehmungen auch als Handelsunternehmungen auffassen. Denn die Otavi-Gesellschaft handelt mit ihrem Kupfer genau so, wie die Südsee-Phosphat-Gesellschaft mit ihrem Phosphat und wie die Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft mit ihrem Kaffee. Alle Gesellschaften, die produzieren, sind auch gezwungen, mit diesen Produkten Handel zu treiben, diese Produkte zu verkaufen. Nun kann man selbstverständlich alle diese Gesellschaften nicht als Handelsgesellschaften bezeichnen; sie gehören vielmehr in die Kategorie Bergbau resp. Plantagen-Gesellschaften. Für unsere Erwägungen über die Kapitals-Investition in den Handel kommen lediglich die tatsächlichen Handelsunternehmungen in Betracht, die nicht ihre eigenen Produkte verkaufen.

Nun ist es allerdings schwer, eine reinliche Trennung vorzunehmen; denn Unternehmungen, die lediglich Handel treiben, gibt es selbstverständlich nicht viele. Die meisten sind mit Plantagen und dergleichen verbunden. Für unsere Erörterungen kommen nun die Gesellschaften in Betracht, bei denen der Handel in den Produkten anderer dominiert gegenüber dem Verkauf der eigenen Erzeugnisse. Derartiger Handelsunternehmungen finden wir in den Kolonien eine ganze Reihe. Beispielsweise eines der besten Handelsunternehmen, die wir besitzen, ist die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln. Diese besitzt zwar größere eigene Plantagen, deren Produkte sie verkauft. Daneben betreibt sie aber auch noch einen sehr rentablen Handel mit den Produkten der Eingeborenen und dergleichen. Gerade dieser Handel hat in der Hauptsache die glänzende Rentabilität der Gesellschaft hervorgerufen.

Auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die über eigene Plantagen verfügt, zieht einen großen Teil ihrer Gewinne nicht

aus dem Plantagengeschäft, sondern aus dem Handelsgeschäft. Man kann auch diese Gesellschaft ruhig unter dem Gesichtspunkt der Handelsunternehmen betrachten.

In Deutsch-Ostafrika sind 30 größere Firmen tätig, die sich mit der Ein- und Ausfuhr von Produkten beschäftigen. Die größte ist die vorstehend genannte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die allerdings auch landwirtschaftlichen Betrieb besitzt, bei dem aber gerade das Handelsgeschäft eine wesentliche Rolle spielt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die infolge ihrer engen Beziehungen zu einer Reihe ostafrikanischer Unternehmungen, u. a. der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und der Ostafrikanischen Handelsbank, sowie der Woermann-Linie, einen großen Einfluß in Deutsch-Ostafrika hat, bezieht aus Europa eine Reihe wichtiger Bedarfsartikel für Deutsch-Ostafrika und andererseits kauft sie von den Eingeborenen und von den Plantagen tropische Produkte auf, die sie dem heimischen Markte zuführt. Neben der Ostafrikanischen Gesellschaft sind noch die beiden großen Hamburger Exporthäuser: Hansing & Co. und W. Oswald & Co. tätig, die im Gegensatz zur Ostafrikanischen Gesellschaft als reine Handels-Unternehmungen anzusprechen sind. Außer diesen besteht noch eine Reihe kleinerer Handelsfirmen, die in bezug auf Bedeutung hinter den genannten aber zurückbleiben. Daneben existieren noch einige Firmen, die man den Handelsfirmen zuzählen kann, wenngleich ihre Tätigkeit sich meist auf ein bestimmtes Produkt beschränkt. Hierher gehört z. B. die Firma Wilkins & Wiese, die sich mit der Ausbeutung von Holzbeständen in Afrika beschäftigt und die Hölzer nach entsprechender Bearbeitung weiter verkauft. Dem gleichen Zweck dient die Deutsche Holzgesellschaft für Ostafrika. Die Koloniale Gerb- und Farbstoff-Gesellschaft betreibt die Herstellung von Gerbstoffen aus Kolonialholz, die sie in Deutschland absetzt.

Wesentlich mehr Handelsfirmen als in Ostafrika befinden sich in Kamerun, und das ist auch erklärlich, da die Sammeltätigkeit der Eingeborenen in Kamerun einen viel größeren Umfang annimmt, als in Ostafrika. Die meisten der Kameruner Firmen kaufen den Eingeborenen den Kautschuk resp. die Palmkerne ab und liefern ihnen dafür andere Erzeugnisse. In Kamerun finden wir viel mehr reine Handelsunternehmen als in Ostafrika, d. h. Gesellschaften, die lediglich Handel treiben, ohne am Plantagenbau direkt interessiert zu sein. Der Typus einer solchen reinen Handelsgesellschaft ist die Afrikanische Compagnie, die mit einem Kapital von $2^1/_2$ Mill. Mark arbeitet und die in Kamerun 28 Stationen, Niederlassungen und Faktoreien besitzt. Sie hat u. a. eine Apotheke und beschäftigt sich in der Hauptsache mit dem Einkauf von wildem Kautschuk. Ebenso hat die Bremer Kolonial-Handels-Gesellschaft Oloff in Kamerun eine Niederlassung zum Zwecke des Einkaufs von Produkten der Eingeborenen, wie gleichzeitig zum Verkauf europäischer Waren. Diese Gesellschaft, die mit einem Kapital von 1,2 Millionen Mark arbeitet, hat noch Niederlassungen in anderen Kolonien an der Goldküste; außerdem besitzt sie 6 Niederlassungen in Togo. Einen größeren Handel betreibt in Kamerun ferner die Deutsch-Westafrikanische Handels-Gesellschaft, die ein Kapital von $2^1/_2$ Millionen Mark besitzt und deren Interessen u. a. auch in Togo liegen. Im Gegensatz zu den vorher erwähnten Unternehmungen ist die Deutsch-Westafrikanische Handels-Gesellschaft kein reines Handelsunternehmen, da sie neben ihren 24

Stationen in Kamerun auch eigene Plantagen besitzt. Eine der ältesten Firmen Kameruns ist die Woermann-Gesellschaft, die unter der Firma Woermann & Co. 4 Niederlassungen in Kamerun besitzt.

Neben den deutschen Unternehmungen finden wir übrigens in Kamerun auch eine Reihe englischer Firmen, die den deutschen Häusern einen nicht unbeträchtlichen Wettbewerb machen. Hierher gehören u. a. die Firmen: R. & W. King, deren Hauptsitz in Bristol ist, sowie John Holt & Co., deren Kapital 6 Mill. Mark beträgt und die u. a. auch Plantagenbetrieb haben.

Im Kameruner Kautschukhandel sind nicht weniger als 49 Firmen tätig, die mehr als 300 Angestellte haben.

Nicht so ausgedehnt wie in Kamerun ist der Handel in Togo. Immerhin verteilt dieser sich auf 17 Firmen. Von besonderem Einfluß ist hier die Deutsche Togo-Gesellschaft, die mit einem Kapital von 1,1 Millionen Mark arbeitet und die ca. 27 Niederlassungen und Faktoreien in Togo besitzt. Diese Gesellschaft hat neben dem Handelsgeschäft noch einen größeren Landbesitz. Über eigene Plantagen verfügt sie selbst nicht. Sie ist indes eng liiert mit den Plantagen in Togo: Agu, Kpeme und der Togo-Pflanzungs-Gesellschaft, mit denen sie außerdem die Geschäftsleitung gemeinsam hat. Neben der Deutschen Togo-Gesellschaft ist die Bremer Kolonial-Firma M. Vietor Söhne mit mehreren Zweiggeschäften vertreten. Außerdem finden wir in Togo, wie schon erwähnt, die Bremer Kolonial-Handels-Gesellschaft Oloff mit 6 Niederlassungen und die Deutsch-Westafrikanische Handels-Gesellschaft mit 12 Stationen.

Ganz anders geartet wie die vorher erwähnten Handelsunternehmungen sind die Firmen, die wir in Südwestafrika finden. In Südwestafrika handelt es sich weniger um Ausfuhrprodukte; denn die wenigen Erzeugnisse, die aus Südwestafrika bis jetzt zur Ausfuhr gelangen, sind Diamanten und Kupfer, also beides Produkte, deren Verkauf nicht durch den dortigen Handel vermittelt wird. Die Diamanten werden durch die Diamanten-Regie in Berlin, und das Kupfer wird durch die Produzenten, in der Hauptsache durch die Otavi-Gesellschaft verkauft. In Betracht kommen für Südwestafrika überwiegend Firmen, die deutsche Waren an die dortigen Ansiedler verkaufen. Insgesamt finden wir in Südwestafrika 18 größere Firmen. Die größte darunter ist die Firma Boediker & Co. in Hamburg, die mit einem Kapital von 1,2 Millionen Mark arbeitet und in Südwestafrika 5 Niederlassungen besitzt. Diese Firma ist außer in Südwestafrika am Handel mit China interessiert und sie hat u. a. in Kiautschou eine Niederlassung. Daneben finden wir mit 6 Niederlassungen die Lüderitzbucht-Gesellschaft Scholz & Co. mit einem Kapital von 700 000 Mark. Die der Woermann-Linie nahestehende Firma: Woermann, Brock & Co. hat im Schutzgebiet 8 Niederlassungen.

In der Südsee gibt es eine ganze Reihe von Handelsunternehmungen, die aber ausnahmslos mit Pflanzungen verbunden sind. Früher bestanden auch reine Handelsfirmen. Diese sind aber jetzt sämtlich zum Plantagenbau übergegangen, so daß eine Trennung in Handels- und Plantagen-Unternehmungen nicht möglich ist. In Neu-Guinea finden wir 12 Firmen, die einen großen Handel betreiben, auf den Marschall-Inseln 5, auf den Karolinen 10 und in Samoa 3 größere Firmen. In Neu-Guinea do-

miniert die mit einem Kapital von $7^1/_2$ Millionen Mark arbeitende Neu-Guinea-Co., das größte deutsche Plantagenunternehmen. Diese Gesellschaft betreibt neben dem Verkauf eigener Erzeugnisse noch in großem Umfang den Absatz von Produkten der Eingeborenen. Ferner sind als große Handelsfirmen in der Südsee bemerkenswert: die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, die einen sehr beträchtlichen Handel in Kopra betreibt und deren Kapital 2,7 Millionen Mark beträgt. Daneben besteht in Neu-Guinea noch die Firma Hernsheim & Co. mit einem Kapital von 1,2 Millionen Mark, die Firma Heinrich Rudolf Wahlen mit 1,8 Millionen Mark und die Forsayth-Gesellschaft mit 2 Millionen Mark Kapital. Auf den Marschall-Inseln und auf den Karolinen dominiert die Jaluit-Gesellschaft mit einem Kapital von 1,2 Millionen Mark. Diese Firma, die zu den rentabelsten in unseren Kolonien gehört, beschäftigt sich überwiegend mit der Ausfuhr von Kopra, daneben ist sie aber in erheblichem Umfange auch an dem Phosphat-Bergbau in der Südsee sehr stark interessiert. In Samoa dominiert die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln.

Unser Schutzgebiet im chinesischen Reich, Kiautschou, das im Gegensatz zu den anderen Schutzgebieten eine reine Handels-Kolonie ist, weist eine große Zahl von Kaufleuten auf. Diese beschäftigen sich mit der Ausfuhr chinesischer Waren nach Deutschland und dem Import europäischer Waren nach China. Unter den zahlreichen Handelsfirmen dominieren acht. Die größten hiervon sind: die schon erwähnte Carl Boediker-Co. in Hamburg, ferner die beiden großen Exportfirmen Carlowitz u. Co. und Arnhold Karberg u. Co. —

Während eine Untersuchung, die man über die verschiedenen Arten von Kapitalsinvestititon anstellen würde, bezüglich der Rentabilität häufig ein düsteres Bild geben würde, muß bei der Kapitals-Investition in den Handel das Gegenteil konstatiert werden. In keinem Zweige in unserer Kolonialwirtschaft — abgesehen vom Bankwesen und von den Schiffahrts-unternehmungen — wird eine so befriedigende Rente erzielt, wie gerade im Handel. Größere Handelsunternehmen, die keine Rente abwerfen, haben wir in den Kolonien überhaupt nicht. Ausnahmslos geben sie, soweit sie in Gesellschaftsform existieren, eine Dividende und zumeist eine sehr befriedigende. Ja, man kann sogar sagen, daß eine Reihe von Gesellschaften glänzende Erträge abwirft, Erträge, um die sie manches heimische Unternehmen direkt beneiden könnte.

Nun soll hieraus keineswegs geschlossen werden, daß der Handel in den Kolonien sehr leicht ist. Im Gegenteil, er ist mit einem sehr großen Risiko verknüpft, und er erfordert große Geschicklichkeit, verbunden mit äußerster Sachkenntnis. Zunächst muß der Vertreter des Handelsunternehmens in den Kolonien eingehend vertraut sein mit den Verhältnissen des Landes. Er muß die billigsten Bezugsquellen ermitteln, darf keine Mühe und Arbeit scheuen, und er muß es verstehen, mit den Eingeborenen geschickt umzugehen. Schon im Einkauf liegt für ihn oft ein sehr großes Risiko, namentlich dann, wenn er den Eingeborenen, wie es in Kamerun bisher häufig der Fall war, den Gegenwert für den Kautschuk vor Ablieferung bereits gibt. In diesem Falle ist es für ihn oft schwierig, den Kautschuk zu bekommen, nachdem der Eingeborene den Gegenwert schon ein-

geheimst hat. Ein weiteres Moment, das das Geschäft beeinträchtigen kann, sind die ungeheueren Schwankungen der Preise, denen die Produkte der Kolonialwirtschaft auf dem Weltmarkte ausgesetzt sind. Man braucht ja nur an den Kautschuk zu denken, der im Jahre 1908 im Preise auf 2,50 Mk. stand, im Jahre 1910 mit 7 Mk. bezahlt wurde, und im Jahre 1911 wieder einen Preis von 3 Mk. pro $^1/_2$ kg erreicht hatte. Diejenigen Firmen also, die im Jahre 1910 zuviel Kautschuk mit 7 Mk. eingekauft haben, hatten am Ende des Jahres auf den unverkauften Kautschuk einen Verlust von mehr als 50 % des Wertes, d. h. ihr Warenlager war um die Hälfte entwertet worden. Umgekehrt hatte der Kaufmann einen Verlust, der im Jahre 1908 zum damaligen Tagespreis größere Mengen Kautschuk verkaufte, die er erst später zu einem höheren Preise eindecken konnte. Abgesehen hiervon, ist der Handel in den Kolonien auch noch Diebstahl, Veruntreuungen und dergleichen durch die Eingeborenen ausgesetzt und schließlich hat er mit demselben Risiko zu rechnen, wie der heimische Handel, nämlich: Verlusten an Debitoren und dergleichen.

Wenn nun trotz aller dieser Schwierigkeiten der Handel in den deutschen Schutzgebieten sich so befriedigend gestaltet hat, wie es in der Tat der Fall ist, so ist das ein Beweis für die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns, der es selbst unter den schwierigsten tropischen Verhältnissen versteht, eine Rente herauszuwirtschaften, die die aller anderen Erwerbszweige übertrifft.

Wie es in der Natur der Sache liegt, ist nun die Rentabilität der Kolonial-Unternehmungen großen Schwankungen unterworfen, und das beste Beispiel hierfür ist die Afrikanische Co., die einen Handel mit Kautschuk betreibt. Entsprechend den großen Preisschwankungen am Kautschukmarkte, war auch die Dividende der Gesellschaft ungewöhnlichen Veränderungen unterworfen. Im Jahre 1908 zahlte sie 10 %, 1909 erhielten die Aktionäre garnichts, 1910 verzinste sie das Aktienkapital mit 17 % und 1911 ging sie wieder auf 6 % zurück, 1912 betrug die Dividende 8 %.

Sehr befriedigend hat sich das Geschäft bei der Bremer-Kolonial-Handels-Gesellschaft entwickelt. Diese hat im Jahre 1908 15 %, in allen folgenden Jahren $17^1/_2$ % Dividende ausgeschüttet. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Gesellschaft vor einiger Zeit einen Verlust von 200 000 Mk. gelegentlich der Neu-Etablierung eines Geschäftes im Innern Kameruns erlitten hat, daß aber trotz dieses Verlustes die Dividende nicht reduziert wurde, weil die Vorbesitzer der Gesellschaft den Verlust übernahmen. Carl Boediker u. Co. schütteten in den letzten Jahren regelmäßig 12 % Dividende aus. Die Deutsch-Westafrikanische Handels-Gesellschaft hat ihre Dividende in den letzten Jahren allmählich von 4 % auf 10 % erhöht. Die Deutsche Togo-Gesellschaft steigerte ihre Dividende von 3 % auf 6 % und dann auf 7 %. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, bei der allerdings nur ein Teil der Dividende aus dem Handel stammt, und die über hohe Reserven verfügt, hat in den letzten Jahren 5, 6 und dann 8 % Dividende ausgeschüttet.

Trotzdem aber die bereits aufgezählten Dividenden eine recht stattliche Höhe erreicht haben, bleiben sie alle noch hinter den Dividenden zurück, die zwei Südsee-Unternehmungen bisher ausgeschüttet haben. Es sind das: die Deutsche

Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln und die Jaluit-Gesellschaft. Diese Unternehmungen geben, wenn man von den Diamant-Gesellschaften absieht, die höchsten Dividenden, die unsere Kolonial-Unternehmungen überhaupt aufweisen. Die Jaluit-Gesellschaft verteilte im Jahre 1907 10 % Dividende; außerdem erhielt jeder Aktionär gratis einen Genuß-Schein, auf den in den letzten Jahren je 250 Mk. entfielen. In den folgenden Jahren steigerte die Gesellschaft ihre Dividende auf 13 %, dann auf 20 % und in den beiden letzten Jahren schüttete sie sogar 25 % aus. Die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln gab im Jahre 1907 16 %. Daraufhin steigerte sie die Dividende auf 24 % und schließlich auf 28 %. Infolge dieser hohen Dividende waren nun die Aktien im Kurse derart gestiegen, daß die Gesellschaft eine Ermäßigung des Kursniveaus für angezeigt hielt. Zu diesem Zweck erhielt jeder Aktionär gratis zwei Genuß-Scheine, auf die im Jahre 1910 110 Mk. und im Jahre 1911 120 Mk. entfielen. Infolgedessen hat nun die Dividende einen Rückgang erfahren; sie beträgt aber immer noch 11 % resp. 12 %.

Die Rentabilität von Handelsunternehmungen in den Kolonien ist zweifellos eines der erfreulichsten Momente in der ganzen Entwickelung unserer Kolonialwirtschaft, und sie zeigt uns, wie Kapital gewinnbringend in den Kolonien investiert werden kann. Zweifellos wird mit der Ausdehnung des Verkehrs und mit der Hebung der Lage der Eingeborenen sich noch eine neue Möglichkeit zur Ausdehnung des Handels bieten. Dabei wird es aber erforderlich sein, daß der Handel wie bisher von soliden und sachverständigen Kaufleuten betrieben wird, die auch in der Lage sind, trotz des großen Risikos und trotz der Schwankungen auf dem Weltmarkte befriedigende Renten zu erzielen.

Coloniensis.

Kulturpolitische Rundschau

von Britannicus.

Amerikanisch-deutsche Kultur.

Am 24. Dezember 1914 wird die Jahrhundertfeier des Genter Friedensschlusses alle englisch sprechenden Völker vereinigen. Amerika rüstet sich zu ihr in dem ihm eigenen Stile der Größe und Eigenart. Im „neuen Europa" müssen alte Werte bei all ihrer eingeborenen Ewigkeitsgültigkeit den Mantel des Neuzeit-Propheten tragen, wenn sie das Interesse des Tages gewinnen sollen. Die Feier hundertjährigen Friedens zwischen Amerika und England wird also ihren psychologischen Zenith in stummer Selbstbetrachtung jedes Bürgers des Sternenbanners und des Union Jack finden. Der Antrag kam natürlich von amerikanischer Seite. Etwas Neugeartetes, von Amerika Ersonnenes. Amerika hat die Welt gelehrt, wie man aus scheinbarem Nichts die Welt des Tones schafft, Amerika wird die Welt lehren, wie man aus einer Welt des Tones eine Überwelt des Schweigens als eine Sphäre schafft, in der hunderte Millionen von Menschenseelen den höchsten Ausdruck gemeinsamen Verstehens einer sie umschließenden Idee finden. Amerika sprach: es werde das Schweigen, und es ward. Während des Bestandes dieser Fünfminuten-Welt wird die Idee durch jedes Yankee- und Jingohirn schweben und weben, welche Segnungen der Kultur das eine

Centennium des Friedens über beide Länder ausgeschüttet hat. Für Denktätigkeit, insbesondere solche, die der Aufarbeitung einer bestimmten Materie gewidmet werden soll, sind aber fünf Minuten eine Arbeitszeit, die weit über das für die vorgeschriebene Arbeit nötige Zeitmaß hinausreicht. Um den Bann dieser „stillen heiligen Mittagszeit" nicht durch die Möglichkeit der Frivolisierung der frei werdenden Arbeitszeit zu lösen, gäbe es vielleicht ein ratsames Prohibitivmittel. Wie wär's z. B., wenn man den Denkzwang von dem einen, wenn auch noch so fesselnden, Objekt abhöbe, und auf den Index der idearum permissarum den vom Kausalnexus unfreiwillig herbeigezogenen Gedanken setzte, was die amerikanische Kultur Deutschland, mit dem Amerika für alle Zeit in Frieden lebte, zuschreiben könnte und sollte? Ist doch das Amerika von heute durchaus nicht mehr angelsächsisch. Der größere Teil seiner Bürgerschaft gehört anderen Nationalitäten an, und zu diesem größeren Teile hat Deutschland den größten Prozentsatz geliefert. Wenn allerdings zum Maßstab des Kulturwertes, den eine Nationalität dem amerikanischen Eigenleben überantwortet hat, die Fülle der ihm von ihr überbrachten Literatur gewählt werden soll, muß das Deutschtum Aschenbrödel stehn. Geht man durch die Bibliotheken der Gebildeten in diesem Lande, wo es weder an Geld noch an dem Willen fehlt, dieses in literarischen Gütern zu investieren, wird man unter tausend englischen Autoren einen deutschen finden. „The German Publication Society" hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, dieser Inkongruenz zu den sonstigen vom Deutschtum in Amerika auf allen anderen Gebieten des Geistesstrebens geschaffenen Kulturwerten zu begegnen. Nach der Variante: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug" ist auf die unermüdliche Regsamkeit des Initators der „Jewish Encyclopaedia" Dr. J. Singer hin dieses Institut ins Leben gerufen worden. Unter seiner organisatorischen Ägide ist ein gewaltiger, überaus imposanter Gelehrtenstab von deutschen und amerikanischen Professoren zur gemeinsamen Arbeit zusammengetreten. Die Professoren Dr. Kuno Francke und W. G. Howard von der Harvard-Universität haben die Chefredaktion übernommen. Zu den „Patrons" gehören von amerikanischer Seite u. a. W. Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, der deutsche Gesandte, wie die Präsidenten aller amerikanischen Universitäten; von deutscher Seite finden wir unter den wissenschaftlichen Beratern die Prof. Behaghel-Gießen, Lamprecht-Leipzig, v. Liszt-Berlin, Ostwald-Leipzig usw. Die Unterstützung und das Wissen von hervorragenden Männern auf dem Gebiete deutschen Geisteslebens werden als ihre erste Frucht die deutschen Klassiker des 19. und 20. Jahrhunderts in 20 Bänden zu je nahezu 600 Seiten dem amerikanischen Aufnahmebedürfnisse darbieten. Welche Bedeutung dies für die Hebung und Wertung deutscher Kultur in Amerika haben muß, wird einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die Werke vieler deutscher Klassiker, insbesondere solcher aus nach-goethischer Zeit zum ersten Male dort in englischer Sprache zur Veröffentlichung kommen werden. Mehr als $^4/_5$ dieser in den Bereich der Veröffentlichung gezogenen Klassiker sind bislang überhaupt nicht in englischer Sprache zum Wort und zur Wirkung gekommen; nahezu 100 deutsche Dichter werden durch die Arbeit dieser Gesellschaft dem amerikanischen Kulturkreise zugeführt werden. In den nächsten Tagen werden die ersten drei Bände — Goethe und Schiller — erscheinen; in literarischen Kreisen Amerikas wird der Augenblick ihres Erscheinens mit Recht als ein kultur-

historischer Wendepunkt angesehen und willkommen geheißen; wird doch von ihm das stärkste Kraftmedium erwartet für die Prägung des amerikanisch-deutschen Kulturgeistes, den Austauschprofessoren angebahnt. Herr Dr. Singer ist zugleich mit Vorarbeiten für die Gründung einer „Foreign Review", befaßt, welche einer ähnlichen Tendenz dienen soll; sein Werk und sein Wirken verdienen die volle Anerkennung aller, die für Schaffung von dauernden Kulturwerten Sinn und Begeisterungsfähigkeit haben.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Zwei Jubilare: Rosegger und Bahr.

Peter Rosegger, Ehrendoktor der Universitäten Heidelberg und Wien, Ehrenbürger der Stadt Graz und Ehrenhort der Literatur, soweit die deutsche Zunge klingt, feiert am 31. Juli d. J. seinen 70. Geburtstag! Und so, wie ganz Deutschland ihm heute verdientermaßen huldigt, möchten auch wir ihn feiern, indem wir aus den wichtigsten seiner Dichtungen den Menschen zu erklären suchen.

Wenn es berühmten Männern gegenüber sonst nicht immer angeht, ihre Leistungen an ihrem Charakter, ihre Werke an ihrer Persönlichkeit zu messen, wenn das, was an ihnen allgemein beachtet wird, vielleicht nicht immer verträgt, auch im Besonderen scharf beobachtet zu werden, so wird bei Rosegger erst recht verständlich, sein Wirken durch seine Persönlichkeit, sein Lebensaufstieg durch seinen Charakter, seine geistigen Werte durch seiner Seele stärkste Triebe und tiefste Sehnsüchte.

Man braucht nur seine biographischen Bücher „Meine Waldheimat" (2 Bände) und „Mein Weltleben" (1. Band) daraufhin zu lesen. Eine prachtvoll erzählte Selbstbiographie, die zu dem Reifsten, Liebenswürdigsten und Schönsten aus des Dichters Feder gehört. Und gehen wir in diesen Büchern der merkwürdigen in der Wirklichkeit stark verankerten Anlage seiner Natur forschend nach, so fällt vor allem dreierlei mit klarem Eindruck ins Bewußtsein: der unverrückbar ernste Wille zur Tat, sobald eine solche in ihm sich vorbereitet hat; die unveräußerliche Treue zu sich selbst, nachdem er seinen Menschen in sich entdeckt und das Wesen der Welt um sich her erkannt hatte; der unverletzliche Respekt vor der natürlichen Grenze seiner Gaben, seines geistigen Besitzes. Grenzen aber, die, wie er versichert, „niemals mich beengt haben"; innerhalb deren er sein Leben und sich „stets frei, reich und zufrieden gefühlt" hat. Wie der vielberufene „rote Faden" durch eine Dichtung, so ziehen diese Charakterfäden, zum Lebensheil verwebt, durch Roseggers innere Entwickelung. In der Stufenfolge seiner Arbeit zeigt er die unablässig fortreifende Frucht seines Lebens, deren Summe von ihm hier gezogen wird — ohne Scheu und ohne Überhebung — wie ein aufrechter Mann, vor dem Forum seines Volkes.

Er, der während seines ganzen Schaffens im Brennpunkt der Gnade gestanden, gibt hier Aufschlüsse über seine Anfänge, die so verwickelt waren, über seine Fortgänge, die so konsequent in Heimwehfluchten ausgebogen. Er macht uns weiterhin mit seinen Eltern und Ureltern bekannt, mit ihrem Glück und mit dem späteren Verfall ihrer Vermögensumstände. Wir lernen seinen stillergebenen, aufrechten Vater schätzen, seine prachtvolle, reichbegabte

Mutter lieben, und wir verstehen seine tiefehrerbietige Zärtlichkeit für diese Mutter, von der er die unerschöpfliche Lust zum Fabulieren geerbt. Aus tiefen Sehnsuchtstönen erfahren wir, daß und warum Rosegger niemals mit seinem Herzen von seiner Kindheit losgekommen, daß und warum seine Seele den heiligen „Erdsegen" seiner Heimat niemals verloren und von sich getan: Goethes „Glaube doch niemand, er könne den Einflüssen seiner Kindheit jemals entwachsen!" Er führt uns an alle Stationen seiner Lebenspilgerfahrt, reich an jeglicher Wesensfülle des Geistes und Gemütes; reich an vielerlei Glücksfällen, seltenen Fügungen und Führungen, inneren Erhöhungen, äußeren Ehrungen; von vielen der Besten seiner Zeit verwöhnt, von vornehmen Verlegern verhätschelt, von unvergleichlichen Erfolgen gekrönt. Gleichwohl nicht verschont auch von Verfolgung, wüster Anfeindung, Verleumdung jeder Art; auch von manchem heimlichen Golgatha des Herzens, das nur die arbeitharte Selbstüberwindung zur Stätte seelischer Abklärung hat wandeln können. Nicht verschont auch von schweren körperlichen Leiden, unter denen er fast alle seine Dichtungen seiner Schwächlichkeit hat abkämpfen müssen. Tief bedrückt auch in seinen besten Jugendjahren von dem fatalistisch gewordenen Glauben: es lohne nicht, seinem Leben Richtung, Halt und Aufstieg zu sichern, da er ja doch zu frühem Sterben bestimmt sei!

Bei solchem Rückschauen auf all das Überwundene fühlt Meister Rosegger wohl selbst am tiefsten, wie das alles unversehens beiseite geschoben wurde von der Zeit, die — bedeutungslos an sich — ohne Verantwortung vorübergegangen ist, mit ihren gegensätzlichen Ereignissen, ihren leidenschaftlichen Verheißungen und beruhigten Erfüllungen. Und bleibend ist für ihn und für uns eben doch nur das, was e r seiner Zeit g e g e b e n, was die Welt von ihm empfangen: d a s g r o ß e, t i e f e, s t a r k e W i r k e n s e i n e s E i g e n w e s e n s! Das, was ihn als Erkenntnistrieb, Sehnsucht nach Gestaltung; was ihn als Kraft und Frohmut zur Dankbarkeit gegen sein Leben in gottfreudiger Seele geführt hat. Gottfroh, weltfreudig und menschentreu! Jene Kraft großer Treue, die nicht überreden will, die überzeugt, das ist sozusagen die Wertmarke seiner Arbeiten von Anbeginn!

So schon in seinem ersten großen Wurf. Jene Geschichte vom „W a l d s c h u l m e i s t e r", der als Weltflüchtling in dem ödesten Alpendörfchen fünfzig Jahre unerschlossen lebt, Kultur, Menschenliebe, herzliche Verträglichkeit auszusäen strebt, den Dörflern Schullehrer ist und Arzt und Amtmann; auch Pfarrer, wenn's not tut. Der seine eigene Seele freikämpft von früher Schuld; gütig, weise, selbstlos den Menschen dient, und — wie üblich — dafür noch in der Erinnerung von ihnen gekreuzigt wird. Und als er ihnen eines Tages entschwindet, zum Herenmeister und Gottseibeiuns gestempelt wird, während er, in furchtbarer Tragik, als Erblindeter, sein Leben auf höchstem unzugänglichem Berggrat verliert. Mit scharfem Weltaufmerken hat der Dichter schon hier die erkannten Übel der Zeit, in Welt und Kirche, ohne Rücksicht aufgedeckt und gegeißelt.

Nicht weniger in der gedankenvollen Dichtung „D a s e w i g e L i c h t" — aus den Schriften eines Waldpfarrers — der, wegen seiner kirchen-reformatorischen Gedanken und Bestrebungen auf Strafversetzung in ein kleines Alpendörfchen kommt und ein ähnliches Geschick erfährt, nur, daß hier auch das Dörfchen von den Schauern des Unterganges gestreift wird.

Wie Rosegger zu der harten Unduldsamkeit der Kirche sich persönlich stellt, zeigt er auch in „Der Gottsucher", einem Roman der Seelenwirren, von einem fanatischen Priester in seine kleine Waldgemeinde getragen, aus der ein am Zweifeln Verzweifelter ersteht, den Priester am Altar erschlägt und mit seinen Dorfgenossen in Flammen untergeht.

Auf ungleichem Boden steht, und in reinen Bekenntniskreisen bewegt sich, in allem Gefühlsleben potenziert, Roseggers köstlichste Dichtung, schlichthin die Krone seiner Arbeiten, sein „I. N. R. I." — frohe Botschaft eines armen Sünders. Einen jungen, weltunkundigen, von Genossen-Eid verpflichteten, politischen Attentäter, zum Tode verurteilt, läßt der Dichter in seiner Zelle das Leben Jesu niederschreiben, wie seelenkindhaft der Verlorene in eigener Vorstellung es trägt, und läßt allmählich den Ärmsten an diesem ihn beseligenden Lebensbilde gleichermaßen von Todesangst und Lebensgier sich erlösen.

Es ist ein Priestertum des Menschenfriedens, der Glaubensfreiheit und herzlichen Bruderliebe in diesen Dichtungen Roseggers, vornehmlich auch in seinen Bekenntnisbüchern „Mein Himmelreich" und „Bergpredigten", denen schon ihr unbeengter Freimut Zeitdauer und über faden „Ruhm" hinaus eindringendes Gedächtnis sichert bei den Besten aller Nationen!

Und wie das Problem des gereinigten Glaubens und Dogmas, so bewegt ihn zutiefst eine glutende Heimatliebe mit all ihrer Wald- und Berg-Poesie, die leidenschaftliche Abneigung gegen die neuzeitige Verderbnis der Stadteinflüsse, die er „Weltgift" nennt. In seiner gleichnamigen Dichtung, eine seiner best komponierten Arbeiten, aber im Stoff höchst unerquicklich — ein Roman der Geld- und Industriewelt — läßt er tiefe Einblicke in seine Lebensauffassung, seine Reformgedanken tun. Antipolar gegen dieses „Weltgift" stellt Rosegger den „Erdsegen", das froh verhaftete Gedeihen auf der Scholle, das Heimatglück des Erdbebauers. Auch diesen Stoff macht er unter gleichem Titel zum Gegenstand einer demonstrativen Dichtung. Recht weit hergeholt in der Fabel und gewaltsam in der konstruierten Entwickelung: Ein enragierter Städter, noch dazu ein Literat, kommt wettweise aufs Land, wo er ein Jahr als Knecht aushalten will. Und — die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! Nach dem Wettejahr ist seine Seele mit dem heiligen „Erdsegen" so unentrinnbar „verkernt", daß er die Rückkehr ins Weltleben aufgibt. Nicht sehr wahrscheinlich! In Briefform ist dieser merkwürdige Roman geschrieben, als „vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes". Und ich wüßte mir keine Romanform, in der dieser spröde Stoff technisch geschickter zu behandeln wäre.

Das ist eine der bemerkenswerten Seiten des fabelhaft reichen Talents, das in unserem glückversorgten Rosegger steckt. Dieser durch und durch adelige Kunstintellekt ergibt heut, in seinen erfahrungsgeläuterten Instinkten, eine vollkommene Einheit von Wesen und Form. Bis zur Evidenz ergibt sich das in seinem Buche „Martin, der Mann", in dem die epische Erzählung mit Briefunterbrechungen wechselt. Ist sonst diese brockenweise zusammenleimende Technik gewiß nicht zu

loben, oder gar als Muster zu empfehlen — hier, bei diesem Stoffe, der zwischen Fürsten- und Bauerngestalten sich bewegt, der durch furchtbare Verbrechen, Leidenschaften, Qualen und Sühne geht, wird gerade die sich wandelnde Ausdrucksform zum Kitt für das auseinanderstrebende Geschehen.

Wer befähigt ist, einem Künstler auf den Spuren seiner Arbeit nachzugehen, wird finden, daß Rosegger niemals etwas nur so mit halbem Können getan, seine Kraft irgendwo nur halb eingesetzt, eine Form nur so aufs Geratewohl angewendet hat. Das ist vielleicht einer der Schlüssel zu dem Geheimnisse der großen Erfolge seiner Arbeit: an das Kleinste hat er wie an das Größte seinen ganzen Menschen hingegeben! Das ist adelig — das Ethos im Wollen und Vollbringen! Ein Entwickelungsweg in den Geleisen des echten Idealismus. Nichts und nirgends eine Spur von kulturplattiertem Schein — alles wirkliche, ehrliche Wesenheit. Man darf ungefähr sicher sein, daß Rosegger niemals in sklavischer Unterordnung der Tyrannei der Technik sein Schaffen unterworfen. Und dennoch ist vielleicht nicht Vielen das Wesen der Technik als schöpferischer Anpassung an einen gewählten Stoff in dem Grade aufgegangen, wie just ihm. Daraufhin möchte ich im Besonderen sein „Heidepeters Gabriel" angesehen wissen. Eine der zartesten, von menschlich-reinster Empfindung übersonnten Dichtung, in die Rosegger die Geschichte seiner ersten glücklichen Ehe verwebt. Und neben dieses Idyll stelle man das reichbewegte Kriegsbild „Peter Meyer von der Mahr", zu dem er sich den Stoff aus den Freiheitskämpfen der Tiroler holt und in bluterregtem Tyrannenhaß das Streiten und Sterben der Unterdrückten um die Gestalt des historischen Helden aufbaut. Nicht übertrieben glücklich das Gebild. Gewiß. Das in der Geschichte Erstarrte liegt ihm offenbar nicht — umsoweniger, als es auf fremdem Boden sich vollzieht. Indessen, die Steigerung des Eindrucksicheren scheint mir als technische Ökonomie schlichthin vorbildlich.

Doch, werden unsere Leser fragen: wo bleibt bei alledem unser Schelmen-Liebling Rosegger, der als Vorleser mit seinem Humor uns hingerissen, der uns lachen gemacht mit seinen lustigen Geschichten? Gemach: In der prächtig ausgestatteten[1]), selbst neben der eleganten „Ausgewählten Ausgabe" noch mit Ehren bestehenden Jubiläumsausgabe seiner Werke, zu Ehren seines 70. Geburtstages, die Rosegger selbst letztgültig redigiert und auf rund 40 umfangreiche Bände normiert hat, nimmt der Humor nicht weniger als etwa die Hälfte der Bände ein. Da sind u. a.: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen", „Der Waldvogel" (neue Geschichten), „Das Buch der Novellen" (4 Bände), „Das Sünderglöckel" (Satiren), „Der Schelm aus den Alpen" (2 Bände) mit nahezu 70 Humoresken, denen er den bezeichnend unterscheidenden Untertitel gibt „Allerlei Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren" und vorwortlich sich salviert, „daß auch eine lustige Sache manchmal einen ernsten Hintergedanken haben könne. Als ob Meister Rosegger ohne solchen „ernsten Hintergedanken" überhaupt dichten wollte. Und wie gießt er auch diese kleinen Sachen wieder in die ihnen gemäße technische

[1]) Alle Werke Roseggers erscheinen seit 20 Jahren in dem rührigen und rühmlich bekannten Verlage von L. Staackmann-Leipzig, natürlich auch die genannte Jubiläums-Ausgabe!

D. R.

Form! Das kommt garnicht vor, daß er z. B. einen „Einfall", der nur für eine Skizze reicht, auf das Prokrustesbett einer Erzählung oder gar einer Novellen-Ausdehnung zerrt. Und umgekehrt einen ergiebigen Novellenstoff in eine Skizze zerhackt. Ja, ja, wenn einer, so verdient Rosegger, der Erwecker, der Schelmen-, der Bauern-Dichter, der Sozialreformer, der Religionsphilosoph, der Bekenntnisbeeiferte, sicherlich unsere volle, freudige Bewunderung!

Daß Rosegger, der Mensch mit dem tiefen sittlichen Ernst in gleich hohem Grade, wie der Dichter, jede Verehrung und Sympathie verdient, braucht nicht erst heut erörtert zu werden. Er, dem die Welt-Kultur seiner Heimat, die Gesinnungs-Kultur seiner Volksbrüder so viel verdankt, der u. v. a. das Schulwesen gefördert, der es fertig gebracht, als glaubensfreudiger Katholik den heimischen Protestanten ihr Kirchlein aufbauen zu helfen, ohne auf klerikales Gezeter zu achten, der immer bereit ist, zu helfen, zu trösten, zu schlichten, er trägt die frohe Sicherheit in seiner Seele, über Zeit und Vergessen hinaus gewirkt zu haben. In einem Bande: „Heimgärtners Tagebuch" hat er unendlich vieles von dem zusammengetragen, was in seiner Zeitschrift „Heimgarten" über die Erscheinungen der Zeit, die Ereignisse der Stunde ihm aus der Seele in die Feder geflossen. Schon aus diesem einen Buche lernen wir den Streiter für das Rechte, den Kämpfer für die Idee in voller Tatkraft und Denkehrlichkeit kennen!

Heil dem herztreuen Manne, und Kraft zu weiterem Schaffen! Möge sein Geist — über die 70 hinaus — jung, seine Kraft rüstig, sein Wille zum Werk ehern bleiben, wie bisher!

* * *

Hermann Bahr hat es nicht leicht, neben dem Siebenziger mit seinen fünfzig zu bestehen, die zudem niemand seiner jungfrohen Schaffensblüte wird glauben wollen. Aber wenn man die Summe seiner bisherigen Arbeit, vor allem die Summe seiner Potenzen ziehen will, wird man eines aufrichtigen und freudigen Respektes sich nicht zu erwehren brauchen. Und der Jubilar wird sicher sein dürfen, daß die Glückwünsche, wo sie nicht etwa vom Neide getrübt, von Scheelsucht beengt werden, ihm aus treuen Herzen zuströmen. Hermann Bahr, eine der stärksten und reichsten Begabungen unter den Zeitgenössischen, hat als Dramatiker wohl am frühesten angefangen und bis heut nicht aufgehört, eindringlich und nachhaltig zu wirken. Die stärksten Persönlichkeitseindrücke aber hat er vielleicht als Publizist errungen. Als Sozial-Ethiker und Sozial-Kritiker ist er das Gewissen Österreichs geworden! Und nicht minder rückhaltlos, ehrlich, vaterlandsgetreu, wie Rosegger, hat auch Bahr in allem rein publizistisch-literarischen Dichten und Trachten nur das eine gewollt und getan: die Übel der Zeit und des Staates aufzudecken und zu heilen, so weit es in dem Kraftbereich einer einzelnen Stimme liegt.

Sein Feinstes und alle edlen Fähigkeiten seiner großen, beneidenswerten Begabung aber hat er in seiner Romandichtung niedergelegt. Vornehmlich seine letzten Dichtungen, zu der geplanten Roman-Serie „Die Typen der menschlichen Gesellschaft" gehörig, zeigen sein künstlerisches Vermögen vielleicht zu der ihm überhaupt erreichbaren Höhe potenziert: „Die Rahl", „Drut", O,

Mensch" — man muß abwarten, ob das noch Kommende mehr bieten wird. Bahr hat heut schon sicherlich seine 40 und mehr Bände geschrieben — darunter nicht vieles, das nur für die Stunde wäre. Allein, was da als literarische Jubiläumsausgabe[2]) herausgebracht worden „Das Hermann-Bahr-Buch" hat schwerlich Aussicht zu dauern: eine Auslese verschiedener Kapitel aus verschiedenen polemischen Schriften von Hermann Bahr, meist aus dem „Inventar", dann aus „Renaissance", „Naturalismus", „Freie Bühne", „Sezession" u. v. a. Im besonderen urteilregulierend, also wertvoll ist, was Bahr über sich selbst aussagt. Und aus den vielen beigegebenen Illustrationen das Beste ist ein Portrait von Bahrs Gattin, Anna Bahr-Mildenburg, die verdiente und geniale Wagnersängerin und Parsifal-Kämpferin.

Apropos Wagner, dessen Gedächtnis in diesem Sommer mehr geräusch- als pietätvoll gefeiert wird, möchte ich auch eines höchst aktuellen und ebenso essentiellem Buches erwähnen, der „Erinnerungen an Richard Wagner" von Angelo Neumann[1]). Der Autor, einer der eifervollsten Vorkämpfer für Wagner und seine Musik, einer der wirksamsten Herolde seines Ruhmes in allen Kulturländern, war wie wenige berufen, über Wagner uns mancherlei persönliche Aufschlüsse aus eigenen immer interessanten Erinnerungen zu geben. Mehr noch aus den zahlreichen im Text verstreuten Wagnerbriefen — für das große Publikum von aufschließend-einführendem Wert. Interessant für jedermann aber ist das Facsimile eines ungekürzten Wagnerbriefes und die beigegebenen Portraits. Hätten zur Zeit des Parsifal-Rechtsstreites dieses Buch recht viele Unsichere, Halbüberzeugte gelesen — möglich, daß wir von all den gegnerischen Ansichten weniger zu hören bekommen hätten.

[2]) Wie die meisten Bahr-Werke, erschienen im Verlag v. S. Fischer, Berlin.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Hermann Wurz.

Die k. neue Pinakothek in München.

Im Auftrag König Ludwigs I. wurde in den Jahren 1846—53 die neue Pinakothek erbaut. Bei ihrer Grundsteinlegung hatte dieser kunstliebende Fürst u. a. folgendes ausgesprochen: „Für Gemälde aus diesem und aus künftigen Jahrhunderten ist die neue Pinakothek bestimmt . . . . Als Luxus darf die Kunst nicht betrachtet werden, in allem drücke sie sich aus, sie gehe über ins Leben, nur dann ist sie, was sie sein soll. Freude und Stolz sind mir meine großen Künstler. Des Staatsmannes Werke werden längst vergangen sein, wenn die des ausgezeichneten Künstlers noch erhebend erfreuen." Wenn man nun heute durch die neue Pinakothek wandert, erlebt man wenig Freude und Erhebung. Gegenüber der alten Pinakothek fällt diese Gemäldesammlung stark ab. Von ausgezeichneter Kunst ist hier nicht viel zu sehen. Fast auf Schritt und Tritt begegnen wir der Mittelmäßigkeit. Und wie schlecht sind die meisten dieser Bilder untergebracht! Jede gut geleitete Kunsthandlung bietet hierin Besseres. Vor allem sind sie derart neben- und aufeinandergedrängt, daß ihnen der Atem ausgeht und dem Besucher die Lust am Schauen. Es ist

deshalb kein Wunder, daß auch die wenigen vorhandenen Werke von hohem künstlerischen Wert nicht entsprechend gewürdigt und genossen werden können. Diese Nachlässigkeit gegenüber der großen Kunst fordert einen energischen Protest aller Künstler, Kunstgelehrten und Kunstfreunde heraus. Man sollte es nicht für möglich halten, daß auf Einwendungen gegen diesen Zustand von einer Seite gesagt wurde, man könne nur froh sein, diese Bilder alle drin hängen zu haben, da sehen die Fremden, daß man etwas habe. Der Platzmangel besteht schon lange. Seit 1906 konnten die angekauften Gemälde nicht mehr eingereiht werden und wanderten ins Depot. Es sind jetzt wohl mehr als hundert dort, darunter Werke allerersten Ranges. Zu diesem Bestand kommt noch die Tschudi-Gedächtnis-Stiftung mit ihren teils hervorragenden, vorwiegend von den großen Franzosen stammenden Bildern, die in Arbeitszimmern, im Parterre der alten Pinakothek herumstehen. (Gegenwärtig sind einige davon in der großen Kunstausstellung in Stuttgart im Franzosensaal zu sehen.) Die Fragen der Erweiterung und Verbesserung der alten Museumsanlage durch An- und Umbauten oder der Errichtung eines neuen Baues auf der seitherigen Stelle oder auf anderem günstig gelegenem Platze sind daher schon viel besprochen worden, aber ihre Lösung braucht Zeit, da manche große Schwierigkeiten im Wege stehen, so besonders das Ineinandergreifen der Rechte von Krone und Staat und nicht zuletzt die Geldfrage. Nur einem einmütigen, weitblickenden Schaffen der maßgebenden Organe wird es in dieser kulturell so wichtigen Angelegenheit gelingen, etwas Großzügiges und Vorbildliches, auch was die Licht- und Temperaturverhältnisse sowie die Feuer- und andere Sicherheit anbelangt, zu erreichen. Alle Kunstfühlenden sind aber wohl darin einig, daß man diese für die beliebteste Kunst- und Fremdenstadt Deutschlands so unwürdigen Galeriezustände nicht lassen kann, bis es einmal so weit ist. Man wird daran gehen müssen abzuhelfen, was nicht schwer sein kann, wenn Einsicht und guter Wille herrscht und feinfühlende, organisatorisch befähigte Männer zu einem Reorganisationsausschuß zusammengerufen und mit dieser Aufgabe betraut werden. Fast alle Bildersammlungen leiden an einer Überfülle unbedeutender Sachen. Der beste Weg Raum für die großen schöpferischen Meister zu schaffen ist deshalb die Ausscheidung der schwachen Leistungen. Die gewaltige Entwicklung der musealen Verhältnisse wird in diesem Sinne bald überall zu Änderungen führen. Nur das Beste ist für die öffentlichen Sammlungen gut genug. Museen wollen gepflegt sein, sie sind keine Totenkammern, sondern die Stätte starker lebendiger Kunst. Man lasse deshalb in München alle kleinlichen Bedenken fallen und gehe mit einer umfassenden Reinigung voran. Gewiß werden engherzige und streitsüchtige Leute dagegen auftreten. Aber was schadet dies? Wo und wann wurde in Entwicklungssachen der Kunst nicht geklagt und geschimpft? Das gründlich durchgesiebte Material in Verbindung mit der Tschudi-Gedächtnis-Stiftung wird sinngemäß gruppiert und gehängt eine freudige Überraschung für die Kunstwelt bringen. Man würde diese Sammlung nicht wie seither mit Unwillen verlassen, sondern im Sinne König Ludwigs, mit innerer Bereicherung und Erhebung. Die vielen durchgefallenen Sachen könnten mit Erfolg in den Filialgalerien des Landes Aufnahme finden. Ein Verkauf, selbst der schwächsten Bilder, ist abzuraten, weil fast alle von ihnen irgend eine Seite zeigen, die von Reiz und einem gewissen Wert ist. Ausscheiden soll nicht gleichbedeutend

sein mit vernachlässigen. Man könnte sie auch ins Depot stellen, bis ihnen der geeignetste Platz sicher ist. Die rasche und großzügige Erledigung dieser brennenden Museumsfrage würde München eine neue Anziehungskraft verleihen und einem nicht zu unterschätzenden Angriffspunkt den Boden entziehen.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Im Laufe der letzten Jahre ist das Interesse für philosophische Fragen in Deutschland wie auch in anderen Ländern in erheblichem Maße und ganz unverkennbar gewachsen. Hand in Hand damit wächst die Zahl der philosophischen Schriften, als Zeichen, Bedingung und Folge dieser gesteigerten Anteilnahme. Es wird also immer schwerer, allein über die wissenschaftlich ernst zu nehmenden Neuerscheinungen den Überblick dauernd zu bewahren, zumal sich die Grenzen zwischen wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Philosophie äußerlich immer mehr verwischen, wenn auch innerlich der deutliche Unterschied bestehen bleibt, daß man von jedem wissenschaftlichen Buche verlangen kann, daß der Verfasser ausdrücklich oder stillschweigend versucht hat, sich über die Berechtigung und Tragweite der von ihm eingeschlagenen Methode ausreichend Rechenschaft zu geben. Es besteht also für jeden philosophisch Interessierten ein dringendes Verlangen nach irgendwelchen Hilfsmitteln, durch die ihm die Orientierung und Auswahl etwas erleichtert wird. Die Ausscheidung alles schlechtweg Unwissenschaftlichen und die bibliographisch genaue und vollständige Aufzählung und knappe Inhaltsangabe alles Übrigen versucht seit ein paar Jahren die „Philosophie der Gegenwart" betitelte Bibliographie von Arnold Ruge. Darüber hinaus würde aber noch zweierlei von Wert sein können: Einmal der Versuch, die irgendwie für die Entwicklung bedeutsamen Werke, die also einen neuen oder neu begründeten Gedanken enthalten, aus der Masse der übrigen herauszuheben und ihre Problemstellung und ihren Lösungsversuch ohne besondere Kritik darzustellen. Weiterhin könnte aber auch eine kritische Würdigung aller in diesem Sinne bedeutsamen Erscheinungen von Nutzen sein, und zwar, wenn sie von irgend einem bestimmten und ausgeführt vorliegenden systematischen Standpunkte aus geschähe. Letzteres setzte natürlich voraus, daß überhaupt eine zum mindesten auf den wesentlichen Gebieten der Philosophie durchgeführte systematische Ansicht besteht und von einer nicht unerheblichen Zahl prinzipiell als richtig anerkannt wird.

Der vor kurzem im Verlage von E. S. Mittler in Berlin erschienene und von Max Frischeisen-Köhler herausgegebene erste Band der „Jahrbücher der Philosophie", die eine „kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart" sein wollen, versucht nun diese beiden verschiedenen, eben angeführten Ziele zugleich zu erreichen. Ausdrücklich wird „die Sichtung und kritische Erörterung des Ertrages der Neuerscheinungen" als Aufgabe bezeichnet. Diese Würdigung ist aber nun nicht von einem ganz bestimmten Standpunkte aus versucht, was schon daraus folgt, daß das Ganze als Sammelwerk erscheint, in dem jeder Mitarbeiter immer nur ein besonderes Teilgebiet der Philosophie betrachtet. Die Aufsätze dieses ersten Bandes behandeln im besonderen die einzelnen Teile der theoretischen Wissenschaftslehre, während die folgenden, die in den nächsten Jahren erscheinen sollen, nacheinander der praktischen Philosophie, der Meta-

physik und der Religionsphilosophie gewidmet sein werden. Als Grundlage der Kritik ist nun angeblich der Standpunkt einer „kritischen Philosophie im weiteren Sinne" gewählt worden. Wenn auch die Bemerkung richtig ist, daß die Philosophie der Gegenwart im Grunde ein weit einheitlicheres Gepräge zeigt, als es auf den ersten Blick scheinen mag, so bleibt doch nur die Wahl, entweder den Begriff des Kritizismus so weit und nichtssagend zu bestimmen, daß keiner der herrschenden Standpunkte ganz ausgeschlossen wäre, dann schwände aber jede Einheit der Kritik; oder man scheidet gewisse gar zu unkritische Strömungen entschlossen aus, dann verfiele man in Einseitigkeit, ohne doch dafür die Bestimmtheit einer einzelnen, ausgeführten und systematisch begründeten Grundüberzeugung einzutauschen. Leider schwanken die einzelnen Aufsätze des Jahrbuches zwischen diesen beiden Extremen. Z. B. beurteilt der an sich ausgezeichnete Aufsatz von Ernst Cassirer über Erkenntnistheorie und die Grenzfragen der Logik scharf und eindringend alles nach dem Maße, in dem es mit seinem kritischen Idealismus, dem Standpunkt der sogenannten Marburger Schule, übereinstimmt oder nicht. Andere Arbeiten dagegen, wie die von Jonas Cohn über die Grundfragen der Psychologie, oder von August Messer über experimentelle Psychologie verraten gar keinen bestimmten Maßstab der überhaupt nur angedeuteten Kritik. Dann wieder behandelt Julius Schultz (Berlin) die Philosophie des Organischen zwar in höchst klarer Weise, in dem er drei mögliche Anschauungen des Organischen ableitet: Entweder man könne sich alles Organische aus einem unorganischen Chaos entwickelt denken, oder es entstehe nur durch gesetzlich begreifbare Veränderung von Anfang an bestehender Ordnung oder es werde durch ein immaterielles Prinzip nachträglich zur Ordnung gebracht. Schultz stellt sich ohne besondere philosophische oder gar kritische Begründung auf den zweiten Standpunkt der Maschinentheorie und bekämpft nun in höchst lesenswerter Weise die Chaostheorie und den Vitalismus mit großem Geschick und scharfem Verstande, aber ohne eigentlich dabei auf rein Philosophisches viel einzugehen. Der Aufsatz von Max Laue über das Relativitätsprinzip hat schließlich mit Philosophie so wenig zu tun, daß in Frischeisen-Köhlers klarer Abhandlung über das Zeitproblem vieles von Laue Gesagte richtiggestellt oder ergänzt werden muß, sofern es spezifisch Philosophisches betrifft, denn Laue schreibt von einem rein dogmatischen, naturwissenschaftlichen Standpunkte aus.

Dieser Überblick zeigt zur Genüge, daß die erstrebte Einheit der Kritik keineswegs erreicht ist und ihre überzeugende Begründung vielfach sehr zu wünschen übrig läßt. Auf dem eingeschlagenen Wege des Kompromisses kann diese zweite der gestellten Aufgaben wohl auch überhaupt nicht erfüllt werden. Dagegen ist die erste Aufgabe einer Charakterisierung der wesentlichen Neuerscheinungen im allgemeinen in hohem Maße gelungen, so daß das Werk in dieser Hinsicht eine empfindliche Lücke erfolgreich auszufüllen vermag. Unterstützt werden die Aufsätze hierin noch dadurch, daß jedes erwähnte Buch sofort anmerkungsweise genau zitiert ist, außerdem finden sich am Schlusse noch Übersichten über die besprochenen Schriften jedes Gebietes und ein alphabetisches Gesamtverzeichnis. Der Gebrauch als Nachschlagewerk ist also sehr erleichtert.

Der Herausgeber hat schließlich noch eine dritte Aufgabe mit den anderen zusammen ausdrücklich zu lösen versucht: Durch die kritische Würdigung des Geleisteten wollte er eine Verständigung der philosophischen Richtungen untereinander und der Einzel-

wissenschaften mit der Philosophie anbahnen helfen. Daß in dieser Richtung Erhebliches erreicht sei, kann leider nicht vermutet werden. Es ist aber auch ganz unerfindlich, wie dies überhaupt durch ein Sammelwerk möglich sein soll, in dem jeder ohne Fühlung mit dem Standpunkt des anderen und auf ziemlich willkürlich nur abzugrenzendem Gebiete schreibt, so daß also jede Möglichkeit fehlt, wirklich die Grundlage der einzelnen Denkrichtungen zu untersuchen und zu würdigen. Ebenso können bei einer derartigen Arbeitsteilung die systematischen Beziehungen zwischen den einzelnen philosophischen Disziplinen und den Einzelwissenschaften kaum aufgedeckt, geschweige denn ausgeführt und begründet werden.

Allerdings ist wohl anzunehmen, daß manche Abhandlungen anders ausgefallen sein mögen, als der Herausgeber erwartet hat und somit muß das Geleistete dankbar anerkannt werden, die Mängel aber weniger dem Herausgeber als dem in dieser Weise kaum durchführbaren Prinzip des Sammelwerks zur Last gelegt werden.

Reise-Rundschau.

Von Chefredakteur Wilhelm Georg (Halle a. S.).

Das fränkische Jerusalem*).

Ein Tag zwischen Gotik, Renaissance und Barock.

(Nachdruck verboten.)

Rothenburg ob der Tauber, Juli 1913.

> „über ihm schwebte die Stadt auf der langen Höhe, unter der sich die Tauber krümmt; sie schwebte fast wie ein Märchen am Himmel, mit ihren unzähligen Türmen, den kahlen Mauern und den roten Dächern......noch fest von seinen Mauern umringt. noch nicht von Schloten umqualmt, noch in allen Straßen ganz die alte Stadt, als hätte man sie hundert oder zweihundert Jahre aus der Zeit herausgenommen und irgendwo aufbewahrt...... Die einzige ihrer Art im Reich, vielleicht in Europa!"

Ja, so sieht sie aus die Stadt, die Adolf Wilbrandt in seinem Roman „Die Rothenburger", dessen Milieu aus dem reinsten Bilde alten deutschen Städtewesens gewonnen worden ist, schildert. Ein wirklich unversehrtes, mittelalterliches Städtebild, ohne den fröstelnden Hauch eines Museumssaales .... Ist ihre innere Entwickelung die typische Geschichte einer deutschen Gemeinde, so ist ihr Äußeres mit den Stadttoren, dem Mauerring, der ohne jede Lücke um die ehemals freie Reichsstadt gelegt, nur von zahlreichen Türmen, Türmchen und Basteien unterbrochen wird, das vollkommenste Modell für mittelalterliche Städteschönheiten, der moderne Burgenbauer nichts anhaben können.

Von der Engelsburg aus gesehen, blicken wir beim Scheine der Abendsonne in ein um Jahrhunderte zurückliegendes Stückchen Welt. So, wie wir es nur noch aus Gemäldegalerien kennen. Auf hunderten der roten Ziegeldächer und Türmchen brennt die Sonne, in den Butzenscheiben der Warttürmchen funkeln die Strahlenbündel, und um die Wetterfahnen der Kirchen wird magisch die Gloriole gewoben, die der Herrgott abends beim Abschiednehmen der Menschheit zeigt .... Dieses fränkische Jerusalem erinnert an die Worte der Salome in Sudermanns „Johannes": „Ein purpurner Duft liegt über diesen Häusern ...."

*) Die aus dem heiligen Lande heimkehrenden Pilger behaupteten, die Lage der Stadt Rothenburg habe große Ähnlichkeit mit derjenigen Jerusalems, deshalb die auch heute noch viel gebrauchte Bezeichnung: „Das fränkische Jerusalem."

Langsam wandere ich aus dem wiesenreichen Taubertal aus dem Dettwanger Revier, wo sich die Turnierwiese ausdehnt, auf der 942 die Hochzeitsfestlichkeiten Herzog Konrads von Worms abgehalten wurden, bergan, dem Nordende der Stadt entgegen, wo das Frauenkloster, der Straf- und der Klingenturm grüßen. Hart beieinander stoßen sich Dinge und Gedanken: In der Nähe des einst adeligen Frauenklosters wohnte der Bildstürmer Karlstadt .... Am Klingentor entlang, das ein halbes Dutzend Maler, die ihre Staffeleien auf der Straße aufgestellt haben, zu gleicher Zeit auf die Leinwand pinseln, wandre ich, immer die hohe graue Stadtmauer zur Linken, durch Gassen und Gäßchen. Die Szene für Fausts Osterspaziergang sah ich draußen vor dem Tor, eine neue, echte, nicht besser zu stilisierende Dekoration, beinahe geschaffen für die „Meistersinger", sehe ich jetzt am „weißen Turm", der bis 1200 die Stadtgrenze bildete: Ein, wohl im Anfang des 16. Jahrhunderts angebautes Haus, das einen schönen Renaissanceerker mit spitzem Ziegeldache trägt! Weinreben schlängeln sich an dem Holzbau entlang. Darunter ein Garten mit breitem Tor, fest, massiv, reich wie das Haus Pogners, des reichen Goldschmiedes. Gegenüber ein Häuschen, angelehnt an den „weißen Turm", als suche es Schutz, mehr als schlicht in einfachster Architektur .... Könnte das nicht Hans Sachsens Werkstätte sein, mit dem Schustertischchen, unter blühendem Flieder vor der Tür!

* * *

Ein anderes Bild. Mittagszeit auf dem Marktplatz, vor den blumengeschmückten Rathäusern Rothenburgs, an die wir nach einem Schlendergang vom Rödertor aus durch Stadttor, überbrückten Graben, Rotunde und efeuumsponnene Bastei — links und rechts kleine Handwerkerhäuser mit Fachwerk und charakteristischen Inschriften — gelangen! Von dem ältesten der Rathäuser, das 1240 abgebrannt ist, sind nur die Kreuzgewölbe erhalten, das alte, um 1250 errichtete Rathaus mit schlankem Turm und gotischem Portal wird erdrückt durch den prachtvollen 1681 errichteten Renaissancebau, mit Erkern, Portalen und Altanen, denen eine Fülle glühend roter Blumen ein märchenhaft schönes Aussehen gibt, ein mit lebendigen Girlanden zu immerwährenden Festen geschmücktes Haus!

Ich kenne manchen Platz in deutschen Städten, der mit den architektonischen Überbleibseln vergangener Jahrhunderte geschmückt, von dem Kunstsinn vergangener Epochen zeugt, kenne den Hildesheimer Rathausplatz mit dem Knochenhauer Amtshaus, kenne das Bremer Rathaus und Essighaus und bin gar manches liebe Mal über den Burgplatz der Welfenresidenz Braunschweig geschritten, — aber die Eigenart, die Rothenburgs historischer Marktplatz hat, besitzen sie allesamt nicht!

Denn hier verspürst du nichts von dem Lärm der Welt, hier wirft kein Fabrikschlot seine Schatten in die Gasse, und wenn ein Auto wie von ungefähr hier herein saust, das uns mit einem Male jäh aus unseren Träumereien reißt, dann ist's ein Ereignis, das besprochen wird. Und der frische Heugeruch, der aus dem Taubertal wie ein lebensprudelndes Elixier durch Tore und Gäßchen dringt, erstickt den Benzindunst im Augenblick.

In dem 37 Meter langen Kaisersaal, wo Kaiser bewillkommt und Gericht gehalten wurde, wird jetzt — — gemimt! — — (Aber, Gottlob nur einmal im Jahre zu Pfingstmontag!) Deshalb hat man auch die

dem Festspiel dienende Bühne und die Klappsitze und Bänke nicht entfernt. Eine Bühne ohne Kulissenfetzen; nur ein Renaissanceschrank steht auf der Shakespearebühne, eine Bank, ein Stückchen imitiertes Stadt-Tor. Denn ganz ohne diese Requisiten geht's anscheinend doch nicht. An den Wänden alte reichsstädtische und bayrische Fahnen, Gemälde ohne künstlerischen Wert und ohne Zusammenhang mit der Geschichte der Stadt. Dann auf einem langen Tisch die Reliquien: Die faßförmige Kriegskasse der Stadt, bei der ein sinnreich gearbeiteter Schlüssel den ganzen komplizierten Schloßmechanismus beherrscht, so eine Art Juliusturm en miniature, ein Bund ungeheurer Schlüssel der Stadttore, die einst nach heftigen Kämpfen dem Tilly und dem Pappenheimer überreicht wurden und — last not least — eine Nachbildung des großen zwei Liter bergenden Pokals, den einst der Altbürgermeister Nusch auf Geheiß Tillys mit einem Zuge leerte und damit die Stadt vor dem Untergang rettete. „Der Trunk hat ihm nichts geschadet", sagte stolz der Rathausdiener, der uns führte. Ich sah mir nachher das Gemälde des berühmten Rothenburger Bürgermeisters mit dem Falstaffdurst an. Ein frisches, weinseliges Gesicht, in das der Maler die Vorliebe für den Frankenwein sehr gut hineingezeichnet hat. Jedenfalls merkt man's deutlich: Ein Temperenzler war dieser Nusch nicht, und da Nachkommen von ihm heute noch frisch und fidel in der weinfrohen bayrischen Pfalz leben, kann's mit der giftigen Wirkung des Alkohols doch nicht allzuweit her sein.

* * *

Tief unter dem städtischen Archiv, wo auf dem Eichentisch aufgeschlagene Folianten aus dem 14. Jahrhundert liegen, befinden sich die Verließe, zwei durch einen Gang verbundene Räume, von denen man durch schwere eiserne Türen in die dumpfen Gefängnisse tritt. Die Luft ist stickig und feucht, Modergeruch krallt sich in die Lungen. Hier starb im Jahre 1408 Rothenburgs größter Sohn, der ungekrönte König der Bürgerrepublik, wie ihn Schreckenbach in seinem Roman schildert: Heinrich Topler — den Hungertod! — Die Bürger im fränkischen Jerusalem glaubten nur so lange an die heilbringende Politik ihres Messias, als ihm der Erfolg treu blieb. Dann sagten sie sich los von ihm. Dieser Schandfleck in der Geschichte Rothenburgs wird nicht hinwegradiert durch die geheimnisvolle Erklärung des Fremdenführers, daß ein Judenmädchen dem Topler Gift gereicht haben soll! Immer dieselbe Geschichte, die sich wie Gesetz als Krankheit forterbt! Im Mittelalter mußten bei allen Schandtaten, die fromme Bürger oder gottergebene Patrizier verübten, die Juden herhalten, die es in der freien Reichsstadt Rothenburg, trotz des freiheitlichen politischen Hauches, der dort wehte, um kein Haar besser hatten als in anderen Städten, wo der Adel regierte. Man zeigt heute dort zwei Tanzhäuser, das der Christen und ein solches der Juden, in dem noch die alten Bäder vorhanden sind, zwei Gebäude, in denen sich die beiden Konfessionen getrennt voneinander ergötzen konnten. Ich sah mir das schmucklose graue Judentanzhaus lange an. Eines jener finsterblickenden Häuser der Dunkelgasse, die, um ein Wort Wilhelm Raabes zu gebrauchen, „auf dem Gesicht einer Stadt dasselbe sind, was eine Runzel auf einem Menschenantlitz" . . . . .

Rothenburgs weitschauender genialer Bürgermeister Topler, der an der Spitze des schwäbischen Städtebundes dem Adel die Zähne gezeigt, der in den

Bürgern seiner Vaterstadt den Bürgerstolz nährte, und den Adelsgeschlechtern den Willen der Reichsstadt aufzwang, konnte erst gestürzt werden, nachdem der Bischof von Würzburg mit dem Burggrafen von Nürnberg, einem Hohenzollern, das Bündnis gegen Rothenburg abgeschlossen hatte.

Nach unglücklichen Fehdetagen, in denen Topler unterlag, verließen die Rothenburger Bürger gleich Ratten das sinkende Schiff, die Anklagen der Patrizier brachten Topler vollends zu Fall. — Er starb geächtet im städtischen Verließ!

In der St. Jakobskirche, in der 1525 Florian Geyer die Artikel der aufständischen Bauern der Gemeinde vortrug, in der Toplerkapelle ruhen die Gebeine des großen Mannes, dem die Niedertracht der dankbaren Mitbürger (wann wären „Mitbürger" nicht dankbar gewesen?) nachdichtete, er habe mit dem Burggrafen von Nürnberg um den Besitz von Rothenburg gewürfelt und mit elf gegen zwölf Augen verloren . . . .

* * *

Nicht weit von dem Verließ, in dem Topler starb, in der Schmiedgasse neben dem prachtvollen Renaissancebau des „Baumeisterhaus", wo im Hof die wunderbarste Holzarchitektur Europas zu schauen ist, steht Toplers Wohnhaus. Heute eine Kneipe mit einem fürchterlichen messingenen Wappengetier, einem „Greifen" an der schmutzigen Fassade. Schlecht gepflegt, ohne jede Pietät, im Gegensatz zu der sonst in Rothenburg ob der Tauber allenthalben zu beobachtenden Liebe für die Reliquien aus großer Zeit. Auch das Haus des durch Tillys Laune berühmt gewordenen Altbürgermeisters Nusch ist heute ein Wirtshaus (zum roten Hahn), was der alte Meistertrinker nicht ohne freundliches Schmunzeln in Walhall vernommen haben wird . . . .

Wenn es mittags zwölfe schlägt, stehen die Fremden Rothenburgs in dicken Klumpen auf dem Markt und freuen sich, wie es nur Leute können, die zum Vergnügen auf Reisen gehen. (Ihre Freude erinnert auch an jene köstliche Zeit, in der wir als Kinder vor dem Puppentheater standen mit klopfendem Herzen und roten Wangen.) Denn mit dem ersten Glockenschlag erscheinen in den Giebelfenstern des die „Trinkstube" benannten, um 1550 gebauten Hauses die Figur Tillys und die des Altbürgermeisters Nusch. Tilly reckt drohend den Feldherrnstab und Nusch leert langsam einen riesigen Humpen, während die Stadtkapelle auf dem gegenüberliegenden Rathausturm einen Choral bläst. Man muß zugeben, daß dieses seltsame Intermezzo die Erinnerung an den Meistertrunk viel lebendiger wach hält, als die stärkste Reklame in den illustrierten Zeitschriften, für die das kleine arme Rothenburg nebenbei bemerkt alljährlich auch ein artiges Sümmchen — man spricht 10 000 Mk. — ausgibt.

Das lauschige Nest lebt fast nur vom Fremdenverkehr. Seine malerischen Straßenbilder, Kunstschätze und Baudenkmäler sind seine Industrie. Der Magistrat achtet streng darauf, daß innerhalb der Stadtmauer keine bauliche Veränderung vorgenommen wird, die das Gesamtbild verschandelt. Es bleibt alles beim alten; nur außerhalb des Weichbildes der Stadt erheben sich einige neue Gebäude, darunter eine Dampfziegelei und eine Kinderwagenfabrik. Die letztere scheint trotz des Geburtenrückganges stark beschäftigt. Da sie mit dem 12., 15. und 16. Jahrhundert, die in Rothenburg ob der Tauber allein interessieren, nichts zu tun hat, so ersparte ich mir die Besichtigung.

Parteipolitisch schwört man in dem Städtchen Florian Geyers auf den Bauernbund, auf dessen Kandidaten bei der letzten Reichstagswahl die meisten Stimmen entfielen. Viel politisiert wird sonst nicht in dem Städtchen, dafür ist zwischen Gotik, Renaissance und Barock kein Raum.

Der Imperator.

Der zu Hause Gebliebene hat das Nachsehen. Er muß sich trösten in dem Gedanken, daß es zu Hause eigentlich doch am schönsten ist. Er freut sich, wenn er an die vielen denkt, die unangenehme Hotelnachbarn, schlechte Betten haben, und all die tausend Annehmlichkeiten von zu Hause entbehren müssen. Aber heimlich wird doch das Kursbuch auf den Tisch gelegt und alle Überredungen und Einwendungen nützen nichts: Gedanken gehen doch auf Reisen.

Ich bin auch so ein Zurückgebliebener und ich habe mir für jeden Tag ein anderes Reiseprogramm zurecht gelegt. So groß ist die Auswahl, daß ich nicht weiß wo beginnen. Heute früh hat mir ein gütiges Geschick ein Büchlein auf den Schreibtisch gelegt, und nun sitze ich und studiere und verfluche Fortuna, die anderen Geld in den Beutel tat, aber mir nicht.

Die Broschüre, die die Hamburg-Amerika-Linie zur In-Dienst-Stellung des Imperators herausgegeben hat, ist innerlich gewichtig und so entzückend ausgestattet, daß sie es wohl verdient, in den Bücherschrank gestellt zu werden.

Für alle, die gleich mir auf dem Trocknen sitzen müssen, will ich von der Weisheit verkünden, die ich aus dem Büchlein geschöpft habe. Daß dieses größte Schiff, das je gebaut wurde, beinah 300 Meter lang ist und 30 Meter breit, daß die Höhe der Schornsteine über dem Wasserspiegel 45 Meter beträgt, und daß ein Schnellzug mit moderner Riesenmaschine bequem durch den umgelegten Schornstein fahren könnte, daß das Schiff einen Rauminhalt von über 52 000 Tonnen hat und einen Tiefgang von über 10 Meter, sagt nicht viel, denn von all diesen Maßen kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Eine Vorstellung von der Ungeheuerlichkeit dieser Meerstadt läßt sich aber erst durch folgende Daten illustrieren: Besatzung 1180 Mann, Passagiere über 3500. Der Speisesaal erster Klasse faßt 700 Personen. Das Treppenhaus ist 17 Meter hoch. Acht Küchen sorgen, daß man bei der Überfahrt nicht verhungere. Wer zu vornehm ist, um sich auf Schiff in „Pension" zu geben, für den gibt es ein eigenes Restaurant, wo er à la Carte speisen kann. Über den frischen Proviant, der für eine Ausreise bestimmt ist, nur folgendes: 45 000 Pfund frisches Fleisch, 48 000 frische Eier, 100 000 Pfund Kartoffeln, 5000 Flaschen Weißwein, 4500 Flaschen Rotwein und 28 000 Liter Bier. Daß der Imperator eine Schwimmhalle mit den Ausmessungen 11,9 Meter zu 6,4 Meter besitzt, und außerdem zahlreiche Heiß- und Warmluftbäder, Dampfbäder, Lichtbäder usw., wen wundert's?

Trotzdem das Schiff ausschließlich für Bequemlichkeit und Sicherheit, und nicht, wie andere Ozeandampfer, zur Erzielung von Schnelligkeits-Rekords gebaut ist, läuft es immer noch 22 ½ Seemeilen, das sind 40 Kilometer in der Stunde, also gute Personenzugs-Geschwindigkeit. Wer mehr von diesem Wunderwerk erfahren will, der sehe sich die Broschüre durch, oder was noch besser ist, er folge Jago's Rat, tue Geld in seinen Beutel und fahre selbst auf

dem Imperator. Er kann uns dann allen viel Schöneres und Besseres erzählen, als hier gesagt werden konnte.

—k.

„Kieler Woche."

Von Max Graf Bethusy-Huc.

Kiel, den 30. Juni 1913.

Verehrtester!

Wenn ich Ihnen, meinem Versprechen folgend, von hier aus schreibe, so ist dies ein schwer entschuldbares Vergehen an dem außerordentlich wertvollen Nichtstun, das den Zuschauer der Kieler Woche an Bord der gastlichen Viktoria Louise voll und ganz erfüllt. Der Brief sei darum nach Form und Inhalt Ihrer Nachsicht empfohlen. Wenn eine eingeborene Landratte sich aufs Meer begibt, so sind die psychischen und physischen Eindrücke zu zahlreich, als daß das Denken und Empfinden in ganz normalen Geleisen bliebe. Mein erster starker Eindruck war Seekrankheit, Stärke 16 bei Windstärke 8. Die Sache wurde nur dadurch erträglich, daß ringsum, sagen wir, — die gleiche Appetitlosigkeit, festzustellen war. Der Anblick des Meeres in seiner heroischen Pose war nach Angabe einzelner wetterharter Stammgäste überwältigend schön. Für uns Schwache war die bei Skagen eintretende bessere Laune Poseidons weniger überwältigend und voll angenehmer Zurückhaltung. Bei der ruhigen Fahrt durch die biedere Ostsee war der Genuß nach vorherigem Opfer doppelt groß. Das gleiche Leiden hatte manche Bekanntschaft schnell intim gemacht. So komme ich zu einem Hauptvorzug der so schönen Veranstaltung der Hamburg-Amerika-Linie, die so viele Landratten für die Schönheit des Meeres und der Kieler Woche gewinnt.

Leute aus allen Lebensstellungen, vielseitigster Betätigung und verschiedenster politischer Gesinnung werden für die Dauer von 9 Tagen als gleichgestellte Gäste der Hapag auf dem Schiff verstaut und sind, der sonstigen Kulissen ihres offiziellen Lebens beraubt, natürliche freie Menschen, die in Ermangelung anderer Inanspruchnahme sich harmlos daran erfreuen, im Kaleidoskop neue Menschen und Bilder in schneller Folge an sich vorbeiziehen zu sehen, der Zufall entscheidet, welche Bekanntschaft reizvoll wird. So geschieht es, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit Menschen miteinander vertraut sind, die sich sonst gegenseitig abschließen. Damit ist nicht gesagt, daß in Kiel nur das Scherzando regiert, auch über ernste Dinge wird gelegentlich — geplaudert, gewissermaßen auf neutralem Terrain. Jeder achtet die gastfreie Stätte und muß sich, wenn er nicht ein in seinen Lebensgewohnheiten gänzlich verstocktes Individuum ist, einmal von der Kruste von Vorurteilen, deren es viel veraltete, aber auch reichlich viel moderne gibt, freimachen. Plötzlich sieht er in seiner Umgebung den gleichen Prozeß und begegnet seinen Mitgästen ohne Erfüllung äußeren Formenballastes in festtäglich naiver Stimmung. Wie mir ein Bekannter die Entdeckung anvertraute, eine ihm politisch verfehdete Persönlichkeit, mit der ich ihn häufiger auf dem Promenadendeck hin und her wandeln sah, sei hier erstaunlich umgänglich und verständig. Aus solchen an sich gewiß nebensächlichen Entdeckungen heraus könnte sich, wenn ähnliche Gelegenheit an Land geboten wäre, viel Gutes für unsere so unnütz verhetzten Verhältnisse ergeben. Meinungsverschiedenheiten sind an sich notwendig und dem allgemeinen Fortschritt zweckdienlich. Ihre Behandlung müßte die gegensei-

tige Achtung, die das Niveau bestimmt, auf dem sich der Ausgleich vollzieht, nicht vermindern, sondern steigern. Die Gelegenheiten fehlen aber leider allzusehr. Wie und wo können sich verschieden gesinnte und geartete Männer abseits von der Resonanz der Öffentlichkeit zu Hause aussprechen? Der politische Salon hat nie viel Gegenliebe in Berlin gefunden, heute ist er bis auf schwache Versuche, die mehr der Gesellschaftsakrobatik als dem guten Zweck dienen, ausgestorben. Der Zeit entsprechend sollten vorurteilslose Klubs an seine Stelle treten. Aber, aber!!? Wieviel Vorurteil von rechts und links, das sich heut als Gesinnung aufspielt, würde dann still zu Grabe gehen! Unsere öffentliche Kultur würde gewinnen, wenn Leute von äußerster Verschiedenheit der Gesinnung auf neutralem Boden frei von der Pose der öffentlichen Arena als Gentleman zum Gentleman verkehren könnten. Aber verzeihen Sie, Verehrtester, die Abschweifung, — fromme Wünsche, — solange ein so eigenbrödlerisches Denken vor Parole und Feldgeschrei der Parteiführer nichts bedeutet, — denn die große Masse der Wähler, deren treffsichere Vernunft anzuzweifeln verwerflich ist, verlangt handgreiflichere Parole und Feldgeschrei, sonst erhält man die heilige Masse nicht genügend in Bewegung. Richtig, aber bedauerlich! —

Also schweifen wir wieder zurück zu Schönerem, zu der herrlich anregenden Seeluft, die schon so manchen Verknöcherten neu belebt hat.

Rührend schön ist der Eifer, mit dem wir uns maritim und nautisch zu bilden versuchen. Die beliebtesten Kurse sind bei den allzeit jungen helläugigen Damen von der Waterkant, die mit der ihnen angeborenen Engelsgeduld und spitzen „St"-Lauten zum fünfzigsten Male die Unterschiede zwischen Backbord und Steuerbord, einem besseren Fischerboot und einer Rennjacht erläutern. Es gibt allerdings auch Verstockte, die behaupten, sie wären ausschließlich zu ihrer Erholung nach Kiel gekommen, und das süße Nichtstun derart übertreiben, daß sie am vierten Tage des Kieler Aufenthaltes fragen, wo denn eigentlich der Segelrennplatz sei, trotzdem die ebenso rührige wie energische Direktion unseres schönen Schiffes für die Aufklärung, wie und wo man sich für die Regatta einzufinden hat, das Menschenmöglichste leistet. Aber die Zahl der verehrlichen Gäste, die sich gar frühzeitig auf dem Regatta-Dampfer „Willkommen" begeben, steht meist nicht im Verhältnis zu den für diesen Zweck von unserer liebenswürdigen Gastgeberin aufgewendeten Kohlen. Es war doch zu gemütlich, abends vorher im großen Rauchzimmer; alle Aufforderungen der hohen Leitung, um Mitternacht zu Bett zu gehen, begegneten passiver Resistenz. Nach Ausdrehen der Lichter suchte man auf Achter- und Promenadendeck zum Leidwesen der Schlafbedürftigen noch Luft und — Flirt! Natürlich ist es Geschmackssache, auf diese Weise Nachtluft statt Tagluft zu genießen, am sichersten ist es, in Kiel beides mitzunehmen. Denn wer an einem schönen windstarken Tage den Kampf der großen Segler nicht mit ansieht, verliert gar zu viel. Mag er auch noch so wenig vom Sport selbst verstehen, wie ich ja leider selbst so ziemlich das Mindestmaß von Unverständnis verkörpere, — es ist ein herrlicher Anblick, diese schlanken hohen Gestalten in wechselnder Beleuchtung und von Aeolus' kräftigem Hauche beseelt über das schaumgekrönte Meer eilen zu sehen. Ein wirklich künstlerischer Genuß, — ganz abgesehen davon, daß jeder Deutsche es als eine hohe Genugtuung empfinden muß, in wie kurzer Zeit der deutsche Segelsport an der Waterkant und besonders in Kiel emporgekommen ist,

und wie sich auch der deutsche Jachtbau vollwertig neben ausländischer Konkurrenz behauptet. Unzweifelhaft verdanken wir dies in erster Linie, ebensowie unsere gesamte maritime Entwickelung unserem Kaiser, der sich an der Waterkant nicht umsonst wohlfühlt, sondern voller Berechtigung empfindet, daß er hier vor den greifbarsten Erfolgen seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit steht.

Wie jeder im richtigen Ausmaß betriebene Sport geistig und körperlich von allerhöchster Bedeutung ist — es liegt ein tiefer Ernst im scheinbar kindischen Spiel — so auch der Segelsport, besonders, wenn, wie auf kleineren Fahrzeugen, die Besitzer selbsttätig bei Steuerung und Handhabung des Bootes mitarbeiten. Leider ist der Sport nur einem kleineren Kreise vergönnt, größtenteils ist Lage des ständigen Wohnsitzes zu ungünstig, ganz besonders aber sind die Kosten an diesem naturfrischen Sport unnatürlich hoch. Immerhin mehrt sich die Zahl der Wassersportmen von Jahr zu Jahr, mancher, der mit einem Schlaraffenleben als Gast der gewaltigen Hapag angefangen hat, endigt als rühriger Segler, wenn ihn der liebe Gott nicht nur mit gutem Willen, sondern auch mit einigem Gelde gesegnet hat. Vivant sequentes.

Mit dem großen Segeln nach Eckernförde, das die Viktoria Louise begleitet, schlägt unsere Scheidestunde von Kiel. Langsam fahren wir an der Reihe der stolzen Kriegsschiffe vorbei, die mit ihren beinahe pittoresken Konturen auf dem Wasser liegen, ganz wie einst die stolzen festen Burgen auf den deutschen Bergen! Romantik des 20. Jahrhunderts! Überall auf den kleinen schwimmenden Festungen reger Betrieb, denn morgen geht der dienstliche Alltag nach den Kieler Bordfesten wieder seinen Gang. Was so ein dienstlicher Alltag bedeutet, davon macht sich eine Landratte bzw. ein Heeresangehöriger nur mit einem leisen Schaudern genauere Vorstellungen. Die freie Zeit der Offiziere ist jedenfalls so verteilt, wie die Rosinen einer guten Hausfrau im selbstgebackenen Kuchen, aber es bekommt ihnen glänzend, unseren verehrten Kameraden zur See! Frisch, froh und frei sind sie ein hervorragendes Beispiel dafür, daß ein Mensch nur dann zur Entfaltung seiner vollen Persönlichkeit kommt, wenn er unter Gefahr und Schwierigkeiten Höchstleistungen vollführen muß. Sorgsam verständige Vorsicht und Behutsamkeit, wie sie unsere ultrahumane Zeit allzu oft predigt, erzeugt keine Helden, die im Kampf mit dem ewig wachen Gegner, den ungewissen Elementen des Meeres, ihren Mann stehen und notfalls den Tod so ehrenvoll und herrlich hinnehmen, wie alle unsere Seeleute, die in den letzten Jahren unausbleiblichen Katastrophen zum Opfer fielen! — Der späte Nachmittag sieht uns schon auf der Fahrt gen Dänemark, dessen schönen Inselstrand wir leider diesmal nicht bei Tageslicht erreichen. Bei Ankunft auf der Elbe werden wir einem on-dit zufolge als letzten Clou unserer Reise den eben aus Amerika glücklich heimgekehrten Dampferriesen Imperator beschauen dürfen, viele sind heut schon ganz ergriffen davon, die Kabin- — pardon, die Luxuswohnung — besehen zu dürfen, welche für eine kurze Überreise den runden Betrag von 20 Mille kostet. — Wie jemand ganz richtig bemerkte 5000 Dollar klingt sehr viel billiger. — Auch dieser schöne Preis ist wie so vieles im Leben relativ, — wahrscheinlich fragt solch besserer Milliardär aus dem Dollarlande nicht einmal seinen Reisemarschall, was er für den Kabinenpalast laut Portokasse verauslagt hat. Ich tröste mich damit,

daß auch das Glücksempfinden des Milliardärs relativ ist, und wünsche der Hamburg-Amerika-Linie, daß sie wegen allzugroßen Andranges zu ihrem Imperator recht bald die Preise erhöht.

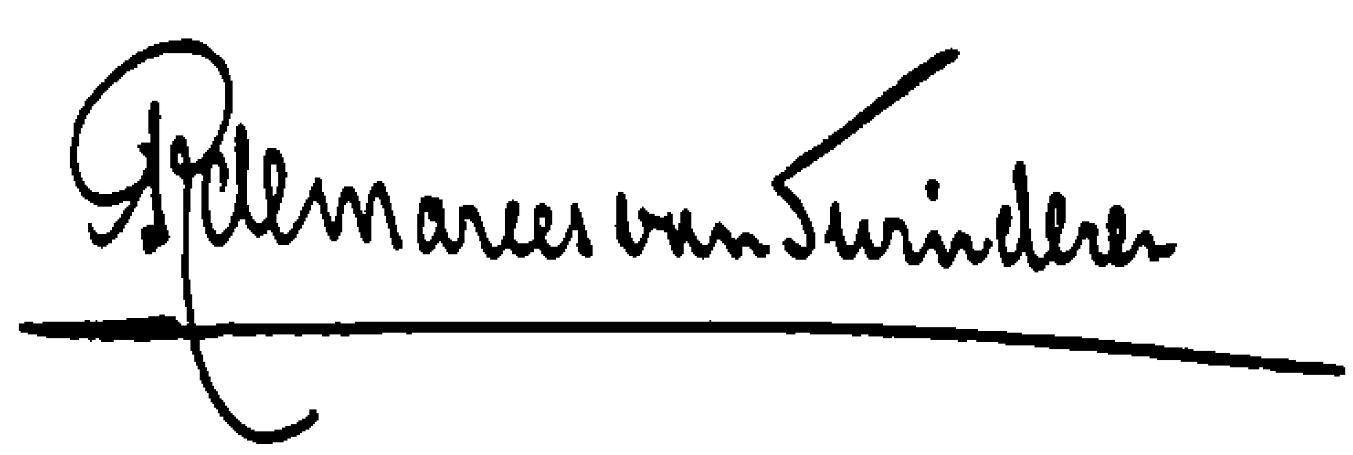
Nun aber muß ich aus sehr positiven Gründen schließen, da es zum Futterschütten bläst. Außer einigen Sätteln im Turnsaal, die einzig kavalleristische Regung an Bord, helle Trompetensignale rufen uns täglich an die reich besetzte Krippe!

Indem ich Ihnen gleich schöne Tage in Scheveningen wünsche, wie wir sie auf der Viktoria Louise genossen, besten Gruß.

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.





Holländischer Minister des Auswärtigen Se. Exzellenz R. de Marees van Swinderen.

Nord und Süd

[illegible] deutsche Monatsschrift

[illegible] Paul [illegible]

[illegible] Professor Dr. Ludwig [illegible]

[illegible]druckerei, [illegible] alt

[illegible]

Berlin W. 10 [illegible]

[illegible] Otto Keil.

[illegible] Nachfolger, Kopenhagen.

[illegible] bei der Gesellschaft M. O. Wolff, [illegible] Moskau: [illegible]

37. Jahrgang. Band 146. Heft 468 September 1913



Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Begründet von Paul Lindau

Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.

Leipzig — E. F. Steinacker. München — Berthold Sutter. Berlin W. 10. Budapest — Grill'sche k. k. Hofbuchhandl. Kopenhagen — Erslev & Hasselbalch.

Stockholm — C. E. Fritze, Librairie Royale. Christiania — Jacob Dybwad Buchhdlg. London — Williams & Norgate. Konstantinopel — Internat. Buchhandl. Otto Keil.

für die Provinzen in Schweden und in Dänemark: Georg Chr. Ursins Nachfolger, Kopenhagen.

für die Schweiz: Akadem. Antiqu. u. Buchhandlung O. von Bergen, Zürich I.

Generalvertretung für Holland: W. P. van Stockum und Sohn, Haag, Buitenhof 36.

Der buchhändlerische Vertrieb für Rußland bei der Gesellschaft M. O. Wolff, Hofbuchhandlungen in Petersburg: Costinnyj Dwor 18 u. Newski Prospekt 13, Moskau: Schmiedebrücke 12 u. Skochovaja 22.

37. Jahrgang. Band 146. Heft 468 September 1913

Andrew Carnegie:
Das Problem des internationalen Friedens.

Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrer vom Vorsitzenden des Haager Friedenstempels, Jonkheer v. Karnebeek unterstützten Aufforderung, meine persönlichen Ansichten über das Problem des internationalen Friedens niederzulegen, komme ich gern nach.

Das Töten eines Menschen durch den anderen ist zugegebenermaßen der größte Fluch unserer Tage; Rousseau verschrie ihn als den „schlimmsten Teufel, den je die Hölle entlassen habe"; es spricht unserem Anspruch auf Zivilisation Hohn und stempelt uns zu Wesen, die immer noch barbarisch sind. Jeder Kaiser, König, Präsident oder Herrscher über Menschen in der ganzen Welt stellt als seinen ersten Wunsch die Vermeidung von Krieg und Erhaltung des Friedens hin, und in diesem Wunsche ist jeder dieser Herrscher aufrichtig; daran ist nicht zu zweifeln — so offensichtlich wahr ist es. Wenn dieses aber von allen anerkannt wird, so ergibt sich uns die natürliche Frage, warum internationaler Friede unter den zivilisierten Nationen augenblicklich erreichbar erscheint. Die Antwort ist: er war vor zwei Jahren offenbar in greifbarer Nähe und ist heute näher, als der größte Sanguiniker wohl glauben würde, wenn nur Weisheit obwaltet.

Das Heilmittel gegen jeden barbarischen, unchristlichen Krieg, welcher dahin zielt, daß Menschen einander wie wilde Bestien töten, ist Erzwingung der Erfüllung des Gebots: „Du sollst nicht töten". Sie allein, und nichts anderes, kann den Barbaren in einen zivilisierten Menschen umbilden; darum sollte unsre Politik lediglich auf dieser Grundlage aufgebaut sein.

Heute schlägt die Kriegstrommel durch ganz Ost-Europa, und Tag für Tag erschlagen Tausende von Christen einander. Tag für Tag geht das Schlachten vor sich, und die führenden christlichen Nationen zögern, sich zu vereinigen und zu erklären, daß dieses Verbrechen aufzuhören habe. Viele Pessimisten erklären, der Tag internationalen Friedens sei fern; manche sprechen sogar ihren Zweifel aus, ob der Mensch je aus dem barbarischen Zustand, den sie für heroisch halten,

hinausgelangen werde. Es gibt indes einen andern Gesichtspunkt für dieses Problem. Vor zwei Jahren schien es, als ob die zivilisierte Welt am Vorabend des größten, je von Menschen erreichten Fortschritts sich befände und die Prophezeiung zur Erfüllung brächte:

„Die Trommel des Kriegs schlägt nicht mehr
und nicht flattern die Flaggen des Kampfes."

Im Parlament des Weltbundes unterzeichneten Britannien, Frankreich und Amerika einen Friedensvertrag, in welchem sie übereinkamen, internationale Streitfälle durch Schiedsspruch auszugleichen. Deutschland drückte durch seinen Gesandten in Washington seine Zustimmung aus; und wenn der Vertrag vom amerikanischen Senat ratifiziert worden wäre, wozu zwei Drittel Majorität gehörte, würde Deutschland, wie man erwartete, beigetreten sein. Die Fähigkeit dieser vier Nationen, andere Nationen zur Mitarbeit zu bewegen, werden nicht viele in Zweifel ziehen; ebenso würde der Einfluß dieser drei Mächte, welche dem Vertrag zustimmten, nicht ohne Wirkung geblieben sein. Ihr Einspruch gegen eine Kriegseröffnung zwischen irgend welchen zivilisierten Nationen würde einen freundschaftlichen Protest gegen den Bruch des Weltfriedens einschließen. An diesem aber sind sie so interessiert, daß sie das Recht der in Streit geratenen Nationen zu solchem Bruche hätten untersuchen und auf die Überweisung des Streitfalles an ein Schiedsgericht hätten dringen können. Abweisung würde wahrscheinlich zum Abbruch des Verkehrs und zur Unterbrechung der Postbeförderung geführt haben, und es hätte endlich zu äußersten Maßregeln geführt. Eine derartige Mitteilung an die Streitführenden würde mit aller Wahrscheinlichkeit dazu beigetragen haben, daß diese willig gewesen wären, dem Vorbilde der friedenerhaltenden, durch den Vertrag geeinten Mächte zu folgen und ihre Streitpunkte einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Alle zivilisierten Mächte würden in gegebener Zeit ähnliche Schiedsverträge vollzogen haben, und Friede hätte in der ganzen zivilisierten Welt geherrscht. So sah der helle Tag aus, der angebrochen zu sein schien. Viele von uns hielten seine Verwirklichung für sicher und hatten gute Gründe für diese Annahme. Ich gebe jetzt den wahren Grund des Fehlschlagens, die unverantwortliche, kaum glaubliche Tatsache: Die Konstitution der Vereinigten Staaten legt dem Senatskomitee für auswärtige Angelegenheiten die Pflicht auf, „internationale Verträge in Beratung zu ziehen, sie abzuweisen oder zu befürworten"; hieraus stammt die Pflicht des Präsidenten, diese Senatoren in Beziehung auf Verträge zur Beratung heranzuziehen. Der Präsident, der wahrscheinlich viele eilig zu erledigende Pflichten zu erfüllen hatte, dachte nicht an diese Bestimmung. Jedenfalls wurde der vorgeschlagene Vertrag, der notwendigerweise neue Verordnungen in sich schloß, dem Komitee zuerst durch Morgenzeitungen bekannt. Der Vertrag verlangte die Einsetzung eines Senatskomitees für einen bestimmten Zweck; und da es nicht fest-

gelegt war, daß ein solches Komitee vom Senat einberufen werden solle, wurde die Berufung desselben von den Senatoren natürlich dem Präsidenten zugeschrieben. Kurz, der Senat hatte guten Grund, sich über die Verkümmerung seiner Rechte verletzt zu fühlen, sei diese absichtlich erfolgt oder nicht. Der Präsident wurde sich dieser Tatsache zu spät bewußt. Unser Land hat viele Verträge mit anderen Nationen geschlossen; der Senat hat diese alle meist mit zwei Dritteln Majorität gutgeheißen. Es wäre ein großer Irrtum, den Schluß zu ziehen, daß seine Mitglieder den internationalen Frieden nicht wollen. Der Autor hält den Senat für eine Körperschaft von Gesetzgebern, welche jeder anderen in der Welt an die Seite treten kann. Diese Körperschaft hat in ihrer aus 98 Senatoren — von jedem Staate nur zwei — zusammengesetzten Vertretung der 49 Staaten der Union jene Rechte, die ihm nach der Konstitution eingeräumt sind, stets ängstlich behütet.

Der jetzige Präsident ist dafür bekannt, daß er den Friedensvertrag, der von dem Senat mit nur einer einzigen Stimme Majorität zurückgewiesen wurde, gutheißt, und daß er keine passende Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne zu betonen, daß er bereit sei, alle Eingaben zur Einsetzung von Schiedsgerichten für internationale Streitfälle in Erwägung zu ziehen; kein Schatten eines Zweifels kann darüber aufkommen, daß man ihn hierfür zugänglich finden wird. Ihm mag noch die erhabenste aller Missionen zufallen, die bewegende Kraft zu werden, welche die führenden zivilisierten Nationen zu einem Friedensvertrage vereinigt. Er kennt die Felsen, an denen sein Vorgänger gescheitert ist, und wird diese sicher zu vermeiden wissen.

Es scheint so leicht zu sein, die großen christlichen Nationen zu der Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, daß die Zeit für die Herrschaft des Gesetzes reif sei. Denn die Abschaffung des persönlichen Krieges, des Duells, bereitet die künftige Abschaffung nationaler Kriege so sicher vor, wie der strahlende Morgen der dunklen Nacht folgt. Alle englisch sprechenden Nationen haben das Duell schon abgeschafft. Der Rückgang des Duells in Deutschland von 1200 schmachvollen Fällen zu 12 im Jahr ist das persönliche Werk des Kaisers, der erst im letzten April wieder den Armeekommandanten die Verfügung zugehen ließ, immer noch größere Einschränkungen dieses barbarischen Aktes zu veranlassen. Bezeichnend ist auch die jüngste Abstimmung im Reichstag über die beantragte Abschaffung des Duells: alle diese Punkte sind geeignet, uns in dem Glauben zu bestärken, daß persönlicher Krieg bald etwas sein wird, was in den sogenannten zivilisierten Ländern unbekannt ist. Die zahlreichen Gesetze, welche der Linderung der Schrecken eines nationalen Krieges gewidmet sind, deuten in dieselbe Richtung. Die Sicherung von Privateigentum, die Abschaffung von Massakres von Bürgern und Gefangenen nach einem Angriff, das Vergiften von Quellen und andere Grausamkeiten usw. sind Schrecken der Vergangenheit. Zivilisierterer Krieg hat sich allerorts eingebürgert, was jetzt, da sich der Mensch der Anerkennung fried-

lichen Schiedsspruchs über einen Kriegsfall unter zivilisierten Nationen nähert, als barbarischer Gebrauch geduldet wird, muß einst aufhören.

Der Mann, auf den sich im Augenblick die Aufmerksamkeit der Welt konzentriert, ist der Kaiser von Deutschland, dessen segensreiche 25jährige Regierungszeit ununterbrochenen Friedens ihresgleichen sucht. Als Haupt der größten Militärmacht der Welt verkündet er: „Der Frieden meines Landes ist eine mir heilige Sache". Würde er die zivilisierten Mächte zur Beratung mit Deutschland darüber einladen, wie der Weltfriede gesichert werden könne, so dürfte die Antwort eine rasche und allgemeine sein, und wir zweifeln nicht, daß ein zufriedenstellender Vertrag zustande käme. Kaiser Wilhelm hat während seiner Regierungszeit eine große und gütige Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Dem Kriege gegenüber verhielt er sich bisher durchaus ablehnend. Nie hat der deutsche Kaiser das Schwert gegen den Feind gezogen, und darum verbeugen wir Pazifisten uns vor dem Kaiser. Aber erst jener Eroberer wird der Welt zu bleibendem Segen werden, dem es gelingt, die zivilisierten Nationen endgültig dahin zu bringen, daß sie den Krieg völlig abschaffen. Für den Fortschritt des Menschengeschlechts würde insbesondere die Bannung der ständigen Kriegsfurcht zum Heile gereichen. Denn diese Furcht legt den Nationen die größten Opfer für die Schaffung und Erhaltung stehender Heere und wohlausgerüsteter Flotten auf, welche die Einnahmequellen der Völker absorbieren, die doch unvergleichlich wirksamere Verwendung bei der Erziehung und geistigen Förderung des Volkes finden könnten. Ich gebe mich der Hoffnung, fast möchte ich sagen, dem festen Glauben hin, daß entweder der deutsche Kaiser oder der jetzige Präsident Wilson sich als jener unsterblichste Held aller Zeiten erweisen werde, welcher der Menschheit den größten Dienst leisten wird, den sie je von einem einzelnen Menschen erfahren hat. Dieser providentielle Mann wird die zivilisierten Völker jenem glückseligen Zustande entgegenführen, in welchem die allgemeine Anerkennung der auf internationaler Vereinbarung ruhenden Entscheidungen des Haager Schiedsgerichtshofs zur endgültigen Tatsache geworden sein wird. Damit wäre der letzte Rest jener Barbarei getilgt, die sich mit der Natur des zivilisierten Menschen der Gegenwart nicht mehr verträgt.

Andrew Carnegie.

H. Colijn,

Kriegs- und Marineminister.

Die holländischen Kolonien und die Weltpolitik.

„Der Überfluß macht freigebig." Ein Niederländer, der über die holländischen Kolonien schreibt, darf sich den Luxus gönnen, die in Amerika belegenen niederländischen Kolonialgebiete unerwähnt zu lassen, ohne der nationalen Würde etwas zu vergeben. Nicht etwa deshalb, weil die westindischen Kolonien für sich selbst so belanglos wären; im Gegenteil! Niederländisch Guyana (Suriname) ist z. B. sieben mal so groß wie die Niederlande selbst, und die niederländischen Antillen (Gouvernement Curaçao) kommen in ihrem territorialen Umfange dem der deutschen Karolinen-Inseln und der Marschall-Gruppe zusammengenommen gleich.

Nur weil die westindischen Kolonien gemeiniglich neben den ostindischen genannt werden, zieht man in der Regel die westindischen Kolonien nicht in den Kreis seiner Betrachtungen, wenn von holländischen Kolonien die Rede ist, und dies umso weniger, wenn man sich, wie im vorliegenden Falle, die Aufgabe stellt, die holländischen Kolonien in ihren Beziehungen zur Weltpolitik zu behandeln.

Nicht die westindischen, sondern nur die ostindischen Kolonien charakterisieren die Niederlande als große Kolonialmacht. Das gewaltige Inselreich, das gleichsam die Brücke schlägt zwischen dem ältesten und dem jüngsten Kontinent, umfaßt in seinem niederländischen Teil ein Territorium, dessen Umfang das Mutterland etwa sechzig mal übertrifft. Ostindien ist daher ungefähr ebenso groß wie Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn zusammengenommen. Die Bevölkerung von Ostindien beläuft sich auf 40—42 Millionen Seelen. Dieser Archipel ist es, welchem Niederland, als europäischer Kleinstaat, seine besondere internationale Bedeutung verdankt. Hier liegen auch die großen Kolonialprobleme beschlossen, deren Lösung die Niederlande in die Hand genommen haben. Auf diesem Gebiete also arbeiten die Niederlande für ihr Teil an einem der wichtigsten Weltprobleme mit.

In jeder Kolonialpolitik steckt ein Stück Imperialismus, also auch in der holländischen. Damit aber ist in dieser Materie noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. So verwerflich auch jener gewalttätige, brutale Machtimperialismus sein mag, der kein anderes Ziel kennt, als die Eroberung um der Eroberung willen, der also kein anderes Ideal besitzt, als die Erweiterung der Machtsphäre des eigenen Staates, nur aus dem „Willen zur Macht" heraus, so gibt es doch daneben eine andere Art von Imperialismus, der auf kolonialem Gebiete zum Ausdruck kommen kann, und das ist der Kulturimperialis-

mus. Das Streben der Kulturstaaten, das eigene Wissen und Können in den Dienst unzivilisierter Völker zu stellen, die, sich selber überlassen, die Beute von Unordnung, Ungerechtigkeit und vollkommener Unwissenheit bleiben würden, das ist der wahre Kulturimperialismus. Er bringt den Unzivilisierten und Halbzivilisierten allgemach die Segnungen westlicher Gesittung bei.

Ein solcher Imperialismus verdient keine abschätzige Behandlung, sondern er kann im Gegenteil höchster Beruf der Kulturvölker sein. Diese Mission besteht darin, daß man die primitiven Völker zu solchem Grade sozialer, politischer und ökonomischer Entwickelung steigert, daß sie dann imstande sind, ihre eigenen Angelegenheiten unter Wahrung jener humanen Prinzipien, welche in zivilisierten Staaten heimisch sind, entsprechend zu behandeln. Eine solche Mission haben nun die Niederlande. Sie hat sich geschichtlich aus dem engen Zusammenhange des Mutterlandes mit dem ostindischen Archipel allmählich entwickelt.

Übergeht man den Venezianer Marco Polo, der im Jahre 1292 den indischen Archipel besuchte, dann beginnt die Berührung zwischen Westeuropa und Ostindien erst im Jahre 1509, als die ersten Portugiesen das gegenwärtige Holländisch-Indien aufsuchten und sich dort nahezu ein Jahrhundert zu behaupten wußten. Im Jahre 1529 kamen die Franzosen; 1580, 1588 und 1592 tauchten auch einzelne Engländer auf; aber die Portugiesen blieben gleichwohl bis zum Jahre 1596 im Besitze ihres Monopols. In diesem Jahre nämlich tauchten die ersten vier Schiffchen mit der Orange-Flagge in den Gewässern des Archipels auf, um die kolonisatorische Mündigkeitserklärung der Niederlande anzukündigen und den Portugiesen den Rang abzulaufen. Der Kampf endigte nach wenigen Jahren mit dem völligen Sieg der Holländer, die — wenigstens nach außen hin — während zweier Jahrhunderte ungestört im Besitze des Archipels blieben. Dieser Besitz bezog sich vorerst nicht auf die Republik der vereinigten Niederlande, sondern er galt der im Jahre 1602 errichteten ostindischen Kompagnie. Diese gewaltige Körperschaft hatte im Osten nicht nur freie Hand auf dem Gebiete des Handels, sondern übte auch im Namen der holländischen Republik die staatliche Autorität auf politischem Gebiete (sie schloß Verträge mit indischen Fürsten). Sie besaß auch staatliche Gerechtsame und Disziplinargewalt in Verwaltung und Rechtspflege, somit auch auf militärischem Gebiete. Der ganze Aufbau der ostindischen Kompagnie hatte öffentlichrechtlichen Charakter. Sie trat als Souverän, gleichsam als Staat auf, wenn auch unter Kontrolle der Republik. Mit der ostindischen Kompagnie beginnen nicht bloß die Handelsbeziehungen zwischen Niederland und Ostindien, sondern wesentlich auch die staatliche Verbindung zwischen den Niederlanden, die selbst noch auf dem Wege zu staatlicher Selbständigkeit sich befanden, und dem Archipel. Mitsammen sind sie aufgewachsen, der niederländische Staat in Europa und die ostindische Kompagnie in Indien! Und als die Niederlande im Frieden von Münster als freier, unabhängiger Staat anerkannt wurden, da war es auch der ostindischen Kompagnie

in Indien geglückt, alle ihre Mitbewerber nahezu völlig aus dem Felde zu schlagen. Man darf getrost behaupten: seit diesem Zeitraum besitzt die Kompagnie Indien als eigenes Reich ganz allein. Überall hatte sie festen Fuß gefaßt, wo es ihre Handelsbeziehungen wünschenswert erscheinen ließen.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Kompagnie in ihre mächtigste Periode getreten. Sie festigt ihre Autorität mehr und mehr auf dem ganzen Archipel, meist in langwierigen und sehr teuren Kriegen mit inländischen Fürsten. So war z. B. im 18. Jahrhundert nahezu ganz Java ihrem Gebiete einverleibt, während sie sich gleichzeitig auch nach anderer Seite gewaltig ausdehnte. Indes war die Kompagnie in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr das, was sie ein Jahrhundert zuvor gewesen war, ebensowenig wie die Republik selbst sich in Europa auf ihrer alten Höhe hat erhalten können.

Mitsammen waren sie zu ungeahnter Blüte und zu Ansehen gelangt, mitsammen aber auch stürzten sie von ihrer Höhe wieder herab. Und wenn auch die Kompagnie bis zum Jahre 1784 ihr früheres Territorium äußerlich behauptete, so war doch ihre Kraft innerlich gebrochen. Als dann nach dem englischen Kriege von 1780—1784 die Abbröckelung begann, brach die Kompagnie wenige Jahre später (1798) machtlos zusammen und übertrug ihre Besitz- und Eigentumsrechte auf den Staat. Aber der niederländische Staat war damals selbst so ohnmächtig, daß er die staatliche Autorität über ein so ausgedehntes asiatisches Gebiet nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Er konzentrierte sich daher vornehmlich auf das Zentrum, auf Java, während die Inseln außerhalb Javas nach und nach in die Hände der Briten gelangten. Am 18. September 1811 fiel auch Java und das wenige, was uns anderwärts noch geblieben war, den Engländern in den Schoß. Nach einem Interim von fünf Jahren, während welcher Zeit der Engländer Raffles sich große Verdienste um die Kolonie erworben hat, wurde auf Grund des Londoner Vertrages vom 13. August 1814 am 19. August 1816 die britische Flagge wieder durch die holländische ersetzt. Und so kommt der ostindische Archipel wieder unter niederländische Staatsverwaltung. Abgesehen von Java, wo aber bald eine ausdauernde Anstrengung erforderlich war, um die wiedergewonnene Autorität zu behaupten, war das niederländische Prestige im Jahre 1816 auf dem Archipel noch recht begrenzt.

Nur einzelne Striche an den Küsten der verschiedenen größeren Inseln wurden besetzt, und zwar solche, die aus einem politischen oder strategischen Gesichtspunkt, oder aus Handelsinteresse große Bedeutung hatten. Freilich boten diese besetzten Punkte keine Garantien für die Beherrschung des Binnenlandes. Diesen kolonisatorischen Zustand kann man sich am besten durch ein Beispiel gegenwärtig halten. Man denke sich das Deutsche Reich, das ungefähr so groß ist, wie der niederländische Teil der Insel Borneo, als einzige Insel und nehme ferner an, daß diese Insel an 3 verschiedenen Häfen — z. B. Stettin, Danzig und Metz — zusammengenommen kaum 500 Soldaten Besatzung hätte. Man vergegenwärtige sich

ferner, daß, abgesehen von drei nicht leicht schiffbaren Flüssen, durchaus keine Verbindungswege vorhanden sind, und daß endlich das Binnenland aus nahezu unzugänglichem Urwald besteht, in welchem ein paar Millionen Menschen in zum Teil noch nomadischem Zustand zerstreut leben. Dann erst versteht man, eine wie winzige Bedeutung die Besetzung dreier Häfen für die Ausübung staatlicher Oberhoheit im Binnenlande haben konnte. Natürlich war die staatliche Autorität der Niederlande auf Borneo, ebenso wie auch anderwärts, nur auf dem Papier. Von einem politischen oder administrativen System so gearteter, isoliert lebender Bevölkerung im Binnenland konnte schlechterdings keine Rede sein, es sei denn, daß man das System der Enthaltung übte.

Es hat eine geraume Weile erfordert, bis man zur Einsicht gelangte, daß die Herstellung eines mehr oder minder selbständigen Kolonialgebiets des niederländischen Staates nur dann möglich ist, wenn eine tatkräftige zentrale Verwaltung in allen Teilen des Archipels streng durchgeführt wird. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkte man sich in der Hauptsache darauf, offensichtliche Mißachtung niederländischer Oberhoheit durch indische Fürsten und Völker streng zu ahnden, indem man kleinere oder größere Straferpeditionen, behufs Züchtigung der Rebellen, ausrüstete. Der Erfolg dieser Expeditionen war ein vergleichsweise geringer, weil keine bleibende Okkupation der nur vorübergehend besetzten Territorien erfolgte. Man zog vielmehr die Besatzung zurück, weil man — zu Unrecht — fürchtete, daß die Folgen dauernder Besetzung uns vor unerfüllbare administrative und finanzielle Aufgaben stellen würden. Die Erfahrung lehrte aber nach und nach, daß dieses System niemals zu einem völlig befriedigenden Resultat führen könne. Dazu traten neue Auffassungen über die eigentlichen Aufgaben einer Kolonialmacht hervor, und so ging man dazu über, die niederländische Oberhoheit in allen Teilen des Archipels mit Tatkraft zu verwirklichen. Natürlich blieben auch hier Enttäuschungen nicht aus. Insbesondere erforderte die vollständige Niederwerfung von Atjeh die Anspannung aller unserer Kräfte. Endlich gelang es nach einer erheblichen Anzahl von Jahren unter dem Generalgouverneur J. B. van Heutsz (1904—1909) das Endziel zu erreichen, so daß man heute füglich behaupten kann, daß die Vorbedingungen einer bleibenden und gesunden Entwickelung auf ökonomischem und ethischem Gebiete, nämlich: Ruhe, Ordnung und Sicherheit, augenblicklich in allen unseren Kolonien vorhanden sind.

Das kleine Holland bedarf zur Aufrechterhaltung seiner Kolonialmacht der äußersten Anspannung seiner Kräfte. Tausende und Abertausende seiner Söhne haben im 19. Jahrhundert, um nur von diesem zu sprechen, ihr Leben geopfert, um die weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, die ihrem Vaterlande zugewiesen war. Für weitere Tausende und Abertausende, in aufeinanderfolgenden Generationen, die dort eine ehrenvolle Laufbahn begannen, wurde Indien eine zweite Heimat. Keine kolonisierende Nation hat mit so geringen Hilfsmitteln eine so

gewaltige und schwierige kolonisatorische Arbeit verrichtet, wie die Niederlande. Aber nicht die geschichtlichen Bande allein sind es, welche Holland mit seinen asiatischen Kolonien verknüpfen. Die große Bedeutung, welche diese Kolonien ihrerseits für die Niederlande hatten, darf nicht übergangen werden. Der Besitz dieses Kolonialreichs in Asien als integrierender Bestandteil des niederländischen Staates ist für das Mutterland mehr als ein bloßes Vorrecht. Er ist eine Lebensfrage!

Die allgemeine politische Bedeutung, die man uns in größerem Maße zubilligt als anderen Staaten von gleichem Umfang und gleicher Bevölkerungsziffer, beruht vornehmlich auf unsern staatlichen Beziehungen zu unserem überseeischen Besitz in Asien. Nach Lage und ökonomischem Wert werden unsere Besitzungen — natürlich im Verhältnis — von keiner konkurrierenden Kolonialmacht an Wichtigkeit übertroffen. In erster Reihe verdankt Holland seine Bedeutung als Kolonialmacht seiner souveränen Stellung gegenüber dem Inselreich im Osten. Der Verlust dieser Kolonien würde den Staat der Niederlande in wenigen Jahren zu einem der unbedeutendsten Staatsgebilde in Europa herabsinken lassen. Nach dem Untergang seiner Souveränität in Asien würde der niederländische Staat unwiederbringlich jenes Ansehen verlieren, das er heute noch als große Kolonialmacht unter den westlichen Kulturstaaten genießt. Aber dieses Prestige ist noch nicht alles. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet sind die Kolonien von unendlicher Bedeutung für die Niederlande. Sind doch nahezu zwei Milliarden Mark holländischen Kapitals in Indien festgelegt, und man geht kaum fehl, wenn man die Revenuen dieses Kapitals auf 200 Millionen Mark beanschlagt. Daneben sind die indirekten Vorteile aus Handel, Schiffahrt und Industrie, die schwer zu beziffern sind, auch nicht zu unterschätzen. Sowohl der nationale Geist, als auch die ökonomische Wohlfahrt profitieren von der Tatsache, daß viele Tausende Niederländer in den und durch die Kolonien ein weites Arbeitsfeld und reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Energien finden. Diese Bedeutung fällt umsomehr ins Gewicht, als es sich bei uns nicht um einen Staat mit einer zahlreichen Bevölkerung handelt, welche überschüssige Arbeitskräfte hätte. Wir sind vielmehr ein Volk von nur 6 Millionen Einwohnern und haben dabei die Bedürfnisse an sittlich geschulten Kräften für die Leitung von 46 Millionen Menschen zu befriedigen.

Nach drei Jahrhunderten unermüdlicher Arbeit ist es dem kleinen Holland gelungen, seinen zivilisierenden Einfluß über das gesamte Gebiet des indischen Archipels auszudehnen. Nach einigem Schwanken der Verwaltung, wobei unzweifelhaft Fehler begangen worden sind, ist es Holland geglückt, seine kulturgeschichtliche Aufgabe in Indien voll zu erfüllen. Die Geschichte der Kolonialpolitik kennt kaum ein zweites Beispiel von solchen Resultaten bei gleichartigen Schwierigkeiten und Hilfsmitteln. Das Band zwischen dem Mutterlande und den Kolonien ist teils durch den geschichtlichen Verlauf der Ereignisse, teils und

besonders infolge der überragenden ökonomischen Bedeutung dieser Kolonien ein unvergleichlich innigeres, als anderwärts.

Niederland ist mit seinen Kolonien nicht mechanisch verbunden, sondern organisch verwachsen. Die Kolonien sind kein bloßes Anhängsel der Niederlande, das man sich wegdenken könnte, ohne daß der Staat ernstliche Einbuße erlitte, sondern sie bilden einen wesentlichen und integrierenden Bestandteil unseres Staates. An die Stelle der früheren Subordination der Kolonien tritt nach und nach der Begriff der Koordination. Der niederländische Staat setzt sich aus koordinierten Rechtsgemeinschaften zusammen, von denen die eine in Europa liegt, die andere in Asien (oder Amerika). In diesem Komplex von Rechtsgemeinschaften hat Holland freilich die Führung, aber es verzichtet, je länger, desto mehr, auf absolute Herrschaft. Mag auch in dieser Richtung das letzte Wort noch nicht gesprochen sein, so herrscht doch die angedeutete Tendenz vor, und die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher diese allgemeine Formel der niederländischen Kolonialpolitik sieghaft sein wird.

An sich ist dieses System der Koordination mit dem Mutterlande nichts Neues. Kanada, Australien und das heutige Südafrika verhalten sich zum Mutterlande England auf ähnliche Weise. Freilich hat man es dort mehr mit Kolonien zu tun, die in der Hauptsache von Weißen bevölkert sind, vielfach sogar von Landesgenossen, während das holländische Indien neben wenigen Zehntausenden vorübergehend sich dort aufhaltender Europäer über 40 Millionen einheimischer Tropenbewohner zählt, die auf einem viel tieferen Zivilisationsniveau stehen. Wenn die Niederlande dennoch als kolonialem Endzweck demselben Resultat zustreben wie England, dann kann dies nicht durch Auswanderung überschüssiger Landeskinder als ständiger Kolonisten nach Indien geschehen, weil es sich dazu gar nicht eignet, sondern nur vermittels einer engen Angliederung der Urbewohner des Landes an das niederländische Volk selbst. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die dazu gehörende Kolonisationsarbeit große Ausdauer erfordert, aber der angedeutete Endzweck der Kolonisation bestimmt den eigenartigen Charakter der niederländischen Kolonialpolitik. Bei dem engen Band zwischen Beiden decken sich die Interessen der Kolonien mit denen der holländischen Staatsinteressen überhaupt. Nur vermittels seiner Kolonien gerät Holland in unmittelbare Beziehung zur großen Weltpolitik.

In erster Reihe äußert sich diese Beziehung in den jüngst aufgetauchten, weltbewegenden geschichtlichen Ereignissen. Vor vergleichsweise wenigen Jahren noch konnte man getrost behaupten, Holländisch-Indien liege ruhig und völlig abseits von jenen großen Erschütterungen, welche die geschichtlichen Ereignisse hervorgerufen haben. Es hatte nicht den Anschein, als ob diese Kolonien Gegenstand eines direkten Konfliktes mit andern Nationen werden könnten. In den letzten Jahren jedoch hat sich dieser Zustand unverkennbar verschoben. Augenblicklich scheint für Ostasien eher eine Periode von Unruhen bevorzustehen,

als politische Windstille. In den letzten zwanzig Jahren haben sich an der Südsee einschneidende Veränderungen vollzogen. Deutschland ist in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Die Vereinigten Staaten haben die Herrschaft über die Philippinen gewonnen und sind, um Konflikten vorzubeugen, darauf bedacht, verschiedene Flottenstationen zu errichten. (Manilla, Guam, Pearl-bay.) Japan hat sich zu einer Großmacht mit weitreichenden internationalen Beziehungen aufgeschwungen. Australien ist mitten drin in einer Periode kräftiger Aufwärtsbewegung. China tritt in ein neues Zeitalter staatlichen Lebens ein. Und wenn erst der Panamakanal eröffnet wird, und ein neuer Weg nach dem Osten sich auftut, dann wird dies offenbar weitreichende Folgen für die ganze Weltkonstellation haben.

Niederländisch-Indien nimmt heute eine völlig andere Stellung ein, als früher. Wir dürfen die Augen vor der Tatsache nicht verschließen, daß die Möglichkeit jetzt gegeben ist, daß unsere Kolonien entweder Gegenstand eines direkten Konfliktes mit anderen Staaten sein, oder doch in einen solchen Konflikt hineingezogen werden könnten, wenn z. B. die Neutralität Holländisch-Indiens in Frage gestellt würde. In demselben Maße, wie die östlichen Großmächte mit den kolonisierenden Westmächten rivalisieren, rückt die Möglichkeit von Konflikten für uns in greifbare Nähe. Keine Großmacht verkennt oder unterschätzt die Gefahren, welche die Zustände im fernen Osten in sich bergen. Die wachsenden Kriegsrüstungen sowohl, als auch das Streben nach Gegenseitigkeits- und Rückversicherungsverträgen — ein Streben, dessen Niederschlag sich äußert im Vertrag von Frankreich mit Japan im Jahre 1907, von England mit Japan vom Jahre 1905, von Amerika und Japan im Jahre 1909, endlich und besonders im Vertrag von Rußland mit Japan — weisen unverkennbar darauf hin, daß die gegenwärtige Weltlage zu politischen Vorsichtsmaßregeln herausfordert. An der allgemeinen Bewegung nach Territorialerweiterung hat Holländisch-Indien freilich keinen Anteil, so daß Konflikte wegen Expansion nicht zu befürchten sind. Aber infolge unserer inneren Kolonialpolitik, welche den ganzen Archipel umfaßt, die ihm Rechtssicherheit gewährte, und vor allem aber entlegene Gegenden dem Weltverkehr öffnete, sind wir in eine Lage gekommen, die uns unvergleichlich mehr politische Bedeutung zuweist, als wir sie vordem besaßen. Der niederländische Staat wird heute durch seine Kolonien sehr nahe und ganz unmittelbar in das große internationale politische Problem des Ostens hineinbezogen. Während der Jahrhunderte langen Dauer unseres kolonialen Besitzes hat sich auf staatlichem, wie auf gesellschaftlichem Gebiete eine so untrennbare Verwandtschaft zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien herausgebildet, daß ein Verlust dieser Kolonien unseren Staat in seinem Herzpunkt treffen würde. Unsere nationale Existenz wäre in ihren Grundlagen untergraben und die politische Stellung Niederlands würde den Todesstoß erleiden. Aus alledem ergibt sich die unabweisliche Forderung für

die Niederlande, kraftvolle Maßregeln zur Verteidigung seines kolonialen Besitzes zu ergreifen. Daß die Regierung für dieses dringende Bedürfnis ein offenes Auge hat, geht daraus hervor, daß unlängst eine besondere Kommission getagt hat, welcher auch drei Minister angehörten, die der Königin ein sorgfältig ausgearbeitetes Gutachten überreichte, in welchem eine umfassende Erweiterung unserer Flotte als unabweisliche Aufgabe des Staates gefordert wird.

Die Stellung unserer Kolonien und damit auch unseres Staatswesens zum internationalen politischen Problem des Ostens muß auch noch von einem andern Gesichtspunkte aus die Haltung der Niederlande zum Auslande bestimmen. Zuweilen nämlich betrachtet die Bevölkerung eines Staatswesens die eigenen Kolonien als privaten Jagdgrund zum Erwerb von Handels- und anderen Vorteilen. Auch Niederländisch-Indien kannte eine Zeit, da solche Begriffe noch gangbare Münze waren. Seit mehr als einem halben Jahrhundert jedoch hat dieses System einer speziellen Bevorzugung des Mutterlandes weichen müssen, um einer vollkommen gleichartigen Behandlung a l l e r Nationen in ihren Handelsbeziehungen zu Indien Platz zu machen. Auch auf dem Gebiete des Land- und Minenbetriebs wurde — unter gewissen administrativen Vorbehalten — eine weitherzige Politik befolgt. In der Tat liegt eine gewisse Gewähr gegen einen gewalttätigen Angriff von außen darin, daß ansehnliche ausländische Kapitalien in Niederländisch-Indien investiert sind, und zwar Kapitalien mannigfacher Herkunft. Soweit also die internationale Seite unseres Kolonialbesitzes in Frage kommt, bleiben zwei Dinge von grundlegender Bedeutung: e i n m a l eine kräftige, vor allen Dingen maritime Verteidigungspolitik, a n d e r m a l eine weitherzige Politik gegenüber den rivalisierenden Nationen in Handel und Industrie, getragen von dem Grundsatz: p a r i t ä t i s c h e B e h a n d l u n g a l l e r N a t i o n e n.

Müssen wir solchergestalt mit dem internationalpolitischen Problem des Ostens bei den engen Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie ständig rechnen, so nötigen uns unsere Kolonien noch in anderem Betracht zu einer Stellungnahme zur allgemeinen Weltpolitik. Wir sind nämlich bei der Lösung eines der interessantesten Rassenprobleme der Menschheit in hervorragendem Maße beteiligt, dem Problem nämlich: wie verbindet man Völker verschiedener Rasse zu staatlicher Einheit? Das Behaupten unserer Kolonien, ferner das Ansehen und die Stellung der Niederlande sind auf das engste mit einer glücklichen Lösung dieses Problems verknüpft. Gelingt es uns, eine solche Kolonialpolitik konsequent zu Ende zu führen, daß die Kolonien, mit wachsender Autonomie für ihre eigenen Interessen, gleichwohl dem Mutterlande durch enge Bande verknüpft bleiben, dann wird die politische Weltstellung der Niederlande dadurch nicht bloß befestigt und in steigendem Maße anerkannt, sondern wir haben damit zugleich eines der wichtigsten s o z i o l o g i s c h e n Probleme der Gegenwart seiner Lösung nahegebracht. Es ist dies nicht so zu verstehen, als ob sich die niederländische Kolo-

nialpolitik der soziologischen Seite dieses Problems stets klar bewußt gewesen wäre; im Gegenteil! An den kolonialen Sünden, die der zeitlich hinter uns liegenden Periode angehören, hatten wir unser vollgerütteltes Maß. Abgesehen von der ostindischen Kompagnie haben auch unsere Regierungsorgane nach 1816 eine geraume Weile, mehr als ein halbes Jahrhundert, das Ausbeutungssystem befolgt, das die Kolonien zugunsten des Mutterlandes benachteiligt. Selbst später, als einsichtige Kolonialpolitiker die Unhaltbarkeit dieses Systems erkannten, war immer noch nicht der richtige Grundsatz zum Durchbruch gelangt, sondern man begnügte sich, während eines Vierteljahrhunderts etwa, den Eingeborenen die Lasten nach und nach etwas zu erleichtern. Erst im letzten Vierteljahrhundert wurde der neue kolonialpolitische Kurs mit vollem Bewußtsein eingeschlagen.

Wodurch zeichnet sich nun dieser „neue Kurs" aus? — In erster Linie durch einen umfassenden Unterricht für alle Klassen der Bevölkerung, in zweiter durch eine erhöhte Fürsorge für ihre materielle Wohlfahrt, und ihre allmähliche Heranbildung zum „self-government"! Den engen Verband zwischen Mutterland und Kolonie kann man nicht durch Peitsche und Knute herstellen, sondern einzig und allein durch Erziehung und Bildung im westeuropäischen Sinne. Man befürchte nicht, daß die einheimische Bevölkerung sich zur Aufnahme und Verarbeitung unserer westeuropäischen Kenntnisse und Begriffe dauernd als ungeeignet erweisen würde; wir kennen vielmehr eine Anzahl frappierender Beispiele junger indischer Aristokraten, — also der geborenen Führer ihres Volkes — die mit großem Erfolg unsere Mittelschulen auf Java absolviert haben. An holländischen Universitäten kamen Promotionen, sogar cum laude in einzelnen Fällen vor. Auch der Volksschulunterricht fällt unter der farbigen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Und mag uns in dieser Richtung noch viel zu tun übrig bleiben, so stehen wir doch unserem Endziel nicht mehr fern: allgemeine Volksschule, zunächst mindestens auf Java mit seinen reichlich 30 Millionen Einwohnern. Hier befinden wir uns zweifellos auf dem besten kolonialpolitischen Wege.

Etwas verwickelter scheint uns die ökonomische Seite dieser Frage zu sein. Wir haben in Indien gegen gewisse Einflüsse von Klima und Rasse zu kämpfen, die in Europa weniger stark zum Durchbruch kommen. Trägheit und Unbekümmertheit sind nun einmal Eigenschaften, welche der autochthonen Bevölkerung von Niederländisch-Indien in ganz besonderem Maße innewohnen. Freilich ist auch hier ein gewisser Fortschritt nicht zu verkennen, aber die Schwierigkeiten sind noch lange nicht beseitigt, zumal in Java, der meistbevölkerten Insel, sich der Übergang vom reinen Agrarstaat zum gemischten System von Landbau und Industrie zu vollziehen beginnt. Dieser Übergang gestaltet sich deshalb besonders schwierig, weil die einheimische Bevölkerung weder über eigenes Kapital, noch über eigene Betriebsleiter verfügt, und daher vorerst genötigt ist, beides aus

Europa zu beziehen. Aus diesem Grunde kommen die Erträgnisse der industriellen Betriebe vor der Hand nur zum winzigen Teile Indien selbst zugute. Einzelne Anzeichen deuten freilich darauf hin, daß durch kooperative Handelsgesellschaften in dieser Richtung eine kleine Veränderung zugunsten Indiens sich vollzieht.

In politischer Richtung ist das „self-government" der Eingeborenen noch auf die Kommune beschränkt (die einheimische Dorfgemeinde). Der vor etwa zehn Jahren angestellte Versuch, mittels Verwaltungsräte, in welchen Europäer und Eingeborene gemeinsam zusammenwirkten, eine größere Dezentralisation der Verwaltung herbeizuführen, hat nicht zum gewünschten Resultat geführt. Der gegebene Weg scheint vielmehr der zu sein, daß man einheimischen Bezirken von größerem Umfange, als die Dorfgemeinden sind (man bezeichnet sie als „Regentschaften", deren einzelne nahezu $^1/_2$ Million Seelen zählen), das Recht einräumt, ihre eigenen wirtschaftlich-rechtlichen Angelegenheiten selbst zu regeln, wenn auch anfangs unter Oberaufsicht der Zentralregierungsorgane. Es befinden sich bereits Pläne zur Verwirklichung dieses Systems in Indien in Vorbereitung. In die gleiche Gedankenfolge gehört auch der in einem Gesetzentwurf niedergelegte Plan eines jährlichen indischen Budgets, das von einem besonderen „Kolonialrat" in Indien selbst öffentlich beraten werden soll. Die endgültige Festlegung dieses Budgets bleibt freilich vorläufig noch den gesetzgebenden Körperschaften in den Niederlanden vorbehalten.

Wirft man nun schließlich die Frage auf, ob bei der eingeborenen Bevölkerung Geneigtheit besteht, in der oben angedeuteten Richtung mitzuarbeiten, oder auch nur das Bestreben nach engerer Verbindung mit dem Mutterland vorhanden ist, so liegt keinerlei Anlaß zur Entmutigung vor, wenn auch eine gewisse Vorsicht in der endgültigen Beantwortung dieser heiklen Frage geboten erscheint.

Augenblicklich durchlebt Niederländisch-Indien eine schwere Zeit, zum Teile mit Rücksicht auf die große mohammedanische Bewegung überhaupt, zum andern Teile infolge jener nationalistischen Strömungen, welche in den letzten Jahren ganz Ostasien ergriffen haben. Von den 40—42 Millionen Bewohnern Ostindiens bekennen sich ungefähr 36 Millionen zum Mohammedanismus. Und es ist nicht zu verkennen, daß die jüngsten Ereignisse innerhalb der mohammedanischen Welt — der Stoß, der die moslemische Theokratie vor wenigen Jahren in Konstantinopel ins Herz getroffen hat, ferner Marokko, Tripolis und der Balkankrieg — an den Mohammedanern in Ostindien nicht wirkungslos vorübergegangen sind, vielmehr eine lebhafte mohammedanische Bewegung hervorgerufen haben. Dazu treten der Aufstand in den Philippinen gegen Spanien, das Auftreten Japans gegen Rußland, die Erschütterungen in China als entscheidende Faktoren, welche das Aufflammen des Nationalgefühls begünstigt haben. Und so ist denn auch heute in Indien — vor allem in Java — unverkennbar eine starke Erregung religiöser und nationaler

Gefühle vorhanden, die zur Vorsicht und Umsicht mahnt. Dagegen fehlt es auch nicht an ermutigenden Anzeichen. In solchen Gegenden, denen die christliche Mission ihren Stempel aufgedrückt hat — Molukken, Nord-Celebes und die Bataklânder — fühlt sich die Bevölkerung in all ihren Schichten durchaus solidarisch mit dem Mutterlande. Aber auch in rein mohammedanischen Gegenden zeigt sich zuweilen — vielfach sogar auf überraschende Weise —, wie stark bereits das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Niederlanden unter den besten Kreisen der einheimischen Bevölkerung entwickelt ist.

So sehr nach alledem äußerste Vorsicht in der Voraussage der kolonialen Zukunft geboten erscheint, so steht doch das Eine unerschütterlich fest, daß nämlich das niederländische Volk jene unentbehrlichen Eigenschaften besitzt, welche das Gelingen kolonisatorischer Arbeit voraussetzt: Duldsamkeit, Ausdauer und Geduld — lauter Eigenschaften, die mit der Landesgeschichte und dem Volkscharakter zusammenhängen. Schon die Erringung seiner Freiheit auf religiösem und politischem Gebiet in einem achtzigjährigen Kampfe gegen Spanien hat Holland zum klassischen Lande der Toleranz gestempelt. Selbst in jener Periode, als hierzulande die reformierte Kirche die Verkörperung der Staatsreligion darstellte und ihre Bekenner das Monopol auf alle Staatsämter besaßen, war das Verhältnis zu den Andersgläubigen in diesem Lande ein weit milderes als anderwärts. Diese Toleranz verdanken wir zunächst der Tatsache, daß der protestantische Charakter der Nation sich unter dem Einfluß des Calvinismus herausgebildet hat, so daß keinerlei Cäsaropapismus hier Wurzel schlagen konnte. Und das ist wohl auch der tiefste Grund, warum die religiöse Toleranz sich in unserem Lande in so umfassender Wucht herausbilden konnte, daß sie zuerst Andersgläubige, später Andersfarbige umfaßte.

Neben dem Calvinismus haben aber auch noch andere Faktoren auf den holländischen Volksgeist erziehlich eingewirkt. Auch ein Spinoza — Orientale nach Abstammung, Niederländer von Geburt, Philosoph aus innerem Beruf — hat in diesem Lande während der Blütezeit der Republik sein philosophisches System ersonnen und den „theologisch-politischen Traktat“, für Viele das Grundbuch der Toleranztheorie, verfaßt. Und mag auch die von ihm und seinen späteren Gesinnungsgenossen vertretene Toleranzidee sich mehr dem Indifferentismus nähern, also von der religiösen Toleranz des Calvinismus erheblich abweichen, so findet man doch die spinozistische Geistesrichtung im Denkhabitus vieler zeitgenössischer Niederländer noch vertreten. Durch das Zusammenwirken dieser beiden, ihrem Ursprunge nach völlig verschiedenen Faktoren hat sich in der Volksseele der Niederländer eine Weltauffassung herausgebildet, die sich in ganz hervorragendem Maße jenen Forderungen nach enger Verbindung zwischen Mutterland und Kolonie anpaßt, welche mit dem Endzweck aller Kolonisationsbestrebungen unabtrennbar verknüpft ist. Das gilt aber nicht bloß von religiöser Toleranz, sondern ebensosehr auf rein soziologischem Gebiete. Man beginnt mit

Duldsamkeit gegen andere Religionen und endet mit Toleranz gegen andere Rassen.

Neben der Toleranz gilt als zweites Gebot aller Kolonialpolitik Ausdauer und Geduld. Beide Eigenschaften sind im niederländischen Volke stark entwickelt. Vielleicht sind wir manchmal etwas zögernd im Handeln. Aber in Beharrlichkeit und Ausdauer läßt der Holländer meist nichts zu wünschen übrig, während die Geduld des Durchschnittsniederländers vielfach geradezu bewunderungswürdig ist. Die erforderlichen Voraussetzungen zu durchgreifendem kolonisatorischen Gelingen sind daher in Holland durchweg vorhanden. Man kann daher füglich behaupten: wenn irgend ein Land dazu berufen ist, das schwierige soziologische Problem der engen Verknüpfung verschiedener Rassen unter einer staatlichen Oberhoheit zu lösen, dann wird — neben England vielleicht — dieses Land sicherlich Holland sein.

Professor Dr. C. van Vollenhoven: Niederländische Verfassung.

Der niederländische Staat, wie er unter den Landesherren aus dem burgundisch-österreichischen Hause, etwa 1450 bis 1550, geboren wurde, hat die Grundgedanken seiner Verfassung während der großen Zeit der Republik, 1581 bis 1795, erhalten und betätigt; zeigt aber erst seit 1848 seine jetzige Form. Seine Verfassung zeichnet sich heute natürlich nicht mehr, wie ehemals, vor den meisten Verfassungen Europas durch diese Grundgedanken — Selbstregierung des Volkes, Dezentralisierung und Freiheit — aus, aber durch ihre lange geschichtliche Praxis und ihre glückliche Verbindung ist sie noch immer bedeutsam.

Die Möglichkeit einer Wiederbelebung ihrer alten Prinzipien in verbesserter Form verdankt die niederländische Verfassung zunächst dem neunzehnjährigen französisch-napoleonischen Zeitraum. Es kann niemanden wundern, daß schon die Republik der Vereinigten Niederlande, die das spanische Joch abgeschüttelt hatte, auf Selbstregierung des Volkes gegründet war; indes war dieses „Volk" nicht die Gesamtheit der wohlhabenden Bürger gewesen, sondern eine Oligarchie der höheren Stände. Aus dem Mittelalter her hatte die Republik die Dezentralisation mittels selbständiger Städte, Dörfer und Wasserverbände beibehalten; doch ihre Schwäche war es gerade, daß die unentbehrliche Zentralisierung nicht höher reichte, als die sieben Provinzen selber, die jetzt Teile des Mutterreiches

sind, damals aber souveräne Glieder eines viel zu lockeren Staatenbundes waren. Und war die, zuerst im Kampfe gegen Spanien, späterhin gegen Ludwig XIV., errungene Freiheit des Glaubens und des Denkens ihr gerechter Stolz, so erstreckte sich diese Freiheit noch nicht so weit, daß alle Staatsangehörigen, ungeachtet ihres Denkens und Glaubens, als gleichen Rechtes betrachtet wurden. Was noch fehlte — eine politische Verwischung der alten Stände, ein einheitlicher Staatsverband mit zentraler Kraft, Unparteilichkeit des Staates in Glaubensangelegenheiten —, das brachte erst die Revolutionsperiode. Leider nicht ohne bedeutenden Nachteil für das staatsbürgerliche Selbstgefühl, und leider mit erschlaffender Nachwirkung, lange nachdem Napoleon von der politischen Bildfläche verschwunden war.

Thorbecke (1798—1872) ist der Name des großen Staatsministers, der, namentlich durch seinen Einfluß auf die Revision der Verfassungsurkunde (1848) und durch seine meisterhaften Gesetze über das Provinzial- und das Gemeindewesen (1850 und 1851), die Niederlande dem napoleonischen Banne zu entziehen gewußt hat, ohne jedoch eine der Früchte jener heilsamen Zeit preiszugeben. —

Wie sehen nun heute die leitenden Gedanken der Verfassung aus?

Die alte Selbstregierung hat in Provinz und Gemeinde die Form einer wirklichen Regierung dieser Verbände durch ihre selbstgewählten Körperschaften („provinciale staten", „gemeenteraad") mit ihren Ausschüssen erhalten. Im Reiche selber hat sie die Gestalt einer parlamentarischen Volksregierung angenommen, in diesem Sinne, daß nicht nur die einstweilige Regierung in Übereinstimmung mit der politischen Farbe der Volksvertretung („Staten-Generaal") gewählt werden muß, sondern daß — ein hitziger parlamentarischer Kampf hat es 1866 so entschieden — diese Volksvertretung auf jeden Zweig der Verwaltung, auch der kolonialen Verwaltung, ihre Kontrolle ausdehnen darf. Durch beträchtliche Ausdehnung der parlamentarischen Befugnisse im kolonialen Etatswesen (1864, 1865) hat der Kolonialminister Fransen van de Putte dieser parlamentarischen Volksregierung eine noch größere Bedeutung verliehen.

Die namentlich infolge der genannten zwei Thorbecke'schen Gesetze auf neue Grundlagen gestellte Dezentralisation ist durch ihren doppelten Charakter bemerkenswert. Zahlreiche Staaten kennen eine Dezentralisierung in autonomem Sinne: Provinzen und andere Verbände besitzen die Befugnis, über ihre eigenen Angelegenheiten ebensowohl durch Verwaltung und Polizei, als durch Gesetzgebung, Herr zu sein. In andern Ländern hat sie sich besonders als „local government" ausgeprägt: die Ausführung der zentralen Gesetze geschieht alsdann vielfach nicht durch Zentralbeamte, sondern durch unabhängige örtliche Behörden. In der niederländischen Verfassung aber stehen diese beiden Dezentralisierungsformen in der Provinzial- und Gemeindeverwaltung gleichberechtigt

und gleichbedeutend nebeneinander; und nicht nur der schlichte Bauer, sondern sogar der entwickelte Staatsbürger könnte eine im Haag zentralisierte Gesetzgebung und eine nur durch vom Haag aus ernannte Präfekten und Unterpräfekten betriebene Gesetzesausführung und weitere Verwaltung kaum begreifen.

Nicht weniger stark sind seit 1848 die Freiheit des Glaubens und der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht, die Öffentlichkeit aller gemeinsamen Angelegenheiten, die Freiheit von Handel und Gewerbe aufrechterhalten oder verstärkt worden. Und nicht weniger als die beiden Prinzipien der Selbstregierung und der Dezentralisierung sind, durch ihre drei Jahrhunderte lange Entwickelung und Praxis, diese Freiheiten den sechs Millionen Gliedern der Nation ins Blut übergegangen. —

Bedarf es noch der Erwähnung, daß in den drei tropischen Kolonien der Niederlande — Niederländisch-Indien, Suriname und Curaçao — die reiche und reife Schönheit der niederländischen Verfassung sich nicht in gleichem Maße entfalten konnte? Den vierzig Millionen Eingeborenen Ostindiens ist weder das „ancien régime" ihrer eigenen Fürsten, noch die kommerziellgesinnte Enthaltsamkeit der Vereinigten Ostindischen Kompagnie, noch endlich der Kulturzwang der Jahre 1830—1880 zur politischen Erziehung gediehen. Und in den beiden amerikanischen Kolonien, wo die Eingeborenen auf einige Tausend kraftlose Indianer (im Innern Surinames und auf der Insel Aruba) beschränkt sind, bestand die große Mehrheit der Bevölkerung aus unfreien oder freigewordenen Afrikanegern. In den Kolonien galt es also, das den abweichenden, tropischen Verhältnissen angepaßte Äquivalent der im Mutterlande wohlberechtigten Verfassungsgrundzüge zu erfinden; nicht aber, das holländische Beispiel unhistorisch nachzuahmen.

In Curaçao und Suriname hat man vielleicht seit Abschaffung der Sklaverei (1863) durch solche planlose Nachahmung — politische Rassengleichheit, lokales oder zentrales Wahlrecht — gefehlt; die Lösung dieses Verfassungsproblems in Indien war und ist aber gerade der Ruhm der niederländischen Herrschaft. Der einheimischen Bevölkerung wurde die Verwaltung durch ihre herkömmlichen Häupter, die Aufrechterhaltung ihres einheimischen Rechtes und die Schonung ihrer Religion in solcher Weise verbürgt, daß man diese dreifache Erhaltung der Volksinteressen in den überzahlreichen einheimischen Gemeindeverbänden („desa" usw.) das Palladium der Ruhe Indiens nennen durfte. Und nicht nur hat das zwanzigste Jahrhundert diese Prinzipien gutgeheißen, sondern sie um drei Neuerungen vermehrt: und zwar mit einer auf Erziehung gerichteten Politik in Bezug auf die vielen einheimischen Fürstenreiche — eine reelle und umfassende Dezentralisation —; zweitens mit einer ganz bescheidenen Nachahmung der holländischen Provinzial- und Gemeindeverbände, welche aber das von alters her bestehende Präfektensystem der Residenten und weiteren Zentralbeamten bis jetzt unberührt läßt; und zuletzt mit der festen Absicht, Regenten und andere Häupter zu wirklichen Verwaltern zu erziehen. —

Im Werden begriffen ist noch immer das Verfassungsverhältnis zwischen Mutterland und Kolonien. Während ein lebhafter Wunsch besteht, den Einfluß der Behörden in Indien auf die Angelegenheiten dieser Kolonie zu vergrößern, so scheint den westindischen Kolonien gegenüber die Regierungspraxis vielmehr einer solchen Dekonzentration zu widerstreben. Wie dem aber auch sei, selbst die feurigsten Vorkämpfer der Dekonzentrierung halten an der Einheit des Königreichs nach außen hin fest: keine internationalen Befugnisse der Kolonialgouverneure, keine abgesonderte Kolonialflotte, und eine Staatsangehörigkeit, die nicht getrennt ist in Bezug auf Mutterland und Schutzgebiete, sondern die sich auf den ganzen Staat erstreckt. Das Symbolum dieser Einheit nach innen und nach außen besitzt die niederländische Verfassung in dem mit dem Volke geschichtlich zusammengewachsenen Hause Oranien. —

Das Jahr 1913 bietet eine doppelte Veranlassung, diese festen und gesunden Züge der niederländischen Verfassung freudig zu erwähnen.

Zunächst die geschichtliche Rückschau. Derselbe große Patriot, dessen weitblickendem Mut die Niederlande ihre Wiedergeburt — November 1813 — verdanken (Gysbert Karel van Hogendorp), hat bis zu seinem Tode, 1834, für die Einigung seines Volkes durch Selbstregierung, Dezentralisation und Freiheit — die erst 1848 lebendig werden konnte — in Wort und Schrift unablässig gekämpft. Wenn die jetzigen politischen Parteien um die Verfassung, über deren drei Prinzipien sie alle einig sind, kämpfen, so ist es über die Frage, wie durch Wahlrechtsreform, Unterrichtswesen, Kolonialreformen usw. Selbstregierung und Freiheit am zuverlässigsten gesichert werden können.

Aber auch für einen geschichtlichen Vorblick hat das Jahr 1913, in welchem der Friedenspalast eröffnet wird, Bedeutung. Denn der Nutzen einer Mitwirkung des niederländischen Geistes bei der Organisierung der Völkerrechtsgemeinschaft muß jedem einleuchten, der die Überzeugung hegt, daß auch dort nicht die Tyrannei eines zentralisierenden Weltstaates, sondern Selbstregierung der Nationalstaaten, Dezentralisation und Freiheit die vornehmlichsten Grundlagen bilden müssen.

Jhr. Mr. A. P. C. van Karnebeek,

Staatsminister, Vorsitzender des Vorstandes der Carnegie-Stiftung:

Die Eröffnung des Friedenspalastes im Haag.

Der Herausgeber von „Nord und Süd“ hat mich freundlich aufgefordert, anläßlich der Eröffnung des Friedenspalastes auch an dieser Stelle einige Worte zu sagen. Ich glaube seinem Wunsche am besten zu entsprechen, wenn ich auf Ausführungen verweise, die ich jüngst im Peace Day Bulletin veröffentlicht habe. Sie lauten in freier Übertragung wie folgt:

Das normale Verhältnis in den Beziehungen zwischen zivilisierten Staaten ist fraglos das des Friedens. Nicht allein deshalb, weil das Christentum Liebe und Wohltat in der Brüderlichkeit des Menschentums predigt, und Menschlichkeit das grausame Abschlachten und die Leiden, welche durch einen Krieg hervorgerufen werden, verabscheut, sondern auch deshalb, weil die ökonomischen Interessen der verschiedenen Nationen heutzutage derart mit einander verwoben sind, daß eine Störung des Friedens oder auch nur die nahe Gefahr einer solchen die Quellen des Wohlstandes, welche die Entwickelung materiellen Gedeihens nähren, in weit größerem Umfange schädigt, als lediglich die im Kampfe begriffenen Parteien. Krieg ist ein Unglück, das auch die abseits und außseits Stehenden ernstlich berührt. Kriegführung verlangt heutzutage solch gewaltige Opfer an Leben und Geld, daß selbst der Sieger eine lange Zeit unter diesen Verlusten zu leiden hat. Der Zustand des Friedens ist die natürliche Regel; der des Krieges die unnatürliche Ausnahme.

Soll das nun so viel sagen, daß kein Krieg gerechterweise geführt werden könne; daß Staaten wie Einzelwesen sich nicht verteidigen dürfen, wenn sie angegriffen werden; daß eine unterdrückte Nation nicht für ihre Freiheit kämpfen dürfe; daß die Waffen nicht ergriffen werden dürften, um offenbare Ungerechtigkeit, die andern geschieht, zu verhindern oder wettzumachen?

Es ist klar, daß die schöne Lehre des Friedens, wenn sie zu solchen Schlüssen führte, zu weit gehen würde. Wohl aber verurteilt sie alle Kriege, welche aus Liebe zur Macht und aus Eroberungsgelüsten (Imperialismus), oder aus einem Streben nach Handelsvorteilen (Merkantilismus), oder schließlich aus der Erregung krankhafter nationaler Reizbarkeit und Vorurteils (Jingoismus) stammen.

Wenn diese Gesichtspunkte berechtigt sind, kann Krieg eine Reaktion gegen Ungerechtigkeit sein; häufig wird er aber ein Verbrechen, meistens eine Torheit sein, und in seiner Wurzel wird stets irgend ein Fehler gegen das, was recht ist, vorhanden sein.

Die Abschaffung des Krieges ist im Prinzip eine Frage internationaler Ethik. Wenn die verschiedenen Staaten und Regierungen stets geneigt wären,

die Gesetze der Gerechtigkeit gegeneinander walten zu lassen, so würde kein Grund zum Kriege gegeben sein. Zugleich ist sie aber auch in gewissen Beziehungen eine technische Frage. Selbst bei denen, die willens sind, recht zu handeln in Fällen, wo aus den verschiedenen Interessen sich Streitpunkte erheben, ist es oft nicht klar, wo in solchem Streitfalle das Recht ruht. Um das letztere festzustellen, scheint es keinen besseren, ja keinen anderen Weg zu geben, als die Entscheidung eines unparteiischen Richters anzurufen und in edler Gesinnung sich an ihn zu halten, selbst wenn ehrlicher Zweifel über deren Richtigkeit gehegt werden dürfte.

In beiden Hinsichten haben die sogenannten Friedenskonferenzen hervorragende Dienste geleistet. Getragen von der schwellenden Welle humanitärer Überzeugung, daß Krieg eine Abnormität ist, welche von moralischer Überlegung und der Übung der Gerechtigkeit bemeistert werden könne, haben die hochgesinnten Vertreter — wir dürfen sagen — aller zivilisierten Staaten einerseits einen beredten Appell für Frieden in den internationalen Beziehungen und friedliche Beilegung internationaler Streite an das ethische Gefühl gerichtet und andererseits einen Schiedsgerichtshof errichtet, der von Prinzipien, welche die tüchtigsten Spezialisten aufgestellt haben, geleitet wird, und der sowohl in seiner Zusammensetzung, wie in seiner Tätigkeit derart ausgeglichen erscheint, daß die Befürchtung parteiischer Rechtsprechung auszuschließen ist. In der Tat ist dieser Gerichtshof eine von den Parteien selbst erwählte Jury. Zudem können seine sorgfältig verfaßten Bestimmungen schiedsrichterlicher Prozeßführung, wie es schon der Fall war, internationalem Schiedssprechen in anderer Form zur Vorlage dienen, wenn solches gewünscht wird. Hier also ist ein Samenkorn weltumfassenden Humanismus zur Wurzelung gebracht worden, das bei weiterer Pflege dazu angetan ist, jene Gemeinde von Staaten und Nationen zu schaffen, von der sich die edlen Geister unter den Staatsmännern und Philosophen stets angezogen gefühlt haben, ohne ihr je so nahe gekommen zu sein.

Es ist kein Wunder, daß Mr. Andrew Carnegie den großherzigen Trieb empfand, aus seinen großen Mitteln eine bedeutende Summe zur Verfügung zu stellen, um diese Institution, die von der ersten Friedenskonferenz ins Leben gerufen wurde, mit einer passenden Heimstätte zu versehen, welche zu Ehren jener der Friedenspalast genannt wird. Durch ihre ethische Bedeutung ist sie wahrlich ein Friedenstempel, dessen hoher Turm allen jenen, die an das Vorwärtsschreiten der Menschheit zum Ideal des Friedens glauben, zuwinkt. Als der Sitz des internationalen Schiedsgerichtshofes ist sie ein Palast der Gerechtigkeit, der die Mittel zur Verhinderung des Krieges durch die Ausübung des Rechtsspruchs darbietet. Mr. Carnegie mag hier wohl eine fruchtreiche Anlage für das Ziel seiner liebevoll gehegten Ideen gefunden haben.

Wenn nun nichtsdestoweniger Kriege ausgebrochen sind, müssen wir deshalb von der Eröffnung dieses Tempels, dieses Palastes des Friedens, Abstand nehmen? Mit gleicher Berechtigung könnten wir die Kirchen schließen,

weil die Tugend es noch nicht zuwege gebracht habe, die Sünde abzuschaffen; ebenso könnten wir die Gerichtshöfe schließen, weil Verbrechen und Gewalttat immer noch vorhanden sind. Nein! Unter allen Umständen ist es gut, daß das friedliche Werk der Friedenskonferenz in einem monumentalen Bau Unterkunft finde, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, Besucher und Pilgrime an sich zieht, Regierungen einlädt, ihre Differenzen seinem Schiedsgerichtshof zu unterbreiten, und daß Forscher internationalen Rechts in seiner Fachbibliothek zusammenkommen. Auch wenn Krieg wirklich wütete, würde der bessere Gedanke des Friedens und schiedsrichterlicher Beilegung von Streitfällen hier eine würdige Zufluchtsstätte finden und die Hoffnung für die Zukunft aufrechterhalten.

A. Bredius: Die holländische Malerei einst und jetzt.

Wenn man einen gebildeten Menschen, gleichviel welcher Nationalität, fragen würde: Nennen Sie mir einen großen, berühmten Holländer; ich glaube, fast alle würden antworten: Rembrandt. Das bedeutet, daß dieser ur-holländische Maler, der zeit seines Lebens sein Vaterland kaum verlassen hat, durch seine ungeheure Kunst die ganze Welt erobert hat.

Rembrandt ist der Kern jener erstaunlich großen Schar von Malern, die etwa zwischen 1625—1675, in einem halben Jahrhundert, in dem kleinen Holland gewirkt haben. Ein einzigartiges Schauspiel! Und neben jenem Einzigen, wie viele Große! Welch treffliche Schüler umgaben Rembrandt! Ich nenne nur Carel Fabritius, Bol, Flinck, Maes, de Gelder aus vielen. Und weiter: welche Vielseitigkeit! Ein Hals, der größte Impressionist aller Zeiten, Porträtisten wie Ravesteyn, Moreelse, Mierevelt, van der Voort, Elias, van der Helst — und noch hundert Namen könnten folgen, Landschafter wie van Goyen, Cuyp, die Ruisdael's, Hobbema, um nur die größten zu nennen, ein Steen, einzig in seiner Art, vielseitig wie keiner, Humorist in der höchsten Bedeutung des Wortes, Feinmaler wie Dou und Mieris, vielfach und allerwärts nachgeahmt, aber nie wieder erreicht, ein Vermeer van Delft, Pieter de Hoogh, Zauberer mit Licht und Farbe wie Rembrandt und doch wieder so ganz verschieden, ein Adriaen van de Velde, Potter, Wouwerman, Meister der Tiermalerei, ein Porcellis, Simon de Vlieger, Willem van de Velde und van de Cappelle, — wer hat je wieder wie letzterer das Meer gemalt? — mit einem Wort: auf jedem Gebiet der Malerei hat das kleine Holland das Höchste gegeben, alles in jenem halben Jahrhundert.

Und wenn es nur den einzigen Rembrandt geschenkt hätte, die ganze Welt wäre noch ebenso dankbar gewesen, wie jetzt für die Hunderte von Künstlern, deren Arbeiten, als teure Schätze gehütet, in den zahllosen Museen, den tausenden Privatwohnungen aller Kunstliebhaber der ganzen Welt herumhängen. Denn mit der einfachsten Federzeichnung, der kleinsten Radierung hat er uns Kunstemotionen geschenkt, die zu dem Höchsten gehören, was das Leben dem fühlenden Menschen zu bieten vermag. Was ist das eigentliche Geheimnis seiner Kunst, die eine ganze Welt in seinen Zauber bannt? Sie ist so innig-menschlich! Wer hat so wie Rembrandt in das tiefste Innere des Menschen geblickt, und wer konnte uns so wie er zeigen, was er da geschaut? Er, der starke Mann, der sein Leben ganz gelebt, geliebt und gelitten hat — er allein besaß die einzige Gabe, alles, was das Menschenherz empfindet, durch Pinsel, Feder oder Radiernadel auszudrücken, so daß wir es mitempfinden. Was bringt uns Rembrandt so nahe: sein innig-menschliches Empfinden. Was hat überhaupt diese Kunst des kleinen Holland so international gemacht, daß sie jetzt, über die ganze Welt zerstreut — bis nach Australien und Afrika —, tausende öffentliche wie Privatsammlungen füllt, während die Preise ins Fabelhafte gestiegen sind? Das ist ihr gesunder Realismus, verbunden mit dem höchsten technischen Können.

Nach der Periode der kirchlichen Kunst, die bis weit ins 16. Jahrhundert hineinragt, kam diese natürliche, gesunde, holländische Kunst, die wahre Volkskunst. Denn ursprünglich hingen diese, jetzt mit vielen Tausenden bezahlten Bilder unserer großen Meister in den Wohnungen eines Jeden; der einfachste Bürgersmann Hollands besaß seine „Gemäldesammlung", und für wenige Gulden konnte er seine Wände mit ihnen schmücken.

Kein Wunder, daß diese große Kunst ihren Einfluß auf die Malerei Europas geltend gemacht hat. Ohne Rembrandt hätte es keinen Reynolds, ohne Ruisdael und Hobbema keine Englische Landschaftsmalerei, keinen Crome und keinen Constable, ja keine Ecole de Barbizon gegeben!

Eine der noch nicht genügend erklärten Erscheinungen in der Geschichte der holländischen Kunst ist der plötzliche Verfall der Malerei am Ende des 17. Jahrhunderts, ja mit wenigen Ausnahmen das völlige „Erlöschen" der Malerei während des ganzen 18. Jahrhunderts.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Holland wieder gezeigt, daß die scheinbar versiegte Quelle seiner Kunst aufs neue hell und klar zu sprudeln vermochte. Eine neue, gesunde Malerei eroberte sich wieder das Interesse der ganzen Welt. Bosboom malte seine mysterienreichen Kircheninterieurs, wobei seine letzten Studien Rembrandtschen Geist, Rembrandtsche Größe zeigten. Israels, mit Unrecht zum zweiten Rembrandt gestempelt, gab seine inhaltsreichen dichterischen Szenen aus dem Leben der Bauern und Fischer, wobei er, wie Rembrandt, vor allem rührend menschlich bleibt. Die drei Maris setzen die große Tradition fort: Jacob mit der Verherrlichung der nie genug gepriesenen

holländischen Landschaft in ihren mannigfaltigen Stimmungen, Willem mit dem Hohenlied der Sonne, der holländischen Sonne mit ihren atmosphärischen Wundern, Matthys wiederum durch ein mächtiges Können auf jedem Gebiete der Malerei — in ein Suchen nach mystischen, neuen, märchenhaften Gebilden mündend.

Eine ganze Reihe tüchtiger Künstler schart sich um diese Größen. Einer, selbst ein Großer, Mauve, stirbt jung, aber hinterläßt Landschaften, von einer Poesie und zugleich von einer Wahrheit, die ihn zum glücklichen Rivalen eines Daubigny, eines Rousseau machen, Werke, die in der ganzen Welt bewundert, mit Hunderttausenden bezahlt werden. Weißenbruch, Gabriel u. a. gehören zu dieser trefflichen Gruppe von Landschaftsmalern. Mesdag schafft seine Marinen, Bles, Bakker, Korff malen ihre geistreichen Genrebilder; das Bildnis, lange vernachlässigt, findet in Josselin de Jong, Jan Veth, Havermann u. a. tüchtige Vertreter; Toorop, der große Phantast, der meisterhafte Zeichner, der zugleich ein Meister der Porträtkunst ist, Breitner, der gewaltige, der einen glücklichen Wurf mit seinen beschneiten Grachten, seinen im Anbau begriffenen Stadtvierteln getan hat — alles mit sicherem, breitem Pinsel gemeißelt —; van Gogh, ein lang verkannter, jetzt vielleicht etwas überschätzter Meister, der unter französischem Einfluß nach Neuem strebte, dafür litt und starb; ja, wo soll ich aufhören, — j'en passe et des meilleurs! Der Kreis all dieser bedeutenden holländischen Maler bildet wieder ein geschlossenes Ganzes — er trägt, trotz leichten Einflusses der Barbizon-Schule, echten holländischen Stempel. Das kleine Holland hat somit auf dem Gebiete der Kunst das schöne Wort seiner Königin-Mutter erfüllt.

„Holland sei groß in allem, worin ein kleines Land groß sein kann."

Jetzt bildet sich unter uns wieder eine neue Gruppe von Künstlern, welche sich, anschließend an die Bewegung der Neo-Impressionisten, Kubisten und Futuristen, nach neuen Bahnen der Kunst sehnen. Über dieses Streben ist aber noch kein endgültiges Urteil abzugeben; der Most gärt, aber man kann das Resultat noch nicht feststellen.

Möge mein Vaterland nie vergessen, was es der Kunst schuldet; mögen aber auch unsere Künstler nie vergessen, wie hoch ihre Vorgänger die Kunst gehalten haben!

Prof. Dr. C. Snouck Hurgronje: Die Orientalistik in Holland.

An der Wegräumung der Scheidewände, an der Hebung der Mißverständnisse, welche einem ungehemmten, fruchtbaren Verkehr von Orient und Okzident im Wege stehen, kann sich Holland auf gleichem Fuß wie die westlichen Großstaaten beteiligen, denn dabei kommt es nicht auf Heer und Flotte, sondern auf Wissenschaft und Erfahrung an. Der niederländische Staat aber hat von seiner Geburt an so lebhafte Beziehungen merkantiler und politischer Art mit dem Orient gehabt, daß die Sammlung von Wissenschaft und Erfahrung über jene Welt hier von jeher als eine Lebensfrage empfunden wurde. Bedenkt man nun, daß von den augenblicklich nahezu 40 Millionen niederländischen Staatsangehörigen im ostindischen Archipel ungefähr 35 Millionen sich zum Islam bekennen, so kann es nicht wundernehmen, daß die Wissenschaft von der Islamwelt in Holland früher als in den meisten andern Ländern Europas in ihrer Bedeutung erkannt wurde.

Die Universität Leiden stand seit ihrer Gründung (1575) in bezug auf das Studium des Orients voran, aber auch Franeker, Groningen, Utrecht und Amsterdam blieben nicht unbeteiligt. Die Motive dieses Interesses haben ihre eigene Geschichte, und manchmal waren sie sogar bei einem einzelnen Gelehrten verschiedener Art. Wenn die drei Generationen Schultens, deren Lehrtätigkeit beinahe 70 Jahre des 18. Jahrhunderts ausfüllt, das Studium der orientalischen, namentlich der semitischen Sprachen und Sitten als Vorbedingung zu einem richtigen Verständnis der Bibel forderten, so verfolgten sie dabei eine von ihren berühmten Vorgängern: Scaliger, Erpenius, l'Empereur, Golius vertretene Richtung. Eine andere theologische Begründung der Nützlichkeit solcher geistigen Beschäftigung bildete die Notwendigkeit der Widerlegung des mohammedanischen Irrglaubens und die der christlichen Apologetik. Golius erhielt von den „Generalstaaten" eine Belohnung für seine Übersetzung konfessioneller und liturgischer Schriften der reformierten Kirche ins Arabische. Zu gleicher Zeit erfuhren aber die von Erpenius und Golius auf ihren Orientreisen gewonnenen praktischen Kenntnisse von seiten der Regierung eine vernünftigere Verwertung — bei ihren Verhandlungen mit asiatischen und afrikanischen Fürsten. Levinus Warner (1619—1665) wurde als hoffnungsvoller Schüler Golius' nach Konstantinopel entsandt, um sich praktisch mit dem Orient bekannt zu machen. Eine Enttäuschung war es für die Leidener Universität, daß Warner dem für ihn bereit gehaltenen Lehramt die Vertretung der Generalstaaten in der Türkei vorzog. Sie wurde dafür reichlich entschädigt, indem der früh verstorbene „Resident" ihr seine prachtvolle Sammlung arabischer, persischer und türkischer Manuskripte vermachte. Wenn die orientalischen Studien vom

17. Jahrhundert an in Leiden eine ununterbrochene Reihe von geschätzten Vertretern aufzuweisen haben, so ist das in erster Linie dem Legatum Warnerianum zu verdanken; auch einem fruchtbaren internationalen wissenschaftlichen Verkehr war diese, fremde Besucher anziehende Sammlung in hohem Grade förderlich.

Mit den theologischen Motiven war es den holländischen Orientalisten des 16. bis 18. Jahrhunderts voller Ernst, aber ihre Arbeiten bezeugen doch auch ein rein wissenschaftliches Interesse, welches das Denken und Treiben der orientalischen Welt immer mehr für sie gewann, je tiefer sie sich in diese Studien versenkten. Manchmal dienten die religiösen Endzwecke als Vorwand zur Entschuldigung der Beschäftigung mit Gegenständen, welche den damaligen Vorurteilen als anrüchig und gefährlich erschienen. Die Historia Orientalis des Schweizers Hottinger (1651), eines Schülers des Leidener l'Empereur, ist ein Ergebnis reinen Wissenstriebs, aber der Verfasser wird in seiner Vorrede nicht müde, die Notwendigkeit solcher Studien für die Bibelexegese, die Apologetik, auch des Protestantismus, der ja von den Katholiken oft als Kryptomohammedanismus denunziert wird, und für die Bekämpfung der mohammedanischen Gottlosigkeit und des türkischen Reiches zu demonstrieren.

Die Beschäftigung mit geistigen Dingen, welche jenseits des reformierten Horizontes lagen, war in Holland zu Anfang des 18. Jahrhunderts nichts weniger als populär. Um so höher ist es anzuschlagen, daß der Utrechter Professor H. Reland schon 1704 in seinen „de Religione Mohammedica libri duo" den ehrlichen Versuch unternimmt, nach den besten ihm bekannten Quellen eine objektive Darstellung der Lehren des Islams zu geben. Zwar beteuert auch er seine Rechtgläubigkeit und seinen Abscheu vor Häresien, aber er sieht darin keinen Grund, in üblicher Weise fremde Religionen zu verleumden. „Wir sind Menschen", sagt er, „für Irrtümer empfänglich, und namentlich, wenn von religiösen Dingen die Rede ist, lassen wir uns mehr, als sich geziemt, von unserer Leidenschaft hinreißen." Wäre der Islam so toll, wie man ihn in Europa darzustellen beliebt, so führt er weiter aus, die Bekehrung vieler Juden und Christen zu dieser Religion wäre unerklärlich. Den rasch zunehmenden Verkehr der Europäer mit Mohammedanern in der Türkei, in Afrika, Syrien, Persien und in Niederländisch-Indien läßt Reland als triftigen Grund für ein ernstes Studium des Islams gelten, zumal, wie er sagt, die Christen im Orient sich häufig so benehmen, daß ein Türke, der von einem anderen des Betruges verdächtigt wird, diesem zu antworten pflegt: „Siehst du mich etwa für einen Christen an?"

Seit dem trefflichen Reland hat es in Holland nie völlig an Gelehrten gemangelt, die sich ohne Nebengedanken mit dem Studium des Orients befaßten, nur um zu verstehen und eine gegenseitige Verständigung nach dem Maße ihrer Kräfte zu fördern. Seit Ende des 18. Jahrhunderts bedurfte es dabei der Entschuldigung nicht mehr. Hamaker, Weijers, Juynboll, Dozy,

De Goeje haben teils durch musterhafte Textausgaben, teils durch glänzende Studien das allgemeine Wissen von der Welt des Islams um ein Bedeutendes gefördert. Zwar hat sich keiner von diesen Gelehrten direkt an der praktischen Verwertung dieser Kenntnisse im Interesse der zu Holland gehörenden Mohammedaner beteiligt, aber aus ihrer Schule sind viele hervorgegangen, die in der Kolonialpolitik eine tätige Rolle gespielt haben.

In den letzten Dezennien wirkte ein neuer Zweig der orientalischen Studien in gleicher Richtung harmonisch mit. Die indischen Studien, welche bei uns mit dem jetzt achtzigjährigen, aber immer noch jugendfrischen Kern ihren eigentlichen Anfang genommen haben, bieten für Holland deswegen ein praktisches Spezialinteresse, weil das volkreiche Java vor seiner Islamisierung eine jahrhundertelange hinduistische Kulturperiode durchlebt hat. Die vielseitige Begabung und das unermüdliche Schaffen Kerns haben es ihm ermöglicht, nicht bloß in der indischen, sondern auch in der indonesischen Sprachkunde als Führer aufzutreten. Neben ihm ließ es sich eine Reihe von verdienstvollen Gelehrten angelegen sein, Länder und Völker Ostindiens auf wissenschaftlichem Wege ihren holländischen Herren näher zu bringen; man tut keinem Unrecht, wenn man unter diesen: Veth, Roorda, van der Tuuk rühmend hervorhebt. Eine ganze Phalanx von jüngeren Gelehrten setzt die Arbeit jener Generation der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer vielseitigerer Weise fort.

Die niederländische Orientalistik hat somit von ihren Anfängen an zweierlei Ziele ins Auge gefaßt. Die Älteren erstrebten mit ihren Studien des Orients geistigen Gewinn im vertieften Verständnis der eigenen heiligen Schrift und materiellen Vorteil im Handel durch genauere Vertrautheit mit den Eigenheiten der Objekte ihrer Ausbeutung. Eine weitherzigere, weniger egoistische Auffassung wurde von einer Minorität nicht ohne eine gewisse Scheu vertreten und brach sich erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts endgültig Bahn. Dann erstand aber, zugleich mit der Emanzipierung der Wissenschaft zur vollen Selbständigkeit, beim jüngeren Holland das Bewußtsein einer nationalen Schuld. Holland fing an, die ethischen Konsequenzen aus seinen jahrhundertelangen Beziehungen zum fernen Osten zu ziehen, es begann einzusehen, daß die Völker, welche eine nunmehr aufgegebene Ausbeutungspolitik unter seine Vormundschaft gebracht hatte, jetzt beanspruchen durften, daß der Vormund sie zu einer ihrer Veranlagung entsprechenden Stellung in der Völkerwelt erziehen sollte. Auf dieser doppelten Grundlage bildete sich die neuere Anschauung der Aufgabe der Orientalistik Hollands.

Einerseits fühlte sich Holland seiner Vergangenheit gegenüber verpflichtet, an der Lösung der allgemeinen Probleme, welche der Orient der modernen Wissenschaft auferlegt, in dem Maße teilzunehmen, wie es seine persönlichen und materiellen Mittel gestatten. Andererseits aber betrachtete es als seine spezielle Aufgabe, zu deren Erfüllung kaum ein Opfer zu groß sein dürfte, die Pflege

aller jener Wissenschaften, welche bei einer von ethischen Motiven geleiteten Kolonialverwaltung zur praktischen Anwendung gelangen sollen. So ist denn beispielsweise in Holland die Assyriologie erst in den letzten Tagen zur Vertretung durch eine eigene Professur gelangt, wohingegen Arabien und der Islam, Indien und namentlich Indonesien in der Orientalistik der Niederlande einen Raum einnehmen, der nur in Hollands ganz besonderer Stellung als Kolonialmacht seine Erklärung findet.

Das Schlagwort der neueren Eingeborenenpolitik: „Assoziation der kulturfähigen Eingeborenen an die Kultur der Niederländer", setzt selbstverständlich eine Reihe von neuen, schwierigen Problemen auf die Tagesordnung, deren Lösung eine immer ausgesprochener auftretende, praktisch-national orientierte Orientalistik voraussetzt. Als eine der allmählich herbeizuführenden Verständigung sehr zuträgliche Erscheinung betrachten wir die zunehmende Anzahl von Indonesiern, welche an holländischen Universitäten studieren. Im Mai 1913 hat zum ersten Mal ein Indonesier in Holland die Doktorwürde erworben; er promovierte in Leiden in orientalischer Philologie mit einer Dissertation, welche als ein Zeugnis einer in Europa nur selten während des Universitätsstudiums gewonnenen wissenschaftlichen Reife gelten darf. Möge sie außerdem als ein glückverheißendes Omen gelten für den Erfolg der niederländischen orientalischen Studien in ihrem Streben, Orient und Okzident zu einer höheren Kultureinheit zu verschmelzen.

Leiden, August 1913. C. Snouck Hurgronje.

Cornelius Hofstede de Groot: Die kulturgeschichtliche Bedeutung der niederländischen Kunst.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie verlangen von mir für die Septembernummer von „Nord und Süd", die meinem Vaterlande gewidmet sein wird, eine kurze Auseinandersetzung über die Bedeutung der niederländischen Kunst für die Weltkultur. Diese Frage stellten Sie mir im Augenblick, da ich im Begriff war, in die Sommerferien zu reisen, und zwar mit der Absicht, nicht vor Ablauf Ihres sehr kurz gestellten Termins zurückzukehren. Einen eigentlichen Aufsatz zu liefern, mußte ich daher unter diesen Umständen ausschlagen. Ich konnte nur versprechen, in der Form eines Briefes Ihnen einige Ideen mitzuteilen. Wenn diese zu patriotisch gefärbt sind, so liegt dies an Ihrer Wahl des Briefschreibers. Meine Skizze wird aber kaum etwas Neues über das in jedem kunstgeschichtlichen Werk behandelte Thema enthalten.

Zunächst müssen wir uns bei den Worten „Niederländische Kunst" klar machen, was wir darunter verstehen, wenn wir über ihre kulturgeschichtliche Bedeutung reden wollen; denn sowohl der Begriff: Kunst, als auch die nähere Umschreibung: Niederländisch bedarf einer genauen Definition.

Die Kunst des Gebietes, welches jetzt das Königreich der Niederlande umfaßt, ist nicht die, welche wir Kunsthistoriker die Niederländische Kunst zu nennen pflegen. Wir nennen sie die Holländische im Gegensatz zur Vlämischen, welche die Kunst des jetzigen Belgiens, sowohl des vlämischen, als auch des brabantischen, endlich auch des wallonischen Teiles umfaßt. Niederländische Kunst dagegen umfaßt vom kunstgeschichtlichen Standpunkt beide, sowohl die vlämische als auch die holländische Kunst, und zwar vorzugsweise die Kunst der Zeit, da die nördlichen und südlichen Provinzen politisch, religiös und ökonomisch noch zusammengehörten (also bis etwa 1570).

Auch das Wort Kunst, selbst wenn wir es von Anfang an in der engeren Bedeutung von „bildender Kunst" verstehen, bedarf noch einer weiteren Einschränkung. Denn nicht alle bildenden Künste: Baukunst, Bildnerei, Malerei haben es auf unserem Boden zu einer kulturgeschichtlichen Bedeutung gebracht, sondern nur die letztgenannte. Wir können hier nicht den Gründen nachspüren, warum weder im Mittelalter, noch in der Renaissance die niedriger gelegenen Lande an der Nordsee an Bauten etwas produziert haben, was sich den romanischen Kirchen vom Rhein, den gotischen Domen Frankreichs oder den Renaissancepalästen Italiens an die Seite stellen ließe. Die politische und ökonomische Lage, das Klima, der Mangel an geeignetem inländischen Material und der unfeste Boden haben dabei gewiß eine große Rolle gespielt. Desgleichen bei der Bildnerei. Daß die Anlage unserer Vorfahren zur Skulptur — wenn überhaupt vorhanden — sich nicht höher entwickelt hat, liegt wohl in erster Linie an dem Mangel des Materials: weder zum Guß geeignetes Metall, noch zum Bildhauen geeigneten Haustein liefert der holländische Boden. Was er wohl lieferte, war ein schönes Eichenholz, und in diesem Material haben unsere Holzschnitzer Ausgezeichnetes geleistet — besonders nach der malerischen Richtung größerer Kompositionen: Reliefs, Schnitzaltäre u. dergl.

Sind wir uns jetzt darüber einig, wie wir die Frage nach der Bedeutung der Niederländischen Kunst für die Gesamtkultur aufzufassen haben, und zwar als eine nach der weltgeschichtlichen Bedeutung der holländischen Malerei, so kommt bei der Beantwortung dieser Frage auch noch eine zeitliche Begrenzung in Betracht.

Zwar gehen die ersten Anfänge der holländischen Malerei ins frühe Mittelalter hinauf (Wandmalereien und Buchillustrationen); zwar erlebt die holländische Kunst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bereits eine Periode hoher Blüte, die sich an die Namen von Geertgen, van St. Jans, Albert van Ouwater und Dirck Bouts aus Haarlem, Gerard David aus Oudewater, Hugo van

der Goes aus Goes knüpft, aber von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung war diese Blüte nicht. Es war eine Anlehnung an die vlämische Schule der Brüder van Eyck und eine glückliche Weiterbildung derselben. Was ihr und der ebenfalls nicht zu unterschätzenden Kunst eines Lucas van Leyden und seiner Zeitgenossen aus dem sechzehnten Jahrhundert noch fehlte, um ihr zur kulturgeschichtlichen Bedeutung zu verhelfen, waren die autochthonen, die nationalen, ihr allein eigenen neuen Elemente, die erst das siebzehnte Jahrhundert zur Entwickelung brachte.

Diese Elemente keimten in einem soeben von fremdem Joch befreiten Boden. Ihr erstes Element ist ihr durchaus protestantischer und weltlicher, also nichtkirchlicher Charakter.

Die ganze Kunst des Mittelalters, und auch diejenige der Renaissance noch, fußten zum größten Teil auf kirchlichem Boden. Im protestantischen Holland gab es keine Kirche mehr, welche die Kunst in ihren Dienst nahm; erstens weil sie sie nicht bezahlen konnte, sodann weil sie sie gar nicht schätzte. Die Calvinistische Auffassung verdammte jeden weltlichen, besonders jeden figürlichen Schmuck des Gotteshauses. Siegestrophäen, Grabmäler, Trauertafeln wurden nur in jenen Teilen der Kirche, die nicht mehr für den Gottesdienst herangezogen wurden (Chor, Chorumgang und Querschiffe) geduldet, aber keine Gemälde biblischen Inhalts, keine Altartafeln, keine Wandmalerei, welche die Aufmerksamkeit der Gläubigen von der Predigt ablenken konnten.

Auf der einen Seite war dies ohne Zweifel ein großer Verlust. Dies zeigt sich an jenen Ländern, die nach der Einführung des Protestantismus, nach der Abdankung der kirchlichen Malerei gar keine Kunst mehr hervorgebracht haben. Es steckte indes den Holländern der Drang zur Malerei so im Blut, daß sie von jenem Augenblick an, da der Pöbel die Kunstschätze katholischen Ursprungs in den Kirchen vernichtete, anfingen, die Kunst in den Dienst des Individuums und in den der weltlichen Gemeinschaft zu stellen. In den Dienst des Individuums für die Ausschmückung der Wohnung; in den Dienst der Gemeinschaft für den Schmuck der Rathäuser und anderer öffentlicher Gebäude: Vereinslokale der Schützen, Gilden, Professoren, die Sitzungssäle der Staaten, der Admiralität und besonders auch der Verwalter der gemeinnützigen Stiftungen: Waisen- und Armenhäuser u. dgl. m.

Es hat kein Land in der Welt gegeben, wo das Bedürfnis, das eigene Heim mit Erzeugnissen der Malerei zu schmücken, so tief eingewurzelt und so allgemein verbreitet war, wie in Holland. Es ist unsagbar lehrreich, aus den alten Inventaren zu erfahren, wie sogar eine ganz einfache Bürgerwohnung von oben bis unten mit Gemälden gefüllt war. In erster Linie gehörten zu diesen Kunstschätzen die Porträts der Besitzer und ihrer Angehörigen. Jeder Holländer, der sich einigermaßen selbst respektierte, ließ sich mindestens einmal malen. Manche sogar öfters, bis sechs- oder achtmal.

Was die Einzelnen taten, das ahmten auch die Korporationen nach, vor allen die Schützen und Regenten. Hierdurch entstand jene großartige Bildnismalerei, jene Darstellungen des kräftigen Geschlechts, das den Krieg gegen Spanien zu einem guten Ende geführt hatte und sich jetzt mit größter Kraftanstrengung gegen England und Frankreich behauptete. Ohne Überhebung kann man sagen, daß es kein Volk und keine Zeit gegeben hat, wo die Freude am eigenen Bildnis und das Bedürfnis, seine Gesichtszüge der Nachwelt zu überliefern, so groß war wie in der Republik des 17. Jahrhunderts.

Neben der Porträtmalerei blühte jede andere Kunstgattung. Die Landschaft, früher nur der Hintergrund einer biblischen oder geschichtlichen Darstellung oder auch eines Porträts, wurde ihrer selbst wegen kultiviert. Sowohl die Landschaft im engeren Sinne, als auch die Seemalerei, die ja im wasserreichen Holland einen besonders fruchtbaren Boden finden mußte. Die Architekturmalerei fand besonders dankbare Aufgaben in den romantischen Städtebildern und den einfachen, aber für malerische Darstellung besonders geeigneten Kirchen. Das Genre- oder Sittenbild schilderte das Leben der Volksklasse und der höheren Stände mit fabelhafter Naturtreue und zuweilen nicht ohne satirischen Beigeschmack. Das Tierbild und die Stillebenmalerei wurden nirgends mit solcher Liebe gepflegt, wie in Holland. Ihre Meister gehören noch jetzt zu den am höchsten geschätzten aller Schulen, und gerade sie haben die Welt gelehrt, daß es in der Kunst nicht in erster Linie darauf ankommt, w a s man malt, sondern w i e man es darstellt. Es gelang ihnen auch dem unscheinbarsten Gegenstand einen Reiz von unvergänglicher Schönheit abzugewinnen.

Und endlich die Geschichtsmalerei, die kirchliche wie die profane. Dieser fehlten von Anfang an die großen Wandflächen, auf denen die italienische Wandmalerei sich ausbreiten konnte. Ihr fehlten seit der Reformation auch die Altarbilder in den Kirchen. Sie hat sich daher nach dieser Richtung nicht vollkommen entwickeln können, und wo ihr großartige Aufgaben gestellt wurden, versagten ihre Kräfte (Ausschmückung des Amsterdamer Rathauses, des Palastes im Busch usw.).

Um so besser gelang ihr die biblische Malerei auf einfachen Tafelbildern. Unter Führung Rembrandts hat die holländische Kunst zum ersten Male der Welt eine biblische Malerei in rein protestantischer Auffassung, frei von den Traditionen der katholischen Kirche, geboten. Eine Malerei, in der die rein menschlichen Züge der biblischen Erzählung mit packender Gewalt zum Ausdruck gelangten und die menschlichen Gemütserregungen in einer Weise wiedergegeben sind, wie dies weder vorher noch nachher der Kunst irgend eines Volkes gelungen ist.

Sahen wir bisher, wie in der Republik der Vereinigten Niederlande die Kunst zum ersten Male einen protestantischen und bürgerlichen, dabei realistischen und universellen Charakter annimmt, so wollen wir jetzt auf ihre zweite Eigen-

schaft hinweisen, in der sie sich von allen vorhergehenden Kunstschulen unterscheidet, und in der sie der Welt der Kunst ebenfalls etwas Neues geschenkt hat: es ist dies die konsequente Durchführung des Prinzips des Helldunkels oder des clair obscur.

Unter Helldunkel versteht die Kunstwissenschaft den eigenartigen Gegensatz zwischen Licht und Schatten, der dann entsteht, wenn in einen verhältnismäßig großen geschlossenen Raum durch eine vergleichsweise kleine Öffnung ein starkes konzentriertes Licht einfällt, das eine verhältnismäßig kleine Stelle stark beleuchtet und die übrigen Teile im Zauber des Halbdunkels läßt. Es ist also der Gegensatz zu einem diffusen Licht, das durch eine größere Lichtöffnung einen bestimmten Raum gleichmäßig beleuchtet.

Die künstlerische Wirkung des Helldunkels war gewiß vor der holländischen Schule, vor Rembrandt, dem größten Meister derselben, auch schon bekannt. Namentlich Correggio und die Caravaggisten haben es nicht ohne Glück angewandt, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß es via Elzheimer und durch die holländischen Schüler des Caravaggio nach Holland gebracht worden ist. Rembrandt war aber der erste, der es sozusagen zum Prinzip erhoben und zur höchsten Vollendung gebracht hat. Er hat die feinsten malerischen Wirkungen des Lichtes auf die Leinwand zu zaubern gewußt und in Verbindung mit seinem wunderbar entwickelten Sinn für Kolorit und atmosphärische Perspektive, vor allem mit seiner unübertroffenen Fähigkeit, die inneren Bewegungen der menschlichen Seele zum Ausdruck zu bringen, die höchste Blüte der holländischen Malerei herbeigeführt.

Rembrandts Einfluß auf seine Zeitgenossen war nicht gering. Man teilt die holländische Kunst in eine vor-Rembrandt'sche Periode ein, und eine zweite, die unter Rembrandts Einfluß steht. Letztere umfaßt beinahe alle großen Meister mit Ausnahme des — einer früheren Generation angehörigen — Frans Hals. Nicht nur die direkten Schüler Rembrandts, die bei ihm in der Lehre waren oder seinem persönlichen Einfluß unterworfen gewesen sind, sondern auch Meister, von denen dies weder nachweisbar, noch überhaupt anzunehmen ist, haben das Prinzip des Helldunkels mit dem größten Erfolge angewandt. Diese Anwendung beschränkte sich nicht auf die Darstellung in Innenräumen allein. Auch in der Landschaftsmalerei erkannte man sehr bald die malerischen Reize, die ein durch eine Wolkendecke hervordringender Sonnenstrahl oder das durch ein dichtes Blätterdach einfallende Licht zuwege bringt. Jakob Ruisdael, Johann van de Capelle und Aelbert Cuyp sind ebensogroße Meister des Helldunkels geworden, wie die Ostade's, Pieter de Hooch und der Delfter Vermeer.

Man würde der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts nicht im vollen Umfang ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht werden, wenn man bei ihrer Betrachtung die Kupferstiche außer acht ließe. Sowohl als Stecher, als

auch als Radierer haben die Meister dieser Schule Unübertroffenes geleistet. Wiederum ist es Rembrandt, dessen Name vor allen genannt werden muß, und zwar wegen seiner vollkommenen Beherrschung der Technik, seiner Vielseitigkeit und Produktivität und wegen aller jener Eigenschaften, durch die er auch als Maler zu den Allerersten der Welt gehört. Sein „Hundertguldenblatt", sein „Ecce homo in die Breite", seine „Landschaft mit den drei Bäumen", viele seiner Bildnisse sind Gemälde in Druckerschwärze, die den Meisterwerken in Ölfarbe, wie die „Staalmeesters" oder „Jakobs Segen", in keiner künstlerischen Beziehung nachstehen.

Eine letzte Seite der holländischen Kunst, deren Tragweite freilich an die bisher skizzierten nicht heranreicht, deren kulturgeschichtliche Bedeutung gleichwohl nicht unterschätzt werden darf, ist die sachliche, d. h. die Produkte der Kunst vom Standpunkt der Darstellung aus gesehen, und nicht von der Art und der Qualität der Darstellung.

Die Erzeugnisse der holländischen Kunst gewähren uns einen Einblick in das Leben und Treiben eines kleinen Kulturvolkes zur Zeit seiner höchsten Blüte. Sie tun es in einer Vielseitigkeit, die von keiner anderen Kunst, bei keinem andern Volk erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Sie stellt uns jede Beschäftigung zu Land und zu Wasser, im Haus und im Freien, im Sommer und Winter, in Krieg und Frieden, in Kirche und Staat mit einer Treue vor's Auge, welche die eines geschriebenen Wortes bei weitem übertrifft. Sie überliefert uns die Züge unserer Fürsten, Staatsmänner, Generäle und Admiräle, Gelehrten und Denker nicht nur in seltener Vollständigkeit, sondern auch in unübertroffener Realität. Die Kunst begleitet die holländischen Segler und Entdecker in alle Weltgegenden; sie liefert ihnen die nötigen Karten der entferntesten Länder und sie übermittelt uns die älteste Kunde aus dem eiskalten Norden und den Tropen, aus Newyork und Brasilien, wie vom Kap und aus Indien, kurz von überall her, wo damals die holländische Flagge wehte.

Um's Jahr 1700 fand die führende Rolle der holländischen Kunst ihr Ende. Holland war voll, überfüllt mit hervorragenden Kunstwerken aus der Blütezeit. Für neue Produktion war kein Absatz. Die Kunst schlief ein. Sie erwachte erst wieder in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Namen von Johannes Bosboom, Josef Israels, Anton Mauve und der Brüder Maris gehören zu den am meisten gepriesenen und zu den am höchsten bezahlten ihrer Zeit. Liegt es schon in unserer Befugnis, über die kulturgeschichtliche Stellung dieser unserer älteren Zeitgenossen zu reden und über sie zu urteilen? Nach meiner Ansicht kaum. Sie stehen uns noch zu nahe, um uns die richtige Perspektive für eine wahrheitsgemäße Betrachtung zu erlauben. Wir freuen uns über ihren Besitz und über ihre Werke; wir sind stolz darauf, daß sie unserem Volke angehören, und daß sie dem holländischen Namen neuen Ruhm verschafft haben. Über ihre Stellung in der Kunstgeschichte zu reden, überlassen wir getrost der

Zukunft. Kein Urteil wird von der Nachwelt so unnachsichtig umgestoßen, wie das eines Zeitgenossen über die Berühmtheiten seiner Zeit.

Hiermit habe ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, einige kurze Andeutungen über das Thema skizziert, das Sie mir gestellt haben. Auf Vollständigkeit machen sie natürlich keinen Anspruch, ebensowenig auf Originalität. Ich bitte Sie und die Leser Ihrer Zeitschrift, meine Skizze so hinzunehmen, wie sie gedacht war, und zwar als flüchtige Gedanken eines Ferienreisenden.

Interlaken, Ende Juli 1913.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

Corn. Hofstede de Groot.

Professor Hugo de Vries: Die Begründung der Biologie in Holland.

Leeuwenhoek und Swammerdam.

Johannes Swammerdam und Antony van Leeuwenhoek sind die Begründer der heutigen biologischen Wissenschaft. Sie lebten in jenem großen Zeitalter, in welchem die Niederlande an die Spitze der gesamten Kulturentwicklung traten. Im Krieg mit Spanien war die eigene Freiheit erfochten worden, und als die edelsten Früchte des Sieges erwuchsen auf unserem Boden das freie Denken und die freie Forschung. Die wichtigsten Waffen in der Ausbildung der menschlichen Kenntnisse, das Teleskop und das Mikroskop, waren am Schluß des sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf niederländischem Boden entdeckt worden, und der Name der Gebrüder Janssens in Middelburg wird für immer mit dem Aufstieg der bedeutendsten Richtungen im naturwissenschaftlichen Studium verbunden bleiben. Anfangs fand das Mikroskop im Auslande nur geringe Anerkennung, und nur wenige Gelehrte nahmen es bei ihren Studien zur Hilfe. Eigentlich nur den Namen von Malpighi in Italien und von Nehemiah Grew in England begegnen wir auf diesem Gebiete, bis Swammerdam und Leeuwenhoek dem Mikroskop — nahezu gleichzeitig — zu einem ganz unerwarteten Erfolge verhalfen. Swammerdam enthüllte seinen Zeitgenossen die Geheimnisse der inneren Struktur der höheren und niederen Tiere, und er studierte namentlich die Insekten in allen Phasen ihrer Entwickelung. Eine ganz neue Auffassung des Baues und des Lebens der uns umgebenden Tierwelt entwickelte sich unter seinen Händen, und überall erwachte das Interesse an Vorgängen, von

denen man früher nicht die geringste Ahnung hatte. Noch mehr aber revolutionierte es die Wissenschaft, als Leeuwenhoek ihr die Existenz einer großen und formenreichen Lebewelt erschloß, welche nur mit dem Mikroskope gesehen werden konnte. Er wurde dadurch zum Begründer jenes Forschungsgebietes, welches später namentlich durch Ehrenberg und durch den Verfasser jener so mächtig anregenden Schrift „Die Macht des Kleinsten in der Natur", unseres Landsmanns Paul Harting, weiter ausgebaut wurde, und welches nunmehr einen großen Teil der Forscher sowohl auf botanischem, als auch auf zoologischem Gebiete intensiv beschäftigt. Er war der Bahnbrecher jener Richtung, welche in der Neuzeit durch die Untersuchungen von Pasteur und Koch so tief in die verschiedensten Zweige der Medizin und der Industrie eingegriffen und gleichzeitig das Feld der wahren Naturphilosophie fast ins Unendliche ausgedehnt hat.

Swammerdam und Leeuwenhoek fanden ein nahezu völlig jungfräuliches, unbearbeitetes Feld vor sich. Der erstere hatte die Instrumente und Hilfsmittel, die Handgriffe und Methoden zu konstruieren, welche ihm die Erforschung des inneren Baues, sogar ganz kleiner Insekten, ermöglichen sollten. Manche von ihm konstruierte Apparate und Kunstgriffe bilden noch jetzt die Grundlage unserer anatomischen Technik. Leeuwenhoek widmete sich zu allererst der praktischen Verbesserung des Mikroskopes, indem er selbst seine Linsen schliff und sie in der vorteilhaftesten Weise zusammenstellte. Er übertraf in seiner technischen Fertigkeit seine Vorgänger und Zeitgenossen um Haupteslänge und konnte dadurch ganze Gruppen von Organismen und Erscheinungen entdecken, welche bis dahin unbekannt geblieben waren. Die innere Struktur der höheren Pflanzen und Tiere war ihm dabei nur Nebensache, aber die wunderbare Welt der dem unbewaffneten Auge unsichtbaren Lebewesen fesselte ihn gewaltig. Infusorien und Rotatorien, Rhizopoden und Amoeben, Diatomeen und Desmidieen, und namentlich jene merkwürdige Gruppe der Flagellaten, in der sich die Grenzen des Pflanzen- und Tierreiches zu verwischen scheinen, wurden von ihm entdeckt. Eine der sonderbarsten Formen — der in freien Kolonien herumschwimmende Volvox — wurde von ihm dem Tierreich, von späteren Forschern aber dem Pflanzenreich zugerechnet. Eine andere, weit verbreitete Art, die Euglena, wird noch jetzt bisweilen als Pflanze und von einigen als Tier betrachtet.

In ihren Methoden folgten Swammerdam und Leeuwenhoek durchaus verschiedenen Prinzipien. Der eine war von Haus aus ein Gelehrter, der andere war ungefähr das, was man damals ein naturae curiosus nannte. Swammerdam war ein Nachfolger von Descartes und wandte dessen scharfsinnige Methoden des logischen Denkens und der von diesem geleiteten empirischen Forschung, wo es nur irgend anging, an. Leeuwenhoek freute sich seiner fast täglich sich einstellenden neuen Entdeckungen, und er suchte diese zur Lösung der schwebenden philosophischen Fragen und namentlich im Interesse der Evolutionstheorie zu verwerten. Damals trat auf philosophischem Gebiete die Frage nach dem Ursprung des Lebens in den

Vordergrund. Leeuwenhoek suchte sie für seine mikroskopischen Organismen auf Grund der Erfahrung zu beantworten, indem er ihre Lebensgeschichte vom Anfang bis zum Ende verfolgte. Er zeigte aufs klarste, daß auf diesem ganzen Gebiete das Leben nicht von selbst entsteht, sondern daß es stets aus Keimen hervorgeht, welche von Wesen gleicher Art hervorgebracht wurden. Der Satz: omne vivum ex vivo fand in ihm einen seiner kräftigsten und erfolgreichsten Verteidiger. Swammerdam bemühte sich stets, die von ihm entdeckten Tatsachen untereinander zu verbinden und aus ihnen auf dem Wege der Induktion neue und allgemeine Wahrheiten abzuleiten. Er arbeitete damit kräftig an dem methodologischen Aufbau der Wissenschaft. Die leitenden Gedanken dieser Forschungsrichtung hat er in einer Nachschrift zu seinem berühmten Buche „Historia naturalis insectorum" 1669) niedergelegt. Dieser Zusatz führt den Titel „Nachschrift für den nach Wahrheit suchenden Leser" und betont, daß die objektive Beobachtung zwar die Grundlage unserer Erkenntnis ist, daß aber mittels der Vernunft aus den sichtbaren Phänomenen die unsichtbaren erschlossen werden müssen. Diese heute Jedem geläufige Ansicht war damals zwar nicht ganz neu, brach sich aber nur mit Mühe Bahn, und Swammerdam gebührt jedenfalls der Ruhmestitel, kräftig daran mitgearbeitet zu haben. Manche, damals noch herrschenden falsche Vorstellungen wurden von ihm als solche nachgewiesen und durch richtigere Auffassungen ersetzt, darunter auch solche, noch von Aristoteles herrührende Meinungen, wie z. B. jene über die Metamorphose der Organismen.

Swammerdam war im Februar 1637 zu Amsterdam geboren, studierte in Leiden und promovierte dort im Jahre 1667 in der medizinischen Fakultät. Seine Dissertation behandelte die Atmungsorgane des Menschen, wie denn überhaupt die Anatomie des Menschen und der höheren Tiere, namentlich der Fische, damals den Hauptgegenstand seines Interesses bildete. Zwei Jahre später erschien seine bereits erwähnte Naturgeschichte der Insekten, nahezu gleichzeitig mit jener anderen grundlegenden Arbeit über das Leben und den Bau dieser Tiere: Malpighi's „Studium der Bienen". Erst viel später erschien seine Arbeit über die Eintagsfliege, die später nach ihm genannte Ephemera Swammerdammiana (1675). Wenige Jahre später starb er nach längerer Krankheit, als er kaum das 43. Lebensjahr erreicht hatte (Febr. 1680). Seine ganze Arbeitszeit umfaßt also nicht viel mehr als zehn Jahre.

Seinem Zeitgenossen Leeuwenhoek (geboren 1632 zu Delft) ging die gelehrte Erziehung eigentlich ab. Er lebte in Delft und arbeitete sich dort selbst seine Methoden aus. Obgleich fünf Jahre älter als Swammerdam, fing er seine eigentliche wissenschaftliche Tätigkeit erst zu einer Zeit an, als jener infolge mentaler Störungen kaum mehr ernstlich forschen konnte. Er teilte seine ersten Entdeckungen im Jahre 1673 der Royal Society mit, und er hat bis zu seinem 86. Lebensjahre unermüdlich daran gearbeitet, neue Funde zu machen, und diese in Briefen an die genannte Gesellschaft, sowie an verschiedene Fachgenossen zu

beschreiben. Der wesentlichste Teil dieser Briefe wurde später unter dem Titel „Arcana naturae" veröffentlicht.

Beide Männer benutzten für ihre Mitteilungen ausschließlich ihre Muttersprache. Für die ausländische Korrespondenz wurden diese dann ins Lateinische übersetzt. Leeuwenhoek's Entdeckungen erwarben sich gar bald vielseitige Anerkennung, obgleich es an Widerspruch und Zweifeln nicht fehlte. Zwanzig Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung klagte er noch darüber, daß seine Entdeckungen mehrfach abgelehnt wurden. Ihm stand im Wege, daß kein anderer Forscher so ausgezeichnete Linsen wie er herstellen konnte, und daß viele somit auch beim besten Willen nicht sehen konnten, was er beobachtet hatte. Dafür sicherte ihm dieser Umstand eine gewisse Alleinherrschaft, welche die Quelle seiner Entdeckungen — sozusagen fortwährend — nur für ihn offen hielt. Swammerdam's Arbeiten kamen erst längere Zeit nach seinem Tode zu gebührender Geltung. Unser berühmter Landsmann Boerhaave widmete ihm eine ausführliche Biographie und sammelte seine zerstreuten Schriften in ein einziges großes Werk, welches er unter dem Namen „Bijbel der Natuur" etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Swammerdam's veröffentlichte. Eine lateinische Übersetzung, die von Gaudius besorgt wurde, sicherte dann dieser Ausgabe den wohlverdienten Ruhm. Sie zeigte dem Auslande, welch großer Schatz von wichtigen Tatsachen und schönen Untersuchungsmethoden während so langer Zeit unbekannt geblieben war, und das Buch erweckte die damals noch schlafende Wissenschaft der Anatomie zu neuem Leben.

Die biologische Wissenschaft hat in unserm Vaterlande das Andenken ihrer beiden Begründer stets hochgehalten. Einerseits dadurch, daß wir auf den von ihnen eröffneten Wegen weiter gebaut haben, andererseits durch die Stiftung von Medaillen, welche ihre Namen tragen und von Zeit zu Zeit den hervorragendsten unter ihren Fachgenossen zuerkannt werden. Die Leeuwenhoek-Medaille wird von der Königl. Akademie der Wissenschaften, die Swammerdam-Medaille von der Gesellschaft für „Natuur-Genees- en Heelkunde" zu Amsterdam verliehen. Diese in längeren Zwischenräumen wiederkehrende Huldigung vereinigt Landsleute und Ausländer in gemeinschaftlicher Verehrung gegen unsere beiden großen Vorgänger.

Jhr. Dr. B. de Jong van Beek en Donk.

Ministerialrat im Justizministerium:

Die Friedensbewegung in den Niederlanden.

Die Sondernummer von „Nord und Süd", die anläßlich der Einweihung des Friedenspalastes im Haag herausgegeben wird, legt den Gedanken nahe, über die Entwickelung der Friedensbewegung in Holland einige Worte zu sagen. Die Niederlande sind in die Friedensbewegung recht eigentlich erst eingetreten, als die beiden Schiedsgerichtskonferenzen im Haag unser Land zum Mittelpunkte der internationalen Rechtsorganisation erhoben haben. Die Holländer sind nicht kriegerisch gesinnt. Der Militarismus hat bei uns keine Heimstätte. Das Militär als solches genießt hier keine bevorzugte gesellschaftliche Stellung. Der Niederländer erfüllt jedoch seine militärischen Pflichten, weil und wofern er sie für notwendig erachtet. Die Bestrebungen des Kriegsministers Colijn, das niederländische Heer mit einem neuen Geist zu erfüllen, finden freilich einen günstigen Nährboden, aber nur, weil auch ein Teil unseres Volkes in einer gewissen Unruhe wegen eines möglichen paneuropäischen Krieges lebt.

Für die Friedensbewegung fehlte es, ungeachtet der eifrigen Bemühungen des Dr. Baart de la Faille (des niederländischen Mitgliedes im Berner internationalen Friedensbureau), in Holland an Boden. Der Glaube an die Realisierbarkeit pazifistischer Ideale war hier recht mangelhaft ausgebildet. Erst die beiden Haager Konferenzen haben den Holländern die Augen geöffnet, daß es am Ende doch Mittel geben könnte „pour le maintien de la paix générale". An Spott und Hohn fehlte es anfänglich hier so wenig wie anderwärts. Als man aber in Holland sah, daß ernste Männer von wissenschaftlichem Rang, wie Renault, Lammasch, Zorn, Asser u. v. A., denen man keinen Utopismus zutrauen konnte, mit Hingebung und Begeisterung an die Aufgabe gingen, eine auf das Recht gegründete internationale Organisation zu schaffen, horchten auch die behutsamen Holländer auf. Man begann hier einzusehen, daß dem „Werke vom Haag" doch eine große Zukunft bevorstehe. Als gute Patrioten sagten sich nunmehr die Holländer, daß es für unser Land von unschätzbarem Werte sein müßte, wenn der Weltschiedsgerichtshof im Haag seine umfassende Wirkung allüberall auszuüben vermöchte. Und so taten sich holländische Männer aller Parteirichtungen zusammen, um das „Werk vom Haag" nach Kräften zu fördern.

Die niederländischen Pazifisten begannen jetzt, gerade aus ihrem starken Nationalempfinden heraus, die internationale Bewegung in jeder Form zu unterstützen. Von Hause aus frei von allem Chauvinismus, liebt der Holländer sein Vaterland wie nur irgend einer. Aber neben nationalem Selbstbewußtsein ist für internationale Gerechtigkeit reichlich Platz vorhanden. Zu den Pionieren dieser

neuen pazifistischen Richtung in Holland gehört der Leidener Professor Mr. C. van Vollenhoven (der zum holländischen Sonderheft von „Nord und Süd" ebenfalls einen Beitrag beigesteuert hat). In seiner Schrift „de Eendracht van het Land" schrieb er den bemerkenswerten Satz nieder: „Nur dann verspricht die Blüte Hollands Früchte, wenn unsere Freude an dieser Blüte sich die beifällige Zustimmung der ganzen Welt zu erwerben vermag." Er feuert seine Landsleute an, sich diese wunderbare Gelegenheit, der ganzen Menschheit zu dienen, nicht entschlüpfen zu lassen.

Ein besonders glücklicher Umstand für die Niederlande war es, daß in ihrer Mitte ein Mann wie der jüngst verstorbene ehemalige Staatsminister T. M. C. Asser heranwuchs, der seit einem halben Jahrhundert für die Entwickelung des internationalen Rechtes unermüdlich tätig war. Asser war der prädestinierte Mann für die seit dem denkwürdigen Jahre 1899 mächtig einsetzende Schiedsgerichtsbewegung. Das Hinscheiden dieses großen Gelehrten und edlen Menschen unmittelbar vor der Eröffnung des Friedenspalastes wirft auch seinen Schatten auf diese Feierlichkeit, die unter Teilnahme der Königin, des Staatsministeriums und des ganzen diplomatischen Korps am 28. August erfolgen soll. Das Beispiel Assers, dessen Scharfsinn und Takt es nicht zuletzt zu danken sein dürfte, daß die Einigung der Mächte über die Grundzüge eines internationalen Privatrechts erfolgt ist, spornte auch die Bürger unseres Landes an, sich dem großen Zuge der internationalen Bewegung anzuschließen. Hat doch schon Jahrhunderte vor Asser ein anderer großer Holländer, der Delfter Hugo de Groot (Grotius), die Grundlagen des Völkerrechts geschaffen!

Der Niederländer ist langsam und bedächtig; er ist für Neuerungen nicht leicht empfänglich. Hat er sich aber vom guten Rechte einer Sache fest überzeugt, dann hängt er ihr auch mit unbegrenzter Treue an. Beharrlichkeit und Hingebung sind kennzeichnende Merkmale der niederländischen Volksseele. Diese Stammeszüge bekunden die Niederländer auch in der Friedensbewegung, in die sie vergleichsweise spät eingetreten sind! In Holland wurde dieses Jahr nach dem Vorbilde anderer Länder ein pazifistisches Preisausschreiben für die Jugend veranstaltet. Es meldeten sich nicht weniger als 70 Lehrer von privaten und öffentlichen Schulen, welche ihre uneigennützige Mitarbeit zusagten. Die eingesandten 223 Aufsätze zeigen, wie tiefe Wurzeln die Friedensbewegung auch innerhalb der holländischen Jugend in den letzten Jahren geschlagen hat.

Der diesjährige Friedenskongreß (der 20. Weltfriedenskongreß) fand im Haag statt. Auch die interparlamentarische Union wird im Anschluß an die Eröffnung des Friedenspalastes im Haag tagen. Die Regierung als solche nimmt freilich am Weltfriedenskongreß offiziell keinen Anteil, aber die erforderlichen, ziemlich hohen Repräsentationskosten sind durch freiwillige Beiträge im Lande

aufgebracht worden. Auf unseren Aufruf zum Beitritt haben sich sogleich 400 Holländer gemeldet.

Die Friedenspropaganda trägt indes in Holland einen durchaus ruhigen Charakter. Übertreibungen scheuen wir. Da wir zudem keinen eigentlichen Militarismus haben, so fehlt der Gegenstoß. Der niederländische Verband „Vrede door Recht" setzt sich vielmehr aus meist sehr gemäßigten Elementen zusammen. Eine spezielle Frauenbewegung für den Frieden kennen wir hier um so weniger, als die Frau, wenngleich das Frauenstimmrecht noch nicht erreicht ist, bei uns auf vollständig paritätischem Fuße mit dem Manne zusammenarbeitet.

Und so dürften sich die geladenen Gäste, die zur Eröffnungsfeier des Friedenspalastes sich im Haag am 28. August zusammenfinden werden, davon überzeugen, daß die vierzehn Jahre, die seit 1899 (der ersten Haager Friedenskonferenz) verflossen sind, genügt haben, auch das zögernde Holland für die Friedensbewegung zu gewinnen. Wir sehen im Friedenspalast ein Symbol gemeinsamen Strebens aller Kulturvölker zur Herstellung eines endgültigen Rechtszustandes unter den Nationen. Hunderte der Besten unseres Volkes sind bereit, ihre besten Kräfte für die Förderung dieser Ideale einzusetzen. Carnegies großzügige Stiftung wird im Gedenken der Mit- und Nachwelt fortleben.

Prof. Dr. Ludwig Stein: Das soziale Gleichgewicht.

Das soziale Gleichgewicht ist nur dann gewährleistet, wenn alles Plötzliche, Gewaltsame, Unvorbereitete vermieden wird. Jede soziologische Untersuchung, welche die Theorie vom sozialen Gleichgewicht verficht, geht von der Grundvoraussetzung aus, daß die Geschichte ebensowenig Sprünge liebe, wie die Natur selbst (natura non facit saltus, ne societas quidem). Alle jene sozialen Forderungen, in denen sich die sozialpolitisch Einsichtigen von links und rechts begegnen, sollen sich auf dem Boden des Rechtsstaates stufen- und schrittweise verwirklichen.

Jede Gewaltsamkeit, vollends jedes soziale Siebenmeilentempo, würde das soziale Gleichgewicht empfindlich stören. Der differenzierte Kulturmensch von heute, der mimosenhaft empfindlich und reizbar ist, so daß er die kleinste Verletzung durch eine abschätzige Geste als tödliche Beleidigung ansieht, kann ohne Rechtssystem nicht eine Minute leben. Ohne jene erzwingbare Gewalt, wie sie unseren Rechtssystemen innewohnt, verfielen wir, wie ich in meinem Werke „Der soziale Optimismus" dargetan habe, sogleich in ein wirtschaftliches Chaos, in ein soziales

Tohuwabohu. Daß unsere Sozialdemokratie sich als Partei organisieren und politische Macht erobern konnte, verdankt sie dem Umstande, daß sie sich der Segnungen eines streng gefügten Rechtsstaates erfreut.

Wir leben der Überzeugung, daß es nicht Gesetze sind, welche Weltanschauungen schaffen, sondern umgekehrt, Weltanschauungen, die ein bestimmtes Recht aus sich heraustreiben. So ist unser „bürgerliches Gesetzbuch" schon der Niederschlag jener sozialisierenden Tendenz, die heute unser ganzes öffentliches Leben zu beherrschen beginnt. Wollen wir also im Interesse des sozialen Friedens ein sozialisiertes Recht schaffen, so muß vorerst die Weltanschauung der führenden Klassen, der geistigen Elite von Grund aus umgestaltet werden, und vor dieser Aufgabe stehen wir augenblicklich. Die „Fabier" in England, die „Ethiker" in Deutschland, die „Kathedersozialisten" auf den Lehrstühlen, die „Halbsozialisten" in den Redaktionen hämmern und zimmern seit zwei Jahrzehnten unterirdisch, aber emsig am gemeinsamen Ausbau einer solchen Weltanschauung. Allen diesen Freischärlern fehlt der Zusammenschluß, die bewußte und planmäßige Organisation, wie die Sozialdemokratie sie in vorbildlicher Hingebung und Opferfreudigkeit besitzt. Das unkräftige Lavieren hat sich als verhängnisvoll erwiesen. Es ist an der Zeit, offen Farbe zu bekennen und sich unter einem gemeinsamen Banner zu versammeln.

Wir sind grundsätzliche Evolutionisten und glauben an die Vervollkommnungsfähigkeit, an den stufenweisen Aufstieg des Menschengeschlechts zum Besseren, sonst würden wir tatenlos die Hände in den Schoß fallen lassen und mit mohammedanischem Fatalismus auch den sozialen Fragen gegenüber nur ein Wort zur Verfügung haben: Kismet! Und wohin dieses „Kismet" geführt hat, zeigt der völlige Zusammenbruch der Türkei und des ganzen orientalischen Kultursystems.

Wie wir in unserem Körperbau beschleunigende und hemmende Fasern zur Regulierung unseres biologisch-chemischen Gleichgewichts haben, so braucht jeder politische Körper treibende und hemmende Elemente, vorwärtsschiebende und bremsende Richtungen, sonst wäre das politische Gleichgewicht gestört. Politische Parteien sind Bremsvorrichtungen gegen alles Uferlose und Phantastische der persönlichen Willkür, ähnlich wie kirchliche Dogmen Hemmungsapparate religiöser Willkür bilden. In Natur und Geist besitzt eben alles seinen Hemmungsapparat, der die Bewegung reguliert. Die physikalische Hemmung heißt: Attraktion; die physiologische: Kontraktibilität (Zusammenziehung bei drohender Gefahr). Die Herstellung des Gleichgewichts in Natur und Geist ist eben der letzte Sinn des Weltprozesses, wie dies Herbert Spencer am tiefsten erfaßt und als Grundgesetz des Weltgeschehens erwiesen hat. Der physikalische Ausdruck dieses Naturstrebens (conatus, appetitus, impetus, tendance) heißt: Parallelogramm der Kräfte. Wie die Aufmerksamkeit ein logischer Regulator ist, so ist das Gewissen der moralische, das Dogma der religiöse, Verfassung und

Rechtsgesetz sind der staatliche, das Parteiprogramm endlich ist der politische Regulator des sozialen Gleichgewichts. Jedes Gemeinwesen braucht beschleunigende und hemmende Elemente, wie jeder menschliche Körper schon seine beschleunigenden und hemmenden Fasersysteme hat. Im Gemeinwesen sind deshalb die jugendkräftigen Elemente meist vorwärtstreibende, fortschrittliche Faktoren, während die ältere Generation vorsichtig zu bremsen und vor allzu lebhaftem Fortschrittstempo zu warnen pflegt.

In Wirklichkeit steht indes weder das Greisenalter noch die Jugend auf der Vollhöhe der Urteilsfähigkeit, wohl aber die „mittlere Linie" zwischen ihnen: das Mannesalter. Die Jugend weiß in der Regel noch nicht, das Alter nicht mehr, das richtige Maß einzuhalten. Genau so verhält es sich mit den politischen Parteien. Die greisenhaft Beharrlichen klammern sich krampfhaft an das Bestehende oder Vergangene, die jugendlich Übermütigen suchen in tollem Neuerungskitzel die Zukunft in die Gegenwart hineinzustampfen, das Kommende ungeduldig und vorzeitig zu zwingen, sich in Gegenwart zu verwandeln. Jene suchen Leichname einzubalsamieren, diese Embryone durch gewaltsame Frühgeburt zum Dasein zu zwingen. Dort die Fäulnis der Morbidität, hier die des Gärungsprozesses. Das reife Mannesalter sucht hingegen auszugleichen, wettzumachen, den wilden Sturmschritt der einen so genau zu dämpfen wie das kraftlose Nachhinken der anderen anzutreiben.

Daß es in jedem Gemeinwesen, von der Gemeinde angefangen bis hinauf zum Staat, konservative Parteien als Schutzwehr und Hemmungsvorrichtung gegen jugendliches Ungestüm und fortschrittlichen Übereifer geben müsse, wird das reife Mannesalter zuallerletzt verkennen dürfen. Hemmungsmotive sind allüberall Regulatoren der Ordnung. Und da es uns allesamt darum zu tun ist, in den sozialen Beziehungen der zu einem Staate verbundenen Bürger, insbesondere bei der Herstellung eines Gleichgewichts von Produktion und Konsumtion Ordnung zu schaffen, so wird man das soziologische Daseinsrecht von hemmenden politischen Faktoren nicht in Abrede stellen können. Jeder Hemmungsapparat wirkt wohltätig, wenn und insofern er der Regulierung des Gleichgewichts der Bewegung dient. Verhängnisvoll wird der Hemmungsapparat erst in dem Augenblick, da er nicht mehr normal funktioniert, wenn er nämlich n u r noch hemmt, und gar nicht mehr die Bewegung reguliert. Bremsen dienen der Herstellung der Gleichgewichtslage, nicht aber dem Zweck, die Bewegung ganz zum Stillstand zu bringen. Es ist gut, daß sich in jedem Eisenbahncoupé eine Carpenterbremse befindet, die im Falle der Not den Zug für eine kurze Weile, bis die Not gehoben wird, zum Stillstand bringen kann. Aber wenn die Carpenterbremse unbeweglich bleibt, schlecht funktioniert und der Zug gar nicht mehr in Bewegung gesetzt werden kann, so ist der angestiftete Schaden größer, als der Eventualnutzen, um dessentwillen sie angebracht worden ist.

Konservative Parteien, der Beschleunigung entgegenwirkende, Maß und

Tempo der sozialen Bewegung regulierende Faktoren braucht man im Haushalte des menschlichen Zusammenlebens. Nur muß die politisch wertvolle Bremse auch richtig funktionieren, d. h. nicht bloß hemmen. Der Zug unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems darf durch die konservativen Parteien zwar im Tempo gedämpft, aber nicht im Prinzip zum Stillstand gebracht werden, sonst verlieren sie ihr soziologisches Existenzrecht, weil sie alsdann das soziale Gleichgewicht nicht etwa herstellen, sondern im Gegenteil empfindlich stören. Man überdenke die Folgen für den menschlichen Organismus, wenn seine Hemmungszentren die Übermacht gewinnen und Atmung, Verdauung, Sekretion, Geh- und Sprechbewegung nur noch hemmen. Die unausweichliche Folge solcher Hypertrophie der Hemmungsapparate wäre der Tod des Menschen, und genau so bedeutet das ausschließliche Vorwalten der hemmenden Faktoren im Staat, die Vorherrschaft ultrakonservativer Parteien, den Tod der menschlichen Gesellschaft.

Man werfe uns nicht ein, auch die mittelalterliche Gesellschaft, deren sozialer Regulator die Kirche war, habe ja gelebt, ja sogar einen besonderen Kulturtypus, die mittelalterliche Kultur, aus sich heraus erzeugt. Auch hier geben wir die Tatsache zu, weichen aber in ihrer Deutung von den konservativen und christlich-sozialen Parteien erheblich ab. Wir behaupten: das Maschinenzeitalter hat einen Menschentypus geschaffen, dem wir mit jenen sozialen Bindungen, welche die mittelalterliche Kirche ihren Adepten auferlegte, nicht mehr beizukommen vermögen. Die Genealogie unseres Systems der Sozialpolitik lautet: die Maschine gebiert den Kapitalismus und dieser birgt den Sozialismus in seinem Schoße. Die konservativen Parteien sind die legitimen Enkel des Feudalismus, wie die Sozialdemokraten die des Maschinenzeitalters sind.

In meiner Abhandlung „Sozialpolitik" (Sinn des Daseins, 1904, S. 361) habe ich den Nachweis zu führen unternommen, daß der technische Fortschritt einen neuen, beweglicheren, nervöseren, aber auch geistigeren Menschentypus emporgezüchtet hat. Für diesen Nervenmenschen, der den mittelalterlichen Muskelmenschen immer mehr verdrängt, gilt es jetzt, eine entsprechende soziale Daseinsform zu schaffen, Ventilatoren und Regulatoren seiner Beziehungsformen zu konstruieren. Hier versagen die ausschließlich kirchlichen Motivgebungen. In zurückgebliebenen Produktionsverhältnissen, wie sie etwa die Türkei aufweist, sind Recht und Religion noch nicht differenziert. Der Koran ist dort wie die einzige Religionsquelle, so die entscheidende Rechtsquelle. An dieser Theokratie mit ihrer fatalistischen Lehre ist die Türkei, sind aber auch China und Persien politisch gescheitert. Diesen Zustand hat unser Kultursystem vollständig überwunden. Wir sind bewußt zurückgegangen auf das erste Rom, den Rechtsstaat, und seit der Reformation haben wir uns immer entscheidender abgewendet vom zweiten Rom, dem mittelalterlichen Gottesstaat, um uns immer ausgesprochener der dritten Staatsform, dem Volksstaat, anzunähern. Der heutige Nervenmensch läßt sich sein Tun und Lassen, sein Wirken und Streben nicht mehr von mythologischen

Mächten vorschreiben, wie etwa der Mensch der Antike oder der des Mittelalters. Die lockere Struktur kirchlicher Bindungen reicht zur Niederhaltung ichsüchtiger, gesellschaftsfeindlicher, gemeinschädlicher Instinkte einzelner Menschen nicht mehr aus. Man mag diesen Übergang des modernen Menschen von religiösen Imperativen zu rechtlichen aus romantischer Anwandlung beklagen, als Dekadenz bejammern — nur ändern läßt er sich nicht.

An die Stelle übersinnlicher Verheißungen, in deren Namen früher öffentliche Befehle erteilt und befolgt wurden, treten heute vielfach rechtliche Imperative, im Namen der Nation erlassene Ge- und Verbote, deren Übertretung mit Diesseitigkeitsstrafen geahndet wird, und nicht durch Jenseitigkeitsstrafen, wie sie der Kirche heute allein noch zu Gebote stehen. Ohne Belohnungs- und Bestrafungssysteme kommen wir Menschen schlechterdings nicht miteinander aus. Und solange Jenseitigkeitsstrafen verfangen, ist auch ein solches System soziologisch wertvoll und zulässig. Denn wir Menschen sind einander entgegenstrebende Machteinheiten. Unsere Interessenkollisionen sind unendlicher Art. Die Zusammenstöße der Körperchen oder Energien in der Natur gleicht das Gesetz vom Parallelogramm der Kräfte aus. Die Konflikte menschlicher Machteinheiten hingegen zu beschwichtigen, dazu bedarf es eines sozialen Kräfteparallelogramms. Solange religiöse Vorschriften, kirchliche Bindungen, übersinnliche Motivgebungen verfangen und das soziale Gleichgewicht leidlich aufrecht halten, wie es im mittelalterlichen „Gottesstaat" der Fall war, haben sie als Regulatoren der Ordnung soziologisches Daseinsrecht. Denn jedes Ordnungssystem der Gesellschaft ist besser und förderlicher als Anarchie.

Aber die Interessenkollisionen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Produktionstrust und Konsumtionssyndikaten, zwischen organisiertem Kapital (Unternehmer) und organisierter Arbeit (Genossenschaft) lassen sich heute nie und nimmer durch Jenseitigkeitsmotive wettmachen und ausgleichen. Der brennende Diesseitigkeitsdurst hält dem quälenden Jenseitigkeitshunger weltgeschichtlich die Wage. Augenblicklich überwiegt unzweifelhaft die Diesseitigkeitsschale, wenn uns gleich der historische Rhythmus dafür bürgt, daß die Jenseitigkeitsmotive, das Streben nach Göttlichkeit und Erlösung wieder die Oberhand gewinnen werden, sobald der elementarste Diesseitigkeitsdurst durch eine konsequente soziale Gesetzgebung gelöscht sein wird. Das Bibelwort wird sich immer geschichtlich bewähren, daß der Mensch vom Brote allein nicht leben kann, aber: ohne Brot noch viel weniger.

Und hier steckt das sozialpolitische Problem der Gegenwart. Wir haben mit der festen Tatsache zu rechnen, daß heute unter den differenzierten Nervenmenschen die Diesseitigkeitsmotive obenauf sind. Wollen wir das soziale Gleichgewicht zwischen Kapital und Arbeit herstellen, so genügen weder die stockenden Bremsen der ultrakonservativen Scharfmacher, noch die vertröstenden Jenseitigkeitsmotive der Christlich-Sozialen. Soviel logisches Verständnis für ihr politisches Daseins-

recht wir auch haben mögen — ihre Mittel zur Beschwichtigung des Klassenkampfes sind unzureichend, und deshalb vermögen wir ihren Standpunkt nicht zu teilen.

Nicht Bullen, Dogmen und Synoden, sondern nur Parlamente und sonstige gesetzgebende Körperschaften sind heute die zuständige Instanz zur Schlichtung der Gegensätze von Kapital und Arbeit. Unsere Himmel wie unsere Höllen sind heute in sichtbare Nähe gerückt. Die Bindung durch kirchliches Zeremoniell erweist sich dem elementaren Aufeinanderplatzen von Kapital und Arbeit gegenüber ebenso schwach und unzulänglich, wie etwa die Regelung durch Sitte und gesellschaftlichen Takt. Hier kann nur noch die eisenfeste Struktur des Rechtes helfen, hinter der ebensoviel staatliche Macht steht, wie sie durch ihre öffentlichen Befehle Geltung und Gehorsam fordert. Recht ist kodifizierte Macht. Diese hat heute indes nicht mehr die Kirche, sondern der Staat. Eben deshalb muß die Herstellung des Gleichgewichts von Kapital und Arbeit auf dem Boden des Rechts, und nur auf diesem, also im Rechtsstaat zu weltgeschichtlichem Austrag gebracht werden.

Georg Erdmann: Deutschlands nächste Aufgaben.

Jeder, der mit einiger Aufmerksamkeit die Entwickelung unserer sozialen und politischen Zustände betrachtet, wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß wir uns in einem bereits weit vorgeschrittenen Übergangsstadium befinden. Die sogenannte neue Zeit hat ihr Ende erreicht und eine neueste, andere Zeit hat begonnen, d. h. die geschichtliche Epoche des Liberalismus ist abgelaufen und an ihrer Stelle hat die des Föderalismus begonnen.

Besteht das Wesen des Liberalismus in dem ihn charakterisierenden Prinzip, alle aus dem Mittelalter überkommenen, unhaltbar gewordenen Zustände, vor denen der menschliche Geist keine Achtung mehr hatte, aufzulösen und zu beseitigen, wie den Absolutismus, Feudalismus, gebundene Agrarverfassung, Zünfte, Hörigkeit usw., so ist er jetzt auf einem Punkte angelangt, auf dem seine Wirksamkeit aufgehört hat. Er hat nachgerade alle sich hierzu eignenden Einrichtungen und Verbindungen zerstört und beseitigt, so daß er jetzt tatsächlich nichts mehr zu zerstören hat. Er hat nicht bloß die ganze bürgerliche Gesellschaft, sondern sogar auch die Familie in einzelne Individuen aufgelöst und damit ein allgemeines Chaos und einen Kampf Aller gegen Alle geschaffen.

Das einzige Objekt, an dem der Liberalismus zwar auch seine zerstörende

Wirkung geäußert hat, das er aber noch nicht hat auflösen können, ist die katholische Hierarchie.

So nützlich, ja unentbehrlich der Liberalismus auch gewesen ist, um unhaltbar gewordene Einrichtungen zu beseitigen, so wenig hat er jedoch für eine Besserung und Fortentwickelung unserer allgemeinen Zustände getan. Er hat angenommen, daß seine freien Wahlen, mit der daraus hervorgehenden Vertretung des ganzen Volkes, alle Schäden beseitigen und alle erforderlichen Neueinrichtungen einführen würden. Das Erstere hat er allerdings getan, das Letztere aber leider nicht. Auch dieses wäre möglich gewesen, wenn alle Erwählten dieselben Interessen und dieselbe Bildung besäßen. Da dies aber nicht der Fall ist, so ist bei der großen Verschiedenheit der Interessen und Einsichten der erwähnte Kampf Aller gegen Alle entstanden und ein den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen entsprechender Wiederaufbau des Zerstörten unterblieben.

Erst jetzt, nach mehr als hundert Jahren, ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß das liberale Repräsentativsystem ein höchst mangelhaftes und einseitiges ist.

Unter den vielen Übelständen, die der Liberalismus hervorgerufen hat, nimmt die Auflösung aller gesellschaftlichen Verbände wohl die erste Stelle ein. Die dadurch entstandene Isolierung des einzelnen Individuums hat nicht bloß den Egoismus und Materialismus im hohen Grade gesteigert, sondern wirkt auch insofern besonders nachteilig, als sie das Erzieherische, was in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der Vereinsmitglieder liegt, aufgehoben hat. So angenehm das Bewußtsein der vollen ungebundenen Freiheit auch für denjenigen ist, der es dazu ausgenutzt hat, sich zum Herrn der Situation zu machen, so drückend und schädigend empfindet die weit überwiegende Majorität diese Ungleichheit.

Das hierdurch entstandene Gefühl der Isoliertheit und Wehrlosigkeit gegenüber der großen Masse, sowohl der Menschen wie der Kapitalien, hat dahin geführt, daß der Einzelne zunächst ganz instinktiv sich durch Anschluß an seinen Nächsten eine gewisse Stütze zu schaffen gesucht hat. Aus diesen ersten Symptomen der Reaktion gegen das liberale Wesen entwickelten sich bald größere Vereinigungen, die meist auf gemeinsamen Berufen, gleichen Interessen oder sonstigen Beziehungen beruhen. Nachdem man aber erst einmal in weiteren Kreisen erkannt hatte, welche heilsame Wirkungen materieller und moralischer Art diese Vereinigungen erzeugen, wurde das Streben nach ihnen bald ein so lebhaftes, daß schon heut kaum ein Tag vergeht, an dem nicht neue derartige Vereinigungen entstehen. Mit Recht kann man vom Liberalismus sagen: der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.

Was diese Neigung zur Vereinigung hervorruft, ist das den Liberalismus überwindende föderative Prinzip, das die Grundlage unserer ganzen sozialen Gesetzgebung und Verfassung in Zukunft bilden wird.

Diese selbe Erscheinung zeigt sich jedoch nicht bloß auf dem sozialen, sondern

auch auf dem politischen Gebiet und am augenfälligsten in dem Verhalten der europäischen Staaten untereinander.

Auch sie fühlen sich in ihrer Isoliertheit unsicher und in ihrem Besitz gefährdet. Die meisten von ihnen haben daher bei anderen Staaten in ähnlicher Lage eine Anlehnung gesucht und auch in mehr oder weniger engen Bündnissen gefunden.

Bisher galt der Staat als die höchste politische Organisation, durch diese Verbindungen sind jedoch politische Wesen entstanden, die sich weit über den Begriff des Staates erheben. Das nächstliegende Beispiel hierfür bietet Deutschland. Wenn dasselbe auch nach außen hin als ein geschlossener Körper auftritt, so ist es doch ein aus vielen selbständigen Staaten bestehendes Wesen, die sich zur nationalen Verteidigung und für gewisse soziale Zwecke vereinigt haben.

Eine ganz ähnliche, nur noch höhere und größere Verbindung ist der Dreibund, der sich bis jetzt erst nur die Verteidigung zur Aufgabe gestellt hat, wohl aber mit der Zeit zur Übernahme noch weiterer gegenseitiger Verpflichtungen übergehen wird. Selbst der Verband der drei Ententemächte zeigt dieselbe Erscheinung; wegen der großen hier bestehenden Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Mächte ist es jedoch kaum anzunehmen, daß derselbe eine feste und dauernde Gestalt annehmen wird.

Berücksichtigt man nun, daß Nordamerika über kurz oder lang sich Kanada annektieren und damit nicht bloß einen Staat, sondern einen Weltteil bilden wird, und daß bei der starken Volksvermehrung in Rußland dort dasselbe der Fall sein wird, so liegt es auf der Hand, daß die einzelnen europäischen Staaten diesen beiden Riesenmächten gegenüber immer mehr an Macht und Bedeutung verlieren werden. Soll nun diesem Übelstand nach Möglichkeit vorgebeugt werden, so wird sich wohl das alte Europa dazu entschließen müssen, einen großen „westeuropäischen Bund" zu schließen, in dem mit Ausnahme von Rußland die sämtlichen europäischen Staaten enthalten sein werden. Mit der Begründung dieses Bundes wird dann der Föderalismus seine höchste Aufgabe der europäischen Politik gelöst haben.

Es ist zu bedauern, daß die Regierung die hohe Bedeutung des Föderalismus als leitendes Prinzip unserer zukünftigen sozialen und politischen Entwickelung noch nicht erkannt zu haben scheint. Ihr Verhalten ist besonders auf politischem Gebiet ein wesentlich passives, nicht daß es ihr überhaupt an Initiative fehlte, wohl aber an einem bestimmten, erkennbaren und feststehenden Ziel. Bis auf das sehr schöne und edle, an sich aber durchaus nichtssagende Programm „Erhaltung des Friedens" läßt man, um einen eventuellen Mißgriff zu vermeiden, die Dinge lieber gehen, wie sie gerade wollen. Anstatt eine anregende und führende Stellung einzunehmen, beschränkt sich die Regierung darauf, den gegebenen Zustand zu erhalten und nur die unberechtigten Forderungen Anderer abzuweisen.

Fragt man nun, was hätte z. B. die deutsche Regierung zu tun, um den

gestellten Forderungen zu genügen, und speziell auf politischem Gebiet, so sollen hier wenigstens die wichtigsten Fragen berührt werden, deren Realisierung voraussichtlich die Hauptstufen unserer zukünftigen Entwickelung bilden werden.

* * *

Als das Wichtigste erscheint zunächst die Verstärkung des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Soll nämlich dasselbe ein dauerndes werden, dann darf es nicht bloß von den jeweiligen Stimmungen der Regierungen abhängig bleiben, sondern muß zu einer organischen Verbindung ausgebildet werden. Dahin gehört, daß das Bündnis durch die Beschlüsse der beiderseitigen Reichstage sanktioniert wird und nur nach übereinstimmenden Beschlüssen beider wieder aufgelöst werden darf.

Ferner sind anzustreben eine möglichst gleiche Zollgesetzgebung, gleiche militärische Organisation, gleiches Münzwesen, wie überhaupt alle jene Einrichtungen, welche geeignet sind, eine engere Verbindung beider Reiche zu befördern. Daß eine derartige Verstärkung dieses Bündnisses durchaus notwendig ist, folgt schon daraus, daß, wie bekannt, die Entschließungen der österreichisch-ungarischen Regierungen sehr wesentlich von ultramontanen Eingebungen beeinflußt werden. Berücksichtigt man nämlich, daß die eigentlichen Lehrmeister und Leiter der Ultramontanen — die Jesuiten — den Kampf gegen ihren mächtigsten Widersacher — das Deutsche Reich — niemals aufgeben werden, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß Österreich-Ungarn eines Tages von diesem Bündnis zurücktritt, vielleicht gerade an demjenigen, an dem Deutschland seinen Beistand am dringendsten gebraucht. Gleichzeitig hiermit wäre auch der bis jetzt nur für defensive Zwecke geschlossene Dreibund auch für solche offensive zu erweitern. Erst dann, wenn dies und die feste Verbindung mit Österreich-Ungarn und Italien erreicht wäre, wäre der Zeitpunkt gegeben, an dem eine hochwichtige, sogar die wichtigste Aufgabe der Gegenwart gelöst werden könnte.

* * *

Es handelt sich um die nicht mehr längere Anerkennung der Souveränität des Papstes, womit die Wurzeln durchschnitten würden, aus denen dem Ultramontanismus seine Kräfte zufließen, und wodurch ein allmähliches Absterben desselben erreicht werden würde. Außerdem wäre damit erst das vollendet, was im Jahre 1870 durch die Annektierung des Kirchenstaates nur zur Hälfte geschehen ist.

Eine Gefahr für Deutschland wäre hiermit nicht verbunden, es würde vielmehr nur den stillen Wünschen eines großen Teils der katholischen Laienwelt entsprechen, der sich das Gefühl der moralischen Unabhängigkeit bewahrt hat, und sich durch die Bevormundung resp. Beherrschung durch seine Hierarchie bedrückt fühlt.

Besteht das Wesen der Religion in dem Gefühl des Gebundenseins an eine höhere Macht, so wird sich auch bei jedem zur Selbständigkeit erzogenen Menschen das Bestreben geltend machen, sich mit dieser Macht persönlich und, ohne Bevormundung durch einen Dritten, in Verbindung zu setzen. Das Wissen hat hierauf nur insoweit einen Einfluß, als mit der Zunahme desselben auch eine Steigerung des Selbstgefühls verbunden ist. Daher der Widerstand der Ultramontanen gegen die Schulen.

Berücksichtigt man nun, wie sehr der Liberalismus schon die großen Massen durchdrungen und das einzelne Individuum zur Selbständigkeit erzogen hat, so liegt die Annahme doch sehr nahe, daß selbst die Katholiken geneigt sein werden, sich eine größere Unabhängigkeit auch auf religiösem Gebiet zu verschaffen, als diejenige, mit der sie sich bisher begnügt haben.

Aus der Besorgnis, daß die Laien den Händen der katholischen Hierarchie immer mehr und mehr zu entschlüpfen drohen, ist das Unfehlbarkeitsdogma entstanden. Sowohl der Papst wie seine Umgebung sagten sich nämlich sehr richtig: die von den liberalen Freiheitsideen einmal Ergriffenen lassen sich doch nicht mehr in der gewünschten Abhängigkeit erhalten, um aber wenigstens die große Masse der geistig Unselbständigen sicher zu beherrschen, ist der in der Unfehlbarkeitserklärung liegende Absolutismus das geeignetste Mittel. Bekannt ist ferner, wie sehr die Hierarchie bei dieser Gelegenheit gerade von den deutschen Bischöfen einen Widerstand erwartete, der sich aber leider nicht geltend genug gemacht hat.

Es spricht nicht für die geistige Kapazität der katholischen Kirche, daß sie die Forderungen des Liberalismus nicht durch geistige Mittel zu befriedigen und zu leiten versteht, sondern zu dieser reaktionären Gewaltmaßregel gegriffen hat.

Jedenfalls würde das deutsche Volk in seiner starken Majorität ganz damit einverstanden sein und es als eine große Wohltat und glückliches Ereignis empfinden, wenn mit der Aufhebung der päpstlichen Souveränität dem schon über fünfzehnhundert Jahre dauernden Kampf zwischen der Papst- und der Staatsgewalt ein endlich für letztere siegreiches Ende bereitet würde.

Schade, daß Bismarck die Bedeutung der altkatholischen Bewegung nicht erkannt und unterstützt hat. Später hat er dies bedauert, als unter anderem ihm auch klar geworden war, daß unsere beiden letzten Kriege in ihren tiefsten Motiven Religionskriege, gewissermaßen nur Fortsetzungen des dreißigjährigen Krieges gewesen sind.

* * *

Die nächst wichtigste von Deutschland zu lösende Aufgabe ist seine aufrichtige und dauernde Verständigung mit England, eine Sache, die bei weitem nicht so schwer ist, als es zur Zeit scheint, und die, um es gleich von vornherein zu sagen, darin besteht, daß Deutschland resp. Preußen eine antirussische Politik einschlägt.

Alle sonstigen dahin zielenden platonischen Versuche werden erfolglos bleiben. Erst wenn dies geschehen sein wird, wird England seine jetzigen Verbindungen fallen lassen und sich dem Dreibunde anschließen. Früher aber nicht!

Die gegenwärtigen Verstimmungen zwischen Deutschland und England haben im Wesentlichen eine doppelte Ursache, einmal in dem Verhalten der Regierungen und zweitens in der Mißgunst der englischen Industrie und Kaufmannschaft.

Die englische Regierung sieht nämlich mit einem gewissen Schein von Recht in Deutschland einen geheimen oder stillen Verbündeten Rußlands, wodurch letzteres von allen Sorgen um seine Westgrenze befreit und ihm Gelegenheit geboten wird, seine gesamten Kräfte nach Süden und Osten zu richten. Infolgedessen erscheint nun der englischen Regierung, und wohl auch der Masse des Volkes, Deutschland als ein Feind Englands, und obgleich es dies tatsächlich nicht im Entferntesten ist, so glaubt die Regierung doch, sich Deutschland gegenüber in Verteidigungszustand setzen zu müssen, und erzeugt damit das jeden ruhigen und harmlosen Verkehr ausschließende, die gegenwärtige Situation charakterisierende Mißtrauen.

Sagt nun zwar England: die Schuld an diesem bedauerlichen Zustande trägt Deutschland, denn dieses ist es, das zuerst mit seinen Seerüstungen angefangen hat, aber England übersieht, daß es selber die Veranlassung zu diesen Rüstungen gegeben hat. — England hat nämlich während der ganzen napoleonischen Kriege, schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, in stetem Kriege mit Frankreich gestanden und durch die Vernichtung der französischen Flotte eine unumschränkte Herrschaft auf allen Meeren gewonnen, die es denn auch in sehr ausgiebiger Weise dazu ausnutzte, sich zum Herrn aller ihm wünschenswert erscheinenden transozeanischen Länder und Kolonien zu machen. Da nun die übrigen europäischen Staaten nach den Befreiungskriegen zu geschwächt waren, um auch ihre Wünsche geltend machen und England gelegentlich entgegentreten zu können, so entwickelte sich dieses, von niemandem gestört, als eine besondere, sozusagen in sich selbst abgeschlossene Welt. Hiergegen hätte nun niemand etwas einwenden können, wenn England in seinem zur See allen anderen Staaten weit überlegenen Machtgefühl nicht mit der Zunahme seiner Macht auch eine immer stärker werdende Herrschsucht angenommen hätte und schließlich den allmählich wieder aufblühenden Handel der Kontinentalstaaten in geradezu absolutistischer Weise belästigt und gestört hätte.

Was war nun natürlicher, da mündliche Vorstellungen nicht fruchteten, als daß Deutschland, nachdem es sich geeinigt hatte und seine Kraft wieder zu fühlen begann, den Wunsch hatte, sich möglichst bald von diesen Belästigungen zu befreien, und selber Kriegsschiffe zu bauen anfing. Also die Hauptschuld an dem leider daraus entstandenen späteren Wettlauf der beiderseitigen Schiffsbauten trägt nicht Deutschland, sondern England und seine große Selbstsucht und Herrschsucht.

Daß ferner auch die englische Industrie und Kaufmannschaft zu den Gegnern Deutschlands gehört, erklärt sich ebenfalls auf die natürlichste Weise. Hatten diese während einer Zeit von mehr als hundert Jahren nicht bloß den Handel mit Europa, sondern auch den mit der ganzen übrigen Welt allein in Händen gehabt und letzteren fast konkurrenzlos ausgebeutet, so begann dies sich für England bald in sehr empfindlicher Weise zu ändern, als Deutschland ebenfalls auf dem Weltmarkt sich bemerkbar zu machen begann.

Besonders unangenehm empfand dies England, als es sah, daß die deutschen Industriellen dank ihrer gründlichen technischen Ausbildung und die deutschen Kaufleute in ihrer vielseitigen allgemeinen Bildung den englischen häufig überlegen sind und daß infolgedessen manche englische Waren, die bis dahin den Weltmarkt konkurrenzlos beherrscht hatten, durch deutsche Fabrikate verdrängt wurden.

Nicht bloß, daß der Geschäftsgewinn auf industriellem Wege nicht mehr so leicht und bequem ist wie früher, sondern daß hierzu jetzt eine sehr viel gründlichere und besonders eine mühevollere Vorbereitung gehört, ist der wahre Grund, weshalb die große Masse der englischen Industrie und Kaufmannschaft Deutschland feindlich gesinnt ist. Leider ist dies ein Zustand, der sich schnell jedenfalls nicht beseitigen läßt und mit dem sich England vielmehr wird abfinden müssen. Aber die Beziehungen der beiden Regierungen zu einander lassen sich, wie schon gesagt, leicht dadurch verbessern, daß Deutschland eine seinem eigenen wohlverstandenen Interesse entsprechende antirussische Politik einschlägt und damit die Vorbedingung zu einem dauernden englisch-deutschen Bündnis schafft. Nachdem der Kaiser von Rußland sich erst in diesen Tagen für den „treuen Freund von Frankreich" erklärt hat, dürfte wohl auch Deutschland den wahren Wert der russischen Freundschaft erkennen und Rußland gegenüber eine andere Politik als die bisherige einschlagen.

* * *

Nach einer freundschaftlichen Verständigung mit England würde die nächste Aufgabe Deutschlands darin bestehen, dem jetzigen eigentlich unwürdigen Verhältnis zu Frankreich ein Ende zu machen. Unwürdig ist es insofern, als sich die viel stärkere Macht — Deutschland — von einer schwächeren — Frankreich — fortwährend zu Schritten zwingen läßt, die keineswegs in seinem Interesse liegen. So in erster Reihe zu den übergroßen Rüstungen, zu denen Frankreich zuerst Deutschland und dann in weiterer Folge auch die übrigen Großmächte genötigt hat.

Daß Deutschland sich dies dauernd gefallen läßt, ist jedenfalls ein Zeichen sehr großer Friedensliebe. Obgleich nun Frankreich weiß, daß Deutschland dasselbe unprovoziert niemals angreifen wird, und trotz dessen ganz offen ausspricht, daß seine Rüstungen gegen Deutschland gerichtet seien, so liegt es doch auf der Hand, daß Frankreich nur einen günstigen Moment abwartet, um dann dieses anzugreifen.

Berücksichtigt man ferner, was für ein nervöses, eiteles und hochmütiges Volk die Franzosen sind, so ist doch mit Sicherheit vorher zu sehen, daß es auf friedlichem Wege seine Revanchegelüste niemals aufgeben wird. Wenn man aber alles dieses weiß, und sich sagen muß, der Krieg mit Frankreich ist einmal unvermeidlich und muß über kurz oder lang kommen, welchen vernünftigen Sinn hat es dann noch, auf den Angriff Frankreichs zu warten? Frankreich, verwöhnt durch die frühere, Jahrhunderte lange Schwäche Deutschlands, kann sich noch immer nicht in den Gedanken finden, nicht mehr die erste Macht Europas zu sein. Erst eine zweite, aber verstärkte Auflage von 1870 wird es hiervon definitiv überzeugen.

Daß Deutschland nicht so ohne weiteres Frankreich angreifen kann, versteht sich von selbst. Als erste Vorbedingung gehört hierzu, daß Rußland als der Verbündete Frankreichs wieder ernstlich in Asien gefesselt ist. Und daß dies in nicht zu ferner Zeit wieder geschehen wird, und zwar durch China, ist nicht zu bezweifeln. Aus diesem Grunde hat Deutschland China gegenüber eine möglichst freundschaftliche Politik zu führen und ein Verhältnis zu ihm herzustellen, ähnlich dem, wie es zwischen England und Japan besteht. Eine Veranlassung, den Krieg herbeizuführen, nach der Frankreich als der herausfordernde Teil erscheint, dürfte bei der hohen Reizbarkeit des französischen Volkes einer geschickten Diplomatie wohl nicht schwer werden.

Wie schade, daß Deutschland, abgesehen von manchen anderen günstigen Gelegenheiten, den russisch-japanischen Krieg so unbenutzt hat vorübergehen lassen!

Daran ist natürlich garnicht zu denken, daß durch einen für Deutschland selbst günstigen Krieg ein wirklicher Friede zwischen diesem und Frankreich zu erreichen sein würde. Das ist aber auch garnicht die Aufgabe, die vielmehr nur darin besteht, Frankreich so zu schwächen, daß es seine drohende Gefährlichkeit verliert und Deutschland gestattet, seine eigenen Rüstungen auf ein normales Maß zurückzuführen.

Um dies zu erreichen, wäre alles, was früher zu Lothringen gehört hat, nebst den noch im Besitz Frankreichs gebliebenen zum Elsaß gehörigen Teilen sowie überhaupt das ganze Maasgebiet zurückzunehmen.

Desgleichen hätte Frankreich alle die nördlichen Departements, die früher zu Belgien gehört haben, an dieses abzutreten, wogegen wieder Belgien seinen flämischen Gebietsteil mit deutsch sprechender Bevölkerung an Holland auszuliefern hätte.

Und Italien hätte seine Westgrenze bis ins Rhonetal nebst Savoyen vorzuschieben und möglichst auch Tunis zu annektieren.

* * *

Ist Frankreich zur Zeit auch der gefährlichste Feind Deutschlands, so hat letzteres in der Zukunft doch Rußland am meisten zu fürchten. Rußland hat seit seinem Auftreten in Europa stets eine aggressive Politik geführt.

Sehr deutlich wird es, welche großen Fortschritte Rußland nach Westen hin gemacht hat, wenn man bedenkt, daß die ursprüngliche Westgrenze des eigentlichen Russentums im allgemeinen durch die Linie: Peipus-See, Beresina und Dnjeper bezeichnet ist. Alles, was darüber hinaus nach Westen zu Rußland gehört, nebst dem durchaus germanischen Finnland, hat Rußland erst durch Eroberung oder durch geschickt geschlossene Verträge sich angeeignet. In diesem Verfahren liegt die sehr deutlich ausgesprochene Absicht, die Russifizierung immer weiter nach Westen auszudehnen.

Hat nun die Expansionskraft der Deutschen das natürliche Bestreben nach Osten weiter vorzudringen, so ist der Zusammenstoß Beider ganz unvermeidlich und bisher nur durch die große Friedensliebe Preußens vermieden worden.

Erst seitdem es Rußland gelungen ist, soweit nach Westen vorzudringen, daß es sich wie ein Keil zwischen Preußen und Österreich hineingeschoben hat, hat es durch seine dominierende Stellung in Polen den großen Einfluß in Europa gewonnen, dessen es sich jetzt erfreut. Dieser Zustand ist aber ein auf die Dauer kaum haltbarer, denn solange er besteht, ist an ein wirkliches Aufblühen der östlichen Provinzen Preußens nicht zu denken. Schon dieses Verhältnis bildet eine Reibungsfläche, aus der dereinst ernste Schwierigkeiten zwischen Deutschland und Rußland hervorgehen werden.

Was hier zu geschehen hat, um Dauer versprechende Zustände herzustellen, bleibt zur Zeit aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten besser unerörtert.

* * *

Außer den vorstehend erwähnten fünf Hauptaufgaben der deutschen Politik hat Deutschland noch an der definitiven Ordnung der orientalischen Frage mitzuwirken.

Nicht bloß Deutschland, sondern die sämtlichen christlichen Staaten haben sich nämlich den Vorwurf zu machen, daß keiner von ihnen bis jetzt etwas Ernstliches für die Rechristianisierung des Orients getan hat.

Nicht den sechs Großmächten, sondern lediglich der Tatkraft der vier kleinen verbündeten Balkanstaaten haben wir es zu danken, daß das antikulturelle Volk der Türken hoffentlich zunächst wenigstens aus der europäischen Türkei vertrieben werden wird. Zu wünschen wäre dabei, daß in dem bevorstehenden Frieden Konstantinopel mit einem kleinen Landgebiet zu einem unter dem Schutz aller europäischer Staaten stehenden selbständigen Staat gemacht und die ganze übrige Balkanhalbinsel an die vier Verbündeten und Albanien verteilt werden würde.

Hiermit wäre wenigstens der erste Schritt zur Beseitigung der orientalischen Frage getan und gleichzeitig erwiesen, daß dies ohne den so allgemein gefürchteten Krieg Aller gegen Alle möglich gewesen ist. Immerhin bleibt die Forderung der Wiedergewinnung Vorderasiens für das Christentum bestehen, wie dies jedoch geschehen soll, kann hier noch unerörtert bleiben.

Nur eine Bedingung ist schon jetzt zu stellen, und zwar die, daß die eventuelle Schließung der Dardanellen nicht geduldet werden darf. Die Dardanellen sind eine von der Natur geschaffene Wasserstraße, die allen Völkern offen stehen muß, und wenn sich die angrenzenden Territorialherren ein Recht über dieselben anmaßen, dann geschieht dies eben ganz zu Unrecht.

Dasselbe war zur Zeit mit dem Sundzoll der Fall. Dort erhob Dänemark einen Zoll von den passierenden Schiffen, und wer ihn etwa nicht zahlen wollte, den hinderte es mit Gewalt an der Durchfahrt. Da kamen eines Tags die Amerikaner. Die stützten sich ganz einfach auf das Naturrecht und erklärten:

Der Sund ist eine öffentliche Wasserstraße, die alle Menschen benutzen dürfen, und wenn ihr uns nicht frei durchlaßt, dann werden wir euch in Zukunft unseren Zoll in Kanonenkugeln schicken. Und mit dieser einfachen Erklärung war der ganze Sundzoll beseitigt.

Ein Erfolg, den wir entschieden diesen Amerikanern verdanken, und ohne deren Energie der Zoll vielleicht noch heut bestände.

* * *

Schon ein großer Schritt vorwärts wäre es, wenn Deutschland die Wünsche von Österreich und Italien betreffs der Regelung der Balkanangelegenheiten noch energischer als bisher unterstützte.

Hätte es dies gleich bei Beginn des Krieges getan, dann würden es die Schützlinge des Dreiverbandes wahrscheinlich erst garnicht unternommen haben, ihre bekannten zu weit gehenden Forderungen auszusprechen, und der Krieg wäre wohl schon lange beendet. Außerdem hätte dies wahrscheinlich die Folge gehabt, daß Österreich und Italien durch die eigne Erfahrung belehrt, welchen großen Nutzen ein Defensiv- aber auch gleichzeitig Offensivbündnis gewähren kann, jetzt wohl selber wünschen würden, den Dreibund auch in ein Offensivbündnis zu erweitern.

Wäre dies erst eine feststehende Tatsache, dann wäre es die nächste Aufgabe auf diesem Gebiet, nicht die von Deutschland allein, sondern aller Dreibundmitglieder, dieses Bündnis durch den Beitritt von Schweden und Rumänien zu vergrößern. Nach dem bisherigen Verhalten dieser Länder läßt sich wenigstens annehmen, daß sie sich hierzu bereit finden lassen werden.

Dasselbe ist, wenn es die Unterstützung Rußlands nicht mehr so dringend gebraucht als zur Zeit, von Bulgarien zu erwarten.

Mag man diese Gedanken zunächst auch noch als Illusionen betrachten, bei

näherer Erwägung wird man doch zugeben müssen, daß zu ihrer Realisierung nichts Anderes gehört, als daß die jetzigen Dreibundmächte jedes Mißtrauen untereinander fallen lassen, und daß jede derselben mit voller Sicherheit darauf rechnen kann, von den beiden anderen unter allen Umständen unterstützt zu werden.

Die wesentlichste Ursache dieses gegenseitigen Mißtrauens sowie das Hauptübel, an dem die ganze europäische Politik zur Zeit leidet, sind die Großmächte mit ihrer Gleichgewichtstheorie. Sie tun gerade, als ob die Staaten zweiten und dritten Ranges überhaupt garnichts zu sagen hätten und eigentlich nur eine unbequeme Last wären, mit der man sich garnicht zu beschäftigen hätte. Aber gerade im Gegenteil besteht die Aufgabe darin, diese kleineren Staaten wieder aktiv und für das übrige Europa nutzbringend zu machen. Schon das bloße Programm des „europäischen Gleichgewichts" ist ein dem beabsichtigten Zweck direkt widersprechendes, da es zwei ungefähr gleich große Machtgruppen bildet, die anstatt wirkliche Ruhe und Frieden zu garantieren, sich tatsächlich fortwährend mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen und jeden Augenblick bereit sind, übereinander herzufallen.

Dieses Programm macht sogar den Eindruck, als ob es geradezu darauf abgesehen sei, anstatt einen dauernden Frieden, den Herd eines ständigen Mißtrauens und Unfriedens zu bilden. So lange diese Gleichgewichtstheorie nicht als ein durchaus verfehltes und schädliches Bestreben erkannt sein wird, ist auch an eine wirkliche Besserung der jetzigen Zustände nicht zu denken.

Soll hierin einmal eine Änderung zu etwas wirklich Besserem vorgenommen werden, so ist dies durch kein anderes Mittel als durch eine Radikalkur zu erreichen, die darin zu bestehen hätte, daß der in vorgedachter Weise vervollständigte Dreibund ein gleiches Bündnis mit England und außer den schon genannten beiden Staaten ein solches auch mit denjenigen kleineren Staaten schließt, die eine germanische Bevölkerung haben. Auf diese Weise würde in Mitteleuropa eine so bedeutende Macht entstehen, daß an Stelle des bisherigen theoretischen G l e i c h g e w i c h t s ein tatsächliches mitteleuropäisches Ü b e r g e w i c h t treten würde, dem sich die übrigen Staaten, ob gern oder nicht gern, dann wohl oder übel anschließen würden.

Diese Staaten, die alle dieselben Wünsche nach Ruhe und Frieden haben, würden in Europa gewissermaßen die Interessen des politischen Konservatismus vertreten und könnten es ruhig abwarten, ob die anderen Staaten sich an ihnen zu reiben beabsichtigen oder nicht.

Daß dieser Gedanke nicht bereits eine viel größere Anerkennung und Verbreitung gefunden hat, und daß die kleineren Staaten nicht eifriger bestrebt sind, eine Anlehnung an eine der Großmächte zu suchen, liegt hauptsächlich daran, daß die Regierungen der meisten, besonders der größeren Staaten sich noch immer nicht von der absolutistischen Denkweise des Mittelalters frei machen können, nach der sie glauben, sich die Kräfte eines schwächeren Staates auf keine andere Weise nutzbar

machen zu können, als daß sie diesen annektieren und ihn womöglich zu einer Provinz des eigenen Staates machen, was natürlich das Bequemste ist.

Daß auf Grund dieser Erfahrungen die kleineren Staaten den größeren gegenüber eine vorsichtige Zurückhaltung beobachten, ist nur natürlich, und zwar um so mehr, als denselben von dem übrigen Europa eine fast vollständige Neutralität garantiert ist, so daß sie zunächst keine besonderen Anstrengungen ihrer Sicherheit wegen zu machen brauchen. Andererseits leiden sie jedoch an dem Übelstande, daß sie ohne die Hilfe Anderer nicht stark genug sind, um ihre Wünsche nachdrücklich geltend machen zu können.

Infolge dieses Bewußtseins der Schwäche der kleineren Staaten fangen diese in neuerer Zeit an, zunächst wenigstens untereinander Bündnisse zu schließen. Es muß dies entschieden als ein bedeutender Fortschritt der politischen Erkenntnis bezeichnet werden, da er, zwar den meisten noch unbewußt, ein deutliches Zeichen der sich immer mehr geltend machenden föderativen Denkweise ist, welche, wie schon bemerkt, die Basis unserer ganzen zukünftigen Entwickelung bilden wird.

Natürlich kann der Grad der Intimität derartiger Bündnisse jedesmal verschieden sein, da er sich stets nach den gerade in Betracht kommenden nationalen, sozialen und geographischen Verhältnissen richten wird. So z. B. repräsentiert zur Zeit der deutsche Bund das engste und ausgebildetste politische Bündnis, während der Bund zwischen Deutschland und Österreich ein schon loserer ist und der Bund zwischen diesen beiden und Italien, oder resp. dieser drei mit den, dem Dreibund eventuell neu hinzutretenden anderen Staaten, ein immer noch lockerer werden kann. Gerade um den Wünschen und Bedürfnissen des Partikularismus einen möglichst freien Spielraum für deren Befriedigung zu lassen, wird es sich bei Abschluß derartiger Verträge stets empfehlen, möglichst wenig Verbindlichkeiten und nur die durchaus unentbehrlichen Verpflichtungen zu übernehmen. Zu letzteren gehören eigentlich nur zwei Punkte, die aber allen solchen Verträgen gemeinsam sein müssen. Erstens hat sich jedes Mitglied dahin zu verpflichten, daß der Bund unter allen Verhältnissen auf die passive und offensive Unterstützung desselben rechnen kann, und zweitens, daß alle Differenzen, die etwa zwischen einzelnen Bundesgliedern entstehen könnten, nur durch ein Schiedsgericht der anderen Bundesglieder beglichen werden dürfen.

Es versteht sich von selbst, daß die Mitglieder eines solchen Bundes sich schon vor Abschluß desselben über die allen gemeinsam vorliegenden Aufgaben verständigt und sie als bindend anerkannt haben.

Als erste Vorbedingung eines derartigen Vertrages ist daher ein volles beiderseitiges Vertrauen vorauszusetzen und zu fordern.

In Fällen, wo auf ein solches Vertrauen dauernd nicht gerechnet werden kann, gleichwohl aber für einen bestimmten Zweck ein Bündnis sehr wünschenswert ist, wird es wohl immer das Richtigste sein, sich dauernd nicht zu binden.

Wäre der Dreibund gleich von Hause aus ein offensives Bündnis gewesen

und hätte er sich als solches geltend gemacht, dann hätte z. B. bei Behandlung der marokkanischen Frage Deutschland eine sehr viel günstigere Rolle, als geschehen, gespielt.

Zunächst wäre Italien, unsicher, ob es in der von ihm geplanten tripolitanischen Unternehmung von Deutschland und Österreich unterstützt werden würde, nicht genötigt gewesen, sich in besonderem Maße um die Gunst Frankreichs zu bemühen. Wäre es dieser Unterstützung sicher gewesen, dann hätte es sich, wie dies Österreich ganz freiwillig getan hat, wohl auch bei den Verhandlungen in Algeciras auf die Seite Deutschlands gestellt.

Jedenfalls wäre die Haltung des ganzen Dreibundes eine sehr viel wirksamere und würdigere gewesen, und der damalige Reichskanzler wäre nicht genötigt gewesen, im Reichstage in einer zwar witzigen, dem Ernst der Situation aber doch nicht ganz entsprechenden Weise von einer Extratour zu sprechen, die sich Italien mit Frankreich wohl einmal erlauben dürfte.

Auch in dem gegenwärtigen Kriege hat sich gezeigt, welchen Einfluß der Zusammenhalt von selbst nur zweien der Dreibundstaaten hat. Die scheinbar nicht enden wollende Rivalität zwischen Österreich und Rußland hat durch den bloßen Anschluß Deutschlands an Österreichs Politik Rußland zum Nachgeben veranlaßt.

Auch ohne das Eingreifen Italiens hat sich Rußland schon veranlaßt gesehen, die von den anderen Großmächten beschlossenen Schritte anzuerkennen, und hat Serbien und Montenegro angewiesen, ihre Feindseligkeiten gegen Österreich einzustellen.

Warum hat Rußland diese Erklärung nicht schon früher abgegeben? Lediglich nur deshalb, weil es erst abwarten wollte, ob der Dreibund wirklich ernstlich einschreiten würde, und weil es durch die geheime Unterstützung seiner Schützlinge vielleicht doch irgend welche Vorteile zu erreichen hoffte.

* * *

Daß der Dreibund bisher noch keine wirklich bedeutenden Erfolge erzielt hat, liegt lediglich daran, daß er bis jetzt noch niemals als ein fest geschlossener politischer Körper aufgetreten ist. Immer war es der eine oder der andere der Dreibundstaaten, der sich die Zustimmung resp. Unterstützung der beiden anderen erst zu gewinnen suchen mußte. Wie in vielen anderen Dingen, so stecken unsere Staatsmänner und Diplomaten auch heut noch vielfach in mittelalterlichen Anschauungen. Für sie existiert z. B. auch zur Zeit noch keine höhere politische Organisation, als der Staat. Die Idee, daß es politische Verbindungen geben kann, die aus vollständig selbständigen Staaten bestehen, die sich aber zur besseren Wahrung ihrer Interessen verbunden haben, und die, wo es die Verhältnisse erfordern, ihren Gegnern nicht einzeln, sondern stets geschlossen gegenübertreten, liegt diesen Politikern noch ganz fern. Sie verstehen wohl,

einen einzelnen Staat zu vertreten und dessen Kräfte zu gebrauchen, aber eine ganze Gruppe von Staaten zu leiten, das haben sie noch nicht bewiesen. Zu diesen letzteren gehörte s. Zt. sogar auch der hochgelehrte bekannte Führer der preußischen Konservativen — Stahl. —

Um deutlich zu zeigen, um was es sich hier handelt, sei folgender militärischer Vergleich gestattet: es kann ein Offizier der tüchtige Führer eines Regimentes sein, der dieses gut zu führen und zu gebrauchen versteht, dessen Fähigkeiten aber nicht ausreichen, um gleichzeitig drei Regimenter zweckentsprechend zu verwenden.

Hier, wo die Verhältnisse schnell wechseln können, und wo die entsprechenden Entschlüsse oft ganz plötzlich gefaßt werden müssen, ist Geistesgegenwart und schnelles Denken erforderlich. Der Führer genießt aber den großen Vorteil, daß seine Befehle unweigerlich ausgeführt werden müssen. Anders ist es natürlich, wo es sich um die politische Leitung von mehreren Staaten handelt. Dort wird sich dies jedenfalls nicht anders erreichen lassen, als daß sich die verbündeten Staaten bereits vor dem Abschluß des Bündnisses über die Hauptgrundsätze ihrer gemeinsamen zukünftigen Politik geeinigt haben. Selbstverständlich ist dieses nicht so bequem, als wenn man nur zu befehlen braucht.

Dafür ändern sich aber auch die politischen Verhältnisse niemals so schnell, als die militärischen, und die Leiter des betreffenden Bundes werden stets hinreichende Zeit finden, die erforderlichen Maßregeln in aller Ruhe erwägen zu können. Jedenfalls wird mit diesem Verfahren keine Übereilung, sondern weit mehr eine konsequente und stetige Entwickelung verbunden sein.

* * *

Mag der gegenwärtige Krieg ein Ende nehmen, welches er wolle, so ist wohl jedenfalls so viel vorauszusehen, daß die Türkei ihren Besitz in Europa bis auf Konstantinopel nebst Zubehör wird abtreten müssen. Fraglich kann füglich nur sein, in welcher Weise die europäische Türkei an die christlichen Staaten verteilt werden wird.

Bei Ausbruch des Krieges sprach das Verhalten Rußlands entschieden dafür, daß es auf eine Schwächung sowohl der Türkei, wie der vier verbündeten Staaten rechne. Die Annahme lag demnach sehr nahe, daß es hierdurch seinen Einfluß auf beide Parteien erheblich vergrößern und seine Machtstellung in den Augen der Südslaven erhöhen würde.

Da kam aber eine plötzliche Überraschung. Die Türken zeigten sich nämlich sehr viel schwächer und die Verbündeten sehr viel stärker, als erwartet war.

Während Rußland mit Sicherheit darauf gehofft hatte, dereinst auf die Unterstützung der vier Balkanstaaten rechnen zu dürfen, zeigt sich jetzt gegen Ende des Krieges, daß sowohl Bulgarien wie Albanien seinen Händen entschlüpfen werden. Man kann also nicht mit Unrecht sagen, daß in diesem Falle die

russische Politik eine Zeit der Enttäuschungen erlebt hat, und daß es sich in seinem Einfluß auf die Balkan-Halbinsel in Zukunft wohl nur auf Serbien und Montenegro wird beschränken müssen.

Eine ähnliche Täuschung, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, hat Deutschland erlebt. Hier war nach der natürlichen Lage der Dinge nur anzunehmen, daß Deutschland der Türkei seine erzieherische Unterstützung nur in der Hoffnung gewährt hat, in einem Kriege gegen Rußland auf die Unterstützung einer wirklich kriegsbrauchbaren türkischen Armee rechnen zu können.

Nachdem sich aber deutlich gezeigt hat, daß die offensive Leistungsfähigkeit derselben eine nur sehr mäßige ist, ist diese Hoffnung ebenfalls sehr verringert worden. Nebenbei hat sich dabei gezeigt, daß es der Türkei bei der Heranziehung von deutschen Lehrmeistern nicht daran gelegen war, sich eine gute Armee zu schaffen, sondern daran, das Wohlwollen Deutschlands und seine diplomatische Unterstützung zu gewinnen.

Nachdem Deutschland diese Erfahrungen gemacht hat, ist kaum anzunehmen, daß es sein politisches Verhalten der Türkei gegenüber in dem bisherigen Sinne fortsetzen wird.

Auf eine wirkliche Unterstützung durch die Türkei hätte Deutschland überhaupt auch in Zukunft nicht zu rechnen, da erstere, wenn auch von dem sie nur schwächenden europäischen Besitze befreit, doch bereits zu korrumpiert ist, um eines wirklichen Aufschwunges fähig zu sein.

* * *

Fragt man sich nun, was werden wohl die Folgen des gegenwärtigen Krieges sein, so läßt sich die Beantwortung, ohne gar zu viel dabei zu wagen, wohl kurz in Folgendes zusammenfassen.

Zunächst werden, nachdem erst allgemeine Ruhe eingetreten sein wird, sich die Völker und die Regierungen der Großstaaten wie von einem schweren Alp befreit fühlen. Sie werden sehr zufrieden sein, daß der schon so lange befürchtete orientalische Krieg ohne einen Krieg derselben untereinander abgelaufen ist.

Wie nach jedem Kriege, wird auch in diesem Fall ein großer wirtschaftlicher Aufschwung eintreten. Besonders groß und schnell wird aber die kulturelle Entwickelung derjenigen Balkanstaaten sein, die von germanischen Fürsten regiert werden, wie Bulgarien, Griechenland und Albanien.

Einen großen Erfolg wird England erreicht haben. So viel darüber bis jetzt bekannt ist, hat dasselbe während des Krieges mit der Türkei Verträge abgeschlossen, durch die es Eisenbahn-Konzessionen auch in Syrien und Arabien erworben hat.

Da ihm dergleichen Rechte auch im Süden von Persien zur Verfügung stehen, so ist ihm nunmehr die Gelegenheit geboten, eine feste Landverbindung zwischen Indien und der Ostküste des mittelländischen Meeres resp. mit Ägypten

herzustellen. Es wird von jetzt an also nicht mehr auf die Benutzung des Seeweges durch den Suez-Kanal allein angewiesen sein.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß mit der Zeit Syrien und Arabien in eine ähnliche Stellung zu England geraten werden, wie dieses mit Ägypten der Fall ist.

Italien und Österreich und auch Griechenland werden ihre Flotten verstärken und es dadurch England wünschenswert machen, sich mit diesen Staaten auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, um vor Beunruhigungen seines Seeweges zwischen Gibraltar und dem Suez-Kanal sicher zu sein. Ein Grund mehr für den Anschluß Englands an den Dreibund.

Wenn auch mit diesem Kriege die orientalische Frage, so weit es sich um Europa handelt, in der Hauptsache als gelöst zu betrachten ist, so bleibt es doch zu bedauern, daß die Stadt Konstantinopel nicht eine christliche Regierung erhalten hat und ein von der Türkei ganz unabhängiger, selbständiger Staat geworden ist. Hiermit wäre wenigstens, was Europa betrifft, mit der orientalischen Frage ein wirklich reiner Tisch gemacht worden.

Für jeden Föderalisten muß es eine sehr erfreuliche Erscheinung sein, wie vielfach die Interessen von England und Deutschland übereinstimmen, und daß es eigentlich nur eines geringen gegenseitigen Entgegenkommens bedarf, um auch die sich etwa noch zeigenden Differenzpunkte friedlich auszugleichen.

Jedenfalls ist das wirksamste Mittel, die hier vorgeschlagenen Aufgaben zu lösen, die Befolgung des föderativen Prinzips.

Heinz Welten: In Dalekarlien.

Als ich von Upsala gen Rättvik fuhr, ins Land der Dalarner hinein, das sie im Auslande Dalekarlien nennen, in die schönste Provinz des ganzen Schwedenlandes, da gesellte sich mir im Eisenbahnwagen ein Gefährte zu, ein schwedischer Großkaufmann, der wie viele Stockholmer seine Sommerfrische am Ufer des Siljansees in Dalarna verbringen wollte, und der gar gut zu erzählen wußte vom Land und seinen Bewohnern. Es ist ein ferngerader, trutziger Volksstamm, der dort oben haust am Siljansee, dem „Auge von Schweden", wie die Dichter ihn nennen. Es ist ein Volk, das noch zäh und fest an seinen Traditionen hält und an dem, was es einmal für recht und billig erkannt hat. Für Karl Knutson hatten sie einst gekämpft, die Dalekarlier, und für die drei Stuarts und nicht

wenig Dalarnerblut war in den Befreiungskriegen geflossen für Gustaf Eriksson Wasa, der den Ruf des Landes begründete.

> „Sie kannten keinen Sklavendienst, noch Liebedienerei
> und saßen stolz wie Könige im eignen Hause frei."

also singt Karfeldt von den Männern Dalarnas, das mehr als einmal zum Wetterwinkel wurde, von dem aus die Blitze ins Land zuckten und die Kriegsfackel entzündeten. Doch auch die Befreiung des ganzen Landes von der Tyrannei des Unionskönigs ging von Dalekarlien aus und selbst Gustaf Wasa, der Befreier, dem sie in Mora ein wunderschönes Denkmal setzten, lernte den stolzen Sinn der Dalarner kennen, als er die Zügel der Regierung zu fest anzog nach ihrer Ansicht.

In diesem Sinne äußerte sich mein redseliger Reisegefährte, indes der Zug Gäfle zustrebte, der Hauptstadt Norrlandes, von wo die Bahn an Falun und seinen Kupfergruben, der „Schatzkammer Schwedens" vorüber fährt, vorbei an herrlichen, waldumsäumten Seen, ins Land der Dalarner hinein. Weiter brauste der Zug, indes mein Begleiter, aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinübereilend, mir berichtete, vom Lande und seinen Bewohnern. Er hatte mir zu Liebe in der dritten Wagenklasse Platz genommen, obgleich sein Billet ihm ein Anrecht auf die zweite Klasse gab. Allein ich fahre im Auslande mit Vorliebe in der niedrigsten Klasse. Nur dort kann man auch während der Fahrt seine Studien machen und die Einwohner kennen lernen. Das Publikum der zweiten — und vollends das der ersten Klasse — ist uniform, sich überall gleichbleibend. Ob ich im Expreßzuge erster Klasse von Rom nach Neapel, von Konstantinopel nach Budapest oder wohin sonst immer fahre, stets werde ich die gleichen Menschen treffen, die Ladys und Gentlemans mit Rohrplattkoffern, Krokodilledertaschen, mit Kodak und Trieder. Doch in der dritten Wagenklasse, da reist das Volk; da trifft man auf Menschen, denen man sonst nirgend wo begegnen könnte. Und da eine längere Eisenbahnfahrt bald mitteilsam macht, kann man hier die allerschönsten Studien machen, sofern man der Landessprache einigermaßen mächtig ist.

Die Höflichkeit, die dem Schweden gleichsam angeboren ist, hatte meinen Reisegefährten, den ich während der Fahrt auf dem schmalen Korridor vor den Coupés kennen gelernt hatte, veranlaßt, seinen Platz aufzugeben und sich zu mir in die dritte Klasse zu setzen. Eine junge Frau mit einem Säugling, dem sie just die Brust reichte, saß mir gegenüber. Mein liebenswürdiger Cicerone, der mich auf manche Sehenswürdigkeit während der Fahrt aufmerksam machte, fuhr in der Schilderung Dalekarliens fort, plauderte vom Lande und seinen stolzen Bewohnern, die noch jetzt zäh am Althergebrachten hängen. „Jedes Kirchspiel hat seine eigene Tracht, jeder Flecken seine eigenen Sitten und Gebräuche, selbst seinen eigenen Dialekt, so daß es dem Pfarrer der Kirche zu Rättvik, wo sie allsonntäglich zusammenkommen, nicht eben leicht ist, sich ihnen allen verständlich

zu machen. Aber ein wunderhübsches Bild ist es, wenn sie alle am Sonntag in ihren eigenartigen, langgeformten Kirchbooten, in ihren bunten kleidsamen Trachten, zur Kirche fahren, ein Bild, das sich kein Fremder entgehen lassen sollte und das schon manch ein Maler auf die Leinwand zu bannen versuchte." Und da wir just bei den Malern waren, erzählte mir mein redelustiger Begleiter eine kleine Geschichte, für deren Wahrheit ich ihm die Gewähr überlassen muß.

„War da ein Malersmann aus Stockholm, ein frisches, junges Blut, der allsommerlich nach Dalarna zog, um die schönsten Motive dieser gottbegnadeten Landschaft mit Pinsel und Farbe auf seine Leinwand zu zaubern. Alle Bewohner des Landes kannten ihn und alle schätzten ihn; denn er kam allsommerlich, sprach ihre Dialekte und wußte sich in Sitten und Bräuchen ihnen so anzupassen, daß sie ihn wohl für einen der Ihrigen halten konnten. Er wohnte bei einem alten Ehepaar, dessen einziges Kind Inge war, das schönste Mädchen von ganz Dalekarlien." Aha, sagte ich, denn nun konnte ich mir die Fortsetzung denken. Allein der Erzähler schüttelte den Kopf. „Nein, so war es nicht. Wohl hatte Inge den fremden Maler ganz gern. Aber ihr Herz wurde durch ihn nicht geweckt. Es schlief noch den Kinderschlaf seiner sechzehn Jahre. Hier oben in Norrland sind die Mädchen mit sechzehn Jahren noch Kinder und fühlen auch als solche. Und darum wurde ihr weibliches Schamgefühl auch nicht sonderlich erregt, als der Maler sie eines Tages bat, ihm Akt zu stehen. Er wollte sie am Siljansee malen, kurz vor dem Bade; an eine Birke sollte sie lehnen und mit dem einen Fuße den Wasserspiegel berühren, um die Kälte des Wassers vor dem Hineinsteigen zu prüfen. Der blaue, wundersame See, umsäumt von dunklen Nadelwäldern und lichten Birken und inmitten des Bildes der zarte lichtweiße Mädchenkörper, der sich blendend vom dunklen Hintergrunde abhob, über allem aber die rosig-weichen Strahlen der erwachenden Morgenröte, fürwahr! das mußte ein Bild werden, wie wenige.

Inge war sofort mit dem Plane einverstanden. Sie freute sich schon auf das hübsche Geschenk, das ihr der Maler im nächsten Sommer zur Belohnung aus Stockholm mitbringen wollte; vielleicht war auch etwas Eitelkeit mit im Spiele, daß just sie für schön genug befunden worden war, um gemalt zu werden." Ungläubig schüttelte ich den Kopf und unterbrach den Redner: „Und das Schamgefühl, das natürliche Schamgefühl des Weibes, das sie stets hindern wird, sich vor einem fremden Manne zu entblößen?" Doch mein Begleiter ließ mich den Satz kaum vollenden: „Inge war ja noch ein Kind! Auch vergessen Sie nicht, daß wir in Schweden sind und nicht bei Ihnen zu Hause, wo die Herren Frack und Lackstiefel anziehen, wenn sie ins Familienbad gehen, und die Damen im Bade mehr Kleider anhaben, als auf einem Balle; wo die Scheu, ein Stückchen nacktes Fleisch zu zeigen, schon so groß ist, daß man kaum die Nasenspitze mehr entblößen kann. Sie werden ja in unseren Seebädern baden und können mir dann erzählen, wie oft Sie Menschen mit Badehosen getroffen haben. Und doch

können Sie, während die Männer baden, auch gelegentlich Frauen oder Mädchen in der Nähe des Strandes treffen, ohne daß diese sich sonderlich dadurch geniert fühlen würden. Bei uns kümmert sich in solchen Fällen keiner um den anderen und niemand läßt sich die Freude an einem schönen durchgearbeiteten Körper durch erotische Nebengedanken vergällen. Wir ziehen es vor, den Menschen vom Alkohol frei zu machen, der Quelle aller Unsittlichkeit, im übrigen aber ihn mit Sittlichkeitsparagraphen nicht sonderlich zu behelligen. Denn schließlich ist der Anblick des nackten Körpers doch nur eine Gewohnheitssache und nur das Verbotene, das gewaltsam Verhüllte wirkt unsittlich und aufreizend."

Mein Begleiter hatte sich ordentlich ereifert und ich zog es vor, ihn nicht wieder zu unterbrechen. „So mochte denn, fuhr er fort, auch Inge denken, wenn sie überhaupt darüber nachdachte. Sie war wohl, wenn sie mit Freundinnen im Siljansee badete, schon mehr als einmal von Burschen überrascht worden, ohne daß ihr Kindergemüt sonderlich dadurch beeinflußt worden wäre. Sie wurde ihrem Maler ein pflichttreues Modell und stahl sich morgens zeitig aus der Kammer, um zum See zu eilen. Wollte sie doch mit dem ihr in Aussicht gestellten Geschenk später die Eltern überraschen. Allein es kam anders. Noch im Winter gelangte das Bild „badendes Mädchen am Siljansee" in Stockholm auf die Ausstellung, erhielt dort die große goldene Medaille und wurde als das schönste Bild der Ausstellung durch zahllose Reproduktionen in Zeitungen und Zeitschriften über das ganze Land verbreitet. Eine von diesen Reproduktionen kam auch nach Rättvik; dort erkannte man sofort Inge auf dem Bilde wieder und nun war des Lachens und Spottens über das nackte Mädchen kein Ende. Der Spott war nur gutmütig gemeint gewesen; denn niemand fand etwas Arges dabei, allein Inge nahm ihn sich doch zu Herzen, und eines Morgens, just an dem Tage, da der Maler seine Wiederkehr anzeigte, trieben die Wellen des Siljansees ihre Leiche ans Ufer."

Der Erzähler hatte geendet. Die junge Frau, die mir gegenüber saß, hatte aufmerksam zugehört. Es wurde still im Coupé, das nur von den rhythmischen Stößen des Zuges leise erzitterte. Niemand mochte mehr sprechen. Im Vierzig-Kilometer-Tempo (für schwedische Bahnen eine respektable Geschwindigkeit) fuhren wir dahin. Hochgelegene Seen, über denen die sich gen Westen neigende Sonne glitzerte, tauchten zur Rechten auf; Anhöhen kamen und verschwanden am fernen Horizont gleich Waldkulissen, die vorgezogen und wieder weggeschoben werden. Hinter Brosen senkte sich die Bahn; bei Vägärde zeigte sich, unmittelbar hinter einer Krümmung, zur Linken ein entzückender Ausblick auf einen wundersamen See, an dessen Ufern wir jetzt entlang fuhren. Die junge Frau mir gegenüber setzte den Säugling ab, knöpfte die Bluse zu und wies mit dem rechten Zeigefinger hinaus: „Dort liegt der Siljansee und dies hier — sie zeigte mit Stolz auf ein kleines Anwesen, das eben auftauchte — dies ist mein Haus."

Die junge Frau, eine mittelgroße Blondine mit sehr hellen Haaren und freundlich blauen Augen, so wie man sie dort zu Lande häufig findet, trug drei glatte, goldene Ringe am rechten Zeigefinger. War sie schon eine Witwe und was bedeutete der dritte Ring? Mein Begleiter, der froh war, den Cicerone spielen zu können, gab mir bereitwilligst Auskunft. „Die Frau ist keine Witwe, sondern im Gegenteil recht glücklich verheiratet. Den ersten glatten Reif bekommen bei uns die jungen Mädchen vom Bräutigam zur Verlobung, den zweiten zur Vermählung und den dritten als junge Mutter, doch nur dann, wenn das Erstgeborene ein Sohn ist. Das ist eine recht hübsche, altschwedische Sitte; aber leider kommt sie immer mehr und mehr ab. Sie ist nicht mehr „modern". Nur in den alten Provinzen findet man sie noch, darunter natürlich auch in Dalarna, das so zäh am Alten hängt."

Eine helle, weite, rundbebaute Gegend öffnet sich vor uns; nördlich und östlich senkt sie sich vom Rättviken herunter. Donnernd fährt der Zug über eine Stahlbrücke, die die Ena überspannt. Dann halten wir in Rättvik.

Rättvik am Siljansee! Welcher Maler wüßte die Farben zu mischen, die dieses landschaftliche Kleinod auf die Leinwand zaubern könnten! Welche Sprache wäre reich genug, seine Schönheit in Worten zu erschöpfen? Die schönsten Gegenden in Schweden weist Dalekarlien auf und dieses wieder findet seinen Höhepunkt in den Gestaden des Siljansees. Von allen schönen Ortschaften am Siljansee aber gilt Rättvik als die allerschönste, Rättvik, das kleine, liebliche Rättvik, dessen weißes Kirchlein auf einer Landspitze in den See hinausragt.

> Geht mit hinauf zum Siljansee im Takt des Dalarmarsches!
> Geht mit, beschaut die Lande, wo Kirchen stehn am Strande,
> So glänzend, wie die Lilie in ihrer weißen Pracht!

So singt Karfeldt sein Dalarnerlied. Es sagen die Leute, daß jeder, der in die Fontana Trevi zu Rom einen Soldi geworfen habe, unfehlbar noch einmal zur heiligen Stadt zurückkehren müsse. Auch ich warf das Kupferstückchen in den berühmten Brunnen und möchte, ach wie gern! noch einmal die mächtige Kuppel von St. Peter schauen, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne sie vergolden, möchte vom Pinzio herabschauen auf das bunte Gewimmel am Korso und möchte wieder die Schatten vergangener Jahrtausende heraufbeschwören auf dem Forum Romanum. Doch noch weit lieber möchte ich noch einmal hinaufziehen zum Siljansee mit Menschen, die ich liebe, und möchte ihnen die Schönheiten des Dalarner Landes weisen, die ruhige, harmonische Schönheit der Landschaft, die weichen langen Linien, die üppigen Farben und die unendlichen Perspektiven in dieser so wundersam klaren Luft, da alle Entfernungen verschwinden. Da stehen prächtige rote Häuser zwischen luftigen Birken, da dunkle Nadelwälder, wohlbestellte Felder und Fluren, die in kleine, zahlreiche Quadrate geschnitten sind.

Jeder Schritt auf dem Wege bietet einen neuen Fernblick, ein neues Bild, und jedes ist wert, in einen köstlichen Rahmen gefaßt zu werden.

Die historische Bedeutung Rättviks, die das Dorf den Schweden so wichtig macht, da Gustav Wasa von hier seinen Flug in die Welt unternahm, mag uns Deutsche nur wenig kümmern. Aber die landschaftliche Schönheit des Ortes nimmt uns gefangen und nicht zum wenigsten fesselt uns auch die anmutige Tracht der Bewohnerinnen. Die quergestreifte bunte Schürze über dem roten Rock mit der hohen schwarzen spitzen Mütze, jenes „echt schwedische Nationalkostüm" ist in Rättvik zu Hause, und bildhübsch sehen sie darin aus, die jungen Dalekarlierinnen. In Mora tragen die Mädchen keine Mützen, sondern Tücher, in Leksand Hauben, anderwärts grüne oder blaue Röcke. So hat jedes Dorf seine eigene Tracht und jede Tracht ist schön; doch die von Rättvik ist die allerschönste. Auch auf unseren Kostümbällen ist sie recht häufig vertreten, die Tracht der Mädchen von Rättvik. Nur wissen unsere Damen meist nicht, daß die angeblich quergestreifte Schürze gar keine Schürze, sondern die Vorderbahn des Rockes selbst ist, und daß zur hohen spitzen Mütze eine entsprechende Haartracht gehört, ein blonder, von schwarzem Bande durchflochtener Zopf, der rings um das Hinterhaupt gelegt wird und der Mütze erst den rechten Abschluß gibt.

Am Abend, da wir der Dorfjugend beim Tanze zuschauten, hatten wir Gelegenheit genug, diese Trachten zu studieren, die schmucken, hochgewachsenen Mädchen, und die Burschen in ihren gelben, langen Röcken, von denen rote Quasten herabhingen. Man hatte auf eine Waldlichtung Bretter gelegt; das war der Tanzplatz; auch ein kleines Podium hatte man errichtet für die drei Musikanten, denen eine kleine Öllampe ein bescheidenes Licht bot. Für die Tänzer selbst war jede künstliche Beleuchtung überflüssig, denn fast taghell war es in der Nacht. Wir sind ja nur noch wenige Bahnstunden vom Lande der Mitternachtssonne entfernt und schon hier in Rättvik sind die Sommernächte so hell, daß man bei Beginn der Saison aus den elektrischen Lampen die Birnen herausschraubt. Wer wollte wohl auch Licht brennen in diesen Nächten, die dem Tage kaum etwas nachgeben an Helligkeit? — — —

Am nächsten Morgen sollte mich das Dampfboot, das von Leksand kommt, über den See nach Mora bringen. Die Fahrt über den Siljansee währt zwei bis drei Stunden und ist so schön, daß man sie stets in der Erinnerung behält. Auf dem Schiffe traf ich einen alten Bekannten wieder, einen Berliner Chemiker, den ich schon in Stockholm kennen gelernt hatte. Er gehörte zu jenen unglücklichen Menschen, die bei jeder Gelegenheit einen Witz machen müssen und die krank werden, wenn sie diesen Witz dann nicht rechtzeitig an den Mann bringen. Ich habe mir sagen lassen, daß es sehr schädlich sein soll, mit einem Witz, den man nicht loswerden kann, lange herumlaufen zu müssen.

Der kleine Chemiker, der kein schwedisch verstand und darum ganz einsam auf dem vollbesetzten Schiff war, stürzte glückselig auf mich zu: „Ach. Da sind

Sie ja auch wieder. Jetzt können wir doch wieder ein wenig miteinander plaudern. Denken Sie doch, mein ganzes Geld ist schon alle, und nun muß ich bis hinauf nach Boden fahren, um mir dort welches zu holen." Ich tat ihm den Gefallen und stellte die sehnlichst erwartete Frage: „Aber was wollen Sie da in Boden. Haben Sie sich dorthin Geld bestellt?" Dankbar drückte er mir die Hand; endlich konnte er seinen Witz los werden: „Nein, dieses nicht. Aber in Boden gibt es ja — — — Bodenkredit."

Entsetzt entriß ich ihm meine Hand und eilte an die Spitze des Schiffes, doch schon war er wieder an meiner Seite. „Hat es sehr wehgetan? Wo fahren Sie übrigens hin?"

„Ich will nur nach Mora fahren und dort einige Tage bleiben." Mora, in der nördlichen Bucht des Siljansees, ist einer der bedeutendsten Handelsplätze von Dalarna. Große Holzstapel werden hier zusammengetrieben, die vom Orsasee und vom Oesterdalelf heranschwimmen. Wunderschön ist das Wasadenkmal von Mora, das Gustaf Wasa auf einem Felsblock im Dalarnergewand als Jüngling zeigt, im weißen zugeknöpften Flauschrock mit Gürtel und Gamaschen, wie er die berühmte Ansprache an die Bauern von Mora hielt. Wenige historische Denkmäler können sich diesem an die Seite stellen, das so einfach ist, so schlicht, so anspruchslos mitten am Wege steht und doch so gewaltig wirkt.

All dies erzählte ich dem jungen Chemiker, indes das Dampfboot an den waldbesaumten Ufern entlang fuhr und immer neue, schönere Bilder sich vor unserem Auge entrollten. Doch der Jüngling hörte nur mit halbem Ohre zu, und unschwer war an seinem Mienenspiel zu erkennen, daß es gewaltig in seinem Kopfe arbeitete. Jetzt hält der Dampfer vor Mora. Ich nehme meinen Koffer, um auszusteigen; da packt im letzten Moment der Jüngling meinen Arm und ruft: Bleiben Sie nicht zu lange in Mora; der Aufenthalt ist gefährlich! Und, da der Dampfer schon wieder abstößt, klammert er sich ängstlich an das Schiffsgeländer und ruft mir nach: „Denken Sie daran: Periculum in Mora." Dann setzt er sich beruhigt nieder, indes der Dampfer weiterfährt gen Orsa.

F. L. Graf v. Voltolini: Ein Reformator des Islams.

Durch die Welt des Islams geht in unserer Zeit ein merkwürdiges Sehnen nach einer Reformation. Die Sucht der Jungtürken, den Islam der europäischen Kultur anzupassen, hat auf religiösem Gebiete, was vielfach bei der Beurteilung der ganzen Bewegung außer acht gelassen wird, nur bei solchen Elementen Beifall gefunden, welche innerlich überhaupt schon mit dem Islam zerfallen waren. Dagegen hat das jungtürkische Vorgehen die Getreuen der Lehre Muhammeds nur um so mehr bestärkt, daß eine Reform des Islams nicht im Sinne einer Verwässerung seiner Gesetze und Lehren, sondern im Gegenteil im Sinne einer intensiven Beobachtung derselben, sowie eines innigeren Eingehens auf den geistigen Kern der Lehre nötig ist. Das wissenschaftliche Zentrum dieser Bewegung ist heute die Universität Kairo. Die praktische Durchführung der reformatorischen Idee hat aber ihr Zentrum nicht dort, sondern in den von dem Einfluß Europas bisher völlig entrückten Gegenden des inneren Nordafrika.

Erst durch den Tripoliskrieg der Italiener ist über die Reformbewegung und ihren Umfang manches in weitere Kreise gedrungen und das Haupt der Bewegung, den man als Sektenmahdi schilderte, der sog. „Groß-Senussi", wie ihn die Italiener nennen, erhielt sogar eine große politische Bedeutung während dieses Krieges. Die Bezeichnung der Senussen als Sekte ist jedoch insofern nicht richtig, als die Senussen sich keineswegs von dem Gesamtislam separieren, vielmehr in demselben ein neubelebendes und kräftigendes Element sein wollen. Was aber den Schöpfer dieser Bewegung uns so außerordentlich interessant macht, das ist einerseits das Mysterium, das seine Person umgibt, andererseits der fast übermenschlich erscheinende Einfluß seiner Person und zwar nicht nur bei seinen direkten Anhängern, sondern in der ganzen weiten muhammedanischen Welt. Gleich wie Lhassa, die geheimnisvolle Hauptstadt Tibets, allen Buddhisten heilig ist, so genießt heute in der Welt des Islams das Land El Giuf mit der Hauptstadt Kufra, wo unnahbar allen Ungläubigen der Mahdi der Senussen, der Reformator des Islams, der Prophet unserer Tage, Sidi Ahmed Ali, seinen Hof hält, den Ruf der Heiligkeit. Die Macht dieses Mannes, der durch sein bloßes Wort sowohl die schlauen Araber wie die wilden Söhne der Wüste, die Beduinen und Tuaregs Nordafrikas, beherrscht, hat daher diesen zu einem legendenhaften Wesen und Kufra zu einer Stadt voll geheimnisvollen Zaubers gemacht.

Was ist doch während des Tripoliskrieges nicht alles über das Geheimnis von Kufra, den Senussenmahdi, seine Macht und seine Absichten, seine Kriegsheere und seine Reichtümer gefabelt und geschrieben worden! Erst heute, nach-

dem die ersten Friedensmonate in Libyen einen innigeren Verkehr der Europäer mit den arabischen Notabeln möglich machten, ist man einigermaßen dem Geheimnisse von Kufra näher gekommen. Das Resultat ist deshalb so außerordentlich interessant, weil sich nach dem Wegfall der phantastischen Legenden herausstellte, daß der Senussenmahdi im Gegensatz zu jenem blutigen Mahdi des Sudans, der den Engländern so manche Niederlage beibrachte, kein Krieger ist, sondern nur durch die Kraft seiner Persönlichkeit und sein bloßes Wort seine außerordentliche Macht über Millionen ausübt. Solch eine machtvolle, einzigartige Persönlichkeit verdient es, daß wir uns mit ihm und seinem geheimnisvollen Lande, in dem er unumschränkt gebietet, eingehender beschäftigen. Wenn man behauptet, daß Kufra verhältnismäßig nahe der neuen italienischen Kolonie liegt, so bezieht sich dies natürlich nur auf nordafrikanische Entfernungsverhältnisse, denn Kufra liegt volle 20 Tagereisen südlich von Bengasi, dagegen 25 Tagereisen südwestlich von Kairo und 45 Tagereisen nördlich von Wadai. Auf den Karten findet man Kufra meist recht willkürlich eingezeichnet; die Tagereisen der Araber sind eben ein sehr elastischer Begriff, und so wird die genaue Bestimmung seiner Lage erst der Zukunft vorbehalten sein, wenn Europäer Kufra erreicht haben werden. Gerhard Rohlfs kam zwar 1879 bis in die Nähe der Stadt, wurde aber, ehe er sie erreichte, von den feindlichen Beduinenstämmen zum Rückmarsch gezwungen. Auch ist die Bedeutung Kufras als Sitz des Senussenmahdis überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten so groß geworden, daß sie ein höheres Interesse als andere Oasen hervorruft. „Von den Wassern des Atlantischen Ozeans bei Agadir und Tanger bis zum Persischen Meerbusen und weit nach Indien hinein wird das Wort des Senussenmahdi mit heiliger Ehrfurcht verehrt" — so versichert der Scheich Mohamed ben Osman in Bengasi, und in der Tat konnte man sich in diesen Tagen gelegentlich des feierlichen Empfanges, den der Sultan den Gesandten des Senussenmahdi in Stambul zuteil werden ließ, überzeugen, daß auch der Kalif die Bedeutung dieses neuen Propheten nicht verkannt hat! Derselbe Scheich Mohamed, dessen hohes Ansehen in der ganzen Cyrenaika sein Wort über jeden Zweifel erhebt, hat auch über das geheimnisvolle Reich von Kufra ausführlich berichtet.

Die Entfernung von Bengasi nach Kufra umfaßt, wie oben erwähnt, volle zwanzig Tage mühseliger Karawanenreise. Von diesen fallen jedoch nur die vier ersten Tagereisen auf das ehemalig türkische, im Lausanner Frieden an Italien abgetretene Gebiet der Cyrenaika, an deren Grenze Belled Gelad, eine starkbevölkerte Oase, liegt, ehemals die ständige Garnison eines türkischen Bataillons, das hier die Grenzwacht gegen die unbekannten Länder des Südens hielt. Trotz der guten Beziehungen zwischen dem Mahdi der Senussen und dem Padischah von Stambul widersetzte sich der erstere bisher stets aufs entschiedenste dem Einrücken türkischer Truppen in die als sein Reich prätendierte Zone südlich Belled Gelad, welche durch einen breiten Wüstengürtel von der Cyrenaika getrennt ist.

Endlos dehnt sich hinter Belled Gelad die gelbe Wüste aus, kein Halm entsproßt auf Meilen und Meilen dem Boden, kein Wasserlauf zeigt sich in den Tälern dieser Dünen! Erst nach vier mühseligen Tagereisen durch diesen ersten Wüstengürtel tritt man in eine Landschaft, in welcher anfangs eine dünne, dann immer dichter werdende Grasnarbe den Boden bedeckt, die zahlreichen Schafherden zum Aufenthalt dient. Selbst einige Wälder, in welchen das saftige Grün der Akazie vorherrscht, haben der sonst in Nordafrika allgemeinen Holzverwüstung durch die Araber getrotzt. Doch nach zwei Tagereisen durch dieses Wald- und Weideland umfängt den Wanderer abermals die völlige trostlose Einförmigkeit der Wüste, „der zweite Gürtel, durch den Allah die heilige Stadt des Mahdi schützt", wie die Gläubigen versichern! Wiederum durchzieht die Karawane vier lange Tagereisen diese Wüstenei des zweiten Gürtels, bis endlich die Palmenwälder von Tage Bu am Horizont auftauchen. Doch vergeblich suchen wir hier die weißen Häuschen, die sonst den Oasen der Sahara ihr freundliches Aussehen geben; die Bewohner von Tage Bu sind nämlich Troglodyten, die ihre Wohnungen in die Erde eingegraben haben, und nur zwei kasernenartige Klostergebäude mit trutzigen Befestigungsmauern im südlichen Teil der Oase ragen hoch empor und bezeugen, daß hier bereits die unumschränkte Herrschaft des Mahdi begonnen hat. Auch im westlichen Tripolitanien und in einzelnen Teilen Marokkos wurden solche Troglodytendörfer gefunden, deren Anlage offenbar auf Sicherheitsgründe zurückzuführen ist. Hinter Tage Bu weist das Land wieder gewaltige Weidegründe auf, welche die Karawanen in sechs Tagereisen durchziehen, bis sie Zima erreichen. Zima ist die erste Stadt des von den Arabern als El Giuf bezeichneten „heiligen Landes" des Mahdi der Senussen. Auch hier zeigen umfangreiche Klöster den frommen Sinn der Bevölkerung. Von Zima bis Kufra, etwa vier Wegstunden, durchschneidet eine schnurgerade, fünfzehn Meter breite Palmenallee die fruchtbaren Äcker und Wiesengründe, bis sie auf dem riesigen Marktplatz von Kufra endet, der zu allen Zeiten des Jahres das einzigartig-bunte Bild eines afrikanischen Handelszentrums bietet. Erst jenseits des Marktes liegt die fast unscheinbare Stadt. Der Markt, auf dem sich die Händler des Sudans und jene von der Küste, die von Ägypten und jene vom fernen Wadai treffen und ihre Waren unter endlosem Feilschen tauschen, ist die Quelle des Reichtums Kufras und seines Herrn, des Mahdi! Kein Geld, auch nicht der sonst hier so beliebte Maria-Theresien-Taler dient auf diesem Markt als Kaufmittel, sondern der uralte Tauschhandel in der reinsten Form hat sich in Kufra bis heute erhalten. Das Kamel wird gegen den tiefschwarzen Negersklaven vom fernen Kongo vertauscht, ein Stück elenden blauen Kattuns gegen Elefantenzähne von ungeheurem Werte, eine wollene Decke gegen kostbare Straußenfedern oder Säckchen mit Goldstaub ausgetauscht! Andere Völker, andere Wertbegriffe! Südlich vom Markte erhebt sich die „heilige" Stadt, einförmige Häuschen aus Tonziegeln erbaut, und mitten in denselben, umgeben von einer zwei Meter

hohen Tonziegelmauer, das niedere, nur aus einem Stockwerk bestehende, bescheidene Gebäude, das die Residenz des Mahdi bildet. So schildern glaubwürdige Augenzeugen, die Kufra besucht haben, die Residenz desselben, während die Phantasie der Europäer bisher dieselbe zu einem Wunderpalast nach Art der Alhambra gemacht hatte! In dem einfachen Hause befindet sich auch die Moschee des Mahdi, der jedoch das typische Minaret fehlt. Der Hof des Hauses des großen Reformators ist durch eine starke Umfassungsmauer abgeschlossen, in welche eine Kanzel eingebaut ist. Kaum erscheint auf ihr der Muezzin, um die Gläubigen zur Stunde des Gebets zu rufen, so verstummt mit einem Schlage der Lärm des Marktes, alles Feilschen und Bieten wird unterbrochen durch die heilige Pflicht des Gebetes.

Die gleiche heilige Stille herrscht auf dem weiten Platze, wenn Sidi Ahmed el Ferk, der Imam des Mahdi, hier seine Predigten hält. Dann sitzen zu Füßen der Kanzel hundert und auch mehr glaubenseifrige Schüler dieser hohen Leuchte arabischer Gelehrsamkeit, und mancher schreibt die Worte des großen Predigers nach, die in Kairo allesamt gedruckt werden.

Selbst für die Gläubigen und die Jünger des Reformators ist es kein Leichtes zu ihm selbst, dem Allverehrten, zu gelangen. Selbstisolierung ist bei allen, die im Rufe besonderer Heiligkeit stehen, allzeit ein gutes Mittel gewesen, diesen Ruf noch zu erhöhen. Diesem Prinzip folgt auch Sidi Ahmed Ali, der Senussenmahdi, und überläßt die Empfänge der meisten Besucher seinem Bruder, der ihn mit dem Hinweis, daß der Reformator dem Studium und dem Gebet obliege, entschuldigt. Nur besonders durch Geburt oder Frömmigkeit ausgezeichneten Besuchern, mächtigen Scheichs, Klostervorstehern und ähnlichen Persönlichkeiten, wird ein Empfang durch den Mahdi selbst zuteil.

Dieser Empfang findet in einem einfachen, schlicht geweißten Zimmer statt, das durch kein Möbelstück geziert ist, dessen Boden nur eine Matte bedeckt. Hier empfängt Sidi Ahmed Ali, ein hochgewachsener schlanker Araber, dessen durchdringende Augen in die tiefsten Gründe der Seele des Besuchers zu schauen scheinen. In seinen Worten wie in seiner Haltung und in seinen Bewegungen liegt jene Ruhe und Überlegenheit, die nur auserwählten Kindern der Natur gegeben ist. Zumeist wird der Mahdi in den Audienzen in religiösen oder auch weltlichen Dingen um Rat befragt. Seine Antwort erfolgt mit der Sicherheit eines Urteilsspruches und enthält fast immer ein Wort des Korans als Stützpunkt oder Begründung. Seine Anhänger sagen, daß er den ganzen Koran völlig auswendig wisse. Und die Besucher scheiden von ihm in dem Bewußtsein, daß ihnen der beste Rat erteilt sei; nicht durch irgendwelche Pose, sondern durch das alleinige Wort und die der Persönlichkeit innewohnende Kraft erklärt sich dies. Und dies ist das Außerordentliche an dem Reformator. In Kulturländern wäre schließlich dieser Umstand nicht so hoch zu bewundern, aber hier in einer Gegend,

wo sonst nur das Recht des Stärkeren gilt, ist dieses Herrschen durch Wort und Geist nicht hoch genug anzurechnen.

Dieser Senussenmahdi legt sich keinerlei Herrschermacht bei, betitelt sich weder Sultan noch Emir, in seiner Stadt gibt es keine Festungswerke oder Waffen, keine Leibgarden schützen sein schlichtes Heim! Und doch gilt sein Wort als unumstößlicher Urteilsspruch oder Befehl bei allen treuen Söhnen Muhammeds. „Denn, wer je in diese glühenden Augen, die die Seele eines Jeden durchdringen, geblickt hat, fühlt sich von dem Schauer der Nähe Allahs durchdrungen", versichert der Scheich Mohamed Ben Osman.

Die Wirksamkeit des Mahdis vollzieht sich am einflußreichsten durch die Klöster, dann aber auch durch die in der Welt lebenden Angehörigen der Bruderschaft. Während die Klöster sich auf Nordafrika und Arabien beschränken, findet man die freien Glieder der Bruderschaft bis nach Indien, nach Südafrika und bis zu den islamitischen Tartarenstämmen. Alle Senussen verbindet die Verpflichtung der unbedingten Hilfeleistung untereinander. Weitere die Senussen von den übrigen Gläubigen unterscheidende Vorschriften, die von Sidi Ahmed ausgehen, sind das Verbot des Streites und des Tabakrauchens sowie die strengste Beobachtung des vom Koran gebotenen Gesetzes der Enthaltung jeglichen Alkohols. Im übrigen lehrt Sidi Ahmed den Seinen nur die Lehre des Korans im reinen primitiven Sinne. Hinsichtlich der Propaganda schreibt er nur vor, daß die Senussen alle Koranglaubigen zu intensiver Beobachtung der Satzungen des Propheten und zu stetem Gebet anfeuern sollen!

Am vollkommensten sind die Ideen des Mahdi in den Klöstern der Bruderschaft zur Durchsetzung gekommen. Hier ist noch die Gemeinsamkeit alles Besitzes als besondere Lebensregel hinzugekommen und hat diesen Klöstern zu großem Reichtum verholfen. Nach einer oberflächlichen Schätzung befinden sich allein in dem Bezirk des italienischen Gouvernements Bengasi über dreihundert solcher Klöster, darunter viele von dreihundert und mehr Insassen. Das reichste aller Senussenklöster ist jenes von Zerebub, dessen Riesenbau mehr als achthundert Mönche beherbergt. Dieses Riesenkloster liegt nordwestlich von Kufra in einer Oase, über welche das Kloster das Besitz- und Souveränitätsrecht ausübt.

Im Vergleich zu der frivolen Haltung der Jungtürken und der durch sie heraufbeschworenen Agonie des Muhammedanismus in Europa, überrascht es dort in den sonndurchglühten fernen Oasen der libyschen Wüste unter dem Einfluß dieses eigenartigen Reformators die innere Kraft des Islams noch einmal in einer neuen Frische sich erheben zu sehen, als eine geistige Macht, die durchaus das vielverbreitete Urteil der nahen Auflösung des Islams entkräftet. Ist nun dieses Wiederaufleben des Islams in der Senussenbruderschaft sicher ein interessantes Phänomen und berührt uns der Reformator selbst durch die Kraft seiner Persönlichkeit, durch seine Betonung von Friedens- und Nächstenliebe sympathisch,

so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Sidi Ahmed Ali voll und ganz in Vorstellungen wurzelt, die unsern modernen europäischen Kultur-Anschauungen absolut widersprechen. Auf dem weiten Marktplatz von Kufra, vor dem Hause dieses neuen Propheten des alten Islams spielt der Sklavenhandel die erste Rolle, vor seinen Augen wird die Menschenware verschachert und unmenschlich gezüchtigt. Die Senussenscheichs und auch die Senussenklöster machen mit dem Handel in Menschenware die besten Geschäfte und stehen in dem Ruf, die prächtigsten Sklavinnen für die Harems des Orients zu liefern. In diesen Zügen liegt schon der tiefe Unterschied ausgesprochen, der auch diesen reformierten Islam von unserer modernen Kultur trennt. Sidi Ahmed ist ein Reformator des praktischen Islams, aber kein Reformator der muslimischen Kultur. Mag daher der geheimnisvolle Mahdi von Kufra in seiner Art und seiner Lehre manchen Zug aufweisen, der uns Europäern gefällt, mag seine Oase ein neues Mekka für den durch ihn neubelebten Islam werden, nach wie vor trennt uns von seiner Kultur ein unüberbrückbarer Graben, ein Graben, der unsere Welt von der seinen weit mehr trennt, als die Wüstengürtel, die Kufra von den Grenzen der Cyrenaika trennen!

Therese Lehmann-Haupt: Griechische Reisebriefe.

Athen.

Athen, den 6. April 1912.

Im Hotel Imperial wurden wir erwartet und bekamen ein schönes großes Zimmer mit weißem Marmorbalkon hoch oben drei Treppen. Als wir ahnungsvoll hinaustraten, lag vor uns, auf trotzigem Kalkfels ausgebreitet, im scharfen glanzvollen Mittagslicht, die Akropolis — die Götterburg.

So war's Wahrheit geworden, was wir seit Jahren geträumt. Wir konnten beide nicht sprechen — es war mir, als ob eine mächtige Faust mich ergriffe und schwindelnd hochtrüge und ich auf dem höchsten aller Berge stünde, mit gewaltigem Rundblick. Und in physischer Furcht vor allzu Großem faßte ich meines Mannes Arm, doch dem ging's nicht viel anders. Er konnte nur besser den Eindruck realisieren, indem er sagte: „Wir gehen aber mit niemand anderem hinauf — ganz allein, des Abends, wenn es geschlossen ist. Wir haben jetzt Vollmond".

Noch standen wir ein Weilchen und schauten und schauten — vom Meer her

wehte es köstlich frisch herüber, und unsere Blicke glitten von den scharf sich abzeichnenden Säulen des Parthenon hinunter zu dem fröhlichen Menschengedränge zu unseren Füßen auf dem Syntagmaplatz mit seinen plätschernden Wässern, der, vom blühenden Orangen- und Palmenhain begrenzt, nur durch die Fahrstraße von dem weiten öden Platz getrennt ist, der sich vor der breiten Front des griechischen Königsschlosses ausbreitet. Die beiden patrouillierenden Soldaten schienen sich nicht um die im Schlosse Aus- und Eingehenden zu kümmern, und ungehindert wogte die Menschenflut durch das Portal in die königlichen Gärten, deren frühlingsfrische Laubmassen zu uns hinüberwinkten.

Unser erster Gang war zur Universität, die sich hinter mächtigen Palmen als prächtiger weißer Marmorpalast prunkvoll ausbreitet. Dort trafen wir alles in freudiger Festesunruhe und wurden von Lambros, dem Rektor der Universität und Präsidenten des Kongresses, und anderen griechischen Freunden warm begrüßt. Jeder von uns fand ein großes mit Namen bezeichnetes Couvert mit Einladungen etc. und die Medaillen für das 75jährige Jubiläum der Universität und den Orientalistenkongreß. Beide zeigten in Bronze und Silber das Abbild der Athena in verschiedener Auffassung. Besonders erfreute uns eine persönliche Einladung von Prof. Lambros, am Ostersonnabend nachts 12 ½ Uhr „das Osterlamm mit ihnen zu essen und die Ostereier mit ihnen zu brechen".

Ein Berliner Freund behauptete, daß die griechischen Katholiken vom wochenlangen Fasten so ausgehungert sind, daß sie den Morgen nicht erwarten können und gleich in der Osternacht anfangen zu essen. Aber mir schien dies nächtliche Mahl mehr einen mystisch-religiösen als einen materiellen Charakter zu haben.

Am nächsten Morgen wanderten wir zum Stadion, dieser ungeheuren, prächtig wiederhergestellten Rennbahn, die für 50 000 Zuschauer Plätze hat, und in der auch während des Kongresses olympische Spiele stattfinden werden. Dann in das Olympieion, das Hadrian vollendet hat, — ungeheure Marmorsäulen, von denen man nicht begreift, wie Menschenhand sie aufbauen konnte. Dann durch den Hadriansbogen, der die alte Theseusstadt von der neuen Hadriansstadt schied, zum Theater des Dionysios, wo die dramatische Kunst mit Werken von Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes ihre höchste Blüte erreicht hat. Das ganze Theater in weißem Marmor geschaffen, der Fries, der die Bühne in späterer Zeit schmückte, von hockenden Silenen getragen, zeigt lebensvolle Gestalten aus dem dionysischen Sagenkreis. Und rings herum, amphitheatralisch aufgebaut die Reihen von Marmorsitzen, wundervoll erhalten, höchst bequem, und mit wundervollen Skulpturen geschmückt, — die der Fürsten und Priester natürlich besonders reich. Man spielte und saß unter freiem griechischen Himmel, die Gedanken flogen hinüber zum nahen Areopag, wo über Orestes, den Muttermörder, Gericht gehalten und wo er doch freigesprochen wurde, und wo der Apostel

Paulus einst dem lauschenden Volke den „unbekannten Gott" verkündete. Und auf dem mit stolzen geflügelten Greifen behauenen Thron des Dionysospriesters saß unser verehrter Professor Mahaffy aus Dublin. Er erinnerte uns daran, wie er hier vor 30 Jahren Griechenknaben getroffen und vertrieben habe, die nach den Skulpturen schossen — ein Erlebnis, über das er in seinen „Griechischen Wanderungen" berichtet hat. —

Auf Mondschein aber hofften wir vergebens. Es regnete abends, und so stiegen wir denn andern Tags, am Karfreitag früh, auf die Akropolis hinan. Den alten Weg von der Stadt her schritten wir, den früher die Priesterinnen gingen, wenn sie Blumen und Opfer der Athene brachten, so wie bei den großen Panathenäen das von Jungfrauen gewebte Safrangewand, und es war uns beiden tiefbewegt und dankbar zumute, daß wir dort oben wandeln konnten und alles das schauen, was höchste Menschenkunst erschaffen und was wohl für immer das vollendetste Denkmal an Schönheit, vollster Kraft und verschwenderischster Natur bleiben wird. Über steile, marmorne Treppentrümmer klommen wir hinauf zu den Propyläen, deren dorische Säulenhallen aus pentelischem Marmor in den nahezu drei Jahrtausenden ihres Alters einen wundersam warmen bräunlichen Goldton angenommen haben. Überwältigend wirkt bei dem Eintritt in den inneren Burgraum der Anblick des gewaltigsten Trümmerfeldes mit dem Parthenon, dem Erechtheion mit seinen ernst-lieblichen Karyatiden und einer Unzahl kleiner Tempelchen, Kultstätten und Statuen. Zerbrochene und doch ewige Säulenreste, Zeugen einer Vergangenheit, die riesengroß über unsere Pygmäenzeit hinausragt. Dem alles überstrahlenden Parthenon widmeten wir uns heute besonders. Perikles selbst hatte die Bauleitung, Iktinos schuf ihn aus pentelischem Marmor, und Pheidias wird zumeist die plastische Ausschmückung zugeschrieben; — sicher schuf er das goldelfenbeinerne Standbild der Athena Parthenos. Die Skulpturen der Giebelfelder mit der Geburt der Athena hatten wir schon im Britischen Museum in London eingehend studiert, wie auch das ganze, höchst anschaulich dargestellte Reliefmodell der gesamten Akropolisanlage. Und das erleichterte besonders mir die Auffassung des Ganzen ungemein.

Großes Mitleid habe ich mit all der Schönheit und Größe aus sonnenverklärten Zeiten menschlichen Glückes, wenn ich denke, welche Schicksale über diese Götterburg hereingebrochen sind. Einmal wurde sie der Jungfrau Maria geweiht, die Wände wurden mit christlicher Malerei bedeckt, dann wurde sie von den Franken der römischen Kirche übergeben. Später machte man eine türkische Moschee daraus und baute in einer Ecke ein Minarett an. Dann wieder verschanzten sich gegen einen venezianischen Feldherrn die Türken auf der Akropolis und machten aus dem Parthenon ein Pulvermagazin. — Und ein kleiner Leutnant aus Lüneburg warf eine Bombe hinein, da barst der Tempel in zwei Teile. Später wurde es wieder eine Moschee, und schließlich wurde es unter Lord Elgin aufs grausamste ausgeplündert. Wir freilich konnten und können uns gleich vielen

Tausenden an all den nach England gebrachten Schätzen im Britischen Museum erfreuen.

Wir fuhren dann beim Kronprinzen und seiner Gemahlin, unserer deutschen Prinzessin Sophie, vor und schrieben dort unsere Namen in ein dafür bereitliegendes Buch ein. Deren Palais ist wunderschön gelegen, in prächtigen Gärten voll großer Palmen und Blütenbäume, augenblicklich ganz umblüht mit Glycinien und Rosen.

Der Karfreitag wird hier nicht, wie bei uns, still begangen, sondern er gilt als ein glücklicher, froher Tag — wie in England der good Friday — vielleicht in dem Sinne, daß am Karfreitag die höchste Liebe ihr Opfer gebracht. Am Abend sahen wir von unserem Balkon aus die Karfreitagsprozession. Überall, den ganzen Tag, waren mit Blumen geschmückte Wachskerzen feilgehalten, in allen Größen und Farben. In mächtigen Backöfen an der Straße wurden Osterkuchen gebacken, flache, runde und immer mit rotgekochten Eiern eingebacken. — Überhaupt überall rote Eier. Bei fliegenden Händlern und in Läden, sogar im Hotel setzten sie sie uns morgens unbestellt, als Geschenk, auf den Frühstückstisch. Weiter draußen an vielen Straßenecken kleine Herden von weißen und schwarzen Lämmern. Es sollen 30 000 zum Osterfest in Athen geschlachtet werden. Und man sah viele Familienväter, die armen Tiere, denen man die Beine zusammengebunden hatte, über die Schultern gelegt, von fröhlich geschwätzigen Kindern begleitet, festesfroh dem Heim zueilen. Und dann beim Schloß eine ganze Straße voller Blumen, und von dem Duft und den leuchtenden Farben macht man sich bei uns keine Vorstellung. In langer Reihe die Händler mit Kiepen und Körben voll prächtigster Rosen, Flieder, Levkojen, — dazwischen ein mächtiger flacher Korb voll dunkelblauer Kornblumen, und ein verschmitzt lächelnder Grieche bot uns einen Strauß und sagte: „Kaiserblumen!" Zwei hübsche Griechenknaben gingen an uns vorbei mit langen Zweigen voll gelber Röschen. Ich blickte ihnen bewundernd nach, da brachte mir der eine seinen Zweig und gab ihn mir mit einer unnachahmlichen Gebärde: „Was mein ist, ist Dein, o Fremde!"

Prächtig konnten wir vom Balkon aus die große Illumination sehen, und mehrere Prozessionen zogen an uns vorbei, mit Fahnen, Gesang, Militärmusik, — hinterdrein Tausende von Männlein und Weiblein und Kindern, in allen Altersstufen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand. Es war ein rührendes und hübsches Bild, — dazu war die Nacht warm, von einigen ruinenbedeckten Bergen lohten Feuer, und die Sterne leuchteten hell.

Heute, Ostersonnabend, ist alles für den Kongreß und das Jubiläum geschmückt und beflaggt. Wir gingen auf den alten Friedhof vor dem Dipylontore. Die Monumente stammen aus dem vierten Jahrhundert. In einigen offengelegten Grüften lagen die Gerippe gut erhalten. In eine, nur mit Schutt be-

deckte, stieg ich hinein, in der Hoffnung, etwas Interessantes zu finden, natürlich vergeblich; denn seit Jahrhunderten suchen Generationen jedes Stückchen Mörtel durch.

Ostersonntag! Ein Wunder, daß man nicht müder ist. Aber die Spannung hält frisch.

Gestern abend nach einem interessanten offenen Abend im archäologischen Institut begaben wir uns um 11 Uhr ins Hotel Grande Bretagne, wo andere, gleich uns Begünstigte, warteten, die nun junge Studenten zur mitternächtigen Osterfeier brachten. Die Straßen waren gedrängt voll, alles Volk vom Lande war zur Messe hereingeströmt, aber es war militärisches Spalier gestellt, so daß wir fürstlich geleitet durchschritten. Über die Straßen waren Festons von Glühlämpchen gezogen. Alle Fenster waren wieder illuminiert und Groß und Klein trug brennende Lichtchen. Vom Lykabettos und Hymettos aber grüßten lodernde Feuer. So wurden wir auf die Tribüne geführt, die im Freien, vor der sogenannten Mutterkirche, der Metropolis, errichtet war, und deren wundervolle bunte Glasmalereien von innen erleuchtet waren, und Lambros, im stolzen Ornat, empfing uns und stellte uns gütigerweise in die erste Reihe, dicht an einen abgeteilten, von blühenden Gewächsen umgebenen Altar, auf dem die Zeremonie vor sich ging.

Bald kamen die Priester, in goldstrotzenden Gewändern, mit runden hohen goldgeschmückten Tiaren auf dem Haupte, die mit einem Kreuz gekrönt waren. Auf den Türmen, auf allen umliegenden Dächern Tausende von Lichtchen, die Menschen hielten, dazu eine weiche und weihrauchatmende Luft — und über allem der tiefe leuchtende Sternenhimmel. Dann kam, jubelnd vom Volke begrüßt, der Hof und schritt an uns vorbei einige Schritte zum Altar. Der alte würdige Metropolitan las lange Gebete, dann sangen sie, Weihrauchfässer aus getriebenem Golde schwenkend, endlich nahm der Priester ein ganz goldenes, mit großen Edelsteinen geschmücktes Buch, das das Allerheiligste war, und das er und die königliche Familie küßten. Immer lebhafter wurde die Zeremonie, — sie sangen: Christ ist erstanden, Kyrie, Kyrie, — immer jauchzender, und dann plötzlich schlug's von allen Türmen zwölf, und da knatterten die Schüsse, da läuteten alle Glocken — und ein unendlicher Jubel brach los. Alles beglückwünschte sich: Christ ist erstanden! — Dann wurden wir wieder von Führern, jungen griechischen Studenten, durch das Gedränge durch, in Lambros' Wohnung geführt, wo die Tische für 60 Personen osterfestlich gerichtet waren. Der, an dem ich saß, mit brennend roten Anemonen und Körben voll roter Eier. Die Minister mit ihren Frauen, darunter der höchst beliebte und verdiente Venizelos, und ein Teil der Kongressisten waren versammelt. Von großem Interesse war es mir, als Lambros, der mein Tischherr war, von dem Studentenaufstand im vorigen Herbst erzählte,

und wie er den niedergeschlagen. Das Menu war mit einem Bilde der Akropolis geschmückt; natürlich war auch ein Gang das am offenen Feuer geröstete Osterlamm, und ich brach mit Lambros und Pullé, dem Vertreter der Universität Bologna, die roten Eier, — und da meine heil geblieben, hatte ich gesiegt. Dazu floß französischer Champagner und alter griechischer Wein in Strömen. Und die Stimmung war so fröhlich, daß wir nur ungern frühmorgens nach Hause gingen.

Heute nun fand die feierliche Eröffnung des Kongresses auf der Akropolis statt. Wieder war überall militärische Bedeckung, unter der wir glatt durch die Menschenströme durchkamen, — aber auch vor den Kongreßmedaillen macht alles bereitwillig Platz. Ganz Athen hat heute geflaggt, sogar die Droschken haben Fähnchen, weißes Kreuz auf dunkelblauem Grunde. Dann kamen wieder alle: König, Königin, Kronprinz, Kronprinzessin und die kleinen, reizenden, prinzlichen Herrschaften. Lambros sprach sehr hübsch: wie Griechenland nur ein kleineres und armes Land sei, aber wie beglückt es sei, all die Gastfreundschaft, die die griechischen Gelehrten in anderen Ländern genossen, erwidern zu können, und wie die Herzen und die Arme weit offen wären. Dann folgten viel offiziellere Reden. Der Vertreter für Deutschland, Prof. D . . . . sprach oratorisch und inhaltlich am zündendsten, aber leider erwähnte er die Kretafrage, und diese Dissonanz klang schrill in der allgemeinen Kongreß-Verbrüderungsfreude. Der Kronprinz sprach Neugriechisch.

Ganz merkwürdig machte sich diese strotzende, hochelegante Gesellschaft zwischen den uralten ewigen Säulen und Trümmerstätten, und, etwas abseits, auf einem geborstenen Marmorblock stehend, horchte ich in die Tiefe, ob nicht ein leises, spöttisches Lachen der Unterirdischen, Zeitlosen heraufklänge, — aber alles blieb stumm, — ich hatte nicht bedacht, welche winzige Sache diese Versammlung für die bedeutete, über deren Häuptern die gewaltigsten Kriegs- und Leidenschaftsstürme getobt hatten. Nur ein goldgrünes Eidechschen lief über meine aufgestützte Hand, sah mich aus klugen blanken Äuglein an, und die ringsum wuchernden wilden Reseden und Kamillen dufteten betäubend. Nachdem einige Dutzend photographische Apparate gespielt und die Menschenflut — der Hof und die Priesterschaft voran — sich endlich verlaufen hatte, suchten wir noch mit Gesinnungsgenossen verborgenere Stätten der Akropolis auf, schwelgten in Phantasien über vergangene Zeiten und nahmen dann im Hotel einen unfestlichen Festtagskaffee mit geschmacklosen Brötchen und weichlicher Schafbutter ein, neidisch der heimischen Osterkuchenorgie gedenkend. Nur der Honig vom Hymettos entschädigte und gab dem kärglichen Mahl einen „klassischen" Geschmack.

Abends war großer Empfang in der Aula der Universität, zu dem wieder der ganze Hof kam. Ein verführerisches Büfett war gedeckt, und ein orientalisch-höflicher junger griechischer Gelehrter versorgte mich mit allem. Ich hatte mich

eben, um alles besser sehen zu können, auf die Estrade gesetzt, als ich gerufen wurde, um mit meinem Manne den Majestäten vorgestellt zu werden. Beide sprachen deutsch mit uns und besonders die Königin hat mit ihrer geistigen Grazie und ihrem köstlichen Humor etwas absolut Bezauberndes an sich. Dann wurde ich zur Kronprinzessin gebracht, indes mein Mann zum Kronprinzen kam. Ich mußte lange zur Seite stehend warten, da sie noch mit anderen sprach. Neben mir stand , gleichfalls wartend, der bekannte Journalist X. Er hat verschiedene, auch für Griechenland wissenschaftlich interessante Werke herausgegeben und ist beim Volke entschieden populär; aber es wirkte doch sehr komisch für mich, als er sich plötzlich, in dem Moment, als Frau Lambros vorstellend meinen Namen nannte und ich meinen Hoffnix eben anbrachte, zwischen mich und die Kronprinzessin schob und mit einer breiten Bewegung seiner fleischigen Hand mit kurzer Verbeugung seinen Namen nennend, sagte: „Ich bin nämlich der X., Kgl. Hoheit. Ich bin überzeugt, Sie kennen mein Werk" — — uff. So trat ich zurück und hatte nachher die Freude, gleichzeitig mit meinem Manne vorgestellt zu werden.

Erster Osterfeiertag.

Heute früh war das große Tedeum in der Hauptkirche, mit wundervollem Männergesang, und die Prachtentfaltung war sehr groß. Wir hatten Plätze gerade gegenüber den königlichen Herrschaften, hatten es aber besser wie diese, denn alle, auch die nicht mehr junge Königin, mußten stehend die ganze Feier mitmachen. Die darauf folgende Truppenrevue mit den Soldaten in den verschiedensten, teilweise ganz phantastischen Uniformen ließ zwar keine preußisch-stramme, aber doch eine vortreffliche Disziplin erkennen.

Wieder um 2 Uhr, wie alles Offizielle, begann die Festsitzung des Kongresses, — ich bewunderte wieder die ausdauernde Teilnahme des gesamten Hofes und sagte das auch am Abend dem Kronprinzen, der aber behauptete, viel Vergnügen an der Sache zu haben. Nach einer Rede von Lambros mit all seinen Ehrenketten und Orden, kamen die Redner, für jede Nation einer, mit dem dann die Delegierten vortraten und ihre Adresse niederlegten. Zwischen den großbritannischen Gelehrten, die in oft seltsamen Gowns — vielfach waren es purpurrote Mäntel — würdevoll schritten, ging mein Mann im schlichten Frack, die schön in helles Schweinsleder gebundene Adresse unter dem Arm. Und da muß ich sagen, daß mir das Herz mit einem Male weh tat, daß er mit den Abgesandten des fremden Staates und nicht mit unseren deutschen Kollegen vortrat.

Ein recht peinliches Versehen, — nämlich, daß der Abgesandte von Cuba in seinem pompösen gelbseidenen Ornat beim Aufruf vergessen worden war, wurde von Lambros geschickt redressiert. —

Unter den Stiftungen wurde auch eine bedeutende Summe genannt, die die anwesende Witwe Heinrich Schliemanns für die beste Schrift über ihres Mannes Lebenswerk ausgesetzt hatte. Diese Verkündigung rief eine spontane Huldigung für sie hervor.

Zum Dinner waren wir in der British School, die inmitten prächtiger Gärten liegt, wo wir mit größter Wärme empfangen wurden. Unser Hausherr ist Junggeselle, aber es war alles so allerliebst vorbereitet, daß einem ganz heimatlich zumute wurde. Nach dem Essen gingen wir in die benachbarte American School, — auf das breite orientalische Dach mit weißer Marmorestrade, von wo wir der Beleuchtung der Akropolis zuschauten. Wir konnten prächtig sehen, aber ich muß doch gestehen, daß sie mir lieber im Sonnenschein oder Mondlicht ist. Auch der Fackelzug der Studenten wirkte in der südlichen Nacht eigentümlich und fesselnd. Sehr freuten wir uns an der Begeisterung der Griechen. Sie sind wie Kinder, — über jede Kleinigkeit aus dem Häuschen und viel glücklicher als wir im Norden. Auf dem Syntagmaplatz zwischen den Blütenbäumen war die ganzen Festtage Militärmusik, und unendliche Menschenscharen wogten überglücklich hin und her. Oftmals sangen sie alle mit zur Musik, die Nationallieder und beliebte Weisen, und nach ihrem Schluß schrieen sie und klatschten vor Entzücken in die Hände.

Und damit heute Schluß.

Adalbert Meinhardt: Dazumal.

(Schluß.)

Sie ging ganz langsam hinterdrein. Nein, was man alles erlebt in der Welt! Der König und sein Herr Minister, die reden mit ihr, nur weil sie morgen eine Schauspielerin sein wird. Es ist doch was Schönes, zur Bühne zu gehen! Freilich — weil sie eine Schauspielerin sein wird, spottet der Müllerich: — In einem Jahr is sie grad so eine wie Du bist. Die Theres die lacht dazu. Und der Schneider meint gar, sie trägt nichts als Fetzen!

Gut acht auf ihren Weg geben, hatte der vornehme Herr sie ermahnt, — das Lisettl wußte es gar nicht, daß der Boden schlüpfrig und schlecht, daß die hölzernen Stufen wackelig waren. Von all dem wuchernd wilden Farnkraut, von den hellblauen Vergißmeinnichtblüten, dem giftigen Schierling, den häßlichen Pilzen, die sich da am Wegrande in der fruchtbaren Feuchte drängten, sah sie nichts, hörte kaum das Donnern des Falls, das Aufschäumen und Tosen der Wasser. Das junge Geschöpf, das so wenig zu denken gelernt, dachte und fühlte nur sich selber — was war sie denn? was wollte sie? Daß der Bismarck und der König sie grüßten oder . . . . oder? — Möchtst au lieber auf Deiner Maschin für Dein Schatz a Westen nähn? hatte der Waha sie gefragt. — Ja, die Schneiderin, die hat's gut, die hat an Vater und an Schatz. I aber — ah, — i hab ja keinen! —

Von dem Zickzackwege, der hier unten durch den ewigen Wasserstaub beinah versumpft war, bog sie, wie der Herr von Bismarck ihr geraten, in den Hof des Badschlosses ab. Da wurde grade ein großer Post-Reisewagen gewaschen. Die Kutscher und Diener in Hemdsärmeln, in blauweißen Schürzen, standen und schwatzten. Beim lärmenden Donnern des Falles hörten sie das Mädchen nicht kommen, sahen erst auf, als sie an ihnen vorüber wollte.

Jesses, Maria, Josef und alle Heiligen! — das is ja . . . . Nein, sowas, nein, aber — das is ja aber . . . . Lisettl, bist Du's denn?

Ein großer, blonder, junger Bursch, in einer knallroten, feinen Postkutscherweste, in strahlend weißen Hemdsärmeln, gelben Lederhosen und hohen Stiefeln und kommt zu ihr hin und nimmt sie bei ihren beiden Händen . . . .

Sie knixte schon wieder. —

Ja, die bin i.

Aber — heilige Mutter Gottes! — wie is denn dös möglich? Wo kommst denn da her?

I bin halt hier beim Hubermayer, meinigem Paten. Und . . . . und morgen abend, da is mein Debüh. So heißt man das. Wann's Dir's anschaun willst, — da hast a Karten. I schenk Dir's. Da.

Und holt aus der Tasche das dritte Freibillet, das sie zu vergeben hatte, und reicht es ihm hin.

Aber der Franzl — es war ja der Franzl, der vor zwei Jahren von Sankt Pölten fort war, um Postknecht zu werden und so schrecklich viel Geld zu verdienen, und hatte in all der langen, langen, endlosen Zeit nie ein Wort von sich hören lassen, — der schüttelte ihr nur immer die Hände. Er zog sie eilig fort von den Andern und ging mit ihr davon. Seine schöne, lange Postpeitsche trug er noch im Arm. Mit der fuchtelte er im Reden herum. Der Wasserfall rauschte. Ach, wie das jetzt schön klang, und wie ihr das Herz im Takt dazu klopfte! Und daß er so dicht neben ihr herging, und daß er sich so zu ihr hinabbog und ihr in die Augen zu gucken versuchte! Was er dabei sprach, von Treue und Liebe und Hochzeithalten, sie brauchte es gar nicht erst zu hören. Sie hatte es von jeher gewußt, hatte nie daran gezweifelt, daß er wiederkommen würde, daß er sie sich holen würde. Der! Nein, so einen zweiten gab's nicht, nicht in der ganzen, weiten Welt. Er ging mit ihr um das Badschloß herum, über die Terrasse, stieg mit ihr die breiten Stufen der hohen gedoppelten Freitreppe bis zum Straubingerplatz hinunter.

Da spielte die Musik im Freien, weil es eben schon seit einer ganzen Viertelstunde in Gastein nicht geregnet hatte. Die Kurgäste promenierten gemächlich. Und da kam drüben vom Straubingergasthaus wieder der Herr von Bismarck-Schönhausen, hatte sich jetzt einen schwarzen Rock angezogen, trug einen hohen, glänzenden, schwarzen Stadthut auf dem Kopfe und rauchte eine sehr lange Zigarre. Die warf er fort, als er am Fuß der Schloßtreppe, da er hinauf zu seinem König gehen wollte, grade auf die zwei beiden traf. Und sah sie an und lächelte: Aha! — ich habe Sie also richtig gewiesen. Nun, ich hoffe, trotzdem werden wir morgen abend die Freude haben, das Fräulein auf der Bühne bewundern zu können!

Was meint der? fragte der Franzl, als der Herr Minister schon mit großen Schritten die halbe Treppe erstiegen hatte, was will er? Di — bewundern? was?

Das Lisettl lachte glückselig. Ihr war so leicht und froh zu Sinne, daß sie am liebsten da mitten auf dem Straubingerplatz ihren Tanz für morgen abend vorgetanzt hätte, weil doch die Musik grad so einen schönen Ländler herspielte. Zutraulich hängte sie sich ihrem Franzl an den Arm: Du, der kommt hinein. Und der König au. — Er selbst hat mers g'sagt. Und i krieg vom Holler a sülberne Kettn. Und sonst — sonst Alles was ma so braucht. Na, Du wirst aber Augen machen morgen abend!

Ja, was stellst denn an, am morgigen Abend?

I wer Schauspielerin!

Du? was, Du?

Ja, denk Dir's, a so a Glück! Vorher da hat mi's halt no net recht g'freut. Aber jetzt, wo Du da bist, wo Du hineingehst .... Franzl, Du hast doch das Freibillet? Du, aber die Ehr! Der Herr von Bismarck, der will mi bewundern! Was sagst da dazu?

Was i dazu sag? Ja, das wer i Dir glei sagen.

So schrei doch net so.

I will aber schrei'n. Gott's Donnerwetter, — sie waren vom Platz auf die bedeckte Brücke gelangt, deren Fenster vom Wasserstaub in allen Regenbogenfarben glitzerten. I will aber schrei'n und i will's Dir glei sagen! Du, Lisettl, brüllte der Postillonfranzl so überlaut, daß seine Stimme das Brüllen des Wasserfalls fast übertönte, — a Schauspielerin nehm i net zur Eh! I gschwör's bei alle Heiligen, dös net. Eine, wo so gschniegelte Herrenleut bewundern .... Und wann's der Kaiser selber in Wien wär, die mag i net.

Aber, Jesses, Maria und Josef, aber Franzl! aber, —

Zwei Jahr lang hab i mi abplagt, schrie er. I hab net na Sankt Pölten mehr wollen, bis i so viel hab, um heiraten zu können. Die wart schon, hab i mer denkt, 's Lisettl, das wart bis i amal wieder da bin.

Aber, aber, i hab ja doch g'wartet, bat sie wimmernd.

Scho gut. Du hast g'wartet, Du? Davongelaufen bist zu Deinigem Paten. Und i nehm Dir's net amal übel, Du hast's schwer g'habt bei dem Bauern, i weiß, i weiß scho. Und i hab Di gern, und i heirat Di, sobald als i kann und sobald als Du willst. Heut muß i in d' Lend hinunter mit so einem Courier. Die preußischen Herren, i kann sie net leiden, aber zahlen tun sie halt gut. Und wann i nächster Tag den König selber fahren derf, — vielleicht bis Salzburg oder gar bis nach Ischl hinein, nachher wird's grad zum Heiraten langen. Also, i kimm morgen zruck. Und i geh in die Wandelbahn nein zu Deinem Theater. Überleg Dir's derweil. Hast ja Zeit g'nug bis auf'n Abend. I wer's scho sehn, wann i hineinkommen, was Du lieber hast, mi oder, — oder die Bewunderung. Wann i Di aber auf Deiner Bühn seh und wann Du a Schauspielerin g'worden bist, nachher ist's aus mit uns zwei. Tu was Di g'freut. Wann D' mi willst, — mir wärs freili lieber. Auf'n Herbst könnt'n mer Hochzeit halten. Jetzt pfüat Di Gott!

Und wie sie aus der Brücke heraus sind, — es spritzt noch um sie Beide her und der Wasserstaub macht den Boden ganz glitschig und schwarz —, da stellt der Franzl sich stramm vor sie hin, wie ein Soldat, salutiert, die Hand am steifen, blanken Hut, die Peitsche hochhaltend, macht dazu kehrt auf den breiten Hacken seiner hohen Schaftstiefeln und marschiert mit Dreimeilenschritten auf und davon. Ihr Ruf verhallt im Getöse der Ache.

Vom Fall her sprühte und spritzte es. Der Regen, der schon wieder begonnen hatte, schlug auf sie nieder. Und aus ihren blauen Augen ergossen sich

Ströme auf Ströme von Tränen. So triefend wie ein zweiter Gasteiner Fall kam sie heim in den kleinen lochartigen Raum hinter der Bühne. Da saßen sie alle auf ihren Kisten und waren beschäftigt, ein Gericht Knödeln zu verspeisen.

Na, rief Frau Leopoldin' ihr entgegen, warum kommst denn so spät? Wann D' an Hunger hast, so is 's bös, denn gar viel haben mir Dir net übrig g'lassen. Wie schaust denn Du aus, was is Dir g'schehn? Hast ka Ketten und ka Crinolin net kriegt?

Alles hab i, alles krieg i, schluchzte Lisettl. Nur an Hunger, den hab i net. Und a Schauspielerin werden, dös kann i net. Der Franzl hat's g'lobt, sonst is 's aus mit uns zwei!

Herr Aloysius Hubermayer hörte sie ziemlich gleichmütig an. Während sie vor ihm einen Fußfall tun wollte, hat er mit Behagen sein letztes Knödel aufgegessen.

Dös gibt's net, na! Davon, daß D' net auftreten willst, davon kann natürli ka Red' sein. Dein Nam' steht auf'm Theaterzettel. Hast's selber g'sehn. Und der Herr König, der hat scho den Zettel. Was willst denn da no? Beim Theater heißt's parieren. Und a Disziplin muß mer halten. Wein net so, Du Narr. Daß D' mer morgen Dei Sach ordentlich machst, dös verlang i — verstehst mi? . . . . Ob Dei Franzl Di nachher nehmen tut, oder net — dös werd si scho finden.

Ja, lachte spöttisch das Fräulein Theres, dös findt si g'wiß. Vielleicht kommt er selber au no zu uns. Wenn er a so a sauberer Bursch is, als wie Du sagst, nachher lehr i ihm's Theaterspieln. I versprech Dir's, i tu's.

Frau Leopoldin' brachte das schöne kirschrote Mieder. Ihren eigenen schwarzen Sammetrock hatte die Gute schon um ein ganz beträchtlich Stücklein enger genäht, daß er dem Lisettl passen würde. Das rang nur immerfort die Hände. Wie sie den Tag mit Tränen und mit Probehalten hingebracht hat —, sie hat es nachher kaum selbst mehr gewußt.

Da kommt spät gegen Abend der Herr Schauspieldirektor hereingestürzt, wie sie noch mitten im Probieren sind. Aufhören, kommandiert er. Morgen gibt's keine zehn Mädchen und kein Theater und kein Nix!

Ja, um Gottes willen, was ist denn? fragt die Frau Direktorin?

Was ist? schreit er. Der König fahrt fort in aller Früh, und der Herr von Bismarck auch, und aus ist's. Da kommt keine Katz zu uns herein, und das Wetter wird auch noch schön!

Ja, aber, sagt die Frau. Ist denn das g'wiß, wenn Du nur so eine Tratscherei g'hört hast und sie dann doch noch bleiben?

Eine Tratscherei! sagt er. Der Kutscher, der ihn fahrt, hat's mir selber g'sagt. Aus ist's. — Geh' Lisettl, bring Dei Sach wieder dahin, wo Du's hergenommen hast, und bedank Di schön. Nun kannst Du mir wenigstens keine

Schand machen mit Deinem verweinten G'fries. Und wir fahren morgen abend. Bis dahin müßt's parat sein!

Das Lisettl nimmt ganz still die silberne Kette, die sie schon um den Hals hat, ab. Ich geh' schon, sagt sie. Dann draußen, springt sie über die Stufen, über die Brücke, bis zum Schloßplatz. Da auf einmal, geht sie langsam. Das Herz klopft ihr zum Zerspringen. Schritt für Schritt geht sie vorwärts, schielt ein wenig zur Seite, ob nicht neben dem Schloß irgendwo bei der Remise und den Ställen sich etwas regt. Aber nichts. Der Platz ist leer. Kein Mensch, sie ganz allein, mit kleinen, müden Schritten geht sie bis zum Holler. Ich danke schön, Herr von Holler, sagt sie, reicht ihm die Silberkette, und eh er nur etwas sagen oder fragen kann, ist sie draußen. Da geht sie wieder zwei Schritte, denn, unten am Schloß ist ja der Laden mit den Gasteiner Andenken. Hier bleibt sie stehen. Hier darf sie stehen bleiben, niemand weiß ja warum. Sie könnte auch nicht weiter gehen, das Herz klopft ihr zu stark. Jeden Gemsbart schaut sie sich an, jeden geschnitzten Löffel und jede Brosche, aber sie sieht sie nicht, sie sieht überhaupt nichts; sie horcht nur, ob nicht irgend ein Ton von den Ställen her kommt.

Da auf einmal leuchtet es auf neben ihr, das sieht sie doch, eine rote Weste, ein paar weiße Hemdärmel und ein helles, lachendes Gesicht.

Ah, die Fräul'n Schauspielerin! Wie geht's denn Euer Gnad'n?

Da stürzen dem Lisettl schon wieder die Tränen aus den Augen: Ich, ich soll ja gar nicht mehr spieln, sagt sie.

Und er sagt: Hast mich denn wirklich so lieb?

Aber antworten kann sie nicht, sie sieht ihn nur an, und dann stehen sie und geben sich beide Hände und sehen sich in die Augen. Der Herr von Bismarck geht wieder vorüber und lächelt, aber sie merken es nicht. —

Nachdem der Franzl den König richtig bis Ischl gefahren hatte, die Kur war zu Ende, der Gasteiner Vertrag abgeschlossen, da haben die beiden in demselben Herbst noch Hochzeit gehalten.

Das war dazumal.

Heute . . . . ja, heute ist die Welt anders geworden. — — —

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.

(Fortsetzung.)

22.

Und nun saßen sie in dumpfem Schweigen in ihrem Automobil neben einander, Alfred von Ingelheim und sein Weib, und fuhren heim. Am Ausgang der Universität hatte die enthusiastische Jugend dem großen Lehrer noch stürmische Abschiedshuldigungen dargebracht, und von dieser Ehrenfeier, die zweien fürs Leben Verbundenen einen reichen Gedanken- und Empfindungsaustausch hätte spenden müssen, kehrten die beiden jeder tief in sein Sinnen eingesponnen zurück. Gisela fühlte wohl, daß der Moment gebieterisch von ihr verlangte, daß sie dem Gatten ein beglückwünschendes Wort nach diesen festlichen Erlebnissen hätte schenken müssen. Sie blieb aber stumm. Sie wollte, sie konnte nicht lügen. Eine höhere Macht verschloß ihr die Lippen. Nichts brachte sie heraus und machte nicht einmal den Versuch, auch nur mit einer stummen Gebärde ihren Mann fühlen zu lassen, daß sie Anteil an seiner großen Freude nahm. Sie gelangte nicht zu ihm. Er war ihr entrückt, denn sie hatte ein Gefühl seit jenem seligen Moment, da ihre und des Kronprinzen Augen sich ineinander festgesogen hatten, als sei sie in lohendes Flammenfeuer gehüllt. Alles um sie her war Glanz, Wärme, Leuchten, und das Liebesfanal, das diesen Feuerzauber rings um sie wolkenan züngeln ließ, legte wie in aufwirbelnden Rauchschleiern die ganze Welt für sie in nächtlich schwarze Schatten. Alles versank darin — alles deckte sich in Nacht — Welt und Menschen, Tag und Sein, Pflichten und Bedenken, Furcht und Scheu, Scham und Gefahr. Wo waren diese Hemmungen hin? Wohin waren sie entschwunden, jetzt, da ein einziger aus trunkenen Augen getauschter Flammenblick ihr in die Seele geschlagen war, wie ein Blitzstrahl, der aus tief gespaltenem Felsgestein mit eins einen hochaufschießenden silberklaren leuchtenden Springquell entfesselte? Mit jubelndem Rauschen schoß er zum Lichte. . . Sie lehnte in den violetten Lederpolstern des Wagens wie gelöst in sie überflutende Glücksströme. Sie lag in diesen Kissen wie eine Überwältigte, über der der Himmel im Augenblick sich geöffnet und all' seine Seligkeiten über sie ausgeströmt hatte. Ihre trunkenen Augen irrten mit opalisierendem Glanz in unsichtbaren Phantasien, deren Seligkeiten ihnen dieses ehebrecherische Leuchten gab. Ihre üppigen Lippen waren wie eine sich erschließende glühende Rosenknospe halb geöffnet,

als wären sie bereit, in jedem Augenblick an dem Munde sich festzusaugen, den sie suchten, und nach dessen Küssen sie verschmachteten . . .

Alfred von Ingelheim sah dieses empörende Bild einer Hingebung, die in der Übermacht ihrer Empfindungsstärke jeden Rest von Scham verloren und abgestreift zu haben schien. Ihm war, als säße die Furie des Ehebruchs leibhaftig neben ihm in diesem Wagen wie ein Teufelsgebild, das die festliche Freude der Stunde ihm hohnlachend in Seelenqual wandeln sollte. Es zuckte ihm in den Fingern, sie um den leuchtenden Hals dieser Sünderin zu spannen und in empörter Rache diese Mänade mitten in ihren Träumen von Wollust sogleich zu erdrosseln. Seine Zähne knirschten. In Wut blickte er umher, als suche er nach einer Waffe, dieses verbrecherische Leben da neben ihm, um das er so endlose Qualen litt, mit einem sicheren Stoße zu enden. Sie sah und hörte nicht und versank tiefer und tiefer in die Träume ihrer Sünde wie in Räuschen köstlicher Betäubungen. Er fühlte beinahe körperlich, wie sie ihm entglitt. Er empfand es fast räumlich, wie sie von ihm fortdrängte und Abstände von Weltenferne zwischen ihn und sich legte. Er hatte das Gefühl, als hätte er ein feindliches Element hier neben sich. Seine ihm angetraute Ehefrau war in einem einzigen Augenblick aus der natürlichen Gefährtin, aus der nächst und engest Verbündeten in eine Gegnerschaft zu ihm gerissen worden. Sie waren nun nicht mehr Genossen, die aus gleichen Erfolgen und Förderungen die gleichen Freuden zogen, sie waren zu Feinden geworden, von der Begierde erfüllt, einander Schaden zuzufügen und einer dem anderen Steine in den Weg zu legen. Nein — nein — er — er selbst fühlte so nicht. In ihm war bisher nur gekränkte Liebe. Mit keiner Regung seines Herzens wünschte er ihr Leid. Nie — nie würde er den Wunsch haben, sie zu verletzen. Sie war es, von der die Feindseligkeit ausging, sie war es, die die Klüfte zwischen ihnen aufriß. Ja — sie war der Feind. Das sah er jetzt. An einen Punkt seiner Lebenswende gelangt, an dem es galt, alle Kraft der Aufgabe zuzuwenden, mit der Gesamtheit des Könnens dem gesetzten Ziele zuzustürmen, fiel sie ihm in die Flanke. Ihr Abfall setzte jetzt ein, jetzt, da er all' seiner Energien im höchsten Grade bedurfte. Jetzt beschwerte sie ihn mit seelischen Ablenkungen, mit Gefühlsverstörungen, setzte das ganze Marterwerkzeug bohrender Eifersuchtssorgen, Verratsbefürchtungen ihm wie scharfe Messer an den Hals — und verriet ihn, von einem Blick nur gelockt, den der andere fernher auf sie gelenkt, wie hoch bereit — nur wartend dringlicherer Zeichen, bedenkenlos zu jenem überzugehen. Und sie war sein Eheweib — und sie saß hier im Wagen neben ihm und trug den Triumph ihres Verrates noch frech zur Schau. Machte ein glückliches Gesicht, wies Seligkeitsmienen — nur weil sie den anderen . . .

Seine Fäuste ballten sich, mit einem heftigen Ruck wandte er den Kopf, richtete die Augen, die nach der entgegengesetzten Seite zu ins Leere geblickt

hatten, jetzt drohend auf Gisela — und erbebte bis ins Innerste. Denn alles Leuchten war aus ihrem Gesicht jetzt geschwunden. Verzweiflung starrte daraus — eine Hoffnungslosigkeit, die ihm Grauen einflößte. . . Die Lippen hatten sich herb geschlossen, die Mundwinkel waren wie in bohrendem Schmerz nach unten gezogen, die Augen sahen mit dem Ausdruck des Entsetzens ins Grenzenlose wie in Abgründe von Qualen und Pein . . . Und eine Blässe war über dies Gesicht gegossen, wie nagender Schmerz oder das Sterben selbst sie sonst nur über Menschenzüge breitet. Erschüttert starrte er auf sie. Alle bohrende Wut war plötzlich restlos aus seiner Seele gefegt, denn er sah, sie litt, sie litt schrecklich . . . Sie litt — also kämpfte sie. Sie kämpfte, denn sie war die Dirne nicht, die gewissenlos alle Hemmungen niedertrat, wann die Versuchung lockte. Das Gewissen mochte in ihr wach, eine Stimme laut geworden sein, die Stimme, die mahnte, daß es nicht anging, mit seinen Wünschen und Begehrungen, und mochten sie brennen und drängen, wie sie wollten, über alle Bedenken hinwegzusetzen — daß es nicht anging, einfach den Begierden zu folgen. Hier waren zwei Ehen im Wege, seine — des Prinzen — und ihre eigene. Hier standen gesellschaftliche Schranken hochaufgerichtet, für sie höher und unübersteigbarer als für alle minder ragend Gestellten, die in den Niederungen der gesellschaftlichen Schicht unbeobachtet und ganz übersehen, leicht wohl zu geheimen Sünden kamen, oder gar Ehen lösten und neue schlossen, an denen die Welt nicht den geringsten Anteil nahm. Hier aber ging es um Kronen. Ein Thronerbe, der einen frechen Ehebruch gewagt hätte, der setzte Thronfolge und alle Zukunft aufs Spiel, denn die moderne Welt, in der die öffentliche Meinung unter der Herrschaft einer freien Presse zu einem sehr hellhörigen Faktor geworden war, legte den von wachsamen Revolutionären mit Argusaugen bewachten Fürsten die einwandfreieste Lebensführung auf und duldete keinerlei Flecken auf ihr. Von einem Liebesblick betäubt, mochte die Frau einen Augenblick vielleicht in lockenden Phantasien sich verloren haben, ein weiterer Augenblick des Nachdenkens aber hatte ihr zeigen müssen, daß das Träume waren, deren Verwirklichung weit jenseits aller Möglichkeiten blieben. Diese Erkenntnisse hatten zweifellos in Gisela den jähen Übergang von heißer Beseligung zu starrer Verzweiflung bewirkt, und Ingelheim sah, daß sein Weib auf dem Wege war, sich wieder zu finden. Er rief sich ins Gedächtnis zurück, daß die Großfürstin ihm von dieser Liebe Giselas damals Kunde gegeben, als er um sie warb. Sein Gerechtigkeitssinn warf ein, daß er, der heute Giselas Ehemann war, auf solche seelische Erschütterungen seiner Frau hätte gefaßt sein müssen. Sie mußten sich freilich bei einem ersten Wiedersehen mit dem Jugendgeliebten einstellen. Das war natürlich. Auch durfte er selbst, der Gatte, nicht vergessen, daß er hartnäckig um Gisela geworben, obschon er um diese Jugendliebe gewußt. Daß er das Jawort ja doch nur nach langem Widerstreben Giselas und nach schweren

Kämpfen halb als ein Mitleidsgeschenk von ihr erhalten und bei ihr erreicht hatte. In dem starken Drange, von seinem verletzten Gefühl sich nicht zu Ungerechtigkeiten gegen sein Weib drängen zu lassen, bezwang sich Ingelheim, die Rechnung nüchtern aufzustellen, nichts in ihr zu seinen Gunsten zu beschönigen. Wäre sein Stolz damals stärker als seine Leidenschaft für Gisela gewesen, so hätte er darauf verzichtet, sie halb gezwungen in die Ehe zu führen, so stünde sie heute frei da, wäre unumschränkte Herrin über ihr Geschick und ganz anders begabt, es zu lenken, als sie es nun, durch seine Schuld, geworden. Er selbst hatte sie in den Kerker gelockt, in dem sie jetzt gefangen lag. Seine schwere Erkrankung nur hatte sie zu rühren vermocht. Um diesen bedrückenden Gedanken kreiste sein Grübeln unablässig und kehrte stets von neuem in nimmermüder Selbstquälerei zu ihm zurück.

So lagen die Dinge zwischen ihnen verwickelt und wirr genug, um eine glatte Rechnung unmöglich zu machen. Gewiß hatte das Schicksal auch ihr hart mitgespielt. Gisela hatte in einem Widerstreit mannigfacher Gefühle Entscheidungen getroffen, die schwere Folgen für sie zeitigten. Wer konnte sagen, wie anders sich alles gefügt hätte, wenn dem eigenwilligen Geschick eine geringe Änderung der Vorgänge oder auch nur ihrer Zeitfolge beliebt hätte. Das Wiedersehen mit dem Kronprinzen etwa in der Zeit kurz vor ihrer Eheschließung gedacht, hätte Gisela wahrscheinlich von dieser abgehalten, und das Entsetzen, das jetzt in ihren Mienen stand, deutete sich wahrscheinlich so: was habe ich getan? ! Wie durfte ich Ingelheim heiraten, während mein Gefühl für den Anderen noch so lebendig war, wie dies unter seinem Liebesblick sich heute gezeigt hat? Wie konnte ich Ingelheim heiraten, ohne die Gewißheit zu haben, daß der Geliebte mich endgültig verloren gegeben? Heute hatte sie erfahren, daß auch in ihm die alte Flamme noch lohte, und nun sah sie den Weg zu ihm zurück abgeschnitten und verrammelt. Ihre eigene Ehe hatte sie selbst in wahnsinniger Verblendung als eine ewige Schranke zwischen sich und dem Prinzen aufgerichtet. Das war es, was Alfred von Ingelheim in den entsetzten Zügen seiner Frau soeben las, und die Erkenntnis ging ihm auf: sie hatten sich beide auf einen falschen und verhängnisvollen Weg verirrt. Beide trugen Schuld, beide. Er hätte nicht annehmen müssen, was sie nie — nie hätte gewähren dürfen. Heute war der Tag gekommen, der ihnen enthüllte, wie sehr sie beide in die Irre gegangen waren, und nun blickten freilich die totgeängstigten Augen verzweifelt nach einem rettenden Auswege. Aber es gab keinen. Die Geschehnisse ließen sich nicht aus der Welt schaffen. Sie standen in Anbetracht des gesellschaftlichen Ranges der Beteiligten wie auf eisenverankerten Grundlagen tief, tief ins Erdreich gefügt und verharrten in ihrer ehernen Unverrückbarkeit. Jetzt galt es, mit Würde, Kraft und Fassung das Verhängnis zu tragen und aus all diesen bitteren Schickungen mit unbesudelter Ehre, mit sauberem Gewissen hervorzugehen. Lag das Glück in Trümmern,

waren alle holden Träume in Scherben gegangen, so blieb noch eins: die menschliche Würde zu wahren und den Verhängnissen den einen Triumph abzutrotzen, daß sie die Seelen zwar hatten beugen, aber nicht brechen, nicht besudeln und erniedrigen können. Gewiß. Schlimmes war geschehen. Der Liebesblick, den die zwei Pflichtvergessenen heute unter den Augen der offiziellen Kreise getauscht, war ein Frevel, ein Treubruch, eine schwere Kränkung Ingelheims. Aber er war bereit, das Seinige dazu aus bestem Wollen zu tun, daß diese Versündigung die letzte blieb, und sie sogar zu vergeben und zu vergessen, wenn damit weiteren Irrungen ein Ziel gesetzt war. Ingelheim fühlte, sein schwer kämpfendes Weib bedurfte seines Beistandes und seiner Stütze in diesen Wirren, und sie hatte nur die eine Möglichkeit, aus ihnen heil herauszufinden, wenn er selbst ihr dabei half. Seine Bereitschaft hierzu wollte er ihr klar machen. Jetzt. Sofort. Auf der Stelle. Denn versäumt durfte nun nichts mehr werden. Er jagte allen Unmut aus seinem Herzen, säuberte es von Feindseligkeit, Rachedurst, Haß und Verbitterung. Er öffnete die Lippen, als wolle er ein gutes, vermittelndes, annäherndes, verzeihendes Wort sprechen — aber er brachte nichts heraus. Wie in eisernem Krampf erdrosselte das Schweigen seine Stimme. Jetzt führte Gisela das Taschentuch an die Augen. Ingelheim wollte die Hand erheben, um die ihre zu ergreifen — aber seine Rechte blieb wie in einer Lähmung reglos und tot auf dem Polster liegen, und — im nächsten Augenblick hielt das Gefährt auf der Rampe ihres Palais, das sie nun beide starr und stumm betraten . . .

* * *

Der Liebesblick, den der Kronprinz mit Gisela getauscht hatte, war noch von einem anderen Zeugen wahrgenommen worden, vom Prinzen Hermann, in dessen lauernder Seele er gleichfalls nicht geringen Aufruhr erregte. Prinz Hermann war, seit dem liberalen Umschwung in der Politik König Wilhelms, aus einem Widersacher des Königs zu dessen Todfeind geworden. Seine feudale Junkernatur empfand die Heranziehung des aufgeklärten Bürgertums zu den Regierungsgeschäften wie eine empörende Herausforderung der Adelspartei, der bisher alle ausschlaggebenden Ämter fast ausnahmlos im Staate als selbstverständliche Pfründen zugefallen waren. Der Haß gegen den regierenden Zweig der Königsfamilie, der in der Seitenlinie des Prinzen vom Vater zum Sohn seit alten Zeiten sich fortgeerbt hatte, empfing starke Nahrung durch diesen politischen Seitensprung des Königs, durch dieses Abweichen von den starr konservativen Überlieferungen der Dynastie, die in ihnen von jeher die sicherste Grundlage ihres Bestandes gesehen hatte. Heer, Kirche und Adel, das waren bis zum ungeahnten Ausbruch dieser liberalen Eskapaden des gealterten gegenwärtigen Königs die erprobten Stützen der Regierung gewesen, die jetzt aus Kreisen rasch emporgekommener Wissenschaftler, Bank- und Industrieherren

Minister wählte und eine unerhörte Verbürgerlichung des gesamten Regierungskörpers wagte. Es paßte naturgemäß zu solch wahnsinnigem Beginnen, daß auch auf kirchlichem Gebiete die Traditionen gebrochen, die Orthodoxen zurückgedrängt, gekränkt und übergangen wurden, einem liberalen Kultusminister die Verseuchung von Kirche und Schule mit haltlosen modernisierenden Aufklärungsgedanken erlaubt und die Heranziehung ganz unzuverlässiger liberalisierender Geistlicher und Schulmänner freigegeben wurde. Alles wankte im Staate. Die Reformen überstürzten sich, jedes revolutionäre Element, durch diese Schwäche der Krone nur noch begehrlicher und frecher gemacht, wagte sich mit maßlosen Forderungen in Presse und Parlament nur immer tollkühner gegen die Autoritäten im Staate vor. Man konnte von diesen überhaupt kaum noch sprechen, denn sie hatten sich verärgert ins Privatleben zurückgezogen. Ringsum wirkten neue unerprobte Männer am liberalen Zerstörungswerk, und der alte König bot das Bild eines schwachsinnig gewordenen Greises, der mit naiver Herzensfreude das Weichen einer Grundlage seines Thrones nach der anderen sinnbetört begrüßte. Prinz Hermann, vor Begierde nach der Macht von jeher verschmachtend, hatte seit Jahrzehnten die Entwickelung besonders des Kronprinzen mit Argusaugen überwacht, und die Hoffnung war in diesem fast vierzigjährigen Agnaten nie erstorben, den Sohn König Wilhelms, von dem man so viel Bedenkliches sah, doch noch eines Tages so straucheln zu sehen, daß er die Thronfolge verlieren und diese auf ihn selbst, auf Hermann und seine Kinder übergehen mußte. Mit fieberhafter Freude hatte die starke Feudalpartei, an deren Spitze Hermann stand, und die am Hofe zahlreiche Anhänger, geheime Spione und Spitzel besaß, — beobachtet, wie der Kronprinz seinen sentimentalen Liebesroman mit der Hofdame seiner Schwester begonnen. Die Stimmung im Lager der Hermannschen Fronde sank, als dieser kurze Roman zum raschen Ende kam, und die Doppelhochzeit der Königskinder vor sich ging. Sie fiel auf den Gefrierpunkt, als dem Kronprinzen ein Sohn geboren wurde. Zähneknirschend sah Prinz Hermann all' seine ehrgeizigen Träume in nichts zerrinnen, aber er klammerte sich mit Zähigkeit an sie, hoffte auf den Tod des kleinen Kronprinzensohnes, hoffte auf die unglückliche Ehe, in der der Kronprinz lebte. Rechnete mit irgend einer Tollheit des Thronfolgers, da es im Feudallager nicht unbekannt war, mit welchem Grauen der Kronprinz an seine Thronbesteigung dachte. Von seinem phantastischen Sinne, seiner Weltfremdheit, Menschenscheu und Sonderlingsschaft versah man sich jeder Überraschung — und Prinz Hermann hoffte und hoffte, daß der Kronprinz doch noch eines schönen Tages von der Thronfolge zurücktreten, der König plötzlich sterben würde — und ihm selbst, dem Prinzen Hermann, wenn nicht die Krone, so doch sicher die Regentschaft für anderthalb Dutzend Jahre werde zufallen müssen. Diese Hoffnungen, Pläne und Aussichten erhielten neue starke Nahrung, als plötzlich Gisela Ingelheims

Frau wurde, als die nie verschmerzte schöne Jugendgeliebte des Kronprinzen aus dem Auslande heimkehrte und von neuem in die Hofgesellschaft eintrat, der sie durch die nahen Beziehungen ihres Gatten zum Könige fortan sogleich wieder zugehörte. Prinz Hermann und die Seinen kannten aus Spionenberichten sehr genau sowohl die unglückliche Ehe des Kronprinzen, wie die bedenkliche Vorgeschichte der Ingelheimschen Heirat. Es bedurfte keiner allzu großen Kombinationsgabe, herauszurechnen, daß die Möglichkeit einer erneuten Annäherung des Kronprinzen an die jetzt verheiratete Jugendgeliebte mit deren Rückkehr in die Residenz gegeben und damit die Hoffnung eines Fehltrittes des Thronfolgers mit all' seinen schweren Folgen von neuem aufgeblüht war. Prinz Hermann hatte sich zeitlebens wenig um akademische Vorgänge gekümmert. Zu Ingelheims Universitätsabschied aber erschien er, und er fand sich in seinen Erwartungen auch nicht getäuscht. Der Liebesblick der beiden Sünder war ihm der mit Freude begrüßte Beweis dafür, daß die Nachrichten seiner Späher stimmten, daß etwas im Werke war, ein Vorgang, der vielleicht sein jahrelang vergebliches Harren, Hoffen und Lauern jetzt endlich — endlich mit einem großen Erfolge lohnen würde. Prinz Hermann fuhr, das Herz von höchsten Erwartungen geschwellt, von jener akademischen Feier heim und spann seine Überwachungsfäden von dieser Stunde an besonders fein und dicht. Er ahnte, seine Früchte würden nun endlich — endlich reifen. . . . Es war ihm und seinen Kreaturen gelungen, einen Vertrauensmann in das Hofmarschallamt des Thronfolgers einzuschmuggeln, einen Beamten, der dort beim Rechnungswesen arbeitete und seinerseits einen der kronprinzlichen Leibdiener durch Bestechung durchaus gewonnen hatte. Was immer der Thronfolger begann, es wurde auf der Stelle in chiffrierten Telegrammen dem Prinzen Hermann mitgeteilt, der in den nächsten Tagen Wind davon erhielt, daß der Kronprinz öfter in der Dunkelheit der Abende allein in Zivilkleidern sein Palais verließ, um in der Nähe des Ingelheimschen umherzuirren. Es schien, als erhoffe er — auf diese Weise ein Zusammentreffen mit der Baronin. Dann erhielt Prinz Hermann die Nachricht, daß der Kronprinz mit der Baronin selbst telephonisch gesprochen hatte. Der Inhalt des Gesprächs aber war nicht festzustellen gewesen. Eine ganze Weile schien die gesamte Annäherungsaktion der Liebenden zum Stillstande gekommen, denn so zahlreiche Späher Prinz Hermann auch im Solde hielt, es war nichts zu ermitteln. Dabei mußte trotzdem ein geheimes Einverständnis zwischen den Liebenden obwalten, denn es war den prinzlichen Spionen aufgefallen, daß der Kronprinz seit einiger Zeit häufiger im königlichen Schauspiel erschien — und daß an diesen Abenden auch die Baronin im Hoftheater zugegen war. Sie begegneten einander nie in den Pausen, nur daß sie auch hier — und ziemlich ungescheut Liebesblicke wechselten, ward gesehen. So brennend gern Prinz Hermann diesen schweigenden Verkehr des seltsamen Paares selbst einmal beobachtet hätte, er stand doch davon ab,

um die beiden nicht unsicher zu machen. Seine Beobachtungen aber verschärfte er auf jede Weise und unterhielt zu diesem Zweck einen vollkommenen Überwachungsdienst.

23.

Als Alfred von jener akademischen Feier mit Gisela heimgekehrt war, harrte er in fieberhafter Erwartung einer Annäherung von seiten seiner Frau. Es war jetzt durchaus an ihr, den Weg zu ihm zurückzufinden. Denn daß sie diesen verloren hatte, mußte ihr selber doch vollkommen klar sein. Aber sie tat nichts in dieser Richtung. Sie näherte sich nicht. Blieb fern und ferner, legte ein eisiges feindseliges Schweigen zwischen sie beide und kam ihrem Manne kaum noch vor Augen. Sie mied seine Gegenwart. Der schwere und neue Dienst, dem Alfred in seiner jetzigen Regierungsstellung sich zu unterziehen hatte, leistete Gisela vorzüglichen Vorschub in ihrem Bestreben, die Gelegenheiten eines Beisammenseins mit ihm fortan fast gänzlich zu meiden. Im winterlichen Morgengrauen gegen sechs erhob sich der neue Ministerialdirektor Ingelheim, um dem alten König, der von jeher ein Frühaufsteher gewesen war, mit dem Glockenschlage sieben beginnend Immediatvorträge im königlichen Kabinett über die bevorstehende Strafreform, ihre Vorbedingungen, geschichtliche Entwicklung und all' ihre großen Zukunftsmöglichkeiten zu halten. Vor Beginn seines eigentlichen Tagewerks, ehe noch die Fluten der Alltagsgeschäfte sich in sein Kabinett ergossen, beging der alte König in stillen winterlichen Morgenstunden mit seinem Pflegesohn Ingelheim wahre Andachten. Er freute sich von Tag zu Tag auf diese Zusammenkünfte, in denen er Einblick in eine große Reformbewegung gewann, für welche eine Gruppe weltberühmter Forscher die großen Vorarbeiten in Jahrzehnte währenden Studien geleistet hatten. Hier endlich war die Möglichkeit gewonnen, grundlegenden Reformen den Boden zu bereiten, ohne in den Sumpf der Utopien zu geraten. Hier gab sich endlich eine Hoffnung, an dem gebrechenreichen Körper des alten Klassenstaates eine durchgreifende Operation vorzunehmen, ohne ihm das Leben zu gefährden, ohne in den verwickelten Lebensprozeß seiner Einzelzellen eine verhängnisvolle Störung hineinzutragen. Dem alten Könige glänzten die Augen, wenn er die von Hoffnung und Zuversicht getragenen Erklärungen Alfreds anhörte. Sein Königsherz schlug in freudig beflügelten Pulsen, wenn er endlich jetzt, jetzt in seinen Greisentagen seinem alten vierzigjährigen vergeblichen Sehnen die Erfüllung nahen sah, jenem Herzenswunsch, der dahin ging, das ihm überantwortete Staatswesen in e i n e m Punkte wenigstens gefördert und ausgebaut seinem Nachfolger hinterlassen zu können. Und wie freute der Herrscher sich gerade hierüber, wie er Alfred besonders betonte, daß er dem pessimistisch gestimmten Sohne endlich den

Beweis dafür zu erbringen in die Lage kam, den Beweis, daß es Reformen gab, daß diese möglich waren, und daß es töricht, zweckwidrig und grundlos war, an einer besseren Zukunft der bestehenden Gesellschaft zu verzweifeln. Das sollte dem Kronprinzen jetzt durch die Tat bewiesen werden, durch die große Tat der Strafrechtsreform, die zugleich dem neuen liberalen Regierungssystem die hochwillkommene Gelegenheit bot, so etwas wie ihren Befähigungsnachweis zu erstatten. Waren vierzig Jahre konservativer Verwaltung unfruchtbar verlaufen, dieses zweite Dezennium liberaler Regierung brachte nun aber doch Neuschöpfungen im Staatswesen, die dazu angetan waren, nicht nur die Strafjustiz an sich, nein, die gesamten sozialen Zustände zu bessern und zu heben. Auch Ingelheim begab sich zu den Vorträgen beim König wie zu Feierstunden. Es gewährte ihm die höchste Erhebung, was er in langen Jahren als eine Art kriminalistischen Bekenntnisses der studierenden Jugend in begeisterten Darlegungen erklärt und sie gelehrt hatte, nunmehr dem Könige selbst vorzutragen, ihm, der die Macht besaß, den wissenschaftlichen Erkenntnissen im Staate die Durchführung anzubahnen und zu ermöglichen. Ihm, diesem stärksten Faktor im Lande, der einmal für die Ideen gewonnen, das Zauberwort auszusprechen stark genug war, das aus Theorien Wirklichkeiten schuf und den Erkenntnissen der Wissenschaft, die lebenskräftigen Formen gab. Zu diesen Zusammenkünften mit dem König begab sich Alfred jetzt an manchem Morgen, der ihm auf eine schlaflose Nacht gefolgt war. Die bohrenden Sorgen um Gisela scheuchten ihm den Schlummer, und er bedurfte eines ungeheuren Aufwandes von Willenskraft, um seinem Herrn, dem Könige, nicht den Eindruck eines Gebeugten oder Verstörten zu machen. Von allem Unmut, aller fressenden Bitterkeit die Seele reinigend tat er an jedem Morgen diesen Gang, ohne am Tage vorher seine Frau gesehen, ohne aus ihrem Schlafzimmer einen Laut vernommen zu haben, in das sie sich, ehe er am Abend vom Ministerium heimkam, meist zurückgezogen. Ingelheim hatte es sich nie im Leben leicht gemacht, von jeher war er ein Kämpfer gewesen, aber die Lage, in die er jetzt geraten war, empfand er als eine schwere und ungerechte Heimsuchung. Er hatte sein ernstes Lebenswerk Stein um Stein langsam aufgerichtet. Er sollte jetzt daran gehen, ihm die Krone der endlichen Erfüllung aufzusetzen. Er bedurfte zu diesem schweren Werk der Redigierung hochwichtiger Einführungsgesetze, die im Ministerium ausgearbeitet, vor die Volksvertretung zur Beschlußfassung und Genehmigung gebracht werden sollten. Er bedurfte zu dieser Arbeit seiner geistigen und seelischen Kräfte im vollsten Umfange, und nun fiel ihm diese schreckliche häusliche Krise wie ein Wegelagerer in den Rücken, nahm ihm Ruhe und Sammlung, peitschte seine Nerven mit nie aussetzenden tiefen Erregungen und jagte ihn in einen Zustand, der eine regelrechte Psychose genannt werden mußte. Die unerhörten Willensanspannungen zehrten gewaltig an seiner Kraft, die Energieen, die Alfred

von Ingelheim aufwenden mußte, um nach außen hin das Bild der Gefaßtheit bieten zu können. Von Schlaflosigkeit geschwächt, von Eifersucht gemartert, in allen Qualen verschmähter Liebe ringend, in den langen und erschöpfenden Beratungen im Ministerium mit ihren endlosen Debatten mußte er alle Kräfte zusammenreißen, seinen Mann zu stehen. Es waren jetzt volle zwanzig Tage nach jener akademischen Feier verstrichen, ohne daß bisher auch nur ein Wort wieder zwischen den Ehegatten gewechselt worden wäre. Gisela mied jedes Zusammentreffen mit ihrem Mann. Wann er frühmorgens das Haus verließ, schlief sie noch in ihrem verschlossenen Schlafzimmer, wann er spät abends heimkam (er speiste eilig in seinen Amtsräumen), hatte sie sich wiederum zurückgezogen. Allabendlich, wann er heimkam, war Ingelheim darauf gefaßt, einen Brief von seiner Frau vorzufinden, in dem sie ihm ihre Flucht mitteilte, oder irgend eine andere Katastrophe erfahren zu müssen. Er stand jetzt im Brennpunkte des öffentlichen Interesses, sein Name verschwand kaum noch aus den Leitartikeln der Presse, würde er jetzt in eine Skandalgeschichte verwickelt, so mußte dies von unabsehbaren Folgen für sein ganzes ferneres Leben sein. Es war ihm in diesen schweren Tagen der Gedanke gekommen, seine Frau zöge sich ganz von ihm zurück. Sie gab ihn einfach auf, strich ihn aus ihrem Leben und mied es sogar, ihn auch nur zu sehen. So rasend stark war die alte Leidenschaft zu dem anderen jetzt in ihr geworden. Sie blieb bei ihrem Mann, um den Skandal nach außen hin solange etwa zu vermeiden, bis Ingelheim seine große politische Mission erfüllt und durchgeführt hatte und vom Vordergrunde der Geschehnisse abgetreten war. Dann — wann das geschehen, ging sie wohl auf und davon.

(Fortsetzung folgt.)

Rundschau

Politische Rundschau.

Von Ludwig Stein.

Unsere holländische Sondernummer.

Die Eröffnung des von Andrew Carnegie gestifteten „Friedenstempels" im Haag bietet uns einen besonderen Anlaß, auf die der Schweiz gewidmete Augustnummer von „Nord und Süd" im September eine holländische Sondernummer folgen zu lassen. Wir hoffen, unseren Lesern auf diese Weise einen tieferen Einblick in die Eigenart der kleinen Kulturstaaten zu gewähren, als dies durch Handbücher oder sonstige Hilfsmittel möglich ist. Die namhaftesten holländischen Vertreter der verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Fachgebiete ergreifen hier persönlich das Wort und zeigen den geschichtlichen Anteil, den die Niederländer an der Entwicklung der gesamtmenschlichen Kultur genommen haben. Das Beispiel Hollands bestätigt nur die Beobachtung, die wir dem schweizerischen Sonderhefte vorangeschickt haben, daß nämlich die sechs großen Kulturstaaten den sechs kleineren unendlich viel zu danken haben.

Daß die feierliche Einweihung des Carnegieschen Friedenstempels gerade in das böse Kriegsjahr 1913 fällt, hat nichts Entmutigendes an sich. Abgesehen davon, daß der Balkanfriede in Bukarest in den ersten Tagen des August ein willkommenes Präludium zu jenem Finale bildet, das die Eröffnung des Friedenspalastes in den letzten Tagen des August darstellt, scheint es von symbolischer Bedeutung, daß dieses unheilvolle Jahr, das aller Welt so tiefe Wunden geschlagen hat, uns zugleich ein Heilmittel gegen diese Wunden beschieden hat. Gerade weil wir Zeugen waren, wie der brudermörderische Krieg auf dem Balkan die oberflächliche Kulturtünche erbarmungslos weggewischt und die Bestie im Menschen in ihrer nie gezähmten Wildheit wieder herausgestellt hat, werden wir doppeltes Verständnis für alle jene Versuche haben, welche die Kriege zwar nicht abzuschaffen vermögen, wohl aber seltener und milder zu gestalten die Eignung haben. Auch die neuen Heilmittel der Medizin schaffen die verheerenden Krankheiten nicht mit einem Schlage aus der Welt. Aber Koch, Pasteur, Behring, Ehrlich, Wassermann u. v. A. bleiben gleichwohl die großen Wohltäter des Menschengeschlechts, weil sie uns die Wege gewiesen haben, wie wir der Geißeln des Menschengeschlechts Schritt für Schritt, Experiment auf Experiment häufend, Herr werden können. Was die Entdeckung der heilenden Specifica in der Medizin bedeutet, das ist der Schiedsgerichtsgedanke für die internationalen Beziehungen der Völker: ein politisches Specificum. Gewiß ist der Haager Schiedsgerichtshof, der jetzt, dank der Freigebigkeit Carnegies, auch äußerlich ein würdiges Heim erhalten hat, kein Universalheilmittel gegen Kriege. Kein Vernünftiger gibt sich solcher Selbsttäuschung hin. Wohl aber sehen die Einsichtigen in dieser dauernden Institution, die wir den beiden Haager Konferenzen danken, das Aufdämmern eines neuen Zeitalters, das seine internationale Gesetzgebung nicht mehr mit Blut, sondern mit Tinte schreiben wird. Der Haager Schiedsgerichtshof ist ein politisches Experiment großen Stiles. Es wird so

lange herumgeprøbelt werden, bis man die richtige Formel gefunden hat. Was für die Naturwissenschaftler die Laboratorien, für die Geisteswissenschaftler die Bibliotheken sind, das bedeutet für den internationalen Politiker der Haager Schiedsgerichtshof. Hat doch auch der Friede von Bukarest schwebende Fragen dem Haager Schiedsgerichtshof überwiesen. Hier bildet sich allgemach eine Zentrale für internationale Gerechtigkeit aus.

Daß gerade Holland zum Mittelpunkte dieses internationalsten aller Institute gewählt wurde, hat seinen guten geschichtlichen Grund. Hier hat die Toleranz seit Jahrhunderten ihre Heimstätte. Hier ging man zuerst an das Problem heran, wie man die grundsätzliche Duldsamkeit, die man Anders gläubigen gegenüber übte, auch auf Anders farbige ausdehnen könnte. In Holland hat der Delfter Hugo de Groot (Grotius) das Völkerrecht als Wissenschaft begründet. Vom Völkerrecht führt ein regelrechter Weg zu jenem internationalen Recht, dessen Pionier seit einem halben Jahrhundert der jüngst verstorbene Staatsminister Asser war. Ich preise es als Gunst des Schicksals, daß es mir noch wenige Tage vor dem Ableben dieses führenden Geistes vergönnt war, die hier entwickelten Gedanken mit ihm durchzusprechen. Hinfällig und gebrechlich war nur der Körper des fünfundsiebzigjährigen Mannes. Sein Geist war bis kurz vor seinem Tode so frisch und sprudelnd, daß er mir noch das feste Versprechen geben konnte, für die holländische Sondernummer von „Nord und Süd" die geschichtliche Linie von Hugo Grotius und dem Völkerrecht in Holland bis zum internationalen Recht zu ziehen, dessen Mitbegründer Asser selbst war, und von hier aus wollte Asser zur Schiedsgerichtsbewegung gelangen, die ihre Krönung durch den Carnegie'schen Friedenstempel fände, dessen Eröffnung er beizuwohnen hoffte. So hatten wir den Umriß seines Aufsatzes für „Nord und Süd" besprochen. Es hat nicht sollen sein! Er hat sich, wie ich zuversichtlich unterrichtet bin, noch in den letzten Tagen mit dem Plane dieser Arbeit lebhaft beschäftigt, aber die Feder versagte den Dienst. Und so kann ich hier nur andeutend darauf hinweisen, wie Asser den geschichtlichen Hintergrund zeichnen und damit verkünden wollte, warum gerade Holland zum Sitz des internationalen Schiedsgerichtshofes geradezu prädestiniert war.

Das Beispiel Hollands zeigt, daß es für großdenkende Völker noch andere Lorbeeren gibt als kriegerische. Seit einem Jahrhundert hat Holland ohne kriegerische Lorbeeren sich entwickelt, und doch ist seine Volkskraft ungebrochen. Das kleine Holland hat uns den Humanisten Erasmus von Rotterdam beschieden, dessen „irenische Schriften" die pazifistische Bewegung eingeleitet haben. Mit den Scaligers und Justus Lipsius stand es einst an der Spitze der klassischen Philologie und der philosophiegeschichtlichen Forschung. Mit Geulincx und Spinoza hat Holland der Philosophie, mit Rembrandt der Kunst, mit Swammerdam und Leeuwenhoek der Biologie, mit Huyghens der Physik, mit Boerhove der Medizin, endlich und insbesondere mit Hugo Grotius der Staatswissenschaft neue Wege gewiesen. Der Handelsgeist hat Holland ebensowenig wie England daran gehindert, an den höchsten Fragen des Menschengeschlechts werktätigen Anteil zu nehmen. Alle Balkanstaaten zusammengenommen haben, ungeachtet ihres kriegerischen Geistes, für den Fortschritt der menschlichen Kultur auch nicht einen winzigen Bruchteil jener Werte geschaffen und hinterlassen, welche das kleine Holland in einem

einzigen halben Jahrhundert (etwa 1630—1680) der Welt geschenkt hat. Holland erntet im zwanzigsten Jahrhundert, was es im siebzehnten gesät hat. Die reifen Früchte fallen ihm in den Schoß. Was Holland für die menschliche Kultur seit Jahrhunderten getan hat, das wird ihm nunmehr mit reichem Dank zurückerstattet. Das Tribunal der zivilisierten Welt ist endgültig Holland zugefallen. Haag wird der Mittelpunkt der internationalen Gerechtigkeit. Das alles dankt Holland seiner hohen Kultur, seinen großen Männern, und nicht zuletzt seinem großen Sohn Asser!

Militär-Politische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Juge.

Durch die denkwürdige Reichstagssitzung vom 30. Juni ist eine der bedeutungsvollsten und schwerwiegendsten Aufgaben, die der Volksvertretung des Deutschen Reiches je vorgelegen haben, im Sinne der vaterländisch gesinnten, überwiegenden Mehrheit unseres Volkes gelöst worden. Daß schließlich auch noch, wie im letzten Bericht bereits hoffnungsvoll angenommen wurde, die drei zuerst abgelehnten Kavallerieregimenter bewilligt worden sind, ist im Interesse der strategischen Werterhöhung unseres Heeres auf Kriegsfuß mit besonderer Freude zu begrüßen. Mit Bestimmtheit ist wohl anzunehmen, daß für eine Reihe von Jahren der Ausbau unserer gewaltigen Armee zum Schutze des Vaterlandes und zur Verteidigung der nationalen Ehre nunmehr so weit festgelegt worden ist, daß größere Mehrforderungen nach dieser Richtung hin ausgeschlossen erscheinen können, wenngleich natürlich, der steten Weiterentwickelung der gesamten Technik auf dem Gebiete des Waffenwesens, des Luftfahr-, Verkehrs- und Nachrichtenwesens entsprechend, hier ein Ruhen auf dem bisher gewonnenen, allen berechtigten Ansprüchen für unsere Landesverteidigung wohl gegenwärtig entsprechenden Standpunkt nie möglich sein kann. Denn auf diesem in seiner Bedeutung für den Krieg so überaus wichtigen Gebiet sich durch irgendwelche einschneidende und bedeutungsvolle Erfindungen oder Neuerungen von seiten anderer Nationen überflügeln zu lassen, hieße leichtsinnig Hunderttausende an kostbarem Menschenmaterial sowie Millionen von nationalem Gut und Vermögen auf das Spiel setzen und die überragende militärische Position wieder gefährden, welche Deutschland auf Grund der jetzigen Wehrvorlage unbestreitbar in der ganzen Welt von neuem einnimmt. Neben der allgemeinen kriegsmäßigen Ausbildung des Heeres in allen seinen Teilen und Graden heißt es nirgends mehr als auf diesem Gebiet: „rast' ich, so rost' ich"; und jeder Stillstand hier würde nur einen folgenschweren Rückschritt bedeuten.

Daß auch nach Bewilligung der Wehrvorlage eine Anzahl von Wünschen für die Weiterentwickelung unserer Armee noch übrig geblieben sind, deren Erfüllung für letztere als erstrebenswert bezeichnet worden ist und werden wird, ist natürlich, denn — „nichts Vollkommenes wird dem Menschen", klagt schon Faust. Hierzu gehört z. B. der Wunsch nach Aufstellung neuer Infanteriedivisionen aus den überschießenden Brigaden des 5., 6. und Gardekorps, nach einer Formierung von Kavalleriedivisionen und von Stäben für die höheren Verbände der im Kriege aufzustellenden Reservedivisionen schon im Frieden, einer Friedensausbildung der zur Zeit noch bestehenden jüngsten Jahrgänge der Ersatzreserve (die bekanntlich durch die künftige Einstellung aller Wehrpflich-

tigen in Wegfall kommen wird) und von Übungen des Beurlaubtenstandes in erhöhtem Umfange, sowie noch einiges andere. Aber man wird sich mit dem jetzt Erreichten wohl begnügen können, denn ein Nochmehr auf diesem Gebiete müßte schließlich an der Kostenfrage scheitern, das sollten sich doch auch die enragiertesten Freunde des Wehrvereins, dessen Verdienste um die Ein- und Durchbringung der Wehrvorlagen dadurch in keiner Weise gemindert werden sollen, schließlich sagen. Ultra posse nemo obligatur. Und die Grenze des Könnens in Hinsicht auf die finanziellen Leistungen scheint denn doch bei einer Milliarde einmaliger, nur auf den Schultern eines kleinen Teiles unseres Volkes lastenden Ausgabe nebst mehr als hundert Millionen jährlicher Mehrkosten, die mehr oder minder von der Allgemeinheit getragen werden, wirklich erreicht zu sein.

Durch die Annahme der eine so gewaltige Verstärkung unseres Heeres bewirkenden Vorlage ist, darüber sollte kein Zweifel herrschen, ein bedeutsames, wirkliches Friedenswerk geleistet worden. Nur blinde oder zielbewußte Gegner und haßerfüllte Neider des auf allen Gebieten des kulturellen wie des wirtschaftlichen Lebens aufsteigenden deutschen Volkes können behaupten und ernstlich befürchten, daß die jetzt so gewaltige Wehrmacht unseres Reiches jemals zum Werkzeuge einer Eroberungspolitik werden würde oder für andere Zwecke bestimmt sein könnte, als ausschließlich zum starken Schutz und Schirm für unsere friedliche Weiterentwickelung auf allen realen wie idealen Lebensgebieten, zum Schutze unserer kulturellen wie wirtschaftlichen Interessen und, wenn nötig, auch zur Sühne unserer etwa freventlich von anderer Seite verletzten nationalen Ehre. Denn ebensowenig wie eine Persönlichkeit darf ein ganzes Volk, das etwas auf sich hält und Geltung haben will im Kreise der Mitwelt, sich ungestraft, nur um des lieben Friedens willen, beleidigen oder Eingriffe von fremder Hand in sein unantastbares Recht sich gefallen lassen. Je mächtiger aber ein Volk nach dieser Richtung dasteht, um so weniger wird auch eine solche Handlung gegen dasselbe gewagt werden, und in demselben Maße, in dem seine Stärke Achtung und Respekt hervorruft, läßt es auch die Freundschaft des Starken in den Augen Anderer wünschenswert erscheinen. Hierin liegt ein unbestreitbarer Beweis dafür, daß die neueste gewaltige militärische Machtverstärkung unseres Deutschen Reiches zugleich zur Friedenssicherung im Herzen Europas wirkungsvoll beitragen muß.

Freilich, die Sorge vor einer dennoch möglichen Friedensstörung in der Zukunft kann trotz alledem für Europa nicht als für immer gebannt angesehen werden. Denn nicht nur sind wir gerade jetzt Zeugen davon, daß die Kriegsfurie unter den bisher zu gemeinsamem blutigem Kampfe gegen die Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel vereinigt gewesenen Völker tobte und Hekatomben von blutigen Opfern heischte, sondern wir können auch überraschender Weise ein unablässiges Weiterschreiten der Rüstungen zur Erhöhung ihrer militärischen Macht und Kriegsstärke bei fast allen Nationen Europas beobachten. Dabei erscheint es besonders bemerkenswert, daß selbst die kleineren Staaten (Belgien und Holland, die drei nordischen Reiche, selbst die Eidgenossenschaft), welche bisher über eine kaum nennenswerte kriegerische Macht verfügten, seit einiger Zeit bemüht sind, sich, soweit es ihren Kräften entspricht, eine moderne Heeresorganisation zu schaffen, gerade als ob sie alle den Ausbruch eines Weltbrandes befürchteten, in den sie mit oder gegen ihren Willen hineingerissen werden könnten.

Diese Tatsache ist ja im Zeitalter

scheinbar wachsender internationaler Friedensbestrebungen und des Vorhandenseins von Mäzenen für dieselben vom Schlage eines Carnegie, Bryan u. a., sowie der darauf gerichteten, zweifellos ihrem innersten Wesen entsprechenden Bemühungen einer so machtvollen Persönlichkeit wie des Beherrschers des gewaltigen russischen Reiches als erstaunlich zu bezeichnen. Sie wird dadurch noch unterstrichen, daß leider in den letzten fünfzehn Jahren die Zahl der blutigen Kriege auf unserem Erdball trotz aller Friedenskongresse und Schiedsgerichtsabkommen überraschend zugenommen hat. Auch daß es den von gemeinsamem Friedenswillen beseelten Großmächten Europas neuerdings nicht gelungen ist, wenigstens die jüngsten blutigen Ereignisse zwischen den ehemaligen Verbündeten und teilweise Stammesgenossen zu verhindern, bedeutet für jeden Friedensfreund eine schwere Enttäuschung, da man daraus erkennen muß, wie gewaltig der Trieb nach Erfüllung gewisser, nicht immer ideal zu nennender Begierden, nach Macht und Besitz, Ruhm und Ansehen immer noch, wie im einzelnen Individuum, so auch in ganzen Nationen, stärker ist, als alle Lehren von den Segnungen eines ununterbrochenen Friedenszustandes, von den gemeinsamen Kulturinteressen und einer allgemeinen Weltverbrüderung, für welche die Menschheit wirklich noch nicht reif zu sein scheint.

Aus mehr als einem Grunde ist der gegenwärtig noch tobende und nur durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochene Balkankrieg bemerkenswert, nicht bloß durch seine eigenartige Entstehung und Begründung und wegen seiner rohen Formen, welche alle Begriffe von Zivilisation und Menschlichkeit, denen man in heutiger Zeit doch auch für den Krieg Geltung zusprach, abgestreift zu haben scheinen, sondern auch besonders durch die allgemein überraschenden und ausnahmslos Schlag auf Schlag bisher zu verzeichnenden Mißerfolge des bulgarischen Heeres, das erst kurz zuvor mit so reichen Lorbeeren um seine Fahnen geschmückt aus dem siegreichen Kriege mit den Türken, der sie unaufhaltsam bis fast vor die Tore Konstantinopels geführt hatte, hervorgegangen war. Noch vor kurzem hat in der bekannten Royal United Service Institution zu London Mr. Frank Fox, ein früherer australischer Artillerie-Offizier, der jenen Krieg auf bulgarischer Seite als Berichterstatter der „Morning Post" mitgemacht hatte, einen Vortrag über dieses Heer gehalten, der voll des Lobes über dasselbe war, das er aus unmittelbarster Nähe beobachten und studieren konnte, da er einer der wenigen Journalisten gewesen ist, die wenigstens während der letzten Phase des türkischen Krieges in der Front der bulgarischen Truppen weilen durften. Er hob darin u. a. den „wunderbaren Heroismus" der Truppen und besonders die „von vollkommenstem Heldenmut erfüllte und wundervoll disziplinierte Infanterie" hervor, die nur den einen Fehler gehabt hätte, allzu schneidig vorzugehen und am liebsten, zuweilen selbst ohne die Feuerwirkung abzuwarten, mit dem Bajonett vorwärts gestürmt wäre.

Und demgegenüber nun dieser furchtbare Niederbruch dieser selben Armee und mit ihr der einer ganzen Nation, die man mit dem ehrenvollen Namen der „Balkanpreußen" glaubte belegen zu sollen, und die man vielleicht in absehbarer Zeit, infolge ihrer Verbindung mit Österreich-Ungarn, für eine Annäherung an den Dreibund gewinnen zu können gehofft hatte.

Die näheren Ursachen dieser allgemein wahrhaft verblüffenden, durch keine irgendwie nennenswerten Erfolge unterbrochenen Niederlagen werden erst

später klar zutage treten. Jedenfalls trugen hierzu neben einem Mangel an einheitlicher, zielbewußter Leitung der kriegerischen Operationen, infolge beständiger Einwirkung einer falschen und schwankenden Politik auf dieselbe, noch folgende Umstände bei: erstens die ziffernmäßige Überlegenheit der vereinigten Gegner, sowie die furchtbaren Verluste, welche der vorhergegangene Kampfesmut und das ungestüme, schwere Opfer erfordernde Anstürmen der Bulgaren in den ersten Kämpfen auf türkischem Boden sowie bei Adrianopel dem Heere nicht nur, sondern der gesamten Nation geschlagen hatten. Zu viele Knaben und Greise, waffenungeübte Reservisten aller Jahrklassen und zu wenig Offiziere zählte das jetzige Heer, das sich dementsprechend hinsichtlich der Ausbildung und Disziplin wesentlich gegen früher verschlechtert hatte, in seinen Reihen, als es den Serben und Griechen entgegentrat, die ihrerseits allerdings durch ihre jetzigen militärischen Leistungen nach der anderen Seite hin überrascht haben, da man sie allgemein nach ihren früheren Mißerfolgen von Slivnica und 1897 in Thessalien zu beurteilen sich gewöhnt hatte und auch ihre Leistungen im letzten Türkenkriege gegen die bulgarischen unzweifelhaft zurückgetreten waren.

Immerhin gab den Bulgaren den entscheidenden Todesstoß und nahm ihnen jede Möglichkeit, vielleicht doch noch in letzter Stunde dem Kriegsglück eine entscheidende Wendung zu geben, das Eindringen des rumänischen Heeres in ihren Rücken, das zugleich das Signal für die Türken zum unaufhaltsamen Vorrücken bis über Adrianopel hinaus wurde.

Über das rumänische Heer war bisher nur verhältnismäßig wenig in nicht militärischen Kreisen die Rede gewesen, nur das militärische Europa wußte, daß jenes nach Organisation, Ausbildung, Disziplin und Vorbereitung für den Kriegsfall ohne Zweifel den stärksten und mächtigsten Faktor auf dem neuen Balkan darstellte. Daß die Bulgaren gegenüber diesem, noch von keinerlei Verlusten betroffenen Gegner keinen Widerstand versuchten, erscheint nicht verwunderlich — blieb ihnen nunmehr doch nichts anderes übrig, als dringend um Frieden zu bitten, den sie ohne Herrn Danews und seiner verblendeten Anhänger Betreiben, sehr zu ihrem Vorteil, vielleicht niemals zu brechen unternommen haben würden.

In dem Augenblick, wo diese Zeilen zu Papier gebracht werden, hat die Friedenskonferenz in Bukarest ihren Anfang genommen und ihr Ergebnis ist zur Zeit noch nicht abzusehen. Jedenfalls aber erscheint es als sicher, daß Rumänien, gestützt auf sein gutes, nach deutschem Vorbilde von dem einstigen Hohenzollernprinzen und preußischen Gardeoffizier aufgebautes und modern ausgestattetes, mit den Lorbeeren von Plewna geschmücktes Heer von nun ab die erste Rolle auf dem Balkan spielen wird und in seiner Stellungnahme zum Dreibund einen bedeutsamen Faktor für die Politik der Zukunft Europas darstellen muß. Aus diesem Grunde dürfte es auch den Lesern unserer Zeitschrift vielleicht nicht unwillkommen sein, ein allgemeines, aber gegenüber vielen irrigen Zeitungsberichten wahrheitsgetreues Bild von der heutigen rumänischen Armee zu erhalten.

Die allgemeine Wehrpflicht, die in Rumänien bereits 1859, also vor des Prinzen Karl von Hohenzollern Übernahme des Cusaschen Fürstenthrones, bestand, beträgt jetzt im ganzen fünfundzwanzig Jahre. Sie beginnt mit dem 21. und endet mit dem 46. Lebensjahre, wobei 7 Jahre der aktiven Armee zufallen, von denen die Infanterie 2 Jahre, die berittenen und technischen Waffen 3 Jahre bei der Fahne, den Rest im „Ergänzungsstand des aktiven

Heeres" zubringen. Daran schließen sich vom 28. bis 38. Lebensjahre 10 Jahre Verweilens in der Reserve, in der dreiwöchige Übungen alle 2 Jahre vorgeschrieben sind; der Rest der Gesamtdienstzeit entfällt auf die Miliz, die hauptsächlich für den Garnisons- und Besatzungsdienst sowie zum Grenzschutz bestimmt ist, aber im Notfall auch zur Verstärkung der Feldarmee herangezogen werden kann. Bei einer jährlichen Rekrutenziffer von rund 55 000 Mann (= 0,9 v. H. der Bevölkerung) beträgt der Friedensstand einschließlich 5500 Offiziere und Beamte etwa 100 000 Köpfe. Doch wurden hiervon aus Ersparnisrücksichten bisher meist etwa 10 v. H. beurlaubt. Die Armee, die in 5 Armeekorps gegliedert ist, umfaßt in der Friedensorganisation 40 Infanterie-Regimenter, meist zu 3 Bataillonen, 9 nach Art der italienischen Bersaglieriregimenter uniformierte Jägerbataillone, 21 Kavallerieregimenter (Husaren), 148 Batterien, darunter 3 reitende, 3 Feldhaubitzenbatterien, 20 Depotbatterien, ferner 4 Festungsartilleriebataillone (22 Kompagnien), 6 Pionierbataillone, 9 Bataillone anderweitige technische Truppen (Eisenbahn, Pontoniere, Telegraphen- und Spezialisten-Bataillone) und 5 Train-Eskadrons. Auf Kriegsfuß setzt sich jedes der 5 Armeekorps aus 2 Linien- und einer Reservedivision zusammen, außerdem sind 1 bis 2 Kavalleriedivisionen formiert; die Stärke der mobilen Armee (Linie und Reserve) wird alles in allem auf 4—450 000 Mann berechnet, wovon etwa 250 000 Kombattanten erster Linie sind. Die Zahl der verfügbaren Mannschaften ist allerdings so groß, daß das Feldheer leicht auf 600 000 Köpfe gebracht werden könnte, wenn das Material an Waffen, Ausrüstung und Train hierfür vorhanden wäre, was aber wohl nicht der Fall ist. Die Infanterie ist mit dem österreichischen Mannlichergewehr M/93, Kaliber 6,5 mm und Maschinengewehren, die Artillerie mit dem Krupp'schen Rohrrücklaufgeschütz M/04, Kaliber 7,5 cm und neuer leichter Rohrrücklaufhaubitze von 10,5 cm Kaliber (Krupp), sowie neuerdings einer schweren Feldhaubitze von 15 cm (Schneider-Creusot) ausgerüstet.

Einige Einrichtungen in der rumänischen Heeresorganisation, die übrigens ihren gegenwärtigen Zustand dem Wehrgesetz von 1908 nebst Ergänzungsgesetz von 1910 verdankt, sind besonders bemerkenswert. Hierzu gehört erstens, daß die Institution des Einjährig-Freiwilligen Dienstes ganz nach deutschem Vorbilde besteht, indem junge Leute, die eine höhere allgemeine oder Fachschule absolviert haben, nur ein Jahr bei der Fahne zu dienen und sodann eine Prüfung zum Reserveoffizier abzulegen haben; wer dieselbe aber nicht besteht, muß die ganze gesetzmäßige Zeit abdienen; ferner die Bestimmung, daß in den oberen Klassen der Schulen eine gewisse Art militärische Unterweisung und Ausbildung stattfindet, und daß alle neunzehn- und zwanzigjährigen Wehrpflichtigen vor ihrem Eintritt in das Heer noch an zwei Sonntagen in jedem Monat eine Exerzier- und Schießübung unter Leitung von besonderen Offizieren und Unteroffizieren abzuleisten haben. Die über den Rahmen des Heeresetats vorhandenen Wehrfähigen werden nach Art der früheren deutschen Ersatzreserve zu einer beschränkten militärischen Dienstzeit turnusweise herangezogen. Der neben dem permanenten in der rumänischen Armee eingeführte Wechseldienst (schimbus), der neuerdings für die Infanterie aufgehoben worden ist, besteht jetzt nur noch für die Kavallerie, bei welcher Waffe 9 Regimenter (Kalaraschen oder Calarasi-Regimenter) bestehen, die im Gegensatz zu den regulären Husarenregimentern

(Rosiori-Regimentern) nur aus Kader-Eskadrons mit Wechseldienst mit 1 Depoteskadron bestehen und bei denen abwechselungsweise die vom Lande stammenden, mit eigenen kriegsbrauchbaren Pferden und vorgeschriebener Ausrüstung für dieselben eintreffenden Rekruten während drei Monaten ausgebildet und später während vier Jahren immer einige Monate lang zu weiteren Übungen eingezogen werden, so daß ihre gesamte Dienstzeit bei der Fahne etwa 18—20 Monate beträgt. Diese Einrichtung des rumänischen Heeres ist sehr alt und stellt den letzten Rest der einstigen, 1910 aufgehobenen Territorialarmee-Organisation dar. Die schwarz-blaue Attila läßt die Kalaraschen, die im Kriege vornehmlich als Divisionskavallerie Verwendung finden sollen, als schwarze Husaren erscheinen, und in ihrer Bewaffnung unterscheiden sie sich von den Rosiori-Regimentern (roten Husaren) darin, daß sie nicht wie diese mit Säbel, Lanze und Revolvern, sondern nur mit dem Säbel und einem Repetierkarabiner bewaffnet sind.

Die Offiziere des rumänischen Heeres ergänzen sich zum größten Teile aus den beiden Offiziersschulen in Bukarest, von denen eine für Infanterie und Kavallerie, die andere für Artillerie und technische Truppen bestimmt ist, und in welche die Abiturienten höherer Bildungsanstalten eintreten, zum kleineren Teil aber auch aus vorzüglich geeigneten Unteroffizieren, die nach zweijähriger Diensttätigkeit in der Front gleichfalls zu jenen Offiziersschulen kommandiert und auf ihnen für die Unterleutnantsprüfung vorbereitet werden. Die Berufung in den Generalstab erfolgt für Leutnants und Hauptleute meist nach einem dreijährigen Besuch der Kriegsschule in Bukarest, doch können auch besonders dafür qualifizierte Stabsoffiziere auf Grund einer Sonderprüfung direkt in den Generalstab versetzt werden. Die kürzlich aufgebesserten Offiziersgehälter sind etwas niedriger als diejenigen des deutschen Heeres, aber höher als die in den meisten anderen Armeen üblichen. Zur Heirat muß der Offizier noch ein Privateinkommen nachweisen, falls er noch nicht Stabsoffizier ist. Die Reserveoffiziere, die für die Armee an Zahl kaum ausreichen, ergänzen sich aus den vorerwähnten Einjährig-Freiwilligen, ferner den freiwillig vor Erreichung der Altersgrenze ausscheidenden Offizieren und denjenigen, die auf Grund der letzteren — für Hauptleute 50, für Majors und Oberstleutnants 54 bzw. 56 und für Obersten 58 Jahre — pensioniert werden, dann aber noch während der nächsten 5 Jahre dem Kriegsministerium für eine Verwendung im Kriegsfall zur Verfügung stehen. Die einjährigen Wehrpflichtigen, die nach Bestehen der Reserveoffiziersprüfung sich noch besonderen Dienstleistungen bei einem Truppenteil unterziehen, können alsdann auch in das aktive Offizierkorps übernommen werden.

Das Gesamturteil über das rumänische Heer lautet von seiten aller, die es genauer kennen, durchaus günstig. Das Offizierkorps wird als auf der Höhe seiner Aufgabe stehend bezeichnet, und was den Soldaten anbetrifft, so ist er, von Hause aus meist an Unterordnung unter den Höherstehenden gewöhnt, gut diszipliniert und seinem Vorgesetzten ergeben, anspruchslos, ausdauernd und widerstandsfähig, selbst bei Strapazen und Entbehrungen immer guter Laune — kurz, er stellt ein vorzügliches militärisches Material für Krieg und Frieden dar. Die Armee, deren Mobilmachung theoretisch sowie durch Probeübungen gut vorbereitet ist, und die in dafür günstiger Weise eine rein territoriale Ergänzung und Dislozierung besitzt, ist gut bekleidet, besitzt seit kurzem neben der sehr gefälligen Friedensuniform auch — zunächst allerdings nur für die Infanterie

— eine graugrüne Felduniform und ist mit allen Bedürfnissen reichlich ausgestattet. Da sie ebenso hinsichtlich der Bewaffnung jeder anderen modernen Armee als mindestens ebenbürtig zu bezeichnen ist und sich alle technischen Neuerungen zunutze gemacht hat, so ist man wohl berechtigt, gegebenenfalls mit Sicherheit auf bemerkenswerte kriegerische Leistungen des rumänischen Heeres zu rechnen. Freilich lehrt das jetzige Fiasko der Bulgaren, ebenso wie vorher das der türkischen Armee, daß man mit den Vorausbewertungen einer fremden Armee auf dem Kriegsschauplatz nie vorsichtig genug sein kann!

Anfang August 1913.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin*).

Wenn unsere Heutigen von der Kunst zu groß dächten, um sich mit weniger nicht als dem Höchsten, dem Vollendeten, zu begnügen, sie müßten den Mut zum Schaffen sinken lassen, ehe sie noch ihn gefaßt. Und wir hätten Kirchhofsstille auf dem Parnaß der Zeitgenossen . . .

Sieht man die neue seltsame Dichtung Richard Huldschiners[1]) auf ihr Profil hin an, so gewinnt man unfehlbar den Eindruck, er habe sich bemüht, mit Überlegung zwiespältig und zersplittert zu wirken, in seinem Buche „Der Tod der Götter" — ein Mysterium. Mysterium — als Wort nicht schlechter als ein anderes. Aber mußte es sein, daß es gerade hier Verwirrung anrichtet? Vielleicht sogar, daß es den Autor zu der sonderbaren Zerpflücktheit seines Vortrages verleitet hat: halb Dialog, halb Referat. Ein Dialog von 411 großen Seiten! Überhäufig und weitläufig unterbrochen durch beiseite geschriebene Szenen-Kommentare — von der angenehmen Ausdehnung bis gegen 6 Seiten und mehr. Mußte das wirklich sein?! Beim besten Willen — ich kann den Grund nicht ersehen, warum ein unzweifelhaft sehr prägsamer Stoff gerade in solcher spröden Unkunst-Form behandelt werden mußte. Was aber hätte das, bei wohlgemeißelter Einheitlichkeit, für ein Romanstoff, für ein starker Eindruck werden können! Es ist wahr: die großen Marmorblöcke sollen auch in der Dichtung recht selten sein. Aber braucht man darum so ganz unfürstlich mit ungleich gerissenem Sandstein zu bauen?

Von diesen Einwänden abgesehen, bleibt glücklicherweise des eigentlich Dichterischen viel und Erfreuliches. Es bleibt vor allem das reiche Gedankenwesen eines Dichters von großen Gaben. In seinem „Tod der Götter" gibt Huldschiner sich den Auftrag, der Ausbreitung und Machtentfaltung des jungen Christentums in Rom und Oberitalien, der Schreckensherrschaft eines militanten Fanatismus unter den ersten Christen spurensuchend nachzugehen. Und an dieser Machtentfaltung des neuen Heilandglaubens das Machtversagen der alten Götter nachzuweisen.

*) Leider ist dies die letzte Arbeit unseres ständigen Rundschauers Friedrich Stein. In den ersten Tagen des August ist die Feder der Hand dieses einfühlenden, mitgehenden, warmherzigen Kritikers für immer entglitten. Jahre lang rang der sieche Körper mit dem Tode. Nur das von innen kommende Licht hielt das gebrechliche Gefäß zusammen. Friedrich Stein war ein Märtyrer der Feder. Mit heroischem Wollen trotzte er bei versiegender Körperkraft seinem lebhaften Geiste immer wieder eine Leistung ab. Noch in unserer Augustnummer raffte sich Friedrich Stein zu einem „Blick über die Jungschweizer Literatur" auf, in welchem reiches Können und ehrliches Wollen sich vereinigen. Wir werden dem dahingegangenen Mitarbeiter treues Gedenken bewahren.
Die Redaktion.

[1]) Verlag von Albert Langen, München.

Der Held der Fabel ist Rufus, ein Römer, den die barbarische Unkultur der Eingewanderten aus Rom von Haus und Herd gescheucht. Nicht lange, und auch von seinem herrlichen, schätzereichen Landsitz muß Rufus flüchten. Von der Barbarei der Barbaren vertrieben. Mit einem seiner Freigelassenen irrt er in fremdem Bergland — heimatlos, brotlos, verlassen von den Göttern, die schon lange nicht mehr seine Zuflucht sind. Vornehm im Fühlen, klar und unbeirrt im Denken, von aller Kultur überfeinert, von allen Zweifeln heischender Logik gefoltert, verlangt seine Seele glühend nach Erkennen. Ein Göttersucher ist er. Ein Sucher nach der Gottwahrheit. Ein Sucher nach jenem höchsten, unanfechtbaren Gottwissen, das ohne die Krücken des Glaubens, des blinden, nur durch selbstgewollte Blindheit gestützten Glaubens, der Seele Halt geben, den forschenden Verstand beschwichtigen kann! Er prüft alle Gottbekenntnisse. Er läßt sich in die geheimen Götterkulte aller Lehren einweihen. Immer glaubt er, unter Schauern der Ewigkeitsahnung: jetzt, jetzt endlich die große Wahrheit, die Gottgewißheit gefunden zu haben. Bis er am Ende den Hokuspokus (i. e. „Mysterium"!) erkennt. Enttäuscht, in der Seele schmerzlich getroffen, verfällt er immer wieder seinen Zweifeln, den herben, fragenden, grüblerischen Zweifeln. Auf eigenen Gedankenwegen gelangt er zuletzt zu einer Art von Monismus als Weltanschauung. Zu der Erkenntnis des Alleins in der Einheit des Einzelnen mit dem All; der Allgottheit als Seele des Weltwesens. Er gelangt zu dem Unbekannt-Unerkennbaren, zu „Gott", dem Weltgedanken, größer als Erlösung und Erlöser, unfaßbar, aber ein Hauch der Denkmöglichkeit. Eine Götterdämmerung in seiner Seele!

Also selbstgetragen in bisher zweifelgeschlagener Seele findet er Kraft zu leben, im Widerstande gegen die Erschütterungen der Gedankenwelt.

Solche Kraft findet er auch in der Liebe zu Susa. Halb Waldfei und Märchenglast, halb Menschenkind ist Susa, der Findling. Eine wundervoll unteilbare Einheit in ihrer fraglos hingegebenen Liebe zu Rufus. Ein Genie des Herzens, im kleinsten Kreise vielwirkend und groß. Und Rufus, der Sucher, findet endlich auch Frieden in der seligen Erkenntnis, daß die einzige Wahrheit im Weltall die Liebe sei. Jene Liebe, die alles überwindet, die zugleich gibt und nimmt, aus deren Leid und Nacht noch die Erlösung aufleuchtet. Und als auf ihrem Bergesgipfel der Feind an ihre Hütte schleicht und aus dem Hinterhalt mit schnödem Pfeil dem Rufus tückischen Tod bringt, legt Susa den Scheiterhaufen, der sie und Rufus' Leichnam verzehrt. Und der Tod breitet seine Schleier über die Untiefen und Zweifel des Lebens.

Hier in der künstlerischen Gestaltung der beiden Helden entfaltet Huldschiner wieder seine große, starke und schöne Kunstübung, findet er seine ganz eigenpersönlich geprägte Wortwährung. Die feine, innig empfundene Gestalt der kleinen Susa, die beim flirrenden Mondschein mit ihren Schwestern, den Waldfeien tanzt, die den todwunden Rufus auf der Wanderschaft heil pflegt und stützt und schützt; die das Hüttchen hegt und die bösen Waldmänner scheucht; die überall ratet und tatet — welch eine harmonisch gerundete, plastisch gesehene Gestalt! Auch eine Anzahl von chorisch begleitenden Erscheinungen sind vortrefflich modelliert, konturenklar, charakterfest. Vor allem Susas alter gütiger Vater Tis und der junge Gemeindeführer Larislarisa. Eine Meisterzeichnung in wenigen Strichen ist auch der Schuft Sarbanus, der tückische Verleumder, der Meuchelmörder. Andere Han-

delnde wieder werden, und auch viel Geschehendes, wie nebelverhüllt, nirgend so recht klar. Schlimm aber sind die Referatstellen, die den raschen Fortgang der Handlung unerträglich hemmen. Aber auch der Dialog selbst, der nicht selten außerordentlich reizvolle, gedankliche und formale Feinheiten enthält, bewegt sich zuweilen ohne Schwung, wie gehemmt und flugbehindert von dem Schwergewicht der eingestreuten Berichte. Ein seltsames Buch!

* * *

Johannes V. Jensen[2]), z. Z. einer der berühmtesten und sicher der bedeutsamen unter den dänischen Dichtern, gibt in seinem neuerschienenen Roman: „Des Königs Fall" der Dichtung „Tod der Götter" an innerer Zerrissenheit nichts nach. Noch niemals ist mir eine dermaßen vernachlässigte Disposition bei Jensen begegnet. Ein Fehler, den man oftmals dem allzufrüh verstorbenen Herman Bang zum Vorwurf gemacht und ihm dabei seinen großen Landsmann Jensen als vorbildlich, als Muster angeführt hat. „Des Königs Fall" würde man als Kompositionsvorbild nicht gut haben aufstellen können. „Des Königs Fall" soll ein frühes Jugendwerk des Dichters sein. Und wohl gerade dieses junge Rasen durch die Welt großer Ereignisse hin gibt seinem Werke hinreißenden Zauber. Denn seiner technischen Fehler ungeachtet ist Jensens Dichtung wirklich voll starker, brausender, bald aufschäumend wilder, bald poetisch gesänftigter Schönheit. Auf dem Zeithintergrunde, da Christian II. die politische Union Skandinaviens gewaltsam zerreißt, webt Jensen seine historischen Bilder mit jenem starken Einschlag persönlicher Schicksale, der das Menschlich-Bedeutsame der Staatsumwälzungen so lebendig und packend macht. Bild neben Bild. Fast ohne anderen Zusammenhang als die Schicksal-Bruchstücke einiger Beteiligten. Die Chronologie nicht einmal ist in zwingender Geschehnis-Folge festgehalten. Mit willkürlichen Zeitsprüngen vor- und rückwärts reißt uns der Dichter zu den gewaltigen Ereignissen hin: von Brand zu Mord; von Fest zu Freude; von einzelner Machthaber-Tyrannei zu furchtbarer Menschenschlächterei, die die Landes-Union unabwendbar zerreißt und Schwedens Loslösung in Blutströmen tauft.

Und aus diesem Großgeschick löst sich das Leben einiger Einzelnen: vornehmlich des Helden Michel Tøgersen, den wir von seinen wilden, weichen Jugendjahren bis ins blindhilflose Alter begleiten und ihm zusehen, wie er in seiner gnadenlosen Häßlichkeit eine wunderschöne Jüdin andachtvoll schüchtern von weitem anbetet; wie er an dem ruchlosen Verderber ihrer Kindheit sich rächt, indem er dessen Braut vernichtet. Sein Leben windet sich, innerlich unstät von Kind an, in Halbheit zerklüftet (Bauer-Student), zwischen Tapferkeit und allerlei Blutschuld, bis er, in der unmittelbaren Umgebung des Königs, dessen Fall und Ende illustriert. — An dem nur schwach anzudeutenden Inhalt erhellt ohne weiteres die besondere Art dieser in tragischer Pathetik hinschreitenden Dichtung. In machtvoller Gegensätzlichkeit von dem Spektrum einer großgearteten Dichterimpression aufgefangen und in mannigfacher Strahlenbrechung, farbenbunt und gestaltenreich ausgeprägt. Und in einer Sprache geschildert, deren schlichte, eindringlich künstlerische Bildkraft bewunderungswürdig ist.

* * *

[2]) Verlag von S. Fischer, Berlin.

Professor K. L. Schleich[3]), ein berühmter Arzt, der zugleich ein ausgezeichneter Amateur-Cellist sein soll, was auf musikalische Stimmungsfähigkeit schließen ließe, hat in einem ungemein interessanten Buche „Es läuten die Glocken" sich auch noch als phantasievoller Dichter erwiesen. Und er hat eine intim poetische Gleichnisform gefunden, seine anregend reichflüssigen Gedanken über die biologischen Urformen, Urlinien und Verwandlungs- resp. Entwickelungsbilder des Lebens in einer Dichtung auszusprechen. In seinem, leider nur allzu gedehnten Buche sproßt und blüht und fruchtet es von dem, was der Arzt als physiologisch-biologische Grundmöglichkeiten in seiner Phantasie gären läßt. Und was der Glaube uns lehrt, wird von der Wissenschaft erklärt. In den Regeln, Linien und verwandelten Formeln der Geometrie und algebraischen Theorien entwickelt er an der Hand unendlich vieler, in den Text gestreuter Figuren-Zeichnungen die gedachte Stufenleiter der Lebensformen vom Urkügelchen an, bis zur letzten Vollendung der menschlichen Anatomie. Und in der Form eines Märchenromans läßt Schleich alle die Fragen und Probleme, die von der Physis zur Metaphysis leiten, an das Wissen sich wenden, ohne den Glauben auszulöschen. Er bindet die Wahrheit an die Schönheit und läßt Schönheit leuchten in dem Gewande der Weisheit. Das Wirkliche erklärt er im Märchen, ohne daß das theoretische Versuchen auseinanderreißen darf, was die Phantasie vereint. Und es gelingt ihm, alle diese vom Sein dem Nichtsein gestellten Fragen in populär faßlicher Klarheit soweit möglich zu lösen. So führt er unser Denken auf geordnete Pfade, ohne unser Empfinden durch gewaltsames Verneinen zu verletzen.

Denn: hat auch der Dichter das uneingeschränkte Recht, seinen Stoff zu wenden, ganz nach Belieben und Ermessen, so darf er sich doch der Pflicht nicht entziehen, diese Wendungen überzeugend zu motivieren. Dafür hat Schleich ein starkes, sicher führendes Gefühl. Weniger bezüglich seines erzählerischen Teiles. Hinsichtlich der phantastischen Verquickung der Erlebnisse eines kindlichen Förstermädelchens mit einem „Kinde der Lüfte", dem Prinzen Aldebaran. Als Führer durch allerhand Zauberwerk und -Wirken wird er zum Kern der Fabel, deren Entfaltung mehr äußere Zufälligkeit als innere Notwendigkeit ist. Schon daß der Dichter die schwierigsten Urform-Probleme und Werde-Rätsel in den fragenden Mund eines sechzehnjährigen Waldkindes legt, scheint mir ein schwer zu verstehender Mißgriff. Daß er diesem Kinde z. B. das Lebensgeheimnis anvertraut: „die Verwandtschaft aller Lebewesen ist: ihre Teilbarkeit in nur einer Linie", oder „daß alles Lebendige in der Kugelform wurzelt . . ." Das mußte vielleicht nicht sein. Im allgemeinen ist ein Mädchen von 16 Jahren geistig noch nicht auf der Reifestufe angelangt, die Professor Schleich mit 50 Jahren erreicht hat!

* * *

Walter Bloem[4]) hat seiner Dichtung der Kriegsfurie „Das eiserne Jahr", die vor kurzem einen außerordentlichen Erfolg errungen, jetzt einen zweiten Band folgen lassen: „Volk wider Volk", der das dort angesponnene Thema: den Krieg und die Siege von 70 und 71 weiterführt. Die historischen Ereignisse werden, getreu der Wirklichkeit und ihren unerbittlichen Forderungen, zum Hintergrund für die fortgesetzten Schicksale der einzelnen Hel-

[3]) Concordia-Verlag, Berlin.

[4]) Verlag von Felix Lehmann, Berlin.

den gemacht, ohne auf das untergeordnete Niveau eines bloßen „Hintergrundes“ herabgedrückt zu werden. Im Gegenteil, das vielfädig gewebte Zeitbild seinerseits macht erst das gestaltenreiche Schicksalbild von innen her lebendig. Und klärlich entfaltet sich das Schach- und Gegenschach der welthistorischen Vorgänge auf den Schlachtfeldern, in den belagerten Städten, vor allem in Paris, im Biwak und in den Plänkelgefechten der Freischärler. Wir erfühlen die Leidenszuckungen des großen edlen Volkes, tiefer geschlagen durch die eigenen, unfähigen Führer, als durch den machtvollen deutschen Feind.

Groß und überraschend in seinem kühnen Reformerstreben: sozusagen aus der flachen Hand eine neue Militär-Organisation zu schaffen, ersteht Gambettas Bild in lebendig-bewegten Zügen al fresco auf der Wand der überlebensgroßen Tragödie der klaffenden Volks-Gegensätze. Nebenbei drängt sich gerade hier noch ein aktuelles Moment unserem Interesse auf: nämlich, daß Gambetta das eingeschlossene Paris in einem Luftschiffe verläßt, in diesem die Schauplätze von Metz und Orleans wirklich erreicht, vom Luftschiff aus beobachtet, also damals schon vorwegnehmend, was wir heut dem Luftschiff der Gegenwart als wichtigste Aufgabe stellen. Mit einem perspektivischen Blick auf das Ende der Kriegswirren entläßt uns das Buch „Volk wider Volk“, dem sehr wahrscheinlich noch ein dritter Teil folgen wird.

Das Persönliche der Handlung dreht sich um die süddeutsche Patrizierfamilie Reutlingen, deren jüngster Sohn um einer Wechselfälschung willen aus dem deutschen Heer ausgestoßen, auch als Gemeiner nicht mehr eingestellt wird, in Paris als Kellner sein Leben fristet und sich endlich — naturalisiert — dem französischen Heere anschließt und fällt. In blutigen Kämpfen fällt sein Bruder auf deutscher Seite. Wir begegnen daneben auch einzelnen Gestalten aus dem ersten Bande der Bloemschen Kriegsdichtung „Das eiserne Jahr“ und erfahren, wie deren Erlebnisse und Schicksale sich gesetzmäßig weiter entwickeln — von grellen Lichtern beleuchtet, wie Zeit und Umstände sie entzünden . . .

* * *

Von dem großen, grausen Tod auf den Schlachtfeldern zu dem „Kleinen Tod“, wie die reizenden Stimmungsbilder in dem Buch der Frau Irene Forbes-Mosse[2]) ihn schildern: Der kleine Tod — im Gedächtnis der Menschen; der kleine Tod der Vergangenheit mit ihrer Auferstehung im Herzen unserer Lieben. Es ist ein kleines altitalienisches Volkslied „Der kleine Tod“, das Frau Irene als Motto ihrem Buche voranstellt und motivisch die kleinen Erinnerungsbilder führen und begleiten läßt. Bilder, aus längst verschütteter Vergangenheit heraufgeholt, aus Kindheit und Jugend, aus Heimat und Ferne, aus Leid und Freude, in ergreifenden und in ergötzlichen Tönen. In tiefer Stille gefühlerfüllter Gedächtnisstimmung wird Bild an Bild gereiht, sinnfeine bunte, reichgemusterte Mosaik, und wird für ein Heute wiederbelebt, was in dem Gestern ausgelöscht war. Ganz wie das Volksliedchen wehmütig-schelmisch und lieblich-heischend es meint: ich möchte sterben den kleinen Tod; heut abend sterben, begraben sein — sehenden Auges, müßte erfahren, wie die Leute sich dazu stellen, und morgen wieder erwachen und leben — im Gedenken der Menschen . . .

Frau Forbes-Mosse hat schon in früheren Dichtungen, vornehmlich in ihrem entzückend geschriebenen „Berbe-

ritzchen" eine ganz eigengeartete, starke künstlerische Begabung erwiesen, die sich in dem „kleinen Tod" glänzend bewährt hat. Eine an Schönheit gebundene Kraft. Eine Klugheit, von Anmut gesänftigt, die belehrt, ohne zu verletzen. Eine Treue der Eigenwelt, heraufbeschworen aus Erinnerungstiefen von jener Dankbarkeit eines kunstgebildeten Fühlens, dem das Geringste nicht zu klein ist, ihm eine Lebensbedeutung zu geben. Eine jener zartorganisierten Naturen, deren Frohlachen, von Geschmack gedämpft, immer zu schenken weiß; die, sozusagen, Empire leben. Immer berauscht von der Seligkeit, Glück ausstreuen und um sich her verbreiten zu können.

* * *

Hier noch eine andere Stimme vom wirklichen Tod „Vom anderen Ufer". Die nachgelassenen Dichtungen eines früh Verklärten: Carl Wittkowsky[4]). Von erinnerungstreuer Freundeshand gesammelt, gesichtet und eingeleitet, füllt Wittkowskys poetischer Nachlaß unter obigem Titel einen ansehnlichen Band in würdig-vornehmer Ausstattung. In drei Abteilungen gesondert, gliedert sich der Inhalt in lyrische, empirische und satirische Dichtungen, denen kein Geringerer als Alexander Moszkowsky eine einführende Würdigung voranstellt.

Die Wesenheit Wittkowsky's spiegelt sich hier in dem ganzen reichen Facettenschliff seiner vielseitigen Begabung und Persönlichkeit. Vornehmlich die Wärme und Tiefe seiner Empfindungswelt in den lyrischen und Stimmungsbildern werden jedes irgendwie gleichbesaitete Gemüt gefangen nehmen. Weniger Freude hat mir der „empirische" Teil seiner Ergüsse gemacht. Übrigens läßt sich auch gegen den sonderbaren Titel streiten: empirisch, rein wertbedeutend, hieße „erfahrungsmäßig", also etwas wissentlich Festgestelltes und ist tatsächlich ein rein wissenschaftlicher Terminus. Hier aber handelt es sich um impressionelle Erfahrungen, d. h. seelische Erlebnisse des Dichters. Merkwürdig bleibt es, wie wenig in sich begründete Beziehungen die heutigen Autoren zu der inneren Wesenheit des Titels haben . . .

Sehr sinnfein sind einige eingestreute Fabeln, und höchst bemerkenswert ist das beherrschende Formgefühl des Dichters, das anmutige Wellenspiel des Rhythmus, das oft genug schon den Klangmodus des musikalischen Untertones in sich beschlossen trägt. Den zahlreichen Freunden Wittkowsky's und allen denen, die Gemüt mit Humor und Witz gern vereint sehen, wird dieses Buch viel reine Freude bereiten.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Hermann Wurz, Stuttgart.

Die Große Kunstausstellung in Stuttgart.

Auf allen Gebieten des Kunstlebens hat es sich in Stuttgart in letzter Zeit mächtig geregt. Ein frischer, kräftiger Zug ist in die Kunstpflege und Kunstförderung gekommen. Zeichen dieses verheißungsvollen Willens sind vor allem die neuen, in unvergleichlich schöner Lage der Kgl. Anlagen errichteten Hoftheaterbauten Heilmanns und Littmanns, und das neue Kgl. Kunstgebäude von Theodor Fischer, das der König am herrlichen Schloßplatz, an der Stelle aufbauen ließ, wo einst ein Kleinod deutscher Kunst, das originelle, weithinberühmte „Lusthaus" Georg Behrs gestanden hat. Das Kunstgebäude wurde im Mai mit der Großen Kunstausstellung festlich eröffnet. Über das

Gebäude selbst ist viel geurteilt worden. Während die Meinungen über die in manchem vorbildlich gewordenen Theateranlagen im allgemeinen nicht weit auseinandergehen, ist man über die, alle Kreise lebhaft beschäftigende Erscheinung dieses für die bildende Kunst bestimmten Heims vielfach zu entgegengesetzten Ansichten gekommen. Schon vor seiner Erbauung hatte die öffentliche Ausstellung des Ausführungsentwurfs zu einem Streit unter den Fachleuten geführt. Seit es steht, sind die einen in ihren Ausdrücken nicht weit von einer Verherrlichung entfernt, die Mehrzahl aber urteilt abfällig darüber und läßt es an Schmähungen und Spott nicht fehlen. Ja nicht wenige und darunter hochgestellte Persönlichkeiten meinen sogar, dieser Bau müsse unter allen Umständen abgebrochen werden. Soviel ist sicher, daß die hohe, unverkennbar mit mancherlei großen Schwierigkeiten verknüpft gewesene Aufgabe nicht ganz würdig gelöst worden ist. Gewiß steckt in diesem Werk, was besonders gegenüber dem kalten, starren, blutleeren Äußeren der Theater auffällt, viel Wärme, viel künstlerisches Leben und Schöpfersinn. Mit Bewunderung steht man vor den hochragenden, baukünstlerischen Leistungen einzelner Teile, wie z. B. der säulengestützten, gegen den Schloßplatz geöffneten Bogenhalle. Mit Genuß folgt das Auge den edlen, fein abgewogenen Verhältnissen, dem Reiz einfacher, doch an Schönheit so reicher Linien. Aber all der Wohllaut, all die packenden Einzelheiten sind nicht zu einem weihevollen, klaren, organischen Ganzen, einer kraftvollen Einheit zusammengefaßt. Hier liegt die Schwäche der künstlerischen Gestaltung. Kein Wunder, daß sich deshalb das Kunstgebäude inmitten seiner stolzen Umgebung wie ein Fremdling ausnimmt, der sich nicht ehrenvoll behaupten kann. Auch im Innern, auf das Fischer sein Hauptgewicht gelegt hat, fehlt es an Klarheit, Übersichtlichkeit und befreiendem Zusammenklang. Auch hier wird man den Eindruck des Zusammengestückelten, vielfach Kleinlichen nicht los. Selbst das Zentrum der ganzen Anlage, die große, prächtige Kuppelhalle (König-Wilhelm-Halle), ein stimmungsvoller, modern empfundener Festraum, ist nicht ganz frei von störenden Mängeln; zudem eignet er sich nicht zur Ausstellung von Bildern.

Seit siebzehn Jahren waren in Stuttgart keine größeren Kunstausstellungen mehr zu sehen. Manche deutsche Orte, wie München, Berlin, Dresden, Düsseldorf, sind in dieser Zeit zu Pflegestätten derartiger, großzügiger Veranstaltungen geworden und haben sich so einen weithindringenden Namen als Kunstzentren gemacht. Man hatte dort bald erkannt, welch tiefgehende ideelle und materielle Förderung der Kunst und dem Leben aus ihnen, trotz mancher häßlichen Begleiterscheinungen, erwächst. Stuttgart will nun nicht mehr länger zurückbleiben, vereinigt es doch alle Grundlagen, die ihm bei weitblickender, zielsicherer Organisation eine vordere Stelle im deutschen Kunstleben sichern. Mit der Großen Kunstausstellung im eigenen Heim ist ein bedeutsamer Anfang gemacht worden. Die Schwabenresidenz tritt mit diesem künstlerischen Ereignis in die Reihe der führenden Ausstellungsstädte ein. Es war nicht leicht für einen bisher wenig beachteten Kunstplatz, noch dazu in einer politisch so ernsten Zeit und in einem Jahr, wo sich über ein Dutzend bedeutender Kunstausstellungen öffneten, Gutes und Neues zusammenzubringen. Man darf deshalb auch von dieser kleinen, neben einigen Dutzend Franzosen, im wesentlichen der zeitgenössischen deutschen Kunst gewidmeten Überschau nichts Unmögliches verlangen. Ziehen wir von den gegen 800 Nummern zählenden Bildern, Plastiken

und graphischen Arbeiten ein Hundert ab, so ergibt sich ein guter, eindrucksvoller Durchschnitt. Von starker, schöpferischer Kunst, von hoher, überragender Qualität ist, abgesehen von den Franzosen, nicht vieles da.

Die deutschen Bilder sind alle durcheinandergehängt, in der Art, wie es in der modernen Abteilung der Stuttgarter Galerie geschehen ist. Selbst Werke ein und desselben Künstlers müssen in mehreren Räumen zusammengesucht werden. Die Hängekommission ließ sich von rein ästhetischen Erwägungen leiten, um jedem Bild durch einen möglichst freien, günstigen Platz zu seiner vollen Entfaltung zu verhelfen und zugleich die ganze Wand- und Raumwirkung zu einem für das Auge angenehmen dekorativen Klang zusammenzustimmen. Sie hat diese mühevolle, geradezu endlose Aufgabe mit bewunderungswürdigem Geschmack gelöst. Die konsequente Durchführung dieser von Adolf Hildebrand schon vor sieben Jahren angeregten Neuerung, die Anordnung der Bilder lediglich vom künstlerischen Standpunkt aus zu bewerkstelligen, hat gewiß manches Gute für sich, aber ich glaube, daß es wohl besser gewesen wäre, wenn man das aufgenommene Material sinngemäß nach Herkunft und Richtung geordnet und die einzelnen Gruppen geschlossen, und mit all jener ästhetischen Liebe aufgehängt, vorgeführt hätte. Auf diese Weise wäre das Gute der Ausstellung in höchstem Sinn lehr- und genußreich geworden. Den Kern hätte naturgemäß die württembergische Abteilung bilden müssen, die durch einige auserlesene Schöpfungen der beiden vor wenigen Jahren verstorbenen schwäbischen Meister Reiniger und Pleuer gewaltig erhöht worden wäre. Mit diesen Großen, die bei dieser Veranstaltung unter keinen Umständen hätten fehlen dürfen (hat man doch auch sonst Werke Verstorbener hereingenommen), wäre auch ein stärkeres Gegengewicht gegen die Franzosen dagewesen. Bedauerlich ist ferner, daß man der neuen Kunstbewegung, dem Expressionismus, nicht mehr Beachtung geschenkt hat. Mit Platzmangel kann dies nicht entschuldigt werden. An Stelle der schwachen Sachen, die besser draußen geblieben wären, da sie zudem manchen abgewiesenen Malern, besonders unter denen der engeren Heimat, gerechten Anlaß zum Unmut gaben, hätte den Führern der neuen Anschauung ein würdiger Platz eingeräumt werden können. Das Kunstwollen der frischen, begeisterungsvollen Jungen ist anders gerichtet als das der Impressionisten, vor allem wieder mehr auf Wesen und Sinn der Dinge. Es ist aus innerer Notwendigkeit der Zeit heraus geboren, zu einer ernsten, immer stärker wachsenden Macht geworden, die sich nicht mehr aufhalten läßt, am wenigsten durch Haß. Das hat die Kölner Sonderbundausstellung im vorigen Jahre deutlich gezeigt. Ob auf dem neuen Boden eine ebenso starke oder größere Kunst erstehen wird, wie sie uns der Impressionismus gebracht hat, kann heute niemand sagen. Wir sind der neuen, von hohem künstlerischen Streben beseelten Richtung gegenüber zur Anerkennung verpflichtet. Die Zahl der mitlaufenden Schreier und Nichtskönner, die vielen Anmaßenden, von außen her zu dieser Kunst Gekommenen können ihre von tiefem, innerem Erlebnis getragenen Anfänge nicht vor uns verdunkeln. Sie haben, wie alle schöpferische Kunst, Recht auf Raum und Recht auf ruhige Sachlichkeit bei Auseinandersetzungen.

Den Schwerpunkt der ganzen Ausstellung bildet der Saal der Franzosen. Es sind einige Repräsentanten hoher, unvergänglicher Kunst darunter, Schöpfernaturen, die den Kunstbesitz der Menschheit um ein Gutes vermehrt haben. Welch eine Kraft, Tiefe und

Feinheit des künstlerischen Anschauungs- und Gestaltungsvermögens steckt doch in ihren Werken! Mit Andacht öffnen sich unsere Augen vor all dem Reichtum an Leben, an Qualität und Persönlichkeitswerten. Ergriffen und beglückt steht man vor Schätzen wie Manets „Bildnis seiner Schülerin Berthe Morisot" und seinem „Frühstück im Atelier", den „Rennpferden" von Degas, der „Seinebrücke" Monets, dem „Drama" Daumiers, den „Pappeln" und dem „Zigeunerlager" van Goghs und der großen „Landschaft" (mit dem Hügelausschnitt) des Bahnbrechers Cézanne, der auch sonst noch mit einigen guten Sachen vertreten ist. Auch von Courbert, Pissaro, Sisley und Gauguin sind charakteristische, für die hohe malerische Kultur Frankreichs sprechende Werke da. Schade, daß von dem großen Renoir so Unerfreuliches gezeigt wird, und daß nicht noch andere Herrscher, wie Delacroix und Daubigny, zu sehen sind. Die beiden ausdrucksstarken Frühbilder von Picasso hätten nicht abseits gehängt werden sollen, sondern ihrer inneren und äußeren Zugehörigkeit gemäß in den Franzosensaal. Immer wieder zieht es einen zurück zu dieser Stätte der Lebendigen, zu dieser elementaren und doch so vornehmen Kunst. Es ist Tschudis Verdienst, daß einige der besten Stücke davon der Kgl. Pinakothek in München angehören und wir dadurch dauernd ihre wertvollen befruchtenden Wirkungen erfahren dürfen.

Neben der kleinen Gruppe dieser Fremden haben die deutschen Werke einen schweren Stand. Auffallend ist, wie viele von ihnen gegenüber jener geist- und gefühlsreichen, auch in der Technik überragenden Kunst bei aller Schwerfälligkeit materiell, oberflächlich und vielfach laut und aufdringlich erscheinen.

Die württembergische Kunst weist eine Reihe recht guter und interessanter Bilder auf. Friedrich v. Kellers „Schwere Last" ist groß erfaßt und reich an Leben und Bewegung. Von Robert v. Haug ist ein mächtiges, mehr durch klare, wohldurchdachte Komposition als durch seelische Vertiefung wirkendes Soldatenbild „Im Feld" und eine kleine, sein Können noch günstiger ausdrückende „Fuchsjagd" zu sehen. Christian Landenbergers „Karfreitag" und „Kircheninterieur" sind, rein malerisch betrachtet, feinfarbene, edle Werke. Bernhard Pankoks eigenartige Kunst zeigt sich trefflich in dem bekannten Porträt Konrad Haußmanns, und Carlos Grethe bringt mit seinen „Nordseefischern" und „Gegen den Strom" eine ernste, beachtenswerte Malerei. Auch Robert Pötzelberger, Karl Schmoll v. Eisenwerth und Robert Weise sind mit feinempfundenen Arbeiten charakteristisch vertreten. Die sich in anderer Richtung bewegende Kunst Adolf Hölzels ist in seiner „Anbetung" wirksam verkörpert. Man sieht hier, daß die Bedeutung dieses unermüdlichen, problemreichen Künstlers und Lehrers besonders auf dem Gebiet der dekorativen Wandmalerei liegt. Aber so wertvoll auch solche Versuche der monumentalen Rhythmisierung von Linien, Farben und Formen für das künstlerische Schaffen sein mögen, so groß ist ihre Gefahr für viele, sich in Schemen und Künsteleien zu verlieren. Ein Bild mit einfachen, klaren und starken Mitteln aus dem Stoff herauszuarbeiten, war aller großen Meister Weg und Ziel. Bei allzu abstrakten Gestaltungen aber wird leicht aus der Vereinfachung eine Verarmung, aus der Steigerung eine Entartung, und aus einer lebensprühenden, organischen Harmonie des Ganzen eine kalte, planmäßig geordnete Einheit von ornamentalen Bildungen. Da ist einem dann ein naives, naturfrisches, kraft- und saftvolles Stück Malerei lieber, als ein nach allen Regeln eines

ausgeklügelten ästhetischen Systems zusammengestelltes Geripp. Von den jüngeren Malern sind Amandus Faure und Hans Wolfenter hervorzuheben. Faure hält sich in seiner rasch errungenen Stellung mit viel Geschick, davon zeugt sein „Tenhaeff als Malvolio" und ein schönes, für seinen feinen Farbensinn sprechendes „Blumenstück". Wolfenter ist eine starke, temperamentvolle Künstlernatur. Das „Kasperltheater" und noch mehr sein „Elefantenstall" liegen weit ab von der mittleren Linie heutigen Kunstschaffens. Es sind stimmungsmächtige, aus tiefer Innerlichkeit heraus geborene Schöpfungen voll von glühendem Leben, sicherem Formgefühl und ernster, satter Tonschönheit. Sie gehören mit zum Besten der Ausstellung. Vermißt habe ich Alfred Pellegrini und Paul Bollmann, zwei vorwärtsschreitende Kräfte.

München hat viele Bilder geschickt, aber nur wenige davon sind von hervorragender Qualität. Ludwig Herterichs „Kreuzabnahme" ist eine äußerliche, kalte Malerei, ohne jeglichen seelischen Gehalt. Auch die große, dreiteilige „Kreuzigung" von Karl Johann Becker-Gundahl kann nicht befriedigen. Wohl steckt in den teilweise prachtvoll gemalten Seitenflügeln Charakter und Leben, aber das Mittelstück, der gekreuzigte Christus, ist arm an Ausdruck und künstlerischer Kraft. Eine andere, mehr konstruktive Art der monumentalen Darstellung biblischer Motive, zeigt sich uns in Carl Caspars großgeschauter, weihevoller „Pieta" und seinem mit einfachen, organischen Rhythmen interessant aufgebauten „Gethsemane". Von den Münchner Größen, Zügel, Habermann und Stuck, sind nur unbedeutende Sachen ausgestellt. Reizvolle, lebendig erfaßte Bilder hat Hans Reinhold Lichtenberger mit seinem „Hotelrestaurant" und dem „Karolinenplatz" gebracht. Markant ist auch Julius Heß mit zwei farbenschönen Stücken, einem „Stillleben" und einem „Knabenbildnis" vertreten. Eine gute, ehrliche, allem Lauten und Effektvollen abgewandte Kunst ist in den Tierstücken Charles Toobys zu erkennen. Auch von dem bekannten Tiermaler Johann Baptist Hofner, dem alten, vor kurzem verstorbenen Freund Lenbachs, sind schlichte anziehende Bilder zu sehen, denen so manches groß auftretende Gemälde nicht gewachsen ist. Von Albert Weisgerber, dem stärksten der Jungen, hätte man auch gern etwas gesehen.

Von badischer Kunst ist nicht viel Bedeutendes vorhanden. Hans Thomas „Abendstimmung bei Siena" und Wilhelm Trübners „Waldinneres" sind vorzügliche Bilder. Gustav Schönleber bietet dagegen wenig Gutes. Man hat diesen Maler lange überschätzt. Auch Ludwig Dills Arbeiten fehlt es an Tiefe und Kraft. Am meisten interessiert der nun an die Stuttgarter Akademie berufene Heinrich Altherr. Gleich Caspar strebt er nach einer Monumentalisierung der Form. Von bewunderungswürdiger Einfachheit und Größe sind die ausdrucksstarken Gestaltungen in seinem „Christus im Sturm" und dem „Orpheus und die Mänaden". Wie in diesen beiden Werken, so äußert sich auch in seinem „Damenbildnis" ein feines Farbenempfinden. Altherr und Caspar werden ihre Vereinfachungen nicht mehr viel steigern können, ohne an künstlerischem Gehalt zu verlieren. Ein noch weiteres Zurückgehen auf wenige, wesenhafte Züge, eine noch größere Entfernung vom Boden der Sinnlichkeit durch gewaltsame Formreduktionen wäre, auch wenn der rhythmische Zusammenschluß der Komposition noch so glücklich sein würde, doch gleichbedeutend mit einem Hinabsinken der hohen Kunst zur kunstgewerblichen Dekoration.

Sachsen hat mit den Bildern von Otto Gußmann, Gotthard Kuehl, Hans

Nadler und Emanuel Hegenbarth einiges Gute, aber nichts Überragendes gebracht. Dagegen bereichert Berlin mit mehreren hochstehenden Werken die Ausstellung um ein Beträchtliches. Vor allem sind die „Seiler" Max Liebermanns und die „Badenden" und das „Bankett der Georgiritter" von Max Slevogt zu nennen. Sie nehmen durch ihre meisterliche Reife an künstlerischer Anschauungs- und Gestaltungskraft eine malerische Höhe ein, die einen Vergleich mit den Franzosen nicht zu fürchten braucht. Weniger feinnervig und vergeistigt ist die gewaltige, unverfälschte Draufgängernatur Lovis Corinths. Ihn plagen weder tiefe seelische Erlebnisse, noch die eingehende, zähe Verfolgung künstlerischer Probleme. Das Malen ist ihm ein Genuß, und er kann es wie keiner. Aber gerade diese verblüffende, riesenhafte Kraft und Geschicklichkeit läßt sein impulsives, von ungebändigter, animalischer Lebensfreude durchdrungenes Temperament nur schwer zu hohen ausgereiften Leistungen kommen. Neben hochbedeutenden, lebensprühenden Werken findet man deshalb in seinem so reichhaltigen Oeuvre vielfach vergriffene, mißlungene Produktionen. Zu ihnen gehört auch die ausgestellte „Märchenerzählerin". Weit weniger hat er sich in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" gehen lassen. Aber ihre Komposition ist schwach. Sie ist nicht als ein Ganzes groß und lebendig erfaßt. Mit Staunen steht man dagegen vor manchen bestrickenden, mühelos heruntergemalten Einzelheiten. Eine andere Kraftnatur hat Berlin in dem jungen, mit Recht so geschätzten Max Beckmann. Seine große Menschlichkeit drängt ihn, das rein Künstlerische, die Wirklichkeitskunst, mit dem menschlich Wertvollen, Bedeutenden, den zeitlosen Idealen zu verbinden. Von seinem gigantischen Wollen spüren wir ein gut Teil in seiner starkbewegten, farbenreichen „Ausgießung des heiligen Geistes", einer Leistung, die trotz mancher Unsicherheit in der Form und mancher äußerlichen, nicht organisch aus dem Stoff herausempfundenen Gestaltungen von grandiosem Eindruck ist. Voll prächtiger Anschaulichkeit ist auch seine flotte „Ballonwettfahrt". Beckmann ist noch im Werden. Vielleicht ringt er sich zu einem ganz Großen durch. Seine ungewöhnlichen Anlagen lassen dies hoffen. Neben diesen führenden Persönlichkeiten sind noch manche bekannte Namen aus der Reichshauptstadt mit tüchtigen Arbeiten vertreten, so Emil Orlik, Robert Breyer, Friedrich Kallmorgen, Waldemar Rösler, Konrad von Kardorff u. a. m.

Außer Graf v. Kalckreuths „Mädchenbildnis" und Ernst Würtembergers „Totenfeier", den Bildern einer ehrlichen, sichern, über alle Zeiten hindurch haltenden Kunst, müssen noch als ganz hervorragende Erscheinungen der Ausstellung die Werke von Ferdinand Hodler und Albin Egger-Lienz genannt werden. Beide Künstler sind eigenwillige, elementare Naturen, die auf dem Gebiet der Monumentalmalerei Großes, Schöpferisches geleistet haben. Von Hodlers willensstarker Kunst geben die „Begeisterung" und die „Zigeunerin" nur einen schwachen Begriff. Man hätte lieber einen seiner Landsknechte gesehen. Und doch sind diese nebensächlichen Proben von seltener Einprägsamkeit. Egger-Lienz beweist mit seiner „Saat" und dem andern großen Bild „Am Tisch des Herrn", daß er nicht nur hohe Gedanken über Kunst und wahre Monumentalität hat und sie im Zorn hinausschmettern kann, sondern daß er auch die Gestaltungskraft besitzt, ein großes typisches Erlebnis in eine große, eindrucksvolle Form zu bringen.

Die graphische Abteilung, die auch einige der ganz Modernen hereinge-

lassen hat, enthält unter den vielen Blättern (338 Nummern) verhältnismäßig nur wenig Ausgezeichnetes. Auch befriedigt ihre Anordnung nicht. Unverständlich ist, daß mit diesem Teil der Ausstellung nicht die hierzu geeignetste Kraft, der organisatorisch so befähigte Vorstand des Kupferstichkabinetts, betraut worden ist.

Auf einem weit höheren Niveau steht die Plastik. Sie bietet in ihrer mit großem Verständnis und feinem, sicherem Gefühl für das Wertvolle und Wichtige zusammengestellten Auswahl einen vortrefflichen Einblick in das bildnerische Schaffen unserer Zeit. Auch hier bringen, wie bei der Malerei, französische Vertreter, zu denen einige Belgier zu rechnen sind, eine hocherfreuliche Bereicherung. Vor allem ist ihr Führer, der gottbegnadete Auguste Rodin zu nennen. Sein Kopf „Gustav Mahlers" ist von wunderbarem Gehalt an Seele und Schönheit. Von nicht weniger Innerlichkeit und flüssiger, edler Form zeugen E. A. Bourdelles „Maske eines Mädchens", „Maler Ingres" und der bogenschießende „Herkules". Auch die „Überraschung" von Egide Rombeaux, ein unvergleichlich fein empfundener Mädchenkopf, und des andern Belgiers, des seltsamen, tiefgründigen Stilisten George Minnes Männerbüsten erfüllen uns mit Staunen und Genuß. Daß neben diesen Hochleistungen unsere Kunst teilweise ebenbürtig dasteht, ist eine freudige Überraschung. Diese enorme Entwicklung fußt neben dem starken Einfluß von Paris hauptsächlich auf dem theoretischen und praktischen Wirken unseres Adolf Hildebrand. Von den Stuttgarter Bildhauern ist manches Bedeutsame zu sehen, so namentlich Ludwig Habichs „Betender Jüngling" und „Bogenspanner", zwei formsichere Werke voller Harmonie und Natürlichkeit, Ulfert Janssens feingefühlte, antikisierende Porträtbüsten und G. A. Bredows großzügiges „Stiermodell zum Deutschen Brunnen in Buenos Aires". Bemerkenswerte Arbeiten haben auch die Münchner Hermann Hahn, Fritz Behn, Erwin Kurz und Emil Epple geschickt. Vorzügliches ist von Berlin vorhanden, trotzdem einige der Besten wie Ernst Barlach, Wilhelm Lehmbruck und August Gaul fehlen. Da ist von Hugo Lederer, dem vielseitigen Meister, der einfache, großartige Kopf von Richard Strauß. Da sind von dem, durch seine Kolossalfiguren für das Völkerschlachtdenkmal weithin bekannt gewordenen Franz Metzner der monumentale architektonisch empfundene „Leidtragende" und von Richard Engelmann die „Trauernde", eine starkgefühlte Arbeit von geschlossener, klarer Form, sowie von dem ähnliche Ziele verfolgenden Georg Kolbe zwei reizvolle, lebendig erfaßte Mädchenfiguren und von Fritz Lörcher eine interessante, archaisierende „weibliche sitzende Figur". Auch Alexander Opplers ausgereifte Kunst ist mit zwei ganz prächtigen Stücken, der „Büste eines Spaniers" und einem „Fischer aus der Normandie", günstig vertreten, desgleichen Ernst Freese mit einem meisterhaften „Brasilianischen Jaguar" und Fritz Klimsch mit einem graziösen „Mädchenakt". Mit zu den stärksten Künstlern zählen Bernhard Hoetger von Darmstadt, Karl Albiker und Wilhelm Gerstel von Karlsruhe und der Wiener Anton Hanak. Hoetgers „weiblicher Halbakt" und „Badende" und Gerstels „Amazone" fesseln durch reichen Ausdruck an Leben und Form. Ein wundervoller Rhythmus steckt in Albikers „Jüngling" und „Trauernde", und von tiefem innerem Schauen und Formerleben zeugt der gewaltige „Träumer" des Monumentalisten Hanak. Außer diesen Werken sind noch eine ganze Anzahl tüchtiger Leistungen anzutreffen. Auch auf dem Gebiet der Kleinplastik, für die erfreulicherweise

das Interesse immer mehr wächst, wird viel Geschmackvolles gezeigt. All der Reichtum an Leben und formkünstlerischen Lösungen beweist, daß die auf den verknöcherten akademischen Formalismus folgende naturalistische Richtung, die zuletzt zu einer, dem Naturabguß nicht mehr ferne stehenden Abhängigkeit vom Modell geführt hatte, nun völlig überwunden ist. Frei steht der Künstler wieder der Natur gegenüber. Überall ist ein Erstarken des plastischen Form- und Stilgefühls und ein materialgerechtes Arbeiten zu erkennen. Die Entwicklung geht nach oben. Viele schöpferische Kräfte sind am Werk. Ein großer Zug beherrscht den starken Willen nach einem neuen, dem Lebensgefühl unserer Zeit entsprechenden Stil, einem Stil, der Strenge mit höchstem Ausdruck an Lebendigkeit verbindet.

Reise-Rundschau.

Von Medicus.

Holland und das Meer.

Holland, das kleine Land, das von Nord und Süd durch die See begrenzt wird, so daß hier und dort die See eindringt, als wollte sie das Land zerreißen, ist durch diesen natürlichen Feind groß und gewaltig geworden, und nirgendwo wird es so deutlich, wie nötig der Kampf dem Menschen ist, um ihn zu kräftigen.

Hier tritt es am offensichtlichsten zutage, welchen Einfluß das Klima und die natürliche Lage auf die Entwickelung der Sitten und des Charakters eines Volkes ausüben können.

Das Land, entstanden aus allmählichen Anschwemmungen durch große Ströme infolge ihrer Seemündung, bildete zu Anfang einen Komplex von Inseln und Seen. Der Holländer fing an, die Meere immer mehr durch Dämme etc. zurückzudrängen, die Sanddünen zu bepflanzen; er hat sich nicht nur gegen das Wasser verteidigt, sondern er hat auch seinen Feind angegriffen, und unbewußt hat sich ihm die Beobachtung aufgedrängt, daß nur der aggressive Kampf zur Überwindung führen kann.

Um den Charakter der Holländer kennen zu lernen, muß man ihn am holländischen Strand beobachten. Wenn ein kräftiger Wind die See an die Küste peitscht, wenn die unzählbaren Berge von Wellen ununterbrochen sich auftürmen, da erkennt der Holländer unwillkürlich seinen Feind, gegen den er immer wieder zu ringen hat. Da hat der Holländer kämpfen gelernt, da wurden sein Wille und seine Geduld gestählt. Von hier aus schickte er seine Söhne in die Ferne, um neue Küsten zu entdecken. Hier ist er phlegmatisch geworden, aber nicht abgestumpft, wie ein Sohn des Orients. Der Holländer kennt nur das Phlegma der Seehelden, die am Kopfe des Schiffes auf die Fahne geschrieben haben: „Verzweifelt niemals". Die gebändigte See ist dem Lande und dem Volke wohltätig geworden. Nach diesem langen Kampfe sind an der holländischen Küste friedliche Zustände eingetreten, welche Fremde aus aller Herren Ländern angezogen haben. Die klimatischen Kurorte von Holland sind die günstigsten. Scheveningen übertrifft alle anderen in jeder Beziehung und nimmt natürlich die hervorragendste Stellung ein.

Die holländischen Badeorte unterscheiden sich ganz wesentlich von allen anderen und verdienen auch mit vollem Recht eine Bevorzugung; unter dem Einflusse des Golfstromes ist das Klima sehr mild, die Seewinde bringen auch an den heißesten Tagen eine Erfrischung, der Strand, besonders von Scheveningen, hat eine außerordentliche

Breite und Länge, so daß sich sogar noch während der Flut ein lebhaftes Strandleben entwickeln kann. Mehrere Abteilungen sind daselbst ausschließlich für die Kurgäste reserviert.

Die Badeverhältnisse sind in Scheveningen, infolge der vorzüglichen Organisation, besonders günstig. Scheveningen besitzt einen wunderschönen, mehrere Kilometer langen Strandboulevard, an dem die prachtvollsten Hotels, Villen, und vor allem das schöne Kurhaus mit den weitausgedehnten Terrassen entstanden sind. Von den Kurhaus-Terrassen aus erstreckt sich der Pier 400 Meter in das Meer, sehr geschützt durch eine Glaswand in der Mitte, so daß es bei jedem Wetter möglich ist, sich dort einer Luftkur zu unterziehen. Auch befinden sich auf dem Pier zwei Trinkhallen für radioaktive Mineralwässer; ebenso sind andere Brunnen dort erhältlich. Es gibt tatsächlich an der Nordsee oder auch an der atlantischen Küste keinen Badeort, der Scheveningen gleichkäme. Durch die wunderbare Umgebung ist man nicht auf das Strandleben allein angewiesen; die Nähe der Residenzstadt, die mit drei Eisenbahnen und elektrischen Straßenbahnen in 15 Minuten erreichbar ist, macht sich besonders bei schlechtem Wetter höchst angenehm bemerkbar. Der Weg von Scheveningen nach dem Haag führt durch die reizenden Boschjes, bewaldete Dünen, die sich bis in die allernächste Nähe des Strandes erstrecken.

Scheveningen liegt mitten im Lande Rembrandts, umgeben von den Städten: Amsterdam, Haarlem, Leiden und den Haag mit den weltberühmten Museen. Die holländischen Maler, Rembrandt, Frans Hals, Ruysdael, Hobbema, Jan Steen, van Ostade, van der Helst, Gerard Dou waren von dem beruhigenden Einfluß, den das holländische Klima auf sie ausübte, begeistert, und so kam es, daß sie sich ganz der Natur widmeten, Menschen, Tiere und vor allem das Meer getreu wiedergaben. Die Greueltaten eines Krieges zu malen, wäre ihnen direkt unmöglich gewesen. Es kann nicht als Zufall angesehen werden, daß gerade im Haag der nun vollendete Friedenspalast entstanden ist. Holland, als das klassische Land der Freiheit und des Friedens, hat das allererste Anrecht darauf.

Der beruhigende Einfluß des holländischen Klimas kommt auch in den holländischen Badeorten zu voller Geltung. Man ersieht hieraus, wie groß der Vorteil ist, den namentlich Nervenkranke, speziell in Scheveningen, genießen. Die Behandlung der Nervenkranken muß nämlich eine streng individuelle sein. Dazu ist erforderlich, daß die klimatischen Einflüsse genau dosierbar seien. Sie müssen progressiv angewandt werden. Es müssen an Ort und Stelle die verschiedensten Prozeduren der physikalischen und diätetischen Technik zur Verfügung stehen. In diesem Sinne entspricht Scheveningen jedem Bedürfnis. Der Unterschied zwischen dem „Climat marin" und dem „Climat maritime" ist durch die unmittelbare Nähe des Waldes und den Schutz seitens der Dünen sehr stark ausgeprägt.

Auf dem Pier empfindet man besonders stark den beruhigenden psychischen Einfluß, den der Anblick der Wellen und der Luftspiegelung auf den Menschen ausübt. Es ist eine Wonne, vor Wind und Wetter geschützt, sein Luft- und Sonnenbad auf dem Pier zu nehmen; für Nervöse erscheint es besonders ratsam, sich einige Stunden während des Tages in den sogenannten Haager Boschjes aufzuhalten, um sich später wieder an der Seeluft zu ergötzen.

Die warmen Seebäder sollen eine Vorstufe (hauptsächlich für Nervenkranke) zum Baden in der offenen See sein. Seitdem der anregende und regu-

lierende Einfluß des Seeklimas auf den Stoffwechsel erwiesen ist und seitdem wir wissen, daß so manches Nervenleiden auf einer Auto-Intoxikation beruht, erscheint es als besonders zweckmäßig, mit der klimatischen Seekur eine Mineralwasserkur zu verbinden.

Die Entdeckung der Radioaktivität der Mineralwässer hat uns ihre große Heilwirkung näher gebracht. Wir wissen jetzt, daß die Wirkung der Brunnen zum größten Teil von dieser Radioaktivität abhängig ist. Auf dem Scheveninger Pier sind daher zwei Trinkhallen angebracht, an denen alle wichtigeren Brunnen in der Original-Temperatur und der ihnen eigenen Radioaktivität verabreicht werden. Es ist also auf diese Weise möglich, eine beliebige Mineralwasserkur mit den Vorteilen des Seeklimas und des Seebades zu verbinden.

Seitdem man die Wirkung des Radiums auf den menschlichen Organismus, seine regulierende Kraft auf den Stoffwechsel, seine tonisierenden Einflüsse auf das Nervensystem erkannt hat, und zudem durch das Radiumfilter ein Wasser von genau dosierbarer Radioaktivität zu unserer Verfügung steht, haben die Radiumkuren in der medizinischen Wissenschaft eine feste Position errungen.

Gastein, Wildbad, Kreuznach, Baden-Baden, Neris, La Bourboule, Burton, Bath, deren Brunnen eine grundverschiedene Mineralisation haben, zumal die klimatischen Verhältnisse stark unterschieden sind, haben allesamt eine gemeinsame Indikation: die Erkrankungen des Nervensystems, die Nervenschwäche, die Neuralgien, die Gicht, der doch wohl eine Trophoneurose zugrunde liegt.

Diese gemeinsame Wirkung beruht auf der Radioaktivität dieser Brunnen; jedes therapeutische Verfahren muß eine glückliche Mischung von verschiedenen Heilfaktoren sein, die sich dem Krankheitssymptom genau anpassen. So sind denn vor allem die Radiumtrinkkuren ein wichtiges Heilmittel bei der Behandlung der Nerven- und Stoffwechselkrankheiten, am erfolgreichsten aber in Verbindung mit dem Seeklima.

Unsere Erfahrung in bezug auf die Wirkung der Radiumtrinkkuren bei Herzneurosen und Arteriosklerose ist eine umfassende. Bei vielen sogenannten Neurasthenikern besteht eine versteckte Arteriosklerose, die sich durch Tachykardie mit erhöhtem Blutdruck, durch Kurzatmigkeit bei leichten körperlichen Anstrengungen, durch nächtliche Polyurie und dyspeptische Beschwerden äußern.

Der Einfluß des Seeklimas ist hier als besonders günstig zu bezeichnen; wir unterstützen diese Wirkung noch durch kohlensaure Bäder, durch Radiumtrinkkuren und die entsprechende Diät.

Bei reiner Stenokardie mit typhösen Anfällen hat sich diese Behandlung vortrefflich bewährt; nur müssen sich diese Kranken allmählich an das Seeklima erst gewöhnen. Die schlechte Ernährung des Herzens äußert sich in diesem Falle durch einen relativ niedrigen Blutdruck.

Aus alledem scheint uns hervorzugehen, daß für die Behandlung der Erkrankungen des Nervensystems und des Stoffwechsels Scheveningen wie kaum ein anderer Badeort alle jene Vorzüge in sich vereinigt, welche Klima und schöne Umgebung den Genesung Suchenden und Ruhebedürftigen darzubieten vermögen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Horatio.

Zwischen den beiden größten deutschen Reedereien, der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen

Lloyd, ist ein Streit entbrannt, der vielleicht nach der Entwickelung, welche die beiden Gesellschaften genommen haben, unvermeidlich war, aber doch uns Deutsche, die wir die Fahne der Hamburgischen Gesellschaft mit gleichem Stolz auf den Weltmeeren flattern sehen wie die Schlüsselflagge des Norddeutschen Lloyd, sehr peinlich, fast schmerzlich berührt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Hamburg-Amerika-Linie, die das ergiebigere wirtschaftliche Hinterland besitzt und im letzten Jahrzehnt wohl auch genialer geleitet war, den Lloyd, der schon ein großes, mächtiges und fortschrittliches Unternehmen war, als die Hapag in Hamburg noch mit ihrer lokalen Konkurrenz zu kämpfen hatte, in letzter Zeit überflügelt hat. Wohlverstanden, der Lloyd ist nicht unmodern geworden, wenn er auch den von englischen Gesellschaften begonnenen Wettlauf um die größten Schiffskolosse bisher nicht mitgemacht hat und auch nicht mitmachen konnte. Er hat sich von den Wunden, die ihm das Krisenjahr 1907 gerade unter den Nachwirkungen eines zu ungestümen Expansionsdranges geschlagen hatte, gerade eben wieder erholt, er erfreut sich bei allen Amerikareisenden seines soliden Komforts, seiner exakten Betriebssicherheit und nicht zuletzt seiner unerreichten Verpflegung wegen noch immer unveränderter Beliebtheit, — aber er steht im Augenblick nicht auf der vollen Höhe der gerade jetzt modernen Art der schiffsbaulichen Rekordbrecherei, die vor allem in der Größe und in dem Luxus der Schiffspaläste ihren Ausdruck findet. Er ist auch in bezug auf die Gesamttonnage von der Hamburger Gesellschaft etwas überflügelt worden. Da die Hamburg-Amerika-Linie heute in allen diesen Dingen an der Spitze der Weltschiffahrt steht und ihre finanzielle Kraft so stark und gesammelt ist, wie die keines anderen die Meere befahrenden Unternehmens, verlangt sie in den Pools, in denen die großen transatlantischen Gesellschaften ihre wechselseitigen Beziehungen geregelt haben, eine neue Verteilung der Quoten, sie will für ihre gewaltige „Imperatorklasse" eine Erhöhung der „Beteiligungen" bis zur Gleichstellung mit dem in der Personenschiffahrt bisher an der Spitze stehenden Norddeutschen Lloyd. Der Lloyd, der nicht nur seine älteste und beste Domäne, die Personenschiffahrt nach Nordamerika, sondern auch den von ihm seit fünfundzwanzig Jahren besorgten Reichspostdampferdienst nach Ostasien bedroht sieht, wehrt sich natürlich kräftig seiner Haut. Er weist darauf hin, daß ständig Veränderungen der einzelnen Schiffahrtsgesellschaften in der Tonnagezahl stattgefunden haben, ohne daß man die Poolgrundlagen immer verändert habe und verändern konnte, er führt nicht ohne Berechtigung aus, daß die Quote sich nicht nach der Tonnage allein, sondern auch nach dem Passagierzustrom zu den einzelnen Gesellschaften richten müsse. Denn wäre das nicht so, so brauchte eine Gesellschaft nur immer neue Schiffe zu bauen und könnte dann vom Pool einfach eine Erhöhung der Quote verlangen, gleichgültig, ob die Passagiere auf ihre Schiffe gehen wollen oder nicht. Auch die englischen Gesellschaften, die Cunard-Linie und die White Star-Linie, hätten — als sie ihre ersten Riesenschiffe in Betrieb setzten — eine Revision ihrer Poolquoten fordern können, sie haben es nicht getan, weil sie recht wohl wußten, daß sich die Passagiere nicht durch höhere Quoten, sondern nur durch bessere Leistungen auf ihre Schiffe bringen lassen würden. Herr Ballin selbst hat sich ja auch sehr darüber beklagt, daß er und die übrigen kontinentalen Linien infolge des im Pool üblichen Quotensystems Millionenbeträge an Entschädigungen an die englischen Gesellschaften

herauszahlen mußte, als die kontinentalen Gesellschaften infolge stärkeren Zustroms zu ihren Linien über ihrer Quote, die englischen Gesellschaften unter ihrer Quote Passagiere beförderten. — Herr Ballin, der Leiter der Hamburg-Amerika-Linie, hat gedroht, daß er nicht nur die Prinzipienfrage, sondern auch die Machtfrage aufrollen werde. Er will lieber auf den ganzen Pool verzichten, als sich in seinem Expansionsdrange von dem Pool einschnüren lassen. Wenngleich die Schiffahrtsgesellschaften — voran die besonders erfolgreichen — nach den Jahren glänzender Konjunktur, die das Geld scheffelweise in ihre Kassen zusammenströmen ließ, etwas übermütig geworden sind und sich dem Glauben hingeben, daß ihnen nichts passieren könne, so wird sich's doch auch Herr Ballin dreimal überlegen, ob er das seit Jahren bewährte Poolsystem, das er früher so oft als die beste Stütze des ganzen Schiffahrtswesens bezeichnet hat, über den Haufen werfen wird. Man wird sich wohl auch hier hüben und drüben schließlich etwas entgegenkommen, und so dürfte, wie so manches andere gewerbliche Kartell, auch der Nordatlantische Schiffahrtspool — wenngleich vielleicht erst in letzter Stunde — wieder erneuert werden.

Ein ähnlicher Antagonismus wie in der deutschen Großschiffahrt ist in der letzten Zeit auch im Berliner Verkehrswesen hervorgetreten. Durch die Liquidation des Fürstentrusts ist ein kompakter Block von Aktien der Allgemeinen Berliner Omnibus-Ges. freigeworden, und die Deutsche Bank, die bekanntlich die Liquidation der fürstlichen Engagements besorgt, sicherte sich diesen Block für die ihr nahestehende Elektrische Hoch- und Untergrundbahn, die schon seit längerer Zeit den Plan verfolgt, Autoomnibuslinien mit kombinierten Tarifen als Zubringer für ihre Schnellbahnen zu errichten. Dabei faßte aber die Hochbahn nicht schnell und resolut genug zu, sie begnügte sich vorläufig mit dem nur eine Minorität des Omnibus-Kapitals repräsentierenden Aktienblock des Fürstenkonzerns von 4 Mill. Mark und unterließ es, sich auch den zweiten etwa gleichgroßen Block des Bankhauses S. Bleichröder zu sichern, durch dessen Erwerb sie die Majorität und damit die Herrschaft über die Omnibus-Gesellschaft gewonnen hätte. Da der Aktienkauf der Hochbahn auch nicht geheim blieb, so trat sofort die Große Berliner Straßenbahn in Aktion und erwarb, um ein naturgemäß in erster Linie gegen sie gerichtetes Bündnis zwischen Hochbahn und Omnibus-Gesellschaft zu verhindern, den Bleichröderschen Aktienblock, wodurch sie eine Herrschaft der Hochbahn über die Omnibus-Gesellschaft verhinderte. Eine Zeitlang hatte es nach der Aktienbewegung der Omnibus-Aktien an der Berliner Börse den Anschein, als ob sich ein Kampf beider Gesellschaften um das im Markte schwimmende letzte Drittel der Aktien entspinnen würde. Beide Gesellschaften sahen aber ein, daß der Kurs der Omnibus-Aktien bei einem solchen Kampf doch nur ins Ungemessene getrieben werden würde, und daß es letzten Endes nur ein Zufall sein könnte, ob eine oder die andere Gesellschaft die Majorität erlangen würde. So zogen sie es vor, sich dahin zu einigen, daß beide Unternehmungen ihren Besitz an Omnibus-Aktien nicht weiter vermehren, und daß gewissermaßen in ihrem Einfluß auf die Omnibus-Gesellschaft ein Gleichgewicht der Kräfte hergestellt wird. Einen großen Zweck haben somit die Beteiligungen für beide Gesellschaften nicht. Sie haben eine Aktion eingeleitet, bei der es weder Besiegte noch Sieger gab. Die Omnibus-Gesellschaft, die so zwischen den beiden großen Gesellschaften eingekeilt ist, wird wahrscheinlich den Nachteil davon

haben, denn ihr wird voraussichtlich die Bewegungsfreiheit für eine aufsteigende Entwickelung genommen sein.

Berichtigung.

In Heft 467 (August 1913) soll es im Artikel von Dr. Joh. Winkler, Grundzüge der schweizerischen Bundesverfassung, S. 139 Zeile 1 f. von oben heißen:

Das wichtigste Attribut eines Bundesstaates ist, neben einer unerläßlichen gewissen Einheit im Militärwesen, die Rechtseinheit (nicht: Reichseinheit).

Herausgeber und Chefredakteur: Prof. Dr. Ludwig Stein in Berlin W 10, Lützowufer 5a. (Telefon Amt Kurfürst Nr. 6308). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau. — In Österreich für die Redaktion verantwortlich: Dr. J. Sinnreich, Wien IX, Mosergasse 3. — In Rußland für die Redaktion verantwortlich: Dr. Adrian Polly, St. Petersburg, Kasanplatz 1. — Allein-Vertretung für Ungarn: Grill'sche k. k. Hofbuchhandlung (J. Benkö), Budapest V, Dorottya-utcza 2. — Für den Inseratenteil verantwortlich: Heinrich Mittmann in Breslau III. — Verlag und Druck der Schlesischen Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

EmeöeuHeMmlltWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
HundertsechsundvierzigsterVand
37. Jahrgang : 19,3 . Juli - September
Schlefische Huckdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schott laender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin VV.io Budapest Kopenhagen
« F. Ll«in»<l«r. »,«h»ld Lu««r. VrUI'ichent.hnftuchhandl, «r»I«» H b»N«Il«>lch,
Stockholm Christiania London Konstantinopcl
ll.« Fritz», I^ibmirl« No,»le. I»c»b D,bm«d Nuchhdlg. MMInme H N»rgal«, Intern«l, VuchhanDI. OU»
««l».
lllr t>l« Pr»»Ini«n in Lchnxd«n und ln Dänemark: »»»»« Ll»r. Urstn« Nachf»l«»», <»»P«n!>«««n.
ftr »i« Lchn»iz: «l«»«m. «nti>,u. u. »uchhan»lun« 0. u»n »«»««n, Zürich I.
««n«r»I«rlr«lung sür tzollan» 1 W.P. »a»«<>«lu« «n» «»l,», H««g, V»il«nh»fH>.
D« !>«chh»n!>lerlIch« V«tri«b ftr Rutziant, bei »er EeI«llIchaft M. 0. W»lll» H»lbuchhandlung«n in
lp«»»»»b»»,!

Inhalt des 146. Bandes:
Juli / August September 191z

Seite

'^!»^j

Schlesische Buchdruckerei ». 2. Zcl>otllaender, Breslau.

^?5^
u^o
3^/Q
Inseraten-^nnanme
6urol> un»srs <3s»ok2kt«tslls, Vsrlin w. IN, !iütlo>vulsr bg; 6ulcK unfern
Vsrwz Lrszlau III; lsrnsr äurol, Äis l'irma: Nucloll I^loL»s un6 6is
bslcanutsn ^lluonesn-Lxpsäitiollsn.
ln»eltlon»prel»l pro 46 mm droits 2sils <NuäoIl Uo«»s'» Normal-
2silsnme»ssr Xo. b) ?0 ?l.

-r. P^'^l kln^l
'cyftssor Dr. Ludwig Stein
?>>'.. x^st« und Verlagsanstalt
. ^.'.cci. A.°r«, Breslau.
u.^V.is» Bildnvest Kopenhagen
: "stanNnopel
^ 5'^.!.. I'.z ..«M». Ini«rn»t «uchh«nl>I.Ott»««u.
. , «!>>»«, «»» U»»^ »«cht»!»«. «»>««>,»«««.
Heft 4^6 Juli 1913

EmeömOeMmatWch
Begründet von Paul kinbau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottland er, A.-G., Breslau.
leipzig München Berlins. 10 Budapest Kopenhagen
Stockholm Christiania London Konstantinopel
««. Fritz«, Iildr»lrl« N«7»I«. Jac»b DyI»»o!> »uchhdlg. WNlam» H «l»r»«te. Intlrn»t, Vuchh»ndl. Vit»
««U.
filr dl« Pr»ninzn, i» Schweden un» w D«n«m»ri: »««»« »h«. Urfin» ««chOl««,. ««»enh««««.
«« buchhlndl«ilch« Vertrleb ftr 5luhlan» b«l »« ««I«llIch»ft «. «. ««l». Hofbmhh»ndlungen In
V»i«l«»»««: O«3tlim7l v»»r 18 U. »°»»Icl ?«„>«« 13. M»»»«»: «chmledebrück« 12 ». 8^°lld»,^» 22.
37. Jahrgang. Band 146. Heft 466 Juli 1913

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Die Weltanschauung der Orientalen.

Der Orient ist todmüde. Sein Kultursystem geht in die Brüche. China, Persien, die Türkei zeigen die Verfallssymptome niedergehenden Lebens. Resigniertheit, Weltflucht, Erlösung vom Erdenleid, kurz Passivität, das sind die untrüglichen Kennzeichen absterbender, mürbegewordener, welkender Kulturen.

Vor einem Jahrhundert etwa, als man die orientalische Weltanschauung entdeckte, gab man sich der trügerischen Hoffnung hin, es werde wieder einmal ex Oriente lux zu uns herüberstrahlen. „Im Oriente müssen wir das höchste Romantische suchen", so forderte Friedrich Schlegel in seinem „Gespräch über die Poesie." Schelling schwärmt für die orientalische Weisheit, Schopenhauer vollends ist stolz darauf, daß sich seine (pessimistische) Lehre in Übereinstimmung mit der „ältesten Weltansicht" befinde. Nur der nüchterne Hegel findet für die orientalische Weltanschauung damals schon das krasse Wort: Wir befinden uns auf dem Boden zügelloser Verrücktheit.

Heute geht uns die orientalische Weltanschauung mehr denn je an. Denn an ihr und nur an ihr ist das Staatsleben der orientalischen Völker politisch zugrunde gegangen. Vxempla äoceut. An den Fehlern der passiven Kultursnsteme des Orients soll der aktive Okzident lernen, wie er es nicht machen soll. Schopenhauer wirbt in unserem Kultursystem ebenso für den lebenverneinenden Buddhismus wie Nietzsche für den weltbejahenden Zoraster (Zarathustra).

Buddha selbst war aber, wie Pischel dargetan hat, philosophisch garnicht originell. Er hat nur zur Religion gemacht, was vor ihm seine Lehrer als Philosophie vorgetragen haben. Der Grundzug dieser Weltanschauung ist die Lehre vom Leiden („Leben ist Leiden").

Die Furcht vor der Wiedergeburt, die mit der brahmanischen Seelenwanderungslehre zusammenhängt, ist das entscheidende Element der brahmanischen Philosophie. Der kirchliche Name Buddha (für Sakyamüni, d. h. dem adeligen Geschlechte der Sakya Entstammte) bedeutet der „Erwachte", der „Erleuchtete".

Der Begründer der reformatorischen S^mkhya-Philosophie, Kapila, der am

entscheidendsten der orthodoren Vedüntalehre entgegentritt, hat dem Buddhismus
die philosophischen Grundlagen geliehen. In seiner berühmten Predigt von Be-
nares, die der Bergpredigt verglichen wird, wollte Buddha nur das „Rad der
Lehre in Bewegung setzen". Was bei Moses die Gerechtigkeit, bei Jesus die
Liebe bedeutet, das ist bei Buddha „die edle Wahrheit vom Leiden". Jede der
drei Stufen der Erkenntnis enthält je vier, zusammen also zwölf Wahrheiten,
genau so wie später bei Kant die vier Hauptkategorien mit ihren je drei Unter-
kategorien auf den „triadischen Rhythmus" von 12 Kategorien kommen. Diese
„dreifach geteilte, zwölffache Erkenntnis" Buddhas war aber eine der Haupt-
lehren Kapilas und seiner S^mkhya-Philosophie, d. h. der aufzählenden Philo-
sophie (von SKmkhya — Zahl).

Die S^mkhya-Philosophie lehrt im Gegensatz zur orthodoren Ve-
dantalehre, welche nur den drei oberen Kasten Erlösung verheißt, daß alle
Menschen ohne Unterschied des Standes erlöst werden können, und sie empfiehlt
Opfer und kultliche Werkheiligkeit. Kapila lehnt alles dies ab. Seine Philo
sophie ist atheistisch. Denn sie läßt die materielle Welt in allmählicher Ent-
wickelung aus der Prakriti, der Urmaterie, hervorgehen, und zwar zunächst die
psychischen Organe. Es ist dies also ein hylozoistischer Pantheismus, wie alle
primitive Metaphysik (nach Wundt). Denn erst aus den psychischen Organen
gehen die fünf Grundstoffe oder feineren Elemente der groben Materie hervor.
Daneben steht eine unendliche Vielheit individueller Seelen, die alle von genau
derselben Beschaffenheit sind und die Aufgabe haben, die mechanischen Vor-
gänge in den inneren Organen zu bewußten zu machen. Man glaubt Herder,
Schelling und Fr. Schlegel, ja die Romantiker überhaupt zu hören, wenn man
hier alles Tote und Starre auf Lebendiges zurückgeführt sieht. Für diesen Pan-
psychismus, wie ihn Fr. Th. Fechner unter dem Beifall Paulsens zuletzt mit
großem Nachdruck verfochten hat, bedeutet das Leben ebenso den eigentlichen
Richtbegriff wie für alle späteren Romantiker, deren Vorhandensein unter den
Griechen Karl Ivel aufgedeckt hat.

Was in der indischen und griechischen Philosophie parallel geht, ist aus
der logischen Kontinuität der menschlichen Gattungsvernunft, nicht auf Grund
unmittelbarer geschichtlicher Beeinflussung zu erklären. Diese Annahme drängt
sich um so eher auf, als die ersten griechischen Philosophen (Thales, Pythagoras)
ihre Philosophie vor dem Auftreten Buddhas entwickelt haben. Pythagoras ist
älterer Zeitgenosse Buddhas.

Anders liegen die Dinge nach der Begründung des Weltreiches am Mittel-
meerbecken durch Alerander den Großen. Jetzt machen sich buddhistische Ein-
flüsse geschichtlich geltend. Für Stoizismus, Neupythagoreismus, ins-
besondere für den Neuplatonismus, ferner auf jüdischer Seite für die hellenistische
Epoche, für asketische Sekten, für Essener und Therapeuten, endlich für die

alerandrinische Philosophie und Philo betonen wir den buddhistischen Einfluß, den neuerdings Vollers für die Entstehung des Christentums mit starkem Nachdruck geltend gemacht hat, genau so, wie wir ihn für die Vorsokratiker aus chronologischen Gründen mit Zeller ablehnen.

Die älteste Form des brahmanischen Pantheismus vollzieht die Scheidung in ,,^.tm3n" nnd „Vralnului". Der H.tm3ii ist das „All", der ^tmän ist „die ganze Welt", hingegen ist das Brahman „des Wortes Wahrheit". Die Götter der Veden kennen drei Naturgottheiten: Indra, Waruna und Agni. Erst allmählich wird das „Brahma" — von Hause aus noch nicht „Gott", sondern „Priester" bedeutend — zum „edelsten unter den Göttern", ein Attribut übrigens, das gelegentlich auch Indra und Agni beigelegt wird. Nach und nach wird Brahma „zum Erstgeborenen in diesem All", das „Eine", das „Unvergängliche". „Im Anfang war das Nichtseiende; daraus wurde das Seiende geboren"; „das erschuf sich selbst", ^.tmän hingegen, der in allen Wesen wohnt, ist fern und unberührt von den „Leiden der Welt". Jetzt erst taucht das Wort vom „Leiden der Welt" auf. Pessimismus, Seelenwanderungslehre, Askese und Erlösungsbedürfnis beginnen nunmehr das indische Denken zu beherrschen. Die Sinnenwelt wird zum täuschenden Maya, zum bloßen Spiegelbild des wahrhaft Seienden, daneben bleiben Wischnu als Erhalter und Regierer, Siva als Zerstörer und Erzeuger bestehen. Durch Versenken in metaphysische Probleme, heißt es in den Upanishaden, wird die Seele vom Weltgetriebe erlöst, vom Leiden des Daseins befreit, denn sie erkennt die Identität aller Wesen. „Ich bin Brahma" — Das bist Du (das „t«,t tvam N»i", das Schopenhauer zum geflügelten Wort erhoben hat). Die Erlösung vom Erdenleid ist die höchste Seligkeit NirvKna. Das ist der Zustand der Sündlosigkeit und Leidlosigkeit. Im Brahmanismus versteht man darunter einen hypnotischen Ruhezustand, im Uainismus ein bewußtloses Weiterleben, im Buddhismus endlich vollständiges Erlöschen der Begierde und eben damit gänzliche Verachtung der Eristenz. „NirvKna nenne ich sie, das Ende von Alter und Tod." Wer „diese Wahrheiten" des Buddhismus restlos in sich aufgenommen hat, ist selig, weil leid- und bedürfnislos.

Die orientalische Weltanschauung ist das Erzeugnis degenerierter Instinkte. Das gilt nicht bloß vom Buddhismus, sondern ebenso von der persischen und arabischen Mystik, wie einer der besten Kenner der orientalischen Weltanschauung, Friedrich Rosen, der bekannte Übersetzer der Sinnsprüche Omars, jüngst wieder glücklich dargetan hat. Friedrich Rosen hat nämlich ein Vorwort zur Neuausgabe der Mesnevi-Ubersetzung seines Vaters, Georg Rosen, veröffentlicht, in welchem er die Hauptgedanken der orientalischen Mystik zu trefflichem Ausdruck bringt. Die Mesnevi-Übersetzung, das Grundwerk der persischen Mystik, erscheint demnächst in der Sammlung „Meisterwerke orientalischer Literatur", herausgegeben von Dr. Hermann von Staden, bei Georg Müller in München. In seinem Vor-

wort führt Friedrich Rosen u. a. folgendes aus: Die Wissenschaft des Mittelalters war — im Orient noch mehr als im Abendlande — die griechische Wissenschaft*). Was einst Pythagoras, was Plato und Aristoteles, Plotin und Philo gelehrt hatten, das erlebte nun in arabischen Übersetzungen auf fremdem Boden eine reiche Nachblüte. Das klassische Griechentum wird im Lande der Barbaren geschätzt, im eigentlichen Griechenlande, d. h. in Byzanz, ist es unter dem wuchernden Dogmatismus und Ritualismus erstickt und dadurch auch dem Abendlande verloren gegangen.

Es ist vielleicht eine der schwierigsten und zugleich wichtigsten Fragen der gesamten Kulturgeschichte, ob Plato durch seine Lehre von dem Bestehen einer Welt der Ideen und dem gleichzeitigen „Nichtsein" der uns sichtbaren Erscheinungswelt die Menschheit auf ihrem Wege zur Erkenntnis und in ihrer ganzen geistigen Entwicklung mehr gefördert oder gehemmt hat. Soweit der Orient in Frage kommt, möchte ich das letztere annehmen. Was dem Geiste des Okzidents doch nicht viel mehr ist, als ein geistvolles Spiel, das nimmt der Orient leicht als unanfechtbare Wahrheit hin. Die ganze Welt der Erscheinungen ist ein vorübergehendes Trugbild, während das wirklich Eristierende seit aller Ewigkeit in der transzendenten Welt der Ideen, der vollkommenen Urbegriffe ruht, in die auch wir mit der Erscheinungswelt dereinst zurückkehren werden.

„Du fragtest mich nach der Erscheinungswelt,
Willst wissen, was der Weise von ihr hält?
Ein Nebelbild, das aus dem Weltmeer steigt
Und wiederum zurück ins Weltmeer fällt"**).

Solche Lehre paßte vorzüglich zu der orientalischen Tendenz der Abkehr von der Welt, die mehr oder weniger alle Weisen des Morgenlandes gelehrt hatten. Wieviel mehr Grund sich von dieser Welt abzuwenden, wenn sie doch nur eine Art Fata Morgana ist, wenn sie wirklich gar nicht eristiert! Um wieviel stärker zieht es die Seele zu ihrem eigentlichen Heim, der Welt der Ideen, die in dem Urquell alles Bestehenden ruhen! —

Das Leben in dieser Gedankenwelt hatte schon früh in Baghdad zur Aufwerfung der Frage geführt, ob der Koran erschaffen oder, wie die „'a^ii iii » 2 bita ", die (platonischen) Ideen, präeristent wäre. Da das Wort Gottes sich nicht geändert haben kann, muß es von jeher bestanden haben, und somit kam man zu dem Schlusse, der Koran habe schon in der „anfangslosen Ewigkeit"

*) Vgl. über den Zusammenhang der islamischen mit der griechischen Kultur Fr. Rosen, Die Sinnsprüche Omar«, de« Jeltmacher«, 2. Aufl., S. 108 u. f.

") Fr. Rosen, Die Sinnsprüche Omar«, de« Jeltmacher«, 2. Aufl., S. 73.

(äzäl) bestanden, ebenso wie die „Tafel" (louh), auf der die Geschicke aller
Wesen verzeichnet standen. Man braucht nur logisch weiter zu denken, um auch
den Propheten Muhammed als präeristent anzunehmen, aber man
war auf einem anderen Wege zu dieser Lehre gelangt: Bekanntlich
hatten die alerandrinischen Gelehrten, unter ihnen Philo, die alte heraklitische
Lehre vom Logos weiter entwickelt, als der personifiziert gedachten
göttlichen Vernunft, die das erste gewesen sein sollte, was der Schöpfer
erschaffen hatte. Bekannt ist ja auch, wie im Johannes-Evangelium der Logos
(bei Luther „das Wort"), der im Anfang war, Fleisch wird und sich in der
Person Jesu Christi verkörpert. Dasselbe finden wir nun bei den Mystikern des
Islams mit Bezug auf den Propheten wieder. Muhammed ist der „Aql", die
reine Vernunft, die von allem Anfang bei Gott war, einerlei, ob von
Ihm erschaffen oder ein Teil seines Wesens. So konnte denn, nach einem an-
geblich verbürgten „Hadis" (Ausspruch des Propheten) Muhammed von sich
sagen: „Kuutn nedl^au wa Xü»iu dein ei mii ^a't tm", „Ich war schon
Prophet, als Adam noch zwischen dem Wasser und dem Lehm war", d. h., bevor
der Lehm angerührt war, aus dem ihn Gott erschaffen hat.
Aber noch mehr ist Muhammed dem Sufi. Er ist der Anlaß, die cau»a
luoven» der ganzen Schöpfung. Diese Lehre hatte eine um so größere Wichtigkeit,
als es an sich nicht einzusehen war, weshalb Gott sich entschloß, die in der Voll-
kommenheit schlummernde Welt zur Eristenz zu erwecken und damit der Unvoll-
kcmmenheit preiszugeben. Die Erklärung fand man wieder in einem Hadis,
in welchem der Prophet Gott zu ihm sagen läßt: „Ich war ein verborgener Schatz
und wollte gekannt sein, darum habe ich die Welt erschaffen." Und in einem
weiteren „Hadis" sagt Gott zu seinem Propheten: „Ion IüK lamä »Kd!»u.t,u
1 alläk", „wäre es nicht um Deinetwillen, so hätte ich nicht die Sphären ge-
schaffen". So ist der Logos-Muhammed der Grund und die Erklärung zugleich
für die Erschaffung der Welt, wie er denn auch der Schlußstein des Propheten-
tums auf Erden ist.
Wenn man auf dieser Grundlage weiterdenkt, kommt man zu noch erstaun-
licheren Ergebnissen: Die ganze Weltanschauung der semitischen Religionen ist
auf Autoritätsglauben begründet. Ohne diesen — und seine Voraussetzung, die
Offenbarung — kann sie nicht auskommen. Deshalb setzt sie für jeden Zeitraum
einen Propheten voraus, der die Offenbarungen und Befehle Gottes den
Menschen überbrachte und ihr Führer war. Da nach Muhammed kein Prophet
mehr erscheinen konnte, traten bei den Schiiten die zwölf Imame an ihre Stelle,
deren letzter, der Mahdi, noch jetzt verborgen lebt. Er ist der »»nid 2 »mau,
der Herr der gegenwärtigen Zeit. Weniger ausgeprägt ist dieser Gedanke im
Chalifentum bei den Sunniten. Dagegen spielen im Sufismus, der überhaupt
viel mehr an den Schiitismus als an den Sunnitismus sich anlehnt, die P»re
oder geistlichen Führer eine ähnliche Rolle, wie die Imame. Ali ist nicht allein

der erste Imam der Schiiten (und Ismailiten), sondern auch der Ausgangspunkt des Sufismus. Bei der unbegrenzten Verehrung, welche die Pire bei ihren Anhängern und Nachfolgern genossen, konnte man nicht umhin, auch ihnen, gleich dem Propheten, die Präeristenz zuzusprechen. Sie haben also von allem Anfang an — wenn es überhaupt einen Anfang gibt — bestanden und haben somit an den Eigenschaften des höchsten Wesens teilgenommen. Wenn sie dann, jeder zu seiner Zeit, auf die Erde gesandt wurden, so waren sie immer noch der göttlichen Weisheit teilhaftig. Was sie lehrten, waren nur Erinnerungsbilder, Anamnesen, aus ihrem früheren und eigentlichen Zustande. So wird denn in der monotheistischsten aller Religionen nicht nur deren Stifter, der Prophet Muhammed, vergöttlicht, sondern es wird außer ihm noch ein ganzer Olymp von Halbgöttern geschaffen, die, wenn auch in sehr abstrakter Weise, an den göttlichen Eigenschaften teilhaben.

Die Mystik knüpft gern an diese Lehren an, um auf eine noch weitere Wandlung, die dem Menschen bevorstehe, hinzuweisen, der Rückkehr in den Zustand des Fenä, des Nichteristierens, d. h. des Aufgehens in der Weltseele. Dies ist der Punkt, in welchem der persische Sufismus der indischen Gedankenwelt am nächsten kommt. Wenn wir das von den Sufis angestrebte Fenä dem Nirwana der Inder gleichsetzen, so zeigt sich oft eine bis zum Wörtlichen reichende Übereinstimmung beider Ideenwelten*), die aber nicht als ein Beweis des Zusammenhanges anzusehen ist. An sich kann ja auch eine parallele Entwicklung die Ursache der Übereinstimmung sein. Indessen gehen wir wohl nicht irre, wenn wir eine erhebliche Einwirkung Indiens auf die Entstehung und Gestaltung des persischen Mystizismus annehmen, wenn wir auch diesen Zusammenhang im einzelnen nicht immer nachzuweisen vermögen. Aber auf einen Unterschied möchte ich auch hinweisen: (Das Fenä (die Vernichtung) der Sufis ist nicht ganz das Nirwana der Inder. Es erscheint mir nicht ganz so negativ, nicht so absolut wie dieses, und bezieht sich mehr auf den Zustand v o r als nach dem Tode. Daher spricht auch die sufische Lehre von einem dayä bil tau» einem „ewigen Leben in der Vernichtung". Aber trotzdem ist beiden Weltanschauungen die völlige Abkehr vom Leben, überhaupt der vorwiegend negative Charakter gemeinsam. Und gerade das Negative ist oft — in altindischen Hymnen wie in sufischen Gesängen — dasjenige, was diesen ihre unerreichte Erhabenheit verleiht. Das von allen Attributen geläuterte Bild der Gottheit steht hoch über den vermenschlichten Vorstellungen, wie sie beispielsweise die Griechen und die Germanen von ihren Göttern hatten. Und ebenso ist es mit dem rauschartigen Zustande der Verzückung, in den der Sufi gerät, wenn er sich mit der Gottheit eins fühlt.

*) über den Einfluß indischer Lehren auf die Entwicklung des SufiSmui hat Gol dziher in seinen Vorlesungen über den Islam erschöpfende Angaben gemacht.

Nur die Verneinung alles Wahrnehmbaren ist der Weg zur Erkenntnis der Wirklichkeit, und nur in der Ekstase wird das innere Auge sehend. Die Wirkung dieser Lehre auf das ganze Denken und Handeln der ihr huldigenden Völker kann wohl kaum hoch genug angeschlagen werden. Sie hatte zunächst zur Folge, daß alle Naturbeobachtung als überflüssig, wenn nicht obendrein als irreleitend angesehen wurde und somit aus dem menschlichen Denken verschwand. Auch bei uns war dies im scholastischen Mittelalter — und Gott allein weiß, wie lange danach noch — der Fall. Es ist noch gar nicht so lange her, daß der deutsche Gelehrte, um sich über die Natur des Löwen zu unterrichten, im Aristoteles oder Plinius, um seine geographischen Kenntnisse zu bereichern, im Herodot oder Strabo nachschlug, ganz zu schweigen von der unangefochtenen Autorität des Alten Testaments in 'allen auch außerreligiösen Dingen. Aber uns haben Renaissance und Reformation Licht und Luft gebracht. Der islamische Orient hat sich von den Fesseln der durch die mystische Philosophie gestützten Autorität seiner Offenbarungsquellen nicht freimachen können, und der typische muslimische Denker ist jener Sufi, der, statt sich an der blühenden Natur zu erbauen, seinen Blick nach innen kehrt, wo er das alles viel besser (als Erinnerungsbild der ursprünglichen Welt der Vollkommenheit) erschauen kann.

Indessen ist die sufische Ethik ein weites Feld und ein langes, bisher noch fast ungeschriebenes Kapitel, auf das hier, so wichtig es auch ist, nicht näher eingegangen werden kann. Ihre Darlegung würde den Rahmen dieser kurzen Skizze weit überschreiten. Der Leser wird darüber aus dem Werke Georg Rosens ein ziemlich vollständiges Vild gewinnen. Meine Absicht war auch, nur in Er wägung dessen, was Georg Rosen aus dem ersten Buche des Mesnevi gebracht hatte, unter Benutzung der übrigen fünf Bücher des Mesnevi und des Diwans einen Einblick zu eröffnen auf die Zusammenhänge der Weltanschauung Rümis mit der griechisch eu Philosophie, speziell mit der platonischen und neuplatonischen Lehre. Es sollte damit der Blick des Philosophen, des Religionsforschers, des Kulturhistorikers auf diese interessantesten Zusammenhäng« gelenkt werden. Und es handelte sich darum, das uns vielfach so seltsam und befremdend anmutende Werk des großen orientalischen Mystikers einzureihen in das ununterbrochene Kettengewebe der menschlichen Geistesarbeit aller der Völker, welche von der Bildung des klassischen Altertums beherrscht waren. Ich habe dabei absichtlich darauf verzichtet, auf parallele Entwicklungen, wie sie das Christentum und auch die indischen Religionen in ihrer Mystik bieten, hinzuweisen. Vielleicht wird dies von berufener Seite noch geschehen. Ich möchte hier nur noch ein Wort über die Bedeutung sagen, die das Studium eines für die ganze Geistesrichtung großer Völkergruppen bezeichnenden und maßgebenden Werkes für die tiefere Kenntnis ihrer geschichtlichen Entwicklung besitzt. Wenn jemals der Geschichtsforscher — und mit ihm der Staatsmann — sich daranmachen sollte.

-

die Geschichte des Orients aus seinem inneren Leben zu verstehen, dann wird ihm das Studium solcher Zersetzungsfermente wie die Mystik, das er jetzt meist kaum beachtet, unentbehrlich sein zur Beurteilung der Vergangenheit und auch der tieferen Grundlage der Gegenwart. Er wird in derartigen geistigen Stömungen und in deren jahrhundertelangen Kulturkämpfen das Band finden, das die anscheinend losen und unzusammenhängenden Ereignisse aufreiht und verbindet. Er wird damit den Prüfstein gewinnen, an dem er erkennt, welche sozialen und politischen Veränderungen organisch entwickelt oder assimiliert werden können und welche, nur äußerlich eingesetzt, von der Volksseele als Fremdkörper empfunden und im natürlichen Verlauf der Geschichte wieder ausgestoßen werden müssen. Genug, er wird einigermaßen dahin gelangen, die Frage zu beantworten, welche staatlichen und sozialen Organismen 'im modernen Völkerleben lebens- und entwicklungsfähig sind und welche nicht. Die äußere Geschichte der islamischen Staaten wird dann für ihn weniger Überraschungen bieten. Wer aber diese in den islamischen Gemeinwesen treibenden oder hemmenden Ideen und Kräfte nicht kennt, der hat noch nicht seinen Fuß in den Pfad gesetzt, der zum Verständnis der Geschichte wie der Politik des Orients führt.
Aber darauf beschränkt sich der Wert dieser Studien nicht: Auch für uns selbst können wir vieles daraus lernen, selbst wenn wir uns ganz frei fühlen sollten von allen Schwächesymptomen alternder Kulturformen. Am kranken Organismus erkennen wir oft erst die Gesetze des gesunden.
Zu diesen bemerkenswerten Auslassungen Friedrich Rosens, die wir mit Genehmigung des Verlags Georg Müller in München wiedergeben, möchte ich ergänzend noch hinzufügen, daß der Beiname des hier behandelten persischen Mystikers Rumi (der Römer) daher rührt, daß Rumi zwar persischen Landen entstammt — er ist in Balkh-Bakhra geboren — aber als Kind ins oströmisch?, damals byzantinische Reich auswanderte und dort sein Leben verbrachte. Obwohl er persisch schrieb, ist doch seine Hauptwirkung auf die Türkei gewesen. Dort ist auch sein Orden heute noch beheimatet.
Diese lähmende Weltanschauung ist es aber, an welcher die Türkei heute zusammenbricht. Die Völker gehen an ihren Ideologien zugrunde, die immer und überall auf die Volkscharaktere und eben damit auf die politischen Gebilde abfärben. Und so krankt denn der ganze Orient an seiner düsteren Weltanschauung. Wenige Tausend Engländer, die unserem aktiven Kultursystem angehören, genügen, um 300 Millionen Indier mit ihrem passiven Kultursystem völlig zu beherrschen, und der unserem Kultursystcm angehörende Balkanbund hat ausgereicht, den tönernen Koloß der Türkei, der einst ganz Europa erzittern machte, erbarmungslos in Scherben zu schlagen. Der Niedergang von China, Persien und der Türkei hängt geschichtsphilosophisch aufs Engste zusammen. Der aktive Okzident besiegt endgültig den passiven Orient. Die Tatmenschen triumphieren

über die Beschaulichkeitsmenschen. Der politische Voluntarismus schlägt den Sentimentalismus vollständig aus dem Felde. Es beginnt die Epoche des Kulturimperialismus, der Weltherrschaft der willenskräftigen weißen Rasse. Ein weltgeschichtlicher Akt spielt sich augenblicklich in London vor unseren Augen ab. Der Zusammenbruch der Türkei bedeutet, daß mit ihr die orientalische Weltanschauung vor unserer abendländischen Kultur kapituliert.

Iara Carrillo (Madrid):

Ministerpräsident Graf Romanones.

Noch niemals ist einem Politiker in Spanien die größte politische Macht in so jungen Jahren übertragen worden, wie dem Nachfolger von Don Ioss Canalejas, dem Grafen Romanones. Der grausam hingemordete Canalejas war ein Mann von hervorragenden Eigenschaften. Was Canalejas in drei Jahren geleistet hat, wissen wir in Spanien genau. Ins Ausland drang nur ein kleiner Teil von all dem — wie eben ein Echo in der Ferne nur schwach widerhallt.

Don Alvaro de Figueroa Conde de Romanones ist ein Freund des Verstorbenen. Im Jahre 1863 geboren, kam er im Jahre 1888 zum ersten Male als Deputierter in die Cortes. Seitdem hat er die Alcadia (Oberbürgermeisterstelle) in Madrid inne gehabt, ferner die Ämter der Ministerien der Justiz, des Innern und des Handels bekleidet, zuletzt war er Kammerpräsident.

Sie waren wie Orest und Pylades: Der heimgegangene Don Canalejas und sein Freund Graf Romanones liebten einander nicht nur als Menschen, sondern auch als Politiker. Beide Freunde sind echte Söhne des Pyrenäenlandes, stolz, unerschrocken.

Bemerkenswert ist es, daß der Graf, der einem der vornehmsten Geschlechter entstammt und außerordentlich reich ist, von jeher auf der »Seite der Liberalen stand. Man muß freilich wissen, daß in Spanien die konservative Partei mehr als die liberale auf Seiten des Klerus steht. Der Standpunkt des Grafen Romanones ist: Man kann gut katholisch sein und darf doch nicht klerikal sein. Einem Dichter sind Freiheiten gestattet, und so darf ich den Namen des Grafen deuten; zerlegt heißt er: Roma — non — es, und zwar lateinisch und spanisch; und übertragen auf die Richtung unseres trefflichen Ministerpräsidenten heißt das: Kirchlich fromm zu sein ist nicht zu verwechseln mit der Abhängigkeit von Rom!

Iara Carrillo Ministerpräsident Graf Romanones

In unserm Spanien kommt alles etwas später, als in anderen Ländern. Aber das Volk beginnt doch, aufgeklärter zu werden. Das System grundsätzlicher Verdummung hört allmählich auf. „Licht schaffen", das ist das Lebensmotto des Grafen Alvaro de Romanones. Er liebt die Sinnsprüche und weiß danach zu handeln. Schon jetzt, in der kurzen Zeit seiner Präsidentschaft, hat er Erkleckliches erreicht, und zwar seinem Widerpart Seilor Don Maura gegenüber. Er hielt es für das Beste, äußerlich mit dem politischen Gegner auf gutem Fuße zu stehen, aber jetzt ist das Tischtuch zwischen ihnen zerschnitten. Das Neueste und Überraschendste für das Ausland ist die Tatsache, daß der König jetzt drei republikanische Führer empfangen hat: den Gelehrten Ramon y Cajal, ferner Cossio und Azcärate. Don Melquiades Alvarez hat ja in Murcia eine Rede gehalten, in welcher er unter Anderem erklärte: „Wir Republikaner sind nicht doktrinär, sondern wollen mit der Monarchie Hand in Hand gehen, wenn sie die Forderungen der Republik verwirklicht, und diese bestehen nur in gerechten Maßnahmen zum besseren Gedeihen und zum Wohlstand, zur Förderung der Bildung des spanischen Volkes." Jene Empfänge bei Hofe sind ein Ereignis, und sie sind das Werk des Grafen Romanones — freilich ein Wagnis. Aber es mnßte bei den besonderen Zuständen in Spanien hier einmal versucht werden. Die Republikaner haben sick jetzt den Liberalen offiziell genähert.

Die spanische Volksseele ist eine Guitarre. Man muß ans allen ihren Saiten spielen können. Es ist ein Glück, daß wir im Grafen Romanones einen Mann haben, der es versteht, sein liberales Programm durchzusetzen.

Das spanische Volk will keine Republik. Unser Nachbarland Frankreich spornt uns nicht dazu an, und Portugal am allerwenigsten. Wir haben einen Herrscher voll kluger Einsicht, und Graf Romanones ist ein zielbewußter Steuermann, deshalb hat ihm der König immer wieder sein Vertrauen bekundet.

Welches sein Programm sein und bleiben wird?

Nun, er wird da niemals nachgeben, wo die Dinge gegen seine Überzeugung gehen. Cr ist der Mann, der Maura gewachsen ist. Maura mit seinem Anhang bedeuten ein Stück Alt-Spanien. Viel Treffliches ist den Konservativen eigen, aber sie stehen noch im Bann alter, verjährter Anschauungen. Sein Hauptaugenmerk richtet Romanones darauf, Schritt für Schritt das Innere zu regenerieren. Sein Lieblingswort lautet: „Erst im Innern jeden Schaden heilen!"

Portugal unter der Republik Antonio Macieira
Antonio Macieira (Lissabon),
Minister des Auswärtigen und früherer Iustizminister:
Portugal unter der Republik.
Offener Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd".
Auf dem beschränkten Raum, welchen der Artikel einer Zeitschrift gestattet,
ist es kaum möglich, selbst in gedrängter Kürze die ganze Arbeit und Tätigkeit
des republikanischen Regimes zu schildern, das auf Grund des ausdrücklichen
Willens der Nation am 5. Oktober 1910 aufgerichtet wurde und unzerstörbar
in Portugal besteht.
Auch nur das Werk des gegenwärtigen Kabinetts unter Leitung des Herrn
Dr. Alfonso Costa, der seit dem 10. Januar dieses Jahres die Präsidentschaft inne
hat, erschöpfend zu schildern, dürfte kaum angängig sein, denn er hat in allen
Verwaltungszweigen, besonders für die Finanzen, für den Ackerbau, für die
Kolonien intensiv gearbeitet. Andererseits möchte ich mich nicht weigern, der in
sc liebenswürdiger Weise an mich herangetretenen Aufforderung des hoch-
geschätzten Leiters dieser Zeitschrift Folge zu leisten, muß aber den gegenwärtigen
kleinen Artikel nur als eine Vorbereitung für weitere betrachten. Ich würde gern
den Lesern von „Nord und Süd" die verschiedenen Maßnahmen sowohl in ihrer
eigenen Bedeutung wie auch in ihren moralischen und materiellen Folgen ausein-
andersetzen, welche die Republik auf finanziellem und wirtschaftlichem Gebiet be-
züglich des Ackerbaus, der Kolonien, des Unterrichts, sowie in bezug auf Heer und
Marine, zum Besten des Landes, größtenteils dank der Initiative der Partei,
die sich gegenwärtig am Ruder befindet, getroffen hat.
Aus dem, was man gelegentlich in den Zeitungen findet, könnte man den
Eindruck gewinnen, daß Portugal ein der großen Menge im Auslande unbekanntes
Gebiet ist. Phantastische Notizen schildern nicht selten das Land als in fort-
währender Unruhe befindlich, nicht selten dichtet man ihm schwierige Lebens-
bedingungen an, oft auch wird angenommen, es wäre unfähig, sich selbst zu
regieren; und doch, wenn auch die portugiesischen Finanzen sich noch nicht völlig
erholt haben, hat doch die Republik viel getan und wird noch viel vollbringen
können, da sie auf den Bürgersinn ihrer Einwohner, sowie auf die starken natio-
nalen Energien und den Reichtum des Landes rechnen kann. Die portugiesische
Bevölkerung ist höchst arbeitsam. Sie wird von einer ehrenhaften Verwaltung
geleitet, die, getragen von der Zustimmung der öffentlichen Meinung, weiß, was
sie will, und sich bemüht, in stetem Fortschritt zu leben, indem sie dem Lande tüchtige
Beispiele ihrer Tatkraft und ihres Vertrauens zur Republik gibt.
Die öffentliche Ordnung ist vollkommen; die Finanzen bessern sich;

die kaufmännischen Unternehmungen vermehren sich von Jahr zu Jahr; die Zolleinkünfte vergrößern sich mit jedem Monat, die wirtschaftliche Lage der Handelsgesellschaften und industriellen Unternehmungen ist in stetem Fortschritt begriffen; ihre Berichte und Bilanzen beweisen das und ihre Aktionäre finden es durch höhere Dividenden bestätigt.

Das Land hat volles Vertrauen zur Staatsverwaltung, es arbeitet in Zuversicht auf die Ehrenhaftigkeit seiner Leiter und auf den Patriotismus, mit welchem sie für das allgemeine Wohl wirken. Dieses Vertrauen und diese sorglose Arbeit könnten unmöglich bestehen, wenn auf den Straßen Unruhe herrschte und die Regierung machtlos wäre. Die Tatsachen sprechen laut genug, um dem republikanischen Regime Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dem es gelungen ist, in noch nicht drei Jahren das Land zu einer finanziellen und wirtschaftlichen Höhe zu erheben, wie es sie seit mehreren Jahrzehnten nicht mehr erreichte.

In der veränderten Regierungsform lag die Rettung des Landes. Wer das Gegenteil behauptet, spricht aus Interesse oder Unkenntnis und verschließt seine Augen der Wahrheit der Tatsachen, oder vielmehr er hat sie den Tatsachen, welche Wahrheit predigen, nie geöffnet.

Die auswärtige Schuld belief sich am 30. Juni 1910 unter der Monarchie auf 11 651 Contos de Reis. Am 30. März dieses Jahres betrug sie 6569 Contos, die gegenwärtige Regierung hat bereits ca. 3000 Contos abgezahlt.

Eine Staatsverwaltung, die nicht beständig ist und nicht das öffentliche Vertrauen in voller Sicherheit genießt, kann nicht, wie die gegenwärtige Regierung es tat, den Zinsfuß der inneren, schwebenden Schuld von 6 Prozent auf 5'/« Prozent heruntersetzen. Diese Maßnahme, deren Bedeutung in moralischer, wirtschaftlicher und finanzieller Hinsicht ohne weiteres hervorleuchtet, brachte dem Staate eine Ersparnis von mehr als hundert Contos de Reis, wurde ohne die geringste Störung durchgeführt, und wurde auch von der Finanzwelt, die einzig und allein sich hierdurch vielleicht geschädigt fühlen konnte, mit offenbarer Genugtuung begrüßt.

Ein Regime, welches nicht auf sicherer Basis ruht, sieht auch nicht seinen Kreditanstalten freiwillig bedeutende Kapitalien zufließen.

Die Sparkasse, die sich durch über das ganze Land ausgedehnte Filialen betätigt, sieht ihre Depositen anwachsen, wie noch niemals. Die flüssigen Fonds der Regierung bei ihren Bankiers in Paris und London haben sich beträchtlich vermehrt, ebenso die bei der Bank von Portugal.

Beim Antritt der gegenwärtigen Regierung stand der Kurs der inneren Anleihe knapp auf 37, heute ist er auf 39 gestiegen, eine äußerst wichtige Erhöhung, weil sie ein Zeichen ist, wie die normale Lage des Landes beurteilt wird, ebenso wie sie auch als Beweis für das Zutrauen zu seinen Institutionen und zur allmählichen Entwicklung seines Wirtschaftslebens gelten muß.

Portugal unter der Republik Antonio Macieira
Zu den vielen Dingen, die das große Publikum hervorragend interessieren, gehört zweifellos alles, was sich auf die Entwicklung des Fremdenverkehrs bezieht, der für alle Länder, die, wie das unsere, dem Reisenden durch Naturschönheiten und Kunstwerke physisches und intellektuelles Behagen bieten, eine wertvolle Einnahmequelle vorstellt. Deshalb wird es durchaus angebracht sein, in diesem kurzen Aufsatz auch einige Bemerkungen über Wege und Bahnverbindungen zu machen. Dem Fremdenverkehr werden dadurch weitere Aufklärungen gegeben über das, was ihn berechtigterweise in ein Land ziehen muß, das neben herrlichen Panoramen auch eine Fülle künstlerischer Reichtümer besitzt. Letzteren hat die Republik besondere Aufmerksamkeit zugewandt, indem sie vorzügliche, neue Museen schuf, die bestehenden verbesserte und in verständnisvoller Art sich mit der Erhaltung unserer bewundernswerten, nationalen Denkmäler beschäftigte.
Wenn auch dieser Gegenstand mehr den Touristen interessiert, so wird sicherlich auch der Politiker bereitwillig sich über den Zustand des kleinen Landes im Westen Europas, das oft eine ungerechte Beurteilung erfahren hat, orientieren wollen, und dabei die Regierungs-Maßnahmen der Republik kennen lernen, die die Entwicklung der nationalen Energien Portugals, die Verbesserung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage zum Ziele haben.
Seit langen Jahren machte sich die Notwendigkeit einer Revision der im Jahre 1889 dekretierten Klassifizierung der dem Staate unterstehenden Wege und Straßen erster Ordnung (nationale) und zweiter Ordnung (Distriktstraßen) fühlbar. Es sollten auch Maßregeln getroffen werden, welche den Ausbau des noch sehr im Rückstande befindlichen Wegenetzes gestatteten und für die bereits vorhandenen Straßen Ausbesserungen herbeiführen sollten. In den Jahren 1904, 190? und 1908 wurden dem Parlament Gesetzesvorschläge zu diesem Zwecke gemacht, von denen die beiden letzten nur von dem Abgeordnetenhause genehmigt wurden.
Nach Einführung der neuen Regierung brachte der Abgeordnete Antonio Maria da Silva, gegenwärtiger Minister der Landesförderung (toiuknto), in der Sitzung von 1912 einen Gesetzesantrag ein, der im laufenden Jahre beraten wurde, als der Urheber sich bereits in seiner jetzigen Stellung befand. Nach kurzer Diskussion, die sich nur auf Einführung kleiner Änderungen bezog, wurde der Entwurf von beiden Kammern des Parlaments angenommen und am 22. Februar 1913 zum Gesetz erhoben. Durch dieses Gesetz, von dessen Ausführung glänzende Resultate zu erwarten sind, ist eine Kommission von 5 Ingenieuren geschaffen worden, die in wirksamer Weise sich mit dem Studium der neuen Klassifizierung der Straßen beschäftigt und gleichzeitig Trace und Ausführung neuer Wege vorsieht, welche den Anforderungen der modernen Transportmittel für Passagiere und Waren entsprechen und den Straßen des Staates die besten Verbindungen mit den Eisenbahnen und Fluß- oder Seehäfen einerseits, und dem Netze der Gemeindestraßen andererseits schaffen. Die geeignetsten Verwaltungs-Methoden in bezug auf Bau und Unterhaltung der Straßen sollen hier-

bei zur Anwendung gelangen. Das Gesetz enthält über diese Punkte
sehr wertvolle Vorschriften und im künftigen Wirtschaftejahre, das am
1. Juli beginnt, wird die Verteilung der zum Bau und zur Erhaltung
der Straßen bestimmten Summen nach dieser Anordnung vorgenommen
werden. Wenn das Gesetz in allen seinen Teilen zur Ausführung gelangen kann
und die nötigen Anleihen gemacht werden, um Beschleunigung der Arbeiten zu
gestatten, wird die Änderung eine durchgreifende sein und die Klagen, welche
heute an vielen Stellen des Landes wegen des schlechten Zustandes der Weg«
erhoben werden, der den Besuch vieler äußerst interessanter Gegenden Portugals
erschwert, ja manchmal unmöglich macht, dürften dann bald aufhören.
In den letzten Jahren sind die Eisenbahnen in Portugal vielfach besser ge-
worden, sowohl bei den Privatgesellschaften als auch auf den beiden Staats-
linien, der Minho- und Douro-Bahn im Norden und der Süd- und Südwest-Bahn
in Alemtejo und Algarve. Die meisten Privatlinien besitzt die „Gesellschaft der
Portugiesischen Eisenbahnen", welche ihre Schienenwege und ihr Material sehr
verbessert hat; doch auch auf der kleinen Beira-Alta-Linie kann man bedeutende
Fortschritte wahrnehmen, ebenso wie auf den kleinen Linien der Privat-
unternehmungen Dienst und Material verbessert wurden. Die Staatslinien
werden durch das Inkrafttreten des durch den gegenwärtigen Minister für Landes-
förderung veranlaßten Gesetzes vom 3. April dieses Jahres einen großen Auf-
schwung nehmen. Die Regierung wurde dabei bevollmächtigt, eine Anleihe bis zu
4 300 Contos aufzunehmen zum weiteren Ausbau der Eisenbahnlinien dee
Staates und um verschiedene Ergänzungsbauten und Anschaffung von Material
vorzunehmen. 130 Kilometer beträgt ungefähr die Ausdehnung der neu anzu-
gliedernden Linien des Staates, deren Bau sofort bei der Schmalspurbahn von
Vidago nach Chaves begonnen werden soll, im Anschluß an die Linie, welche an
der spanischen Grenze nach Verin führt, von Carviyaes nach Miranda do
Douro und Fortführung des bereits gebauten Teils von Pocinho (Douro-
linie) über Moncorvo nach Carviyaes. Binnen kurzem soll auch die Ring-
bahn-Linie von Porto, die Linie von Contumil nach dem Hafen von Leiioes ge-
baut und die Zentral-Straße von Porto beendet werden, nebst anderen wichtigen
Arbeiten, worunter auch der Bau einiger Zugangs-Straßen nach den Stationen
etc. vorgesehen ist.
Der gegenwärtige Minister hat auch am 12. April dieses Jahres einen
Wetbewerb für die Konzession zum Bau und Betrieb einer Bahnlinie, von
1 ui Spurweite, eröffnen lassen, die von Thomar nach Praia da Nazareth mit
Abzweigung über Leiria führen soll. Diese Linie ist für den Fremdenverkehr sehr
wichtig, da sie den bequemen Besuch der schönen Denkmäler und Bauten von
Thomar, Batalha, Alcoba^a und Leiria ermöglichen wird.
Am 18. Februar dieses Jahres legten die gegenwärtigen Minister der
Finanzen und der Landesförderung dem Parlament einen Gesetzentwurf vor.

der auf die Ausführung der längst geplanten Verbesserungen an den Häfen von Leiroes und Douro Bezug hatte, die für die Stadt Porto und die nördlichen Provinzen sehr wichtig sind. Der Entwurf wurde Gesetz am 23. April dieses Jahres und bildete einen entscheidenden Schritt für die Verwirklichung der lebhaften Wünsche der betriebsamen Stadt Porto, die somit endlich Einrichtungen erhalten wird, wie sie der heutige Schiffs- und Handelsverkehr verlangt. Lange Jahre hindurch war sie auf den Dourohafen angewiesen, zu welchem der Zugang im Winter oft durch sehr hohen Wasserstand und Unwetter unmöglich gemacht wird und der immer durch die ungünstigen natürlichen Bedingungen der Flußbarre beschränkt ist. Nach vielen Bemühungen erlangte sie den Bau des Schutzhafens LeirVes in einiger Entfernung an der Küste, wo die Schiffe den günstigen Moment zum Eintritt in den Douro abwarten konnten und der auch den Süd-Amerika-Dampfern Raum gab, Passagiere und teilweise auch Ladung aus- oder einzuschiffen. Diese Maßnahme erwies sich indessen als ungenügend, und das neue Gesetz erst hat die Mittel zur Verbesserung der beiden Häfen, des Douro und von Leiroes, bereitgestellt, um den letzteren durch Errichtung von Docks und anderen Einrichtungen zu einem modernen Handelshafen zu machen, der jederzeit der Groß-Schiffahrt zugänglich ist. Eine beiden Häfen gemeinsame Selbstverwaltung ist eingesetzt worden, die, anstatt Konkurrenz zwischen ihnen zu schaffen, im Gegenteil für eine gegenseitige Ergänzung der beiden Betriebe sorgen wird. Augenblicklich beschäftigt man sich damit, die Befestigung und Erweiterung der eristierenden Molen des Schutzhafens zu studieren und in Kürze wird nach bereits genehmigtem Plane der Bau des neuen Handelshafens in Angriff genommen werden. Für die hauptsächlichsten Bauten wurden 7500 Contos bewilligt. Die Regierung ist gegenwärtig auch dabei, eine Reform in der Verwaltung des Lissaboner Hafens vorzubereiten und beschäftigt sich mit dem Studium der Vervollständigung der Bauten und Einrichtungen dieses Hafens, welcher der erste und größte des Landes ist. Nach einem vor kurzem angenommenen Gesetz soll in Lissabon ein Freihafen angelegt werden, wozu ebenfalls Vorstudien gemacht werden. In der Deputiertenkammer wurde ein Gesetz votiert, welches die Ausführung von Verbesserungen an dem kleinen Hafen von Figueira da Foz gestattet. Ebenso wird die Regierung beim Hafen von Vianna do Castello verfahren und sie denkt auch daran, die Häfen von Portimao und Lagos in der Provinz Algarve zu verbessern.

Schließlich kann man noch, als weiteres Zeichen des Tätigkeitstriebs, welcher sich im Lande zeigt, das erfolgreich bemüht ist, seine wirtschaftliche Entwicklung zu heben, den Umstand anführen, daß der Gemeinderat von Setubal auf eigene Kosten Vorstudien zur Verbesserung seiner Hafen-Anlagen machen läßt, weil von dem eifrig geförderten Eisenbahnbau im Sado-Tale eine große Verkehrssteigerung zu erwarten ist, denn die Linie wird natürlich zum Transport der in jener Region in Menge zutage geförderten Mineralien dienen.

In kurzen, aber genauen Zügen sehen die Leser von „Nord und Süd" hier

einen kleinen Teil der Arbeit der portugiesischen Republik, welche dem Lande ein neues Leben des Fortschritts gegeben hat, das in jeder Beziehung im lebhaften Gegensatz zur früheren moralischen und sozialen Desorganisation steht. Stolz können die Portugiesen sagen, daß schwerlich in irgend einem Teile der Welt eine neue Regierung je auch nur die Hälfte dessen vollbracht hat, was diese Republik in so kurzem Zeitraume auszuführen imstande war. Die lange Vorbereitung, welche die republikanische Partei früher hatte, ehe sie das Ruder ergriff, war der Anlaß zur Entfaltung aller nationalen Kräfte, als das Volk sich von einer apathischen, unwillig getragenen Herrschaft befreit sah. Noch einige Jahre angestrengter Arbeit werden aus unserem Lande ein vollständig neues Portugal machen.

In nicht allzu langer Zeit werden auch alle Wohlmeinenden, die mit ehrlichem Sinn und von Gerechtigkeitsliebe getragen unserem Lande Aufmerksamkeit schenken, diese Hoffnung auf ein neues Portugal erfüllt sehen.

Hans Lamberh (Aokohama).

Die Wahrheit über die amerikanisch-japanische Streitfrage.

Die kalifornische I^«x Hßraria hat die Augen der ganzen Welt wieder einmal auf den fernsten Osten gelenkt. Durch alle Zeitungen gehen die Erörterungen, geht das Für und Wider dieser Frage, die im Grunde genommen nur eines der klarsten Symptome jenes scharfen Gegensatzes zwischen den beiden pazifischen Großmächten ist, der früher oder später doch seine Lösung durch das Schwert finden wird.

Zweck dieses Aufsatzes ist nicht, oft Gesagtes zu wiederholen, sondern die weltinteressierende Affäre von einem neuen Gesichtspunkte aus ;u erörtern. Wir nehmen unsere Schlußfolgerung vorweg und behaupten: Wenn hier überhaupt — wie Japan prätendiert — von einem Bruche des 1911er Vertrags seitens Amerikas die Rede sein kann, so liegt die Schuld selbst hierfür im letzten Ende auf feiten der japanischen Regierung.

Der zwischen Japan und der Union im Jahre 1911 abgeschlossene Handels- und Schiffahrtsvertrag ist, wie schon der Name sagt, ein Abkommen kommerzieller

Natur. Hat also, sollte man meinen, mit agrarischen Fragen überhaupt nichts
zu schaffen. — Und dennoch behauptet Japan, dieser Vertrag sei durch Kali-
forniens Vorgehen verletzt worden.
Wieso? — Weil er Japan das Recht der Meistbegünstigung zuspricht. Die
kalifornische I^ex »ßraria aber setzt die Japaner — ineli^ible kor oiti2eu»tiip!
— gegen die Weißen, ja selbst gegen die Neger zurück.
Der Amerikaner entgegnet, daß der Vertrag von 1911 unter Voraussetzung
der Gültigkeit der amerikanischen Staatsverfassung zustande kam, und er hat
Recht! Die aber ist es, die nur Angehörige der weißen und der schwarzen Rasse
als zum Bürgerrechte zulässig bezeichnet. Sonst aber, sagt der Kalifornier, ent-
halte der 1911er Vertrag nichts, was den Japanern ein Recht gäbe, die agrarische
Bill als Vertragsbruch zu bezeichnen.
Tatsächlich finden wir in dem so oft zitierten Vertrage von 1911 nur eine
einzige Klausel, die sich mit Landfragen befaßt:
Den Angehörigen der vertragschließenden Staaten soll gestattet sein, in
den beiderseitigen Ländern Land zu kaufmännischen oder Wohn-Zwecken zu
pachten.
So lautet der fragliche Paragraph.
Zu pachten, wohlgemerkt! Nicht zu kaufen! Und selbst gepachtet werden
darf hier wie dort nur solcher Boden, auf dem Gebäude, seien es Wohnhäuser,
seien es Geschäftslokale, errichtet werden. Kein Ackerboden!
Da drängt sich doch sofort die Frage auf: weshalb wurde die so brennende
Streitfrage des Landerwerbs zu agrikulturellen Zwecken mit solch auffallendem
Stillschweigen übergangen, während der Vertrag alle auf Handel und Schiff-
fahrt bezüglichen Punkte der detailliertesten Erörterung unterzog? Ein Zufall
kann dieses Versehen kaum veranlaßt haben; liegt ihm aber Absicht zugrunde,
dann entsteht die interessante Frage: wer konnte ein Interesse daran haben, die
definitive, keine Ausflucht zulassende Festlegung der gegenseitigen Landerwerbs-
rechte zu umgehen?
Die Antwort liegt auf der Hand: nur Japan!
Denn Amerika hatte es sich seit jeher zum Prinzip gemacht, seine Tore dem
einwandernden Landmann weit zu öffnen. Seine diesbezügliche Politik war
stets die denkbar liberalste gewesen, wofür der Umstand, daß sich heute 260 000
Morgen Landes in japanischen Händen befinden, das klarste Zeugnis ablegt.
Ganz anders Japan! In kleinlichster Weise weigert die japanische Regie-
rung den Ausländern Bodenbesitz. Seit Jahrzehnten begegnet sie fortgesetzten
Bitten mit einem stereotypen uou po»»umu«. Trotzdem die Zahl der Fremden,
die von dem Landbesitzrechte in Japan Gebrauch machen würden, gewiß eine ver-
schwindend geringe ist. Aber mit jenem Mißtrauen, das einen integrierenden

Bestandteil des japanischen Charakters ausmacht, mit jenem Mißtrauen, das Japans Regierung den Weißen seit den Tagen ihrer ersten Landung auf Nippon im 16. Jahrhundert entgegenbrachte, — nennt doch schon I)r. Kämpfer im Jahre 1690 die Japaner das „mißtrauischeste Volk der Erde", — sieht man im Landbesitz der Fremden eine schwere Gefahr für die Unabhängigkeit des Landes. „Nere i» no rnom tor »nek a lav!" war die schroffe Abfertigung, die der Wunsch der Ausländer nach einem liberalen Landgesetz erfuhr.

Vor drei Jahren allerdings entschloß sich die japanische Regierung auf allseitiges Drängen der Fremden ein Gesetz im Parlament einzubringen, das Ausländern das Recht des Grundankaufs gestatten sollte. Aber die einschränkenden Klauseln waren derart, daß nicht nur hochwichtige Gebiete (Formosa, Hokkaido, Sacchalin) von vorneherein eliminiert wurden, sondern daß der Regierung die Möglichkeit gegeben war, irgend einen ihr beliebigen Distrikt für tadu zu erklären, indem sie ihn einfach als „militärisch wichtiges Gebiet" proklamierte. Und selbst dieses so intolerante Gesetz wartet heute noch, also nach drei Jahren, auf die kaiserliche Sanktion! Das ganze war eben nichts gewesen als ein echt orientalisches Manöver, das einen guten Willen Fremden gegenüber vortäuschen sollte, der nicht vorhanden war.

Daß Japans Verhalten ein ganz eigenartiges Licht auf seine Begriffe von Reziprozität wirft, sei nur nebenbei erwähnt. Klar aber erhellt aus dem Dargelegten, daß, wenn die Unbestimmtheit des 1911er Vertrages in bezug auf den Landbesitz auf Absicht zurückzuführen ist, diese beabsichtigte Zweideutigkeit nur auf Japans Initiative zurückgeführt werden kann. Vertrauend auf Amerikas sorglose Toleranz glaubte die japanische Regierung eine Festlegung der beiderseitigen Rechtsansprüche vermeiden zu können, die sie selbst zum klaren Farbe-Bekennen gezwungen, zu unbequemen Zugeständnissen an die Fremden genötigt hätte.

Solcher Gedankengang spricht weniger für die Loyalität der japanischen Staatsmänner, als für ihre Schlauheit. Aber auch dieser bot Kaliforniens unerschrockenes Vorgehen Schach. Und damit haben die japanischen Staatsmänner sich in eigener Schlinge gefangen.

Superklug glaubten sie durch Zweideutigkeit, dieses wichtigste Rüstzeug orientalischer Diplomatenkunst, sich ohne Gegenleistung wichtige Vorteile sichern zu können und müssen nun erleben, daß gerade dieser anscheinend so schlaue Schachzug es ist, der ihnen die Hände bindet bei Verteidigung angeblicher Rechte ihrer in Kalifornien lebenden Staatsangehörigen.

Das auffallend untätige Verhalten der japanischen Regierung während der gegenwärtigen Krise, durch das sie sich seitens der Nation die schärfste Kritik zugezogen hat, findet dadurch seine Erklärung.

Für Europa und Amerika aber bedeutet diese Affäre eine Warnung zur äußersten Vorsicht bei allen Verhandlungen mit Japan; uns ist sie ein neuer Beweis für die Richtigkeit des von dem deutschen Diplomaten, Gesandten Brandt, ausgesprochenen Grundsatzes: „Wer mit Orientalen verhandelt, muß genau wissen, wie weit er gehen will!"

vi,. Th. Schuchart:

Amerikanisch-deutsche Kultur-Erwartungen.

Die zuverlässige Feststellung des heutigen Kulturquerjchnitts der Vereinigten Staaten gestaltet sich ungewöhnlich schwierig. Der Versuch, den Kulturinhalt eines Volkes an dem seiner wirtschaftlich tragenden Schichten zu messen, muß hier unbefriedigend verlaufen, solange die nationale Einheit nicht viel mehr als eine politische Gemeinschaft völkisch verschiedener Volksbestandteile bedeutet. Da sich in diesem Lande unter der Sonne der lange fast unbegrenzten Wirtschaftsfreiheit die Kapitalsbildung unvergleichlich rasch vollzog, andererseits aber sich die kulturelle Beschaffenheit der immer noch massenhaft hereinströmenden Einwanderer unablässig verschlechterte, muß hier das Maß kultureller Gehobenheit in besonders weiten Grenzen spielen. Noch mehr: Der vielgestaltigen historischen Vergangenheit der Neuenglandstaaten und der südlichen Küstenränder steht die Geschichtslosigkeit und die Jugend erst jüngst erforschter und nur sehr dünn besiedelter Landschaften des Westens und des Südens gegenüber, Bestandteile nicht nur des gleichen Kontinents, sondern auch ein und desselben Staatswesens, die erst allgemach beginnen, sich zu entdecken und für ihre so verschiedenen Bedürfnisse Verständnis zu gewinnen. Hier vollendete wirtschaftliche und kulturelle Aufgeschlossenheit, dank günstiger Verkehrslage, reiches, blühendes Leben in unablässig wachsenden Städten, dort die geheimnisvolle und unerforschte Wildnis der Weltabgeschiedenheit in Erwartung des Siedlers, des Kapitals und des Fortschrittes.

Und doch trotz aller Buntheit schwebt eine zauberische Harmonie in den wuchtigen Dissonanzen des amerikanischen Wirtschaftslebens. Die schnelle, historisch und topographisch so einleuchtende Intensitätssteigerung der nordamerikanischen Kolonisierung, die sich unter einem urwüchsigen und kerngesunden, aber in seiner Erscheinungsform dem heutigen Reifezustand nicht mehr voll entsprechenden politischen Ideal vollzog, das massenhafte Zusammenströmen qualitativ sehr unterschiedlicher und durch Rasse und historische Vergangenheit verschieden gearteter Volksbestandteile, die sich einzig und allein in der Energie, eine

neue Wirtschaftseristenz aufzurichten, einig fühlen, und schließlich die Riesenaus- dchnung und seltsame Reichhaltigkeit des Landes, das jeden mit einer Fülle von Raum und Entwicklungsmöglichkeit beschenkte, diese richtunggebenden Momente haben es dahin gebracht, daß die Kraftentfaltung des Einzelnen wie des Volkes als solchen sich einseitig in Richtung eines rücksichtslosen, auf die Steigerung der ökonomischen Machtmittel gerichteten Erfolgstrebens entwickelte, und daß trotz der gegenüber Europa oft erhöhten materiellen Lebensführung der Sinn für wirt- schaftliche Überlegenheit eine merkliche Vertiefung des Kulturzustandes bisher yintangehalten hat. Mit der Ausbreitung des zivilisatorischen Fortschritts hat das kulturelle Prestige der Nordamerikaner keine nennenswerte Erhöhung er- fahren können, vielmehr mußte unter dem Zeichen zunehmender Kapitalsmobili- sierung die rationalistischer Überlegung fernerstehende, aber kulturschöpferische Reflerion in steigendem Maße durch die immer weiter ausschwingende, einseitig auf den Wirtschaftserfolg gerichtete Aktion ertötet werden. Der hohe Sinn des Lebens, der sich über der Einzelerscheinung erheb< und im tiefen Begreifen der lebendigen Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft neue versittlichende Kräfte gestaltet, fiel der Unrast eines entspannungsbedürftigen Augenblicksmenschentums zum Opfer, das Macht und Wissen der Tugend und der Erkenntnis voranstellt und in materiellem Wohlstand und Ellbogenfreiheit die restlose Erfüllung seines Lebensglückes zu erkennen glaubt.

Damit soll das Vorhandensein von Trägern verfeinerter, tiefgründiger Lebensauffassung keineswegs geleugnet werden. Aber die Zahl der geburts- amerikanischen Elemente dieser Kategorie ist verschwindend, wo die zweite Gene- ration einmal überschritten ist. Die von amerikanischem Selbstgefühl durch- drungene Plutokratie begriff die europäische Kultur wie einen Sport; sie drohte sich in den bunten Wirrnissen ihrer Differenzierung zu verfangen, und verlegte sich darauf, tatsächlich unmögliche Kompromisse zu versuchen. Die Steigerung des Genußlebens und Veredlung der äußeren Lebensform bei diesen wenigen konnte nie zur völkerverbindenden Brücke werden, selbst wenn sich die Schranken der gesellschaftlichen Abgeschlossenheit wirklich hätten beseitigen lassen, zumal das Raffinement selbst die Bedeutenden und geistig Anspruchsvollen der Regel nach abstumpft und zur Wirkung auf die Masse der Volksgenossen unfähig macht. Kulturelle Vorstellungen lassen sich eben nicht aufpfropfen, sondern erfordern Umordnung, die völlige Neubereitung des dargebotenen Kulturbodens. Diese konnte aber nur in den Einflußzonen der mittel- und nordeuropäischen Ein- wanderer zustande kommen, unter der eindringlichen Dauerwirkung fremd- nationaler Stammesgruppen von kultureller Aufgeschlossenheit und national- partikularistischem Selbstbewußtsein. In der Tat läßt sich zeigen, daß dort, wo sich die Wirtschaftsentwicklungen am ehesten stabilisierten, wo fremdländische Infiltration unbedeutend und die Gefährdung der nationalen Eigenart gering war, sich das schwerblütige germanische Element kulturell als hervorragend

fruchtbar erwies, und sogar die Gedanken weltkluger Lebensführung und praktischer Wirtschaftsgebarung mit denen eines starken und lebensfähigen Idealismus, mit Gemüt und Seele zu durchsetzen verstand.

Aber Amerika war früher schon deutscher, als es heute ist. Die fortschreitende Amerikanisierung, die Loslösung der altnationalen Beziehungen und ganz besonders der Rückgang der germanischen Einwanderung hat im letzten Jahrzehnt eine starke Abschwächung jenes so wirksamen Faktors hervorgebracht. Wenngleich das Deutsch-Amerikanertum sich heute noch um charaktervolle Grundsätze gruppiert und sich nicht scheut, diese bei Gelegenheit nachdrücklich zu betonen und zu betätigen, so hat doch das wildbrandende amerikanisch« Leben ein starkes Verwaschen bewirkt. Wie so viele andere kulturell hochstehende Volksbestandteile bildete sich auch das Deutschtum um nach dem, was ihm wirtschaftlich nützlich und politisch erfolgversprechend erschien.

So bieten uns heute die Vereinigten Staaten in allen wesentlichen Zügen noch das Bild eines kraftbewußten und siegesfrohen, aber doch noch ganz in primitiven Anschauungen befangenen Neulandes, eines im Grund seines Wesens wahrhaft stilechten Koloniestaats, der dank eines früh erstarkten Selbstbewußtseins unter der elementaren Wucht der täglich zu lösenden Probleme die Beziehungen zu seinen politischen und völkischen Mutterländern schnell und fast vollständig abgestreift hat. Die Art der Lebensführung und -Erfüllung überwältigt durch eine eigene Großzügigkeit und durch ein urwüchsiges Wirklichkeitsbcdürfen. Der Amerikaner lebt oft in Vorstellungen einer wahrhaft naiven Einfachheit und sein Optimismus vermag Berge zu versetzen. Aber diesem Volk von Kindern fehlt bis zur Schwelle des 20. Jahrhunderts eine einheiliche, breitere, der Differenzierung fähige Kulturschicht. Dem amerikanischen Stil mangelt nicht die Größe und der Schwung, aber die lebensprühende Schattierung und die knlturschöpferische Vielgestaltigkeit bewußter Lebensäußerungen.

Stark und schnell ist der amerikanische Koloß in die Breite gewachsen. Bald wird er ein Hundertmillionenvolk sein. Aber seine Wurzeln haben sich noch nicht tief genug in den Boden zu senken vermocht. Im Amerikaner stak von jeher ein übergroßes Maß von Eigenbewegung. Die Entwicklung der Verkehrsmittel und die der Besiedelung und Ausbeutung harrenden Riesenräume reizten unablässig den Waghals und Beutejäger zur Ortsveränderung. So konnte das Volk erst langsam bodenständig werden. Aber die Lebhaftigkeit und Entschlußfreudigkeit wuchs immer aufs neue unter der wechselnden Hast des Tages. Der Blick blieb stets auf das Nächstliegende, das Erfolgverheißende und Äußerliche gerichtet. Der Fortschritt, so bedeutend er war, verlor sich im Materiellen. Seine Leistung war zivilisatorisch oft hervorragend, wenn auch kulturell allzu häufig gänzlich belanglos.

Diesem Volk, in dessen Geschichte die landesflüchtigen Puritaner mit dem tiefreligiösen Gefühl und dem starken Bedürfnis sittlicher Gehobenheit eine so

bedeutsame Rolle spielten, hat über dem Haschen nach äußeren Glücksgütern seine seelischen Kräfte gänzlich verkümmern lassen. Im Kampf zwischen Geschäft und persönlicher Vertiefung behielt der Dollar das Feld. Das arg ins Kraut geschossene Sektierer-Unwesen nimmt sich heute aus wie ein läppischer Versuch, der wahren Natur ein Mäntelchen umzuhängen. Der Sinn für Äußerlichkeit entscheidet alles im Wesen des Durchschnittsamerikaners, mag man dabei an die drüben im Volke durchgehends verbreitete Auffassung von der Frau im Gesellschaftsleben denken, oder an den salbungsvollen Ton und die ekelhafte Scheinheiligkeit verstockter Hochstaplernaturen oder die gutgespielte Bonhomie des verwegenen Glücksritters.

Die Zeiten sind noch nicht lange verflossen, daß der Amerikaner erst in dem Augenblick sich zur ernsten gedanklichen Einkehr verstand, in dem er, durch Erfahrung gewitzigt, der kalten eindeutigen Konsequenz gegenüberstand, die seine Kalkulation bedrohte. Wo aber der liebe Nächste in Frage kam, und die Hoffnung erstand, daß er sich dank seiner Unerfahrenheit und Unkenntnis übertölpeln lassen würde, da ließ man keine Gelegenheit vorüber gehen. Aber der äußere Eindruck blieb gewahrt. Vielleicht lehrte deshalb die tägliche Erfahrung so oft, daß unter der glänzenden Oberfläche gar so vieles faul und brüchig war. Könnte es andererseits für die Kritiklosigkeit des Durchschnittsamerikaners etwas Bezeichnenderes geben als die Tatsache, daß sein Verständnis für Qualität erst in der Beziehung zur eigenen Genußbefriedigung zu erwachen pflegt, und daß sein Verantwortlichkeitsgefühl, wie sich an tausend kleinen Zügen der Tagesgeschichte ablesen läßt, sich in der Regel erst dann entwickelt, wenn sein starkes Persönlichkeitsbedürfnis objektiv gereizt und sein Selbsterhaltungstrieb geweckt ist?

Materieller Wohlstand, gleichgültig, welchen Umständen er sein Entstehen verdankt, war stets in der Geschichte der gewaltigste Förderer zivilisatorischen Fortschritts. Er war freilich im Grunde nichts als die Gelegenheit reicherer Verwendungsmöglichkeit und eröffnete damit in unserem industriellen Zeitalter die Aussicht auf Verbilligung und abermalige Ausdehnung der Absatzkreise. Nenngleich demgegenüber sich kultureller Fortschritt sehr oft als Resonanzerscheinung eines durch wirtschaftliche Gehobenheit sich schwungvoller gestaltenden Lebens ausnimmt, so bleibt er doch stets das unmittelbare Ergebnis ethischen Erlebene, die Reflerwirkung der geistigen Entwicklung und des Eintritts neuer Ideen. Selbst wenn wir die tiefstehenden Schichten des amerikanischen Menschenimporte der letzten Dutzend Jahre beiseite lassen, ergeben sich für den übrigen Teil des amerikanischen Volkes schier unauflösbare Widersprüche, eine Unsumme verwickelter und nur von hoher Warte aus überblickbarer Beziehungen, deren Unverstandensein wohl an erster Stelle an den oft abenteuerlichen Vorstellungen schuld ist, welche heute noch über Amerika und über amerikanisches Wesen in Mitteleuropa vielfach verbreitet sind.

Jenes Dunkel wird sich lösen. Die so gefeierten, unbegrenzten Möglich-

keiten finden ihre Grenze im kulturellen Erwachen der bürgerlichen Demokratie.
Mit dem 20. Jahrhundert überschritt das alte Amerika jener Vorstellung die Schwelle zu einem neuen Entwicklungsabschnitt. Mit der vollzogenen Amerikanisierung der hochwertigen Einwanderung, die mit den achtziger und neunziger Jahren aus germanischen und angelsächsischen Ländern stattgefunden hatte, begannen sich die sprunghaften Wirtschaftsentwicklungen des Landes zu beruhigen. Die Zollpolitik kam dem Bedürfen nach steigender Verfeinerung der Fabrikate sehr energisch entgegen. Wir wissen heute: Amerika befindet sich in einem Stadium der Neufundierung seiner überkommenen Anschauungen, in einer grundbewegenden Umwälzung seines kulturellen Lebens. Gesellschaft, Politik und Wirtschaft sind dabei, sich nach neuen Lebensmarimen umzuformen, und schon beginnt das Verständnis für die verschobene Lebensaufgabe in die Kernmassen des amerikanischen Volkes einzudringen. Sein Eifer ist so ernst und eindringlich, sein Opfermut so bedeutend, daß er auf den Grundcharakter und die Gesundheit Amerikas Schlüsse von starker Erwartung zuläßt.
Jener Wandel vollzieht sich auf dem Hintergrund eines entwicklungs-gcschichtlich bedeutsamen Ereignisses. Das bunte Völkergewimmel der Vereinigten Staaten, das sich in der kurzen Spanne amerikanischer Staatsgeschichte weniger beeinflußt durch die Denkmale der national-politischen Entwicklung als durch die Gemeinsamkeit der politischen und wirtschaftlichen Uneingeschränktheit zu einem Wirtschaftsstaat zusammengefunden hat, ist erst heute im Begriff, den national-amerikanischen Typ zur Reife zu bringen. Wie bekannt, verblieb den germanischen und angelsächsischen Einwanderern, denen die frühzeitige Blüte der Oststaaten und ihrer Großstädte zu danken ist, der starke Wunsch nach Erhaltung ihrer nationalen Eigenart. Mit dem massenhaften Hereinströmen südeuropäischer, slavischer und asiatischer Einwanderer verwischten sich die Grenzen, welche die mannigfachen Stammesgruppen der früheren hochwertigen, nord- und mitteleuropäischen Einwanderung geschieden hatten. Wie das Gemeinsamkeitsgefühl kultureller Gehobenheit die Nationalitäten einander näherbrachte, so auch die Kenntnis derselben Sprache und die allgemeine Anteilnahme an den staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten. Aber der beste Kitt war doch die Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Führerschaft, die ihnen als den brauchbarsten und erfolgreichsten Elementen bei dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung des Landes als etwas selbstverständliches zufiel, solange keiner dem anderen im Wege zu stehen brauchte. Mit der stetigen Verschiebung des Berölkerungsschwerpunkts zum Westen tendierten auch die wirtschaftlich durchschlagenden Beziehungen des Kontinents immer mehr zu den Niederungen des Mississippi und seiner Nebenflüsse. Hier in den Staaten des mittleren Westens, wenig beeinflußt von den wechselnden Fluten unzivilisierter Einwanderer, besann sich der amerikanische Bürger zuerst auf seine national-amerikanische Eigenart.
In stetiger ernster Pionierarbeit, in der Hoffnung auf Entwicklung und Fort-

schritt und in der Freude am Erfolg zäher Arbeit gewinnt er Heimatgefühl. Und hier beginnt er auch allgemach, die Wirtschaft auf den ersten billigen Nutzen zu verlernen, durch welche einst die Väter groß geworden waren.

Das von Stürmen habgieriger Leidenschaften durchwühlte Amerika kommt nach und nach zur Ruhe. Im Jahre 1890 lebten 63 Millionen, 1900 76 Millionen in seinen Grenzen und heute sind es über 94 Millionen. Da muß notwendig die politische und wirtschaftliche Eigenbewegung des Einzelnen eingeschränkt werden, soll anders überhaupt noch ein Schatten der so stark betonten demokratischen Bürgerlichkeit erhalten bleiben. Es hat den Anschein, als ob die Modernisierung und Veredlung des historischen Regierungsprinzips infolge der auf politischem Gebiet durch das Beharrungsvermögen der Parteimaschinen sich langsamer vollziehenden Energieumsetzungen den Vereinigten Staaten ganz besondere Schwierigkeiten bereite. Das überspannte Erfolgstreben, die Hast nach dem Dollar, hat die Begriffe der Wohlanständigkeit bei vielen stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Tagesgeschichte hört nicht auf, Beweise für die abgrundtiefe Verderbtheit beizuschaffen, die in Form der Korruption fast alle Schichten des politischen Lebens ergriffen hat. Aber der neuestens auftretende entschiedene Wille zur Besserung verdient Anerkennung. Gelerntes Beamtentum tritt an Stelle des stets zu Erperimenten neigenden Laien. Endlich fängt man an, mit der auf biblisch primitive Verhältnisse zugeschnittenen be»t man Theorie zu brechen, jenem Grundsatze, welcher in seiner unzeitgemäßen Handhabung das ganze politische Leben verseucht hat und für die ärgsten Auswüchse dee amerikanischen Wirtschaftslebens heutigen Tages die schwerste Verantwortung trägt.

Trotz des Mangels an Tradition und tiefgründiger Eigenerfahrung wurde dem so krampfhaft am Realen hängenden Volk der Blick für weitausschauende Wirtschaftspolitik doch am ehesten geschärft. Der Staatsauffassung, die dem skrupellosen wirtschaftlichen Ausleben offen oder versteckt das Wort redete, folgte eine Politik der Konservierung der noch frei verfügbaren Naturschätze und der Staatsintervention. Worüber der Staat mit besonderer Sorge zu wachen begann, war die wirtschaftliche Unterjochung und Ausbeutung der Verbraucher und das sich hier einstellende Verhältnis gegenseitiger Abhängigkeiten. Die im Jahre 1882 gegründete Interstate Commerce Commission, die über die zwischenstaatlichen Verkehrsbeziehungen, insbesondere die Tarife wacht, hat sich dank ihrer ausgedehnten und kräftig gehandhabten Befugnisse zu einem mächtigen Regulator der zwischenstaatlichen Handelsbeziehungen entwickelt. Für die Einzelstaaten wurden ähnliche Behörden geschaffen, deren Tätigkeit sich vielfach nicht mehr auf die Überwachung der Verkehrstarife beschränkt, sondern die fortlaufende Finanz- und Leistungskontrolle aller privaten Unternehmungen bewirkt, welche der Öffentlichkeit oder Privaten dauernd Nutzungen zur Verfügung stellen, wie Gas-, Wafser-, Stromlieferungsgesellschaften, Telephongesellschaften usw. Diesen Ein-

richtungen, die mangels bürokratischer Organisation zum Teil eine hervorragende Leistungsfähigkeit aufzuweisen haben, reihen sich die Wirtschaftsbetriebe und Ilberwachungsstellen einer großen Zahl nach modernisierten Grundsätzen eingerichteter Stadtverwaltungen würdig an, die mit dem alten amerikanischen System des skrupellosen Draufloswirtschaftens und der rücksichtslosen Ausbeutung der verbrauchenden Massen einen vollständigen Bruch bedeuten. Die Stadtverwaltungen einer Reihe großer Städte, die sich aus sich selbst heraus von alten sozialen Übeln erfolgreich gereinigt haben, zählen deshalb heute zu den mächtigsten Trägern jenes neu-amerikanischen, wirklich kulturell fortschrittlichen Wirtschaftsgeistes.

So gehen denn die Zeiten, in denen sich durch die schlimmsten Formen der Raubwirtschaft sozusagen im Handumdrehen Vermögen gewinnen ließen, allgemach ihrem Ende entgegen. Und wenn auch die Bundesregierung bisher noch recht planlos und mit bestrittenem Erfolge gegen die in gänzlicher Freiheit aufgewachsenen Konzentrationsbildungen des Großkapitalismus vorging, so wird sie doch unzweifelhaft in nicht ferner Zeit Mittel und Wege ausfindig machen und genügend Festigkeit gewinnen, um der monopolistischen Ausbeutung des Inlandmarktes wirksam begegnen und der Bevorzugung von Sonderinteressen ein Ende machen zu können. Die Regierung, hinreichend objektiver Aktion freilich bisher erst selten fähig, aber doch von dem erwachenden sozialen Gewissen des Volkes auf den Weg zum gerechten Ausgleich getrieben, zügelt mit immer wachsender Kraft den Widerstreit der schnellebigen Wirtschaftsentwicklungen, sodaß es scheint, als solle das Land der jüngsten und größten Wirtschaftsgeschichte am schnellsten den Weg von der Jugend zum Mannesalter, vom spielerischen Tun des Unerfahrenen zum ernst abwägenden und gemessenen des Gereiften durcheilen.

Was in Europa langer und aufreibender Kämpfe bedurfte, um als sicherer Ergebnis gebucht werden zu können, fiel dem amerikanischen Volk als reife Frucht ohne eigenes Zutun vom Baume der Erkenntnis. Opferfreudigkeit in materiellen Dingen wächst in der Regel nur in Zeiten steigender Gewinne, in jener berauschenden Treibhausluft, in der Glück und Unglück der Vergangenheit schnell verblassen und die Zukunft in rosenrotem Lichte gesehen wird. Der soziale Gedanke wurde drüben, ohne daß es starker Anstöße bedurft hätte, aus dem einigenden Moment gemeinsamer Arbeit und Erfolgstrebens heraus geboren. Die Hebung des ^tnnllarck ot lite ging sprunghaft vor sich. Wie im Fieber ergriff es alle Gesellschaftsschichten, Mauern der Tradition waren nicht zu übersteigen und Vorurteile nur bei einer Minderzahl eingefleischter Geldmacher zu überwinden, und so war die Vermenschlichung der Arbeits- und Lebensbedingungen im Grunde nicht viel mehr als eine Begleiterscheinung eines wirtschaftlich gehobenen Zustandes.

Mit dem Rückgang der nationalen Differenzierung der ehedem Eingewan-

derten vollzog sich eine langsame Gesundung der öffentlichen Meinung. Der
Abstand des Geburtsamerikaners und des Vollamerikanisierten zum heute sich in
Amerikas Häfen ergießenden Einwandererstrom ist gewaltig gewachsen, aber dar-
unter ist erfreulicher Weise das Verständnis für die Not der brauchbaren und
zur Amerikanisierung bereiter Elemente der Einwanderung nicht verloren ge-
gangen.
Die Arbeit, der eiserne Wille zum Vorwärtskommen und der Wunsch,
amerikanischer Bürger zu werden, gibt jenen proletarischen Glücksrittern in den
Augen des Amerikaners die Würde; die Erprobten sind stets seiner Anerkennung
sicher. Wenn auch die Zulassungsbedingungen für die Einwanderung fortgesetzt
verschärft worden sind, so hat der Amerikaner doch den Wunsch dem beizustehen,
dem es damit ernsthaft ist, amerikanischer Bürger zu werden. Das Gefühl für
eine gewisse Menschlichkeit ist in weiten Kreisen trotz alles Hastens rege ge-
blieben, mag der Vankee die rationalistische Denkungsart auch hier nicht ver-
leugnen können. Gedenkt man der sozialen Arbeit in den Social Settlements
der Großstädte, der massenhaften Stiftungen und Aufwendungen für Volks-
gesundheit und Massenbildungsbetrieb, oder auch der rapiden Fortschritte auf
dem Gebiete der Unfallverhütung und -Versicherung in den Privatwirtschaften
sowie in den Betrieben des Bundesstaates und der Einzelstaaten, so wird man
zugeben müssen: es gibt keine Möglichkeit, die wahrhaft großzügig eingeleitete
Sozialisierungsarbeit der Vereinigten Staaten des 20. Jahrhunderts irgendwie
zn verkennen.
Das arbeitsreiche, aber im Grunde doch ereignisarme Leben des Kultur-
pioniers hat dem amerikanischen Wesen bislang seine besten Züge gegeben. Be-
zwingung der natürlichen Widerstände um jeden Preis, skrupellose Anwendung
verwegener Mittel, frisch-fröhliches Draufgängertum, das waren die Elemente
seiner Schöpfungen. Ihre Bedeutung liegt darum, wenn erst einmal eine ge-
wisse Kulturhöhe erreicht ist, ausnahmslos bisher mehr auf zivilisatorischem als
auf kulturellem Gebiete. Indem sich die Einflußgebiete und Wirtschaftskreise
nun enger aufeinanderschieben, beginnt eine allgemeine Intensitätssteigerung,
ein langsames Abwenden von der Raubbauidee. Wie die Landwirtschaft unter
dem Druck steigender Bodenpreise zur Verwendung künstlicher Düngmittel und
zur Wechselwirtschaft übergeht, so begibt sich die Industrie, der Forderung dee
außerordentlich aufnahmefähigen zollgeschützten Inlandmarktes folgend, in
höhere Formen des Erzeugungsprozesses, in die Verfeinerung der Erzeugnisse.
Die amerikanischen Erportziffern zeigen, wie der Übergang zur Verfeinerung in
der Mitte der neunziger Jahre langsam eingesetzt, um in den letzten paar Jahren
ganz kolossale Fortschritte aufzuweisen. Wir. beobachten hier als eine unmittel-
bare Wirkung des fortschreitenden Reifeprozesses, der höhere Produkte zeitigt und
dem schwachen Individuum gegenüber der kapitalistischen Gewalt eine Stütze
zn geben trachtet, wie sich das amerikanische Geistes- und Kulturleben, das bisher

vornehmlich einseitig, materiell interessiert und egoistisch erschien, umbildet und sich stärker als je zuvor auf die Ausstrahlungen Europas einstellt.
Wenn vordem diejenigen, die mit Bewußtsein die geistigen Beziehungen zwischen hüben und drüben pflegten und die zeitgeschichtlich markanten Kulturergebnisse einander näher brachten, meist nur in bestimmten und eng umschriebenen Kreisen gefunden wurden, bei denen sich das verständnisinnige Aufeinandereingehen fast der Regel nach zwanglos aus völkischen Zusammenhängen ergab, so sind es heute, nachdem das Gefühl der Stammeszugehörigkeit im Großamerikanertum immer mehr untergeht, zunächst die Träger der Wissenschaft und ihre Gefolgschaft, die im Bedürfnis nach Belebung, Bereicherung und Vertiefung des Geisteslebens sich am kastalischen Quell europäischer Kulturentwicklung erlaben, auf fast allen Arbeitsgebieten mit sorgsamer Hand das aktuell Bedeutsame und Beziehungsreiche aussondern und darauf dann selbständig, zum Teil mit ausgezeichnetem Erfolg, weiterbauen.
Ganz allgemein und augenfällig findet wohl der von dieser Seite gegeben« Anstoß in der jungen, ernsten und kraftvollen Bewegung auf dem Gebiete des amerikanischen Erziehungs- und Unterrichtswesens seinen Ausdruck. Hier kommt schnell und unmittelbar die Beziehung zum Volksganzen zustande, haben einmal die Strahlen im Prisma der nationalen Gedankenwelt die für ihre spezielle Wirkung so unerläßliche Brechung erfahren. Es spricht von sittlicher Kraft und gesundem Verständnis, daß das amerikanische Volk auf dem Wege zur Qualifizierung seiner Arbeit die Grundlagen seines Fortschrittes in der Hebung seiner allgemeinen Bildungshöhe erkennt. Die Verbesserung des freilich im Durchschnitt noch recht tief stehenden Lehrbetriebes, seine Anpassung an die mannigfachen Bedürfnisse und ganz besonders die Ausdehnung der Verpflichtung zum regelmäßigen Schulbesuch, um diese Momente gruppieren sich vornehmlich die äußerlichen Bestrebungen der Einzelstaaten und ganz besonders der städtischen Gemeinwesen.
Der Geist, aus dem die tausendfältigen Bemühungen des heutigen Massen« erziehungsbetriebes unternommen werden, verrät die Not der Zeit und den ernsten Willen des so real denkenden Volkes, die Beziehung zur praktischen Lebenserfüllung vielseitiger und ethisch wertvoller zu gestalten. Die amerikanische Schule neuzeitlicher Richtung erstrebt eine Verinnerlichung des Lebens und damit des so gesteigerten Inhalts der Geistesarbeit durch die Erziehung zum methodischen Denken, um — das ist das spezifisch amerikanische — im engsten Anschluß an das tägliche Schaffen und die Bedürfnisse des Tages den Menschen mit dem Rüstzeug zu versehen, das ihn zur hochwertigen Nutzung seiner Fähigkeiten und zur Veredlung seiner Leistung hinaufführt. Soweit im Einzelnen auch noch der Erfolg von diesem Ziele heute entfernt ist, so kann schon die Tatsache vermerkt werden, — eine Riesenleistung in einem so jungen Lande, in dem jeder fast an einem übertriebenen Selbstbestimmungsbedürfen krankt —, daß der Gedanke an die Unerläßlichkeit und die Unbedingtheit des Erfolges guter Schulen

heute in seiner tiefen Bedeutung für die praktische und sozial-ethische Zukunfts-
gcstaltung der Nation mit starkem Erfolg weiten Kreisen des Volkes nahegebracht
worden ist. Ein günstiges Zusammentreffen fügte es, daß Deutschland, lange
von der allein seligmachenden Doctrin der Lernschule altpreußischen Stils be-
fangen, sich just um dieselbe Zeit freierer Schulgestaltung und innigerer Bezug-
nahme zum praktischen Leben zuwandte, als die Vereinigten Staaten nach einer
leistungsfähigen Gestaltung ihrer Bildungsbetriebe ernsthaft Umschau hielten.
In Deutschland hungerte die Schule lange nach dem Leben, und als man bei
uns daran gehen durfte, mit dem Eigenerlebnis, dem selbstgemachten Erperiment,
der Skizze nach dem Selbsterschauten gegen Autoritätsglaube und abstrakte Er-
fahrungsgrundsätze vertrockneter Schulmeister zu Felde zu ziehen, gewannen wir
und unsere Methode Vertrauen in den Augen unserer überseeischen Vettern.
Nirgendwo fand Kerschensteine'r begeistertere Anhänger als drüben, und seine
Arbeitsschule, die als höhere Stufe des Kindergartens in der Form des Hand-
fertigkeitsunterrichts Ollluual Irainiiiß) drüben schvn früh erschien und
Amerika so überaus wesensverwandt ist, ist heute auch in den Mittelschulen und
Universitäten Amerikas in entsprechend gewandelter Form eine typische Er-
scheinung.
Die bürgerliche Demokratie war die erklärte Anhängerin individueller Er-
ziehung. Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit im höchsten Sinne des
Staatsbürgertums ist heute noch der oberste Grundsatz ihres gesamten Erziehungs-
wesens.
Wurden so die Wissenschaft und die führenden Kreise des amerikanischen
Erziehungs- und Unterrichtswesens zu einflußreichen Vermittlern deutscher Kul-
turleistungen, so faszinierte vor allem Deutschlands wirtschaftliches Erstarken die
breiten Volksmassen der im eigenen Kraftgefühl und Stolz so gern schwelgenden
Nation. Das deutsche Volk erschien nun mit einem Male als das glücklichste,
kulturell fortschrittlichste und aussichtsreichste unter den Völkern der alten Welt.
Harte Arbeit bei der Erforschung und Erschließung des endlos weiten Landes,
im Verein mit der verhältnismäßigen Leichtigkeit, durch rücksichtsloses Drauf-
gängertum zum wirtschaftlichen Erfolg vorzudringen, hat das amerikanische Volk
lange mit einer gewissen Abneigung gegen Wissenschaftlichkeit und tiefgründige
Geistesarbeit erfüllt. Es verlegte sich auf ein empirisches Schaffen selbst dort,
wo die Wissenschaft lange vorher Erkenntnis geschaffen hatte. Nun aber der
Zustand beginnender Sättigung sich wahrnehmen ließ, die Ausdehnung der Han-
delsbeziehungen und der beginnende Niedergang der englischen Suprematie auf
Deutschland verwies, und unsere wirtschaftliche und politische Machtentfaltung
den Nachweis dafür erbrachte, daß selbst in einem so stiefmütterlich mit natür-
lichen Hilfsquellen ausgestatteten Lande sich Riesenwerte schaffen lassen, sofern
nur die Arbeit vom Geiste der Wissenschaft und der Sparsamkeit beherrscht wird,
gewann das amerikanische Volk als solches zu den Leistungen unseres Erziehungs-

und Bildungswesens die tiefere persönliche Beziehung. Das kam ganz besonders den Leuten aus technischen Berufen zugute. Indem der amerikanische Fabrikant nun einsah, daß nur die Beharrlichkeit der Arbeit, die Gründlichkeit der Forschung und der Hochstand der Durchschnittsbildung es vermocht hatten, das von Grund aus arme Deutschland zum ersten Wirtschafts- und Kulturzentrum des europäisch«n Kontinents zu machen, erschloß er sich mit fast stürmischer Herzlichkeit der neuentdeckten Affinität, die sich trotz unausbleiblicher Handels- und insbesondere zollpolitischer Reibereien sicherlich für die nächste Zukunft noch erheblich enger gestalten wird.

Die verbindende Brücke zwischen deutschem und amerikanischem Geistesleben beruht längst nicht mehr nur in trockener Bücherweisheit und im Streite um Theorien und Ansichten derjenigen, die sich hüben und drüben für den gleichen kleinen Ausschnitt des Lebens oder der Wissenschaft interessieren. Das werktätige Leben und die Forderung des Tages beherrscht vor allem den beiderseitigen Geistesaustausch. Mag auch das Bestreben, sich des erstarkenden Konkurrenten auf dem Weltmarkt zu erwehren, mit Amerikas Fortschritten auf den Gebieten der Feinverarbeitung mehr und mehr in den Vordergrund der beiderseitigen Beziehungen treten, so wird doch die in alle Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse beider Nationen so weit hineinragende Technik vorerst der Grundpfeiler bleiben, in dem die neuestens so belebten Geistesbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten verankert sind. Die Austauschprofessoren waren diejenigen, welche das Verständnis für die beiderseitige Bedeutung in der studierenden Welt näher brachten. Aber schon ist die Berührung der Geister auf breiterer Basis hergestellt. Die Vereinigten Staaten wurden immer mehr das Ziel der großen internationalen Wanderversammlungen. Letztes Jahr tagten so die Abgesandten unserer Handelskammern in Boston, unsere Chemiker, Materialprüfer und Schiffbauer in Washington. Deutsche Arzte besuchten auf einer Studienfahrt die Stätten amerikanischer Heilkunst und Kvankheitsvorbeuge, während wir die amerikanischen Lehrer in zahlreichen Scharen bei uns sahen. In diesem Jahre aber noch wird uns eine Wanderversammlung besuchen, die in ihrer Bedeutung von kaum einer ihrer Vorgänger übertroffen wird. Die „^luerieau Lneiet^ ot Hleetlknical Nu^iueer»", der große amerikanische Ingenieur-Verein, wird im Sommer zur Tagung des Vereins Deutscher Ingenieure hier erwartet. Wenn wir ehedem Fachgenossen hier begrüßen konnten, so sind es diesmal die berufenen Vertreter einer ganzen breiten Kulturschicht, der Förderer der einzigen wirklichen amerikanischen Kultur; ist doch die technische Kultur die Kultur Amerikas.

Wir werden Leuten gegenüberstehen, die mehr wie sonst wo in der Welt ein Staatsgeb,lde und eine Zivilisation haben aufbauen helfen, die das Leben so, wie es sich an dem stählernen Gerippe wirtschaftlicher Zwangläufigkeit zu entfalten vermocht hat, wie irgend jemand in der Hand gehalten

haben und auch ferner zu seiner zivilisatorischen Befruchtung mit an erster Stelle berufen sind. Hier werden sich Deutschland und Amerika mit breiter Brust gegenüberstehen, und über die weltwirtschaftliche Beziehung die technisch-kulturelle verfeinerter Ingenieurschöpfung und erhöhter Materialbeherrschung knüpfen und gegenseitiger Befruchtung näherbringen. Deutschland wird sowohl durch seine technisch erakte Abeitsausführung und seine tiefgründige Wissenschaftlichkeit wie durch die Stetigkeit und Leistung seiner Kulturentwicklung des tiefen Eindrucks auf das wirtschaftliche Werte schaffende Amerika nicht ermangeln. Und wenn wir auch heute noch die Größe des Amerikanertums seiner praktischen Begabung und seinem lebhaften und richtigen Instinkt in wirtschaftlichen Dingen zuschreiben müssen, so liegt sicherlich die Zeit nicht fern, daß über die technischen Wissenschaften der Kulturgehalt des industriegeschäftigen Deutschland dem zukunftsfreudigen Amerika restlos erschlossen ist. Das Ringen um den technischen Fortschritt, das, so verschieden auch im einzelnen die treibenden Kräfte sein mögen, nirgendwo in der Welt stürmischer und erbitterter erfolgt als bei uns und in Amerika, drängt beide Länder einander gewaltsam entgegen und bringt es dahin, daß wir uns trotz der gar so verschiedenen Lebensideale und national-politischen Leitmotive in den Grundlagen unserer Arbeit immer enger einander verwandt fühlen.

Längst ist die Flut deutscher Einwanderer stark verebbt, und wir haben aufgehört, wie ehedem Amerika die wertvollsten Kräfte für den Aufbau seiner Wirtschaftsgeschichte zuzuführen. Mögen sich die Bande des Blutes unter dem Schutze des Sternenbanners und der demokratisch-primitiven Verfassung mit besonderer Leichtigkeit vom Stammlande lösen, so heischt die Grundtatsache doch stets neue Anerkennung, daß der eingewanderte deutsche Handwerker und Industriearbeiter an der Veredlung der amerikanischen Arbeit im Sinne einer Qualifizierung ihrer Produkte einen außergewöhnlichen Anteil gehabt hat, und immer wieder drängt sich die Frage auf: Was wären die Vereinigten Staaten von heute ohne das Beimaß deutscher Gewissenhaftigkeit, Zähigkeit und Sparsamkeit.

So gewahren wir denn heute das seltsame Schauspiel, daß wir trotz des sprichwörtlichen Assimilationsvermögens des Deutschen ganz unabhängig von allen völkischen Beziehungen eine entschiedene Neubelebung der deutsch-amerikanischen Kulturzusammenhänge vor uns sehen. Nicht die starke Zumischung deutschen Blutes ist es, auch nicht in erster Linie der Eifer des gierigen Konkurrenten, der uns an England vorüber immer mehr zusammenführt, sondern die harte Arbeit des Tages, das Suchen nach der Kenntnis und der Methode, den Stoff mit dem höchstmöglichen wirtschaftlichen Erfolge zu meistern, die allmächtige Technik. Die amerikanische Lebhaftigkeit und Geschicklichkeit findet sich mit deutscher Gründlichkeit und Bedächtigkeit zu einer wundervollen, beiden Nationen Erfolg verheißenden Harmonie zusammen.

Amerikanisch-deutsche Kultur-Erwartungen Th.Schuchart
Die Klagen über die immer seltener werdenden deutschen Facharbeiter sind drüben beharrlich geblieben, aber das Berührungsniveau hat sich sichtlich verschoben. Man ist dabei, durch Verbesserung des Schulwesens und Ausdehnung von Einrichtungen, die der gewerblichen Fortbildung dienen, die Qualität der amerikanischen Arbeiterschaft mit allen Mitteln zu heben, und eine Sozialisierung der Arbeitsbedingungen ist im Werke, wie sie noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten werden mußte. Aber der Durchschnitt des amerikanischen Arbeiters wird trotzdem noch auf lange Zeit nicht an den deutschen heranragen. Noch fehlt es drüben sehr an dem Schlage der wahrhaft Kultur beflügelnden Techniker, jener Führer, die in ihrer vollen Tiefe der Ganzheit der Erscheinung gerecht werden, dank eines nicht durch Spezialisation entwerteten, so doch bedeutenden, im Grunde gefestigten und auf allgemeine Ausblicke eingestellten Fachwissens. In dieser Richtung hat das amerikanische Volk in den letzten paar Jahren ganz vortreffliches geleistet. In wissenschaftlicher Forschung und vertiefter Kenntnis vom Zusammenhang der Dinge erkennt es den Schlüssel für seine Zukunft. Hier liegt zur Zeit die unmittelbarste Berührung zwischen deutscher und amerikanischer Fortschritts- und Kulturarbeit.
Der deutsche Ingenieur, dessen vorbildliche Erziehung auch das industriegewaltige England anerkennen mußte, beginnt erst allgemach in den Vereinigten Staaten sein Nachbild zu finden. Unterrichts- und Wirtschaftsverhältnisse ebneten dem deutschen Typ der technischen Führerschaft auf der ganzen Welt die Wege, und so wird in Amerika auch künftig der aus deutscher Schule hervorgegangene Techniker den Platz erfolgreich füllen da, wo die in tieferer Auffassung gewonnene Erkenntnis sich auf dem Wege zur Verfeinerung der Produkte für technisches Schaffen notwendig erweist, und wo, wie meist, individuelles Schaffen die Grundlage der Nertsteigerung bedeutet.
Es ist sehr verlockend, dem leitenden Einfluß deutscher und in Deutschland erzogener Ingenieure in der amerikanischen Eisenfeinverarbeitung nachzuspüren. Auf den amerikanisch-technischen Lehranstalten löste die Erkenntnis von seiner richtungbestimmenden Bedeutung eine starke und verständnisvolle Restaurationsaktion aus. Dank der Freigebigkeit reicher Stifter braucht kaum eine Gelegenheit versäumt zu werden, den wissenschaftlichen Betrieb der Universitäten qualitativ zu heben, soweit das mit Geld überhaupt möglich ist, und auf die neuzeitlichen Verfeinerungsbestrebungen der Industrie zuzuschneiden.
Das amerikanische Lehrideal deckt sich nicht mit dem deutschen und wird es auch wohl entsprechend den eigenen Bedürfnissen des Landes zunächst kaum tun. Noch lernt der amerikanische Akademiker mehr schulmäßig sein Pensum, als er in der selbständigen Anwendung des einmal übermittelten und in der freien Forschung unterwiesen wird. Die amerikanische Lehridee stellt den Erfolg im Leben noch heute in der Regel in den Vordergrund. Sie bietet den Lehrgegenstand sogleich in praktisch anwendbarer Form. Die Schüler sollen sogleich nach

Verlassen der Lehranstalt die gewichtige Praris auf ihre Schulter zu nehmen vermögen und keiner weiteren praktischen Berufsvorbereitung bedürfen.
Aber diese mehr pädagogischen Ansichtsverschiedenheiten lassen den Willen zu impulsiv gesteigerten wissenschaftlichen Anforderungen, zu einer Verinnerlichung des geistigen Lebens und Vertiefung der wissenschaftlichen Erkenntnis nicht verkennen.
Wir wissen, daß der deutsche Ingenieur dem Amerikaner noch aus vollen Händen zu geben vermag. Aber wir brauchen nicht eifersüchtig über unseren Schätzen zu wachen. Denn auch für uns ist die aufs Rohere gestimmte Technik der Vereinigten Staaten eine Fundgrube der Anregung geworden. Der Kuriositätswert macht reeller Wertschätzung Platz, nachdem auch wir uns in unserem technischen Denken von einer gewissen spießbürgerlichen Kleinlichkeit befreit haben und an der steigenden Größe unserer Aufgaben den Mut der Entschlossenheit und der technischen Überzeugung erprobt haben. So fremd einst der deutsche Ingenieur Erzeugnissen amerikanischen Ingenieurwesens gegenüberstand, so sympathische Züge erkennt er heute dort, wo der Amerikaner den Weg induktiver Forschung beschritt und sich von der Empirie befreite. Wir finden dann sogar, daß wir mehr wesensgemein haben in unserer Arbeit, als wir schlechthin annehmen, und fühlen, daß sich eine Annäherung in Stil und Art unseres technischen Schaffens als notwendige Folge einstellen muß.
Dieser Zeitpunkt liegt nicht fern. Es kann kein Geheimnis sein, daß dort, wo das Detail der Ausführung die Zweckerfüllung des Gesamtwerks nicht unmittelbar berührt, der Stil der Technik auf den Gebieten großbetrieblicher Herstellung weit weniger von den Persönlichkeitswerten des Schöpfers und der Modegewohnheit bestimmt wird als vom Rationalismus; die Wirtschaftlichkeit des verwendeten und in ökonomischem Maßstab gemessenen Aufwandes hat längst überstark form- und lösungsbestimmenden Einfluß. Die pädagogische Seite technischer Gedankenarbeit ist die Erziehung zum instruktiven Entdecken der Linie des geringsten Widerstandes, wobei sich dieser aus technisch-konstruktiven und wirtschaftlichen Momenten zusammensetzt.
Aus der durch Lohnsteigerung und veränderte Produktionstechnik verschobenen Erfolgwirtschaft ergaben sich notwendig neuartige Gesetze der technischen Gestaltungsweise. Diese weisen uns Deutsche gerade in den letzten Jahren strenger denn je auf die vereinfachte, verwohlfeilte Zweckgestaltung, die, als wissenschaftlich gedankliche Leistung gemessen, vielleicht hinter der vollendeteren, aber kostspieligen und oft genug gerade deshalb veralteten Lösung der Vorjahre zurückstehen muß. Und wir bewegen uns dem gleichen Ziele entgegen, dem in gegenläufiger Richtung sich heute selbstbewußt der Jankee naht, der vom Rohen zum Feineren fortschreitet, aber das seltene Glück genießt, dank der fabelhaften Aufnahmefähigkeit seines Marktes und seines seltsamen Spezialisationstalentes nicht nur hochwertigere, sondern trotzdem preiswertere Ware als ehedem

auf den Markt bringen zu können. Mit anderen Worten: Die treibenden Kräfte sind hier wie drüben dieselben, nur wirken sie in entgegengesetzten Richtungen. Hier ein langsames, zähes Ringen, dem technischen Fortschritt durch den wirtschaftlichen aufzuhelfen und ihn vornehmlich mit wissenschaftlichen Hilfen immer aufs neue zu beleben, dort die dank europäischer Vorbilder spielend erreichbare konstruktive Verbesserung und trotz außerordentlicher Kostspieligkeit der menschlichen Qualitätsleistung die Verbilligung der Produktionstechnik und Verwohlfeilung des Erzeugnisses.

Hier wie dort spielt die Qualifikation der ausführenden Arbeiterschaft eine zwar sehr mitbestimmende, aber keineswegs gleichartige Rolle. Das Spezialisationsbedürfnis ist bei uns noch nicht so ungewöhnlich groß wie drüben, das Teilmenschentum drum nicht entfernt so stark entwickelt. Aber die Zeit, in der aus technisch-wirtschaftlichen Gründen das Spezialistentum um jeden Preis von der technischen Welt Amerikas als unbestrittenes Ideal gefeiert wurde, ist heute schon vorüber. Wir finden vielmehr auch hier eine gegenläufige Bewegung; die deutsche Arbeit hat dank ihrer erweiterten Märkte und des gestiegenen Eigenverbrauches im letzten Jahrzehnt die Spezialisationsentwicklung mindestens im gleichen.Maße zu fördern vermocht, wie die amerikanische Industrie bei ihrer Anstrengung zur Qualitätsverbesserung sie abgebaut hat. Unter diesem Gesichtspunkt zeigt sich die neuzeitlich geschärfte, sieghafte Intelligenz des qualitätsfreudigen und verbesserungslustigen Amerikaners neuesten Datums von ihrer besten Seite. Heute weiß der feinverarbeitende Amerikaner, daß er selbst bei weitgetriebener Arbeitsunterteilung der Mitwirkung des vielseitig geschickten und intellektuell geschulten Arbeiters weniger denn je entraten kann.

Und gerade die steigende ökonomische Wertung qualifizierter Leistung ist es heute, die in den Mittelschichten, soweit sie aus Geburtsamerikanern bestehen, jenen unbändigen Bildungshunger entfesselt haben, der in der deutschen Industriegeschichte als treibende Kraft der Massen eigentlich nie zu beobachten war, am allerwenigsten in der Jetztzeit, in der unter der nachhaltigen Einwirkung sozialistisch dirigierter Masseninstinkte mangels eines allgemeinen, kräftigen Anreizes sich die Zeichen für die geistige Versumpfung der großindustriellen Arbeiterheere in bedenklichem Maße mehren. Die energische und vielversprechende Neuorganisation des amerikanischen Schulwesens ist die Morgenröte einer neuen Zeit. Aber das Spezifisch« der nun gestaltgewinnenden Geisteskultur ist doch auch hier wieder die enge Verquickung mit dem Nutzgedanken und der primitiv praktischen Lebensgestaltung, die vorherrschende Beziehung zur Arbeitsleistung, zu anschaulichem Denken, zu technisch-beruflicher Allgemeinkenntnis. Die Abendschule wird immer mehr zum Ausgangspunkt für theoretisch-technische Berufserziehung, und ins Unendliche haben sich in wenigen Jahren die Gelegenheiten gesteigert, durch die täglich und stündlich in öffentlichen und privaten landwirtschaftlichen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen und

Mittelschulen, in Fabrikschulen sowie Fach- und Sonderkursen von aller Art Bildungsanstalten das technisch-berufliche Moment der Kultur-, Arbeits- uud Lebensgestaltung den breiten Schichten Amerikas vermittelt wird. Die in wenigen Jahren außerordentlich gestiegenen Aufwendungen der Gemeinwesen und Privaten für den Ausbau der Berufserziehung und eine wohlfeile theoretische, die Tagespreis ergänzende Schulung reden eine eindringliche Sprache. Sie künden den einmütigen Willen des Volkes zu höheren Aufgaben, zu einer neuen farbenreichen und geistig schwungvollen Lebenserfüllung.

Bei der starken Betonung der technischen und technisch-wirtschaftlichen Motive mußte diese Entwicklung augenblicklich das Problem der Arbeitserledigung in Mitleidenschaft ziehen. Das wüste Durcheinanderstürmen der Kräfte und der durch Lässigkeit, Verschwendung und Unkenntnis riesige Verbrauch an Energie haben Aufwand und Leistung im alten Amerika eigentlich stets in schreiendem Mißverhältnis dort gelassen, wo nicht die besondere amerikanische Begabung für Spezialisation und Massenbehandlung, oder zufällige Umstände zu einem mehr vernunftgemäßen Wirkungsgrad verhalfen. Wie durch vertieftes Wissen und gereinigte Erkenntnis sich eine erhöhte Stoffbeherrschung und ein kalkulatorisch erwogenes Maßhalten durchsetzte, erfuhr das alte Problem der Arbeitsnutzung eine glänzende Neubelebung. Amerika ist durch den hohen Preis der menschlichen Arbeit und die Massenhaftigkeit der gleichartigen Vorgänge zwar schon früh zur Klarheit über die Macht der Organisation und richtigen Arbeitsdisposition vorgedrungen, kein Wunder bei der Größe der Mittel und der Aufgaben, die das mit Riesenschätzen begnadete Land denen bereitwillig anvertraute, die es zu seiner Heimat erwählten. Das glänzende Talent des Amerikaners, zu zügeln, abzugrenzen, zu entwickeln und zu herrschen hat der Redensart „Amerikanische Organisation" einen voll berechtigten realen Untergrund gegeben. Wenn hier aber bisher die Meisterung der materiellen Kräfte und Mittel im Vordergrund stand, so hat sie neuestens eine überaus vielversprechende sozialethische Wendung erfahren,, indem sie die Bedingungen persönlicher Leistungssteigerung auf das Sorgsamste untersuchte und auf die Ergebnisse ohne Zögern die Praris einzustellen begann.

Was heute unter ßeieutitio ölauaßeirieut verstanden wird, jenem Schlagwort, das seit ein paar Jahren in allen wirtschafts- und sozialpolitischen Betrachtungen wiederkehrt, hat nichts als jene grundlegende Verbesserung des menschlichen Wirkungsgrades zum Ziele. Um die Ntticiene)' wogt der Kampf auf der ganzen Linie, in allen Formen, auf allen Gebieten menschlicher Arbeit. Um dieses Zauberwort kreist der Gedankeninhalt des neuen Amerika. In ihm liegt der Schlüssel zu der geheimnisvollen Revolution der Geister, der Umwertung aller überkommenen Werte.

Die Systematik der Arbeit, der für die Selbstkostenverminderung der amerikanischen Wirtschaft aussichtsreichste Faktor, erfuhr durch die Einbeziehung

der Persönlichkeit eine überraschende Wendung, deren Bedeutung sich heute noch nicht absehen läßt. Die Gewinnung eines gerechten Maßstabes für die Höhe der Entlöhnung ist durch die Zeitstudie und die wissenschaftliche einwandfreie Analyse des Arbeitsvorgangs um ein erkleckliches Stück der Verwirklichung näher gerückt. Wir sehen, wie sich eine neuartige Differenzierung der Individuen nach der Leistung anbahnt, die sich unter loyal gestalteten Prämiensystemen nun endlich frei bis zur tatsächlichen Grenze des Möglichen zu entfalten vermag. Arbeit» geber und Arbeitnehmer trachten einmütig danach, den besten Weg der Arbeitserledigung und Arbeitsnutzung aufzufinden, in der Erkenntnis des beiderseitigen wirtschaftlichen Vorteils und im Vertrauen auf eine gerechte Bewertung der beiderseitigen Mitarbeit. Die Signatur dieser Entwicklung ist: Verbesserung des Wirkungsgrads der materiellen, der menschlich-persönlichen und der kapitalistischen Nutzung.

In diesem Licht eröffnet die Zukunft neue Aussichten für die Qualifizierung amerikanischer Erzeugnisse mrd die Steigerung der wirtschaftlichen Stoßkraft. Für die kulturgeschichtliche Bewertung jener großartigen Nttieieu^-Bewegung ist aber doch in erster Linie der klare Wille zur Steigerung der individuellen Produktivität und die ethisch-soziale Folge dieser Erscheinung durchschlagend. In der neuen Phase atomistischer Lebenserfüllung, für die der Geburtsamerikaner ganz besonders gut gerüstet erscheint, gewahren wir den starken Auftrieb des Arbeiters nach oben in neuer verstärkter Gestalt. Das Bewußtsein einer strengen und gerechten Aequivalenz zwischen Eigenleistung und Entlohnung beschwingt unablässig die Schwungkraft und macht die Persönlichkeit für feinere Regungen und Einflüsse empfänglich.

Auf der anderen Seite sehen wir die Vermenschlichung der Arbeit Zug um Zug vorrücken. Mögen es auch vornehmlich wirtschaftliche Beweggründe auf Seiten der Arbeitgeber sein, die ihn für Gesundheit und Wohlbehagen seiner Leute während und nach der Arbeit sorgen lassen, zusammen mit der Prämienentlohnung und der Neuordnung der Individuen nach Leistung ergibt sich so der wirksamste Kitt für die Gemeinsamkeit der Arbeit.

Die Lebensfähigkeit des theoretischen Ertrems dieser Art Interessenvermählung ist nicht sonderlich von Belang. Seine ökonomische Berechtigung mag streitig sein, sicher läßt sie sich auch erst im Einzelfalle entscheiden. Doch die Möglichkeit einer erhöhten Arbeitsharmonie, einer idealen Ordnung der Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist heute drüben kein Phantasiegebilde mehr. Wir finden ihre leibhaftige Verwirklichung in einer Anzahl amerikanischer Werke, und viele sind entschlossen, auf dem beschritten«n Wege weiterzuarbeiten. Das sollte uns nachdenklich stimmen und an die soziale Zukunft Amerikas glauben lehren.

W. L. George (London):

Deutschland: Freund oder Feind?

In einem Zeitpunkte, da Deutschland und Groß-Britannien alle Anzeichen einer gegenseitigen Annäherung zu steigender Freundschaft verraten, könnte es überflüssig erscheinen, einen Vorschlag, wie er in dem Titel dieser Abhandlung enthalten ist, zur Besprechung zu stellen.

Während aller Balkankrieg-Verhandlungen sind beide Länder Hand in Hand gegangen; und wo jetzt die, die Hochzeitsfeier im Königshause begleitenden, Freundschaftsbeweise darauf folgten, ist Grund für die Annahme vorhanden, daß die mit der Bagdadbahn verbundenen Schwierigkeiten endlich vor dem Ausgleich stehen, und wir in der Lage sein werden, mit den Deutschen im nahen Osten im allgemeinen zusammenzuarbeiten. Soweit wäre alles gut; und ich will nicht mit der Anmerkung den Schwarzseher spielen, daß diese erfreulichen Anzeichen uns nicht ganz von der Untersuchung der Beziehungen unserer Völker entlasten. Denn Deutschland und England sind nicht allein in der Welt; sie sind durch Allianzen mit vielen Kontinenten verknüpft, an sie gebunden; sie werden in hervorragendem Maße von dem Verhalten anderer Nationen, Frankreichs insbesondere, beeinflußt. Es wäre nun unfruchtbar, zu leugnen, daß das Jahr 1913 durch eine scharfe Spannung zwischen Deutschland und Frankreich ausgezeichnet gewesen ist. Es sind wohl keine großen Worte gefallen, aber die beiden Länder haben ihre Streitkräfte und Militär-Budgets verstärkt. Fügen wir die in Deutschland von den Sozialisten gegen die Waffenfirmen geführte Kampagne, sowie die Artikel hinzu, welche, während ich schreibe, im „D^il? Aev»" »uä „I^easpr" erscheinen, um zu zeigen, daß die britischen Waffenfirmen hinter der Iingo-Propaganda stehen — und es wird offenbar, daß es uns ansteht, die Luft zu klären, wenn anders wir nicht gerade durch das Netz unseres Kriegsmaterials in einen Krieg verwickelt werden wollen. Aus diesem Grunde will ich die Veröffentlichung eines neuen Buches: „^ I'rieuäl? (^rman?. WK? not?" von Lady Phillipps willkommen heißen. Die Autorin ist die Gattin des hervorragenden Südafrikaners Sir Lionel Phillipps, dessen man sich aus seiner Verbindung mit der viele Jahre vor dem Jameson-Einfall verfolgten Transvaal-Politik, sowie eines Mannes erinnern wird, welcher jetzt einer der Führer des südafrikanischen Hauses der Gemeinen (Abgeordnetenhaus) ist. Nach ihrem Buch zu urteilen, ist Lady Phillipps weit gereist und weit belesen. Sie hat offensichtlich die europäische Politik dieses und des letzten Jahrhunderts gründlich durchforscht. Sie ist eine überzeugte Imperialistin und hat den Ruhm der britischen Fahne zum letztgültigen Ideal. Ihr Buch ist deshalb viel interessanter, als es eines aus der Feder irgend eines einseitigen Engländers sein würde; denn

es gibt getreu das britische Empfinden wieder, mit dem Deutschland rechnen
muß, wenn wir Freunde sein sollen. Ich will in Folgendem Lady Phillipps' Vor-
schläge in ihren Umrißlinien zeichnen:
Mit einer Untersuchung der Situation beginnend, stellt sie fest, daß die auf
beiden Seiten geführten Preßfehden dem verbrecherischen Ehrgeiz der deutschn
und englischen Iingoes entstammen; diese seien gierig, und ihr Kurzblick
werde uns unvermeidlich in einen Krieg drängen, falls wir uns nicht zusammen-
nehmen. Diese Feststellung ist eine durchaus wahre, denn es wird mit jedem
Tage klarer, daß, falls die Rüstungen viel weiter getrieben werden, Krieg
billiger als Frieden werden wird. Das ist kein Paradoron, denn es ist anzu-
nehmen, daß der Sieger dem Besiegten eine Rüstungsgrenze vorschreiben dürfte.
Derart könnte für eine Ausgabe von 2—300 000 000 Pfund ein Ersparnis von
20—30 Millionen Pfund pro Jahr für eine ganze Generation erzielt werden.
Das wäre ein gutes geschäftliches Unternehmen; und es ist töricht, zu sagen, der
moderne Krieg könne keine Finanzierung finden. Japan finanzierte seinen,
ebenso wie die Balkanstaaten die Mittel für ihren fanden. Es ist wahr, Japan
bezahlte 8 Prozent und schwere Kapitalprämien; aber es erhielt das Geld; und,
wenn die Zeit kommt, würden Deutschland und England alles Geld finden, das
sie benötigen.
Lady Phillipps weiß dieses sehr wohl, wenn sie auch — wie wir sagen
müssen, um ihr ganz gerecht zu werden —, die Frage nicht ganz aus solchem
Geist ansieht, wie ich vermuten lassen könnte. Sie zieht wohl den beiderseitigen
Ruin, den wir je dem Handel des Anderen beifügen würden, in Erwägung, ihre
leitenden Motive sind aber von größerem Interesse. Sie will nicht nur Krieg
vermeiden, sondern auch eine Allianz für zwei Zielrichtungen herbeiführen; die
erste ist: die Ausbreitung des Sozialismus zu bekämpfen, die andere, einen weißen
Bund gegen die Gelben und Schwarzen zu gründen. In keinem beider Punkte
will ich Partei ergreifen, da ich lediglich ihren Gesichtspunkt zu kennzeichnen
die Absicht habe. Dieser mag nicht der eines jeden Lesers von „Nord und
Süd" sein; er ist aber der Gesichtspunkt vieler, die in ihren Ländern
inneren Frieden aufrecht erhalten sehn wollen. Hierüber will ich Lady Phillipps'
Buch selbst sprechen lassen (S. 34):
„Indes, die Aufgabe verlangt die ganze Weisheit Europas; sie erheischt
nicht Unterdrückung und Härte, sondern eher Sympathie und Geduld. Die
Aristokratie, unter der ich die anerkannt Besten der Gemeinschaft ohne Rücksicht
auf ihre Geburt verstehe, muß ihr eine Aufmerksamkeit zuwenden, die ernst und auf-
richtig ist und weder durch Undankbarkeit, noch durch Mißverstandenwerden er-
schüttert wird. Das möglichst schlimmste Vorgehen ist das, welches sie, wie es
scheint, im Augenblick beabsichtigen; sie zeigen den Armen, daß sie, die Führer der
Gemeinschaft, so wenig echtes Vertrauen in die Zivilisation haben, daß sie aus
keinem offenliegenden Grunde Europa in einen Verzweiflung schaffenden, nach

Lord Roseberys Ausdruck das Risiko eines „Rückfalls in Barbarismus" umschließenden, Krieg zu stürzen bereit sind.

„Die riesige, immer mehr anwachsende Ausgabe für Rüstungszwecke, eine Ausgabe, die in manchen Fällen keinen wirklichen Berechtigungsgrund hat, vielmehr nur auf künstlich erregten und unehrenhaften Eifersüchteleien aufgebaut ist, ist im Augenblick in sich selbst ein ständiger Tadel gegen die Führer der europäischen Nationen, wo sie im Anblick des langsamen Fortschrittes in der Besserung der sozialen Lage an die unzufriedenen Massen mit Bitten um Geduld herantreten. Die tatsächliche Durchführung des brudermörderischen Kampfes, für den wir uns offenbar vorbereiten, eines Kampfes, den nichts, es sei denn ein Gefühl verwundeter llmourpropre rechtfertigt, könnte den sozialen Revolutionären geradezu ein Recht zur Behauptung geben, daß ein Zivilisationssystem, das zu keinem besseren Resultat als diesem gelangen kann, der Beachtung nicht wert sei."

Das eine Allianz gegen den Sozialismus sieghaft werden könnte, will ich nicht behaupten; daß sie aber als Puffer gegen die Gelben und Schwarzen dienen würde, kann nicht bestritten werden. Lady Phillipps scheint in dem afrikanischen Neger eine ebenso große Gefahr für das Christentum zu sehen, wie in dem Mongolen. Das ist geradezu interessant, denn der Neger ist in gewissem Sinne ein jungfräulicher Boden. Lady Phillipps ist des Glaubens, daß dieser vom Mohammedanismus kultiviert werden kann; sie bringt recht überzeugenden Beweisstoff für den Nachweis auf, daß der Islam tatsächlich eine Macht in Zentral- und Südafrika wird, weil er das Glaubensbekenntnis ist, das am leichtesten ein solches unreifes Menschenwesen, wie den Schwarzen, anspricht. Ich persönlich neige zur Überzeugung, daß die schwarze Gefahr keine sehr große ist, da die Tatsache vor uns liegt, daß wir jüngst unter unserer Beihilfe den Zusammenbruch des türkischen Reiches in Europa, Tripolis, Arabien erlebt haben, und der letzte mohammedanische, afrikanische Staat, Marokko, vom Weißen aufgesogen worden ist. Gewiß! Der Islam könnte zu Eingeborenen-Kriegen führen, welche ebenso fürchterlich, wie die von Lord Kitchener niedergeschlagenen Sudan-Aufstände, sein würden. Lady Phillipps' Beweisführung wird aber viel überzeugungskräftiger, wenn sie auf Asien Anwendung findet, wo Japan und Iung-China alle Anzeichen dafür offenbaren, daß sie Weltherrschaftsgelüste entwickeln. Lady Phillipps sagt also mit vollem Rechte (S. 18):

„Diese Rassenfrage, die schwarze über Afrika, die gelbe über Asien brütende Gefahr, bildet den stärksten der Gründe, aus denen das Christentum alle erkünstelten Streitpunkte aufgeben und sich vereint rüsten sollte, den geradezu seine Eristenz bedrohenden Erregungsmomenten die Spitze zu bieten. Ich meine natürlich nicht, daß eine weiße Allianz sich in einen Angriffskrieg gegen die gelbe oder schwarze Rasse stürzen solle; eine Verständigung zur Abwehr ist's vielmehr, wonach die Lage der Dinge ruft."

Wie wünschenswert nun auch eine Allianz zwischen Deutschland und England aus den angegebenen Gründen wäre, wär's doch nutzlos, auf eine Verständigung auch nur zu hoffen, wenn es gewichtige Gründe für einen Krieg gäbe. Ich halte es aber für eine festgestellte Tatsache, daß Deutschland und England keinen Streitfall haben, daß sie ausschließlich im Handel Mitbewerber sind, der in einem Kriege keine Förderung erfährt, daß sie nicht jedes Anderen Land begehren, und daß schließlich keine alte Blutfehde zwischen ihnen schwebt, die ausgetragen werden müßte; denn Deutschland und England haben nie gegeneinander Krieg geführt, eine gerade jetzt interessante Beobachtung, wo die Amerikaner und Engländer mit großem Tamtam die Hundertjahrfeier ihrer Freundschaft zu begehen im Begriffe sind.

Zwischen Deutschland und England gibt es nicht 100, sondern nahe an 1000 Jahre Freundschaft; wir haben noch das Andenken in uns an die Hannoveraner, die für König Georg fochten, an Blücher und Waterloo, an den siebenjährigen Krieg gegen die Franzosen, an eine ganze Geschichtsschau, in der Teutonen und Briten Schulter an Schulter gegen die Lateiner gestanden sind.

Folgerichtig beklagt also Lady Phillipps die Sachlage und legt deren künstlich geschaffene Spitzen bloß. (S. 49/50.) „England und Deutschland haben zusammen in einem Boote gerudert, haben dieselben Ideale von Verwaltung und Staatsordnung verfolgt, haben sich oft gegenseitig geholfen, selten einander behindert. Auch heute haben sie dieselbe Wesensverwandtschaft, heute dieselbe Interessengemeinsamkeit. Sie stehen zusammen ein für humanitäre Ideen, für Aufrechterhaltung der Ordnung in der Regierung, für Reinheit im Privatleben. Sie werden zusammen bedroht von den zwei großen Gefahren des Tages: der der farbigen Rassen, welche ihre Fesseln zu sprengen im Begriffe sind, und jener der niedrigen Massen, welche die Geduld verlieren und in Revolution und Anarchie von einer Lage, die sie als eine unerträgliche anzusehen gelehrt werden, etwas Befreiung suchen. Vereint kann England und Deutschland allen Gefahren in Sicherheit entgegentreten. Sie werden aber dahin gedrängt, die Interessengemeinschaft zu vergessen und dem Anderen an den Hals zu gehen. Kein Grund kann in der bis in unsere Zeit reichenden Geschichte für die Berechtigung gefunden werden, einem solchen Drängen nachzugeben. Wollen wir die Berichte der letzten wenigen Jahre darauf etwas näher prüfen, ob in ihnen ein Zeichen irgend eines Grundes dafür gefunden werden kann, daß Groß-Britannien und Deutschland nicht Freunde sein sollten."

Sie ist der festen Überzeugung, daß ein Krieg zwischen uns ein Unglück für die Zivilisation sein und die Uhr des Fortschritts zurückschrauben würde, indem sie die zwei größten Westmächte in eine Katastrophe schlösse, die der Gier des halbzivilisierten Slaven, des gefühllosen Mongolen und des gänzlich vertierten Negers das Tor öffnen würde. Sie möchte nicht die zwei tragenden Säulen des weißen Tempels von irgend einem vernarrten Simson niedergerissen haben,

so daß das Tempeldach einstürzen und unsere weiße Kultur unter seinen Ruinen begraben würde.

All dieses war indes dem Bewußtsein der intellektuellen Bevölkerung Deutschlands und Englands nahe; und wenn Lady Phillipps nur den Ieremias spielen würde, würde ich ihrem Buche keinen Artikel widmen. Appelle an Verwandtschaft, wie auch solche an Menschenverstand und Empfindungsleben — all dies ist abgestanden. Wir sind wirtschaftlich denkende und urteilende Völker und wie sind Geschäftsmänner.

Bei aller Achtung vor dem Friedensideal müssen wir gestehen, daß viele seiner Offenbarungen sehr stark an Torheit grenzen. Das Haager Friedensgericht ist eine Halbheit; es hat weder den spanisch-amerikanischen, noch den Buren-, noch den russisch-japanischen oder den Balkankrieg verhindert, und wir haben nur Skepsis für den Anblick, wie deutsche und französische Parlamentsmitglieder in Bern feierlich zusammenkommen, um „die Beziehungen ihrer Länder zu verbessern". Die Beziehungen von Ländern werden nicht auf diese Art verbessert; sie sind nur dann gute, wenn die Länder mit ihrer Stellung in der Welt zufrieden sind. Wenn Politiker sich gegeneinander gürten, oder wenn die Presse feurige Artikel abdruckt, bedeutet das gewöhnlich, daß die Länder etwas wollen, das sie nicht haben, und ein Gefühl des Verletztseins in sich tragen, weil sie es nicht erhalten haben. Oder es mag bedeuten, daß die Länder etwas bekommen haben, zu dem sie nicht berechtigt sind, und ein Gefühl der Befürchtung bekämpfen, daß es ihnen wieder weggenommen werden könnte.

Mr. Chamberlain sagte einmal: Man kann den Sturm nicht bannen, indem man sich auf das Barometer setzt. Heutzutage versuchen es zu viele, „auf dem Barometer zu sitzen", in der Hoffnung, dieses zum Steigen zu bringen; das ist nutzlos.

Beim gegenwärtigen Stande der Dinge wäre sowohl in England, wie in Deutschland ein Krieg volkstümlich. Die Masse des Volkes würde ihn mit Freuden begrüßen, und zwar deshalb, weil sie von ihren Politikern und Pressemännern entflammt wird; Deutschland in einem Wunsche nach Ausdehnung, England in einem häßlichen Geiste des Neides und Schutzherrentums.

Der Feind, gegen den Lady Phillipps zu Felde zieht, ist die Vorstellung, daß Deutschland nicht berechtigt sei, irgend etwas zu haben. Sie legt ihre Vorschläge mit aller Kühnheit dar; sie laufen auf Folgendes aus: Deutschland ist berechtigt zu einem Kolonialreiche; England ist nicht berechtigt, es zu verhindern, ein solches zu haben. Das ist ein sehr gewichtiges Zugeständnis. Es kennzeichnet den Wuchs eines neuartigen Empfindens unter den Engländern. Denn es ist sehr selten, daß ein hervorragendes Mitglied einer politischen Partei — im vorliegenden Falle der konservativen militärischen Hoch-Schutzzollpartei — Gesichtspunkte aufstellt, welche von den unausgesprochenen Tendenzen dieser Partei gründlich abstehen. Ich behaupte nicht, daß Lady Phillipps für die Konservativen spricht;

in der Tat strengt sie alles an, für die Engländer als ein Ganzes sprechen zu dürfen. Sie ist konservativ; sie beabsichtigt, in der konservativen Partei zu bleiben; sie muß also etwas wiedergeben, was dem Geiste ihrer Partei nicht gänzlich fremd ist, da diese Partei bislang mit Rüstungen und antideutscher Politik verbunden gewesen ist. Darum sind ihre Gesichtspunkte viel gewichtiger, als es die eines sentimentalen Liberalen sein würden. Wenn Lady Phillipps sagt: „Ich wünsche, daß Deutschland ein Teilhaber und nicht ein Konkurrent sei", oder an anderer Stelle: „Ich möchte Deutschland mehr, als koloniale Besitzungen, ich möchte es ein koloniales Reich eignen sehn", haben wir eine bemerkenswerte Stimmungsänderung zu buchen.

Was Lady Phillipps' Absichten im Einzelnen wollen, ist am klarsten von ihr selbst ausgedrückt:

„Eine große deutsche Partei ist der Ansicht, Deutschland solle Kolonien haben. Wohlan, wenn wir Ernst machen, müssen wir ihren Gesichtspunkt uns zu eigen machen, uns bereit erklären, die Weltkarte umzubilden. Mit einer einzigen Ausnahme schlage ich nicht vor, daß ein Acker britischen Bodens in deutsche Hände übergehn solle; solches Verlangen ist im Rufe nach „einem Platze an der Sonne" nicht enthalten. Bei aller Achtung vor deutschen Notwendigkeiten bin ich als Patriotin zur Behauptung gezwungen, daß wir jenen Ländern, die wir unter unseren Schutz genommen haben, die Fortsetzung unseres Vertrauensamtes schulden. Es gibt aber andere Länder und andere Staaten, deren imperiale Schicksale ihr Ende gefunden haben. Es gibt ungeheure Landgebiete jetzt in den Händen altersschwacher Europäer, welche gern ihre Verantwortlichkeiten auf andere Schultern laden würden. Es gibt muselmännische Länder in einem Zustande des Verfalls, die indes großen potentiellen Reichtum enthalten. Walfisch-Bay, Angola, der Kongo, Kleinasien und vielleicht Süd-Amerika. Diese sind die Wegweiser zu einer besseren Verständigung." Es wird sofort klar, daß dieses keine Aufgabe britischer Souveränität einschließt. Der einzige „Acker Landes", den Lady Phillipps abzutreten vorschlägt, ist die Walfisch-Bay, von der sie sagt: „Da ist vor allem der Fall der Walfisch-Bay, eines guten Hafens, der in deutsches Südwest-Afrika einschneidet und in den Händen Groß-Britanniens ist. Es wäre für uns faßbar, das Walfisch-Bay-Gebiet, das jetzt für uns wenig Nutzen hat, da wir es nicht dem Hinterlande zu entwickeln können, für Land in einem anderen Teile Süd-Afrikas auszutauschen; noch besser, wir machten eine Ausnahme von der von mir oben aufgestellten Regel und träten es Deutschland als einen Beweis guten Willens bedingungslos ab. Den Ausgleich . . . könnten wir nach der Aufgabe offen lassen; wenn das deutsche Südwest-Afrika zur Entwickelung kommt, wird das Gebiet zugunsten der deutschen Häfen verhungern, während es doch eines jener Erinnerungszeichen daran bleiben wird, daß „was auch immer gut ist, britisch sein müsse".

Das Abtreten der Walfisch-Bay ist an sich selbst von keiner besonderen Wich-

tigteit, ob auch die Bay schon von jeher Anlaß zu starkem Mißgefühl gegeben hat. Der Gedanke aber, daß England sich von solchem Ernste beseelt erweisen sollte, daß es bereit sei, eine englische Besitzung aufzuopfern, muß als eine revolutionäre Sinnesänderung aufgefaßt werden. Es würde zeigen, daß England nicht mehr den Wunsch hege, den Deutschen draußen zu halten, und anerkenne, daß die Deutschen volles Anrecht auf die Häfen ihrer eigenen Besitzungen haben.

Man kann jedoch nationale Freundschaften nicht aus einem winzigen Hafen bilden. Lady Phillipps ist bereit, viel weiter zu gehen, die deutsche Fahne über ein Reich flattern zu sehen, das schließlich mit dem Englands sich vergleichen könne. Sie ist der Ansicht, daß die Portugiesen sich als Kolonisten völlig unbrauchbar erwiesen haben, und das Glück Afrikas erhöht würde, falls die Gebiete, welche diese in korrupter, unzureichender Weise verwalten, Gebiete, in denen sie den Sklavenhandel nicht unterdrücken können, in die zivilisierenden Hände Deutschlands und Englands übergehen würden. Ihr Plan ist folgender: „Der ernstlich« Vorschlag geht dahin, daß Groß-Britannien und Deutschland gemeinsam Angola und Mozambique kaufen oder pachten sollen. Angola würde unter deutsche Flagge, Mozambique unter britische kommen; die Westküste Afrikas zwischen Kap-Kolonie und dem Kongo solle Deutschland zufallen, während Rhodesien und der Transvaal endlich die für ihre vollere Ausdehnung so nötigen Häfen gewinnen würden. Die Schwierigkeiten sind nicht bedeutende: sie können durch eine Verständigung zwischen Groß-Britannien und Deutschland, der eine Aufklärungsarbeit in Portugal zu folgen haben würde, gelöst werden. Die Geldfrage ist keine Frage, wie groß auch immer der Ankaufspreis sein möge; denn es wäre ein Leichtes, lokale koloniale Anleihen zu erheben, wenn portugiesische Mineralien und portugiesischer Gummi mit dem Schutze mächtigerer Flaggen bedacht würden. In dieser Weise könnte Deutschland ein größerer Ausschnitt auf dem schwarzen Kontinent gewährt werden, während wir in bedeutendem Maße die Macht unseres südafrikanischen Kronlandes vergrößerten."

Nur wenige greifbare Schwierigkeiten stehen der Ausführung dieser Idee im Wege; denn es ist oft vorgeschlagen worden, daß England Delagoa kaufen solle; und es ist starker Grund für den Glauben vorhanden, daß die portugiesische Republik sehr froh sein würde, diese Gebiete los zu werden, wenn sie es nur wagen dürfte. Der Republik kann geholfen werden, es zu wagen, wenn eine aufklärende Propaganda in Portugal ins Werk gesetzt werden würde; wenn man das Volk davon überzeugen kann, daß der Verkauf der Kolonien einen starken Rückgang der nationalen Schuld und hierdurch auch der Steuern bedeuten würde, wäre sehr wenig Schwierigkeit für die Durchführung des Planes vorhanden.

Das fällt aber weniger in meinen Interessenkreis. Was für mich von Bedeutung ist, ist die Tatsache, daß Lady Phillipps damit einverstanden ist, daß Deutschland über 1000 engl. Meilen Küstengebiet, nahezu 500 000 engl. Quadratmeilen Landes und 4 Millionen Bewohner in der unmittelbaren Nachbarschaft Rho-

bestens die Hand haben solle. Wenn England dieses tut, wird es bekunden, daß es Deutschland nicht mehr als seinen Feind ansieht. Wenn wir noch hinzufügen, daß Lady Phillipps vorschlägt, England solle keine Einwendung erheben, falls Deutschland den Kongo zu kaufen sich entschlösse, — d. i. also 1 Million engl. Quadratmeilen — fünf Mal so großes Gebiet, wie Deutschland — und ebenso hinzufügen, daß sie bereit ist, eine deutsche Einflußsphäre in Kleinasien an den Toren Indiens hinzunehmen, wird man erkennen, wie breitgreifend der Vorschlag ist, und wie revolutionär seine Annahme sein würde.

Natürlich stehen Schwierigkeiten im Wege: die portugiesischen Schwierigkeiten sind unbedeutende; der Ankauf des Kongo ist ein schweres Geschäft, denn Belgien ist nicht arm und wird wahrscheinlich nicht verkaufen wollen; in Kleinasien finden wir infolge der Lüsternheit Rußlands und Italiens, von den anderen Mächten ganz zu schweigen, eine komplizierte Situation. Ich kann nicht genügenden Nachdruck auf die Wichtigkeit der Gesinnung legen, welche Lady Phillipps in England zu fördern versucht. Bemerkenswert ist ihr Wunsch, England von seiner sklavischen Allianz mit Frankreich und Rußland loszureißen; sie will die Verwendung Englands als eines „ent'» pa^" (Werkzeugs) vermieden wissen, wie es in der letzten Vergangenheit benutzt wurde: in Marokko zugunsten Frankreichs, in Persien und in der Mongolei Rußland zuliebe. Sie will durch eine Verständigung mit Deutschland der Situation ein Ende bereiten, zu der Rußland ständig, wenn es etwas will, seine Zuflucht nimmt. Immer noch hat Rußland, wenn es einen Ehrgeiz zu erfüllen hatte, England angedeutet, daß es, falls England nicht „ja" sagt, zu Deutschland übergehen würde. Dieser Sachlage ist es zu danken, daß die Freiheit Persiens erdrosselt worden ist, und die große freiheitliche englische Nation zu einem Teilnehmer an einer Verschwörung gegen die Rasse, welche ihr Haus in Ordnung zu setzen suchte, gemacht worden ist.

Aus allen diesen Gründen — ökonomischer, praktischer und psychologischer Art — will Lady Phillipps die Feindschaft zwischen England und Deutschland endgültig bannen. Sie wünscht zu wirken — eine Patriotin für England, eine Freundin für Deutschland, eine Bürgerin für die Welt. Sie ist der Überzeugung, daß Frieden, Zivilisation und Kultur völlig in einem wahren „angelsächsischen" Bande ruhen.

Max Roloff (Tunis):
Frankreich und Italien in Nordafrika und der Islam.

Nahezu zwei Jahre sind vergangen, seitdem Italien die Ervedition nach Tripolis in Angriff nahm; der Balkankrieg und der Zusammenbruch der europäischen Türkei, beides durch das Unternehmen der Italiener in Tripolitanien, wenn auch nicht direkt hervorgerufen, so doch beschleunigt, haben die allgemeine Aufmerksamkeit von Nordafrika abgelenkt. Die Tageszeitungen brachten wohl hin und wieder einmal italienische Sieges Nachrichten, die das große Publikum mit Vorbehalt aufnahm, im übrigen aber wenig beachtete. Da nun aber Italien unser Bundesgenosse ist, auf den wir bei einem europäischen Kriege evtl. rechnen müssen, ist es gewiß nicht unangebracht, einmal unparteiisch und ohne Rücksichtnahme auf wen auch, zu untersuchen, wie sich in Wahrheit die Lage der Italiener in Nordafrika gestaltet hat und aller Wahrscheinlichkeit weiter gestalten wird.

Da Frankreich als die Vormacht in Nordafrika gelten muß, und die ganze Zukunft Tripolitaniens einzig und allein davon abhängt, wie sich das Verhältnis Frankreichs zu Italien weiter gestalten wird, ist es natürlich, daß in diesem Aufsatz mehr von den Franzosen die Rede sein wird, als von den Italienern, weshalb denn auch die Überschrift dementsprechend gewählt werden mußte. Daß in den folgenden Ausführungen der Islam eine große Rolle spielt und demgemäß auch vielen Raum beansprucht, ist natürlich, da es sich um die Unterwerfung islamitischer Volksstämme handelt.

Es ist auch von hohem Werte, einmal gründlich zu untersuchen, inwieweit die Stellung der Franzosen in Nordafrika als fest und unerschütterlich, wie diese so oft behaupten, gelten kann, und ob es Frankreich im Laufe der Jahrzehnte trotz fleißiger und anerkennungswerter Arbeit gelungen ist, die muslimische Bevölkerung mit ihrem Schicksale auszusöhnen.

Eigentlich können einem die Franzosen leid tun, wenn man sieht, daß ihnen die eingeborene Bevölkerung noch eben so fremd und feindlich gegenübersteht, wie vor Jahrzehnten. Schreiber dieser Zeilen kennt Nordafrika seit den achtziger Jahren und hat Algerien und Tunesien wiederholt bereist, um mit den Eingeborenen Fühlung zu gewinnen. Anfangs ist das immer schwer, da diese meistens in jedem Europäer, der sich ihnen nähert, einen französischen Spitzel wittern. Sie haben auch wohl nicht ganz Unrecht, denn in den arabischen

Caf^s, wo oft Politik debattiert wird, bis tief in die Nacht hinein, wimmelt es in Algerien von Spionen. Hier in Tunesien ist dies freilich anders, die Araber genießen hier mehr Redefreiheit als in Algerien. Der Tourist, der sich nur kurze Zeit hier aufhält und Sprache und Sitten nicht gründlich kennt, ist freilich entzückt über das, was die Franzosen aus den Arabern gemacht haben. Sieht er doch überall in den besseren Cafss und Restaurants Eingeborene, tadellos gekleidet, mit Krawatte und Lackschuhen, Absinth oder andere Schnäpse, Kognak im Kaffee, und Wein bei den Mahlzeiten trinken. Das Ausrufen zum Gebet von der Höhe des Minarets hindert sie nicht im mindesten, mit ihrem europäischen Freunde zu zechen. Diese Leute sprechen das Französische oft besser, als ihre eigene Muttersprache. Es ist aber ein großer Fehler, wenn man sie als die geistigen Führer ihrer Landsleute betrachtet; ihre Glaubensgenossen verachten diese Muslim, die den Islam nur als ihre Religion bekennen, um desto besser ihren frivolen Neigungen leben zu können, wohl noch mehr als die Christen, die eben noch blind sind, denen das göttliche Licht des Koran noch nicht offenbart ist.

Daß von dieser Klasse keine Regeneration eines Volkes zu erwarten ist, sollte man von den Iungtürken gelernt haben. Wenn diese Iung-Algerier und Iung-Tunesier einmal das Geld verjubelt haben — in Gemeinschaft mit ihren europäischen Freunden! —, welches ihre Väter für den Verkauf ihrer Ländereien und Privilegien erhalten haben, werden sie bittere Armut leiden und das „gebildete und französisch sprechende Proletariat" wird überhand nehmen. Für eine leichte Bureauarbeit eignen sich diese „gebildeten" Algerier und Tunesier wohl, und es gibt deren leider zu viel, wie auch in der Türkei die Bureau-Effendis ein Krebsschaden sind. Zu körperlicher Arbeit taugen weder Algerier noch Tunesier; sieht man Eingeborene körperliche Arbeit verrichten, so sind es Marokkaner oder Sudanneger. Es wird in Europa so viel gescholten über den Neger, der sich nicht zur Arbeit eignet; nun, einen fauleren Menschenschlag als den Araber gibt es wohl nicht! Den Neger zwingt schließlich der Hunger oder die Peitsche zur Arbeit, den Araber aber nicht; der verhungert lieber in seinem Stolz und in seinem Hochmut.

Touristen sind oft ganz entzückt von diesen stolzen Araberfiguren; und es gibt leider auch zahlreiche europäische Damen, die sich zu diesen „prächtigen" Gestalten hingezogen fühlen. Hier in Tunis ist wohl ein Dutzend deutscher Mädchen an Araber verheiratet. Ob dieselben sich glücklich fühlen? Nicht eine! Wenn dieselben nur die Mittel besäßen, ihrer unwürdigen Ehe ein Ende zu bereiten; das deutsche Konsulat kann ihnen nicht helfen. Eine reiche Engländerin, die vor zwei Jahren nach Tunis kam, verliebte sich sofort in einen arabischen Diener des englischen Konsulats; sie heiratete ihn, lebte als Araberin und schenkte ihrem Gatten eine Tochter. Vor einigen Monaten hatte die Dame doch Heimweh nach Old-England, und ihr Mann war unklug genug, ihr Urlaub zu bewilligen.

In der Heimat erkannte sie bald das Unwürdige ihrer Stellung; sie kehrte nach Tunis zurück und verlangte die Ehescheidung, die sie auch durchsetzte. Ihr früherer Gatte wollte aber die Möbel und die Schmucksachen nicht herausgeben; ein gerichtliches Urteil mußte ihn erst dazu zwingen. Deutsch« Mädchen, die einen Araber heiraten, sind meistens arm und haben keine Mittel, die Ehescheidung durchzusetzen.
Speziell hier in Tunesien ist es auffallend, mit welcher Arroganz die Eingeborenen dem Europäer, auch dem Franzosen gegenüber auftreten. Dem Touristen gegenüber, von dem sie etwas verdienen oder ein Trinkgeld bekommen können, nähern sie sich freilich kriechend. Aber man beobachte nur einmal, mit welcher Unhöflichkeit, ja Grobheit, diese Leute z. B. einen französischen Polizeibeamten auf der Straße anreden! Und diese Beamten wissen, daß sie gute Miene zum bösen Spiel machen müssen, da sie leicht ihr Brot verlieren können, wenn sie einem Eingeborenen gegenüber unhöflich auftreten! Jeder Stiefelputzer redet diese Beamten, meistens gediente Unteroffiziere, mit „Du" an und klopft ihnen vertraulich auf die Schulter!
Unser Landsmann, der berühmte Afrikaforscher Dr. Rohlfs, der Nordafrika von Marokko bis Ägypten mehrmals durchquert hat, als gewöhnlicher Derwisch gekleidet, der den Eingeborenen Nord-Afrikas gründlich gekannt hat, gab den Franzosen den Rat, mit den muslimischen Arabern zu verfahren, wie die Angelsachsen in Nordamerika mit den Rothäuten, d. h. dieselben auszurotten oder in die Sahara zurückzudrängen. „Man wird meinen Rat", so sagte er, „unmenschlich und wenig in Übereinstimmung mit dem modernen Kulturgedanken nennen. Aber es ist ein Unterschied, vom Schreibtisch aus Philanthropie zu predigen, oder in Jahrzehnte langem Umgang ein Volk kennen zu lernen. Es gibt eben Völker, die vom Erdboden verschwinden müssen, w«nn das von ihnen bewohnte Land für die europäische Kultur eröffnet werden soll. Hierher gehören auch die nordafrikanischen Muslims." Die Franzosen haben diesen Rat nicht befolgt; sie haben im Gegenteil mit den Eingeborenen kokettiert und diesen die „allgemeinen Menschenrechte" bringen wollen; sie haben jahrzehntelang von einer Assimilation geträumt. Und der Erfolg? Der Araber haßt heute den Franzosen mehr als je; freilich nicht nur den Franzosen, sondern alle Christen.
Die armen Teufel, die der Hunger und die Sehnsucht nach der hübschen Uniform in die Reihen der Tirailleurs Algeriens oder Tunesiens treibt, können nicht als Gegenbeweis gelten. Wenn diese Leute später zu ihrem Stamme zurückgekehrt sind, ist ihr „französischer Patriotismus" bald wieder verschwunden. Im Gegenteil, sie hassen den Franzosen noch mehr, weil sie keine Pension bekommen, die sie nach fünfjähriger Dienstzeit verdient zu haben glauben!
Jetzt verlangen die Algerier das allgemeine Wahlrecht. Sie berufen sich dabei auf die Juden, die es vor einigen Jahren bekommen haben. Nun darf aber nicht vergessen werden, daß die Juden in Algerien und Tunesien seit der

Zeit, daß man ihnen politische Rechte gegeben hat, ganz entschieden einen großen Schritt vorwärts gemacht haben. Gewiß, es gibt noch Ghettos in den größeren Städten, wo ein geradezu ekelhafter Schmutz herrscht, aber man merkt doch auf Schritt und Tritt Verbesserung. Die erbärmlichsten Behausungen haben die Juden bereits verlassen und sich in neuen Straßen und gesunden Stadtvierteln niedergelassen, wenn sie auch ihre Geschäftslokale noch immer in den alten Gassen und Gäßchen belassen. In Tunis gehören die meisten Juden jetzt ganz entschieden zu dem intelligentesten Teil der Bewohner dieser Hauptstadt. Fast alle machen fleißigen Gebrauch von den zahlreichen Schulen, und die heranwachsente Generation wird sich ganz bedeutend unterscheiden von dem, was man sich heute gemeinhin von einem nordafrikanischen Juden vorstellt.

Rohlfs hatte ganz Recht, wenn er den Muslim, den Islam, als kulturfeindlich betrachtet. Eine Reform des Islams, der Neuzeit entsprechend, ist ausgeschlossen; die „europäischen" Reformer dieses Gottesdienstes täten besser, ihre Mühe auf etwas anderes zu verwenden; bei den Muslims selbst gibt es keine Reformatoren, man fühlt auch gar nicht das Bedürfnis danach. Schulunterricht im allgemeinen hilft hier auch nichts; das beweist Algerien. Nur die Mission, die Missionsschule, kann hier helfen, die dem Islam rücksichtslos die Maske vom Gesicht reißt und ihn in seinen Fundamenten angreift. Freilich, solange die Islamschwärmer und -Bewunderer in Europa nach Tausenden zählen, wird es ein frommer Wunsch bleiben!

Früher richteten sich die Augen der Muhammedaner Nordafrikas stets nach Stambul, von wo sie Hilfe und Errettung erwarteten. Jetzt erwartet man alles von einem europäischen Kriege, in welchem sich die christlichen Mächte untereinander zerfleischen und Frankreich nicht mehr eine genügende Anzahl Truppen in Nord-Afrika unterhalten kann. Wenn dann der rechte Mann, ein Mahdi oder ein zweiter Abd-el-Kader an der Spitze der Bewegung steht, ist es sehr wohl möglich, daß die Franzosen die Eroberung Algeriens aufs Neue beginnen müssen. Es ist zu hoffen, daß es nicht so weit kommt; die Möglichkeit besteht immerhin, denn, es muß nochmals wiederholt werden: der Islam ist kulturfeindlich und wird es immer bleiben!

II.

Die Franzosen haben den Rat Dr. Rohlf's nicht befolgt; die Italiener werden in Tripolitanien vielleicht danach handeln! Sie werden es tunmüssen! Italien hat das Abenteuer in Libyen — denn so muß man es vorderhand nennen! — unternommen, einzig und allein zu dem Zwecke, seine Überbevölkerung in eigenen Kolonien zu behalten. Der militärischen Okkupation wird also eine Emigration von Zehntausenden, ja vielleicht Hunderttausenden armer Sizilianer und Süd-Italiener folgen. Die meisten der 140 000 in Tunesien angesiedelten Italiener stammen auch aus diesen Gegenden; sie stehen verhältnismäßig auf

keiner höheren Kulturstufe als die Araber, weshalb denn auch der Eingeborene Nord-Afrikas auf die Italiener mit Verachtung herabsieht; sie arbeiten, wie er, und oft für einen billigeren Tagelohn als er selbst. Den Franzosen, den Engländer und den Deutschen achtet und fürchtet der Araber, wenn er auch alle in gleichem Maße haßt, denn die übergroße Mehrzahl der hier ansässigen Vertreter dieser Nationen nehmen geachtete Stellungen ein. Das ist auch der Grund dafür, daß angenommen werden muß, der Widerstand in Tripolitanien wird bedeutend zäher sein den Italienern gegenüber, als wenn es sich um eine französische oder englische Okkupation handeln würde. Wenn die Italiener, wie man so oft hört, träumen, es würde ihnen ein Leichtes sein, die Franzosen aus Tunesien hinausdrängen, so ist dies verkehrt: die Eingeborenen würden sich dem energisch widersetzen.

Die Franzosen in ihrer Kurzsichtigkeit, nur im Deutschen ihren Feind zu sehen, haben in letzter Zeit manches vernachlässigt und aus dem Auge verloren. Die hiesigen Zeitungen brachten vor kurzem die Nachricht: „In Susa und Umgebung läuft seit einiger Zeit das Gerücht, die Deutschen werden binnen kurzem Truppen in Tunesien landen und Franzosen und Italiener zum Lande hinanstreiben. Es ist Sache der Regierung, den Urheber dieser Gerüchte aufzuspüren und zur Verantwortung zu ziehen." Die Nervosität der Franzosen muß einen hohen Grad erreicht haben, daß sie auf solches Geschwätz reagieren. Früher standen die Deutschen hier in Tunesien in höherem Ansehen als jetzt. Dies liegt zum großen Teil an dem Vertreter des Deutschen Reiches. Der jetzige Konsul gibt sich die größte Mühe, mit den Franzosen in gutem Einvernehmen zu leben; er vergißt aber, daß Tunesien trotz allem nicht als französische Kolonie wie Algerien gelten kann, und daß es hier Hauptsache ist, ein gutes Einvernehmen mit den Arabern zu erzielen. Es ist eben schwer, immer den rechten Mann für den richtigen Platz zu finden! Noch heute klagte mir ein sehr angesehener Araber sein Leid darüber. Der Mann ist ein Geschäftsmann, er möchte mehr verdienen an den zahlreichen deutschen Touristen, die Tunis besuchen; und bekanntlich hört die Freundschaft auf, wenn am Freunde nichts mehr zu verdienen ist, was ja schließlich nicht nur bei den Arabern der Fall ist.

Heute hatte ich endlich auch eine Zusammenkunft mit dem Anführer der aufständischen Araber in Tripolitanien, wie ihn die Italiener nennen, dem Chef der unabhängigen Regierung von Tripolitanien, Sliman el-Baruni, einem früheren Deputierten aus Stambul. Er ist seit Donnerstag hier, nicht, wie italienische Zeitungen berichten, um kampfesmüde mit der italienischen Regierung zu verhandeln, sondern persönlicher Angelegenheiten wegen. Die Italiener haben in den Kämpfen vom 22. bis 28. März nicht einen Fußbreit Landes gewonnen, sondern mußten im Gegenteil mit großen Verlusten in ihre Stellungen zurückkehren. Der Sitz der unabhängigen Regierung ist noch immer Ieffren. Diese Angaben waren mir übrigens auch schon vorher von anderer

Seite bestätigt worden, von Arabern sowvhl, wie auch von französischen Offi-
zieren, die in den Grenzposten das Kommando führen. Es scheint, daß Sliman
el-Baruni nur nach Tunis gekommen ist, um neue Geldsammlungen zu veran-
stalten und Waffen- und Munitionslieferungen abzuschließen.
Freilich, wenn der europäische Frieden erhalten bleibt und
sich Italien mit aller Kraft auf die Eroberung Tripolitaniens legen will, wird
der Widerstand der Eingeborenen endlich gebrochen werden. Aber mit einer
Okkupationsarmee von 50 000 Mann ist nicht viel auszurichten. Die Italiener
müßten wenigstens mit 60 000 Mann in den Djebel Ghanan vorrücken, um
dauernde Erfolge verzeichnen zu können. Der Feldzug der Franzosen in der
großen Kabylie kann als Beispiel angeführt werden. Und dann noch wird der
Guerillakrieg vielleicht zehn Jahre und länger dauern, zumal weder Frankreich
noch England gewillt scheinen, die Einfuhr von Waffen und Munition in Tripo-
litanien gänzlich zu unterbinden, was freilich auch nicht ganz leicht ist.
Jedenfalls haben die arabischen Truppen sehr viel an Gefechtswert ver-
loren, seitdem die türkischen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften ab-
gezogen sind; diese sind auch nicht zu ersetzen. Wenn es wahr ist, was die
Italiener behaupten, daß in den letzten Kämpfen europäische Offiziere die
Araber angeführt haben, daß selbst einige französische Offiziere von den
italienischen Truppen gefangen genommen und als Briganten standrechtlich er-
schossen worden sind, so hat dies nicht viel zu sagen: ohne tüchtige Unteroffiziere
kann man keine undisziplinierten Rekruten abererzieren! Es überraschte mich
nicht, aus dem Munde Sliman el-Baruni's folgendes Urteil über Enver Bey
und die anderen jung türkischen Offiziere zu hören: „Ia, mit dem Munde
haben sie viel getan, sonst haben sie aber mehr verdorben als Gutes erreicht!"
Der Scheich des Ordens der Senussi hat sich, wie ich immer behauptet
habe, und wie mir auch hier und im Süden überall bestätigt worden ist, während
des türkisch-italienischen Krieges vollkommen neutral verhalten; er ist auch jetzt
noch nicht aus seiner Reserve herausgetreten. Er haßt die Italiener als Un-
gläubige, aber er haßt die Iungtürken noch mehr, als Abgefallene vom
Islam. Es wird weiter unten noch die Rede sein von den Senussi und ihren
Zukunftsplänen.
Der kommandierende General des französischen Okkupationskorps in
Tunesien ist im Laufe dieser Woche von einer Inspektion der tripolitanischen
Grenze zurückgekehrt; es soll ein umfangreiches Befestigungssystem dieser Grenze
ausgearbeitet und sofort in Angriff genommen werden. Es ist den Franzosen,
wie schon hervorgehoben wurde, äußerst unangenehm, Italien als Nachbar in
Afrika zu haben. Auch diese Hast zeugt von einer großen, fast blinden Ner-
vosität; denn die Italiener werden niemals imstande sein, von Tripolitanien
aus in Tunesien einzudringen; die eingeborene Bevölkerung würde sich dem
widersetzen. Während es auf der anderen Seite für die Franzosen leicht sein

dürfte in Tripolitanien einzurücken, oder die Brandfackel des Aufstandes in die eingeborene Bevölkerung zu werfen. Eben deshalb wird Italien jedenfalls auch vorläufig keine Grenzbefestigungen bauen, sondern die Eingeborenen ausrotten oder in die unwirtliche Sahara zurückdrängen und dort dem Hungertode überlassen.

III.

Italien gehört zur Tripelallianz, und man rechnet in Deutschland damit, daß dieser Bundesgenosse evtl. seine Land- und Seemacht den Verbündeten zur Verfügung stellt, oder doch einen Teil davon. Man tut gut in Deutschland, damit zu rechnen, daß für den Fall eines Krieges zwischen den beiden Mächtegruppen in Europa, Italien in Tripolitanien ein Kontingent von 100 000 Mann unterhalten muß; es muß gleich am Anfang des Krieges Truppen nach Tripolis werfen, da es sonst den Gegnern, von Malta oder von Bizerte aus, ein Leichteö ist, die Kommunikationen mit dem Mutterlande zu unterbinden. Es ist auch nötig, in Libyen große Depots von Lebensmitteln und Munition zu errichten, schon in Friedenszeiten, da es für den Fall eines Krieges, der, wenn auch nur anfangs, für die gegnerische Mächtegruppe siegreich ist, den Franzosen und Engländern ein Leichtes sein dürfte, alle Zufuhr auf dem Land- und Seewege abzuschneiden.

Man vergesse nicht, daß Malta und Bizerte in diesem engsten Teile des Mittelländischen Meeres zwei äußerst wichtige Flottenstützpunkte sind, die für Italien eine ständige Bedrohung sind; weder Italien noch Österreich werden sich mit ihren Flotten an diese beiden starken Festungen heranwagen können. Erst wenn die deutsche Flotte evtl. der englischen in der Nordsee empfindliche Verluste beigebracht hat, könnte evtl. an ein Vorgehen im Mittelmeer gedacht werden. Wir sehen, für die Tripelallianz ist die Besetzung Tripolitaniens durch Italien durchaus kein Gewinn; wie jetzt Osterreich im Falle eines europäischen Krieges darauf bedacht sein muß, seine Südost-Grenze nicht von Truppen zu entblößen, so muß Italien einen Teil seiner Armee und — vielleicht — die ganze Flotte zum Schutze seines afrikanischen Besitzes aufbieten.

Wenn hingegen der Krieg für Frankreich unglücklich ablaufen sollte, so ist bestimmt mit einer Erhebung der Eingeborenen Nordafrikas zu rechnen. Ob dies uns Deutschen aber einen anderen Vorteil bringen würde, als daß Frankreich auf Jahre hinaus geschwächt und aufs Neue an die Eroberung seines afrikanischen Besitztums herantreten muß, ist eine offene Frage. Auf alle Fälle würden in einem Aufstande der Araber Milliarden Kapital, und nicht nur französisches, vernichtet; man träume doch nicht den schönen Traum, daß die Eingeborenen Nordafrikas in diesem Falle uns Deutschen zujauchzen und uns Algerien als eine reife Frucht in den Schoß fallen würde! Wollen wir Algerien besitzen, so müßten wir es ebenfalls erst erobern.

Es war ein großer Fehler unserer Diplomatie, Abdul-Hamid im Stiche zu
lassen und uns mit den Iungtürken einzulassen. Abdul-Hamid hatte einen
großen Einfluß auf alle Muslims; ein Wort von ihm hätte in der gesamten
muhammedanischen Welt einen Brand entzünden können, der uns unter
Umständen großen Vorteil hätte bringen können! Jetzt ist es zu spät;
die Diplomatie der Tripelentente hat das Spiel gewonnen: die Türkei als mus-
limischer Staat, mit dem alle europäischen Großmächte rechnen müssen, hat
aufgehört zu bestehen. Beim Ausbruch des Balkankrieges wäre es vielleicht
noch möglich gewesen, den vor fünf Jahren gemachten Fehler wieder gutzumachen
und ein entschiedenes Veto einzulegen; der Balkankrieg wäre dann unterblieben
und ein europäischer Krieg wäre wohl auch nicht ausgebrochen. Deutschlands
vielgerühmte Freundschaft mit der Türkei ist in den Augen aller Muslims als
eine falsche entlarvt; ich habe das in den letzten Wochen hier Hunderte Male
hören müssen!
Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, als auf dem einmal eingeschlagenen
Wege weiterzugehen und zu retten, was noch zu retten ist. Aber alles Schmeicheln
und Kokettieren mit den Türken muß nun auch aufhören, denn darin sind sich
nicht nur die europäischen Kenner der Türkei einig, sondern auch die Araber
sprechen es offen aus: „die asiatische Türkei wird nicht mehr lange bestehen,
«nd es ist zu hoffen, daß den Türken bald das Heft aus den Händen ge-
kommen wird!" An ein Znsammengehen von Türken und Arabern ist nicht zu
denken! Man vergesse das nicht!
Der Islam macht augenblicklich in Nordafrika eine Evolution durch, die
verdient, scharf im Auge behalten zu werden. Die Franzosen sind oder scheinen
in letzter Zeit blind geworden zu sein, daß sie das nicht merken. Schuld daran
ist das Phantom eines deutschen Angriffs, von dem sie Tag und Nacht träumen,
und die trügerische Einbildung, die Muhammedaner Algeriens und Tunesiens
hätten sich endgültig mit der französischen Herrschaft abgefunden und lieben
ihre Herren. Ich hatte vor einigen Tagen eine interessante Unterhaltung mit
einem angesehenen Tunesier, dessen Familie von Muhammed abstammt, der ein
hervorragendes Mitglied der panislamitischen Liga ist. Er sagte mir Folgendes:
„Seitdem die Iungtürken unseren Kalifen abgesetzt haben und den Unglauben als
herrschende Religion in der Türkei eingeführt haben, erwarten wir nichts mehr
von Stambul. Wir sind auf uns selbst angewiesen und haben uns dement-
sprechend organisiert; von Syrien bis nach Marokko gilt die Parole: Warten
auf den günstigen Augenblick, in dem wir Allahs Hilfe gewiß sind und wieder
ein eigenes, selbständiges arabisches Reich gründen können! Wir hatten auf
deutschen Beistand gerechnet, aber auch Ihr habt uns verraten! Wir rechnen
bestimmt auf den Ausbruch eines europäischen Krieges, in welchem sich die
Christen untereinander zerfleischen und auf Jahre hinaus schwächen werden; wir
wünschen aber, daß Ihr Euch noch ein paar Jahre vertragt, da unsere Organi-

sation noch nicht vollkommen ist. Wenn wir jedoch bereit sind, dann wird es uns ein Leichtes sein, einen europäischen Krieg heraufzubeschwören; ein Christenmassaker in Syrien z. B., das wir veranstalten, wird Euren alten Neid und Eure alte Habsucht neu beleben und Ihr werdet Euch gegenseitig in die Haare fahren. Unseren Chef haben wir schon gefunden; endlich! Denn lange genug haben wir ihn nicht beachtet; er ist nicht fern von uns und keiner der Euren kann ihn beeinflussen!" Er meinte damit den Scheich der Senussi, dessen Einfluß in den letzten Jahren, wie ich mich an vielen Orten überzeugen konnte, außerordentlich zugenommen hat.

Dieser Araber, dessen Worte ich hier wiedergebe (er gilt bei den Franzosen als gebildet und spricht fließend französisch und englisch!), hat mir nur das bestätigt, was ich stets behauptet habe: der Islam hat, auch als politischer Machtfaktor, noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen. Europa, die christlichen Großmächte, Touristen und Orientalisten, haben jahrzehntelang mit den Muslims kokettiert; man hat in vielen Kreisen den Islam als Religion auf die gleiche Stufe gestellt wie Christentum und Judentum; man hat dies Tausende Male geschrieben, die Muslims haben es gelesen, man hat es ihnen auch gesagt und dabei gehofft, dadurch ihre Freundschaft zu gewinnen. Und was ist erreicht? Früher haßte der Muslim den Christen als seinen Feind, der stärker ist als er, er achtete ihn aber, wenn er sich unumwunden als Christ ausgab. Heute aber verachtet der Muhammedaner den Christen, da er täglich aus dessen Munde hört, daß jede Religion schließlich gut sei. Dem Muslim, ob gebildet oder ungebildet, ob im schmutzigen Burnus oder in Gesellschaftstoilette mit dem Fez auf dem Kopf, imponiert nur der Christ, der sich unumwunden als solcher zu erkennen gibt; hierin liegt auch der Grund für die Tatsache, daß der Engländer in allen muslimischen Ländern die höchste Achtung genießt. Wir Deutsche sollten hiervon lernen!

Man hat gerade in Algerien und in Tunesien geglaubt, durch guten Schulunterricht die Kluft zwischen Christen und Muslim zu überbrücken. Und was haben die Franzosen erreicht? Die Gruppe der Iung-Algerier und Iung-Tunesier wird immer anmaßender, sie fängt an, sich mit den Iung-Agyptern zu verschmelzen, und wird bald der eigenen Sicherheit wegen ihren Zentralsitz nach Genf verlegen, von wo aus natürlich die panislamitische Propaganda mit noch größerem Eifer betrieben werden wird. Verbannte finden in ihrer Heimat immer großen Anhang; bei den Muhammedanern gelten sie überdies als religiöse Märtyrer!

Die einzige Schule, die in der muslimischen Welt Aussicht auf Erfolg hat, ist, wie schon gesagt, die Missionsschule. Einen andern Weg gibt es nicht, man müßte denn dem von Rohlfs vorgeschlagenen Weg folgen wollen!

Aber freilich, solange gerade bei uns Deutschen die Bewunderer und Schwärmer für den Islam nach Tausenden zählen, die oft ihrer hohen Stellungen wegen die Zeitungen und die öffentliche Meinung beherrschen, ist es aus-

geschlossen, daß die Überzeugung auch in größeren Kreisen festen Fuß faßt: der Islam war, ist und bleibt kulturfeindlich! Ich möchte den vielen Kennern — und Nichtkennern des Islams, die aber doch soviel über denselben reden und schreiben — zurufen: „Ist wohl einer unter Euch, der die Anmaßung besitzt, zu behaupten, er sei vollständig in die Seele des Islams eingedrungen, er habe das tiefste Wesen des Islams erfaßt?" Ein Menschenleben des eifrigsten Studiums mitten unter Muhammedanern genügt nicht, die Seele des Muslim ganz zu verstehen. Wir Abendländer können wohl Orientalisten werden, aber Orientalen werden wir nie. Jeder ehrlich und aufrichtig Denkende wird das zugeben müssen; es wäre aber auch wünschenswert, daß sich jeder, der die Feder ergreift, um etwas über den Islam zu schreiben, erst einmal selbst obige Frage stellt; es bliebe dann manches ungeschrieben, was jetzt nur dazu dient, die Konfusion zu erhöhen, während es auf der anderen Seite weder dem Islam noch dem Christentum, weder uns Deutschen noch den Muslims etwas hilft.

Tunis, 44. April 4913.

Alexander Foß (Kopenhagen):

Der Übergang Danemarks zum Industrieland.

In der allgemeinen deutschen Auffassung ist Dänemark zweifellos ein Landwirtschaftsland, ein Agrarstaat. Dies ist auch vollkommen richtig, weil die nationale Ökonomie Dänemarks hauptsächlich auf seine Landwirtschaft und auf die mit dieser eng verknüpfte Nahrungsmittelindustrie begründet ist. Eine kurze statistische Übersicht über den auswärtigen Handel Dänemarks zeigt dies am besten.

Einfuhr
1911 1912
Millionen Millionen
Kronen Kronen
Ausfuhr
1911 1912
Millionen Millionen
Kronen Kronen
Vrzeugungsmittel
der Landwirtschaft 123,7
Erzeugungsmittel
der Industrie
Nahrungsmittel
Industriewaren
Sonstige Einfuhr
Insgesamt: 623F 732,9
152,2
144,9
153,8
48,7
148^
187,0
163F
172,6
61F
Landwirtschaftliche
Erzeugnisse 477,0
Industriewaren
Sonstige Ausfuhr
41,7
18,0
514,1
56,4
22,7
Insgesamt: 536,7 593,2

Dänemark deckt seinen Verbrauch von ausländischen Rohprodukten (Eisen,

anderen Metallen, Baumwolle, Steinkohle, Düngermitteln etc. etc.), ausländischen
5?

Nahrungsmitteln und Industrieerzeugnissen hauptsächlich durch die Ausfuhr von Butter, Fleisch, lebendem Vieh, Pferden etc. Es sind dies nicht die einzigen Einnahmen durch den Umsatz mit dem Auslande, indem die dänische Handelsflotte 51912: 515 000 Tonnen), die dänische Fischerei (Ausfuhr 1912: 11,2 Millionen Kronen) und die Ausfuhr dänischer Industrieerzeugnisse (1912: ca. 56 Millionen Kronen) auch dazu beitragen.

Eine statistische Übersicht über die Verteilung der Bevölkerung auf die verschiedenen Erwerbszweige bestätigt die große wirtschaftliche Bedeutung der Landwirtschaft.

Verteilung der Bevölkerung Dänemarks auf die verschiedenen Erwerbszweige.

	1901	1911
Immaterieller Erwerb	194000	221000
Landwirtschaft	1015000	1066000
Fischerei und Seefahrt	73000	79000
Handwerk und Industrie	721000	802000
Handel und Verkehr	277 000	358000
Sonstiger Erwerb	170000	231000
	Insgesamt: 2450000	Insgesamt: 2 757 000

Diese Zahlen werfen zugleich ein Licht auf die Ursachen der vielen Deutschen sonderbar erscheinenden Tatsache, daß die Agrarier Dänemarks Freihändler sind. Um dies richtig zu verstehen, ist es nützlich, eine Zusammenstellung der Werte der landwirtschaftlichen Ausfuhr und des inländischen Konsums von eigenen landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu machen. Es finden sich hierüber keine wissenschaftlich richtigen Zahlen. Der Verfasser hat indessen versucht, annähernd richtige Zahlen zusammenzustellen, und ist dadurch zu folgenden Zahlen gekommen:

Ausfuhr von dänischen lcmdwirtschaftlichen Erzeugnissen.	Inländischer Konsum von dänischen lcmdwirtschaflichen Erzeugnissen,
ca. 500 Millionen Kronen	ca. 300 Millionen Kronen

Wenn diese Zahlen auch nur annähernd richtig sind, zeigen sie doch deutlich, daß die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse in hohem Grade von dem ausländischen Markte bestimmt werden müssen. Eine Schutzzollpolitik würde vielleicht eine Erhöhung der Inlandspreise bewirken, würde aber gleichzeitig zweifellos die Herstellungskosten steigern und damit eine schlechtere Balance für die Herstellung von Ausfuhrwaren herbeiführen. Dies erklärt sich dadurch, daß die dänische Landwirtschaft sehr bedeutende Mengen von ausländischen Futtermitteln und Düngerstoffen einführt.

	1911 Mill. K».	1912 MM. Kr.
Gesamteinfuhr von Futtermitteln:	91,7	115F
do. „ Düngerstoffen	13,1	17,4

Und im Falle einer Schutzzollpolitik für landwirtschaftliche Erzeugnisse
würde eine Preiserhöhung der Futterstoffe eintreten, indem es bei der Einfuhr,
z. B. von Hafer, nicht möglich ist, im voraus zu wissen, ob der Hafer als
Nahrung für Menschen oder für Tiere Verwendung findet.
Ist nun die wirtschaftliche Stellung Dänemarks hiermit eine für allemal
festgestellte?
Um diese Frage zu prüfen, lohnt es sich, die Bewegungen der Bevölkerung
zu studieren, und zwar die Verteilung derselben auf:

1. Landwirtschaft,
2. Industrie und Handwerk,
3. Handel, Schiffahrt und immateriellen Erwerb.

Die untenstehende Tabelle zeigt die Verteilung und die Bewegung der Bevölkerung in den zwei letzten Dekaden:

Verteilung der Bevölkerung Dänemarks:

	189t)	1901	1911
Landwirtschaft	997000	1015000	1066000
Handwerk und Industrie	606 000	721000	802000
Übrige Bevölkerung	569 000	714000	889000

Während in 20 Jahren die landwirtschaftliche Bevölkerung um etwa
11 Prozent zugenommen hat, beträgt der Zuwachs der zweiten Gruppe etwa
30 Prozent. Es ist unter diesen Umständen nur eine Zeitfrage, wann die zweite
Gruppe an Größe die erste übersteigen wird. Die Zahlen verweisen deshalb
auf die großen Aufgaben, die dem dänischen Volke in Bezug auf große Steigerung der industriellen Tätigkeit auferlegt sind. Für ein kleines Land, zum
größten Teil von den hohen Zollschutzmauern der Nachbarländer umgeben,
scheint diese Aufgabe schwierig; manchem wird sie vielleicht unlösbar vorkommen.
Und von dänischer landwirtschaftlicher Seite sieht man einer solchen Entwicklung mit einem gewissen Unwillen entgegen. Die Auffassung, daß die Ökonomie des Landes allein von den Landwirten getragen werde, ist stark verbreitet;
die politische Macht gehört zur Zeit den Landwirten, und sowohl Selbstgefühl
als Machtliebe, wie auch die Auffassung, die Landwirtschaft sei einer gesunden
Entwicklung des Volkes besonders günstig, alles trägt dazu bei. Die große Zunahme der Ertragsfähigkeit des Bodens, die intensive Landwirtschaft, hat schon
eine Teilung vieler größerer Höfe in kleinere Betriebe bewirkt; man sucht jetzt
zum Teil mittels billiger Staatsanleihen diese Bewegung zu fördern durch die
Teilung größerer Höfe in Kleinbauerparzellen von 1 Hektar bis 9 Hektar. Die
folgenden Zahlen der letzten Jahre geben ein Bild dieser Bewegung.

	Kleinbauerbetriebe mit	einem Areal von
Von 1900—1905 wurden	1814	5735 da errichtet
„ 1905—1911 „	3066	11230.. ..
Im Iahre 1911	655	2763 .. ..
Von 1900/11 im Ganzen	5535	19728 da errichtet

Daß diese Bewegung so großen Umfang annehmen sollte, daß es der Landwirtschaft ermöglicht werde, ihren eigenen Bevölkerungszuwachs aufzunehmen, ist nicht wahrscheinlich, geschweige denn daß die Zunahme der übrigen Bevölkerungsgruppen von der Landwirtschaft aufgenommen werden sollte.
Entweder wird dann der Zuwachs eine steigende Beschäftigung im Handel, in der Fischerei, Schiffahrt, Industrie etc. finden, oder auch wird die Auswanderung zunehmen. In erster Linie wird die Industrie- und Handwerksgruppe die Aufgabe übernehmen müssen. Und vieles läßt vermuten, daß diese Aufgabe gelöst werden wird.
Zuerst die Geschichte der dänischen Landwirtschaft, weil sie die Geschichte einer Industrialisierung ist.
Es ist nicht unbekannt, daß die Ausfuhr dänischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse auf manche Schwierigkeiten stößt und gestoßen ist. Wohl steht England zum Teil der Einfuhr von landwirtschaftlichen Erzeugnissen offen, doch ist dieses Land längst (1892) der Einfuhr von lebendem Vieh geschlossen. Als dies geschah und mit nicht langem Zwischenraum (1893) auch die Einfuhr von lebenden Schweinen nach Deutschland verboten wurde, geriet die dänische Landwirtschaft in große Schwierigkeiten. Aber trotz dieser und anderer ähnlichen Schwierigkeiten hat die Leistung der Landwirtschaft und die Erträge des Bodens stark zugenommen.
Vom Jahre 1875 bis zum Jahre 1911 wuchs der Gesamtertrag des Pflanzenbaues auf das doppelte.
Vergleichen wir die landwirtschaftliche Produktion pro Kopf der Bevölkerung durch Umrechnung der einzelnen Posten in Getreideeinheiten, finden wir pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1875 3079 Getreideeinheiten, im Jahre 1911 3788 Getreideeinheiten als Wert der Produktion.
Wie viel diese Entwicklung bedeutet, wird aus einer statistischen Vergleichung des auswärtigen Handels Dänemarks mit dem der großen Nachbarländer hervorgehen.
Pro Kopf der Bevölkerung betrug im Jahre 1910 der auswärtige Handel (Einfuhr -s- Ausfuhr)

in Deutschland	in England	in Dänemark
241 Kr. ^ ca. 271 Mk.	482 Kr. — ca. 542 Mk.	524 Kr. — ca. 590 Mk.

Die Mittel, womit die dänische Landwirtschaft versucht hat, gegen die Schwierigkeiten des Absatzes zu reagieren, sind, wie schon angeführt, die Industriealisierung der Landwirtschaft.
Es würde zu weit führen, dies in den Einzelheiten nachzuweisen; einige Andeutungen dürften genügen.
Die Ernte wird der Viehzucht zur weiteren Bearbeitung übergeben. Pro 100 Hektar der Landbezirke Dänemarks waren im Jahre 1909:

Pferde 13
Rinder 58
Schafe 19
i Schweine 38
Die Milch wird in großen Molkereien behandelt; diese sind alle Betriebe
von höchster technischer Entwicklung.
Die Schweine werden den großen technisch vorzüglich eingerichteten
Schlächtereien übergeben.
Hieran schließen sich auch solche Industrien, wie Gerbereien (und Schuh-
fabriken), Brauereien und Brennereien, Rübenzuckerfabriken, eine ganze Reihe
von industriellen Werken, die in technischer Beziehung sehr hoch stehen, meistens
an der Spitze der Entwicklung.
Wir stehen schon hier an dem Übergang zur eigentlichen Industrie. Der
Verfasser dieses hat versucht auszurechnen, wie groß der Produktionswert der
gesamten dänischen Industrie mit Ausschließung des eigentlichen Handwerks ist.
Die Untersuchung hat folgende Zahlen ergeben (1911):
Landwirtschafliche Produkte Industrie
(hierunter Vutter, Kiise) (hierunter Zucker, Bier, Vranntwein)
Millionen Kronen Millionen Kronen
860,2 55^9
141^1
Eine weitere Entwicklung in industrieller Richtung wird zwei Wege ein-
schlagen können: Durch Übernahme größerer Teile des inländischen Konsums,
durch vermehrte Ausfuhr. In den beiden Fällen stoßen diese Bestrebungen gegen
die Konkurrenz der Ausfuhr anderer Länder. Und bei der überwiegend frei-
händlerischen Zollpolitik, die seitens der herrschenden politischen Partei geführt
wird, wird die Industrie keine Hilfe durch Zollmaßregeln vorläufig erwarten
können.
Die Bestrebungen behufs Erweiterung des inländischen Marktes und Er-
oberung von ausländischen Märkten müssen Hand in Hand gehen, schon des-
wegen, weil in sehr vielen Fällen der inländische Markt zu klein ist, um eine
genügend konkurrenzfähige Industrie zu schaffen.
Gegen diese Bestrebungen stehen viele — manche werden wohl annehmen
— unüberwindbare Schwierigkeiten: Die mächtige kapitalkräftige Industrie der
Nachbarländer und die Zollgrenzen.
Gibt es nun andererseits günstige Momente, die diese Schwierigkeiten zu
überwinden gestatten oder, wenn auch mit großer Anstrengung, dem dänischen
Volke gestatten, den Weg der industriellen Entwicklung einzuschlagen?
Von solchen Momenten seien hier einige hervorgehoben:
Es kommt zuerst die günstige geographische Lage in Betracht. Dänemark

hat 7000 Kilometer Küstenlinie und zahllose natürliche Häfen, größtenteils ohne Gezeiten. Die Lage zwischen der Nordsee und der Ostsee ist für die Entwicklung des Schiffsverkehrs und des Warenaustausches günstig; die Zufuhr von Rohwaren anderer Länder, Kohlen, Öl, etc. läßt sich deshalb relativ billig vermitteln. Die neuere Geschichte der Industrie der großen Länder zeigt zur Genüge, daß die Industrie eines Landes manchmal auf die Zufuhr von fremden Rohstoffen hingewiesen ist; selbst so schwere und billige Naturprodukte wie Eisenerze werden ja von weit her bezogen. Ein anderes günstiges Moment ist die relative Billigkeit des Lebens in Dänemark, respektive die bei Löhnen gleicher Höhe bessere Lebensweise der dänischen Arbeiter. Ein Vergleich zwischen den Preisen der Nahrungsmittel in Deutschland und Dänemark zeigt dies am besten:

1. Februar 1911.

	Berlin	Kopenhagen
	Öre pr. lg.	Ore pr. kg.
Fleisch	164	120
Roggenbrot	23,4	14
Weizenbrot	46,2	36

Der dänische Arbeiter ist nicht allein imstande, relativ gut zu leben, er ist auch durch seinen Schulunterricht und seine sonstige Erziehung durchschnittlich intelligent.

Eine wesentliche Rolle spielt dabei das gesetzlich geordnete Lehrlingswesen. Die Handwerkslehrlinge werden 4 bis 5 Jahre in der Lehre gehalten und genießen oft eine gute Erziehung zu tüchtigen Handwerkern. Es finden sich überall, selbst in den kleinsten Städten, technisch« Schulen, die während der Lehrzeit besucht werden.

Parallel mit den Bestrebungen wegen guter Erziehung der Arbeiter geht die Entwicklung des höheren Unterrichtswesens. Die technische Hochschule (Polyteknisk Laereanstalt) Dänemarks stammt aus dem Jahre 1829 (von H. C. Örsted, dem Entdecker des Elektromagneten, gegründet) und gehört somit zu den ältesten Europas. Es werden jährlich pro 100 000 Einwohner 4 Diplomingenieure ausgebildet. Es ist mehr, als das Land selbst beschäftigen kann, viele wandern jährlich aus.

Daß Dänemark sich in der Zukunft mehr und mehr gegen die Industrie hin entwickeln wird, teils durch die steigende Industriealisierung der Landwirtschaft, teils durch Entwicklung neuer Industriezweige, scheint somit — insofern obige Betrachtungen richtig sind — schon durch die Notwendigkeit geboten. Daß eine solche Entwicklung trotz aller Schwierigkeiten möglich ist, scheint die neuere wirtschaftliche Geschichte des Landes zu zeigen.

Diese Entwicklung wird kaum durch eine Schutzzollpolitik in weitem Sinne unterstützt werden, weil es schon längst klar ist, daß mit der Eroberung des inländischen Marktes auch die Gewinnung ausländischer Märkte Hand in Hand

gehen muß. Und um dies zu ermöglichen, muß vor allem jede Belastung der Herstellungskosten vermieden werden. Bei Erhöhung der Einfuhrzölle tritt namentlich für ein begrenztes Gebiet, das doch in vielen Beziehungen nicht allein auf die Rohwaren, sondern auch auf die Halbfabrikate anderer Länder verwiesen ist, unzweifelhaft eine Produktionsverteuerung ein; geht man noch weiter zur Belastung des Nahrungsmittels, muß entweder die Ernährung sinken, oder die Arbeiter müssen höhere Löhne beanspruchen, in beiden Fällen tritt Schwächung der Produktionsfähigkeit ein.

Ich stelle somit das Horoskop der wirtschaftlichen Entwicklung meines Landes wie folgt:

Dänemark wird sich langsam von einem Agrarstaat in einen Industriestaat umwandlen, diese Entwicklung wird unter Beibehaltung einer freizöllnerischen Politik vor sich gehen.

Die Bewegung wird sich aber schon deshalb nur langsam vollziehen, weil die unermüdliche und auf streng wissenschaftlichen Boden gegründete Arbeit für die weitere Entwicklung der dänischen Landwirtschaft durch Steigerung des Bodenertrages noch eine sehr große Erhöhung des Gesamtertrages gestattet.

Pros. Dr. H. Rauchberg (Prag).

Staatsbürgerliche Erziehung*).

Der Staat ist die Machtorganisation des Staatsvolkes. Von dem Ver> ständnis und der Gesinnung der Bürger für ihren Staat hängt es ab, ob und mit welchem Reibungsverluste ein Staat die gesamte Volkskraft für die großen Gemeinschaftsaufgaben einzusetzen vermag, die man als die Staatszwecke zu bezeichnen pflegt. Und von der Seite des Einzelnen aus betrachtet, hängt von seinem Verständnisse für den Staat ab, was der Staat jedem seiner Bürger bedeutet an ideellen Werten und an materiellen Vorteilen, wie ein jeder ihm dienen will, und was jeder von ihm erwartet**).

Die theoretische Erfassung dieses Verhältnisses zwischen dem Staate und seinen Bürgern bildet ein Grnndproblem der Staatslehre, seine richtige Gestaltung eine wichtige, wenn auch zeitweilig vernachlässigte Aufgabe der Staatskunst. Im Flusse der geschichtlichen Entwicklung wandelt sich die theoretische wie die

') Vortrag gehalten »uf der „Ersten deutschen Konferenz für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung" in Berlin.

—) Vergl. mein« Rektorsrede über „Politisch« Erziehung" (Wien 1913), an welche sich die nachfolgenden Ausführungen teilweise anschließen, sowie die Vorrede zu meiner „Österreichischen Bürgerkunde", 2. Auflage, Wien 1912.

praktische Seite dieses Problems; es ist verschieden, je nach dem in der Staatsorganisation der genossenschaftliche oder der herrschaftliche Gedanke überwiegt, verschieden, je nachdem der Staat mit seinen Forderungen und Leistungen mehr oder weniger in das Leben des Einzelnen eingreift und in dessen Vorstellung und Gefühlsleben einen größeren oder kleineren Platz einnimmt.

Das klassische Beispiel für ein höchstausgebildetes Staatsgefühl bilden die antiken Demokratien; Erziehung ist daher den alten Philosophen gleichbedeutend mit politischer Erziehung, mit Erziehung für den Staat. Als Gegenbeispiel wähle ich die Zeit des Absolutismus, die dem gegenwärtigen staatsbürgerlichen Zeitalter unmittelbar vorhergeht. Die Kenntnis vom Staate, die Kunst der Regierung und Verwaltung blieb damals auf den engen Kreis der politisch Maßgebenden beschränkt, auf die Fürsten und ihre Beamten. Diese wurden für ihren Beruf sorgfältig auegebildet. Aber die breiten Schichten des Volkes waren politisch teilnahmslos und blieben politisch ungebildet. Die tätige Mitarbeit am Staate war ihnen versagt und so konnte auch das politische Interesse nicht erwachen; politische Kenntnisse und Fähigkeiten waren der breiten Masse nutzlos, und so erwarb und besaß sie dieselben nicht. Freilich „Patriotismus" wurde schon damals gefordert und gepflegt. Aber nicht der aktive, hellsichtige Patriotismus im Sinne unseres heutigen Staatsbewußtseins, das auf der klaren Einsicht des hohen Gutes beruht, das wir am Staate besitzen, sondern vorwiegend triebhaft: als Liebe zur Heimat und zum Herrscherhause. Der agrarischen Wirtschaftsstufe und dem patriarchalischen Geiste jener Zeit entspricht ein lediglich landschaftlich und dynastisch gestimmtes Staatsgefühl. Die politische Pädagogik jener Zeit durfte sich darauf beschränken, jene Stimmungen und die ihnen entsprechenden Affekte zu pflegen, um die Untertanen bei guter Gesinnung zu erhalten und zu den ihnen auferlegten Leistungen zu bewegen.

Wie haben sich die Dinge seither geändert! Ein gewaltiger Umschwung ist eingetreten in dem gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Gefüge des deutschen Volkes, in dem Aufbau seines Staatswesens und damit auch in der Stellung, die jeder Einzelne im Staate und dem Staate gegenüber einnimmt. Das Deutsche Reich hat sich vom Agrarstaate zum Industriestaate entwickelt und Österreich ist im Begriffe ihm darin zu folgen. Die Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte hat die politische Einigung Deutschlands zur Voraussetzung gehabt und sie ist zugleich der mächtigste Antrieb, um den Reichsverband allen partikularistischen Tendenzen zum Trotz immer fester und mächtiger zu gestalten. Denn die Wirtschaftsentfaltung drängt hin auf die Befestigung der weltwirtschaftlichen Stellung und damit auch der Machtentfaltung des Reiches. Die innere Parallelbewegung aber ist: die Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise, das Anwachsen der Großbetriebe, die Ausbildung des Gegensatzes zwischen Kapital und Arbeit, zugleich aber auch die ilberbrückung dieses Gegensatzes durch die positive Sozialpolitik. Die gewaltigen Aufgaben, die dadurch der Gesetzgebung und Verwal-

tung gestellt sind, können nicht bewältigt werden ohne die tätige Teilnahme der Staatsbürger, wie sie durch die Umbildung der Staatsverfassungen und der öffentlichen Verwaltung herbeigeführt, oder doch ermöglicht worden ist. An die Stelle des Absolutismus ist der Konstitutionalismus getreten, an die Stelle des Pclizeistaates der Rechtsstaat. Durch die parlamentarischen Vertretungskörper ist den Staatsbürgern Anteil gegeben an der Gesetzgebung und an der Kontrolle der Verwaltung. Die Selbstverwaltung legt das Geschick der Städte und Landgemeinden, sowie der berufsgenossenschaftlichen Selbstverwaltungskörper in die Hände ihrer Mitglieder. Als Geschworene, als Schöffen, als gesetzlich berufene Schiedsrichter haben die Bürger Anteil an der Rechtssprechung. In zahlreichen Beiräten, in den berufsständischen Organisationen, durch Presse und öffentliche Rede verschafft sich ihre Sachkenntnis Geltung und Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung.

Zusammenfassend können wir sagen, daß Staat und Gesellschaft einander immer näher rücken, daß der Staat und seine Bürger hinsichtlich ihrer Leistungsfähigkeit immer mehr aufeinander angewiesen sind. Ob die freiheitlichen politischen Errungenschaften, ob der Parlamentarismus und die fortschreitende Demokratisierung des Wahlrechtes, die weitgehende Unabhängigkeit der Selbstverwaltung, das ehrenamtliche Element in Verwaltung und Rechtssprechung sich bewähren, das hängt ganz davon ab, ob die Staatsbürger vorbereitet und reif sind zur Erfüllung der ihnen damit gestellten Aufgaben. Denn jeder Fortschritt ist in letzter Linie eine Frage der Reife. Auf diese Formel können sich Fortschrittliche und Konservative einigen. Freilich ist damit der Gegensatz der Anschauungen nicht beseitigt, denn ob der erforderliche Grad der Reife erreicht ist, das ist ja eben die Frage. Aber hier handelt es sich nicht um die Reife zu weiteren politischen Fortschritten, sondern um die Reife zu den bereits bestehenden Einrichtungen. Ein Zurück gibt es nicht auf dem Wege der politischen Entwicklung. Ist sie der Reife des Volkes vorangeeilt, so gibt es kein anderes Mittel, um das Volk den gesteigerten Anforderungen der Staatsverfassung und der öffentlichen Verwaltung anzupassen, als staatsbürgerliche Erziehung. Damit ist das Problem in den großen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt.

Fragen wir nun, ob das Volk denjenigen Reifegrad erreicht hat, der seinen politischen Einrichtungen entspricht, so kann die Antwort nicht anders lauten als: nein. Für Österreich wenigstens. Aber nach dem Zeugnisse aller, die sich mit dieser Frage befaßt haben, bleibt auch im Deutschen Reiche in dieser Hinsicht viel zu wünschen. Es fehlt in weiten Kreisen an politischem Interesse und Urteil, ja selbst an der einfaclisten Kenntnis der Reichs- und Staatsverfassung, sowie der Verwaltungseinrichtungen, geschweige denn an einem reifen Urteil über die wirtschaftlichen und politischen Zeitfragen. Und das ist aus zwei Gründen leicht begreiflich. Erstens sind die Verfassungen nicht organisch, gleichsam als

Gebilde der Volksentwicklung herangewachsen, sondern sie sind zum größten Teile unter dem Einflusse theoretischer Lehrmeinungen und ausländischer Beispiele oder mit ganz bestimmten politischen Absichten geschaffen worden von den politischen Führern der Generation, die der unseren vorausging. Zweitens bestanden und bestehen noch immer gewaltige Bildungsunterschiede zwischen den einzelnen Volksschichten, und die politischen Reformen entsprachen mehr dem Bildungsniveau derjenigen, die sie forderten und einführten, als der breiten Volksmassen, auf deren Mitwirkung sie berechnet sind. So kommt es, daß der Prozeß gegenseitiger Anpassung zwischen dem Volke und den öffentlichen Einrichtungen noch lange nicht beendet ist. Und dieser Prozeß wird auch nicht so bald zur Ruhe kommen. Er erfaßt immer neue Kreise mit jedem Fortschritte des demokratischen Gedankens, der den Kreis der politisch Berechtigten erweitert, mit jeder Erweiterung der Staatstätigkeit, wodurch die Verwaltung fordernd oder gewährend an den Einzelnen herantritt.

Wir können nicht hoffen, daß jene breiten Kreise die erforderliche politische Reife von selbst erlangen. Wir dürfen nicht die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis das Volk in den tausend Irrungen und Wirrungen des politischen Lebens langsam heranreift, ähnlich wie gar mancher erst im praktischen Leben lernt, was er in der Schule versäumt hat. Denn die politischen Bildungslücken des Volkes muß der Staat entgelten.

Ganz besonders möchte ich davor warnen, von der politischen Aufklärung durch die politischen Parteien allzuviel zu erwarten. Solange nicht die Schule sich der staatsbürgerlichen Erziehung annimmt, bezieht ja die überwiegende Mehrzahl derjenigen, die sich überhaupt, wenn auch nur vorübergehend, um öffentliche Angelegenheiten bekümmern, ihre Informationen von der Partei, der sie angehören, oder die um sie wirbt. Ich weiß nicht, ob diejenigen im Rechte sind, welche die politischen Parteien als ein Übel bezeichnen. Ist dies der Fall, so sind sie jedenfalls ein notwendiges Übel. Denn sie sind Organisationen zur Erreichung politischer Ziele; politische Bestrebungen, die nicht von ständigen Organisationen vertreten oder unterstützt werden, sind von vorneherein aussichtslos. Aber auch derjenige, der die Parteien als eine unentbehrliche Form des politischen Lebens anerkennt, wird zugeben müssen, daß wir ihnen die Rolle des politischen Erziehers nicht überlassen dürfen, so eifrig sie sich auch darum bewerben. Denn jede Partei ist notwendigerweise einseitig, jede hält ihre Anschauung für die allein richtige, jede stellt ihr Interesse als das Gemeininteresse hin und ist mehr darauf bedacht, die Gegner zu vernichten, als sich mit ihnen zu vertragen. Noch unduldsamer sind die Parteien durch jenen eigentümlichen Vorgang geworden, den man als die Ökonomisierung des Parteiwesens bezeichnen kann. Noch immer bilden ja die idealen Interessen, die Weltanschauungen, wonach die Geister sich früher entschieden, das Aushängeschild, allein die werbende Kraft der Programme hängt jetzt in erster Linie ab von ihren ökonomischen Verheißungen. Die Partei-

genossen betrachten das Parlament, um ein zutreffendes Wort Friedrich Naumanns zu wiederholen, immer mehr als eine Maschinerie, die ihnen vermöge des Einflusses ihrer Partei auf die Regierung private Vorteile verschaffen soll. Materielle Interessen verführen aber noch mehr als die ideellen zur Selbstsucht und Unduldsamkeit. Wo bleibt da die Erkenntnis, daß erst aus dem Widerspiel der Parteien die Mittellinie des Gemeinwohles sich ergibt, daß über den Parteien der Staat, über den Parteiinteressen das Staatswohl steht? Ich wiederhole, was ich schon an anderem Orte gesagt habe: Nicht zum Staatsbürger, zum Parteimanne erzieht das politische Leben. Die Jugend dürfen wir nicht ungewarnt den Parteien ausliefern. Daher verlangen wir planmäßige staatsbürgerliche Erziehung und Belehrung durch die Schule. Die Schule muß die Jugend aufklären, bevor sie vom Parteigetriebe erfaßt wird; die Schule kann und muß ihr soviel Kenntnis des Staates und soviel Gesinnung für den Staat beibringen, daß sie den Anpreisungen und Lockungen der Parteien nicht unvorbereitet gegenübersteht und daß sie auch weiterhin über den Parteiinteressen nicht die großen Forderungen des Vaterlandes aus den Augen verliert.
Staatsbürgerliche Erziehung ist also in erster Linie Aufgabe der Schule.
Nicht der Schule allein; aber der Grund muß schon in der Schule gelegt werden. Durch die Gliederung der Schulen und die Abstufung ihrer Lehrziele ist auch die Abstufung der politischen Bildung gegeben, die je nach dem Alter und der Auffassungskraft der Schüler von den Schulen verschiedener Art zu vermitteln ist, von der Volksschule angefangen bis hinauf zur Hochschule. Eine schwierige Aufgabe, ich gebe es zu; aber sie ist keineswegs unlösbar. Haben wir nur die Notwendigkeit klar erkannt und das Ziel gestellt, so werden auch die Mittel und Wege gefunden werden, um es zu erreichen. Aber es ist hier nicht meine Aufgabe, das Programm und die Methoden des staatsbürgerlichen Unterrichts in den verschiedenen Schulen zu besprechen. Ich will hier nur zeigen, daß eine planmäßige staatsbürgerliche Erziehung und Bildung nicht nur mitgehört zu einer harmonischen Ausbildung des Individuums, sondern daß sie auch eine staatliche Notwendigkeit ist.
Wie diese Forderung zusammenhängt mit der allgemeinen Entwicklung des öffentlichen und staatlichen Lebens, das habe ich bereits dargelegt. Diese Entwicklung hat den Untertanen zum Staatsbürger und den Staatsbürger zum Staatsorgan gemacht, denn Staatsorgan ist er als Wähler wie als Gewählter.
Zu den dadurch gestellten Aufgaben muß er befähigt werden und er muß darüber hinaus lernen, die gesteigerten Anforderungen des öffentlichen Lebens zu begreifen und ihnen zu entsprechen.
Indem ich nun daran gehe, das im Einzelnen nachzuweisen, befinde ich mich in keiner geringen Verlegenheit, wie ich dem unermeßlichen Stoff beikommen soll. Denn unübersehbar sind die möglichen Beziehungen des Einzelnen zum staatlichen

und öffentlichen Leben und aus jeder derselben können Rechte und Pflichten erwachsen. Die verständige Wahrnehmung der Rechte, wie die treue Erfüllung der Pflichten, setzt aber staatsbürgerliche Einsicht voraus, die den Willen des Einzelnen so motiviert, wie das Gesetz und das öffentliche Wohl es erfordern. Angesichts dieser Fülle der Erscheinungen muß ich auf Vollständigkeit verzichten und mich darauf beschränken, die bereits aus der allgemeinen Entwicklung abgeleitete Notwendigkeit staatsbürgerlicher Erziehung und Bildung noch weiterhin zu erweisen an einigen der wichtigsten Seiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Als solche gedenke ich die folgenden herauszuheben: den Anteil der Staatsbürger an der Bildung des öffentlichen Willens, also den Parlamentarismus und die öffentlichen Vertretungskörper, die Beteiligung der Staatsbürger an Rechtsprechung und Verwaltung, die soziale Frage und endlich die Leistungen der Bürger für den Staat, besonders die Erfüllung der Steuerpflicht und der Wehrpflicht.

Zunächst: Parlamentarismus und politische Bildung. Ein heikles Thema! Es handelt sich dabei, um die Frage noch prinzipieller und allgemeiner zu fassen, um die Auslese der politischen Führer und den Einfluß, den der Grad der politischen Bildung auf den Verlauf und Erfolg dieser Auslese hat. Durch den Sieg des demokratischen Gedankens ist die überkommene, vorwiegend autoritäre Organisation der politischen und gesellschaftlichen Führung in Frage gestellt und sie wird immer aufs neue bedroht durch jede Reform, die den Kreis der Wahlberechtigten erweitert. Nicht als ob eine demokratische Gesellschaft weniger der Führung bedürfte, als eine autoritäre oder aristokratisch beherrschte. Allein sie hat eine andere, mehr auf die Persönlichkeit gestellte Auslese der Führer und andere Formen der Auslese, die keineswegs eine Gewähr dafür bieten, daß wirklich die Besten erwählt werden. Und doch ist es von höchster Wichtigkeit für das öffentliche Wohl, daß nur solche Männer in die Vertretungskörper berufen werden, die vermöge ihrer Bildung, ihrer Charakter- und Geisteseigenschaften für Führung taugen. Nicht als ob es an solchen Männern fehlte. Aber ob sie den Beifall der Menge zu erringen wissen, ob sie sich den Fährlichkeiten des Wahlkampfes aussetzen, ob sie das mit der Ausübung des Mandats verbundene Opfer inbezug auf die Wahrnehmung ihrer persönlichen und geschäftlichen Interessen bringen wollen, das ist die Frage. Aus dem Buche eines in politischer Hinsicht auf dem linken Flügel stehenden Engländers, aus dem Buche von Graham Wallas über „Huinan natur« iu pnlitic»" erfahren wir, wieviel Menschliches, Allzumenschliches selbst in dem Musterlande des Parlamentarismus bei den Wahlen mitspielt. Das ist ungefährlich, solange dadurch das Niveau des Parlaments nicht herabgedrückt wird. Ist dies aber nirgends der Fall? Ich wage kein Urteil über die reichsdeutschen Verhältnisse. Was aber die österreichischen anbelangt, so darf ich wohl sagen, daß die Erwartungen bitter enttäuscht worden sind, mit denen viele, darunter auch ich, die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes für

den Reichsrat begrüßt haben. Als Zeugen führe ich zwei kleine Büchlein an*), die in höchst amüsanter Weise zeigen, wie es in den Wählerversammlungen zugeht, was man alles den Wählern zumutet und was von den Kandidaten im Parlamente zu erwarten steht. Das eine enthält unter dem Titel „Der blecherne Kandidat" Blütenlesen unfreiwilligen Humors aus Wahlreden; die Ergäuzung bildet ein anderes Werk des gleichen Verfassers, „Die hopsende Zunge", eine Zusammenstellung von drolligen Entgleisungen aus Parlamentsreden. Diese Büchlein eröffnen höchst belehrende Einblicke in die Praris des politischen Kleinbetriebes; sie zeigen, daß die Kandidaten die Wähler nicht zu ihrer eigenen Auffassung emporheben, sondern daß sie zu ihnen hinabsteigen, daß sie sich nicht an die Einsicht, sondern an die Dummheit und an die niederen Instinkte der Wähler wenden, um ihren Beifall zu gewinnen. Es ist begreiflich, wenn auch nicht zu billigen, daß feiner angelegte Menschen vor einem derartigen Wahlkampfe zurückschrecken und dem unbedenklicheren Bewerber das Feld räumen. Das ist nicht der einzige Schaden eines derartigen Wahlkampfes: Er verroht auch die Wähler, die jeden Blick für die Wirklichkeit und das politisch Mögliche verlieren, und er wirkt nach auf die Haltung der Gewählten im Parlamente, indem er sie zu den Sklaven der bei der Wahlagitation gegebenen Versprechungen und vorgebrachten Schlagworte macht, woraus die beklagenswerte Entartung des Parteiwesens erfolgt, auf die ich schon früher hingewiesen habe.

Um derartige unliebsame Erfahrungen zu vermeiden, gibt es nur ein Mittel: planmäßige staatsbürgerliche Erziehung. Sie wird den sinnlosen Schlagworten, den leeren Verheißungen, den böswilligen Verhetzungen den Boden entziehen und es den Besten der Nation ermöglichen, sich den Wählern verständlich zu machen und das Ohr des Volkes zu gewinnen. In dem Maße, als das geistige und sittliche Niveau der Gewählten sich bessert, werden auch die Schäden des Parteiwesens gemildert werden. Die Hebung des politischen Bildungsniveaus nicht nur der Wähler, sondern auch der Gewählten, ist vielleicht das einzige Mittel, um den ruhigen Gang der Parlamentsmaschine in jenen Ländern herzustellen, wo er durch die Überspannung der Parteigegensätze und die dadurch bewirkte Obstruktion lahmgelegt ist. Und was vom Parlamente und seinen Parteien gilt, das trifft im gewissen Sinne auch für alle anderen Vertretungskörper zu, auch für jene der Selbstverwaltung.

Ich habe mich bei den hochpolitischen Fragen so lange aufgehalten, daß ich die anderen desto kürzer abtun muß, um den mir eingeräumten Raum nicht allzusehr zu überschreiten. Als zweiten Gesichtspunkt habe ich aufgestellt: die Beteiligung der Staatsbürger an der Rechtsprechung und Verwaltung. Man kennt ja die Gründe, die dafür maßgebend waren, das sogenannte Laienelement heranzuziehen nicht nur zur kommunalen und berufsgenossenschaftlichen Verwaltung,

*) Beide von August Angenetter, in Wien bei Braumüllet «schienen.

die ja seinen ureigenen Bereich bildet, sondern auch zur Rechtsprechung und zu wichtigen Zweigen der inneren und der Finanzverwaltung. Es wird darin eine Gewähr gesucht für die Unabhängigkeit der Rechtsprechung sowie für die Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Verwaltung. Die Lebenskenntnis und Erfahrung der Staatsbürger soll für den öffentlichen Dienst verwertet werden und diese sollen durch die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften erfahren und weitere Kreise darüber beruhigen, daß dabei alles mit rechten Dingen zugeht.
Aber diese Erwartungen können sich doch nur dann erfüllen, wenn wir genug Männer haben, die geeignet und gewillt sind, die Aufgaben des Ehrenamtes auf sich zu nehmen. Die Eignung besteht in unabhängiger und rechtlicher Gesinnung, in Geschäftskenntnis und Gemeinnützigkeit. Fehlt es an der Tüchtigkeit, so erlangt in den Kollegien, die aus Berufs- und Ehrenbeamten zusammengesetzt sind, das bureaukratische Element das Übergewicht und das Laienelement wirkt bloß dekorativ. Fehlt es in den Kollegien der Selbstverwaltung an streng rechtlicher Gesinnung, so besteht die Gefahr, daß die Verwaltung in Parteiherrschaft ausartet und die ihr anvertraute obrigkeitliche Gewalt dazu mißbraucht, um die Parteigenossen auf Kosten der Gegner zu begünstigen. Kurz, ob und wie das Ehrenamt in Gericht und Verwaltung sich bewährt, ist eine Frage der politischen Reife in intellektueller und in moralischer Hinsicht. Um diese Reife in weiten Kreisen herbeizuführen, damit stets tüchtige Männer verfügbar seien für die Ehrenämter der Staats- und Selbstverwaltung, dazu brauchen wir aber wiederum eine planmäßige staatsbürgerliche Erziehung.

Der dritte Gesichtspunkt, den ich aufgestellt habe, betrifft die soziale Frage. Allerdings können wir nicht hoffen, durch die staatsbürgerliche Volkserziehung vertieftes Verständnis der sozialen Frage oder auch nur ihrer einzelnen Teilprobleme in die weitesten Kreise zu tragen; dazu sind diese Fragen viel zu schwierig. Aber ebensowenig können wir achtlos an einer Bewegung vorbeigehen, die unvermeidlich immer weitere Kreise des deutschen Volkes erfaßt und es in zwei Lager zu spalten droht, in das Lager der Besitzenden und das Lager der Besitzlosen. Die Aufgabe, die ich hier der staatsbürgerlichen Erziehung stellen möchte, ist die: vorzubauen, daß über den sozialen Gegensätzen das Bewußtsein der nationalen Einheit verloren gehe, und das Vertrauen in den Willen und die Fähigkeit des Staates, die sozialen Konflikte allmählich auf der Mittellinie des Gemeinwohles der Lösung zuzuführen. Gegenwärtig ringen in dem Bewußtsein eines großen Teiles des deutschen Volkes zwei gegensätzliche Gemeinschaftsideale um die Vorherrschaft: das Staatsgefühl und das Klassenbewußtsein. Die staatsbürgerliche Erziehung muß vor allem bewirken, daß weder bei den Arbeitern, noch bei den Kapitalisten jemals das Klassenbewußtsein überwiege über das Staatsbewußtsein. Und das können wir nur verhindern, wenn wir jedem Deutschen klar machen, welch' hohes Gut er an seinem Staate, an der staatlichen Organisation seines Vaterlandes besitzt, was der Staat für ihn leistet,

was er ihm bietet an idealen und materiellen Gütern. Je objektiver eine solche Darstellung gehalten ist, je sorgsamer sie es vermeidet, für oder gegen bestimmte politische oder soziale Parteien Stimmung zu machen, desto williger wird sie aufgenommen werden und desto eindringlicher wird sie wirken.

Eine derartige Motivierung des Willens und der Gesinnung durch Einsicht wird die Bürger auch besser, als Zwang es vermöchte, bewegen, dem Staate zu geben, was des Staates ist. Das gilt, wie von allen Leistungen für den Staat, insbesondere auch von der Erfüllung der Wehrpflicht und der Steuerpflicht. Das Heer ist die Kampforganisation des Staatsvolkes und als solche selbst eines der wichtigsten Mittel, um die männliche Jugend für den Staat zu erziehen und sie körperlich und moralisch zu kräftigen. Ja, es ist die Frage, ob wir nicht als Seitenstück zur allgemeinen Wehrpflicht der Männer eine allgemeine Pflegepflicht der Frauen einführen und die schulentwachsene weibliche Jugend während einer bestimmten Dienstzeit als Pflegerinnen schulen sollen. Wie dem auch sei, jedenfalls wird alles, was die Wehrmacht erfordert, desto leichter vorgekehrt werden können, je besser das Verständnis für ihre Notwendigkeit, für ihre Bedürfnisse und Anforderungen bei den Staatsbürgern entwickelt ist. Je eifriger die staatsbürgerliche Erziehung der militärischen vorarbeitet und je mehr auch die militärische Ausbildung zu einem Element der staatsbürgerlichen Erziehung wird, desto weiter werden sich die Heereseinrichtungen entfernen von einem volksfremden „Militarismus" und desto fester wird die Sicherheit und die Zukunft des Staates beruhen auf der Kriegstüchtigkeit und Hingebung seiner Bürger.

Und in ähnlicher Weise wird die Deckung des öffentlichen Bedarfs durch staatsbürgerliche Bildung erleichtert und die Stenermoral gehoben werden. Es ist richtig: der öffentliche Bedarf und mit ihm die Steuerlast sind in den letzten Jahrzehnten rasch gestiegen und es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß sie noch weiterhin wachsen werden. Steuerzahlen ist nie eine Annehmlichkeit gewesen und es ist begreiflich, wenn die Erhöhung der Steuerlast sowohl in den Parlamenten als auch bei den hiervon persönlich Betroffenen gewissen Widerständen begegnet. Da ist denn Aufklärung doppelt wichtig: der Hinweis darauf, daß die öffentlichen Abgaben den Preis bilden für die erhöhten Leistungen des Staates im Interesse der Gesamtheit wie eines jeden Einzelnen, und daß der Staat durch seine Verwaltung den vollen Gegenwert produziert für die den Untertanen auferlegten Abgaben.

Nicht minder wichtig ist Einsicht in die Steuerprinzipien und in die Folgerungen, die sich daraus insbesondere aus dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit der Steuern für jeden Einzelnen ergeben. Die Veranlagungstechnik ist zwar bestrebt, auch den Unredlichen und Widerwilligen heranzuziehen. Allein wir alle wissen, daß ihr das in vielen Fällen nicht gelingt. Sowohl um des Ertrags als auch um der gerechten Verteilung der Steuern wegen müssen wir darauf bedacht sein, die Steuermoral zu heben. Denn die Steuer, der sich der Einzelne

oder vielleicht eine ganze Gruppe von Steuerpflichtigen widerrechtlich entzieht, muß von anderen aufgebracht werden, die solchermaßen überlastet werden. Staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung, die auch diese Seite mitumfaßt, wird die Deckung des öffentlichen Bedarfs erleichtern und den Redlichen davor behüten, vom Unredlichen übervorteilt zu werden.

Doch genug der Beispiele und Belege! Am Ende meiner Ausführungen angelangt, kehre ich wieder zurück zu ihrem theoretischen Ausgangspunkte, zu dem grundsätzlichen Verhältnisse zwischen dem Staate und seinen Bürgern. Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Anschauungen hierüber im Laufe eines Jahrhunderts geändert haben. Vor etwa einem Jahrhundert noch hegte man tiefes Mißtrauen gegen den Beruf und die Leistungsfähigkeit des Staates im sozialen und wirtschaftlichen Leben. Schutz vor äußeren Feinden und Wahrung der Rechtsordnung, das waren die einzigen Forderungen, die der politische Liberalismus jener Zeit an ihn richtete. Das Gemeinwohl, so wähnte er, erwachse von selbst aus dem ungehemmten Spiel der persönlichen und gesellschaftlichen Bestrebungen. Nie sehr haben sich die Ansichten seither geändert! Wie sehr ist seither der Kreis der Staatsaufgaben erweitert worden, wie sehr hat sich aber auch die technische und organisatorische Leistungsfähigkeit des Staates und der Kommunalverbände entwickelt! Immer tiefer greift der Staat in das Leben jedes Einzelnen ein, immer deutlicher müssen aber auch seine Zwecke als die gemeinsamen Zwecke aller Einzelnen, seine Befehle und Forderungen nicht etwa als die Auflagen einer uns fremden Macht, sondern als die Gebote eines solidarischen Gesamtinteresses erkannt werden, in dem das eigene Interesse mit enthalten ist. Diese Einsicht soll die staatsbürgerliche Erziehung vermitteln, sie soll damit in der Seele jedes Einzelnen das Staatsbewußtsein erwecken und vertiefen und die Zukunft des Staates begründen in der Einsicht, in der Tüchtigkeit und Hingebung seiner Bürger. Das verlangen und erwarten wir von der staatsbürgerlichen Erziehung und Bildung und darum treten wir für sie ein.

Neue Berliner Waldstädte Edwin Krutina

Edwin Krutina:

Neue Berliner Waldstadte.

Berlin, dieses ungeheure Leuchtfeuer, dieser Hymnus der Arbeit, des rastlosen, unerbittlichen Kcimpfenmüssens, ist zu Deutschlands gewaltigstem Brennpunkt alles Wissens, alles Wollens, alles Vollbringens geworden.

Stein und Eisen sind sein Symbol. Plätze müssen weichen, Bäume fallen. Immer weiter wird Luft und Grün hinausgedrängt, immer unerbittlicher schwingt die gleiche Melodie des Vorwärtsmüssens.

Der Süddeutsch« vergißt seiner Berge und Wälder, dem vom Meere sind seine Dünen fremd geworden. Jeder macht die Lippen schmal und die Stirn hart, und weiß nichts mehr von früher, ist mitgerissen von Arbeit und Kampf und Not.

Nach Jahren aber, in der Nacht, wacht einer auf und hört durch das Atmen der Weltstadt einen Vogelschrei herüberrufen und ihm klingt, bekannt und ungewiß, das scharfe Donnern seiner Lawinen, der aufspringende Harfenton des Föhn im Ohr. Oder der Frühling hat sich mit kleinen Blüten an des Nachbars Gesträuch gehängt und plötzlich steht es in uns auf, riesengroß: hinaus! in die Berge! fort von dieser entsetzlichen Stadt!

Berlin hält, was es sich erworben hat. Aber die Heimatssehnsucht schafft sich Raum und überall um die Stadt wird es grün. Rasen wird breit, Bäume wölben sich und rote Dächer wachsen zwischen hohen astlosen Föhren auf.

Wer die ganze Summe von Sehnsucht nach Wald und Wiesen und Erdgeruch messen will, der muß einmal um Berlin herumwandern, wo im Sand die Wald- und Gartenstädte aufwachsen und wo jeder sich die Heimat auf seine Weise einfangen und neu schaffen will.

Nicht der grüne, seen- und villenreiche Westen ist das Bild dieses In-den-Wald-Müssens. (Von den Kolonien im Westen: Zehlendorf, Schlachtensee, Nikolassee, Wannsee, Neubabelsberg usw., die ihren gesicherten Besitz an wohlhabenden Einwohnern haben, kann im Rahmen dieser Arbeit nicht die Rede sein.)

Der Norden hat sich aufgeschlossen, der Osten gibt seine Wälder und auch der Ärmere hat Wunsch und Wille über Bequemlichkeit und Zeitersparnis hinweg draußen zu bauen, zu wohnen, sich Anrecht an die Natur zu erwerben.

Hinter Spandau sind Ansiedlungen entstanden (Finkenkrug, Falkenhain, Falkenhagen), Hermsdorf, Waidmannslust, Hofjagdrevier im Norden versuchen Stätten der Ruhe und des Aufatmens zu schaffen. Selbst weit im Osten — sechzig Kilometer von Berlin entfernt — blüht eine Kolonie — Saarow, Pieskow.

Ist es nicht ein Zeichen, daß die Kommenden kräftig und stark werden, wenn einer sich nicht scheut drei Stunden seines Tages in der Bahn zu sitzen, damit

er draußen in Sonne und am See wohnen kann. Dieser Scharmützelsee (der schönste See im Umkreis Berlins), umrankt von Höhen und Wäldern, von breiten Straßen und hochgiebligen Häusern, ist unvergeßlich und immer wieder ruft die Erinnerung sein Bild hoch: dort leben, Wasser und Licht und Freiheit für Lunge und Brust dort besitzen!

Einmal wird Staat und Stadt einsehen, was es bedeutet, freie und fröhliche Menschen zu haben. Und daß ein Kapital, das gesunde Lungen und kräftige Glieder als Zins trägt, gut angelegt ist. Man wird Schnellbahnen bauen und für billige Preise sorgen. Denn was Not tut, ist dies: keine Bauplätze, die durch Spekulation künstlich in die Höhe getrieben werden. Kontrolle der Gesellschaften, die mit kleinem Kapital draußen zu bauen beginnen, Menschen zu sich hinaue-locken, wo schlechte Straßen ohne Wasser und ohne Licht sind, wo tausend und aber tausend Kleinigkeiten unberechenbare und absichtlich verschwiegene Kosten machen, die die Freude am Bauen verekeln. Günstige Verbindungen, niedere Fahrpreise, damit nicht das Opfer an Geld und Zeit das Draußen-Wohnen von vornherein unrentabel erscheinen lasse!

Wenn wir den Maßstab dieser Forderungen anlegen, dann ist es eigentlich nur eine, in wirklich großem Maß entstandene Gründung, die den Namen einer Waldstadt verdient (denn die wunderschöne Scharmützelseekolonie schaltet für viele schon wegen ihrer Entfernung aus): Frohnau! Zwölf Kilometer vom Weichbild Berlins, ausgebaut bis in die entferntesten Winkel, mit breiten Straßen, Gärten, Anlagen, Spielplätzen, mit Schulen und dem Nötigsten, was das tägliche Leben fordert, doch den Strudel von Handel und Gewerbe und Fabrik fernhaltend. Diese Kolonie ist — mit ihren 3000 Morgen mitten in den Wald gebaut, überall von Wald und Wiesen und Hügeln umfaßt — die einzige, die ihren Namen verdient. Und doch! So unvergeßlich der Eindruck der frohen Waldesau ist, es ist immer darauf hinzuweisen, daß weiter gearbeitet werden muß, um neue Naldstädte zu schaffen.

Frohnau ist doch ein geschäftliches Unternehmen, angelegt von weitschauenden, großzügigen Spekulanten. Das kann natürlich kein Vorwurf sein! Auch der gesunden Spekulation muß ihr Feld offen bleiben. Und es zeigt sich denn auch, daß eine übersichtliche Leitung eine Menge Vorteile für eine solche Gründung zu erzwingen vermag: den 20-Pfennig-Tarif, obwohl die Entfernung die 10-Kilometer-Zone überschreitet, keine Hundesteuer, wenige Pro-zent Kreis-, keine Gemeindesteuer. Auch die Grundstückspreise, die die untere Grenze von 90 Mark pro Quadratrute haben, sind noch verhältnismäßig er-schwinglich, die Regulation der Hypotheken ist entgegenkommend. Was sich zum Vorteil Frohnaus sagen läßt: es ist eine großartige, weitschauende Gründung für den gutsituierten Mittelstand. Darin aber liegt der Einwand, daß auch dieser Gründung eine wichtige Seite fehlt, die sie erst zu dem machen kann, was unter Garten- oder Waldstadt verstanden wird: die soziale. Gründungen im größeren

Maßstabe, wie die Gartenstädte in Hellerau bei Dresden, in Karlsruhe, die ganz aus der Erkenntnis und dem frohen Wollen entstanden sind, auch dem Armen gesunde und billige Wohnungen zu schaffen, gibt es in Berlin erst in bescheidensten Anfängen. Die Stadt Berlin hat vor längerer Zeit in großartiger Freigebigkeit ihren Arbeitern, ihren kleinen Leuten ein Geschenk gemacht, das ihnen den Besitz eines Theaters sichert: die Hergabe der Millionenhypothek an die Volksbühne.
Es arbeitet im Staat, in der Stadt und will vorwärts. Wir haben die Inder-ficht, daß die Stadt, die nicht wie der Privatunternehmer auf hohe Verzinsung ihres Kapitals angewiesen ist, Weg und Ziel findet, den Menschen, die hinaus-verlangen, nach dem Lärm und der Arbeit ihrer Werkstätten, ihrer Fabriken, ihre Waldstadt zu bauen, die ihnen Berlin zur rechten Heimat macht und dieser gewal-tigsten, unvergleichlichen deutschen Stadt frohe und tätige, an sie durch Arbeit und Freude geschmiedete Menschen schafft.

Hoftat Professor August Fournier (Wien):

Hardenberg, Humboldt und Metternich auf dem Wiener Kongreß.

Wir entnehmen nachfolgende Ausführungen mit freundlicher Erlaubnis der Verleger (F. Tempsky, Wien; G. Freytag, Leipzig) dem soeben erschienenen, außerordentlich interessanten und sorgfältigen Buch des bekannten Wiener Historikers Professor August Fournier: „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongreß", geheftet °^. 12.—; geb. <^. 15.—. Die drei sehr bezeichnenden Be-richte werden gerade heute von hohem Interesse sein. Liegt doch der Schwer-punkt der politischen Ereignisse wieder einmal in Wien.

Hardenberg uud Humboldt.

Fürst Hardenberg, der preußische Kanzler, galt auf dem Kongreß für den fleißigsten Staatsmann. Und dieses Urteil, das unwidersprochen blieb, war gerechtfertigt. Schon im April, noch in Paris, hatte er einen umfassenden Plan der Neueinrichtung Europas ausgearbeitet und im Sommer einen Verfassungs-entwurf für den Bund der deutschen Staaten aufgezeichnet, den er dann in Frankfurt mit Stein und Solms-Laubach durchsprach. Kurz, er kam gerüstet wie kein anderer nach Wien und war dann auch hier rastlos tätig. In jenem Plane vom April hatte der Kanzler für Preußen außer Sachsen noch ein umfangreiches Territorium vom Herzogtum Warschau mit über 1 300 000 Ein-wohnern gefordert, denn er hielt, wie gesagt, große Stücke auf den Besitz pol-nischen Landes, etwa wie später Bismarck, der einmal zu dem französischen

General Fleury meinte: „Lieber sterben als unsern Besitz in Polen in Frage stellen lassen." Mit dieser Anschauung und solchen Forderungen — er hatte Österreich Stadt und Gebiet von Krakau, den Zamoscer Kreis und das Tarnopoler Gebiet zugedacht — stand Hardenberg ganz auf selten Metternichs, der ja vor allem die von Alerander angestrebte polnische Erwerbung möglichst eingeschränkt wünschte, und als dann der Zar von solcher Einschränkung nichts hören wollte, brachte Hardenberg im Kreise seiner Beamten unverhohlen seine Unzufriedenheit mit dem, was er „russische Anmaßungen" nannte, zum Ausdruck. Nachdem er dann von der Politik an Metternichs Seite abkommandiert worden war und es einen Augenblick schien, als ob Alerander I. sich doch zu Zugeständnissen herbeilassen wollte, erklärte sich auch der Kanzler bereit — wohl um der beanspruchten polnischen Gebiete willen und um den Zusammenhang mit Österreich nicht völlig zu verlieren — von Sachsen etwas nachzulassen.
Da war es aber, wo Humboldt sich von ihm trennte, an der Erwerbung von ganz Sachsen für Preußen festhielt und den Zar, bei dem er hoch in Geltung stand, sei es selbst oder durch Steins Vermittlung, zu bestimmen suchte, von seinen polnischen Forderungen nicht abzugehen. Fürst Adam Czartoryski sekundierte, und Alerander beschränkte seine Konzessionen derart, daß Preußen auch weiterhin auf ganz Sachsen bestand und für dessen König eine Entschädigung am Rhein in Vorschlag brachte, der, vor allem, England nicht zustimmte.
In diese kritische Zeit — oder noch vorher — könnte Hardenbergs Demissionsgesuch gefallen sein, das abzulehnen Knesebeck dem König geraten haben soll. Hier war es, wo auch Stein sich wieder von Hardenberg entfernte und Solms-Laubach, Steins Satellit, den Kanzler einen „beschränkten Kopf" nannte, der er gewiß nicht war. Hardenberg klagte dann beim Bankier Arnstein darüber, wie unangenehm ihm der Wiener Aufenthalt täglich gemacht werde, eine Klage, die übrigens auch Humboldt hören ließ, der mit seinem Zynismus allerdings nicht so vieler Sympathie begegnete, wie der Kanzler, und bei dem sie auf die gescheiterte Absicht zurückgeführt wurde, Hardenberg zu ersetzen.
Als dann im Dezember Metternich sich endlich doch! von Hardenberg trennte und bloß noch eine kleinere Hälfte Sachsens an Preußen gelangen lassen wollte, fanden sich die beiden preußischen Staatsmänner wieder zusammen. Nur daß jetzt, nachdem Alerander doch etwas mehr Zugeständnisse machte (Posen und Gnesen für Preußen, den Tarnopoler Kreis für Österreich), Hardenbergs Geltung wieder vorwog.
Die polizeiliche Überwachung Hardenbergs führte im Oktober zu einer Entdeckung, die jedoch aus zu trüber Quelle floß, als daß sie schlechthin Glauben verdiente. Ein Vertrauter, ein Italiener, meldete eines Tages, „der preußische Minister" habe von Eugen Beauharnais hunderttausend Dukaten (!) in Empfang genommen, der Vertreter Sardiniens, Graf S. Marsan, habe davon gesprochen. Hager unterbreitete die Mitteilung ohne eine weitere Bemerkung dem

Kaiser, gab aber zugleich Auftrag, über die Person jenes preußischen Ministers ins klare zu kommen. Zwei Wochen später schwor der Berichtleger — nach den Akten ein Advokat Gioelli — es sei Graf (!) Hardenberg gewesen, der die hunderttausend Zechinen von dem Fürsten Boernais (!) angenommen habe, und berief sich wieder auf die sardinische Mission. Natürlich konnte von dem Grafen Hardenberg, dem Gesandten und Vertreter Hannovers, keine Rede sein. Aber auch der Fürst kam für Beauharnais kaum in Betracht. In dessen fortlaufender Korrespondenz mit seiner Gattin findet sich der Name Hardenberg gar nicht. Warum auch? Eugen hatte in Paris ein „Etablissement" vertragsmäßig zugestanden erhalten, hatte dazu das Ehrenwort Aleranders und kräftige Versprechungen Metternichs; wozu sich noch um Hardenberg bemühen? Doch, wie die Sache auch sei, interessant ist dabei der gemeldete-Anteil S. Marsans an dem Klatsch. Marsan kannte Hardenberg von Berlin her, wußte wohl anch, daß dessen Vermögensverhältnisse nicht immer die besten waren, und notiert in Wien einmal, am 13. Oktober, nachdem er dort gespeist hatte, die Bemerkung in sein Tagebuch, daß der Kanzler zweitausend Gulden täglich ausgebe. Im übrigen fehlt der Sache jede nähere Beglaubigung. Etwas besser begründet scheint eine zweite Angelegenheit gleicher Art. Der Vertraute niederer Kategorie, der zur täglichen Beobachtung des Fürsten Radziwill aufgestellt war, meldete am 25. Oktober 1814, es hätten am Tage vorher die zwei „Hofjuden" des Kaisers Alerander einen Sack Geld zu Radziwill gebracht, der ihn später zu Hardenberg zum Speisen mitnahm und dortließ. Der Zar fuhr am Abend dieses Tages — es war nach jener stürmischen Unterredung mit Metternich — nach Ofen, wo er den von seinem Kanzler entfernten König von Preußen von der polnischen Politik seines Kabinetts zurückbringen will. War das Geld für Hardenberg bestimmt? Etwa ein Geschenk Aleranders? Wenig Tage nachher merkt der Kanzler in seinem Tagebuch die Dotation mit Neuhardenberg durch seinen König an. Möglich, daß der Zar ihn zu gleicher Zeit beschenken und ihn wohl auch für seine Pläne günstiger stimmen wollte. Das Tagebuch erwähnt übrigens den Besuch Radziwills am 24. Oktober gar nicht, während es die Anwesenheit Steins bei Tische verzeichnet. Man ging seitens der Polizei der Sache nicht weiter nach, und ihre Papiere sprechen nicht mehr davon.

Metternich.

Von dem leitenden Staatsmann Österreichs — „Seiner Majestät Staats-, Konferenz- und der auswärtigen Angelegenheiten dirigierender Minister", wie er damals hieß — ist vorher schon so oft die Rede gewesen, daß nach den Aufzeichnungen der Polizei nicht mehr allzuviel zu sagen übrig ist. Wie Metternich den Kongreß auffaßte, wie er zu Alerander I. stand, wie er sich zu Hardenberg und in der sächsischen und polnischen Frage verhielt, wie zu Tallenrand und Eastlereagh, und wie seine galanten Beziehungen die Politik berührten: all das

wurde bereits erwähnt, und was sonst noch in den Papieren des geheimen
Dienstes steht, ist eigentlich nur deshalb interessant, weil man daraus nichts
weniger als den Eindruck gewinnt, als handle es sich hier um den Mann, der
bald nachher an die erste Stelle unter den Politikern Europas treten und sie
viele Jahre lang behaupten wird. Was man vor allem aus den Rapporten er-
fährt, denn sie spiegeln es wider, ist, daß Metternich reichlich persönliche Feinde
und politische Gegner, insbesondere in der österreichischen Aristokratie, besaß.
Daß er seinerzeit so ganz unerwartet einen der ihrigen, Philipp Stadion, zur
Seite gedrängt und sich auf dessen Platz gesetzt, daß er die Kaisertochter mit
dem gehaßten Emporkömmling verheiratet und diesen so lange auf seinem Thron
erhalten hatte, konnten sie ihm nicht verzeihen, die Stadion, die Schönborn,
die Starhemberg, die Cvlloredo und so manche andere, allesamt untereinander
verwandt und verschwägert. Daß er die Krone der rechtgläubigen Wettiner
den Preußen zu opfern bereit war, kam noch dazu. Und da die Preußen dadurch
an Österreichs Nordgrenze heranrückten, wurden auch die hohen Militärs,
Schwarzenberg voran, seine Gegner. Daß er neue Männer seines Vertrauens,
wie Graf Mercy und Baron Handel, ins auswärtige Amt berief, schuf ihm selbst
in seiner nächsten Umgebung Unzufriedene, die unfreundlich über den Chef
sprachen. Ob er, etwa Ende Oktober, wirklich in seiner Stellung gewankt hat,
wie das Gerücht wissen wollte, läßt sich nicht erweisen. Allerdings berichtet
Tallenrand seinem König, Franz I. habe hinter dem Rücken des Ministers seinen
vertrauten Freund, den Grafen Sickingen, zu ihm und zu Wrede geschickt, da-
mit die polnische Frage eine Zeit hindurch, während des Ausflugs der Souveräne
nach Ungarn, unentschieden bleibe, was als Mißtrauen gegen den Minister auf-
gefaßt werden konnte: aber fallen ließ darum der Kaiser seinen ersten Ratgeber
doch nicht, mit dem er gerade in der polnischen Frage vollkommen überein-
stimmte, den er erst kurz vorher zum Fürsten erhoben hatte und dessen Sturz
nur den Wünschen Rußlands entsprochen hätte, das in seinen ausgreifenden
Plänen zu bekämpfen auch des Kaisers Meinung war. Und dazu kam, daß
es an Ersatzmännern fehlte. Denn von Stadion, dem einzigen, den man zu
nennen wußte, behauptete der alte Thugut, daß er an Fähigkeiten des Geistes
weit unter Metternich stehe. Von anderer Seite wurde Stadions Bigotterie
bemängelt, die damals am Wiener Hofe, bei der Spannung mit der Kurie,
noch keine Empfehlung war. Freilich war Metternich durch die sächsische Sache
in schwere Verlegenheit — er bezeichnete es drastischer — geraten, aber da kam
Hardenbergs Abschwenken in der polnischen Frage, das ihn früherer Verpflich-
tungen, die übrigens noch gar nicht förmlich eingegangen waren, überhob, und
stützte seine Position. Von einer späteren Unsicherheit der Stellung Metternich«.
im Dezember, von der Hardenberg an Gneisenau und der Mecklenburger Plessen
nach Hause schreibt, ist in den Polizeiberichten nur in der Form die Rede, daß
er seine Demission angeboten, der Kaiser sie aber nicht angenommen habe.

auf dem Wiener Kongreß August Fournier
Kein Zweifel, Metternich gab mancherlei Anlaß zu ungünstiger Kritik.
Derselbe Mann, der während der letzten Kriegszeit als einer der eifrigsten
Arbeiter gelten konnte, wurde, heimgekehrt, lässig in seinem Dienst, wie er es
allerdings, nach dem Zeugnis Humbolhts und anderer Diplomaten, schon vor
den Feldzügen gewesen war und wie er es, zu seinem und Österreichs schwerem
Nachteil, auch in seinen späteren Jahren wieder werden wird. Seine ewigen
Weibergeschichten und allerlei Tändelei, die viel Zeit kostete, und dazu eine etwas
leichtfertige Geschäftsbehandlung, lieferten reichlich Stoff zu abfälligen Be-
merkungen. Man nahm es ihm schon übel, daß er das erste Diner, das er gab,
auf einem Service servieren ließ, das ihm von Napoleon geschenkt worden war.
Damit brachte man dann den Vertrag mit Murat vom Januar 1814 und
Metternichs zärtliches Verhältnis zu dessen Frau in Verbindung, mit dem man
seine nachsichtige Politik gegenüber dem König von Neapel erklären wollte. Das
waren nun französische Ausstreuungen und nichts weiter, insbesondere in der
ersten Zeit, als Metternich, von einigen persönlichen Freunden abgesehen, nur
bei den Preußen Verteidiger fand, die seine ablehnende Haltung gegenüber
Tallenrand rühmten und das Zusammenstehen ihres Vaterlandes mit Österreich
— Metternichs und Gentzens Idee seit 1804 — als Basis des europäischen
Gleichgewichts erklärten. Später verlor er natürlich diesen Anhang, während
seine heimischen Widersacher ihn, als er sich von Hardenberg trennte und in
der sächsischen Frage den Kurs änderte, der Unbeständigkeit ziehen. Auch wollte
man erlauscht haben, daß sich einige kleinere Souveräne beklagt hätten, er ließe
es ihnen gegenüber an Devotion fehlen, spreche sitzend mit ihnen u. dgl. m.
Ernster als dies Gerede aufzufassen war die Beurteilung, die — wie
mehrere Rapporte melden — Metternichs früheres Verhalten, und nicht bloß
bei seinen Widersachern, gefunden hat. Daß er nicht vor dem Kongreß über
die polnische Angelegenheit ein Abkommen getroffen habe, hieß es, sei zu ver-
urteilen. Man wußte eben in weiteren Kreisen nicht, daß Alerander I. einem
solchen Ansinnen, seitdem Österreich in der Koalition mitkämpfte, stets aus-
gewichen und erst nach dem Pariser Frieden mit Forderungen hervorgetreten
war, die Metternich nicht annehmen durfte und die er in London vergeblich zu
ermäßigen getrachtet hat. Hardenberg bezeugt es, der am 29. März 1815 an
Gneisenau schreibt: „Rußland allein ist schuld, daß wir uns nicht in Paris und
London vereinigten; es steigerte täglich seine Bedingungen." Auffällig ist da,
daß auch Kapodistrias, der auf dem Kongreß in der Gunst des Zaren immer
höher stieg und mit zur Führung der Geschäfte ausersehen war, den gleichen
Vorwurf gegen Metternich erhoben haben soll. Eher ließe sich hören, was die
Preußen tadeln wollten, daß er nicht schon beim Eintritt Österreiäfs in den
großen Bund seine Bedingungen gestellt habe. Aber als Österreich beitrat,
galt noch die Reichenbacher Abmachung (das Herzogtum Warschau solle auf-
geteilt werden), und als man Anfang September zur Abfassung der Allianz-

verträge schritt, da hat eben Alerander, dessen Truppen bei Kulm in erster Linie zum Erfolg beigetragen hatten, sich zu nichts mehr verstanden, als daß, wie es im Teplitzer Vertrag hieß, man sich seinerzeit über das polnische Land in Güte auseinandersetzen werde. Konnte da Metternich, eben als man den entscheidenden Schlag gegen Napoleon plante, dieser Frage wegen sich von den Alliierten trennen? Daß er um Karolinens willen deren Gemahl auf dem Thron von Neapel erhalten habe, war unwürdiger Klatsch, dem zwar Talleyrand in seinen Briefen an Ludwig XVIII. reichlich Worte lieh, der aber jeden Grundes entbehrte. Der Vertrag vom Januar 1814, der den Schwager Napoleons durch die Garantie seines Thrones und die Aussicht auf päpstliches Gebiet auf die Seite der Alliierten brachte, war von Österreich zwar in seinem eigenen Interesse, aber doch auch im vollen Einverständnis mit seinen Verbündeten abgeschlossen worden. Niemand hat damals noch mit dem Sturz des Imperators gerechnet. Später, als er erfolgt war, ward der Vertrag allerdings eine Verlegenheit für Metternich. Die Alliierten unterließen — was sie früher beabsichtigt hatten — Murat zu bestätigen, und als Österreich auf dem Kongreß durch Friedrich Wilhelm gezwungen wurde, sich dem bourbonischen Frankreich zu nähern, konnte und wollte sein Minister Murat nicht mehr halten. Nur die Hand sollte sein Herr nicht selbst dazu bieten müssen, ihn vom Throne zu entfernen. Nach dem Kongreß mochten die Gegner König Joachims gegen ihn unbeirrt schalten. Inzwischen aber hatte dieser, unsicher geworden und auf Napoleons Wiederkehr nach Frankreich seine letzte Hoffnung bauend, vor der Zeit zu den Waffen gegriffen und damit sich selbst vernichtet. Als es schon zu spät war, hat Karoline an Metternich geschrieben, und im Privatarchiv des Schlosses Plaß liegt das Konzept einer Antwort des Ministers, die, durchaus formell gehalten, der ehemaligen Herzensdame keinerlei tröstliche Aussicht gewährt. Er habe ihren Brief dem Kaiser unterbreitet und sei von diesem ermächtigt worden, ihr zu erwidern, daß der König von Neapel, von dem sich Österreich einer Sicherung der Ruhe in Italien versehen hatte, ein System der Eroberung gewählt und zugleich den Jakobinismus unterstützt habe; das habe ihn dem Wiener Hof entfremdet und dessen Vermittlertum unmöglich gemacht. Am Tage, an dem der Brief Wien verließ (2. Mai 1815), tobte schon bei Tolentino die Schlacht zwischen Österreichern und Neapolitanern, in der Murat sein Reich verlor. Metternich aber war froh, einer Schwierigkeit entkommen zu sein, ohne offen eingestehen zu müssen, wie wenig Gewicht Österreich auf seine Zusage von früher mehr legte. Die Neigung, die ihn einmal in Paris an Karoline gebunden hatte, war ja auch längst durch andere verdrängt worden und wäre sicher niemals stark genug gewesen, bei ihm gegen ein Interesse des Staates ins Gewicht zu fallen.

Die Wendung in der neapolitanischen Frage gestaltete auch die Beziehungen des Wiener Hofes zur römischen Kurie besser. Metternich, von religiöser Befan-

genheit frei — er galt als Freimaurer — und sein Kaiser, der Kirche gegen-
über durchaus Iosefiner, hatten der Restauration des Kirchenstaates mit geteilten
Gefühlen zugesehen. Noch zu Beginn des Kongresses standen die Österreicher
in den Legationen von Ferrara, Bologna und Romagna, und wenn auch
Franz I. versicherte, daß er sie nicht für sich behalten werde, so war die Spannung
mit dem päpstlichen Stuhl doch so groß, daß der Nuntius Severoli von tiefer
Abneigung gegen Metternich erfüllt war. Da kam die Wendung in der Kon-
stellation der Mächte, die Murat so gefährlich wurde. Sie schlug der Kurie
zum Vorteil aus. Metternich erwies sich nun dem Kardinal Consalvi mehr zu-
vorkommend, und als dieser nach dem Kongreß heimgekehrt war, säumte er
nicht, in einem Schreiben anzuerkennen, wie sehr der österreichische Minister
zu den Erfolgen des hl. Stuhles beigetragen habe. Metternich, der Murat
seinen Staat garantiert und päpstliches Gebiet in Aussicht gestellt hatte, erhält
nach dem Kongreß das Bildnis Pius' VII. mit dessen Dank zugeschickt und
wird von dem bourbonischen Ferdinand, der den erledigten Thron von Neapel
wieder bestieg, zum Herzog von Portella mit einer Rente von 60 000 Franken
ernannt. Welche Wechselfälle!

Andere Vorwürfe, die dem österreichischen Minister gemacht wurden, galten
seinem Charakter im allgemeinen. Da schlossen sich seinen österreichischen
Gegnern gewichtige fremde Stimmen an. Stein z. B. übersah seine eigene
prekäre Stellung zu Diensten des Zaren und wollte nur in Stadion den guten
Genius Österreichs sehen, und Herzog Karl August rühmt in seinen vertrauten
Briefen an die Gemahlin die „vernünftigen Österreicher", die Metternich
„Leichtfertigkeit, Winkelzügigkeit, Kurzsichtigkeit und Kenntnislosigkeit" vor-
warfen. Es waren dies wohl die Österreicher, mit denen der Herzog zumeist
verkehrte: der Erzherzog-Palatin und die Kaiserin Lndovika voran, die so
urteilten und dabei gegen den Minister Partei nahmen. Daß die Kaiserin wider
Metternich gestimmt war, will auch Czartoryski wissen und spricht davon in
seinem Tagebuch. Von den Vorwürfen Karl Augusts traf nur die erste Hälfte
zu, die zweite aber nicht. Metternich nahm wohl auf dem Kongreß sein Amt
etwas zu leicht und setzte sich, ein Virtuose in Auskünften und Ausflüchten des
Moments, skrupellos über ernste Schwierigkeiten hinweg; sein Hang zur Intrigue
spielte in seine Politik nur zu oft hinein und ihm selbst manchen Streich; ihn
aber der Kurzsichtigkeit und der Unkenntnis in wichtigen Fragen zu zeihen,
geht gewiß zu weit. Gerade in den beiden hervorragendsten Geschäften hat er,
wohl anfangs ohne genügenden Ernst und Tiefe, aber gewiß nicht ohne Vor-
aussicht gehandelt, da er sich den Seitenweg nach Frankreich und Bayern und
zugleich die Kasse Englands für alle Fälle offen hielt. Schließlich gelangt man
zu dem, was Gentz und Humboldt vor und Hardenberg während und nach dem
Kongreß über ihn sagten, als dem Zutreffendsten. Gentz schrieb im Jahre 1810
in sein Tagebuch: der Minister sei immer mit hundert Dingen und vielleicht

etwas zu sehr mit seinen eigenen Interessen beschäftigt, er besitze Begabung
und Geschick und Unerschrockenheit, sei aber leichtfertig, oft von Zerstreuungen
in Anspruch genommen und von sich selbst erfüllt. Sollte ihm sein Stern treu
bleiben, denn er halte sich für vom Glück begünstigt, dann würde er wohl im-
stande sein, sich und Österreich in angemessene Verhältnisse zu bringen. Ein
Jahr später, bald nach seiner Ankunft in Wien, schrieb Preußens Gesandter
nach Hause: „Mit ausgezeichneten Talenten uud sehr achtungswerten Eigen-
schaften des Charakters verbindet der Minister eine Leichtigkeit, von Grund-
sätzen abzusehen, die allein gerecht durch das Privat- und politische Leben leiten
können." Und Hardenberg mahnte im Januar 1815, als man noch in den Ver-
handlungen über Sachsen stand, Gneisenau zu einer milderen Beurteilung
Metternichs, dem in der sächsischen Frage „nur Schwäche und Leichtsinn, keines-
wegs aber ein ränkevolles falsches Betragen" zur Last gelegt werden könne,
wenn man auch Ursache habe, „mit seinem unzuverlässigen Wesen unzufrieden
zu sein".
Solche grundsatzlose Unzuverlässigkeit scheint allerdings auf dem Kongreß,
wo er in dem Kaiser Alerander mit der Unzuverlässigkeit eines Mächtigeren
zu tun hatte, zu Metternichs Eigenschaften gehört und z. B. den Grafen Senfft
einmal zu der Äußerung verleitet zu haben, mit Stadion als Minister würde
wenigstens „ein anständiger Mensch" ans Ruder kommen. Senfft war Sachse.
Sprach er so, weil Metternich damals Sachsen aufgegeben hatte? Oder meinte
er es anders? In früherer Zeit war über den Minister die Meinung ver-
breitet gewesen, er sei für Geld nicht unempfänglich. Napoleon spielte in der
berühmten Dresdner Unterredung von 1813 mit ihm im Zorn darauf an. Graf
Brühl schrieb gelegentlich an den preußischen Major von Vegesack: „Minister
Metternich soll durch glänzende Auszeichnungen und durch Geld zu gewinnen
sein." In den Polizeirapporten und auch in den Interzepten des Kongresses be-
gegnet nichts, was in diesen delikaten, damals übrigens durchaus nicht uner-
hörten, Dingen gegen den Fürsten spräche. Es wird darin nur einmal erzählt,
daß Genua Geld für seine Unabhängigkeit aufzuwenden geneigt war und dessen
Vertreter, Brignole, große Summen zu diesem Zweck verfügbar gehabt, aber
auch, daß er bei Metternich kein Gehör gefunden und sich dann an die Eng-
länder gewandt habe. In der Korrespondenz der Frankfurter Deputierten soll
allerdings eine Summe von 10 000 Dukaten (etwa hunderttausend Krönen)
mit dem Namen Metternich, den die Entzifferung ergab, zusammenhängen. Doch
ist, vorausgesetzt, daß die Chiffre richtig gelesen wurde, es möglich, daß der
Vater des Ministers für Dienste erfolgreicher Vermittlung diese Summe von
der Stadt Frankfurt als Geschenk erhielt, die für den Lenker der Politik einer
Großmacht auch kaum ansehnlich genug gewesen wäre. Übrigens hat Metternich
nach Schluß des Kongresses von Kaiser Franz eine nennenswerte Entschädigung
für seine Mehrauslagen — 56 000 Gulden — erbeten und erhalten. Baron

Peter Meyendorff, der später, nach 1827, russischer Geschäftsträger in Wien war, schrieb über ihn: „Er hat seine Stellung nicht mißbraucht, um sich zu bereichern. Sein Einkommen beträgt nicht mehr als hunderttausend Gulden Silber, und eine halbe Million schuldet er den Rothschilds, obgleich er, seitdem er im Amt ist, mehr als für zwei Millionen Geschenke in Gütern, Diamanten usw. von verschiedenen Souveräns erhalten hat". Daran dürfte es wohl auch auf dem Kongreß nicht ganz gefehlt haben, obgleich man unter sich übereingekommen war, diesmal von den üblichen Präsenten an die Diplomaten abzusehen. Und daran nahm die Welt jener Tage schon gar keinen Anstoß.

Allmählich verstummten die Vorwürfe, die, gerecht oder ungerecht, von verschiedenen Seiten gegen Metternich erhoben wurden. Man begann ihn höher zu bewerten, und auch wir werden seine Verdienste um Österreich auf dem Kongreß nicht gering einschätzen dürfen. Denn schließlich war es ja so, und gewiß durch sein Verdienst, wie Joseph de Maistre es aus der Entfernung sah, als er am 2. Februar 1815 aus Petersburg nach Hause schrieb: „Österreich ist unbegreiflich. Aus einem Abgrund hat es sich mit einem Sprung bis in die Wolken erhoben. Es war wenig angebracht, ihm Findigkeit (tiue»«e) abzusprechen." Man muß sehr viel davon besitzen, um solche Erfolge mit einem geringeren Einsatz zu erringen, als ihn die andern gewagt hatten. Der neu« blutige Ernst der Dinge, der mit Napoleons Wiederkehr nach Frankreich den Männern des Kongresses vor Augen gerückt worden war, hat dann, wie auf Alerander I., so auch auf Metternich seinen Eindruck nicht verfehlt, und es will scheinen, daß er durch ihn über so manche Mängel und Fehler hinausgehoben wurde, die ihm eben noch angehaftet hatten, und geeigneter gemacht, seine große Rolle in der Politik Europas zu spielen.

Kurt Bauchwitz

Kurt Vauchwitz:*)

Aufstieg.

Ich «andre meine Bahn zum Ziele,
Gewichtig ist mir jeder Schritt,
Und dennoch, — wie im Kinderspiele
Tanz ich den frohen Reigen mit.
Die Zukunft liegt, ein grünes Eiland,
Vor meiner Phantasie und weist
Den Weg zum auferstandnen Heiland,
Der Lucifer wie ehmals heißt.
Es glüht das Licht aus Finsternissen
In ungeheurer Majestät,
Daß nicht das taumelnde Gewissen
Auf ungeweihten Pfad gerät;
Daß uns die Unschuld wiederkehre.
Die aus dem Paradies entwich,
Und daß der Mensch die Gottheit ehre,
Doch auch die Schöpferkraft in sich.
Ich traue keinem Gleichnis-Bilde,
Das uns fatamorganisch narrt,
Den Krieger treff ich hinterm Schilde,
Und sicher ist die Gegenwart!

Die Tempelinschrift.

Du mußt lange, bange Jahre wandern,
Ungelöst bleibt sonst das heilige Siegel,
Gleichsam in einem Spiegel
Erkennen wir uns erst im andern.
Du muß lange, bange Jahre spähen,
Seelen suchen, die Dein Inneres rühren,
Verriegelt sind manche Türen,
Und mancher wird Dich grundlos
schmähen.
Aber finden wirst Du die Genossen,
Daß Dich Deine hohe Hoffnung tröste!
Doch warst Du derGrößte,
So bliebst Du ewig Dir verschlossen.

Der neue Paolo.

Ich zog, ein Stern, am Himmel meine
Lichtparabel
Einsam und stolz — da ward ich selber
mir zur Fabel.
Nichts hemmte meinen Siegeslauf durch
Welt und Welten,
Nicht Lobgesang, nicht Flüche, die aus
Tiefen gellten,
Nicht die erstickten Schreie Versunkener
aus den feuchten
Waldmooren — denn ich wollte wie
die Gottheit leuchten,
Ganz unberührt vom Alltag und vom
Staub der Andern
Doch wehe — meine Gluten blichen
mir beim Wandern,
Der Umkreis meiner Strahlen engte
sich zusammen,
Und zu Granit verwuchsen meine jähen
Flammen.
Ich sehnte das Vergessen meines Ich,
Betörung

Des wachen Geistes, wünschte mir die
eigene Zerstörung,
Das Wiederaufblühn als ein Teil des
fremden Glanzes,
Hälfte zu sein, nicht mehr ein schon
verglühend-Ganzes — —
Da zwangst Du mich in Deine Bahn
mit Sturmgewalten,
Umfingst mit heißem Hauche meinen
fröstelnd-kalten
Planetenleib, nun lachend ob der un-
geweihten
Einsiedler, schwingt die Lust uns durch
Unendlichkeiten ....

') Wir verweisen unsere Leser auf die obenstehenden Gedichte eine« noch wenig bekannten Autors, die starkes Formtalent und ungewöhnliche, scharf beobachtende Intelligenz »erraten.
D. Red.

Ehrenrettung Heinrich Lilienfein
Heinrich Lilienfein:
Ehrenrettung.
„Millionenschockschwerenot! Ich soll mir wohl die Beine in den Leib stehen,
eh' die Karre fertig angeschirrt ist!" brüllte der Gutsherr von Klein Gadow dem
Iagdwagen entgegen, der vor der Treppe des Herrenhauses in schlankem Trab
anfuhr.
Fritz saß mit dem unbeweglichen Gleichmut eines wohlgenährten Kutschers
auf dem Bock. Mit einem lässigen „Brrr" zog er die Zügel der Braunen stramm.
„Warum trägt die Stute, die Nora, noch immer den Wickel um die rechte
Fessel?" pfiff es zum Bock hinauf.
Fritz griff an die Hutkrempe.
„Der Herr Kreistierarzt", hob er bedächtig an —
„Der Teufel hole den Kreistierarzt! Das Biest braucht keinen Wickel mehr!
— Die Karre sieht ja nett aus!" schimpfte es wütend weiter. „Der sitzt noch der
Dreck von letzte Ostern an den Speichen!"
Gelassen führte Fritz die schon entsunkene Hand wieder zurück an den
Hutrand.
„Der Herr Baron fuhren gestern zweimal in die Stadt und schickten mich
heute früh —"
„Los," brüllte es vom hinteren Wagensitz, „dreiviertel elf. Um halb zwölf
ist der Zug an der Station. Die Kissen sind auch noch nicht ausgeklopft und der
Boden —"
Das Knirschen und Rollen der Räder auf der kiesbeworfenen Anfahrt, das
Stampfen der Pferde verschlang das übellaunige Schelten im Wagen. Scharf
ging es unter der kräftigen Augustsonne an den goldenen Garbenpuppen hin.
Dann mit einer strengen Biegung durch zwei braunrote Haferschläge in die Tannen
hinein. Joachim von Karsdorff stellte nach einer letzten Ladung gegen den ge-
duldigen Buckel seines Kutschers das Wettern ein. Er riß sich den knappen Jagdhut
vom Kopf, um den kühlenden Fahrwind über die kurzgeschorenen, stumpfblonden
Haare streichen zu lassen. Die mächtigen Hände zerrten an der
graugrünen Joppe, die prall auf dem breit gebauten Körper saß. Die Füße
reckten sich unmutig in den Schaftstiefeln und fanden keinen Standort. Auf den
vollblütigen Backen flammten zwei lange Hiebnarben. Die Lippen
kauten den dünnen Schnurrbart und die Augen, tief unter die massige Stirn
gelagert, hasteten an den fliegenden Stämmen vorbei. Es waren gute Augen,
die treuherzig in eine einfache Welt blicken konnten. Aber heute hatten auch sie

ihren schlechten Tag. Besonders das kleinere linke zog sich schief und zwinkerte
bösartig.
Die Landstraße war erreicht. Steil warf die Sonne ihr sengendes Licht durch
die Zitterpappeln, legte breite, heiße Streifen über den Weg. Grelle Funken
sprühten in den regennassen Furchen. Der Nachbar auf Drobbin ließ die feucht«
Gerste häufeln. Teufel auch! Der Güssower brach schon ein Lupinenfeld um.
Die Schollen schienen gierig die blauen Kerzen zu schlucken. Drüber stieg eine
Lerche empor und hing trillernd in der Luft. Jetzt tauchte das rote Ziegeldach
des Stationsgebäudes hinter einer Kleewelle auf. Höchste Zeit! In bedrohlicher
Nähe bimmelte die freche Glocke des Zuges. Eine silbrige Dampfwolke kroch dort
über den Birken herauf.
Der Kutscher Fritz ließ die Peitsche auf den Rücken der Braunen sausen.
Sie griffen verdoppelt aus. Man kam gerade an den öden, kleinen Bahnhof, als
auch schon auf den blitzenden Strängen der Zug herrollte. Eine Minute später,
und der Gutsherr von Klein Gadow stand bei einer offenen Abteiltür.
„Tag, Junge! Da bin ich!" kam es vergnügt aus dem Wagen.
„Tag, Onkel Herbert!" gab Joachim Karsdorff mehr laut, als unbefangen-
fröhlich den Gruß zurück.
Ein schmaler, kleiner Herr bemühte sich, so elastisch und jugendlich als es
ging, über die Treppe zu steigen. Das grüne Hütchen saß fast verwegen
über dem feinen Gesicht mit den gelblichen, etwas ausgedörrten Wangen. Die
Iagdtoilette war zu tadellos für einen gewohnheitsmäßigen Weidmann. Der Dril-
ling über der Schulter kämpfte beim Aussteigen einen bedenklichen Kampf mit dem
Türrahmen. Aber die Sache machte sich, ehe der Zugführer die Pfeife ansetzte,
um das Signal zur Weiterfahrt zu geben.
„Also — da hast du mich!" wiederholte Onkel Herbert, während der Jüngere
ihm sein einziges Gepäckstück, den Rucksack, abnahm; er sah mit den kurzsichtigen,
spitzen Äugelchen listig an dem überragenden Neffen hinauf. Sie schüttelten sich
kräftig die Hände.
„Immer munter und guter Dinge, was?" forschte der Gast.
„Ausgezeichnet!" erwiderte Joachim lauter und schneidiger, als nötig war.
Der Rucksack schwippte dabei unruhig von einer Hand in die andere, und die
Augen wichen zerstreut seitab.
Onkel Herbert legte den Kopf leicht zur Seite und blinzelte seinen Neffen
unmerklich an.
„Na denn — vorwärts! Was macht Gadow?" Er schob seinen Arm gemüt-
lich unter, und sie schritten dem Jagdwagen zu. „Zufrieden mit der Ernte? Das
Wetter war ausnehmend gnädig, wie?"
„Bis auf die verdammten Gewitter von gestern und vorgestern!" ließ sich
der Gefragte polternd vernehmen. „Komme mit dem Hafer nicht vom Fleck!"

„Morgen, Fritz," rief Karsdorff der Ältere zum salutierenden Kutscher hinauf.
„Guten Morgen, Herr Baron!" klang es fett zurück.
„Auch noch nicht schwindsüchtig, wie ich sehe!"
»Zu Befehl, Herr Baron, noch nicht!"
„Auch die Braunen nicht!" schmunzelte der Onkel, wohlgefällig um das Gespann schreitend.
Joachim hatte den Sack in den Wagen geschoben. Jetzt schob er, sichtlich ungeduldig, den alten Herrn hinterdrein. Fritz schnalzte mit der Zunge und die Braunen setzten sich wieder frisch in Gang . . .
Herbert von Karsdorff war kein schollensässiger Edelmann. Durch eine in seiner Familie vereinzelte, von äußeren Verhältnissen unterstützte Neigung war er in die gelehrte Laufbahn geraten, hatte sich erst für sein Lieblingsfach, die Geschichte habilitieren wollen, war aber dann in den Archivdienst getreten und lebte jetzt als Archivrat seinem trockenen Amt — mehr noch seinen geliebten wissenschaftlichen Forschungen. Trotzdem hatte er nicht aus der Iunkerart geschlagen. Er hatte sich die ererbte Liebe für den heimischen Boden, für Wald und Acker gewahrt. Auch seine jagdlichen Talente aus vergangener Zeit vernachlässigte er nicht ganz. Ein, zweimal des Jahres ließ er sich gern nach Klein Gadow auf ein paar Böcke oder, wenn's gut ging, auf Rotwild einladen. Er tat dann alles, was an ihm lag, um den grauen Akten- und Bücherstand daheim zu lassen und ein weidgerechter Naturbursche zu sein. Auch jetzt ließ er es nicht an munterer Fragelust fehlen, während seine Augen immer wieder beglückt in Feld und Forst schweiften. Es lebte und leuchtete in dem hageren, verwitterten Gesicht, das mit seinen tausend Fältchen und seiner gelblichen Farbe einem Pergamentblatt ähnelte, durch das die Sonne spielte. Von der Roggen- und Weizenerute wollte er hören. Wie die Nachmahd ausfiele und was die Hackfrüchte versprächen? Die Viehzucht streifte er nur, um zu den Gadower Hunden zu kommen. Er mußte da genauen Bericht von den zwei Stichelhaar-Rüden haben, die die famose Minka im Vorjahr geworfen. Und von ihnen ging's mit Riesenschritten ins Jagdliche. Ob es nämlich noch tüchtig was zu „blatten" gäbe? Wieviel Böcke schon abgeschossen wären und was für? Wieviele noch trieben, wo sie wechselten und wie es mit Rot- und Damwild stünde? Wahrhaftig — an Onkel Herbert lag es nicht, wenn er noch , immer nicht recht Bescheid wußte, als Klein Gadow mit seinem giebelschweren, altertümlichen Herrenhaus in Sicht kam. Einem Kind mußte es auffallen, wie halb und wie verkehrt Joachim Karsdorffs Antworten ausfielen. Es gehörte schon die friedlich-heitere Laune des bücherentsprungenen Archivrats dazu, um bei soviel nervösem Stirnrunzeln und Schnurrbartkauen zufrieden zu bleiben und gar noch vergnügt aus dem Wagen zu springen ...
Onkel Herbert war zu sehr Diplomat, um durch eine verfrühte Interpellation über das seltsame Benehmen seines Neffen sich vor der Zeit mißliebig zu machen.

Heinrich Liliensein Ehrenrettung

Im Gadower Speisezimmer wartete eine vorzügliche Mahlzeit. Ein Schmaltierrücken, trefflich zubereitet, gab den rechten Auftakt zu den kommenden Iagdgenüssen. Und die Weine waren auch gut wie immer. Nachher verzog man sich ins Herenzimmer. Die gehörnbesäten Wände unter der verrauchten Decke, die eichenen Gewehrschränke mit den blanken Waffen gaben eine vertraulichere Stimmung. Das übrige tat ein kräftiger Verdauungsschnaps und eine schwere Importzigarre. Der alte Herr, — er war übrigens trotz seiner etwas gebückten Haltung, dem weißen buschigen Schnauzbart und der respektablen Glatze noch immer ein Fünfziger — lehnte sich auf dem bequemen Schlafdiwan zurück, schob sich ein Kissen unter den Kopf, zog die Füße nach und ließ, halb aus behaglicher Müdigkeit, halb aus Absicht die Unterhaltung langsam einschlafen. Seine Worte — man hatte zuletzt etwas in der Verwandtschaft gekramt — wurden immer spärlicher; die mit dampfenden Rauchstößen ausgefüllten Pausen immer länger. Joachim war erst mit langen Schritten im Zimmer umhergegangen. Jetzt stand er am Fenster und schaute, die Stirn am Glas reibend, hinaus in den Park, in dem die Nachmittagshitze brütete, und hinauf nach den Wolken, die sich blaß an der Sonne vorbeischoben. Im Zimmer war's still. Kaum daß die hohe Standuhr dumpf pendelte. Nach den Atemzügen zu schließen, mußte Karsdorff der Onkel eingenickt sein . . .

„Als Wolkenwandler kenn' ich dich noch gar nicht, Achim", kam es jetzt, mit unterdrücktem Gähnen, aber laut und deutlich vom Diwan her.

Der Gutsherr fuhr aus seinem Sinnen betreten auf.

„Mich? — ich dachte, du schliefest — als Wolkenwandler, sagst du — wieso?" er wandte sich mit einem möglichst harmlos sein sollenden Blick nach dem Frager. „Schmeckt dir übrigens die Zigarre, Onkel?"

„Die Zigarre schmeckt mir — offengesagt — besser als ihr Spender. Sei mir nicht böse, mein Junge" — ein erneutes, halbes Gähnen schob sich zwischen Onkel Herberts Satze — „aber du übervorteilst mich."

„Übervorteilen?" murmelte verständnislos der junge Karsdorff.

„Wir spielen sonst bei der Unterhaltung immer mindestens Halbpart, mein Junge. Die Karsdorffs sind ja im allgemeinen ziemlich beredte Leute. Ich zähle nicht voll, weil meine alten Scharteken die Beredsamkeit nicht fördern. Aber heute zähl' ich doppelt und du zählst gar nicht!"

„Das ist mir zu mathematisch, Onkel Herbert", erwiderte Joachim, mit einem erzwungenen Lachen. Er näherte sich widerstrebend dem Archivrat.

„Also unmathematisch, Achim! Bin ich dir etwa quer gekommen? Heraus mit der Sprache! Du hast da irgend einen Handel im Kopf oder auf dem Herzen, der programmwidrig ist. Was es ist, geht mich nichts an. Aber wenn du mich nicht brauchen kannst — ich depeschierte, du depeschiertest nicht wieder — und wie das so abgemacht ist, nahm ich an —

„Wo denkst du hin, Onkel?" stieß der jüngere Karsdorff ziemlich barsch heraus. „Wie kommst du nur darauf? Wir spielen doch keine Komödie miteinander! Natürlich bist du mir willkommen!"
Es folgte eine Pause, während der der Jüngere seinen unruhigen Gang im Zimmer wieder aufnahm und Onkel Herbert sich eine neue Zigarre ansteckte.
Dann ging der Gutsherr von Klein Gadow plötzlich auf einen kleinen Hocker in der Nähe des Diwans los und schob ihn mit seinen mächtigen, behaarten Händen neben seinen langhingestreckten Gast.
„Also," begann er etwas unbeholfen und die blonden Haarborsteu auf dem massiven Kopf kräftig reibend, „ich will dir nichts vormachen, Onkel Herbert. Du gehörst schließlich zu den Menschen, die mir mit am nächsten stehen. Und ich muß das doch irgendwie von der Leber kriegen. Es handelt sich um eine vertrakte Affäre", er stockte und zerrte wiederholt am Schnurrbart, während seine Augen einen guten, hilflosen Ausdruck annahmen, der sein innerstes Wesen hinter der heute besonders lauten und robusten Männlichkeit verriet.
„Eine Liebesaffäre?" fragte der Archivrat, nicht neugierig, aber mit jener ermunternden Vertraulichkeit des älteren für den jüngeren Junggesellen.
„Gott sei Dank nicht! Das heißt — besser wird die Sache dadurch nicht, daß nichts Weibliches mit im Spiel ist." Joachim gab sich einen Ruck. „Also höre. Wir haben da so eine Art Stammtisch in der Stadt, in Brekow. Du kennst das Nest. Nicht? Um so besser. Ein gottverlassenes Bierdorf, wie so diese Landstädtchen hier herum sind. Ich treffe mich dort, alle acht oder vierzehn Tage — nach persönlichem Bedarf — mit ein paar Nachbarn und einigen „Spitzen" der Gesellschaft: dem Bürgermeister, Arzt, Apotheker usw. Es wird geskatet, getrunken, gequatscht. Nenn die Kasse voll ist, einmal im Sommer, einmal im Winter, wird sie ausgefestet. Die letzte Leerung war vorgestern, am Sonntag. Und da passierte die Geschichte . . ."
Karsdorff räusperte sich, goß sich noch einen Schnaps ein, den er ziemlich hastig hinunterstürzte, und fuhr dann fort: „Es ist da unter anderm seit einigen Jahren ein Hauptmann a. D. am Stammtisch, von Zirndorff — doch der Name tut ja nichts dazu. Ziemlich fadenscheinig, ausgemergelt, sehr schweigsam, ein bißchen muffig — aber ein anständiger Kerl und passabler Spieler. Wir gossen uns also am Sonntag — wie das der Anlaß so mit sich brachte — tüchtig was hinter die Binde, erst Rotwein und dann 'ne kalte Ente und schließlich Sekt solo. Wir hatten alle vor Mitternacht einen weg, lärmten und lachten, was das Zeug hielt. Bloß der Hauptmann" —
„Von Zirndorff sagtest du, nicht?" unterbrach Onkel Herbert.
„Der Hauptmann behielt noch immer seine steife, hanebüchene Trockenheit und verzog bei den tollsten Schnurren kaum den Mund. Ich hatte gerade meinen,

wie ich glaubte, glänzendsten Kalauer ausgegeben. Alles brüllte Beifall — bis auf ihn. Das fuchste mich. Ich nahm mir den Sauertopf aufs Korn und fing an, ihn zu hänseln. Die kleinen Stiche prallten an seiner korrekten Ledernheit ab. Ich gab nicht locker. Angesäuselt wie ich war, ließ ich gröbere Geschosse spielen. Mein Hauptmann reagierte besser. Ich feuerte entsprechend. Mit eins wird scharf geschossen. Der Wortwechsel ist da. Wie wir, zum Gaudium der andern, aneinander sind, entfährt mir die — ich muß sagen taktlose — Bemerkung, die nur der Alkohol entschuldigt: „Männeken, Sie werden auch nicht umsonst Ihren blauen Brief bekommen haben!" Was folgt, weiß ich nicht genau. Die andern legten sich ins Mittel, redeten mir zu und redeten ihm zu. Ich schwieg schließlich. Der Hauptmann stand auf und verließ, blaß wie die Wand, das Lokal . . ."

„Das hast du nicht hübsch gemacht, Junge" ließ sich Onkel Herbert ernsthaft vernehmen, indem er sich von seinem Ruhebett aufrichtete und seinen Neffen halb strafend, halb gespannt ansah. „Nicht hübsch gemacht!"

..Zugegeben. Als ich am andern Morgen aufwachte, wußte ich das auch. Ich scheuerte mir den Kopf — moralisch und physisch — gründlich nüchtern. Dann fuhr ich in die Stadt, geradewegs zu dem Hauptmann, um die dumme Geschichte sofort einzurenken. Er war zu Haus, ließ mich aber prompt abweisen. Ich kam zwiespältig und verärgert heim. Am Nachmittag — ich will's kurz machen — schickte er mir seine Zeugen nach Klein Gadow. Wir werden uns schießen."

„Das fehlte gerade!" rief der alte Karsdorff heftiger, als es seine Art war, zog die Füße vom Diwan und saß aufrecht.

„Ich bin Offizier, das weißt du. Mehr als mich entschuldigen kann ich nicht. Meine Zeugen sind gewählt." Joachim stand brüsk auf, zog die Joppe stramm. „Genug davon."

„Von Zirndorff, sagtest du?" forschte Onkel Herbert mit ungewohnter, fast herrischer Hartnäckigkeit, „Hauptmann von Zirndorff. Kennst du seinen Vornamen?"

„Gebhard, glaub ich-", lautete der gereizte Bescheid. „Im übrigen — entschuldige, Onkel —"

„Gebhard von Zirndorff", wiederholte der Archivrat. Mit seltsamer Elastizität war er aufgesprungen. Jetzt war er es, der gegen seine stillere Gewohnheit im Zimmer kreuz und quer ging. Nervös strich er den weißen Schnauzbart. Sein pergamentenes Gesicht zeigte Spuren höherer Färbung. „Gebhard von Zirndorff", murmelte er noch einmal. „Ausgeschlossen!" setzte er laut hinzu. „Die Sache darf nicht weiter gehen! Du darfst dich nicht mit dem Mann schlagen, hörst du, Achim...! Ausgeschlossen!" Er stand vor dem ihn hoch überragenden Neffen. Aus den grauen Augen trafen Blicke von seltsamer Mischung — zornig,

ängstlich, bittend — hinauf zum Gutsherrn von Klein Gadow, und der schmächtige Körper des alten Herrn schien in Erregung leise zu beben.

„Erlaube mal, Onkel — was soll das heißen," fuhr Joachim auf. „Du warst selber Soldat. Wir Karsdorffs sind keine Drückeberger, dächt' ich. Im übrigen —"

„Der Hauptmann ist etwas größer als ich. Sehr mager. Gelb-weißes, gescheiteltes Haar. Braune, scheue Augen unter schweren Lidern. Spitzen Schädel. Hölzernen Gang. Stimmt das? Stimmt das noch immer?"

„Wie ein Steckbrief", bestätigte der jüngere Karsdorff, zwischen Ärger und Verwunderung schwankend. „Kennst du denn den Mann etwa?"

„Setz' dich hierher", bat Onkel Herbert, sich zur Ruhe zwingend, und deutete auf den Diwan. „Ich bitte dich, Achim."

Widerstrebend gehorchte Karsdorff.

„Ich danke dir", sagte der Archivrat gemessen.

Er lehnte sich an einen der Gewehrschränke, schwieg einen Augenblick, fuhr sich über die gefältelte Stirn.

„Nun höre mal mir einige Minuten zu. Ich hole die Sache zusammen, so kurz und gut ich's nach Jahren kann. Du weißt, ich war früher an einem kleinen, mitteldeutschen Archiv tätig, ehe ich nach S . . . kam. Der Chef, ich, ein alter Diener waren meist allein in unserer Baracke, einem Nebenbau des Schlosses. Nur selten, daß ein durchreisender Kollege, ein Historiker von Fach oder ein verirrt« Doktorand unsern Frieden störte. Eines Tages — der Chef war verreist — meldet mir der Diener einen Offizier unserer Garnison. Ich denke, es handelt sich um eine gesellschaftliche Sache, bin erbost, für nichts gestört zu werden, muß aber empfangen. Ich hatte mich getäuscht. Der Offizier, der bei mir «intrat, trieb heraldische Studien als Liebhaberei und bat um die Erlaubnis, auf Grund seines guten Namens und guter Empfehlungen, ein paarmal die Woche in einer Freistunde bei uns im Archiv stöbern zu dürfen. Ich gab unbedenklich meine Zustimmung. Wir schieden mit höflichem Händedruck. Von da ab hatte er in den Kanzleistunden freien Zutritt zu unseren Sälen. Er schien die Gelegenheit mit dankbarem Eifer zu benutzen und war bald ein regelmäßiger, kaum mehr beachteter Gast auf dem Archiv. — Aus Gesundheitsrücksichten hatte mein Chef seinen Urlaub noch weit in den Sommer hinein verlängern müssen. Ich regierte allein im Haus, d. h. ich konnte, da die Berufsarbeit sehr mäßig war, tüchtig meine Sonderforschungen fördern. Ich schrieb damals — doch das interessiert dich nicht. Eines Nachmittags — ich sitze gerade bis über die Ohren bei meinen Schweinslederbänden — tritt unangemeldet und, wider seine Art, recht geräuschvoll unser Diener bei mir ein. Ich fahre unwirsch auf. Der alte Mann stiert mich bestürzt an und stottert auf meine Aufforderung eine unglaubliche Geschichte heraus. Der langen Rede kurzer Sinn ist: — er hätte eben im sogenannten Pfeilersaal seinen

üblichen Rundgang gemacht und zufällig beobachtet, daß der Hauptmann, der dort arbeite, eine Urkunde, die fraglos uns gehöre, zu sich gesteckt habe. Ich sagte dem Mann auf den Kopf, das sei barer Unsinn. Er müsse geträumt haben und solle sich hüten, mir mit so gefährlichem, unmöglichem Zeug zu kommen. Der Diener ließ sich nicht beruhigen: er schwor Stein und Bein, daß er mit diesen seinen Augen hinter einem Pfeiler hervor alles so gesehen habe, wie er es schildere. — Du kannst dir denken, wie peinlich mir der Bericht war. Aber der Mann, der ihn vorbrachte, war ein bewährter, für seine Ehrlichkeit bekannter und geschätzter Invalide und schließlich — ich haftete für unsern Archivbestand. — Ich gehe also kopfschüttelnd, nach allerhand Bedenken, hinüber in den Pfeilersaal. Der Offizier ist noch da und macht sich Notizen nach einem Wappenbuch. Ich nähere mich ihm höflich, knüpfe ein Gespräch mit ihm an und lasse einfließen, daß das Entnehmen von Urkunden aus dem Archiv nach Hause ja leider nicht angängig sei. Er sieht mich groß, etwas verwirrt an. Ich lenke ab, denn ich kann ihm den Verdacht nicht auf den Kopf zusagen. Es bleibt mir nichts übrig, als zu hoffen, daß er die betreffende Urkunde nach meiner Warnung zurückstellen möge, wenn ich ihn allein lasse . . . Das tat ich und kehrte in meine Stube zurück. Am Abend, ehe wir schlossen, ging ich noch einmal durch die leeren Säle; ich prüfte das in Frage kommende Regal, nahm unsere Kataloge zu Hilfe, suchte danach die Nummern ab und es fehlte in der Tat ein Stück — ein kleines Löschpapierheft, wie der Katalog auswies. Ich war bestürzt und erbost. Ich wartete einige Tage, während deren der Offizier ungestört wie bisher bei uns ein und aus ging. Nichts geschah, aber so oft ich auch abends die Bestände nachprüfte, — das fragliche Konvolut blieb verschwunden. Ich setzte mich hin und schrieb einen vorsichtigen Brief an den Hauptmann und fragte an, ob ihm vielleicht, da er gerade in der betreffenden Abteilung beschäftigt scheine, das Heft in die Hand gekommen sei, und ob er von seinem Verbleib etwas wisse? Ich bekomme eine höfliche, verneinende Antwort. — Mein Chef kehrte vom Urlaub zurück. Ich mußte den Vorfall, ob ich wollte oder nicht, unbedingt melden. Die Untersuchung wurde von neuem aufgenommen. Zu vertuschen war die Sache nicht mehr. So schonend wie möglich wandte sich mein Chef an den Regimentskommandeur. Wir hörten längere Zeit nichts von der Angelegenheit. Bis im Herbst der Oberst selbst im Archiv erschien, sich lebhaftest entschuldigte und das verlorene Heft zurückbrachte. Er war nach vergeblichen, gütlichen Versuchen gezwungen gewesen, gegen den Hauptmann einzuschreiten. Eine Haussuchung habe das Aktenstück zutage gefördert. Die endgültige Aufklärung müsse nun dem Militärgericht vorbehalten bleiben. Der Hauptmann —"

„Hauptmann von Zirndorff — nenne ruhig seinen Namen!" unterbrach Joachim von Karsdorff mit triumphierender Lautheit den Erzähler. „Also doch! Also war mal wieder Wahrheit im Wein! Und der Mann ist überhaupt nicht satisfaktionsfähig! Und ich —"

„Bitte mäßige dich noch einen Moment, Achim", bat der Archivrat mit zwingendem Ernst. „Höre mich in Ruhe zu Ende und dann sollst du richten. — Ich kannte den Mann, um den es sich handelte, nur oberflächlich. Aber nach seinem Aussehen und Auftreten war es mir, trotz des üblen Scheins, doch unmöglich, an eine Entwendung zu glauben. Dagegen sprach der Mann, der Gegenstand, die Ungeschicklichkeit des ganzen Manövers. Ich grübelte über die Geschichte nach, ließ mir von unserm Diener nochmals alle Einzelheiten wiederholen und unterzog das wiedergekehrte Aktenstück einer eingehenden Durchsicht. Es waren Aufzeichnungen über einige mitteldeutsche Gutsherrschaften im 17. und 18. Jahrhundert, die für die Familien- und Wirtschaftsgeschichte unseres Ländchens nicht ohne Wert waren. Warum hatte der Hauptmann gerade dieses Stück an sich genommen? Plötzlich — im Umblättern — stieß ich in einer Zeile auf den Namen Zirndorff. Ich las nach. Es war da beiläufig, mit wenigen nur andeutenden Worten erzählt, daß ein Bruno von Zirndorff wegen schmutziger Geschichten auf sein Erbrecht habe verzichten müssen und verduftet sei. Der Zusammenhang begann mir, wenn auch unklar, zu dämmern. Ich zog die Stelle, um die es sich handelte, aus, schrieb an das Militärgericht und bat, meine Entdeckung zu den Akten zu nehmen. Ich hatte gut daran getan. Was ich nachher noch vom Verlauf und Ergebnis der traurigen Affäre hörte, war folgendes: Der Hauptmann bekannte sich unumwunden zur Entwendung des Schriftstückes. Ebenso beharrlich verschwieg er die Gründe, die ihn bestimmt hatten. Man las ihm die von mir eingegebene Stelle vor. Und da kam denn — nach langen Umschweifen — der wahre Sachverhalt zutage. Gebhard von Zirndorff war ein Mensch von beinahe krankhaft entwickeltem Ehrgefühl. Der Zufall hatte ihm in unserm Archiv eine Urkunde in die Hand gespielt, die einem seiner Ahnen ein Brandzeichen aufdrückte. Er wollte, er mußte um jeden Preis das unliebsame Zeugnis an sich bringen, das auf das bis dahin blanke Ehrenschild seiner Familie einen Flecken warf. Die Angst, ein Anderer, Unberufener könnte ihm zuvorkommen, steigerte sich zum unausrottbaren Wahn, bis er das belastende Papier in seinen Besitz und Gewahrsam gebracht hatte. Der Tatbestand war Diebstahl. Er mußte seinen Dienst quittieren und wurde zur Gefängnisstrafe verurteilt. Der oberste Kriegsherr, der einen Mann nicht entehrt sehen wollte, der um die Ehre seines Namens zu retten, seine eigene eingesetzt hatte, verwandelte im Gnadenweg den Urteilsspruch in mehrjährige Festungsstrafe. Seither hörte ich von Zirndorff nichts Genaues mehr. Er sollte nach Verbüßung seiner Haft an verschiedenen, weltfernen Orten eine Heimat gesucht haben. In eurem abgelegenen Landstädtchen hat er sie, wie es scheint, gefunden. Ich dachte nicht, seinem Namen je wieder zu begegnen. Nun es nach so vielen Jahren doch geschieht, soll es nicht zum zweitenmal sein Verhängnis sein. — Verstehen wir uns, Achim?"

Herbert von Karsdorff war wieder neben seinen Neffen getreten. Vergebens suchte er mit einem dringenden Blick in dcn Augen des Jüngeren zu lesen. Der

Heinrich Lilienfein Ehrenrettung
Gutsherr von Klein Gadow hielt den dicken, gedrungenen Kopf beharrlich gesenkt
und ließ die Hände so gewaltsam ineinander spielen, daß sie in den Gelenken
knackten.
„Die Geschichte ist ja höchst rührselig", brummte er vor sich hin.
„Rührselig! Pfui Teufel," entfuhr es dem alten Herrn, „dann hätt' ich sie
nicht erzählen sollen!"
„Was sie mit meiner Duellaffäre zu tun haben soll, sehe ich nicht ein. Die
Sache ist im Gang — nicht durch meinen Willen — also muß sie ihren Lauf
haben."
„Höre, Joachim — du hast den unglücklichen Mann in der Betrunkenheit
an seiner empfindlichsten Stelle verletzt. Das siehst du doch wohl ein. Was es
mit der soldatischen Ehre auf sich hat, weiß ich so gut wie du. Aber du wirst
empfinden, daß in diesem Fall deine Selbstachtung beim Austrag mit den Waffen
— es gehe so oder so — nur verlieren, nicht gewinnen kann. Schon die weiteren
Präliminarien müssen vermieden werden — das fühlst du ganz genau, so gut wie
ich. Da braucht's keine weiteren Erklärungen. Ich, dein Onkel, bitte dich, die
Angelegenheit um jeden Preis geräuschlos aus der Welt zu schaffen — auch jetzt
noch! Das bin ich dem Manne schuldig, für den ich, wahrhaftig ohne meinen
Willen, die Ursache zum Verhängnis geworden bin. Und du bist es dir
schuldig!"
Joachim von Karsdorff hatte seinen Onkel noch nie eine so energische Rede
halten hören, wie es diese letzte war. Die so harmlosen, kurzsichtigen Augen
des alten Herrn hatten einen fast scharfen Glanz angenommen und die sonst vorn-
übergebeugte, kleine Gestalt stand straff.
Eine peinlich lange Pause folgte. ,
Dann hob sich der eigensinnig gesenkte Kopf des Jüngeren.
„Es wird Zeit, daß wir an die Pirsche denken," meinte er in möglichst gleich-
gültigem Ton, „der Weg ist ziemlich weit. Ist dir's recht, wenn wir bald auf-
brechen?"
„Nicht ehe ich von dir eine Antwort erhalten habe", erwiderte der ältere
Karsdorff kurz und schroff. Dann drehte er sich entschlossen um und ging aus
dem Zimmer . . .
Der Archivrat ließ sich den ganzen Abend nicht wieder sehen. Er blieb auf
seiner Stube im Obergeschoß des Hauses, ließ sich unpäßlich melden und nahm
dort das Abendbrot zu sich. Auch beim Frühstückstisch am kommenden Morgen er-
schien er nicht. Er saß oben und las unentwegt in einem Buche, das er für die
Reise zu sich gesteckt. Das hätte er daheim, auf dem Archiv bequemer haben können,
aber gleichwohl...

Es ging auf Mittag. Da endlich klopfte es an seine Tür, mit unverkennbarer Lautheit. Der Gutsherr von Klein Gadow trat ein.
„Wollen wir zum Abend pirschen, Onkel? Mein Forstwart sagt mir eben, daß er auch einer Wildkatze auf die Spur gekommen ist!"
„Wird ein Blendling sein", murrte der Archivrat, ohne von seinem Buch aufzusehen.
„Du," jetzt fühlte er die wuchtigen Finger seines Neffen hart auf der Schulter, „übrigens — die Sache ist beigelegt."
„Welche Sache?" fragte Onkel Herbert mißtrauisch.
„Mit dem Zirndorff", erklärte Joachim kurz und bullerig. „Schrieb ihm gestern abend. War heute drüben. Haben uns doch noch ausgesprochen. Werde am Sonntag mit ihm zusammen an den Stammtisch gehen."
Der Archivrat klappte das Buch zu. Er sprang auf und faßte die Hand seines Neffen zwischen seine feinen Gelehrtenhände und drückte sie, während er einen dankbaren und warmen Blick zu dem Jüngeren hinaufsandte.
„Also doch —" seufzte er erleichtert. „Brav gemacht! Brav gemacht, Junge. Wie ein echter Karsdorff! — Jetzt kann's los gehen! Wo wechselt der Bock, den wir zuerst blatten? Wann wollen wir hinaus? Was sagt dein Forstwart? Eine Wildkatze? Das mußt du mir genauer erzählen!"
„Bei Tisch, Onkel."
Und einträchtig stiegen die beiden Karsdorff die Treppe hinunter zum Speisezimmer. Diesmal hatte der Jüngere dem Älteren den Arm untergeschoben und war ganz der alte, gute Junge mit dem treuen Kern und der plumpen Schale . . .

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
19.
Nun war das liberale Ministerium Iahr und Tag am Ruder, ohne
daß es dem großen Staatswesen bisher starke Spuren seines Wirkens hätte
einprägen können. Der König hatte vergebens lange Zeit darauf gewartet,
einen merklichen Umschwung des Regierungssystems eintreten zu sehen. Nur
die Personen hatten gewechselt, die Richtung blieb im ganzen großen die alte.
Besonders langsam ging es auf dem Gebiete der sozialen Reformen vorwärts,
denen sich auf Schritt und Tritt finanzielle Hindernisse in den Weg stellten.
Der König sah enttäuscht ein, daß die großen gerecht ausgleichenden Sozial-
reformen solange undurchführbar bleiben mußten, als man den alten, ungeheuren
Heer- und Flottenetat weiterzuschleppen verurteilt blieb. Die Aussichten
zur Abwälzung dieser Höllenlast blieben aber durchaus gering, denn der Gedanke
der internationalen Abrüstung war in aller Welt so unbeliebt wie möglich,
bei den Regierungen besonders, die eine stark kriegerische Politik zu betreiben
schienen, nur um ihre Streitkräfte immer furchtbarer ausgestalten zu können,
die ihnen als die beste Bürgschaft gegen drohende revolutionäre innere Er-
schütterungen erschienen und zur Stütze der allenthalben vom siegreich vor-
dringenden Sozialismus bedrängten Dynastien das beste Mittel dünkten. Die
Zeiten waren unruhig und in aller Welt von sozialen Gärungen bedroht.
Der König war enttäuscht. Er hatte so Großes, so Beglückendes, Er-
lösendes von der nun endlich angebrochenen Ära des Liberalismus erwartet,
die nach Iahrzehnten unfruchtbaren stockkonservativen Verhaltens und Still-
stehens jetzt endlich ein lenzhaftes Sprießen hätte bringen sollen, fröhlichen
Fortschritt auf allen Gebieten, ein mutiges Vorwärtsschreiten, Neu- und
Umbilden alter verbrauchter Formen in zeitgemäße neue. Aber es regte sich
so wenig davon in den neuen Herzen und Köpfen des neuen Ministeriums,
das zwar aus Männern bestand, welche die Blüte des Liberalismus im Lande
bedeuteten, denen aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb ein furchtsam
zagendes Tempo allen Reformen gegenüber anhaftete. Der König erkannte,
daß der Liberalismus, die Politik des wohlhabend gewordenen Bürgerstandes
eifrig mit allen Hemmungen des Konservativismus die gerechte Sozialisierung
der Gesellschaft hintanhielt, weil die kapitalistische Schicht, die großen Industrie-
herren, weil Fabrikanten, Kaufleute, städtische Grundbesitzer, diese Kerntruppe

des Liberalismus, im Grunde nicht anders als Majoratsherren und Lati-
fundienbesitzer gegen den wild anstürmenden vierten Stand Rentenprivilegien
zu verteidigen hatten und deshalb bis auf einen ertremen republikanisch ge-
sinnten linken Demokratenflügel — im Grunde gleichfalls stockkonservativ ge-
sonnen waren.
Gleich zu Beginn der neuen liberalen Ära, als das neue Ministerium
berufen worden war, hatte der König in einer der sehr seltenen politischen
Aussprachen mit seinem Sohne, dem Kronprinzen, von diesem hören müssen,
daß die Hoffnungen des Königs von dem jetzt ans Ruder gelangten Liberalis-
mus würden enttäuscht werden, da der Kronprinz in eine wirklich reform-
freudige Betätigung des Liberalismus die stärksten Zweifel setzte. Der König
erschrak über die gänzliche Hoffnungslosigkeit, die sein Sohn und Nachfolger
im Hinblick auf die Besserung der Zustände im Lande hegte. Kronprinz
Wilhelm sah die Entwickelung so an, daß Feudalismus und Bürgertum, daß
Renten- und Privilegienbesitzer ihre Monopole im harten Strauß gegen den
vierten Stand am Ende einbüßen würden. In diesen Kämpfen wurde das
Königtum zerrieben, das Proletariat stieg über dessen Trümmer zur Herrschaft
auf. Der König entsetzte sich über diese Hoffnungslosigkeit seines Sohnes
und grübelte unablässig darüber nach, wie er sie durch Tatsachen widerlegen
könnte. Es galt dem Lande und dessen künftigem Herrscher den schlagenden
Beweis dafür zu bringen, daß das Königtum in seiner klar erkannten und
willensstark durchgeführten sozialen Sendung den Iungbrunnen neuer Daseins-
berechtigung gefunden, und daß es noch immer gesund und stark genug war,
die soziale Zerrissenheit der modernen Gesellschaft zu lindern und über die ab-
gründigen sozialen Klüfte hinweg tragfähige Brücken zu schlagen. Aber es
zeigte sich in keinem Bezirk der neuen Regierung irgend ein Licht, zeigte sich
nirgend der Abglanz oder das Aufleuchten eines neuen schöpferischen hoffnungs-
vollen Gedankens. Wahrscheinlich waren also die Minister Mittelgut, pflicht-
treue Männer — Verwaltungstalente des Durchschnitts — ohne den Funken
des Genies, ohne die göttliche Erleuchtung jener Gehirne, „denen das Zeit«
bedürfnis wie eine Fackel ins Hirn flammt". Die Stimmung in den Ka-
binettsberatungen, denen der König oft präsidierte, war denn auch zumeist
gedämpft. Die Herren schienen selbst zu fühlen, daß ihre Wirksamkeit für
König und Land eine große Enttäuschung zu bedeuten angefangen hatte. Ein
einziger unter den Ministern, der des Kultus, Dr. Geßner, brachte dann und
wann einen frischen Zug in die Verhandlungen. Aber dieser Mann war das
jüngste Mitglied des Kabinetts, bedeutete dessen treibendes Element und erregte
mit seinen Vorschlägen und Ideen so häufig das einhellige Bedenken des
gesamten Ministeriums, daß er sich bereits mit Rücktrittsgedanken trug, da
er sah, daß er in dieses Kabinett des vorsichtigen Tasten« und der senilen Bedenk-
lichkeiten nur sehr schlecht hineinpasse. Der König hatte oft beim Ministerrate

bemerkt, wie bei solchen Niederlagen Geßners dieser Staatsmann mit einein eigentümlichen Blick der Trauer seinen königlichen Herrn streifte, als wäre die Krone selbst, nicht er, Geßner, es gewesen, die soeben wieder einmal in dem Veto der Kabinettsmehrheit, das eine Reform verhindert hatte, eine Schlappe erlitten und einen Schaden davongetragen. In dieser Stimmung der Enttäuschtheit und Hoffnungslosigkeit empfing der König eines Tages das Gesuch seines Kultusministers, des Dr. Geßner, um Gewährung einer Sonderaudienz und eines Spezialvortrages. Der König fühlte sogleich einen so dringenden Wunsch, Dr. Geßner zu hören, daß er den Vortrag auf den nämlichen Tag noch für die dritte Nachmittagsstunde anberaumte und einen Teil seines Tagesprogramms umstieß. Er ahnte, daß es etwas äußerst Wichtiges war, zu dessen Erörterung der Kultusminister die ungewöhnliche Form des Spezialvortrages gewählt hatte. Etwas wie freudige Erwartung schwellte des Herrschers optimistisches Herz, das trotz aller Enttäuschungen noch immer nicht müde geworden war, zu hoffen und zu vertrauen.

Dl Geßner kam. Schon bei seinem Eintritt sah der König, daß dieser noch junge kräftige, frische Mann heute fast wie vom Lichte der Freude und der Zuversicht umflossen erschien, die Augen voller Glanz der Erwartung, die rassige hohe, schlanke Sportgestalt hochaufgerichtet, wie gespannt und getragen von einem sieghaften Gedanken. Der Minister dankte kurz für den gewährten Empfang und ging dann sofort auf sein Thema über. Er bringe, wie er hoffe, dem König einen Reformplan, der alle Gewähr dafür biete, der liberalen Ära endlich eine Tat zu bescheren, deren Ausführung das Land auf einem Sondergebiete wenigstens mit einem Schlage an die Spitze aller Kulturstaaten stellen würde. Der König horchte hoch auf. Ein jugendliches Rot machte seine Wangen blühen. Der Reformplan betreffe glücklicherweise ein Gebiet, auf dessen neutralem Boden die Mehrheit der bürgerlichen Parteien im Verein mit den Sozialisten sich treffen könnten. Der Gedanke sei deshalb noch nebenher als ein Versöhnungs- und Bindemittel für die verhetzten Parteien sehr wertvoll. Er werde den Beweis dafür erbringen, daß die Politik Probleme umfasse, deren Lösung sämtliche Fraktionen, die ertremsten Reaktionäre etwa ausgeschlossen, zu einträchtigem Zusammenwirken verbinden könne. Ein Umstand erfordere freilich vorher eine sehr vorsichtige und besonnene Behandlung der Sache, das sei der, daß die in Angriff zu nehmende Aktion durchaus nicht zu seinem eigenen Rayon, zur Kompetenz des Kultusministers gehöre . . .

Der König blickte erstaunt und bettoffen auf.

„Nein — zu der des Iustizministers. Dennoch müßten die ersten vorbereitenden Schritte ohne den Chef der Iustizverwaltung in aller Stille geschehen, und das sei deshalb sehr gut möglich, weil die bei der Sache allerwichtigste Persönlichkeit glücklicherweise zur vertrauten Umgebung Sr. Majestät gehöre."

Der König blickte ratlos drein. „Von wem sprechen Sie?" fragte er
unsicher.
„Ich spreche von des Königs Pflegesohn — dem Professor von Ingelheim."
Ein Aufleuchten ging über des Königs greises Gesicht. Es flammte wie Hoff-
nung in seinen Augen. Freude strahlte von seiner hohen Stirn. Wie das Auf-
dämmern eines beglückten Verstehens ging es über des Königs gespannte Züge.
„Eure Majestät kennen dieses bedeutenden Strafrechtslehrers hohes päda-
gogisches Talent, das der juristischen Fakultät unserer Carl-Albert-Universität in
aller Welt hohen Ruf eingetragen hat. Ingelheim ist heute eine Kapazität ersten
Ranges in seinem Sonderfach, einer der Führer der deterministischen Schule in
ganz Europa, die eine Neu- und Umformung des Strafrechts anstrebt. Ingel-
heim hat neben seiner Lehrwirksamkeit eine reiche literarische Tätigkeit auf seinem
Sondergebiete entfaltet, und seine Schriften zur Frage der Strafreform sind als
grundlegend in aller Welt anerkannt. Ich halte nun die Zeit für gekommen, seinen
und seiner großen Fachgenossen Ideen, den Reformgedanken Lombrosos, Garofalos,
Liszts in unserem Staate die erste Stätte zu bereiten. In mehreren Beratungen
mit Ingelheim habe ich festgestellt, daß die politische Lage im Lande es gestattet,
ja erfordert, mit der Reform des Strafrechts endlich praktisch zu beginnen, die
Gesetzentwürfe für die ersten Ziele der Bewegung, für Einführung der bedingten
Verurteilung, für Iugendgerichtshöfe beim Landtage einzubringen, und nach
deren Annahme die gewaltige Neuerung der Strafkolonien in Angriff zu nehmen,
die durch allmähliche Aufhebung von Zuchthäusern und Gefängnissen den Staats-
haushalt entlasten, und durch die Bevölkerung unsere noch immer brach liegenden,
Zuschüsse erfordernden Kolonien mit Acker- und Bergbau treibenden Verbrecher-
siedlungen in absehbarer Zeit in blühende und gewinnbringende wertvolle Be-
sitzungen des Staates umzuwandeln. Ich sehe, Eurer Majestät leuchtet der Vor-
schlag ein, und beeile mich, noch dieses hinzuzufügen. Es wäre doch geraten und
den Wünschen Ingelheims gemäß, wenn ihm sogleich die Berufung ins Iustiz-
ministerium als vortragender Rat zuteil würde, die ihn instand setzen könnte,
unter zeitweiliger oder dauernder Dispensation von der Ausübung seines Lehr-
amtes, als Mitglied der Regierung die große Reform selbst in die Wege zu leiten,
die Gesetzentwürfe selbst zu redigieren und letzten Endes persönlich vor der Volks-
vertretung zu befürworten. Diese ersten vorbereitenden Schritte, aber nur diese,
wären ohne Vorwissen des Chefs der Iustizverwaltung zu tun, der dann sogleich
nach Eurer Majestät Beschlußfassung in die Sache einzuweihen wäre. Ingelheim
ist mit Freuden bereit, in einer Reihe von Spezialvorträgen Eurer Majestät
eine genauere Kenntnis der Einzelheiten dieser Reformen zu vermitteln, und
würde sich glücklich preisen, von seinem Könige zur Durchführung dieser großen
und gewaltigen Pläne die ehrenvolle Berufung zu erhalten."
Der Minister hatte geendet und sah erwartungsvoll auf den König, der von
seinem Sessel aufgesprungen war, mit gefalteten Händen, bebenden Lippen dastand

und mit ergriffenen Augen ins Leere starrte. Es war ein feierliches Schweigen
im Raum. Der König atmete tief aus erregter Brust, ein glückliches Lächeln um
den weißbärtigen Mund.
„Dank —", hauchte er, „Dank — . . ." Seine Augen richteten sich nach
oben. Es war, als spräche er mit Gott. — Feucht schimmerte es in seinem
Blick. Seiner Erregung Herr zu werden, wandte er sich plötzlich mit einer
raschen Bewegung ab — und nahm — seinen greisen spitzen Vollbart haftig
streichend — einen raschen Gang durch das Zimmer auf. Dann kam er auf
Geßner zu und faßte dessen beide Hände. „Mein lieber Geßner," sagte er,
„Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich mit diesem Ausblick machen. Sie
bringen mir ja gerade das, gerade das, worauf ich seit endlosen Iahren in
immer wieder getäuschtem Harren und Hoffen unablässig gewartet habe.
Sie nehmen mir eine Zentnerlast von meinem alten Herzen, das unter dem Druck
der politischen Aussichtslosigkeit in all den Iahrzehnten schwer hat leiden müssen.
Mich peinigte die mir drohende Gewißheit, ich würde meine Regierung beschließen
müssen, ohne den heißesten Wunsch meines Lebens erfüllt zu sehen, den Herzens-
wunsch, am Ende meiner Tage mein Land und mein Volk in einer Sache
wenigstens gefördert zu haben. Dies ist der beste, der gesegnetste Tag meines
langen Lebens, dieser, der mich so beschenkt, daß ich jetzt endlich eine Aufgabe
finde, endlich einen Weg, ein Ziel, meinen Königsberuf zu erfüllen und eine
Besserung der Zustände in einem hochwichtigen Punkte anzustreben und zu erreichen.
Der Gedanke allein belebt mich neu und gibt mir frische Kraft und jugendlichen
Mut, mich froh daran zu wagen. Wie ich mich freue! Ich freue mich ganz
besonders auch des Gegenstandes und der Personen, welche Ihr Plan in
Rechnung zieht. Ich sehe klar, daß die Reform des Strafrechts, an sich ein
hochnotwendiges Werk, wie kaum ein zweites, gerade die Neuerung sein wird,
welche die Wut der Parteien gegen einander lindern und diese selbst, die Fraktionen,
wieder zusammen führen wird. Darin haben Sie vollkommen recht. Ihr Gedanke
ist glücklich — ich hege keinen Zweifel. Wie ich mich freue! Ich beginne das
Werk, zu dem mir die Vorsehung die rechten Männer sendet. Ich beginne
es — und habe den Trost, daß, falls der Himmel mich vor seiner Vollendung
abruft, mein Sohn eine würdige lockende Aufgabe vorfindet, er, der so hoffnungs-
los in die politische Zukunft blickt. Die Krone dankt Ihnen, mein lieber Minister,
denn Sie haben ihr den Weg gewiesen, sich wunderbar sozial zu betätigen und
von neuem den Beweis dafür zu erbringen, daß die Monarchie kein versteintes
Ding ist, und daß das Königtum noch lebt, daß es mit den Ideen der Neuzeit
mitgeht und ihnen Leben gibt, wie es aus diesen Ideen auch selbst neue Kraft und
neue Daseinsberechtigung schöpft. Und nun das Schönste. Ingelheim — er —
er soll es sein, von dem mir diese Erlösung kommt. Geßner — Sie wissen
nicht, wie mich das — gerade das glücklich macht. Ingelheim — das Waisen-
kind, das ich schutzlos aufgelesen — dieser arme verkrüppelte Knabe, den ich

in dankbaren, Andenken an seinen Vater wie einen Sohn geliebt und beschützt habe — er — er wird es nun sein, der mir in so unerhoffter herrlicher Weise seinen Sohnesdank bringt das ist — das — ist — fast — ist fast — zu viel des Glückes. —"

Der Minister stand ergriffen da und sagte leise: „Majestät — auch für mich ist dies ein hoher Tag. Ich habe, wie mein König, das Gefühl, daß wir, Herrscher, Regierung und Volk an der Wiege eines großen Geschehens stehen, einer segenbringenden, erlösenden, einer wahrhaft volkerrettenden Tat —"

Mit leuchtenden Augen und glücklich lächelndem Munde trat der König auf den Minister zu und schloß ihn in seine Arme . . .

20.

Die durchaus problematische Naturanlage des Kronprinzen hatte in den Prüfungen und Heimsuchungen des Lebens, die niemandem erspart bleiben, nicht Reifung, nicht Festigung gefunden. Der Thronfolger war ein Mann geworden, der weder sich selbst noch dem Leben genügte. Der Grundfehler seines Wesens war wohl der mangelnde Ernst, eine Sache mit Hingebung zu erfassen. Dieser Prinz hatte ein Haupterfordernis des Erdenlebens nicht würdigen und nicht erfüllen gelernt: zu arbeiten nämlich. Wie ihm.sein Bildungsgang und die abzulegenden Prüfungen auf Schule und Universität durch die höfische Gepflogenheit zu leeren Formen hatten werden müssen, zu deren Erfüllung mit lebendigen, Inhalt durch das Mittel wirklicher Arbeitsleistung ihn niemand angehalten hatte, so war ihm das Leben selbst jetzt zu einem inhaltlosen Spiel geworden, dessen Eintönigkeit und Leere ihn tagtäglich mit Grauen erfüllte. Der militärische Dienst, seine Hauptaufgabe, widerte seine unsoldatische Natur an. Als der Prinz jetzt vom Dienste zeitweilig beurlaubt, in die Zivilverwaltung eingeführt werden sollte und informatorische Besuche in den Bureaus der verschiedenen Verwaltungszweige und Ministerien unter Führung eines hervorragenden Staatssekretärs erledigte, fand er die Geschäfte der Zivilverwaltung um nichts anziehender, als den Gamaschendienst bei der Truppe oder den trocknen Lernstoff beim Generalstab. Der Mangel eines lebendigen Interesses an all diesen Dingen machte dem Prinzen die Beschäftigung mit ihnen zur Qual. Weder Sport noch Iagd in all ihren Formen, weder eigene körperliche Betätigung noch die Teilnahme an Rennen, Regatten oder Wettflügen reizten ihn. Er erschien bei diesen Anlässen, weil er mußte, verteilte Preise, hielt Ansprachen, machte ^cte 6e prszence mit der stets gleichen müden Anteillosigkeit und dem Ausdruck ein wenig spöttischer, oft sogar schmerzlicher Gelangweiltheit. Auch die Künste ließen diesen Menschen unberührt. In die Theater ging er wie zu anderen öffentlichen Veranstaltungen nur gezwungen; einzig die Wagner-Opern schienen einige Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Wurden sie gespielt, so konnte man des Thronfolgers blasses Duldergesicht häufig im Dunkel

der kleinsten Hofloge bemerken, im Schatten seidener Draperien, den Ausdruck
der Welwergessenheit in den Zügen. Das Opiat der fiebrischen Wagner-Orchestrie-
rungen sog der Prinz wie süßes Gift. Er verlor sich allzugern in den Berau-
schungen dieser orgiastischen Musik und war ständiger Gast in sämtlichen Tristan-
Aufführungen. Der zweite Akt dieses erotischen Hochgesanges war ihm die höchste
Kunstoffenbarung. Er erhielt von ihr Erregungen, Erschütterungen, Seelen-
spannungen wie von nichts anderem in der Welt. Er fühlte aus den vulkani-
schen Entladungen dieser hochsinnlichen Ergüsse etwas Verwandtes stöhnen und
klagen, schreien und schluchzen — den Drang, die engen Schranken des ärm-
lichen Eigenseins mit der Entfaltung einer ungeheuren sinnlichen Energie umzu-
stürzen und zu sprengen und in den glühenden Ausschweifungen einer ewig un-
befriedigten, im Durste schmachtenden Phantasie — den Trost für die Schalheit
des Lebens und des Alltags zu finden. Es war seltsam. Die Tristan-Gemeinde,
die fast ständig aus der gleichen Zuhörerschaft sich gesellte, zeigte vorherrschend
diesen Typ. Es waren fast alles Menschen, die, wie der Kronprinz selbst, die Ver-
zückung suchten. Die Parkettreihen wiesen in diesen Tristan-Aufführungen meist
die nervösen Gesichter der erotischen Schwärmerschaft, Frauen mit suchenden,
fiebrigen Augen, Männer mit Schwärmerzügen und dem Lechzen der Liebes-
enttäuschung um die schmerzlichen Münder. Besonders die Iugend gab sich den
wühlenden Ekstasen dieser hochzeitlichen Klänge, die Orchester und Menschenstimmen
zu Schreien der Brunst peitschten, mit Gebärden der Verzückung hin, wie sonst in
Opiumhöhlen die Haschischraucher zeigten. Die Dämonie dieses Liebesgesanges
packte die Seelen mit einer Kraft, die etwas Zerstörendes hatte . . .
Der Kronprinz weinte oft im zweiten Tristan-Akte, und wie scheu er sich
auch in den Schatten seiner kleinen Loge barg, in die ihm an jenen Abenden kein
Adjutant folgen durfte, er sah dennoch die Hingerissenheit der übrigen Hörerschaft
und genoß die seltene Harmonie mit Gleichfühlenden, die er in seinem einsamen
Leben am grausamsten mißte, an den Tristan-Abenden als einen weiteren starken
tröstenden Reiz ... Er war sehr einsam — der Prinz und hatte auf der weiten
Welt so recht eigentlich niemanden, der ihm die schwarzen Melancholien seiner
Träumerseele ertragen oder verscheuchen half. Er verachtete und haßte seine geistig
hoch beschränkte Frau, die der Dynastie einen jetzt dreijährigen Knaben geschenkt
und solcherart die Thronfolge gesichert hatte. Das aber blieb auch ihr einziges
Verdienst. Im übrigen war sie ein unschönes und grazienloses Menschenkind,
das nach Abstreifung der allerfrischesten ersten Iugendreize keinerlei körperlichen
oder gar seelischen Schmuck zurückbehielt, ein barbarisch borniertes und kulturloses
Wesen, tief in sarmatische Bigotterie versunken und in ihr versumpft, zurzeit halb
blödsinnig vor Gewissensbissen über ihren Religionswechsel und ihr Ausscheiden
aus der heimischen orthodoren Kirche. Diese Seelenstimmung hatte ein schlauer
Pope ausspioniert und auf brieflichem Wege mit größtem Erfolge fast erpresserisch
für sich und seines Klosters Kasse wohl auszunützen verstanden. Es war zu begreifen,

wenn des noch jungen Kronprinzen sehnender Liebesdrang von der Seite einer solchen Lebensgefährtin in den dämmernden Nebel schön betäubender Tristan-Stimmungen sich rettete.

Dieser Phantast und Stimmungsmensch hatte noch obendrein das Unglück gehabt, einer in gleichem Grade haltlosen Natur in früher Iugend schon sich anzuschließen. Der Leutnant Iordan von Specht, jener Generalssohn, der auf dem Konvikt schon des Kronprinzen enge Freundschaft gewann und wegen des offenkundig ungünstigen Einflusses, den er auf den Thronfolger ausübte, aus dessen naher Umgebung in ein Linienregiment versetzt worden war, dieser von Specht hatte seiner militärischen Laufbahn durch einen phantastischen Iugendstreich ein rasches Ende gesetzt. Er entfloh eines Tages als Fahnenflüchtiger aus seiner Garnison und zwar in Begleitung einer sehr schönen sechzehnjährigen Bäckerstochter, mit der er, unter Hinterlassung einiger Schulden, spurlos verschwand. Der Kronprinz war der einzige, der von dem Verbleiben Spechts Kunde hatte, denn er empfing Briefe von ihm, die um Geldunterstützung baten. Specht erhielt diese von seinem Iugendfreunde so reichlich, daß er in Kanada eine Farm erwerben und seine Geliebte heiraten konnte. In überströmendem Dankgefühl schilderte Specht, der sich wirklich in der rauhen Luft der neuen Welt zu einem arbeitsfrohen Menschen entwickelt zu haben schien, die Schönheit und Herrlichkeit des freien Farmerlebens auf eigener Scholle und die Wunder dieses seelenerlösenden Arbeiten« in der großen Natur. Das Gesunden, das der erkrankte Kulturmensch in der steten engen Berührung mit dem mütterlichen Boden fand, und die seelischen Aufrichtungen und Neuwerdungen, die die Natur dem schenkte, der im gesunden Hauche ihres Bellebens, in der heilenden Sphäre ihres Webens schuf und arbeitete. Die befreiende Weite jener fernen Welt, die erlösende Ungebundenheit ihrer sozialen Urformen schilderte der Europaflüchtige in lockendsten Farben, so daß den Kronprinzen starke Sehnsucht ergriff. Da seine eigenen Briefe immer trauriger und hoffnungsloser wurden, die Spechts aber immer froher und befreiter, so gab es sich ganz von selbst, daß Specht den wirklich geliebten Jugendfreund, dem er so großen Dank schuldete, aus reiner und tiefer Überzeugung eines Tages in einem von feierlichem Ernste getragenen Briefe aufforderte, die heimischen beengenden und peinigenden Verhältnisse mit einem raschem Entschlusse abzuwerfen und die Neugeburt einer Verpflanzung in jungfräuliches Land an der Seite des Freundes zu wagen und sich in ein neues und schönes Leben auf diese Weise zu retten. Dieser Brief stürzte den Kronprinzen in eine wahre seelische Krise. Der Gedanke der Landesflucht packte ihn gewaltig. Er rang mit ihm in bitteren Tagen und Nächten und sandte dann an Specht dieses Schreiben:

Mein lieber Pylades,

Dein Örest, so gern, so brennend gern er möchte, kann Dir nicht in die Freiheit folgen. Ihn ketten hier in der Knechtschaft zu eherne Bande. Ich habe in tausendfachem Erwägen alles Für und Wider geprüft. Ich kann nicht.

Du — ich kann nicht. Mein einziger Freund, Du auf weiter Welt, mit Dir rede ich wie mit mir selbst. Und so sollst Du denn erfahren, rückhaltlos erfahren, wie es in mir aussieht.

Pylades, ich sehe an Dir, wie die Freiheit heilt und gesundmacht.

Du bist da draußen ein Mann geworden. Iede Zeile Deines Briefes kündet mir's. Du — ich ließe hier alles zurück — alles stehen und liegen und folgte Dir, um wie Du seelisch zu gesunden — aber ich habe die Kraft nicht.

Specht, ich bin elender, als ich je war. Ich soll nicht glücklich werden, das steht im Schicksalsbuch geschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz: Auf Wunsch Sr. Erzellenz des bevollmächtigten Ministers «pc> es, Berlin, bemerken wir nachträglich, daß der „offene Brief" des Ministers des Auswärtigen und früheren Iustizministers Erzellen; Antonio Macieira an den Herausgeber von „Nord und Süd", Professor Di Ludwig Stein, vom 29. Mai 1913 datiert ist. Die Redaktion.

R
u
n
s ch
a
u

Politisch-militärische Rundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Iuge.

Die bisherigen Kommissionsberatungen über die Wehrvorlage haben hinsichtlich der beantragten Vermehrungen des Friedensstandes bisher nur einen bemerkenswerten Abstrich gebracht, indem statt der angeforderten sechs Kavallerie-Regimenter schließlich, und auch das nur auf dem Wege des Kompromisses, nicht mehr als drei derselben bewilligt worden sind. Dieser Standpunkt der Mehrheit der Kommission ist unbedingt zu bedauern. Denn die Anzahl der für die Kriegsgliederung des deutschen Feldheeres erster Linie, in der Stärke von 11 Kavallerie-Divisionen und 50 Infanterie-Divisionen erforderlichen Kavallerieregimenter beläuft sich nach den heutigen, ziemlich überall gleichen taktischen Grundsätzen für die Zusammensetzung dieser Heereseinheiten — 8 Regimenter pro Kavallerie-Division für die strategische Aufklärung usw., 1 Regiment pro Infanterie-Division für die Nahaufklärung und sonstigen taktischen Bedürfnisse — auf eine Gesamtziffer von 116 Regimentern. Tatsächlich aber besitzen wir nur 103 Kavallerie-Regimenter auf Friedensfuß (98 zu 5 Eskadrons und 5 bayrische zu 4 Eskadrons), so daß also selbst nach Bewilligung der sechs neuen Regimenter immer noch ein Manko bestehen würde, das in der geringern Stärke und infolgedessen mindern Leistungsfähigkeit einzelner mobiler Kavallerie-Divisionen sich ausdrücken müßte. Demgegenüber sei auf den großen Vorsprung hingewiesen, den der Friedensstand der französischen und russischen Kavallerie besitzt: Die erstere umfaßt bereits im Frieden 10 Kavallerie-Divisionen, die fast ganz gegen Deutschland zur Verwendung gelangen können, während wir einen großen Teil unserer 11, im Mobilmachungsfalle — mit Ausnahme beim Gardekorps —

überhaupt erst zur Aufstellung gelan-
genden Kavallerie-Divisionen gegen
den russischen Verbündeten in Abzug
bringen müßten, welcher letztere nicht
weniger als 24 Kavallerie-Divisionen
105

besitzt, von denen mehr als V« an der deutsch-österreichischen Grenze untergebracht sind. Die für die Streichung der 3 Regimenter durch die Majorität der Kommission geltend gemachten Gründe können in der Tat, vom militärischen Standpunkt beurteilt, als stichhaltig nicht anerkannt werden.
So ist z. B. die Kavalleriewaff« durch die fortschreitende Entwickelung des Militärluftfahrwesens nicht im geringsten minderwertiger oder gar überflüssig geworden, vielmehr stimmen alle Militärschriftsteller und Fachleute nicht bloß bei uns, sondern auch in allen anderen Ländern darin überein, daß Luftschiff und Flugzeug im Feldkriege für Aufklärung und Beobachtung immer nur eine wertvolle Ergänzung der Reiterwaffe darstellen werden, während ihnen für den Festungs- und Positionskrieg allerdings eine wesentlich bedeutungsvollere Tätigkeit zuzuschreiben ist; mit den besten elektrischen und optischen Verbindungsmitteln ausgestattet, ist eine moderne, gut ausgebildete Kavallerie in ihrer Bedeutung für die Truppenführung und für die Grundlagen zum strategischen taktischen Erfolge niemals durch die „fünfte Waffe" zu ersetzen. An eine Verwendung der letztern aber direkt als Angriffswaffe infolge eines aussichtsvollen Herabwerfens von Geschossen und Sprengmitteln aus den Luftfahrzeugen ist, wie die Mehrzahl aller Fachleute überzeugt ist, in absehbarer Zeit noch nicht zu denken. Auch die bisherigen Ergebnisse der italienischen Luftschiffer in Tripolis und bei den kriegführenden Parteien auf dem Balkan haben Ergebnisse, die zu einer andern Bewertung der Militärluftfahrt, als sie vorstehend angedeutet wurde, führen könnten, bisher noch nicht gezeitigt.
Wenn weiter behauptet worden ist, daß die Kavallerie heutzutage für die Riesenschlachten der Zukunft die Rolle als entscheidende Angriffswaffe nicht mehr zu spielen imstande ist, so wird ein unparteiischer Beurteiler der Verhältnisse auf Grund der Erfahrungen der neueren Kriegsgeschichte dem kaum widersprechen können — es gibt freilich immer auch noch vereinzelte Anhänger der Idee einer möglichen Übertragung der großen Manöverattackenbilder auf das Schlachtfeld des Ernstfalles — aber deshalb wird man doch

den hohen Wert der Kavallerie als strategische wie auch unter besonderen Verhältnissen, z. B. bei geschickter Führung gegen starkerschütterte Infanterie oder zeitweise ungedeckte geschwächte Artillerie, als taktische Angriffswaffe ernstlich nicht in Zweifel ziehen dürfen. Vor allem aber ist die Bedeutung der Kavallerie in der Ausnutzung eines Sieges durch eine rastlose energische Verfolgung garnicht hoch genug einzuschätzen: erst hierdurch können die ungeheuren Opfer, die jeder große Sieg heutzutage dem Sieger kostet, wirklich voll und ganz für die Sache des Vaterlandes ausgenutzt werden. Auch der Wert weit ausholender Streifzüge größerer Kavalleriemassen im Rücken des Feindes und gegen seine rückwärtigen Verbindungen, mag auch die Ausführung solcher rais» heutzutage schwieriger sein, als im amerikanischen Bürgerkriege, ist nicht zu unterschätzen. Wenn solche Unternehmungen im Balkankriege garnicht stattgefunden und im russisch-japanischen Kriege keine großen Erfolge gezeitigt haben, so ist der Grund davon nur in der absolut unfähigen und übervorsichtigen Führung auf der russischen Seite und in der numerischen Schwäche der sonst durchaus schneidig aufgetretenen Kavalleriewaffe bei den Japanern zu erblicken. Der weiter in der Kommission von gegnerischer Seite geäußerte Gedanke, daß der Grenzschutz der Kavallerie heutzutage durch Maschinengewehrabteilungen ersetzt werden könnte, ist, kurz gesagt, als eine Unmöglichkeit zu

bezeichnen: stellen doch die Maschinengewehre nur einen allerdings wesentlichen Faktor für die Erhöhung der infanteristischen Feuerkraft und eine Unterstützung der Kavallerie dar, bei welcher die letzterer innewohnende, nur geringe Feuerkraft eine notwendige Verstärkung durch die neue Waffe erfahren soll, da diejenige der den Kavallerie-Divisionen zugeteilten Anzahl reitender Batterien für die heutigen großen Aufgaben derselben vielfach nicht genügt. Auch das muß Schreiber dieser Zeilen aus genauer persönlicher Kenntnis unserer östlichsten Provinz als unrichtig zurückweisen, daß letztere zu einer größeren Verwendung von Kavalleriemassen wegen ihrer vielfachen Wasserläufe und Seelinien ungeeignet sei. Eine moderne Kavallerie vermag mit den ihr beigegebenen oder von ihr zu improvisierenden Übersetzmitteln kleinere Wasserläufe überall ohne weiteres zu überschreiten und ist durchaus nicht auf die festen Übergänge (Defileen) verwiesen, wenn auch andererseits diese Wasserlinien bekanntlich von unserer Seite sofort zu Beginn des Krieges besetzt und durch eine Anzahl geschickt angebrachter kleiner Stütz- und Sperrpunkte für die Verteidigung verstärkt, immerhin wohl geeignet sind, feindlichen, sogleich nach der Kriegserklärung hineinflutenden Reitermassen (wie dies russischerseits geplant ist) einen gewissen Widerstand entgegenzusetzen, bis von rückwärts her stärkere Kräfte herangeeilt sein werden.

Die Zahl der gegen jede Vermehrung der Kavalleriewaffe in der Kommission geltend gemachten Momente ist durch die vorstehend etwas näher beleuchteten keineswegs erschöpft, aber sie enthalten tatsächlich kein militärisch wirklich anzuerkennendes Argument gegen den notwendigen Ausbau auch dieser Waffe im Rahmen der allgemeinen Erweiterung und organisatorischen Ausgestaltung unserer Armee, sodaß man schließlich die Hoffnung nicht aufgeben möchte, daß das Plenum den Regierungsantrag vielleicht doch noch annehmen werde. Die zweifellos bei uns weit verbreitete Mißstimmung über manche, gerade in dieser Waffe noch vorhandenen, überlebten Verhältnisse und Äußerlichkeiten sollte und darf doch nicht die Veranlassung dafür sein, auch nur einen Augenblick die hohe

Warte zu verlassen, von der aus die Volksvertretung die Frage der Armeevermehrung in allen ihren Teilen zu prüfen hat.

Die Beratungen über die Wehrvorlage, wie die Begründung derselben, haben übrigens ein helles und eindrucksvolles Schlaglicht auf die gefahrvolle Lage unserer an der Ostgrenze zur Zeit fast offen daliegenden östlichen Provinzen fallen lassen, an deren Rande gewaltige Truppenmassen einmarschbereit hinter der eisernen Kette versammelt sind, welche — ein seltsamer Anachronismus! — noch heutzutage wie in den Vorzeiten das gewaltige russische Reich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer in der Zeit vom Sonnenuntergang bis zum folgenden Morgen gegen Europa absperrt.

Allzulange schon haben Preußen, Posen und Schlesien stark befestigter, größerer Zentralpunkte entbehrt, die ihre Sicherheit zu Anfang eines Feldzuges zweifellos in hohem Maße verstärken müssen, wenn man auch immer gewiß sein kann, daß selbst dann, wenn die strategische Defensive für eine gewisse Zeit notwendig erscheinen würde, diese stets zugleich in einem rücksichtslosen Vorgehen die beste Lösung ihrer Aufgabe und den Schutz der eigenen Landesteile suchen würde, nach dem alten Grundsatz, daß der Hieb die beste Deckung sei.

Mit einem Gefühl der Befriedigung wird man daher aus der Wehrvorlage ersehen, und dies wird besonders für die besorgten Bewohner von Preußen,

Posen und Schlesien der Fall sein, daß die Regierung beschlossen hat, den Schutz unserer Ostgrenzen durch Anlage neuer Werke und den Ausbau vorhandener starker Verteidigungepunkte wesentlich zu verstärken. Im Vertrauen auf die zweifellose Friedensneigung Deutschlands, auf das Fehlen jeder wirklichen Interessengegnerschaft zwischen uns und dem Zarenreiche, auf die alte, vor hundert Jahren auf zahlreichen Schlachtfeldern blutig besiegelte Waffenbrüderschaft der beiden Armeen und die früheren nahen persönlichen Beziehungen der Träger der Kronen in beiden Ländern zueinander, sowie nicht zuletzt im Gefühl, daß unser loyales Verhalten gegenüber dem Zarenreiche während der jüngsten Unglückszeit des letzteren 1904/5 dort auch gebührend gewürdigt werde, hat man bei uns allzulange die Notwendigkeit außer acht gelassen, mit der Möglichkeit einer veränderten politischen Lage in der Zukunft zu rechnen und rechtzeitig dafür die notwendige Vorsorge zu treffen. Diese Veränderung der politischen Situation ist jetzt durch die Erfolge der Balkanvölker, die ein siegesbewußtes Aufflammen des Panslavismus zur Folge gehabt haben, zweifellos eingetreten, und wir müssen daher, trotz der augenblicklich scheinbar wieder herrschenden Ruhe in Mitteleuropa, doch mit der drohend nahe gerückten Gefahr eines gemeinsamen Angriffs von Ost und West gegen uns immerhin rechnen.

Wenn die Regierung in Petersburg kürzlich klug genug war, in die zum furchtbaren Weltbrande schon bereitliegende Masse Brennstoff den Funken nicht zu werfen, den Großfürst Nicolai Nicolajewitsch und sein Anhang besonders im Heere, aber auch in anderen Teilen des russischen Volkes erhoffte, und wenn die politische Gewitterschwüle der letzten Monate über Mitteleuropa sich gegenwärtig wieder verzogen zu haben scheint und nur noch über einem beschränkten Gebiet im Südosten dräut, so sind — nach den uns aus guter Quelle zugekommenen Nachrichten von jenseits der östlichen Grenze — lediglich zwei Momente ausschlaggebend dafür gewesen: erstens ist dem Zaren die Überzeugung geworden, daß die Retablierung und Reorganisation der russischen Armee nach den furchtbaren Miß-

erfolgen im fernen Osten vor 9 Jahren
weder in personeller und materieller
Hinsicht bereits vollendet, noch auch ihre
gesamte Organisation gegenwärtig be-
reits wieder eine solche ist, daß man
auch nur mit einiger Aussicht auf Er-
folg wagen könnte, einer vereinigten
österreichisch-deutschen Kriegsarmee, die
als vollständig dafür vorbereitet er-
achtet wird, entgegenzutreten. Der
zweite Grund aber, weshalb die ver-
antwortlichen Stellen sich zum Los-
schlagen nicht verstehen wollten und sich
auch in absehbarer Zeit, wenn nicht
ganz besondere neue Verhältnisse ein-
treten sollten, kaum dHzu verstehen
können, liegt in der absoluten Gewiß-
heit, daß der neuerdings im Innern
stärker als je an seiner unheimlichen
Minierarbeit tätige Umsturz nur auf
den Augenblick wartet, wo die Truppen
aus dem Innern der Provinz nach der
Grenze gezogen sein werden, um hinter
dem Rücken der vor dem Feinde befind-
lichen Bajonette der Staatsgewalt die
Fahne der blutigen Revolution von
neuem zu entfalten, vom Schwarzen
Meer bis zu den Gestaden der Ostsee
hinauf alle unzufriedenen Elemente,
Sozialisten, Nihilisten, Polen, Esthen,
Letten, Finnländer usw., mit sich fort-
reißend zum gemeinsamen Ansturm
gegen das russische Kaiserreich.
Auch aus dieser Situation heraus
kann man daher als eine mutmaßliche
Folge der Annahme der Wehrvorlage
eine Erhöhung der Friedensaussichten
voraussagen, da der Standpunkt der
ihrer Verantwortung sich voll be<
10«

wußten, kühlabwägenden russischen Regierung durch eine derartige Erhöhung der militärischen Kraft des Deutschen Reiches gegenüber dem Treiben der russischen Militärpartei, der Konservativen und der offnen und geheimen Revolutionäre im ganzen Reiche eine augenscheinliche Stärkung erfahren muß.

In Frankreich wird, das kann man wohl, ungeachtet mancher neuerdings dagegen zutage getretenen Momente voraussagen, die dreijährige Dienstzeit, allerdings wahrscheinlich mit manchen Durchbrechungen des Prinzips in Form von längeren Beurlaubungen, ihren Einzug halten. Charakteristisch ist, daß selbst die vor 8 Jahren so überzeugten, für die Notwendigkeit der verkürzten Dienstzeit eingetretenen Generale, bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen, jetzt plötzlich ebenso überzeugt und begeistert für die Notwendigkeit des dreijährigen Dienstes bei der Fahne für alle Waffen eintreten; sie lassen sich anscheinend willenlos im Strome einer großen Mehrheit der Nation dahin treiben, ohne eine Würdigung der wie damals so auch jetzt noch dagegensprechenden Momente zu versuchen, die bisher, wenn man von den Sozialisten absieht, nur eine kleine Anzahl objektiv denkender mutiger Persönlichkeiten aus den Reihen der Intellektuellen, der gelehrten Berufe und von Handel und Industrie offen zu betonen gewagt hat.

Man muß abwarten, ob dem jetzigen Rausch, der schon von einer siegreichen Überlegenheit der französischen und Zerschmetterung der deutschen Macht nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit träumt, nicht ein böses Erwachen folgen wird. Das steht jedenfalls fest, daß die Franzosen nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit uns zunächst ziffermäßig überlegen sein werden, da dann ihre Armee nach bereits verfügter Zurückb ehaltung des ältesten Jahrganges, am 1. Oktober, mit dem Zuwachs von 15 000 Mann durch das neue Kadergesetz, alles in allem etwa 800 000 Köpfe zählen wird, während wir auch nach Annahme der Wehrvorlage nur rund 750 000 Köpfe (alles eingerechnet) unter der Fahne haben würden. Allerdings würde, wie schon früher an dieser Stelle betont wurde, dadurch natürlich noch keine

Überlegenheit der französischen Repu-
blik für den Mobilmachungsfall uns
gegenüber geschaffen sein, da wir all-
jährlich fast die Hälfte, die Franzosen
aber immer nur ein Drittel ihres Frie-
densstandes in die Reserve überführen
können.

Trotz des etwas niederdrückenden
Gefühles, hinsichtlich der Kopfstärke
der Feldarmee auch nach Einführung
der dreijährigen Dienstzeit dem Nachbar
nachzustehen, erfüllt ohne Zweifel, wie
aus ihrer Presse und den Worten ihrer
führenden Männer zu erkennen ist,
große Kreise der Armee sowie der ganzen
Nation das Gefühl, in militärischer Be-
ziehung dem einstigen Niederringer
nunmehr nicht bloß gleichwertig, son-
dern sogar überlegen zu sein. Dies
Gefühl beruht — neben der Betonung
einer besseren, weil längeren, taktischen
Ausbildung aller Grade — vor allem
auf dem Gedanken, hinsichtlich der B e-
herrschung der Luft und bezüg-
lich der Artillerie vor der deut-
schen Armee einen bedeutenden Vor-
sprung zu besitzen. Es erscheint inter-
essant genug, mit einigen Worten zu
beleuchten, ob diese Annahme wirklich
gerechtfertigt ist. Hinsichtlich des Flug-
wesens sei ihnen, sowohl was die Zahl
der ausgebildeten Piloten als auch die
Zahl und Güte der Maschinen, vor
allem den Stand der Organisation, Zu-
sammensetzung und Gliederung „der
fünften Waffe" für den Kriegsfall an-
betrifft, ohne weiteres zur Zeit noch
ein bemerkenswerter Vorsprung zuge-
standen. Allerdings scheint es wohl

ein wenig sehr „französisch" ausgedrückt, wenn — wie das eben veröffentlichte 2. Heft der „Vierteljahreshefte für Heereskunde und Truppenführung" (herausgegeben vom deutschen Generalstabe) bei der Beleuchtung des „Luftfahrwesens in den französischen Armeemanövern 1912" ohne Widerspruch berichtet (S. 243) — ein sachverständiger Berichterstatter, der 1912 sowohl diese wie auch die deutschen Kaisermanöver desselben Jahres mitgemacht hätte, mit Bezug auf diesen Vorsprung die Äußerung getan habe: .„Xnu» «ouime» dien loiu de ce qu'nnt un» riv».ux 6 ^Hema^u«, — ü) ll uu abtmk!"

Mit einem berechtigten Gefühl der Beruhigung können wir demgegenüber auf die langsam aber stetig bemerkbaren Fortschritte hinweisen, die sowohl hinsichtlich der Zahl der Flieger wie mit Bezug auf die Flugleistungen unser Militärflugwesen zweifellos zutage fördert, vor allem aber auf den gewaltigen Aufschwung, den das neue Wehrgesetz demselben geben wird, weshalb begründeterweise zu hoffen ist, daß wir jenen „Abgrund" in absehbarer Zeit überbrückt haben werden.

Unbestreitbar ist aber auf alle Fälle unsere nennenswerte Überlegenheit an großen Lenkluftschiffen, von denen bekanntlich die Franzosen in letzter Zeit, geblendet durch ihre Erfolge im Flugwesen, anscheinend nichts Rechtes mehr wissen wollten, denen sie jetzt aber plötzlich wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit und Bewertung zuwenden: ihr soeben hergestellter, bereits mit Vorschußlorbeeren geschmückter „Spieß" zeigt manche Ähnlichkeit mit unserem Zeppelin IV, wenn er ihn auch in wichtigen Maßen nicht erreicht:

Länge 110 m (Z. 188 m), Kubikinhalt 11 000 (Z. 22 000), Motore 2 zu je 180 11?. (Z. 3 zu je 160), Ballonetts 12 (Z. 16), Geschwindigkeit 65 Km angenommen, Z. 75 (nachgewiesen).

Der andere Punkt, in dem in weitesten Kreisen Frankreichs mit einer sicheren Überlegenheit gegenüber dem deutschen Heere gerechnet wird, ist die, wenn auch nicht ausschlaggebende — denn die Königin der Waffen auf dem Schlachtfelde bleibt immer die Infanterie — so doch für den Erfolg auch in erster Linie stehende Waffe der Artillerie. Da haben sich nun in neuster

Zeit bei uns prominente militärische
Fachleute, vor allem der auch im Auslande als erste artilleristische Autorität geschätzte Generalleutnant Rohne, veranlaßt gesehen, in angesehensten militärischen nicht nur, sondern auch bürgerlichen Blättern dieser Annahme sorgsam und unparteiisch näher zu treten und zur Richtigstellung der wirklichen Sachlage sowohl, wie zur Beruhigung unserer Nation und zur Aufklärung für den Nachbarn folgendes in zweifelloser Form dargelegt:

Richtig ist nur, daß die französische Feldkanone an sich ballistisch der deutschen überlegen ist, insofern als sie ein schwereres Geschoß mit großer Geschwindigkeit verfeuert, doch ist dieser Vorzug, der im Positionskampfe nicht ohne Wichtigkeit sein würde, ziemlich gleichgültig für die Verhältnisse der Feldschlacht, um so mehr als das französisch« Schrapnell in nicht mehr Teile zerlegt wird (300 Kugeln) als das deutsche. In allen anderen Beziehungen muß man jedoch — was übrigens, wie General Rohne sagt, auch von einsichtsvollen französischen Artilleristen zugestanden wird — unser Geschütz dem französischen als völlig gleichwertig erachten, da dieses wie jenes, miteinander verglichen, einzelne Vorzüge und Nachteile besitzt, die sich in ihrer Gesamtheit aufheben. Ein großer Vorzug unserer Konstruktion besteht in dem geringen Gewicht und daher in der größeren Beweglichkeit des Geschützes. Für die den französischen Reiterdivisionen zuge-

teilten Batterien hat es sich sogar als notwendig erwiesen, aus diesem Grunde «in ganz neues Geschütz zu konstruieren, das soeben erst angenommen, bei Schneider — Creusot — gegenwärtig in der Herstellung begriffen ist und noch in diesem Jahre an die reitenden Batterien ausgegeben werden soll.
Außerordentlich überlegen erscheint die deutsche Artillerie dagegen der französischen hinsichtlich der schweren Haubitze, sowohl was die ballistische Leistungsfähigkeit derselben (unsere Schußweite 7400 m, bei der Rimailho-Haubitze nur 6000 m) als auch vor allem die Beweglichkeit und die Organisation (bei uns Batterien zu 4, auf französischer Seite zu nur 2 Geschützen) anbetrifft; gegenüber diesen großen Vorzügen spricht der eine Faktor einer etwas bessern Schnellfeuermöglichkeit (wir 4, die Franzosen 5 Schuß in der Minute) nicht mit. Ganz besonders hervorzuheben aber ist bei einer Abwägung der beiden Artillerien für nns die reiche Ausstattung unseres Heeres mit einer erstklassigen, leichten Feldhaubitze zur Bekämpfung stark gedeckter Ziele und von Schildbatterien, welcher wir wohl mit Recht für die Feldschlacht der Zukunft eine hohe Bedeutung zumessen und die die Franzosen überhaupt nicht besitzen.
Ihre Absicht, den fehlenden Bogenschuß durch ein Schießen aus der Feldkanone mit verminderter Ladung bewirken zu wollen, kann man aus verschiedenen Gründen nur als ein recht unsicheres und die Feuergeschwindigkeit herabsetzendes Aushilfemittel bezeichnen. Der französischen Organisation zu 4 Geschützen pro Batterie — statt wie bei uns zu 8 — gesteht General Rohne in seinen verschiedenen Ausführungen ohne weiteres einen Vorzug zu (andere Fachleute sind aber bei uns auch entgegengesetzter Ansicht), jedenfalls aber fällt für uns sehr viel wirksamer in die Wagschale, daß wir an Zahl der Geschütze den Franzosen, besonders nach Annahme der Wehrvorlage, sehr überlegen sein werden, denn es werden alsdann bei uns, einschließlich der schweren Haubitzen, 6,4, bei unsern Nachbaren aber nur 4,9 Geschütze auf 1000 Gewehre innerhalb eines Armeekorps kommen. Bezüglich des Schießverfahrens und der Schießausbildung kann von einer Überlegenheit der fran-

zösischen Artillerie, die vielleicht früher einmal vorhanden war, heutzutage auch keine Rede mehr sein, insbesondere sind neuerdings bei uns weit größere Mittel dafür im Heereshaushalt bereitgestellt worden. Für die Schießübungen ferner ist die Zahl der großen Schieß-plätze bei uns höher und letztere werden besser und praktischer für die Ausbil-dung der Waffe verwendet, so daß z. B. bei uns jährlich auch wesentlich mehr aktive und Reserve-Offiziere der Artillerie bei der Schießschule in Jüter-bog technisch für den Ernstfall ausge-bildet werden, als ähnliches in Frank-reich geschieht.

Nachdem die Wehrvorlage noch verschiedene bei uns zweifellos bisher vorhanden gewesene kleine Mängel hinsichtlich der Bespannung, Muni-tionsausrüstung im Frieden usw. aus-geglichen haben wird, kann von einer artilleristischen Überlegen-heit alsdann bei unserm Nachbar tatsächlich keine Rede mehr sein. Im Interesse freilich einer friedlichen Kulturent-wickelung beider sich nebeneinander ent-wickelnden Völker müßte es jedem Freunde der Menschheit wünschenswert erscheinen, daß die zwischen ihnen auf dem Gebiete der Kriegsrüstungen seit lange bestehende, neuerdings mehr als je gesteigerte Rivalität sich lieber auf anderen Gebieten der Technik und in der Domaine des Kultur- und Geistes-lebens geltend machen möchte. Aber zu einer friedlichen dauernden Auseinan-dersetzung, ja auch nnr zur Schaffung

der ersten Grundlage einer solchen, kann das kürzlich in Bern versammelt gewesene Verständigungskomitee nicht als ein geeignetes Mittel angesehen werden: für eine solche hohe Aufgabe müßten dann doch noch ganz andere Faktoren und Persönlichkeiten sich einsetzen, als es zum großen Teil hier der Fall gewesen ist. Sollte nicht der bereits so erfreuliche und noch auf weitere Hoffnungen Aussicht gewährende Erfolg der englisch-deutschen Entspannung den Weg weisen, wie man einem solchen Ziele praktisch entgegen zu streben habe und von welcher Art die Männer sein müßten, die einer so schweren, aber für das Vaterland zugleich so überaus wertvollen Aufgabe vorsichtig, taktvoll, aber zielbewußt und praktisch sich unterziehen wollten, einer Aufgabe, welche des Schweißes der Ersten und Edelsten in beiden Nationen wohl wert erscheint!

Berlin, Anfang Juni 1913.

Soziale Rundschau.

Von Paul Lindenberg.

Die Volksheilstätten und Berufsschulen vom Roten Kreuz in Hohenlychen.

Hohenlychen — vor einem Jahrzehnt war der Name nur wenigen jener bekannt, die den engeren Bannkreis Berlins verließen, um den intimen landschaftlichen Reizen der Mark Brandenburg nachzuspüren, abseits der vielbesuchten Touristenstraßen. Heute hat er hallenden Klang erworben und erweckt das freundlichste Echo bei Allen, die den Bestrebungen des Roten Kreuzes Sympathie und Verständnis entgegenbringen, nicht minder bei Tausenden und Abertausenden unserer Mitmenschen, die, nicht auf der Sonnenseite des Lebens geboren, in diesem stillen Erdenwinkel dank der Sonne echter Menschenfreundlichkeit und warmen Mitempfindens Genesung von schweren Leiden fanden. Ein zielbewußter, umsichtiger Sohn des uralten märkischen Städtchens Lychen, das uns ein Stück trutziger, kampfdurchbebter brandenburgischer Geschichte verkörpert, der frühere Oberstabsarzt Dr. Gotthold Pannwitz, war es, der zuerst die Aufmerksamkeit der einschlägigen Kreise auf diese idyllische Gegend lenkte, die, von Berlin in zwei Bahnstunden erreichbar, sich ganz besonders zur Errichtung von Heilstätten eignete. In

welligem Gelände dehnen sich meilen-
weite, dichte Waldungen aus, durch-
zogen von zahlreichen Seen, in deren
einem sich die Türme und Mauern des
oben genannten Städtchens wider-
spiegeln; die reine würzige Luft wird
nirgends durch Rauch und Staub ver-
dorben, die schaffensdrängende In-
dustrie hat hier keine Stätte gefunden,
die dichten Tannenforsten mit wech-
selndem Einschlag von Laubbäumen
sorgen für reichen Ozongehalt.
Einem Wunsche der Kaiserin fol-
gend, daß sich der Volksheilstätten-
Verein vom Roten Kreuz besonders
der Bekämpfung der Tuberkulose im
Kindesalter widmen möchte, wurden
im Hohenlnchener Wald am Zenssee,
einem Teil der dortigen zehn Kilometer
langen Seenkette, im Jahre 1902 drei
Döckersche Baracken aufgestellt, die
versuchsweise einigen Dutzend Kindern
zum Sommerferienaufenthalt unter
ärztlicher Aufsicht dienten. Heute nun
erblickt man hier staunenden Auges
eine ganze Reihe in den Waldungen
zerstreut liegender stattlicher Bauten,
die auch in ihrem Äußeren sehr ge-
fällig wirken und in ihrem Innern, je
nach ihrer Bestimmung, mustergültig
eingerichtet sind. An schmucken Gar-
tenanlagen mit duftenden Blumen und
blühenden Gebüschen fehlt's nicht»
ebensowenig an geschützten Spiel-

plätzen und lauschigen Ruhesitzen; hier tummeln sich Kinder fröhlich umher, deutsche Heimatlieder singend, dort sehen wir sie in emsiger und williger Tätigkeit bei ländlicher Arbeit, da sind die jugendlichen Kranken in langgestreckten, offenen Hallen auf Ruhebetten untergebracht, die Heilkraft der allgütigen Mutter Sonne genießend. Mit unserer Bewunderung halten wir nicht zurück, wenn wir hören, daß hier innerhalb der kurzen Spanne eines Dezenniums bereits 40 000 Kinder längere Zeit hindurch mit geringen Mitteln auf das sorgsamste gehegt und gepflegt wurden, und daß diese Gesamtanlage jetzt einen Wert von mehr denn 3 Millionen Mark vertritt, die hauptsächlich durch private Wohltätigkeit, durch die Förderung der Behörden, namentlich des preußischen Kultusministeriums, und die Unterstützung der Kommunen aufgebracht wurden. Hierzu gesellte sich die hingebende und aufopferungsvolle Tätigkeit verschiedener hervorragender Arzte, an ihrer Spitze der jetzige Geh. Sanitätsrat Professor vi-. Pannwitz, sowie einzelner Damen und Herren, die materiell und ideell die ernsten und tiefgehenden Bestrebungen dieser Kinderheilstätten verwirklichten, was in wahrhaft musterhafter Weise gelungen ist. Und zwar nicht in willkürlicher Art, sondern nach zielbewußtem Plan, jede neue Schöpfung die andere ergänzend, worüber nicht die steten Vervollkommnungen und Vergrößerungen der vorhandenen Anlagen vernachlässigt wurden.

So entstanden aus den oben angeführten drei leichten Sommerbaracken alsbald zwei festgegliederte Kinderheilstätten mit besonderen Schlafhäusern für Knaben und Mädchen sowie einem Hauptgebäude mit Speisesälen und Kücheneinrichtung und einem Wirtschaftsgebäude für den maschinellen Betrieb, die Wäscherei und Desinfektion. Jetzt konnten die Kinder auch während des Winters hier verbleiben, während man die freigewordenen Baracken zu einer Ferienkolonie für 50 Kinder einrichtete, die natürlich räumlich vollkommen getrennt von den Pfleglingen der auf den Namen Victoria Luise getauften Kinderheilstätte blieben. Im nächsten

Jahre, 4904, ward eine ländliche Ko-
lonie, Königin Luise-Andenken, ins
Leben gerufen, die den dazu geeigneten,
gut erholten Kindern leichte, von ihnen
gern gesuchte Beschäftigung gewährte
und die schon bald erweitert werden
mußte, für die Mädchen durch eine
Haushaltungs-, für die Knaben durch
eine Gärtnereischule. Zu der 1904
eingeweihten Kirche, in der vierzehn-
täglich Gottesdienst stattfindet, gesellte
sich ein mehr und mehr geregelter,
wenn irgend angängig, im Freien ab-
gehaltener Schulunterricht, der jetzt in
drei Stufen von einem besonderen An-
staltslehrer in dreimal wöchentlich
sechs Stunden erteilt wird. Eine
weitere Abteilung, und zwar eine
solche für knochen- und gelenktuberku-
löse Kinder, konnte, auf Veranlassung
des Geheimrats Hoffa, im Herbst 190?
eröffnet und bezogen werden. Gleich-
zeitig hatte die Kinderhcilstätte eine
abermalige Vermehrung und eine Er-
gänzung durch eine Abteilung für ärzt-
liche Untersuchungen und eine neue
Badeanstalt gefunden, während die
Ferienkolonie in einem entfernter von
dem Heilstättenbetriebc gelegenen be-
sonderen Gebäude aus Asbest-Schicfer-
Zement untergebracht wurde und seit-
dem in jedem Sommer fünfmal 112
Kinder auf je vier Wochen beher-
bergt. In den letzten Jahren entstand
das anmutige Heim der Helferinnen-
schule, in der Augusta-Hclferinnen
für den Krankcndienst einen seche-
monatlichen Kursus durchmachen, der
hübsche Bau der Mädchenfortbildungs-
8

schule und jener einer Buchdruckerei und Buchbinderei für Knaben, und schon regen sich wiederum fleißige Hände, um auf einem prächtigen Punkt mit dem herrlichen Blick auf Wald und See und die alten, malerischen Backsteinbauten Lychen's ein Krankenhaus mit Schwesternschule erstehen zu lassen. In jener eben angeführten Fortbildungsschule und Buchdruckerei, denen Sanitätsrat I>r. Karl Fränkel seine emsige Arbeitskraft zur Verfügung stellte, wird eine bestimmte Anzahl von Mädchen und Knaben, etwa vom 14. bis zum t7. Jahre, aufgenommen, die als völlig gesundet die Heilstätten verließen. Durch diese Einrichtung will man verhüten, daß die nach monatelanger Pflege Genesenen nicht sogleich wieder in den Zwang einer engen und selbstverständlich hygienisch sehr mangelhaften Häuslichkeit und damit zugleich fast immer in eine angestrengte industrielle oder gewerbliche Tätigkeit gelangen, andererseits aber wollte man auch für ihre fernere Ausbildung auf geeigneten Erwerbsgebieten sorgen, damit ihnen diese Jahre des Lernens nicht verloren gehen und sie später, ins Leben entlassen, sogleich auf eigenen Füßen stehen können. In der Haushaltungsschule sind vorläufig 24 junge Mädchen untergebracht, die alles unentgeltl,ch erhalten, auch Kleidung etc.; sie werden teils im Sticken, u. a. von Taschentüchern, Monogrammen etc., im Nähen von aller Art Wäschegegenständen, von Tändel- und Kinderschürzen, einfachen Blusen usw., alle aber in sämtlichen Zweigen des Haushaltungsdienstes, also im Waschen, Ausbessern, Wohnungssäubern, Kochen etc. etc., unterrichtet, so daß neben den gutbezahlten Stickerinnen ein Stamm von tüchtigen Dienstboten herangebildet wird. Die Knaben werden in der schwarzen Kunst Gutenbergs ausgebildet, auch in allen Buchbinderarbeiten, einzelne Zweige des graphischen Gewerbes sollen sich anschließen; diese Druckereischule will in keinen Wettbewerb mit anderen Druckereien treten, sondern nur die Aufträge des Roten Kreuzes ausführen, man hofft, daß bald die Ausgaben durch die Zinnahmen gedeckt werden. Überflüssig ist's wohl, besonders hervorzuheben, daß sowohl bei den Mädchen wie bei

den Knaben die Arbeitsleistungen durchaus nicht anstrengende sind, und daß für stete Bewegung ^m Freien Sorge getragen ist, neben den in jeder Hinsicht vollkommenen Arbeits-, Schlaf-, Geselligkeitsräumen. Hierbei sei hervorgehoben, daß bei der Mädchenfortbildungsschule Zöglinge angenommen werden, die gegen eine einmalige Zahlung von 240 Mark für drei Jahre Unterkunft erhalten; man will dadurch den Töchtern aus dem Mittelstande Gelegenheit bieten, sich gegen geringes Entgelt eine spätere Eristenz zu verschaffen.

Was jeden so wohltuend berührt, der dies Hohenlychener Gebiet edler Menschenfreundlichkeit und inniger Mithilfe betritt, das ist neben der aufrichtigen Anerkennung des hier Geleisteten die Freudigkeit und Dankbarkeit, die uns aus den Mienen der Kinder, aber auch aus jenen ihrer Pflegerinnen, Lehrer und Lehrerinnen wie der Ärzte entgegenleuchtet. Das Gefühl hat man, daß aus diesem walddurchrauschten Fleckchen schöner Gotteserde die seltenen Blumen der Erkenntlichkeit und Zufriedenheit emporblühen, daß hier ein Stück sozialer Liebestätigkeit geleistet wurde und fortgesetzt geleistet wird, auf welches nicht nur das Rote Kreuz, sondern unser ganzes Vaterland stolz sein darf. Möchte in jenen Kreisen, die in der Lage sind, den Bedrängten und Bedrückten Hilfe zu bringen, das Verständnis hierfür stets tiefere Wurzeln fassen und seine segenbringende Betätigung finden — auch

hierin kann man seine Vaterlandsliebe beweisen, nicht, was recht leicht ist, in äußerlich demonstrativer, sondern in stiller, aber desto fruchttragenderer Art.

Kirchlich-theologische Rundschau.

Von Theodor Kappstein.

Die Opferwilligkeit des deutschen Volkes vor hundert Jahren zur Zeit der preußischen Not und im Jubiläumsjahre angesichts der Wehrvorlage und ihrer Deckung: sie hat in tausend Kanzelreden eine erhebliche Rolle gespielt. Doch die Kirche, welche so eifrig zur Kirchensteuer, zu den Liebesgaben für ihre Vereine und für die bürgerlichen Steueropfer die Gemeinden ermahnt, sie hüllt sich in Schweigen, wenn sie selber an diesem „Iubiläumsopfer" mit der Tat teilnehmen soll. Der beredte Mund wandelt sich, wie durch automatischen Betrieb, in die tote Hand. Da hat ein biederer Pfarrer aus Schleswig-Holstein, den sein Gewissen beunruhigte wegen der Drückebergerei der Kirche, sobald man ihr selbsteigene patriotische Opfer zumutet, sich zu der Heranziehung der „toten Hand" geäußert. Wie der geistliche Herr das tut, ist unerfindlich köstlich. Er erklärt, das Kirchenvermögen liege durchaus fest — zumeist für die Besoldung der Kirchenbeamten. Wenn nun die tote Hand sich zu einem Iubiläumsopfer (auch nur freiwillig, wie die deutschen Bundesfürsten) entschließen würde, so . . müßten die Kirchensteuern erhöht werden, damit die Pfarrer an ihren Einnahmen keine Einbuße erleiden! Die Pfarrer, welche keine Kirchensteuern zahlen und auch von der Einkommensteuer befreit sind! Auf deutsch: die Kirche will sich am Jahrhundertopfer beteiligen, wenn die Schäflein die Unkosten dieses „Opfers" durch Erhöhung ihrer Kirchensteuer übernehmen! Dieser Gedankengang ist als Witz von durchschlagender Wirkung. Man sieht, ein richtiggehender Pastor ist so eingepredigt, daß er jeden Gedanken, der an ihn herantritt, sofort für seine Gemeinde als wirksamen Passus von der Kanzel herab sich umwertet. Übrigens hat jener Pfarrer aus Schleswig-Holstein mit dem unruhigen Gewissen sich persönlich einverstanden erklärt

mit einem Wehrbeitrag in Form
einer Pastoralen Einkommensteuer.
Darüber ließe sich reden; vor allem
vermissen wir in der für die gesamte
Kirche blamablen Haltung, welche das
opferwillige „Volk" durchaus bemerkt
und in seine Stellung zur Kirche als
Werturteil hineinzieht, die ein-
mütigen Beschlüsse der kirchlichen Syn-
oden, der Konsistorien und des Ober-
kirchenrats. Die liberalen Anträge
auf den Berliner Kreissynoden wollten
lediglich nach außen hin einen guten
Eindruck machen, sie werden im Winde
verwehen. Und die Kirchenbehörden
schwiegen sich vielsagend beharrlich
aus; schon Goethe lobte ihr dickes Fell
und ihren guten Magen! Die Kirchen,
welche auf ihre Privilegien so wenig
verzichten wollen wie auf ihre Ermun-
terung der Gemeinden zu den gott-
gewollten Opfern, machen sich in
den Augen des deutschen Volkes
unwirksam.
Der tragische und zufällige Tod
des Kölner Pfarrers Karl
Iatho (er erlag einer Blutvergif-
tung in Verlauf einer kleinen Ver-
letzung auf der Reise) hat den freiheit-
lichen deutschen Protestantismus eines
seiner edelsten Vorkämpfer beraubt.
Denn dieser neuprotestantische Prophet,
der erst in reiferen Lebensjahren völlig
zu sich selber durchgedrungen war, er-

lebte die Religion als persönliche schöpferische Kraft, er kramte sie nicht aus den Büchern hervor, noch verlas er sie aus einer Agende; ein Sänger und ein Held, wußte er die Freude und Freiheit, welche in ihm strahlten, auf die Tausende zu übertragen, welche in Köln und in allen größeren Städten Deutschlands (bis nach Österreich, der Schweiz und» Holland hinüber) ihm jedes Mal zuströmten, wenn der gedrungene Pastorenkopf mit dem von innerem Licht durchleuchteten Gesicht, energisch und doch so gewinnend, am Rednerpult erschien. Nur knappe zwei Jahre waren Jatho geschenkt, seit das Spruchkollegium — unter der verhängnisvollen Leitung des Präsidenten Voigts vom Oberkirchenrat — den Streich gegen die Kölner Gemeinde vollführte. Doch diese kurze Zeit hat genügt, weil geistige Wirkungen — seit dem einen öffentlichen Jahre des Nazareners — nicht mit der Elle gemessen werden, um dem freien Protestantismus das Heimatrecht innerhalb der Kirche der Reformation zu erringen! Denn die Hunderttausende um Jatho und Traub verlassen die Kirche ihrer Väter, entgegen der heimlichen Hoffnung der Orthodorie, mit Bewußtsein nicht, um diesen christlichen Kirchen nicht ihr Salz zu entziehen. Jatho blieb der Pfarrer seiner großen Kölner Gemeinde; der preußische Oberkirchenrat hatte sein Recht auf dem Papier mit Unterschrift und Insiegel, doch ohnmächtig stand er den getreuen Protestanten am Rhein gegenüber. Und als Iatho die Augen schloß, da rüstete ihm die kirchliche Gesamtgemeinde Köln in seiner Christuskirchc — die Begleitumstände sind hier das Bezeichnende — das fürstliche Begräbnis in den kirchlichen Formen; es war eben ihr geliebter Pfarrer gestorben, der Gewalttat der Ketzerrichter lachten sie — das war wie nicht gewesen. Versteht die offizielle Kirche Preußens diese drohende Stimme der Zeit und den gewaltigen Schritt der Entwickelung der Kinder dieser Zeit?! Die kirchlichen Machthaber reißen einem genialen, aufopfernd treuen und ungewöhnlich erfolgreichen Pastor wegen der lehrhaften Formeln der theologischen Weisheit, die sein Wesen garnicht berühren, weil er

völlig anders geartet ist, den Talar von den Schultern, und aus ihren orthodoren Gemeinden trafen als trübe Flut, mit Namensunterschrift und anonym, bei dem Schmerzenslager des stillen Dulders immer neue Schmähbriefe ein, in denen es hieß aus Elberfeld und Leipzig, Homburg und München, Berlin und wiederum Berlin: „Bis hierher und nicht weiter, Sie haben Gott gelästert und die Seelen verführt; der starke Hammerschlag Gottes ist seine Rache. Sie haben die Schafe verlassen als der Wolf, als der Teufel. Da seht Ihr Ungläubigen das Gottesgericht; leiden soll er, noch viel mehr wie bisher, daß man seine Qual sehe! Widerrufen Sie um dieses Jesus willen Ihr wirres Zeug! Es freut uns Christen alle sehr, daß Gott Dich läßt nicht lange mehr; nimm auch mit Dein geschenktes Geld und zieh' beim Teufel ein als Held!" Und so in lieblicher Grazie der aufgehetzten „Brüder" und „Schwestern". Wer in den kirchlichen Kämpfen steht, der weiß ja von den unsäglichen Schriftstücken der anonymen „Frommen" ein Lied zu singen, denen auch das gemeine Mittel persönlichster Verunglimpfung nicht zu schäbig ist, wenn der Gegner über Gott und die Welt sich eine abweichende Anschauung im Lebenskampf errungen hat. — Doch Iatho, unser edler Freund, schläft; wir gehen hin, ihn aufzuwecken: nicht nur in seinen gesammelten Kanzelreden und Aufsätzen, sondern vielmehr in der Pflege seines Geistes, eines von innen

her bestimmten verklärten Menschentums.

Der Tod hat auch sonst in der letzten Zeit schmerzliche Lücken gerissen im deutschen Protestantismus. Ich nenne den geistvollen Baseler Theologen Konrad von Orelli, dessen Schüler ich in meinen akademischen Bildungsjahren mit Dank gewesen bin. Orelli gehörte, mit Adolf Schlatter zusammen und dem (auch bereits verstorbenen) Greifswalder Professor Samuel Oettli, zu jenen Förderern der kirchengläubigen Theologie, die zwar ihren Glauben von den Formen des Dogmas und des Katechismus nicht lösen mögen, die aber über den Parteien stehen und sich auf dem Richterstuhl unbehaglich fühlen würden. Oettlis schöne Arbeit über das Hiobbuch und seine mit Schlatter zusammen verfaßte kritisch unbefangene „Geschichte Israels" haben bleibenden Wert. Und Orelli, der ein Meister des Stils war wie ein vorbildlicher Lehrer, hat sich durch seine Allgemeine Religionsgeschichte und durch seinen Kommentar über die Propheten ein ihn überlebendes Andenken gesichert. Ich lehne den Glauben an die sogenannten messianischen Weissagungen ab, als unhistorische Spielerei und als eine Vergewaltigung der jüdischen heiligen Schrift durch die Urchristen, welche diese Bibel für ihre Erbauung ausgeplündert haben — doch das Buch meines verewigten Lehrers über die messianische Weissagung, das ganz anders denkt, als ich denke, bleibt ein Genuß durch seine Fülle und Schönheit. Neben dem zuverlässigen kirchlichen Fortschrittsmann Heinrich IM in Berlin, haben wir jüngst auch den Präsidenten des Deutschen Protestantenvereins und des Protestantenbundes dahingehen müssen, den alten tapferen und unabhängigen Karl Schrader. Schrader war ein königlicher Kaufmann, der die köstliche Perle suchte: Geistesfreiheit und Gewissensrecht. Es ist wesentlich sein Werk, daß das kirchliche Berlin nun etwa 100 liberale Pfarrer auf seinen Kanzeln stehen hat — ein Viertel der Gesamtziffer —, und daß ihre Zahl (durch die liberalen Gemeindekörperschaften, durch die von Schrader organisierten Kirchenwahlen) unaufhaltsam wächst. Man konnte sich in den

letzten beiden Jahrzehnten keine der vielen Synoden denken ohne die unbedingte Sachkenntnis, parlamentarisch geschulte Ruhe, weise Überlegenheit und persönliche Freundlichkeit dieses Führers des Liberalismus. Seine Zeit und seine Mittel hielt er immer zugänglich für die Interessen gesunder kirchlicher Entwickelung. Nur durch seine Opferfreudigkeit und sein organisatorisches Talent gelang 1910 der in seiner Wirkung noch nicht ausgeschöpfte internationale Berliner Religionskongre ß*), dessen geistig vornehme, nach allen Seiten unbefangene Leitung Karl Schraders Feierabendglanz bedeutete. Er war wie Fontane jeder Feierlichkeit abhold; schlicht und still ging er nun auch, in seinem 80. Jahre, von dannen.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Frau Bertha v. Suttner, zu ihrem 70. Geburtstage.

Die Welt wimmelt heut von berühmten Frauen. Von solchen, deren geschäftig klappernder Aufstieg die

*> Jeder Protestant deutscher Zunge in der ganzen Welt beschaffe sich: Protokoll der Verhandlungen des 5. Weltkongresses für Religion; Berlin, Protest. Schriften-Vertrieb, Schöneberg.

Stunde unausgiebig beschäftigt — und ihre Zahl ist Legion. Von den Andern, deren gesegnet wirkende Verdienste auch in Äonen nicht verloren gehen. Ihrer sind nur wenige, und unter ihnen hat Bertha von Suttner vielleicht z. St. einen der höchsten Gipfel berechtigten Frauenruhmes erreicht. Berechtigten Weltruhmes vielleicht, denn ihres Lebens reiche Tätigkeit hat von je und vornehmlich den edelsten Interessen der ganzen Menschheit gegolten. Was diese auserlesene Persönlichkeit, diese ausgezeichnete Frau und opferungsfrohe Kämpferin der Welt bisher gegeben, das durfte ich vor nicht langer Zeit unter dem Gesichtswinkel ihres fruchtbaren und wertvollen dichterischen Schaffens an dieser Stelle beleuchten; durfte erschließen, wie all ihr Tun von so bezwingender Größe in Absicht und Vollbringen, so lichtvoll in der Hingebung des ganzen Menschen an seine Idee ist, daß unsere Zeil von solcherlei Werten aus kaum Gleichungen einzustellen hat. Und es ist nur billig und gerecht, wenn Frau v. Suttner an ihrem Ehrentage der frischblühenden 70 von der Welt als Huldigungen zurückempfängt, was sie seit einem reichen Menschenalter der Welt an Persönlichkeit hingegeben hat, an fruchtenden „Hochgedanken", an unermüdlicher Arbeit und rastloser Anregung zu verdienstlicher Tat.

Diesen Huldigungen schließt unsere Zeitschrift in ehrerbietigen Glückwünschen sich an. Möge der verehrten Jubilarin in weiteren gesegneten Jahren ein Lebensabend voll köstlicher Weltgaben beschieden sein. Weltgaben, die in ihrem fördersamen Geist, ihrem tapferen Herzen zu Geschenken an die Welt sich wandeln!

Es ist kein ganz erfreulicher Übergang von der Jubilarin, die auf einen schaffensreichen Weg zurückblickt, zu den Jungen hin, deren Wollen sie vorwärts treibt auf Bahnen von oft unerkennbaren Zielen.

Welche tieferen, weltdurchlichtenden Absichten z. B. Jakob Wassermann mit seinem neuen Roman „Der Mann von 40 Jahren" gehabt hat, ist nicht recht ersichtlich. Sollte der Titel in seiner Universalfassung dartun wollen, daß alles Mannwesen in seinen vierziger Jahren von temporär moralischem Irresein, um nicht zu sagen, Irr-

sinn befallen wird? Ich vermute, daß normal beschaffene Männer sich für diese weitgehende Insinuation bedanken werden. Oder will er ganz ausschließlich das Einzelschicksal seines Helden schildern in dieser Dichtung ohne sonderliche Wurzelkraft und von kurzspanniger Wipfelweite? Dann brächte der Dichter sich in Widerspruch mit seinem Titel, der dann heißen müßte: „Ein Mann von 40 Jahren". Es erscheint immer wie das Resultat unentschlossener Beziehungen des Autore zu seinem Werke, wenn die Dichtung nicht den Titel, und der Titel nicht die Dichtung restlos erklärt. Die Klangreminiszenz an eine überwundene Titel-Sensation überdieo wäre jedenfalls besser vermieden n'orden.

Wie dem auch sei: Sein Vielvermögen der Erfindung und Gestaltung ist so reich, daß er derlei Erinnerungsanleihe nicht zu machen brauchte. Diese neue Dichtung freilich wird „unvorbereiteten Zeitgenossen" seinen Reichtum nicht enthüllen. Ich kenne keine Arbeit Wassermanns von ähnlich bescheidener Fabel und Entfaltung: Ein Mann der besten Kreise, wohlhabender Gutsbesitzer, dem das Leben alle Wohltage gönnt, fängt mit vierzig Jahren an, aus heiler Haut, sich unbefriedigt zu fühlen. Er zieht „hinaus in die Ferne", nicht um das Gruseln zu lernen, aber um der lieben Abwechse-

lung willen. Nach mancherlei mehr alltäglichen Abenteuern da und dort, die zwar sein Vermögen dezimieren, aber von seiner angeblichen Persönlichkeit nicht viel abbröckeln, begegnet ihm sein Schicksal. Eine böhmische Sängerin, eine Prachtgestalt von großem Zauber, obwohl mehr Stimmittel und Weltklugheit, als Leidenschaft und Seelentiefe, wirft ihn ganz aus dem Geleise seines Charakters, seiner 'Lebenslinien und Familiengrenzen. Er ist entschlossen, von seiner vornehmen, klugen, temperamentvollen und hübschen Frau sich scheiden zu lassen, um als „freier Mann" zu singen und zu siegen. Nach Deutschland und in sein Heim zurückgekehrt, findet er sein Kind in Todesnot, sein Weib von Gram und Sorge fast gebrochen. In kurzer Zeit, während und nach des Kindes Krankheit und Genesung, ist aller Heimatszauber ihm wieder zum Bewußtsein gekommen, und es mangelt ihm der Positivismus der Ichgewalt, jetzt noch seiner, moralisch und geistig über ihm stehenden Frau von Scheidung zu sprechen. Überdies hat die Sängerin sich anderweit verlobt, was eine Scheidung für ihn auch gegenstandlos machen würde. Aber seine Frau, zu tief getroffen von seinem Abfall, will jetzt ihrerseits keine Gemeinschaft mit dem abirrenden Gatten mehr. Da stellen sich, die bedrohte Romankomposition zu retten, die großen Geschehnisse von außen rechtzeitig ein: Krieg, Verwundung, Pflege, Gesundung und Verzeihung. Inneres Finden, äußere Versöhnung, abermaliger Ehebund, jetzt fürs Leben, denn der biedere Gatte lernt einsehen, daß alle diese Fernensehnsucht und Glückahnung zuletzt zur Tragik der Resignation führen muß. Diese vielgeschäftige psychologische Unklarheit wird nur abgelöst, nicht aufgehoben durch eine wunderbar feine Diktion, wie sie Wassermanns unbestreitbar unbestrittene Kunstübung bleibt. Eine Sprache von aristokratisch reservierter Gepflegtheit, eine Wortbehandlung von sicher erfühlter Kunst, die zu den literarischen Wertbesitzen der Gegenwart gehört. Aber: auch literarischer Adel verpflichtet!

Wenn man Jakob Wassermann ist, sollte man einen „Mann von 40 Jahren" vielleicht lieber ungeschrieben lassen.

Emil Strauß') hat in seinem

neuen, einem geschichtlichen Roman: „Der nackte Mann" wohl nicht ganz erreicht, was vordem in wertvollen Arbeiten ihm voll geglückt. Etwas bläßlich im Lebenskolorit, schmächtig in der historischen Ausbeute, mit zurückhaltend unentschlossener Kraft der Herzenswärme, wo seine Helden einmal mehr geben sollen, als ihr unwahrscheinlich diszipliniertes Denken. Nur dort, wo die Komposition seines weitschichtigen Stoffes in Frage kommt, wc> die lückenlose Fügung von Stein auf Stein den Bau der Geschehnisse türmt — d. h. in der straffen Zusammenfassung der Zeitfolge ohne langweilige Unterbrechung durch entbehrliche Geschichtsklitterung — allein dort zeigt Strauß wieder seine längstbeglaubigte Meisterschaft. Und von ihren Schwächen abgesehen, kann der Gesamteindruck der Dichtung sehr wohl an das große Kunst-Rezept erinnern: „Die Wirklichkeit ist jeweilig nur die Folie des Schönen, aber ihr Abbild forme der Künstler schön".

Das Abbild jener Zeit wachsender Bekenntniswirren und Kirchenfehden (um 1600), das Emil Strauß hier zum Gegenstand seiner Darstellung macht, ist sicher schöne Vollkunst, wie doch nur ein gereifter Plastiker des Wortes sie

'> Verlag v. S. Fischer, Berlin.

vollbringt. Und mit bemerkenswerter Selbstbeschränkung sind alle Wildschößlinge gestutzt, die das Entfalten des^ Stoffes bedrohen konnten. Alles Historische mit allem Persönlichen, im Erleben und Schicksalhaften, hat er also kunstvertraut verflochten, daß eines vom andern gar nicht zu lösen wäre.
So die Geschicke der Patrizierfamilien, die um den sinnstarken, charakterfesten, redefertigen Bürgermeister sich scharen.
So die ganze Kleinbürgerschaft, wo es gilt, ihre lutherischen Dogmen gegen den Calvinismus ihres Landes- und Schutzherrn, Ernst Friedrich von Baden-Durlach, zu verteidigen.
Wie alle Renegaten, ist auch der unlängst übergetretene Markgraf ein eifervoller Proselytenmacher. Er will seine treue, starrnackige Stadt Pforzheim gewaltsam zum Calvinismus überführen und droht schließlich, sie mit Feuer und Krieg zu überziehen, wenn sie sich nicht füge. Etwas theaterhaft gedroht. Und wäre nicht mehrfach das Stadtgespenst „der nackte Mann" am hellen Mittag von glaubhaften Bürgern gesehen worden, was unfehlbar für die Gemeinde das furchtbarste Kriegs- und anderes Elend bedeutet — des Markgrafen Drohung und seine Abgesandten hätten schwerlich so viel Schrecken zu Pforzheim in der Stadt verbreitet.
Schon aber ist Ernst Friedrich mit heimlich geworbener und gerüsteter Schar heimlich unter Weges gen Pforzheim. Sein Jugendfreund und Kriegsgenosse, Hauptmann Gößlin, ein Pforzheimer Kind, soll die ungehorsame Stadt überfallen und ihm ausliefern.
Vor ihren Toren aber kündet Gößlin dem Fürsten die Gefolgschaft, was dem kranken Manne, der seines Wesens Halt in dem Freunde verankert hatte und nun verloren sieht, einen jähen Tod bringt. Vom Herzschlage getroffen, sinkt Ernst Friedrich seinem Freunde in die Arme. Von dieser Szene ab hat alle Schilderung etwas von der Größe und Herbheit altgermanischer Saga:
Der Einzug des toten Fürsten in die feindlich erregte Stadt, die Begegnung des greisen Stadtrats Gößlin mit seinem Sohn, dem Fürstenfreund, dem fälschlich bisher abtrünnig Geglaubten.
Prachtvoll auch ist des Bürgermeisters mannhafte Abwehr in Wort und Weise und von sieghafter Kraft.

Das den Hauptmotiven engver-
flochtene Episodenwerk, so die Braut-
zeit, Hochzeit und junge Ehe des Apo-
thekers, die Gestalt seiner klugen
und gütigen Mutter, der stadtfremde
Advokat und seine resolute Frau, der
Markgraf als Mensch und Gatte, seine
schöne selbstgefällige Gemahlin — das
alles ist in schlichter Zeichnung, in un-
verdeutelter Wortwendung und oft
liebenswürdigem Humor uns nahege-
bracht. Unserem verstehenden Kopfe
mehr noch als unserem verlangenden
Empfinden. Der in allem gemäßigte,
beschwichtigte Rhythmus der etwas
kühl fließenden Erzählung drängt zu-
weilen ein wenig ab von den handeln-
den und leidenden Menschen, läßt aber
andererseits in seiner Mäßigung den
Eindruck der Geschehnisse niemals ins
Rohe ausarten. Auch nicht ins be-
rechnet Altertümelnde —- neuerdings
eine viel gebräuchliche Algebra der
Geschmacklosigkeit . . .
Auf einen ganz neuen literarischen
Wert möchte ich heut noch unsere
Leser hinweisen: auf den amerikanischen
Roman „Bekenntnisse einer glücklichen
Frau" von M. van Vorst (G. Dorset),
Was an diesem Frauen-Buche^) be-
sonderen Respekt abnötigen darf, ist
ein klarer, unbeirrter Blick in die Wirk
lichkeiten des Lebens, wie vielleicht nur
Amerika Lcbenswirklichkeiten formt
und entwickelt. Darum ist die Dich-
Verlag von Erich Reiß, Berlin.

tung durchaus „ein amerikanischer Roman". Die Bedingtheiten seiner realistischen Geschehnisse, seiner Charaktere; die Anschauungen seiner Menschen, von dem Gesellschafts-, Erwerbs-, politischen und Persönlichkeitsleben können vielleicht einzig in Amerika zur Entfaltung und Betätigung kommen. Vielleicht sind sie nur auf amerikanischem Boden überhaupt möglich und glaubhaft, natürlich und wirklich.

Die „Bekenntnisse" sind in der Ichform geschrieben: Esther Carry steht mit fünfzehn Jahren als vaterlose Waise dem Nichtshaben gegenüber und will ihre sterbenskranke Mutter, sich und vier jüngere Geschwister ernähren. Mit 25 ist sie nicht nur selbständig, die Besitzerin eines wohlfundierten Maschinenschreibe-Bureaus und bat ihre Geschwister erzogen, sondern darf, ganz und nur, nach ihrer Neigung und Schätzung heiraten. Und sie heiratet — einen Mann, in jedem Sinne stark ramponiert, in dem ihr seelisches Abwägen dennoch den guten Kern einer zwar haltlosen, aber ungebrochenen Seele erkennt. Während alle Welt Stephen Kirkland nach seinem äußeren Bummelwesen als Galgenstrick einschätzt. Diese Ehe nun ist ein Fegefeuer der unablässig sich wiederholenden Drangsalierung für die Gattin. Esther bedarf der äußersten, reinsten, treuesten und gütigsten Liebe und Geduld, des feinsten Verstehens seines Charakters, um den immer wieder abirrenden Gatten immer wieder zu sich und auf den Weg selbsterweckenden Hoffens zu führen. Die glänzende Begabung Stephens, seine bestrickende Liebenswürdigkeit und Erscheinung erleichtern ihr das zermürbende Martyrium an seiner Seite. Und ihre absolute, ihre selbstentäußerte, gläubigstarke Liebe schafft ihm, allmählich immer sicherer, die Atmosphäre der Entwickelung zu sich selbst. Stephen seinerseits hängt an Esther und schätzt sie höher als andere Weiber, denen er dennoch unbedenklich und jederzeit Avancen macht — hauptsächlich, weil sie ihm gemacht werden. Aber eine rechte Frau mit einer echten Liebe im Herzen erkennt immer ihre rechte Aufgabe und versteht immer die Seele ihres Mannes, auch wenn sie nur sie ahnen muß. Esther läßt nicht von

Stephen, leitet ihn schonend, unmerklich zu seinem edleren Kern, lehrt ihn, auf seine starken Fähigkeiten und Talente sich besinnen. Und Stephen wächst an dem Glauben seines Weibes. Erfolge stellen sich ein, wie nur Amerika sie geben kann. Und sie tragen ihn zu den höchsten Stellen des Landes. Immer wieder zurückgeworfen von abirrendem Leichtsinn und mißverstandenem Idealismus, von erfolgreichen Liebesfeldzügen. Bis Esther endgültig siegt. Ihren Gatten ganz gewinnt. In jubelndem Glücke beginnt für Esther jetzt erst eine rechte Ehe, an der Seite Stephens. Ein moderner Horaz, wird ihm das „denti» Nie yui pl'nmil negotii»" zur gedeihlichen Richtschnur. Er entsagt allen Ämtern und Würden, in der Stille des Landlebens ganz der Kunst und seiner Liebe hingegeben.

Das Buch hat mancherlei Merkwürdiges, auch in seinem äußeren Kunstbetrieb. Mit Stellen von fast nüchtern trockenem Referatstil wechseln Partien von der Weihe schlichten Kreuztragens. Mit warm empfundener Naturfreude wechselt ein fast hartes Menschenbeschreiben. Mit demütigem Insichversinken ein stolzes Ringen um den stolzeren Sieg. Vor allem beachtenswert sind scharfprofilierte Charakterzeichnungen der zahlreichen Nebengestalten in dem großen, weitläufig angelegten Lebens- und Kulturbild.

Aber sehr abzulehnen wäre die unfest gefügte Erposition, die dem Eindruck des Ganzen ungefälligen Abbruch tut.

Insbesondere unangenehm wirkt ein unfraulich absuchender Verstand, auch in den Fragen der Empfindung. Die „moderne" Frau, die sich einzig als Frauenrechtlerin fühlt, wird ihre Rechnung nicht finden in dieser Heilslehre von der Sieghaftigkeit der demütig-werbenden Liebe; von der wandellosen Kraft im Ausharren; von dem Gekröntwerden in fraulicher Unterordnung. Dennoch sind es vielleicht grade diese Frauen, die selbst in dem nüchternen Amerika und überall, wo Frauen und Männer zunächst natürliche Menschen bleiben, denen der endliche Sieg der Weltherrschaft zufallen wird: Die echte, treue, starke, selbstentäußerte Gefährtin, in der beharrlichen Kämpferin.

Die Übersetzung von Hans Wienand liest sich stellenweise wohl ein bißchen holperig, was man nicht allzuhoch anrechnen darf, angesichts einer offenbar nicht leicht zu bewältigenden Diktion, wie in diesen „Bekenntnissen einer glücklichen Frau".

Von diesem Frauenschicksal zu einigen interessanten Frauendichtungen: zunächst zu der neuen Ausgabe von Helene Böhlaus „Isebies".

Ein Buch, das verdiente, mehr gekannt zu werden'). Helene Böhlau, deren Leben und Persönlichkeit viel und mit äußerster, unverständlicher Gehässigkeit angefochten worden, erzählt hier freimütig und bis ins Einzelne mit hundert vielleicht entbehrlichen Details eben dieses ihr eigenes Geschick. Wer das Leben kennt, und schon beobachtet und erfahren hat, wie gar leicht Menschenehre von schändlich schleichender Verleumdung roh vernichtet, werden kann, der wird verstehen, daß die Dichterin von brennendem Verlangen getrieben war, ihr

"j Verlag von Nlbert Langen, München.

Leben, ihre Liebe und vor allem ihre Ehe an der Seite des türkischen Gatten in die rechte Beleuchtung zu rücken. Diese Liebes-Ehe, um deren willen eine erste Ehe des Mannes gelöst werden mußte. Diese Ehe aus kampfgestählter Leidenschaft, später hier in Deutschland als ungültig angefochten, und die schließlich in hartem, forensischem Ringen zu Gültigkeit, Ehre und unanfechtbarem Bestande gelangte. In dramatischer Dreiteilung und mit sozusagen unverbildeter Kunst erzählt

Helene Böhlau von ihrer Kindheit und Jugend, von den Jahren innerer und Familien-Zwiespältigkeit hin zu Kunst und Beruf — endlich von den Jahren der Ehe bis zum Tode des Gatten. Niemand, der einer inneren Anteilnahme an dem Geschick Anderer überhaupt fähig ist, wird sich dem starken Eindruck von Lebenstreue und Wahrhaftigkeit entziehen können, den das Buch vermittelt.

Meta Schöpp soll in Kürze noch mit zwei Büchern erwähnt sein, denen ich einen sonderlichen Eindruck verdanke: vor einiger Zeit las ich ihre letzte starke Dichtung: „Skepp uhn Strnnn" (Schiff am Strand)'), das mir den denkbar besten, sehr künstlerischen Eindruck machte. Darauf las ich ein viel früher geschriebenes Buch der Schöpp'): „Die Leute von Gödöla", eine kleine, übrigens auch sehr achtbare Dichtung, die genau denselben Stoff behandelt, wie die vorerwähnte große Arbeit, nämlich: das Kleinleben der Helgoländer in ihrer Inselwelt, während aller denkbaren Wandlungen des Jahres, des Wetters, der See und ihrer Tücken-Katastrophen. Auch die kleinen novellistischen Bilder der Geschicke einzelner Inselbewohner — alles, bis ins

') Verlag von F. Fontane K Co., Berlin.

Einzelne, derselbe Stoff und die
gleiche Behandlung: etwa, wie eine
Generalprobe dieselben Szenenbilder
bringt, wie die Hauptaufführung.
Nur, daß hier nach der General-
probe das Interesse für die Hauptauf-
führung merklich herabgestimmt wird.
Denn die Stoffgleichheit in zwei Buch-
dichtungen wird unausweichlich zur
Monotonie. Die Bühne ist eben doch
ein ganz anderes Medium der dichte-
rischen Mitteilung, als das Buch.
Verständlich! Ein anderes ihrer
Bücher:*) „Das Weibchen" be-
stätigt mir neuerdings einen Eindruck,
der mir längst schon aufgegangen:
Nämlich, daß die sehr begabte Autorin
mit voller, leidenschaftlicher Hin-
gebung nur schreibt, große, starke Ein-
drücke nur auslöst, wo es sich um Hel-
goland und seine Leute, sein Leben,
Sündigen und Seligsein handelt.
Auf anderen, sozusagen Zivilgebieten
wird ihre Dichtung konventionell oder
doch im Innersten kühl; mehr erwogen
als erfühlt, mehr Symbol als herz-
volles Leben, mehr Konstruktion als
Intuition. Indessen, auch was in
diesem Falle bleibt, ist immer noch
mehr, als die vergleichsweise guten
Darbietungen der Durchschnitt-Roman-
cieren deutscher Zunge.
Mit einer neuen Literaturnote
möchte ich noch unsere Leser bekannt
machen: Lena Christ'), mit ihrem
Erstling-Roman „Erinnerungen einer
Überflüssigen". Es hat den Anschein,
als beabsichtige die Autorin, oder
erwarte vielleicht, eine Sensation von
ihrem Buche — etwa wie vor Jahren
Margarethe Böhme*) mit ihrem allzu-
mitteilsamen „Tagebuch einer Verlore-
nen" sie ausgelöst. Allein — die Zeitzn
haben sich und haben ihr Publikum ge-
ändert. Von all den „Enthüllungen",
,, Bekenntnissen ", „ Geständnissen ",
„Memoiren" und „Aufzeichnungen"
seither, ist unsere Zeit sensationsmüde
und zu oft enttäuscht worden, um noch
gutgläubig zu sein. Es müßte schon
etwas ganz Unerhörtes, Unausdenk-
bares auf der getrübten Bildfläche sich
hervortun, um nach allen Vorgänger-
schaften noch irgendwie starke Sen-
sation zu machen. Sodann ist das
Böhmesche Buch, rein literarisch und
übrigens auch gegenständlich genommen,
denn doch von größerem Recht und
Anspruch, hat auch heut noch eine ge-

wisse Eindruckstärke sich bewahrt und
kann immer wieder neu aufgelegt
werden. Das Christ'sche Buch aber ist
— nach dem ersten Wirken — durch-
aus im Dutzend neben 11 Büchern das
zwölfte.

Es handelt sich um die Leidens-
geschichte des „ledigen" Kindes einer
Dorfschönen, die zunächst den uner-
sehnten Sprößling ihren Eltern über-
läßt; dann, als sie die Frau eines
großstädtischen Kneipenwirtes gewor-
den, das Kind zu sich nimmt und es
jahrelang mit nicht mehr menschlicher
Barbarei mißhandelt. Aus dieser
Elend-Jugend wird Lena in eine miß-
ratene Ehe und in ungefähr gleiches,
noch tieferes Elend getrieben, von dem
sie, nach unermeßlichen Leiden, spät und
gebrochen befreit wird, um >n gnaden-
losen Mangel zu geraten — aber doch
nicht mehr „überflüssig" zu sein in
ihrem und ihrer Kinder Leben.

Die Autorin stellt keine Probleme
auf. Ohne „Wohlredenheit" mit der
naiven Kritiklosigkeit des begabten,
sehr begabten Dilettanten, erzählt sie
das von ihr gelebte Stück Leben. Ganz
ohne Hüllen und Diskretionen. Die
lüsterne Neugier des Kind-Mädchens,
gegenüber den Weib-Enthüllungen und
Mutter-Mysterien — mit den Dorf-
Kameraden und in der Stadtschule —
die Weib-Erfahrungen Lenas als
Kellnerin, Klosterschülerin und als
Gattin werden dem Leser nicht um
einen Deut erspart. Und die Nacktheit

der Bilder wird von der Magerkeit der soufflierenden Gedanken kaum gemildert. Auch von kompositioneller Gewissensnot unbelastet, schreitet Lena Christ ihren Erzählerweg. Einzig ausgehend, geführt und wegbestimmt von dem, was als treibend starke Begabung ihre Seele durchfurcht, aufwühlt und samenreifend zur Mitteilung nach außen sie zwingt. Ein echtes und großes Talent unzweifelhaft — aber der Feile, der Formung und Kultur noch bedürftig. Bedürftig vor allem des Erwachens zum Bewußtsein seiner Kraft.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Paul F. Schmidt (Offenbach a. M.).

Die Künstlerbund-Ausstellung in Mannheim.

Die Ausstellungen des Deutschen Künstlerbundes haben stets ein zweifaches Gesicht, und wenn sie gut sind, wie die diesjährige in Mannheim, dann bieten sie einen wirklichen Überblick über den Stand unserer heutigen deutschen Kunst. Es fehlt die breite Mittelschicht, die nicht interessiert, weil sie gleich gut und gleich schlecht ist, und die die meisten großen Jahresausstellungen kennzeichnet. Dagegen bringt es der Charakter dieser vornehmsten und universellsten Künstlervereinigung mit sich, daß die namhaftesten Künstler Deutschlands mit guten Werken auftreten und damit die Oberschicht darstellen. Und auf der anderen Seite lockt die Vergebung des Villa-Romana-Preises, den die Ausstellungsjury zugleich besorgt, eine Menge junger Talente an, die häufig zum ersten Male hier vor breitester Öffentlichkeit debutieren und der Kunstschau das frische Blut zuführen, das sie nötig hat und gern annimmt. So kann der Künstlerbund niemals akademisch werden.

Einen besonderen Reiz erhält diesmal die Ausstellung durch eine Art retrospektiven Saal. Die Leitung der Mannheimer Kunsthalle hat das ganze Museum für die Gäste ausgeräumt und sich nur den großen Oberlichtsaal vorbehalten. In diesem hat Direktor Dr. Wichert die 26 schönsten Bilder aufgehängt, die er in seiner kurzen, erst drei Jahre umfassenden Tätigkeit gesammelt hat: ein höchst rühmliches Zeugnis seiner Tatkraft und Kennerschaft, und zugleich ein Prüfstein und Ausgangs-

punkt für die heutige Kunstdarbietung.
Denn von den hier in Meisterwerken
vertretenen Künstlern, von Delacroir,
Feuerbach, Manet, Cszanne, Lieber-
mann, Hodler, ist die ganze heutige
Generation ausgegangen, und man
lernt die Ausstellung besser verstehen,
wenn man die Wurzeln ihrer Kraft
verstanden hat.
Von den Altmeistern des Künstler-
bundes füllen Hodler, mit schönen
hellen Landschaften und Figurenstücken,
und Trübner je einen Saal. Die
andern, von Kalckreuth bis
Liebermann und Corinth,
sind jeweils mit guten Einzelstücken
vertreten, ein Ehrensaal ist ihnen ein-
geräumt, und sie bieten die Gewähr,
daß es an der großen Tradition nicht
fehlen wird. Aber davon soll nicht die
Rede sein, da man sie kennt: es ist
wichtiger, die Iuugen und Unbekannten
zu nennen, die uns Hoffnungen be-
deuten.
Man kann sehr deutlich zwei
Strömungen unter der Jugend unter-
scheiden: die flächenhaft - starkfarbige
und die, welche den Impressionismus
fortbildet. Leider erhält man von der
ersten keinen richtigen Begriff, weil
die Stärksten fehlen, z. B. Nolde, Ko-
koschka, Rohlfs. Es sind von den
Selbständigen dieser sog. erpressio-
nistischen Richtung nur Hölzel, sein
Schüler Eberz und Hecket, E. L.
Kirchner und Pechstein mit

tüchtigen Bildern vertreten. Sie geben einen etwas einseitigen Eindruck von den Bestrebungen der Jüngsten, nämlich den der Bevorzugung dekorativer Farbenschönheit; und diesen Eindruck verstärken die anderen Jünger, die zum Teil nicht sehr selbständig sind. Anständige Leistungen bringen z. B. Klemm, Erbslöh, Nölken, Rappaport, die Stillebenmaler Claus, Helene Albiker, Sophie Wolf.

Persönlicher und kraftvoller wirken die den Impressionismus fortbildenden Maler. An ihrer Spitze stehen Beckmann und Weißgerber, die beide schon ein bis zur Iuryfreiheit gehobenes Ansehen genießen und eine neue Synthese aus der Technik des letzten Impressionismus und tiefem Gefühlsinhalt suchen. Das kennzeichnet unsere Kunst ja überhaupt, daß sie sich nach Darstellung von Empfindung und Tat sehnt, daß ihr die „Natur, gesehen durch ein Temperament", nicht genügt als Gegenstand der Malerei. Auf den Spuren jener beiden Künstler wandeln viele der besten Jungen: Caspar (der den Villa-Romana-Preis erhielt), Mar Neumann, Soldenhoff, Waldemar Rösler, Partikel; vor allem drei der bedcunndsten Talente aus dem Nachwuchs: der leidenschaftliche Landschaftsmaler Heckendorf, der vielseitig begabte Dietze, der ernste, klare Krayn, dessen „Mutter" vor einem Hintergrunde von Fabriken zu den besten Bildern der Ausstellung gehört. Ganz für sich steht Edwin Scharff, ein in Paris lebender Münchner, eine der besten Hoffnungen für die Monumentalmalerei der Zukunft: seine rein gezeichneten Körper strahlen eine mystische Schönheit aus.

Auf dem Gebiete der Plastik sind die Älteren, Anerkannten seltsamerweise fast ausgeschaltet; unter den Hahn, Bermann, Billing etc. ragt Tuaillons reizendes Bronzefigürchen durch lebendige Anmut heraus. Die Jüngeren behaupten das Feld, u. z. sehr gut: Lehmbruck und Albiker mit schönen reifen Arbeiten an der Spitze; ähnlich in ihrer aufgelockerten Art Gerstel und Wynand, auch die Wienerin Hilde Einer. Dem Maillolschen Ideale bleiben Milli Steger,

Frydag, Lörcher treu, während
Hoetger sich zur Bewunderung der
deutschen Skulptur des 13. Jahrhun-
derts gewandelt hat. Stephani, der
den Villa-Romana-Preis erhielt, schuf
anmutige bemalte Terrakotten. Luksch
und Elkan brachten Vortreffliches.

Fr a n e n - R n n d s ch a u.

Von Ulla Wolff-Frank.

Vom internationalen Frauenstimm-
rechts-Kongreß.

Den im wesentlichen erfreulichen
Eindrücken, die das private Beisam-
mensein und die öffentlichen Versamm-
lungen, die aus Anlaß der Anwesenheit
der Delegierten zum internationalen
Frauenstimmrechts-Kongreß in Buda-
pest hier stattfanden, hervorgerufen
haben, gab die heute erfolgte
Meldung vom Tode der Suffra-
gette Emily Davison einen recht
betrüblichen und nachdenklichen Aus-
klang. Nicht dem freiwillig ge-
opferten Menschenleben, im Dienste
einer durchaus verwerflichen Form
zur Erreichung oder richtiger Erzwin-
gung von Rechten, die im Grunde ge-
nommen kaum noch ein billig denkender
Mensch bestreitet, soll in falscher Senti-
mentalität ein Klagelied angestimmt
werden. Daß aber diese Auoschreitun-
gen und gröblichen Erzesse sich immer
aufs neue wiederholen, ist äußerst be-
dauerlich und muß verstimmend wirken,
auch auf diejenigen, die der Berechti-
gung der Frauenstimmrechts-Reformen

das Wort reden und sich für ihre Durchführung energisch und überzeugt einsetzen. Wo soll das Vertrauen für eine Partei herkommen, die in verbrecherischer Weise ihre Forderungen der entsetzten Mitwelt aufdrängen will, und in deren Versammlung eine Rednerin mit edler Dreistigkeit bekennt: „sie habe seit langem gewußt, daß Miß Davison —, die mutige Heldin —, der Ansicht sei, das Leben einer Frau müsse geopfert werden, bevor die Frauen Englands Gerechtigkeit finden würden". Und nun hat diese Miß ihr Leben geopfert und ist dem galoppierenden Pferde des Königs beim Derbyrcnnen zu Epson in die Zügel gefallen — und hat die kühne Tat mit dem Leben bezahlt. Kühn? Abscheulich! So recht sensationell, so in vollster Öffentlichkeit, so ganz in der Absicht Furcht und Schrecken zu verbreiten, damit, — wie eine andere Rednerin diesen Heroismus pries: „der Fall von Miß Davison in den Herzen der Männer Beschämung hervorrufen möge und den gegenwärtigen unwürdigen Zustand vernichten". Allerdings, es wäre die höchste Zeit, diesem Unfug ein Ende zu bereiten, damit diese Zerrbilder und Schrecknisse einer an sich politisch reifen Bewegung nicht zu einem, auf Jahrzehnte hinaus sich erstreckenden rückläufigen Stillstand führen, der in der völligen Unreife und ans Kindische grenzenden Torheit dieser Ruferinnen im Streit ihren Ursprung ha». Ob nun die Tat von Miß Davison viele Nachahmerinneu finden wird, bleibt dahingestellt. Hoffentlich nicht. Aber immerhin steht es zu befürchten, weil solche Eraltationen leicht eine Massensuggestion bewirken, und Weiber zu Hyänen werden könnten, die mit Entsetzen Spott treiben. Die von den Suffragettes bisher bekannt gewordenen Untaten, die oft lächerlichen, oft grausigen Gewaltsakte, die sie anwenden, um ans Ziel ihres Wollens zu gelangen, haben jede Anteilnahme an den gesetzgeberischen Abänderungen zugunsten des Frauenstimmrechtes erstickt, und man kann es der Gegenpartei wirklich nicht verargen, wenn sie diesen männermordenden Amazonen keinen zu breiten Spielraum einräumen will, in der ruhigen, kaltes Blut heischenden, nur mit Sammlung und Sachlichkeit durchzuführenden Ar-

beit, so bedeutsamer Aufgaben, wie es Wahlrechtsreformen sind. Seit den Tagen der Penthesilea hat man solche Kampfesart nicht erlebt, und auch hier ist sie einseitig, denn die gegnerischen Männer bewahren eine Geduld, Nachsicht und Ritterlichkeit, die wirklich bewunderungswert ist. Und wir Alle, die Frauenrechte begehren und hochhalten, müssen innigst wünschen, daß Achilles-Grey nicht eines Tages einer Suffragette zum Opfer falle. Kommt es auch einmal etwas spöttisch-ärgerlich aus der Feder, so soll das wahrhaftig nicht aggressiv sein und nur beruhigend wirken, in der Erkenntnis, daß man es sehr ernst und heilig mit diesen frauenrechtlerischen Fragen nehmen kann, ohne deshalb auch nur ein Wort der Begütigung, einen Schimmer von Zustimmung für diesen durchaus nicht schönen Wahnsinn in der englischen Bewegung zu haben. Diesen Anschauungen begegnete man auch glücklicherweise unter den Gästen, die auf dem Wege zum internationalen Frauen-Kongreß in Budapest bei uns in Verlin Halt machten und den hier interessierten Kreisen Gelegenheit gaben, die Ansichten über bedeutsame, frauenrechtlerische Fragen auszutauschen. In der sehr stark besuchten öffentlichen Versammlung am 6. Juni war es dabei von besonderer Wichtigkeit, Mrs. Auerbach aus London zu hören, die als Delegierte der englischen Suffragisten sprach, die, im Gegensatz zu den Suffragettes, einer maßvollen Auffassung und Kampfesweise

huldigen und die Propaganda der Tat umsomehr mißbilligen, als sie überzeugt sind, daß das Frauenstimmrecht in England nur noch eine Frage der Zeit ist. Der Nationalverband blicke im abgelaufenen Jahr auf eine sehr erfolgreiche Tätigkeit zurück, und sie erhoffen ichon in nächster Zukunft eine günstige Erledigung dieser Angelegenheit. Klug und liebenswürdig betonte die Rednerin dann, daß die englischen Frauen es nie vergessen würden, daß sie ihre freiheitlichen Ideen ihrer teutonischen Abstammung verdanken. Unter den weiteren Rednerinnen, die von Frau Marie Stritt, der Versammlungsleiterin, eingeführt wurden, fiel der besonders anregende Vortrag des weiblichen Landtagsabgeordneten, Frl. Dr. af Torselli aus Hesingfors, auf. Sie gab auf die Fragen Antwort, wie habt Ihr in Finnland das Wahlrecht errungen, und welchen Gebrauch macht Ihr davon? „Errungen haben es die Frauen, als in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, im Vollgefühl errungener Freiheit, die Männer den Frauen die gleichen Rechte verliehen." Über die Wirkung des Stimmrechtes las sie das Gutachten eines der hervorragendsten finnländischen Politiker vor, des Professors der Staatswissenschaften und Senators Leo Mikkeli, der den Frauen das Zeugnis ausstellt: „daß sie es weder an Sachkenntnis noch an Voraussicht fehlen lassen, und ihre Mitwirkung im Landtag als ein Zuschuß an Kraft empfunden worden sei." Interessante Berichte erstatteten auch Mrs. Dennison aus Torronto-Kanada, die von der Lage der Frauen in Kanada Günstiges zu erzählen wußte; dort sowohl, wie in Neu-Seeland, wo die Frau schon seit 20 Jahren Stimmrecht besitzt, hat die Einwirkung der Frau bessere Gesetze für den Schutz von Frauen und Kindern erzielt, ebenso für das Altersversicherungsgesetz. Weniger ermutigend war, was Frau Goutsmith aus Amsterdam in sehr lebendiger, mit humoristischem Einschlag durchleuchteter Rede gab. Darnach scheint es, daß in ihrer Heimat noch nicht einmal die Anfangsgründe einer freiheitlichen Frauenbewegung bekannt sind, was doppelt zu bedauern ist, da nach einem von ihr zitierten Ausspruch Gladstones: „die Interessen einer Partei, die nicht im

Parlament vertreten ist, vernachlässigt
werden".
Die Delegierte für Christiania,
Frau Keilhau, teilte mit, daß die Frau
in Norwegen schon zweimal ihr Wahl-
recht ausgeübt hat, ohne jedoch die
Vorurteile der Menge besiegt zu haben.
Nur die großen Schriftsteller ihres
Vaterlandes hätten sich davon freige-
macht. Der lebhafteste Beifall der
Versammlung wurde der siebzigjährigen
Mrs. Shaw — die sich Reverend
Shaw nennen darf — zuteil, die aus
Washington nach Budapest geht, um
die Ideen der Frauenrechte zu propa-
gieren, mit der Begeisterung und dem
jugendlichen Eifer, mit dem sie bisher
dafür jenseits des „großen Teiches"
erfolgreich gewirkt hat*).
Ihr Vortrag, von heiteren, satiri-
schen Streiflichtern belebt, erzielte
eine tiefe Anteilnahme und, als
sie im Anschluß an ein von ihr
zitiertes Buch des Präsidenten Wil-
son, das viel Gutes und Schönes
enthielt, nur die Frauen vergessen
hatte, sagte: „Die Frau will aber
nicht vergessen sein, sie wolle dem
Manne gleichstehen, mit ihm arbeiten,
frei sein wie er, keine Almosen empfan-
gen, sondern ihr gutes Recht, damit sie
an seiner Seite als vollberechtigte Ge-
nossin teilhabe am Fortschritt der
'j „Nu, der Freie ist im Stande sein
echtes Leben zu leben. Jeder und jede braucht
Freiheit, um Gelegenheit zu haben, für sich,
für andere und für sein Vaterland das Beste
zu leisten", rief sie aus.

Welt", erntete sie jubelnden Beifall, trotzdem manche dieser Forderungen schon etwas antiquiert erschienen. Aber das konnte die freudig gehobene Stimmung nicht beeinträchtigen, nur erhöhen. Und dieser Ton der Hoffnungsfreudigkeit und Zuversicht beherrschte auch die Veranstaltung des Banketts, das zu Ehren der Frauenstimmrechtsvereinigung in den Festräumen des Brüdervereins vom „Deutschen Verband", dem „Preußischen Landesverein" und den „Groß-Berlinischen Ortsgruppen" für Frauenstimmrecht veranstaltet wurde. Sowohl in offiziellen Ansprachen, als in anregenden Zwiegesprächen gab sich ein frohmütiges, sicheres und von erfolgreicher Arbeit getragenes Bewußtsein zu erkennen, und vertrauensvoller blicken die kämpfenden Frauen in eine bessere Zukunft, soweit diese gesetzmäßig, klar, überlegt und durchdackt sich erreichen, nicht erzwingen läßt.

h««u»«eb» und Hxftedn»l«!«: Vr»<. vr, Ludwig Vtel» In Verll» V IN, Lntz»wu!» 5«, I«I»f»» >nn «uMrlt Nr. «»8». - V««m»i»oltllch«r Reda»l«ur: Dr. Lyl»lu» Vruck w Vr»l»u — In ÖI»«rr«<ch für d!« Red»kti»n «r<,nln>»rNich: Di. I, Linnrel ch, Wen IX, M»ftrgass« 3.— In Rußland für dl« Red»liil»« «r»nt>»ortllch: I)s, Ndrian Polly, Lt. Peierlburg, ß»!anplah 1. — Mein>V«Nr,tu»q für Ungürn: »rill'lche », l>, h»lduchhandwng 12, Benlil), Vud»pel! V, D»r<»tty«-utcz» 2. — ssür den In!«r<Ue»l»U l»«r»ntw»rUich: yeinrichMi»lm»nn In V«»l»u III. — Verl«« und VrucA der Lchlefilchen Vuchdruckerei », L Lch»lll»ender. N>«., Vre»l»u III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

^5V»
ln8eraten ^nnakme
6urob unsere Q«»<:nzlt«tslls, Lsrlm ^V. IN, I^ütlovulsr 5a; äuion unseril
VsrlgH Lr«l»u III; lsrusr 6ureK sis ?irma: liuäoll Äo«s uu6 6is
bsIi«mntsu ^ulloncsn-Lxvsäitiollsn.
In»ertlon»p«l»: pro 46 mm drsite 2sils <ltu6oll I^lo»»s'» ^ormlä-
2silsums»»ei' I^c». b> 70 kl.

)^"^ H ^<.' ///^
^- ^^^^

z.^-^
öeMeFUnMfchrst
Begründet von >aul <,'..»<»«,
'cher: Professor Ol. .udu?^ S^m
mckrvci. Kunst- und Verlagsalj statt
.»nlinder, A.-G., Breslau.
',', V, '
^,^
st Kopci'.'.^cn
V>l».r!' Konstantin opcl
)/. ^«yrgang. Band 146. Heft 467 August 1913

^/^- ^>"^ /

OneöeuOeMmalWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
». F. «»«im»»«. Verth»ld Lutt«. «rNIch« ».». h»f»»chh,ndl. ««l«» K basselbolch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
<l lt. Frltz«, I.Id»Ill« Ilo?»!«. Jac»b Dybwad Vuchhdl«. ^WMI»m, H N»rgate. Internat. Nuchhandl. vtt» «ell.
ssr dl« <pr»»ln,«n in Lchwed«» und in Dan«m»r»: »««»g «l,«.,U»fin» ««chftl«»», ««pt»h««»n.
ftr «« echuxi,: «lt«d«m. «ntia«. u. »nch»,««»lun« V. »«» ««»«««, ZK»ich l.
«Xr buchh«ndl«I!ch« V«tri«b für Nuhland b«i d« »«Mchaft «. 0. »«lf». yofbuchhandlungen in P«»»,»»u»«:
c«»twi>?1 vvnr 18 «. HevzU rlo«i>«l!t 13, «»»««»! 3chmIed«brüH« 12 u. Zlioebuv«^ 22.
37. Jahrgang. Band 146. Heft 467 August 1913

Or. Ioh. Winkler,
gewesener Präsident des schweizerischen Bundesgerichts:

Grundzüge der schweizerischen Bundesverfassung.

Einleitung.

Die Schweiz ist im Jahre 1848 vom Staatenbunde zum Bundesstaate geworden, indem damals neben und über die vorher souveränen kantonalen Gliedstaaten der Gesamtstaat ins Leben getreten ist. Der Gründung des Bundesstaates war die bewaffnete Unterwerfung des Sonderbundes, der einige Jahre vorher von den katholischen Ständen (Kantonen) gebildet worden war, unmittelbar vorangegangen. In Deutschland war der Vorgang ein ähnlicher; auch dort ist an die Stelle des früheren Staatenbundes (des Deutschen Bundes) das Reich als Bundesstaat getreten. Die Vereinigten Staaten von Amerika dagegen waren beinahe von Anbeginn an ein Bundesstaat. — Die erste Verfassung des schweizerischen Bundesstaates datiert vom 12. September 1848. Sie hat seither nur eine umfassende Revision, eine Totalrevision, erfahren: im Jahre 1874. Vorher (1866) war nur e i n neuer Artikel aufgestellt worden (betreffend Erweiterung des Rechtes der Niederlassung und Befreiung desselben vom Erfordernisse christlicher Konfession). Die aus der Totalrevision hervorgegangene neue Verfassung, die in der Hauptsache jetzt noch gilt, trägt das Datum des 29. Mai 1874. Die seitherigen, ziemlich zahlreichen Änderungen oder Beifügungen (16) betrafen nur einzelne Bestimmungen, waren also bloße Partialrevisionen. Die Zahl der Artikel (123) und die der Übergangsbestimmungen (6) wurde nicht verändert.

Die Verfassung auch des Bundesstaates, sowohl die von 1848, als die von 1874, bezeichnet die Kantone als souverän. („Art. 1. Die durch gegenwärtigen Bund vereinigten Völkerschaften der zweiundzwanzig souveränen Kantone Zürich, Bern, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden (ob und nid dem Wald), Glarus, Zug, Freiburg, Solothurn, Basel (Stadt und Landschaft), Schaffhausen, Appenzell (beider Rhoden), St. Gallen, Graubünden, Aaargau, Thurgau, Tessin, Waadt, Wallis, Neuenburg und Genf, bilden in ihrer Gesamtheit die schweizerische Eid-

genossenschaft.") — Daß der Gesamtstaat seinerseits Souveränität besitzt, ist feststehend und von niemanden bezweifelt. Es entsteht sonach die Frage, ob beide Teile Souveränität besitzen, bzw. ob die Souveränität eine zwischen dem Gesamt-staat und den Gliedstaaten geteilte sei. In der Doktrin (in Deutschland wie in der Schweiz) ist streitig, ob eine solche Teilung sich konstruieren lasse. Von einigen wurde die Frage verneint und wurde, wenigstens bezüglich der Schweiz, der Besitz der wahren und wirklichen Souveränität nur dem Gesamtstaate zugesprochen; die Kantone seien zwar Staaten, aber ohne Souveränität. Von anderen wurde aus-geführt, hinsichtlich des innerstaatlichen Verhältnisses sei das Nebeneinander-bestehen mehrerer koordinierter Gewalten für verschiedene sachliche Gebiete möglich; die Kompetenzen zweier Staatswesen auf gleichem Territorium lassen sich ebensogut sachlich gegeneinander abgrenzen, wie die zweier Behörden; und in der Schweiz sei die Teilung der Souveränität eben positives Recht. — In praktischer Beziehung ist zu betonen, daß beim Entstehen etwaiger Konflikte hinsichtlich der Kompetenzabgrenzung die Entscheidung der Zentralgewalt zukommt, was der Souveränität der letzteren zum vorneherein ein tatsächliches Übergewicht verleiht. „Die Kantone sind souverän, soweit ihre Souveränität nicht durch die Bundesverfassung beschränkt ist", — sagt der Artikel 3. Die den Kantonen derzeit noch überlassenen Gebiete können denselben von Bundes wegen mittelst Revision der Bundesverfassung entzogen werden, und es ist mit Rücksicht hierauf das Wort geprägt worden: Die Kantone leben von der Gnade des Bundes.

Das Bundesrecht vor 4848 enthielt keine Bestimmungen, nach denen der Erlaß der Verfassung von 1848 positiv rechtlich möglich gewesen wäre. Die Schriftsteller haben daher, wohl in richtiger Weise, gesagt, jener Erlaß stelle sich nicht als ein Rechtsvorgang dar, sondern einfach als eine geschichtliche Tatsache. Diese Tatsache ist herausgewachsen aus den unabweisbar gewordenen politischen Bedürfnissen der Nation. Es lautet der Ingreß der Verfassung: „Die schweizerische Eidgenossenschaft, in der Absicht, den Bund der Eidgenossen zu befestigen, die Einheit, Kraft und Ehre der schweizerischen Nation zu erhalten und zu fördern, hat nachstehende Bundesverfassung angenommen." Die Nation hat das Selbstkonstituierungsrecht sich beigelegt und zur Anwendung gebracht» Tertuell vorbereitet war die Verfassung durch die Tagsatzung des früheren Staatenbundes. Von den Bundesverfassungen, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts geschaffen wurden, mit Inbegriff des Bundesvertrages von 1815, war diejenige von 1848 die erste, die ganz unabhängig von jedem aus-wärtigen Einflusse zustande kam. — Für die Zukunft hat die Verfassung nicht unterlassen, die Möglichkeit der Revision ihrer selbst in Aussicht zu nehmen und den Modus dafür festzusetzen, und nach diesem Modus sind alle seitherigen Revisionen vorgenommen worden. Bei der Inkraftsetzung der Verfassung im Jahre 1848 hat man den Revisionsmodus insofern gewissermaßen antezipiert,

als man feststellen konnte, daß die Verfassung von der Mehrheit sowohl der Schweizerbürger als der Stände angenommen worden sei.

Das volle Verständnis einer Verfassung, zumal einer bundesstaatlichen, setzt eine gewisse Kenntnis ihrer Geschichte voraus. Die heutige Schweiz hat sich allmählich aus einer merkwürdigen Mischung souveräner Städte und Länder, zugewandter Orte, gemeiner Herrschaften und anderer Untertanenländer herausgebildet. Es waren fast ausnahmslos republikanisch geartete Gebilde. Die Urstände hatten von jeher, seitdem sie geschichtlich erkennbar sind, rein demokratische Verfassungen. Manche eigentümliche Einrichtungen und Verfassungsgrundsätze sind aus diesem Werdegange zu erklären.

Die gegenwärtige Bundesverfassung besteht zum Teil aus Artikeln, die erst durch den Erlaß zahlreicher Bundesgesetze Ausgestaltung und Leben erhielten, und die daher mehr nur als Programmartikel zu bezeichnen sind. Einige harren immer noch ihrer legislatorischen Ausführung. Andererseits finden sich in der Verfassung auch Details, die man eher in einem Gesetze oder einer Verordnung suchen würde.

Allgemeine Bestimmungen. Art. 1—70.

Der Bund hat zum Zweck: Behauptung der Unabhängigkeit des Vaterlandes gegen außen, Handhabung von Ruhe und Ordnung im Innern, Schutz der Freiheit und der Rechte der Eidgenossen und Beförderung ihrer gemeinsamen Wohlfahrt. (Art. 2.) Dieser Artikel ist zunächst eine Kundgebung des politischen Gedankens, der die Gründer des Bundes bei ihrem Werke geleitet hat. In die unmittelbare praktische Anwendbarkeit ist er durch die zahlreichen Einzelbestimmungen und die Bundesgesetzgebung umgesetzt worden.

Der Bund gewährleistet den Kantonen ihr Gebiet, ihre Souveränität, inner den Schranken des Art. 3, ihre Verfassungen, die Freiheit, die Rechte des Volkes und die verfassungsmäßigen Rechte der Bürger gleich den Rechten und Befugnissen, welche das Volk den Behörden übertragen hat. (Art. 5.) Die Summe der Kantonsgebiete bildet das Gebiet der Eidgenossenschaft. Irgend eine Veränderung bezüglich dieser Gebiete könnte nicht vorgenommen werden ohne Revision der Bundesverfassung. Für ihre Verfassungen müssen die Kantone gemäß Art. 6. die Gewährleistung des Bundes nachsuchen; sie wird erteilt, wenn die Verfassungen nichts den Vorschriften der Bundesverfassung Zuwiderlaufendes enthalten, die Ausübung der politischen Rechte nach republikanischen (repräsentativen oder demokratischen) Formen sichern, vom Volke angenommen worden sind und revidiert werden können, wenn die Mehrheit der (kantonalen) Bürger es verlangt. Besondere Bündnisse und Verträge politischen Inhalts zwischen den Kantonen sind untersagt. (Art. 7".)

Das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und Staatsverträge mit dem Auslande abzuschließen, steht allein dem Bunde zu

(Art. 8); schon für mehrere wichtige internationale Verträge, namentlich des Verkehrsgebietes, hat der Bund die Anregung gemacht, so z. B. für das Internationale Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr. Auch der amtliche Verkehr zwischen Kantonen und auswärtigen Staatsregierungen findet durch Vermittlung des Bundesrates statt. (Art. 10'.) Nach Art. 12 dürfen die Mitglieder der Bundesbehörden, die eidgenössischen Zivil- und Militärbeamten und die eidgenössischen Repräsentanten oder Kommissarien von auswärtigen Regierungen weder Pensionen oder Gehalte, noch Titel, Geschenke oder Orden annehmen. Der Bund hält keine stehenden Truppen, und kein Kanton darf mehr als 300 Mann halten, die Pvlizeikorps nicht inbegriffen. (Art. 13.) Es hat aber nie ein Kanton stehende Truppen gehalten. — Die in einem Kanton gefällten rechtskräftigen Zivilurteile müssen in der ganzen Schweiz vollzogen werden (Art. 61). Durch die Bundesgesetzgebung ist für die Auslieferung der Angeklagten von Kanton zu Kanton gesorgt; politische und Preßvergehen sind jedoch ausgenommen. (Art. 67.) Das Schweizerbürgerrecht beruht dermalen noch auf dem Kantonsbürgerrecht. Kein Kanton darf einen Kantonsbürger aus seinem Gebiete verbannen oder ihn des Bürgerrechtes verlustig erklären. Die Bedingungen für die Erwerbung des Schweizerbürgerrechts durch Ausländer und für den Verzicht auf das Bürgerrecht werden durch die Bundesgesetzgebung geordnet. Der Erwerbung muß gemäß dem Gesetze eine bundesrätliche Bewilligung vorangehen. In der Schweiz leben unverhältnismäßig viele Ausländer, über 15 Prozent der gesamten Bevölkerung, was in verschiedenen Gegenden, namentlich in Grenzkantonen und größeren Städten, als ein ernstlicher Übelstand empfunden wird. Es werden gegenwärtig Anstrengungen gemacht, die Einbürgerung zu erleichtern, und es wird dabei auch das Institut der Zwangseinbürgerung, die nach einem gewissen längeren Aufenthalte einzutreten hätte, ins Auge gefaßt. — Jeder im Besitze der Stimmfähigkeit befindliche Bürger genießt an seinem Wohnorte die politischen Rechte, die eidgenössischen und die kantonalen, letztere nach einer Niederlassung von 3 Monaten. Das Recht der freien Niederlassung ist ebenfalls jedem Schweizer für das ganze schweizerische Gebiet gewährleistet, vorbehalten die Fälle strafgerichtlicher Verurteilung und dauernder Belästigung der Wohngemeinde. (Vgl. die Art. 43—45.) Bezüglich der zivilrechtlichen Verhältnisse gilt für die Niedergelassenen das Wohnsitzrecht. Doppelbesteuerung ist, im interkantonalen Verhältnisse, unstatthaft. (Art. 46.) Die Kantone sind verpflichtet, alle Schweizerbürger in der Gesetzgebung sowrhl als im gerichtlichen Verfahren den Bürgern des eigenen Kantons gleichzuhalten. (Art. 60.)

Die Artikel 49—52 enthalten die Bestimmungen zum Schutze der Glaubcns- Gewissens- und Kultusfreiheit und zur Abwehr von Eingriffen kirchlicher Behörden in die Rechte der Bürger und des Staates. „Anstände aus dem öffentlichen oder Privatrechte, welche über die Bildung oder Trennung von Religionsgenossenschaften entstehen, können auf dem Wege der Beschwerdeführung der

Entscheidung der zuständigen Bundesbehörden unterstellt werden." (Art. 50'.)
Diese Bestimmung wurde wesentlich aufgestellt, um der zur Zeit der Beratung der Bundesverfassung (1873/74) in Bildung begriffenen alt- oder christkatholischen Religionsgenossenschaft zu ermöglichen, eintretenden Falles gegenüber kantonalen Behörden zu ihrem Rechte zu gelangen. „Die Errichtung von Bistümern auf schweizerischem Gebiete unterliegt der Genehmigung des Bundes." (Art. 50^.) „Der Orden der Jesuiten und die ihm affiliierten Gesellschaften dürfen in keinem Teile der Schweiz Aufnahme finden, und es ist ihren Gliedern jede Wirksamkeit in Kirche und Schule untersagt. Dieses Verbot kann durch Vundesbeschluß auch auf andere geistliche Orden ausgedehnt werden, deren Wirksamkeit staatsgefährlich ist oder den Frieden der Konfessionen stört." (Art. 51.) „Die Errichtung neuer und die Wiederherstellung aufgehobener Klöster oder religiöser Orden ist unzulässig." (Art. 52.)

In den Artikeln 53 und 54 ist Vorsorge getroffen, daß die Feststellung und Beurkundung des Zivilstandes durch die bürgerlichen Behörden vorgenommen werde (Zivilehe), und daß die Ehe überhaupt unter dem Schutze des Bundes stehe. Auch die im Ausland nach der dort geltenden Gesetzgebung abgeschlossene Ehe soll im Gebiete der Eidgenossenschaft als Ehe anerkannt werden.

Gewährleistet ist die Preßfreiheit, das Vereinsrecht, das Petitionsrecht (Art. 55—57), der verfassungsmäßige Gerichtsstand, der Gerichtsstand des Wohnortes. Die geistliche Gerichtsbarkeit ist abgeschafft. (Art. 58/59.) Desgleichen der Schuldverhaft (Art. 59"). Nach Art. 70 steht dem Bunde das Recht zu, Fremde, welche die innere oder äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft gefährden, aus dem schweizerischen Gebiete wegzuweisen. Diese Bestimmung muß gegen Anarchisten und ähnliche Leute häufig zur Anwendung gebracht werden.

Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die letzteren sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Beeinträchtigung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Der Bund kann in diesen Richtungen einschreiten, wenn er es nötig findet. Den Kantonen werden zur Unterstützung des Primarschulwesens Beiträge geleistet. Der Bund hat eine technische Hochschule in Zürich errichtet. Eine Universität, wozu er nach dem diese verschiedenen Unterrichtsfragen regelnden Art. 27 ebenfalls befugt wäre, hat er nicht errichtet. Die schweizerischen Universitäten sind kantonale Anstalten.

Durch den Art. 31 ist die Handels- und Gewerbefreiheit gewährleistet, mit Vorbehalt einiger eidgenössischer und kantonaler Regale, darunter das eidgenössische Pulverregal, der Fabrikation und des Verkaufs gebrannter Wasser (das Liqueur-Absinth ist gänzlich verboten), einiger den Kantonen bezüglich des Wirtschaftswesens und zur Handhabung der Polizei

überhaupt eingeräumter Kompetenzen, der Besteuerung des Gewerbe-
betriebes. Das Münzwesen, das Post- und Telegraphenwesen, das Zoll-
wesen, Maß und Gewicht sind Bundessache (schon seit 1848). An. 38, 36,
28—30, 40. Im Münzwesen hat die Schweiz das Frankensystem und gehört zur
lateinischen Münzkonvention. Nach Art. 39 hat der Bund das ausschließliche
Recht zur Ausgabe von Banknoten und hat dasselbe der von ihm errichteten
Nationalbank übertragen. Diese ist eine Aktienbank, die aber unter seiner Mit-
wirkung und Aufsicht steht. — Der Bund darf nach Art. 23 öffentliche Werke
errichten oder unterstützen und dafür das Erpropriationsrecht geltend machen.
Er leistet reichliche Subventionen für Landwirtschaft, Bodenverbesserung, Fluß-
verbauung, Gewerbe, Arbeiterverhältnisse, Kunstpflege usf. Im Verein mit
Deutschland und Italien hat er die Gotthardbahn subventioniert und deren Aus-
führung ermöglicht. Auch andere Bahnen von allgemeinem Interesse hat er sub-
ventioniert. Der Bund hat das Recht der Oberaufsicht über die Wasserbau- und
Forstpolizei und über die Nutzbarmachung der Wasserkräfte und hat das Gesetz-
gebungsrecht betreffend die Ausübung der Jagd und Fischerei. (Art. 24/25.)
Die Gesetzgebung über den Bau und Betrieb der Eisenbahnen ist Bundessache.
(Art. 26.) Gestützt hierauf hat der Bund eine Reihe von Gesetzen betreffend das
Eisenbahnwesen erlassen, und er hat durch das sog. Rückkaufsgesetz von 1897 die
Hauptbahnen verstaatlicht. Die Bundesbahnverwaltung bildet eine Abteilung
der Bundesverwaltung.
Gemäß Art. 33 ist dafür gesorgt, daß für die Ausübung der wissenschaftlichen
Berufsarten ein für die ganze Eidgenossenschaft gültiger Ausweis erworben
werden kann. Die Errichtung von Spielbanken ist untersagt (Art. 35.) Durch
Interpretation der Bundesbehörde ist festgestellt, daß die unter polizeiliche Kontrolle
gestellten Spiele um geringere Beträge, wie sie in Kursälen üblich sind, z. B. das
sog. Rößlispiel, nicht unter dieses Verbot fallen. — Von den im Interesse sozialer
Fürsorge aufgestellten Artikeln ist der wichtigste der Art. 34. Durch denselben ist der
Bund einerseits befugt, über die Verwendung von Kindern und über die Dauer
der Arbeit Erwachsener in den Fabriken, sowie zum Schutze der Arbeiter gegen
einen die Gesundheit und Sicherheit gefährdenden Gewerbebetrieb Bestimmungen
zu erlassen. Gestützt hierauf erließ der Bund das in seinen Vorschriften weit-
gehende Fabrikgesetz. Andrerseits hat der Bund gemäß einem ebenfalls im
Art. 34 enthaltenen Auftrag das Gesetz über die Kranken- und Unfallversicherung
erlassen und die betreffende Anstalt (mit Sitz in Luzern) in allerletzter Zeit ins
Leben gesetzt. — Die Ausgaben des Bundes werden bestritten (Art. 42) aus dem
Ertrag des Bundesvermögens, der Post-, Telegraphen- und Pulververwaltung
und der Hälfte der Militärpflichtersatzsteuer (die andere Hälfte fällt an die
Kantone). Die wichtigste Einnahme aber sind die Zölle. 1912: 87 Mill. Franken.
Es könnten, wenn nötig, auch Beiträge von den Kantonen, nach Maßgabe ihrer
Steuerkraft, eingefordert werden, was aber noch nie geschehen ist.

Das wichtigste Attribut eines Bundesstaates ist, neben einer unerläßlichen gewissen Einheit im Militärwesen, die Reichseinheit. Sie ist wohl der stärkste Kitt nationaler Zusammengehörigkeit. Im Deutschen Reiche hat man das gewußt und hat darnach gehandelt. In der Schweiz wurde mit der Rechtseinheit, abgesehen von einem kurz dauernden einheitlichen Strafgesetz zur Zeit der Helvetik (Ende des 18. Jahrhunderts), in der Verfassung von 1874 der Anfang gemacht. Durch Art. 64 wurde dem Bunde das Gesetzgebungsrecht übertragen bezüglich der persönlichen Handlungsfähigkeit, des Obligationenrechts (mit Inbegriff des Handels- und Wechselrechts), des Urheberrechts an Werken der Literatur und Kunst, des Betreibungsverfahrens und des Konkursrechts. Der Bund hat dann inner den folgenden zwei Jahrzehnten alle diese Gesetze erlassen. Durch Partialrevision von 1898 wurde dem Bunde die weitere Kompetenz eingeräumt, in den übrigen Gebieten des Zivilrechts sowie im Gebiete des Strafrechts zu legiferieren. Es wurde nun das Zivilgesetzbuch ausgearbeitet, 1910 angenommen und auf 1. Januar 1912 in Kraft gesetzt. Das revidierte Obligationenrecht wurde ihm eingefügt. Die Gerichtsorganisation und der Prozeß sind den Kantonen noch belassen. — Ein Strafgesetz ist gegenwärtig in Vorberatung. — Eine eigene Behandlung erfuhr die Todesstrafe. Durch die Spezialbestimmung des Art. 65 wurde sie, während sonst das Strafrecht den Kantonen verblieb, 1874 als abgeschafft erklärt. 1879 wurde diese Bestimmung aufgehoben, worauf acht Kantone die Todesstrafe wieder einführten. Der Art. 65 lautet nun nur: „Wegen politischer Vergehen darf kein Todesurteil gefällt werden. Körperliche Strafen sind untersagt". Im künftigen Strafgesetze wird die Todesstrafe wahrscheinlich keinen Platz mehr finden. Im Vorstehenden ist die schon unter der Verfassung von 1848 eingeführte Bundesstrafrechtspflege auf Grund eines besonderen Bundesstrafrechts betr. Vergehen gegen die Eidgenossenschaft oder ihre Interessen nicht berücksichtigt, ebensowenig die Militärstrafrechtspflege.

Die Gesetzgebung über das Heerwesen ist Sache des Bundes. Jeder Schweizer ist wehrpflichtig. Das Heer ist ein Milizheer. Die Wehrmänner sollen ihre erste Ausrüstung, Bekleidung und Bewaffnung unentgeltlich erhalten. Die Waffe bleibt in den Händen des Wehrmannes. Die Kantone haben noch einige administrative Funktionen, namentlich für die Bekleidung und Ausrüstung der Truppen. (Art. 18—22.) Durch das Gesetz über die Militärorganisation vom Jahre 1907 ist die Einheitlichkeit des Heeres auf eine noch höhere Stufe gebracht worden als vorher.

„Ein Recht und Eine Armee!" war die Losung, mit der 1871/74 die Aktion für Herbeiführung der neuen Bundesverfassung im Volke vor sich ging. Es muß in diesem Zusammenhange erwähnt werden, daß schon 1872 von der Bundesversammlung ein Verfassungs-Entwurf, der als der Vorläufer der Verfassung von 1874 bezeichnet werden kann, zur Abstimmung vorgelegt, von der Mehrheit

der Stände und auch von einer kleinen Volksmehrheit aber verworfen wurde. (Im Jahre 1874 erfolgte die Annahme mit einer Volksmehrheit von 340 119 gegen 198 013 und mit 14V? gegen 7V2 Standesstimmen.)
Der Art. 4 hat folgenden Wortlaut: „Alle Schweizer sind vor dem Gesetze gleich. Es gibt in der Schweiz keine Untertanenverhältnisse, keine Vorrechte des Ortes, der Geburt, der Familien oder Personen". Der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz wurde im schweizerischen Staatsrecht urspünglich alledings mehr im Gegensatz zu den früheren politischen Ungleichheiten proklamiert. Allein die Praris hat ihm auch für das Gebiet der bürgerlichen Verhältnisse eine weite Ausdehnung und hohe Bedeutung verliehen. Das Bundesgericht hat die Erkenntnisse kantonaler Behörden, die nur auf willkürlichen oder Scheingründen beruhen, die klarem Rechte widersprechen, auf Beschwerde hin aufgehoben, auch in Fällen, wo sonst kein besonderes Rekursrecht gegeben war. Das Gericht hat angenommen, daß ein willkürlicher Entscheid, sei es ein Gerichtsurteil oder ein Administrativentscheid, einer Rechtsverweigerung und damit einer Verletzung der Rechtsgleichheit gleichkomme. So ist der Art. 4 zu einem die ganze Rechtsordnung beherrschenden Prinzip ausgestaltet worden und zu einer Quelle weitgehenden effektiven Rechtsschutzes für die Volksgenossen geworden.
Bundesbehörden, Art. 71—117.
Das sind die Bundesversammlung, der Bundesrat mit der Bundeskanzlei und das Bundesgericht.
Die Bundesversammlung besteht aus dem Nationalrat und dem Ständerat (Zweikammersystem). Der Nationalrat wird in (gegenwärtig 49) Wahlkreisen (mit 1—8 Abgeordneten) vom Volke gewählt, auf je 20 000 Seelen ein Mitglied. Die Wahl erfolgt nach dem Mehrheitsprinzip. Mehrere Initiativen, die Proportionalwahl einzuführen, sind bisher abgelehnt worden. Jeder Kanton und auch jeder Halbkanton (es gibt solche von weniger als 20 000 Seelen) wählt wenigstens ein Mitglied. Die Amtsdauer beträgt drei Jahre, die Mitgliederzahl gegenwärtig 189. Den Ständerat bilden 44 Abgeordnete der Kantone. Jeder Kanton wählt zwei Abgeordnete, jeder Halbkanton einen. Die Mitglieder des Nationalrates werden aus der Bundeskasse, diejenigen des Ständerates von den Kantonen entschädigt. (Dermalen 20 Frk. Taggeld nebst Reiscentschädigung.)
Der Bundesrat von sieben Mitgliedern wird von der Vereinigten Bundesversammlung (gegenwärtig also 233 Mitglieder) gewählt. Es darf nicht mehr als ein Mitglied des Bundesrates aus dem nämlichen Kanton gewählt werden. Die größten bezw. volkreichsten Kantone, Bern und Zürich, hatten stets einen ihrer Angehörigen im Bundesrate; auch hatte die romanische Schweiz immer eine

Vertretung, die längste Zeit eine solche von zwei Mitgliedern; und zwar gehörten diese zwei meistens der französischen Schweiz an, während kürzerer Zeit einer der französischen, einer der italienischen Schweiz. Die Amtsdauer beträgt drei Jahre und fällt mit derjenigen des Nationalrates zusammen. Jedem Mitgliede wird ein Departement zugeteilt. Der Präsident des Bundesrates, welchem der Titel Bundespräsident zukommt, wird je auf ein Jahr gewählt und ist nicht unmittelbar wiederwählbar. Die Mitglieder sind als solche dagegen wiederwählbar und werden auch stets wiedergewählt. Der Vorsteher der Bundeskanzlei, der Kanzler, wird von der Bundesversammlung gewählt. Ebenso die Mitglieder und die Ersatzmänner des Bundesgerichts; ihre Zahl wird durch das Gesetz bestimmt; die der Mitglieder beträgt gegenwärtig 24, die der (nur im Bedürfnisfall zuzuziehenden) Ersatzmänner 9. Der Sitz der Bundesbehörden wird durch das Gesetz bestimmt (Art. 115). Bundessitz ist die Stadt Bern, Sitz des Bundesgerichts die Stadt Lausanne. Die Mitglieder des BundeH-rates sind nach bezüglichem Bundesbeschlusse dermalen mit 18 000 Frk., die Mitglieder des Bundesgerichts nach Gesetz mit 15 000 Frk. besoldet. Die Präsidenten der beiden Behörden erhalten eine Zulage von 2000 Frk. bzw. 1000 Frk. per Jahr.

Die Bundesversammlung übt unter Vorbehalt der Rechte des Volkes und der Kantone (Art. 89 und 121) die oberste Gewalt des Bundes aus. Insbesondere die Gesetzgebung. Außerdem fallen in den Geschäftskreis der Bundesversammlung: Genehmigung der Verträge mit dem Auslande, Maßregeln für die äußere und innere Sicherheit, für Behauptung der Unabhängigkeit der Schweiz, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, Garantie der Kantonsverfassungen, Amnestie und Begnadigung bei Verurteilungen nach Bundesstrafrecht, Verfügungen über das Bundesheer, Aufstellung des Budgets, Abnahme der Staatsrechnung, Beschlüsse über Aufnahme von Anleihen, die Oberaufsicht über die eidgenössische Verwaltung und Rechtspflege, Beschwerden gegen Entscheidungen des Bundesrates über Administrativstreitigkeiten im Rahmen des Art. 113, Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bundesbehörden, Revision der Bundesverfassung. Für Bundesgcsetze und Bundesbeschlüsse ist die Zustimmung beider Räte erforderlich. Bundesgesetze sowie allgemeinverbindliche Bundesbeschlüsse, soweit sie nicht als dringlich erklärt werden, müssen dem Volke zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt werden, wenn dies von 30 000 stimmberechtigten Schweizerbürgern oder von 8 Kantonen verlangt wird. (Ein Verlangen von Kantonen ist noch nie vorgekommen.) Bei einer solchen (Referendum geheißenen) Abstimmung über ein Gesetz entscheidet die Volksmehrheit und es findet eine Zählung der Standesstimmen nicht statt. Das Vorschlags- oder Initiativrecht für Gesetze kann von jedem Mitglied der Räte ausgeübt werden; ebenso von jedem Kanton auf dem Korrespondenzwege. Außer den schon genannten Wahlen findet noch die des Generals der eidgenössischen Armee durch die Bundes-

Versammlung statt. Ein solcher wird nur im Mobilisationsfalle ernannt. In Friedenszeiten ist der Oberstengrad mit seinen Abstufungen Armeekorps-kommandant, Divisionär, Brigadier, der höchste. — Bei den Wahlen, den Begnadigungen und der Entscheidung von Kompetenzstreitigkeiten vereinigen sich die beiden Räte unter der Leitung des Nationalratspräsidenten zu gemeinschaft-licher Verhandlung.

Der Bundesrat ist die oberste vollziehende und leitende Behörde der Eid-genossenschaft, die eigentliche Landesregierung, und hat alle die einer solchen nach allgemeinem Staatsrecht zukommenden Attribute. Er trifft insbesondere alle eidgenössischen Wahlen, soweit sie nicht ausdrücklich einer anderen Behörde übertragen sind. Er besorgt die auswärtigen Angelegenheiten, ernennt die schweizerischen Gesandten im Ausland und empfängt die Gesandten auswärtiger Staaten. Die Kompetenzen der Bundesversammlung betr. innere und äußere Sicherheit usw. sind in der Praris mehr nur Genehmigungskompetenzen. Der Bundesrat kann in dringlichen Fällen Truppen aufbieten. Er hat die Aufsicht über die ganze eidgenössische Verwaltung und erstattet der Bundesversammlung jährlich einen Geschäftsbericht.

Das Bundesgericht beurteilt zivilrechtliche Streitigkeiten zwischen dem Bunde und Kantonen und zwischen Kantonen unter sich, zwischen dem Bunde und Korporationen oder Privaten bei Vorhandensein eines durch die Bundesgesetzgebung zu bestimmenden Streitwertes (dermalen 3000 Frk.), und wenn die Korporationen oder Privaten Kläger sind; zwischen Kan-tonen und Korporationen oder Privaten, wenn der gleiche Streitwert vor-handen ist und eine Partei es verlangt; über Bürgerrechtsstreitigkeiten zwischen Gemeinden verschiedener Kantone. Das Bundesgericht ist verpflichtet, die Be-urteilung auch anderer Fälle zu übernehmen, wenn es von beiden Parteien an-gerufen wird und jener Streitwert vorhanden ist. Das Bundesgericht beurteilt mit Zuziehung von Geschworenen Streitfälle betr. Hochverrat und Aufruhr, Vergehen gegen das Völkerrecht, betr. politische Vergehen, die mit einer be-waffneten eidgenössischen Intervention im Zusammenhange stehen, betreffend ge-wisse Amtsvergehen eidgenössischer Beamter. Als Staatsgerichtshof beurteilt das Bundesgericht Kompetenzkonflikte zwischen Bundesbehörden und Kantonal-behörden, staatsrechtliche Streitigkeiten zwischen Kantonen, Beschwerden be-treffend Verletzung von verfassungsmäßigen Individualrechten und von Konkor-daten und Staatsverträgen. (In gewissen wenig zahlreichen sog. Administrativ-sireitigkeiten ist die Beschwerde an den Bundesrat zu richten.) In allen Fällen ist das Bundesgericht an die Bundesgesetzgebung gebunden, kann also nicht, wie ix den Vereinigten Staaten von Amerika, die Verfassungsmäßigkeit der Bundes-gesetze untersuchen. In Art. 114 ist die Bundesgesetzgebung berechtigt erklärt, noch weitere Fälle als die obengenannten in die Kompetenz des Bundesgerichtes zu legen. Die Gesetzgebung hat von dieser Berechtigung auf verschiedenen Ge-

lieten Gebrauch gemacht. Insbesondere wurde bestimmt, daß alle Prozesse, die von kantonalen Gerichten nach Bundesrecht beurteilt werden, auf dem Wege der Berufung an das Bundesgericht gezogen werden können, sofern ein gewisser Streitwert vorliegt (dermalen 2000 Frk.) oder ein solcher sich nicht feststellen läßt.

Revision der Bundesverfassung, (Art. 118—123).

Durch die Verfassung von 1874 war, in Übereinstimmung mit derjenigen von 1848, folgendes bestimmt: Die Revision geschieht auf dem Wege der Bundesgesetzgebung; wird die Revision von einer Abteilung der Bundesversammlung beschlossen und stimmt die andere Abteilung nicht zu, oder wird sie von 50 000 Stimmberechtigten verlangt, so ist über die Frage, ob Revision stattfinden soll oder nicht, eine Volksabstimmung anzuordnen. Ergibt sich eine Mehrheit für die Revision, so sind beide Räte neu zu wählen, um die Revision vorzunehmen. Die revidierte Verfassung tritt in Kraft, wenn sie von der Mehrheit des Volkes und der Kantone angenommen ist. Eine Partialrevision von 1891 behielt obige Bestimmungen zwar bei, bezeichnete sie aber als Totalrevision, und führte für die Partialrevision, indem sie dafür den Weg der Bundesgesetzgebung fortbestehen ließ, daneben neu das Volksrecht der sogenannten Verfassungs-Initiative ein. Zu bemerken ist dabei, daß bei der formellen Totalrevision für die Bundesversammlung hinsichtlich des Inhaltes der Verfassungsänderung keine Schranke besteht, während andererseits keine positive Bestimmung besteht, nach der die 50 000 Postulanten für den Inhalt irgend eine Wegleitung geben könnten. — Die Verfassungsinitiative für Partialrevision besteht darin, daß 50 000 Stimmberechtigte Erlaß, Aufhebung oder Abänderung bestimmter Artikel der Bundesverfassung anbegehren können, und zwar in der Form der allgemeinen Anregung oder des ausgearbeiteten Entwurfes. Bei der Form der allgemeinen Anregung haben die Räte, wenn sie mit derselben einverstanden sind, die Partialrevision im Sinne der Initianten auszuarbeiten.
Sind sie nicht einverstanden, so ist eine Volksabstimmung zu veranstalten. Stimmt die Volksmehrheit zu, so haben sie die Revision im Sinne des Volksbeschlusses an die Hand zu nehmen. Wird von den Initianten die Form des ausgearbeiteten Entwurfes gewählt, so kann die Bundesversammlung dessen Annahme oder Verwerfung beantragen oder einen eigenen Entwurf vorlegen. Angenommen ist eine Verfassungsänderung immer nur, wenn die Mehrheit des Volkes und der Stände ihr zugestimmt hat. Die Initianten können alle beliebigen Bestimmungen in ihren Vorschlag hineinbringen. Werden sie vom Volk und den Ständen angenommen, so sind sie Verfassungsrecht. Das scheint etwas weitgehend zu sein. — Die jetzt noch gültigen Bestimmungen, daß die Stimme eines Halbkantons als halbe Standesstimme gezählt wird, und daß das Ergebnis der Volksabstimmung in jedem Kanton als dessen Standesstimme gilt, waren in die Verfassung von 1874 neu aufgenommen worden.

Schluß.
Nach Art. 116 sind die Hauptsprachen der Schweiz die deutsche, französische und italienische (2 600 000, 800 000, 300 000 Einwohner), auch die Nationalsprachen des Bundes. Das Romanische dagegen (etwa 40 000 Einwohner im Kanton Graubünden) ist nicht eine offizielle Sprache des Bundes. Die Verfassung und die Gesetze werden in allen drei Nationalsprachen herausgegeben. Im Art. 107 ist bestimmt, daß bei der Wahl des Bundesgerichts darauf Bedacht genommen werden soll, daß alle drei Nationalsprachen vertreten seien. Die Kenntnis der drei Sprachen ist verhältnismäßig stark verbreitet. Bei den Verhandlungen der Bundesversammlung und des Dundesgerichts bedient sich jeder seiner eigenen Sprache, ohne daß eine Übersetzung nötig befunden würde. Von der italienischen Sprache wird hierbei seltener Gebrauch gemacht.
Bezüglich der in der Verfassung (bei den Obliegenheiten der Bundesversammlung und des Bundesrates) erwähnten Neutralität mag noch folgendes bemerkt werden: am Wiener Kongresse von 1815 ist die Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Neutralität der Schweiz von den Vertragsstaaten anerkannt und garantiert worden. Es sind daher die Staaten unter sich und gegenüber der Schweiz verpflichtet, sich an diese Zusicherungen zu halten, natürlich nur so lange, als die Schweiz selber die Neutralität bewahrt. Die Schweiz will in der Tat neutral sein. Das entspricht ihren Interessen und ihrer Stellung und ist in der Gesinnung des Volkes tief eingewurzelt. Es ist daher die Neutralität für die Schweiz eine Marime ihres international politischen Verhaltens, in der Verfassung wie etwas Gegebenes und Selbstverständliches gewissermaßen vorausgesetzt. Aber die Marime ist eine selbstgewollte. Aktuell wird die Neutralität im Falle eines Konfliktes unter dritten. Und in allen solchen Fällen ist seit Bestand des Bundesstaates, ja seit 1815, die Neutralität von der Schweiz beobachtet und von den auswärtigen Staaten respektiert worden. Im Übrigen hat die Schweiz die gleiche Freiheit wie jeder vollkommen souveräne Staat, sowohl bei Konflikten unter Dritten, als wenn sie selbst mit einem dritten Staate in Konflikt geriete.
Der Kampf zwischen der zentralistischen und der föderalistischen Richtung, der zu Zeiten ein Hauptelement des politischen Lebens gebildet hat, ist gegenwärtig mehr zur Ruhe gekommen. Das Volk in seinen breiten Schichten hat einsehen gelernt, daß die großen Staatsaufgaben nur vom Bunde richtig gelöst werden können. Jede Verfassungsrevision war ein Schritt zu weiterer Zentralisation. Andrerseits scheint der Fortbestand der Kantone auf lange hinaus gesichert zu sein. Diese dürften für eine Reihe staatlicher Funktionen, zumal wirtschaftlicher Natur, die geeigneten Organe sein; und die Verbindung von Gesamtstaat und Gliedstaaten gehört zum Wesen des Bundesstaates.
Unter der Herrschaft der gegenwärtigen Bundesverfassung ist die Vereinigung

der verschiedenen Glaubensbekenntnissen und Sprachstämmen angehörenden Völkerschaften der Schweiz zu einer einheitlichen Nation, einem innerlich erstarkten, auswärts geachteten wirklich republikanisch-demokratischen Staatswesen in einer vor dem Bestehen des Bundesstaates ungeahnten Weise gefördert worden.

Alt-Bundesrat Dr. Emil Frey,
Direktor des internationalen Bureaus der Telegraphen-Union in Bern:

Die Entwicklung der vier internationalen Bureaus in Bem.

Es ist in der Schweiz ein Gegenstand nicht geringer Genugtuung, daß die vier ältesten und wohl auch wichtigsten internationalen Bureaus in der schweizerischen Bundesstadt ihren Sitz haben und daselbst unter der Oberaufsicht des schweizerischen Bundesrates ihrer Wirksamkeit obliegen. Denn es war offenbar ein Beweis ganz besonderer Achtung seitens der betreffenden Staaten, daß sie gerade ihr diese Ämter anvertrauten, die für den internationalen Verkehr trotz der Geräuschlosigkeit ihres Schaffens eine unbestritten große Bedeutung haben. Es sind dies das internationale Bnreau der Telegraphen-Union, das internationale Bureau des Weltpostvereins, die internationalen Bureaus für gewerbliches, literarisches und künstlerisches Eigentum und das Zentralamt für internationalen Eisenbahntransport.

Vom völkerrechtlichen Standpunkt aus läßt sich sagen, daß diese vier Bureaus als ein Unikum in der Geschichte der Menschheit dastehen. Denn während die Nationen der zivilisierten Welt sich bis dahin begnügten, sich in Form von Verträgen gemeinschaftliche Gesetze zu geben, erblicken wir in den internationalen Bureaus die erste praktische Verwirklichung des Gedankens einer gemeinschaftlichen internationalen Verwaltung und es spricht für die hohe Weisheit der Begründer der ältesten jener vier Verbindungen, der Telegraphen-Union, daß sie ihrer zentralen Verwaltung eine Organisation zu geben verstanden, die ihr trotz allerhand gefährlicher Klippen erlaubt, ihrem Zwecke ohne Friktionen zu dienen. Sie ist darum auch für die Zweitälteste und wichtigste Union, den Weltpostverein, vorbildlich gewesen.

Das internationale Bureau des Weltpostvereins — um mit der

umfassendsten, dem großen Publikum am nächsten liegenden und darum auch wichtigsten Union zu beginnen — wurde am 15. September 1875 ins Leben gerufen, nachdem der Weltpostverein selber im Jahre 1874 im alten Standes-rathaus zu Bern gegründet worden war. Der Hauptförderer des großen Ge-dankens war der deutsche Generalpostmeister von Stephan. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den internationalen Vereinigungen der Weltpostverein die größte Popularität genießt. Er überragt die anderen an Umfang und volks-wirtschaftlicher Bedeutung, und seine Wirkungen erstrecken sich bis auf die ein-fachste Hütte. Ihm gehören alle Länder der zivilisierten Welt an, mit Ausnahme von Abessinien, Afghanistan, China und Marokko, und die großartigen Erleichte-rungen, die er im Postverkehr eingeführt hat, haben die Bewohner der ganzen Erde in einem Grade einander näher gebracht, wie es selbst dem Telegraphen und dem Dampfroß nicht gelungen ist und bis auf weiteres auch dem Luftschiff nicht gelingen wird.

Vor der Gründung des Weltpostvereins wurden die internationalen Be-ziehungen durch besondere Verträge zwischen den Staaten geregelt, die aber keineswegs auf gleichen Grundlagen beruhten, weder mit Bezug auf das Gewicht der Briefe, noch hinsichtlich des Portos. Gewöhnlich setzte sich die Tare eines Briefes nach dem Auslande zusammen aus der Tare des Ur-sprungslandes, der Tare eines jeden Durchgangslandes, der Tare des Bestimmungslandes und eventuell der Tare für den Transport über das Meer. Auf diese Weise hing die Tare ab von dem Wege, den der Brief einschlug. Ein Brief von Deutschland nach Rom kostete über die Schweiz 68 Pfg., über Genua 90 Pfg., über Österreich 40 Pfg., und über Frankreich 85 Pfg. Der Fall komplizierte sich, wenn der Brief die Reise über das Meer machen mußte; ein Brief von Berlin nach der Südwestküste von Süd-Amerika kostete ein Porto von 248 Pfg. Natürlich konnte unter solchen Umständen keine Rede davon sein, seine Briefe einfach in die Brieflade zu werfen; der Absender mußte sich damit auf das Postbureau begeben, wo man ihm nach oft ziemlich weitläufigen Berechnungen den Betrag angab, den er zu bezahlen hatte. Oft kam es auch vor, daß man ihm die Auskunft nicht gab. Mein Kollege Hr. Alt-Bundesrat Rufst), der gegenwärtige Direktor des internationalen Bureaus des Weltpostvereins, erzählt die folgende Anekdote, die ihm von unserem gemeinschaft-lichen Freunde, dem Ministerialrate Ritter von Stibral von Wien, berichtet worden ist. Ein Mann vom Lande schreibt seinem Neffen in Amerika einen Brief und trägt ihn auf das Postbureau, um zu erfragen, was das Porto aue-mache. Der Postangestellte aber hat keine Lust, sich der mühseligen Rechnung zu unterziehen, und gibt sich alle Mühe, dem Manne die Sache auszureden. Er stellt ihm vor, wie wenig der Brief Aussicht habe, an seine Adresse zu gelangen; zuerst die Gefahr eines Schiffbruches, sodann, für den Fall, daß der Brief Amerika erreiche, die Gefahr, daß er in die Hände der wilden Indianer falle.

internationalen Bureaus in Bern Emil Frey
Haben Sie nicht einen anderen Verwandten, dem man den Brief schicken könnte? fragt der Postangestellte. Doch, antwortete der Bauer, ich habe noch einen Neffen in Dresden. Gut, meint der Beamte, dem wollen wir den Brief schicken, und das kostet bloß einen Silbergroschen.
Noch wurde die Einheit des Briefportos durch den Berner Kongreß vom Jahre 1875 nicht hergestellt; man beschränkte sich auf die Festsetzung eines Marimums von 32 und eines Minimums von 20 et», als Porto für den einfachen Brief. Erst drei Jahre später wurde durch die Konferenz von Paris das Einheitsporto von 25 «t». beschlossen, wohl die bedeutsamste Maßnahme der Postunion. Von nun an war es möglich, daß der erste beste seinen Brief, mit einer Briefmarke von 25 et», versehen, in den ersten besten Briefkasten werfen konnte, mit der zuversichtlichen Gewißheit, daß er mittelst dieser minimen Tare bis ans andere Ende der Welt gehen und dem Adressaten in das Haus geliefert werde.
Eine lange Reihe von Verbesserungen folgte, Schritt für Schritt von den Kongressen eingeführt, die in Lissabon, Wien, Washington und Rom stattfanden. Dabei wurde mit großer Vorsicht verfahren, und in vielen Fällen behalf man sich damit, daß die Neuerungen vorerst fakultativ eingeführt wurden, um erst dann für alle Staaten obligatorisch gemacht zu werden, nachdem sie sich bewährt hatten.
Eine der fruchtbarsten Maßregeln der Postunion war die Gründung des internationalen Bureaus. Es ist das Zentralorgan der Union, gewissermaßen das Bindeglied zwischen den Verwaltungen, und seine Kompetenzen, die im Wesentlichen mit denen des internationalen Bureaus der Telegraphenunion sich decken, sind sehr zahlreich. Vor allen Dingen soll es die Arbeit der periodischen Kongresse und Konferenzen vorbereiten und zu diesem Zwecke die Anträge der verschiedenen Verwaltungen sammeln und ordnen und den Verwaltungen zur Kenntnis bringen. Für den Kongreß von Rom stellte sich diese Arbeit dar in einem Bande von 443 Quartseiten mit Supplement. Die Verhandlungen und Ergebnisse der Konferenzen werden vom Bureau ebenfalls veröffentlicht. Auch in der Zwischenzeit können die Verwaltungen durch Vermittlung des Bureaus Änderungen der Konvention und des Dienstreglements vorschlagen. Das internationale Bureau unterbreitet in diesem Falle die Vorschläge der Prüfung der Verwaltungen, nimmt deren Bemerkungen und Gegenvorschläge entgegen, leitet die Abstimmung, veröffentlicht deren Ergebnis und den Tag der Inkraftsetzung der neuen Bestimmungen.
Daneben werden dem Bureau öfters seitens der Verwaltungen Streitfälle, die sich zwischen den einzelnen Verwaltungen erhoben haben, zum Entscheid unterbreitet. Seit dem Bestehen des Bureaus ist dies in 12 Fällen geschehen. Das Bureau veröffentlicht ein Verzeichnis der Postbureaus der Welt, eine jährliche allgemeine Statistik und eine monatliche Zeitschrift. Auch liegt dem Bureau die Liquidation der Abrechnungen zwischen denjenigen Verwaltungen ob, die zu

diesem Zwecke seine Vermittlung verlangt haben. Dabei geht es in ähnlicher Weise vor, wie das Clearinghouse im privaten Geschäftsverkehr.

Die Postunion wird nicht stille stehen in ihrer Entwicklung; weitere Verbesserungen und Erleichterungen des Publikums sind in Sicht, und Herr Direktor Ruffy ist der Ansicht, daß ohne allzugroße Kühnheit die Prophezeiung gewagt werden dürfe, daß in nicht allzu ferner Zeit eines Tages die Pennypost auf der ganzen Welt ihren Einzug halten werde.

Zwanzig Jahre vor der Postunion wurde in Paris im Jahre 1865 von 20 Staaten die Telegraphenunion gegründet. Heute umfaßt sie 49 Staaten mit nahezu einer Milliarde Einwohner d. h. alle Staaten der zivilisierten Welt, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika, Kanadas, Merikos, einiger Republiken von Zentral- und Südamerika und Chinas. Außerdem sind der Union beigetreten oder unterziehen sich ihren reglementarischen Bestimmungen 34 große Kabelgesellschaften mit einem Riesennetze unterseeischer Kabel in der Gesamtlänge von 425 860 Kilometer. Die heutige vertragliche Grundlage der Union bilden die Konvention von St. Petersburg, die im Jahre 1875 abgeschlossen wurde, und ein Dienstreglement, dessen letzte Revision aus den Beratungen der internationalen Telegraphenkonferenz hervorgegangen ist, die im Jahre 1908 zu Lissabon stattgefunden und nicht weniger als 6 Wochen gedauert hat.

Die Konvention, die gewissermaßen die Verfassung der Union ist, stellt die allgemeinen Bedingungen für die internationale Telegraphie fest: das Recht für jedermann, mittelst der internationalen Telegraphen zu korrespondieren; die Verpflichtung des Staates, das Geheimnis der Korrespondenzen zu wahren; ferner die Verpflichtung des Staates, für den internationalen Telegraphendienst besondere Leitungen zu verwenden; das Recht eines jeden Staates, die Beförderung einzelner Telegramme zu verhindern und überhaupt den ganzen internationalen Telegraphendienst auf unbestimmte Zeit einzustellen etc. Das Dienstreglement ordnet in mehreren hundert Artikeln den gesamten internationalen Telegraphen- und Telephondienst, von der Aufgabe des Telegramms bis zu dessen Zustellung an den Empfänger. Dieses Reglement ist obligatorisch für alle Vertragsstaaten. Die Folge davon ist, daß die internationale Telegraphie und Telephonie sich in der großen Mehrzahl der Staaten bis in alle Einzelheiten gleichförmig vollziehen.

Das amtliche Zentralorgan der Union ist das internationale Bureau der Telegraphenunion. Seine Attributionen sind im wesentlichen dieselben, wie diejenigen des internationalen Bureaus der Postunion, die diese, als die spätere, in ihre Konvention aufgenommen hat. Es bereitet die Arbeiten der Konferenzen vor, gibt deren Beratungen und Resultate bekannt, veröffentlicht eine Welttelegraphenkarte in verschiedenen Maßstäben, redigiert eine wissenschaftliche Zeit-

internationalen Bureaus in Bern Emil Frey
schrift, die jährliche Statistik, teilt den Verwaltungen, zum Teil auf telegraphischem Wege, die Eröffnung neuer Bureaus, die Änderung von Taren und Tarifen, die Unterbrechungen von Telegraphenlinien und Kabelleitungen usw. mit und ist die Zentralstelle für das ungemein verwickelte und schwierige Gebiet des Tarifwesens; denn in seinen Händen laufen die Fäden zusammen, welche die in die Tausende gehenden fortwährenden Änderungen der Telegraphentaren der Welt miteinander verbinden. Das internationale Bureau sorgt dafür, daß diese Änderungen den Verwaltungen jeweilen zur Kenntnis gebracht werden und erleichtert diesen durch zahlreiche periodische Veröffentlichungen die Kenntnis der die ganze Welt umspannenden Telegraphentarife.

Das Tarifrecht der internationalen Telegraphenunion beruht auf den Terminal- und den Durchgangsgebühren einerseits und der Anwendung des sogenannten Normalweges anderseits. Während die Terminal- und Durchgangsgebühren anfänglich sehr hohe waren, betragen sie nach dem neuesten Reglemente für die größeren Staaten 9 et»., resp. 7 et», per Wort und für die kleineren 6 et«., resp. 3'/? et», per Wort. Der Normalweg ist derjenige, der bei der Anwendung der reglementarischen Grundgebühren den niedrigsten Betrag ergibt, lim aber den Verkehr auch anderen Wegen zu gleichen Taren zu öffnen, können die Durchgangstaren dieser Länder derart reduziert werden, daß sie in ihrem Gesamtbetrag nicht höher stehen, als die Gesamttare des Normalweges. Aber ein weitergehender Wettbewerb ist durch das Reglement verboten. Natürlich sind nun die Abänderungen der Grundgebühren zum Zwecke der Gleichstellung der Gesamttare mit der Gesamttare des Normalwegeo äußerst zahlreich. So hat beispielsweise Deutschland, dessen elementare Durchgangstare, wie wir sahen, im euro« päischen Vorschriftenbereich 7 et», beträgt, diese Tare für eine große Anzahl von Verkehrsverbindungen auf 6V2, 6, 5, 4'/2, 4 und 3V« et», reduziert, um bei dem allgemeinen Telegraphenverkehr mit den übrigen Staaten konkurrieren zu können. Im europäischen Vorschriftenbereich allein bestehen zwischen den verschiedenen Ländern nicht weniger als 622 Telegraphentaren, von denen viele gleiche Beträge aufweisen, aber sehr verschiedentlich zusammengesetzt sind. Die Zahl der Wege, für welche diese Taren anwendbar sind, kann auf ca. 1600 geschätzt werden. Im außereuropäischen Vorschriftenbereich sind die Kombinationen natürlich nicht weniger zahlreich. Sie sind in Folge der steten Vermehrung der Kabel- und Landverbindungen fortwährenden Änderungen unterworfen, und da die Zusammenstellung, Bereinigung und Veröffentlichung der Tarife Sache des internationalen Bureaus ist, so ist leicht zu ermessen, welche Arbeit ihm damit erwächst, eine Arbeit, die überhaupt nur von einem Beamten bewältigt werden kann, der die ganze Tariffrage vollkommen beherrscht. Es kostete 1855 ein Telegramm von 20 Worten von Bern nach Berlin tr. 15.—; heute kostet es tr. 2.50; ein Telegramm von Bern nach St. Petersburg kostete 1855 kr. 35.—; heute tr. 8.60. Zwischen Bern und Bombay ist die Tare für ein Telegramm von 20 Worten in diesem Zeitraum nach

und nach von 100 auf 50 tr. ermäßigt worden, und zwischen Bern und Newyork
gar von 510 auf 30 tr.
Das internationale Bureau der Telegraphen-Union ist ebenfalls Centralamt
für die Radiotelegraphie und umfaßt zu diesem Zwecke eine besondere
Abteilung. Der Vertrag ist in Berlin im Jahre 1906 zwischen 27 Staaten verein-
bart worden und am 1. Juli 1908 in Kraft getreten; in London ist er inzwischen
im Jahre 1912 revidiert worden und in der neuen Fassung am 1. Juli dieses
Jahres in Kraft getreten. Unterzeichnet haben den neuen Vertrag bereits die
Vertreter von 43 Staaten. Er regelt den Verkehr zwischen den KÄstenstationen
und den Schiffen in See einerseits und zwischen den letztern anderseits. Schon
der alte Vertrag hatte den Bestrebungen von privater Seite, die Funkentelegraphie
zu monopolisieren, einen Riegel vorgeschoben, indem er den Satz aufstellte, daß
die Stationen auf dem Festlande wie auch die Stationen auf den Schiffen ohne
Unterschied des von ihnen benützten Funkentelegraphensystems zum wechselseitigen
Austausch von Funkentelegrammen verpflichtet sind. Auch von den Funkentele-
graphenstationen gibt das internationale Bureau ein Verzeichnis heraus, das zu-
dem alle für die Annahme und Beförderung von Funkentelegrammen nötigen
Angaben enthält. Sodann veröffentlicht es ein alphabetisches Verzeichnis der
Rufzeichen, eine jährliche Statistik der Radiotelegraphie und eine radiotelegra-
phische Weltkarte und ist sonst vielfach bemüht, durch anderweitige Veröffentlichun-
gen den Dienst der Radiotelegraphie zu erleichtern und zu fördern.
Für die kolossale Entwicklung der Radiotelegraphie spricht die Tatsache, daß
zur Zeit des Inkrafttretens des Berliner Vertrages 493 Stationen beim inter-
nationalen Bureau angemeldet waren, während es beim Inkrafttreten des Lon-
doner Vertrages ihrer 3640 waren.
Als drittes internationales Bureau reihte sich vorerst in bescheidener Weise
das Ende 1884 in Funktion getretene Amt zum Schutzedesgewerblichen
Eigentums an, das in der am 20. März 1883 in Paris unterzeichneten
Übereinkunft vorgesehen war; diese Union hat sich sehr entwickelt und umfaßt
heute 22 Staaten. Schon drei Jahre nachher gesellte sich zu dem Amte das zu
Beginn des Jahres 1888 errichtete Amt zum Schutze des literarischen und
künstlerischen Eigentums, dem die sogenannte Berner Übereinkunft
vom 9. September 1886 zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst zu Ge-
vatter gestanden war, welche bis jetzt von 16 Staaten unterzeichnet worden ist.
Aus Ersparnisgründen wurden die beiden Ämter unter der gleichen Direktion als
„internationales Bureau zum Schutze des geistigen Eigentums" vereinigt. Die
Vertragsstaaten sichern sich gegenseitig durch gewisse Vorschriften und Bedingun-
gen den Schutz der Erfindungspatente, der Fabrikmarken, der Handelsnamen und
der auf dem Gebiete der Union zum ersten Mal publizierten Werke zu. Das
Bureau führt das internationale Register der Fabrikmarken und veröffentlicht

internationalen Bureaus in Bern Emil Frey
zwei Monatszeitschriften, „I^e Droit äe 1'^.uteur" und „IH ?rnpiist4 in-
su»triklle", letztere mit periodischen Supplementen, in welchen das Verzeichnis
der Fabrikmarken nachgeführt wird. Eine Hauptbeschäftigung des Bureaus be-
steht darin, daß es den Staatsverwaltungen sowohl wie den Privaten ausgiebige
Auskunft über alle Fragen gibt, die in seinem Bereiche liegen, verbunden mit all-
fälligen Ratschlägen, die sehr geschätzt sind.
Das seiner Entstehung nach jüngste internationale Bureau in Bern ist das
Eentralamt für internationalen Eisenbahntransport.
Auch das internationale Übereinkommen über den Eisenbahnfrachtverkehr hat seine
Gcburtsstätte in der Schweiz. Als die eidgenössischen Räte im Jahre 1874 im
Begriff standen, in die Beratung des Entwurfs eines neuen Eisenbahntransport-
gesetzes einzutreten, stellten zwei Juristen aus ihrer Mitte den Antrag, daß vor
der Beratung des Entwurfs mit den benachbarten Staaten über die einheitliche
Gestaltung der hauptsächlichsten in Betracht fallenden Bestimmungen verhandelt
werde. Die Bundesversammlung ging zwar auf den Gedanken der Verschiebung
nicht ein, aber sie veranlaßte den Bundesrat, im Sinne der Antragsteller inter-
nationale Verhandlungen anzuknüpfen. Nach mehreren Konferenzen, die in Bern
stattfanden, und nach schwierigen Unterhandlungen kam endlich im Jahre 1888
ein Übereinkommen zustande, das am 1. Januar 1893 in Kraft trat. Dadurch,
daß ein jeder vertragschließende Staat für sein Gebiet den Inhalt des Über-
einkommens zum Gesetz erhoben hat, besteht nun über diese wichtige Materie des
internationalen Rechts, das internationale Transportrecht, eine einheitliche, in
sich geschlossene Kodifikation, die erste und bisher wohl die einzige dieser Art. Die
weittragenden Vorteile, welche das Übereinkommen vor allen Dingen dem Handel
bieten, liegen auf der Hand. Dem Vertrage sind 16 Staaten beigetreten, mit
einer Eisenbahnstreckenlänge, welche im Jahre 1912 157 608 Kilometer betrug.
Das Centralamt in Bern beruht in seiner Organisation ungefähr auf den-
selben Grundlagen wie die übrigen internationalen Bureaus, von denen hier die
Rede gewesen ist. Darüber hinaus besitzt es aber ziemlich weitgehende richter-
liche Kompetenzen. Bei Regulierung der aus dem internationalen Verkehr her-
rührenden Forderungen soll das Amt auf Verlangen jeder Eisenbahnverwaltung
als Vermittler und Schiedsrichter dienen. Das Schiedsgericht besteht aus dem
Direktor des Amtes und zwei vom schweizerischen Bundesrat erwählten Bei-
sitzern. Für die Einziehung unbezahlt gebliebener Forderungen ist von den Ver-
tragsstaaten ein Verfahren aufgestellt worden, in welchem dem Zentralamte eine
maßgebende Rolle zugewiesen wird. Daneben hat das Zentralamt die Befugnis,
den vertragschließenden Staaten den Zusammentritt einer neuen Konferenz vor-
zuschlagen. Gleich den übrigen Bureaus veröffentlicht es eine Fachzeitschrift, die
monatlich erscheint. -
Ich komme zum Schluß. Die Wirksamkeit der internationalen Bureaus in

Bern beruht auf dem unbeschränkten Vertrauen der Staatsverwaltungen. Diese Bureaus stellen sich demgemäß dar als internationale Vertrauensposten ersten Ranges, und obgleich ihnen, abgesehen von ihrem inneren Betriebe, keine oder nur vereinzelte entscheidende Kompetenzen zukommen, bildet ihre das ganze umfassende Tätigkeit, bilden ihre amtlichen Notifikationen, Zirkulare und sonstigen Dokumente neben den Staatsverträgen die unentbehrliche Grundlage des internationalen Verkehrs.

Oberstleutnant Feldmann (Bern):

Vom schweizerischen Milizheer.

Über das Milizsystem herrschen in den die Schweiz umgebenden Großstaaten noch vielerorts Vorstellungen, die für diese Art der Organisation der Wehrmacht wenig schmeichelhaft sind. Man stellt sich unter Miliz eine Art Bürgergarde vor, der jede Feldtüchtigkeit abgeht, da sie eine ungenügend ausgebildete und schlecht organisierte Truppe darstelle. So wurde noch während der letzten Verhandlungen des deutschen Reichstages über die neue Wehrvorläge von dem „losen Gefüge der Miliz" gesprochen. Ieder Kenner der Verhältnisse wird zugeben, daß ein solches Urteil, soweit es auf das schweizerische Milizheer Anwendung finden soll, als oberflächlich und unrichtig bezeichnet werden kann.

Ieder Staat organisiert das Heer seinen kulturellen, politischen und finanziellen Verhältnissen entsprechend. Für die Schweiz ist die Aufstellung eines stehenden Heeres unmöglich. Es geht nicht an, bei den schwierigen Lebensbedingungen ihrer Bewohner eine große Zahl kräftiger Volkselemente längere Zeit dem bürgerlichen Leben zu entziehen. Zudem kann sich die Schweiz infolge ihrer völkerrechtlichen Stellung als neutraler Staat darauf beschränken, ihre Wehrmacht in erster Linie für die Behauptung ihrer politischen Unabhängigkeit zu organisieren.

„Wenn die Eidgenossenschaft in einen Krieg verwickelt wird, so muß derselbe mit der äußersten Kraftanstrengung geführt werden; jeder, der eine Waffe tragen kann, hat zur Verteidigung des Vaterlandes mitzuwirken, und das Bewußtsein dieser Pflicht, das glücklicherweise in unserem Lande besteht, soll in keiner Weise getrübt werden." (Bundesrat Welti in seinem Gutachten über die Brüsseler Konferenz, 1875) diese Auffassung von der Wichtigkeit einer

für den Krieg organisierten und ausgebildeten Wehrmacht herrscht heute noch im Schweizervolke, am 3. November 1907 hat es sich in der denkwürdigen Volksabstimmung eine neue Wehrverfassung gegeben. In Ausführung der darin niedergelegten Grundsätze beschloß die Bundesversammlung eine neue Truppenordnung, die 1912 in Kraft getreten ist.
Die Grundlage des neuen Wehrgesetzes ist die seit Iahrhunderten in der Schweiz bestehende allgemeine Wehrpflicht und zwar in dem Sinne, daß sie tatsächlich auch durchgeführt wird, d. h. alle für den Wehrdienst tauglichen Leute werden auch ausgebildet.
Das Gesetz kennt 3 Heeresklassen:
2. Auszug (Wehrmänner des 20.-32. Altersjahres)
b. Landwehr (Wehrmänner des 33.-40. Altersjahres)
c. Landsturm (Wehrmänner des 21.— 48. Altersjahres):
Für die eigentlichen Operationen ist in erster Linie die Feldarmee bestimmt, sie besteht daher aus den beweglichsten Teilen des Heeres, den Mannschaften des Auszuges. Die Landwehr gehört nicht zu den Kampftruppen der Heereseinheiten, sondern steht als Armeetruppe direkt zur Verfügung des Oberbefehlshabers.
Der Landsturm ist durch das neue Wehrgesetz zu einer besondern Heerestlasse geworden und besteht nur aus ausgebildeten Mannschaften. Dies bedeutet einen Fortschritt gegenüber der frühern Organisation.
Die Elemente des Heeres sind die Kommandostäbe, der Generalstab, die Truppengattungen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Genie, Festungstruppen, Sanitätstruppen, Veterinärtruppen, Traintruppen), die Dienstzweige und die Hilfsdienste.
Die Armee wird eingeteilt in Truppeneinheiten (Kompagnie, Schwadron, Batterie u. s. w.) Truppenkörper (Bataillon, Abteilung, Reg., Brigade) und Heereseinheiten (Division).
Der Generalstab besteht aus dem Generalstabskorps und den Eisenbahn« Offizieren. In das Generalstabskorps werden nur Offiziere aufgenommen, hie eine Generalstabsschule I mit Erfolg bestanden haben. Es müssen Hauptleute sein oder Oberleutnants, die die Bedingungen zum Hauptmann erfüllt haben. Sie haben Gelegenheit in Kursen und Schulen auch die andern Truppengattungen kennen zu lernen. Um die Fühlung mit dem praktischen Truppendienst aufrecht zu erhalten — was bei einer Milizarmee besonders wichtig ist, — sollen die Generalstabsoffiziere ein ihrem Grade entsprechendes Truppenkommando führen können.
An der Spitze des Generalstabes steht der Chef der Generalstabsabteilung. Eine Anzahl höherer Offiziere, die stets im Dienste sind, stehen zu seiner

Berfügung und werden auch für den Unterricht in den Generalstabskursen verwendet.

Bei der Infanterie sind als Neuerungen zu erwähnen: Die Zuteilung von Mitrailleurkompagnien zu den Divisionen und die Bildung von Gebirgstruppen. Die Wichtigkeit der Kenntnis des Gebirgskrieges für wenigstens Teile der Schweizerarm.ee ist einleuchtend. Die in den letzten Iahrzehnten verbesserte Gangbarkeit des Gebirges durch die vermehrten Kommunikationen und Unterkunftsmöglichkeiten läßt mehr als früher die Benutzung der Alpen als Operationsgebiet erwarten. Aber auch im Iura werden Gebirgstruppen sich sehr gut verwenden lassen. Dabei muß aber berücksichtigt werden, daß die Gebirgstruppen den Divisionen eingegliedert bleiben müssen; denn so wird für sie die Gefahr, einseitig zu werden, vermieden, und sie treten nicht aus dem allgemeinen Rahmen der Armee hinaus.

Die Divisionen sind so organisiert, daß sie unter Ausnutzung des stark entwickelten Eisenbahnnetzes für die Friedensübungen und für die Mobilmachung rasch zusammengezogen werden können und der leichte Abtransport nach den verschiedenen Fronten möglich ist.

Die Division ist operative Einheit; sie muß demnach mit technischen Truppen Munitionskolonnen, Sanitätstruppen, Verpflegungskolonnen, zur Sicherstellung des Rück- und Nachschubs, so ausgestattet sein, daß sie auch eine Operation von längerer Dauer selbständig durchführen kann. Sie besteht aus 3 Infanteriebrigaden (5—6 Bataillone), 1 Radfahrerkompagnie, 1 Infanterie-Mitrailleur-Abteilung (3 Kompagnien), 1 Guidenabteilung (2 Schwadronen), 1 Artilleriebrigade (2 Regimenter, 4 Abteilungen, 12 Batterien Feldartillerie, 1 Haubitz-Abteilung zu 2 Batterien), 1 Divisionspark (2 Abteilungen zu 3 Kompagnien und 1 Haubitz-Parkkompagnie), 1 Telegraphen-Pionierkompagnie, 1 Sappeurbataillon (4 Kompagnien), 1 Divisionsbriickentrain, 1 Sanitäts-Abteilung (6 Sanitätskompagnien), 1 Verpflegungs-Abteilung (2 Kompagnien).

Bei einer Division mit Gebirgsbrigade tritt diese an Stelle der 3. Infanteriebrigade, die 3. Kompagnie der Infanterie-Mitrailleur-Abteilung ist eine Gebirgsmitrailleurkompagnie. Zu der Artilleriebrigade gehört noch eine Gebirgsartillerieabteilung mit 2—3 Batterien. Der Divisionspark ist vermehrt durch die Saumparkabteilung zu 2 Munitions-Saumkolonnen, 2 Verpflegungs-Saumkolonnen und 1 Gebirgs-Parkkompagnie. Die 4. Kompagnie des Sappeurbataillons wird Gebirgs-Sappeurkompagnie mit Signal-Pionierzug, die fünfte und sechste Sanitätskompagnie bilden die Gebirgs-Sanitätsabteilung.

Neben den Divisionen sind noch „Armeetruppen" gebildet worden, die zur Verfügung des Oberbefehlshabers stehen. Dazu gehören hauptsächlich die vier Kavalleriebrigaden mit vier reitenden Mitrailleurkompagnien, die Fußartillerie, der größere Teil des schweren Brückentrains, ferner einige Formationen der Genie-, Verpflegungs- und Trmntruppcn.

Der Ausbildung des Heeres wird naturgemäß die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ist in den Rekrutenschulen in den Händen von Berufsoffizieren; in den Wiederholungskursen tragen die Truppenoffiziere die Verantwortung für die Ausbildung ihrer Truppeneinheiten und Truppenkörper. Die oberste militärische BeHorde, das Schweizerische Militärdepartement, hat am 27. Februar 1908 in dem Erlaß „Ausbildungsziele" die Grundsätze dargelegt, nach denen das schweizerische Milizheer ausgebildet werden soll. Wer sich ein Urteil bilden will über die Auffassung des Dienstes überhaupt, wird in diesem bedeutsamen Erlaß genügend orientiert werden. Es lohnt sich einige Sätze aus diesem wichtigen Aktenstücke wiederzugeben. Nachdem darauf hingewiesen worden ist, daß nur ein Volk, das „kerngesund, opferfreudig und von patriotischer Gesinnung" erfüllt ist, einen Krieg — die schwerste Belastungsprobe für seine Krast — bestehen kann, daß Volk und Armee „eins und einig" sein müssen, werden als vornehmste Ziele jeder Ausbildung bezeichnet:

1. Die Herbeiführung von Sicherheit bei den Wehrmännern aller Grade in dem, was jeder in seiner Stellung wissen und können muß, um im Kriege nicht nur auf Befehl, sondern auch aus eigener Initiative mit Selbstvertrauen und richtig handeln zu können.
2. Die Schaffung einer Autorität der Vorgesetzten, die in allen Lagen standhält.
3. Die Weckung und Pflege der Dienstfreudigkeit und des Vertrauens in die Tüchtigkeit unseres vaterländischen Wehrwesens.

Nur wenn diese Ziele mit einander angestrebt werden, kann mit dem Milizsystem ein kriegstüchtiges Heer geschaffen werden. Die Autorität beruht bei dem heutigen Kulturzustand nicht mehr auf Gesetz und Vorschrift allein, sondern ebenso sehr auf der Persönlichkeit des Vorgesetzten und auf de« Art und Weise, wie dieser seine Autorität zur Geltung bringt. Der Offizier darf nicht vergessen, daß seine Stellung als Höherstehender, in seinem ganzen Wesen und Benehmen zutage treten muß. Roheit der Sprache, verletzende Behandlung der unter ihm Stehenden, gewissermaßen Wehrlosen, beweisen Roheit der Gesinnung und Mangel an jener Bildung des Geistes und des Charakters, die den Offizier zieren soll.

Diese Betonung des psychologischen Momentes ist für die Ausbildung eines jeden Heeres wichtig, besonders aber in einer kleinen Milizarmee; denn es müssen dabei Faktoren in Berücksichtigung gezogen werden, die bei andern Heeren nicht so sehr hervortreten. Ohne den durchschnittlich guten Bildungsgrad der Rekruten und eine kräftige Einwirkung auf die Charakterbildung der Offiziere würden bei der kurzen Ausbildungszeit (je nach der Truppengattung 65—MTage nur mangelhafte Resultate erzielt werden können. Der Unterricht muß naturgemäß einfach und praktisch sein und sich auf das Wesentliche beschränken. Der Rekrut soll zum Soldaten „erzogen" werden, dann hat er auch den

festen Willen, sein Bestes zu leisten. „Voll Freude am Soldatenhandwerk
und an hoher Leistung, vertrauend auf ihre Vorgesetzten, mit warmem Sinn
und warmem Herzen, gekräftigt an Leib und Seele, so sollen unsere Rekruten
nach Hause zurückkehren, zur Freude ihrer Angehörigen, ein ehrendes Zeugnis
für diejenigen, die sie erzogen haben." Mit diesen Worten schließt der Abschnitt
der „Ausbildungsziele" über die Rekrutenerziehung.

Die Soldaten haben 7 Wiederholungskmse zu bestehen, die jährlich 2 Wochen
dauern. Wer zum Unteroffizier vorgeschlagen wird, hat eine Unteroffizierschule
und später eine Rekrutenschule im neuen Grade zu bestehen. Ie höher der
Grad, desto mehr Dienst.

Ein Soldat hat bei der Infanterie wenigstens 153 Tage, ein Korporal 238 Tage,
der Feldweibel 347 Tage Dienst zu leisten, bei der Kavallerie 178,303 und 404 Tage,
bei der Artillerie 184, 294 und 457 Tage. Die Offiziere haben nach der Ausbildung
zum Unteroffizier eine Aspirantenschule von 80—105 Tagen zu bestehen. Ein
Infanterieleutnant hat wenigstens 402, ein Hauptmann 588 Diensttage, bei der
Kavallerie haben diese Offiziere 427 resp. 635, bei der Artillerie 480 bezw. 705 Tage
Dienst zu leisten. Kommandierung zu Kursen anderer Waffen, Spezialdienfte,
Studium der Kriegswissenschaften in der Zwischenzeit und die jeweiligen Vor-
bereitungen für den bevorstehenden Dienst sollen dazu dienen, die Ausbildung des
Offiziers zu fördern; daneben werden durch die Bundesversammlung Schießschulen,
technische und taktische Kurse angeordnet, die Armeekorps- und Divisionskomman-
danten leiten Übungen ihrer Stäbe.

So zeigt sich in der schweizerischen Armee ernsthafte Arbeit. Unter genauer
Ausnützung der verfügbaren Zeit und mit straffer Anspannung der körperlichen und
seelischen Kräfte werden jährlich Tausende von Rekruten der Armee zugeführt, die
7 jüngeren Iahrgänge des Auszuges werden jedes Iahr in die Wiederholungskmse
einberufen, die Offiziere absolvieren außerdem ihre Schulen und Kurse.

Das Gesamtbild der Entwicklung des Heeres in den letzten Iahren kann man
im allgemeinen als ein erfreuliches bezeichnen. Mängel und Schwächen sind selbst-
redend noch vorhanden, den Behörden und einsichtigen Führern ist dies keineswegs
verborgen; getragen von dem festen Willen des Volkes, keine Lasten und Anstren-
gungen zur Wahrung der Unabhängigkeit des Vaterlandes zu scheuen, sind sie bestrebt,
eine Armee zu schaffen, mit der ein Gegner zu rechnen haben wird und die auch im
Kriege sich bewähren soll.

Diese Armee ist auch stets bereit und kann in kurzer Zeit mobilisiert werden;
denn im Gegensatz zu andern Staaten wird die Bewaffnung und persönliche Aus-
rüstung von dem Schweizer Wehrmann zu Hause aufbewahrt, der verpflichtet ist,
sie in gutem Zustande zu erhalten. Bei der Entlassung aus der Wehrpflicht behält
er Waffen und Bekleidung als persönliches Eigentum.

Das Bild von dem Schweizerheer wäre unvollständig, wenn man nicht auf
die Bemühungen hinweisen würde, die Iugend auf den Wehrdienst vorzubereiten

und auf die Tätigkeit der freiwilligen Schießvereine. So haben 1911 rund 30 000 junge Leute an den Übungen des militärischen Vorunterrichtes der Kadettenkorps und der Iungschützen teilgenommen. Der Bund liefert Waffen, Munition und die nötige Ausrüstung. Immer mehr wird diese Gelegenheit ausgenützt, die den Knaben und Iünglingen einige Schießfertigkeit, Übungen im Marschieren und eine willige und freudige Unterordnung unter militärische Disziplin beibringt und sie körperlich kräftigt. Zudem schreibt das Wehrgesetz obligatorischen Turnunterricht im schul« Pflichtigen Alter vor.

Für die Schießübungen der Schützenvereine hat der Bund im Iahre 1911 552 000 Franken als Beiträge ausgelegt. Diese Summe wurde an 3957 Vereine mit über 220000 Schützen ausbezahlt. Schützenmeisterkurse, die der Bund veranstaltet, sollen den Vereinen Leiter heranbilden, die die Schießübungen immer feldmäßiger gestalten und den Mitgliedern an die Hand gehen. Dafür wurden an Schießoffiziere und solche Kurse 73 000 Franken ausgelegt.

So kann man in der Tat von einem Volk in Waffen sprechen, das gewillt ist, bei aller Betonung seiner friedfertigen Gesinnung, die es schon genügend zeigen konnte, kraftvoll einzustehen für die Ehre des Landes, und das mit seiner Milizarmee die Behauptung der Unabhängigkeit wird durchzuführen wissen.

Landammann Eduard Blumer (Schwanden, Glarus):

Die schweizerischen Landsgemeinden.

Wenn Napoleon auf der Höhe seiner Macht, in einer Zeit, da er den schweizerischen Volksstaat nach Belieben zertrümmern konnte, von den Landsgemeindedemokratien sagte: c« »out eux, ee »out leur» torme» üe ßcmveruk- mens, qui vou» öißtiußUkQt äau» le mouäk, <M vou» renäkut iutsre«»aut» ilux ^eux äe I'Nurozie, und wenn er aus Hochachtung vor diesen Demokratien den Selbständigkeits- und Unabhängigkeitssinn dieser Völkerschaften am Nordabhang der Alpen schonte, so war dies einem Gefühle entsprungen, das die Mit- und Nachwelt mit Napoleon geteilt hat. Die schweizerischen Landsgcmeinden sind das Ideal der Demokratie, sie sind umgeben von einem seltenen Zauber der Poesie, sie sind hervorgegangen aus einer ruhmreichen Geschichte und sind erhalten geblieben in allem Wechsel der Zeiten als die festeste Stütze eines freien Volkes.

Die schweizerischen Landsgemeinden, die Versammlung des gesamten stimm-

fähigen Volkes, lehnen sich an die Gaugerichte des Mittelalters an, und ihre Rechte und Freiheiten sind in den Kämpfen des 13. und 14. Jahrhunderts gegen die österreichische Herrschaft erstritten worden.
Noch ist jener Freiheitsdrang dieser Alpensöhne erhalten geblieben.
Urkundlich ist die erste Landsgemeinde von Schwyz im Jahre 1294 nachgewiesen. Die Bluttaufen der Landsgemeinden der Urkantone waren die Schlachten von Morgarten 1315 und Sempach 1386. In Glarus gab sich die erste Landsgemeinde von 1387 eine freie Verfassung, welche im folgenden Jahre durch die siegreiche Schlacht der Glarner bei Näfels ihre heldenmütige Bestätigung fand. Ungefähr in die nämliche Zeit fällt die Besammlung der ersten Landsgemeinden in Uri, Unterwahlen, Zug und Appenzell. In Schwyz und Zug besteht die Landsgemeinde, welche durch Gemeinde-Abstimmungen ersetzt wurde, seit 1848 nicht mehr. In Schwyz war die Ursache des Unterganges einerseits die verschiedene historische Entwicklung der einzelnen Landesteile und andererseits die allzu große Ausdehnung des Kantons, sowie das Wachstum der Bevölkerung; in Zug waren es Divergenzen zwischen Stadt und Land.
Heute bestehen Landsgemeinden in Uri (1076 Quadratkilometer), Glarus (691), Obwalden (474), Nidwalden (290), Appenzell A.-Rh. (260), Appenzell I.-Rh. (159).
Der durchschnittliche Landsgemeindebesnch stimmfähiger Bürger wird in Uri auf 2000, in Glarus auf 5000, in Obwalden auf 2000, in Nidwalden auf 2500, in Appenzell A.-Rh. auf 12 000, in Appenzell I.-Rh. auf 2500 geschätzt.
Aus allen Kantonen wird berichtet, daß der Besuch der Landsgemeinde erheblich zugenommen habe, einerseits weil die Fahrgelegenheiten zahlreichere und bessere geworden sind und anderseits weil das Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten unzweifelhaft im Wachsen begriffen ist.
In seiner vortrefflichen Schrift über die schweizerischen Landsgemeinden bezeichnet Dr. Hch. Ryffel die Landsgemeinde als die höchste Gewalt der freien Landsgemeinde-Demokratie, deren Tätigkeit alle Gebiete des Staates umfaßt, Wahlen, Gesetzgebung, Verwaltung, Gerichtsbarkeit. Die obersten von der Landsgemeinde ernannten Landesbeamten, einst Landeshäupter oder Standeshäupter genannt, waren der Landammann, der Landesstatthalter, der Pannerherr, der Landeshauptmann, der Landesfähnrich, der Landsekelmeister, der Zeugherr, eine Art Departementalverteilung der Amtsgeschäfte, wie sie vielfach heute noch besteht. Die hauptsächlichste Veränderung, die im Laufe der Zeit eingetreten ist, ist eine präzisere Trennung der Gewalten, indem die Landsgemeinde auf die direkte Ausübung der Gerichtsbarkeit meist ganz verzichtet hat.
Es liegt ja in der Natur der Sache, daß die Landsgemeinden jeweilen auch Kinder ihrer Zeit gewesen sind, mit ihren Fehlern und Gebrechen. Die schwersten Fehler erfolgten wohl dann, wenn die Landsgemeinden richterliche Funktionen

ausübten, wenn konfessionelle Wirren zu tiefen Zerwürfnissen führten, wenn die Landvogtstellen über die Untertanenländer sowie andere Ämter durch Verkauf bestellt wurden und die bedeutendsten Männer des Landes fremde Kriegsdienste leisteten. Der Tiefstand der Landsgemeinden war wie der Tiefstand des öffentlichen Lebens überhaupt das 18. Jahrhundert. Als die heroische Zeit der Landsgemeinde gilt die Zeit, da die Landsgemeinde über Krieg und Frieden entschied, Bündnisse mit anderen Kantonen und Staaten abschloß, da der Freiheitsdrang alles belebte und alle ihre Handlungen und Beschlüsse leitete.

Im einzelnen haben in den verschiedenen Landsgemeindekantonen betreffs Formen und Kompetenzen zu allen Zeiten mancherlei Verschiedenheiten bestanden, und bestehen solche auch heute noch fort. Die Grundformen waren indes stets dieselben und sind dieselben geblieben, da eben die Grundlage, die reine Demokratie, geblieben ist.

Zu einer Landsgemeinde gehört vorerst ein feierliches Zeremoniell, welches auf die Wichtigkeit des Tages hinweist und die ganze Verhandlung würdig umrahmt. Meist ist es ein feierlicher Einzug der Landesbehörden und der Geistlichkeit unter dem Geläute aller Glocken, der Voranmarsch von Truppenteilen zum Ehrendienst, der Musik, der Weibel in ihrer Amtstracht, dem Landammann die Zeichen der Gewalt, Schwert und Stab, vorantragend, in den Urkantonen auch historische Abzeichen: Landesfahne, Harsthörner, welche die alten Eidgenossen in ihren ruhmreichen Feldzügen begleitet hatten. Hierauf folgt der Landammann, die Regierung, die administrativen und richterlichen Behörden.

Die Tagung findet Ende April oder Anfang Mai im Freien statt, in den Urkantonen und in Glarus im Angesicht einer erhabenen Hochgebirgsnatur. Überwältigend ist namentlich der Anblick des Glärnisch in Glarus. Das Volk bildet in der Regel einen Ring, in dessen Mitte für den Landammann und die Ratschreiber eine Bühne errichtet ist. Die Redner können von der Bühne oder vom Ring aus zum Volke sprechen. Eine besondere Eigentümlichkeit besitzt die Landsgemeinde von Glarus, woselbst direkt unter der Bühne der Knabenschar ein besonderer Platz eingeräumt ist. Da findet alljährlich ein patriotischer, politischer Iugendunterricht statt, wie sich kein schönerer und besserer denken läßt. Mitunter wird die Jugend vom Landammann besonders begrüßt und zu vaterländischen Tugenden ermahnt.

Sobald das Geläute der Glocken verklungen, beginnt der Landammann die Eröffnungsrede, welche mit den Worten schließt: „Dem Allmächtigen empfehle ich unser geliebtes Land und Volk für und für". Alles Volk entblößt die Häupter. In den katholischen Kantonen verrichten hierauf Regierung und Volk ein kurzes Gebet.

Besonders feierlich ist in Obwalden der Gesang der katholischen Geistlichkeit, der mit den Worten anhebt:

Velli, Orelltnr 8piritu»,
bleute« tunruiu vi»it»,
Imple »upernll ßratill
^uae tu «rea»ti peeturil!
In Appenzell A.-Rh. singt das ganze Volk unter Musikbegleitung das alte Landsgemeindelied:
Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten, alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir.
Es folgt nun die Beeidigung des Landammanns. Derselbe schwört: „Ich gelobe und schwöre, die Verfassung und verfassungsmäßigen Gesetze strenge zu befolgen, die Rechte und Freiheiten des Volkes und der Bürger zu achten und die Vorschriften und Pflichten meines Amtes treu und gewissenhaft zu erfüllen, so wahr, als ich bitte, daß mir Gott helfe".
Der Landammann übernimmt hierauf das Landesschwert und läßt die ganze Landsgemeinde schwören: „Wir geloben und schwören, die Verfassung und Gesetze des Bundes und Kantons treu und wahr zu halten, des Vaterlandes Einheit, Ehre und Kraft, seine Unabhängigkeit, die Freiheit und Rechte seiner Bürger zu schützen und zu schirmen, so wahr, als wir bitten, daß uns Gott helfe".
Dem Eidschwur der Landsgemeinde, der in unbeschreiblicher Weise ergreifend und nachhaltig wirkt, muß zu einem großen Teil der ruhige und würdige Verlauf der nachfolgenden Verhandlungen zugeschrieben werden. Ohne diese hochpatriotische, fast religiöse Grundstimmung hätten sich die Landsgemeinden kaum durch die Jahrhunderte hindurch erhalten können. Nur dadurch ist es auch möglich, solche freie Volksversammlungen fast ohne polizeiliche und gesetzliche Vorschriften abhalten zu können.
Das erste Tractandum bilden in der Regel die Wahlen der Behörden, Regierung, Gerichte, Beamte und Bedienstete. Stets wird den Wahlen das größte Interesse entgegengebracht, und es erfolgen bei Neuwahlen des öfteren populäre Zurufe. Ein jubelndes einstimmiges Mehr bezeichnet man in Glarus als ein Landammannmehr, mit welchem meist alle obersten Magistraten bei jeder Erneuerungswahl erfreut werden. Ein etwas wunder Punkt der Landsgemeinde ist der, daß an den großen Landsgemeinden die Stimmenzahl nicht genau festgestellt werden kann, und daß bei annähernd gleicher Stimmenzahl eine Schätzung, sei es durch den Landammann oder den Regierungsrat oder die dazu beorderten Landsweibel, stattfinden muß. Immer aber fügt sich die Minderheit ohne Murren der Mehrheit, was übrigens auch gesetzlich geboten ist.
Die übrigen Tractanden betreffen, wie schon erwähnt, das ganze Rechts-

wesen und die ganze Verwaltung. Immerhin sind auch da gewisse Schranken gezogen, die umso notwendiger sind, als ja das Initiativrecht in den Landsgemeindekantonen an sich ein unbeschränkt freies Recht jedes Bürgers ist.
Die erste und wichtigste Schranke ist die Bundesverfassung und die Bundesgesetzgebung. Diese hat in neuerer Zeit infolge des Umstandes, daß die Kantone vielfach zu klein sind die Aufgaben des modernen Staates zu erfüllen, eine immer größere Ausdehnung genommen, und unstreitig hat die Bedeutung der Landsgemeinden dadurch in gewissem Sinne verloren. Andererseits ist aber zu konstatieren, daß sich die Tractanden der Landsgemeinden nicht etwa verringerten, sondern im Gegenteil fast überall stark zugenommen haben, aus dem einfachen Grunde, weil sich die Aufgaben auch in den Kantonen sehr stark vermehrten und heute auch an die kantonalen Staatswesen auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens Anforderungen gestellt werden, die eine frühere Zeit nicht kannte.
Weitere Schanken sind der Landsgemeinde durch sie selbst gezogen worden, indem sie eine Reihe von Kompetenzen an die Behörden delegiert hat. Es betrifft dies meist Verwaltungsgegenstände, welche einer raschen Erledigung bedürfen, Subventionierungen infolge der eidgenössischen Gesetzgebung und dergl.
Die Anträge und die Gesetzentwürfe sind in der Regel durch die Behörden, Landrat oder Kantonsrat vorgearbeitet. Das Bundesgericht hat in einem Spezialfall entschieden, daß die Landsgemeinde dem einzelnen Bürger auch das Recht erteilen kann, ganze Gesetzentwürfe als Initiativanträge einzureichen.
Die Größe der Landsgemeinde Appenzell A.-Rh. gestattet eine freie Diskussion nicht und es hat das Volk lediglich abzustimmen, ob es eine Initiative oder die Vorlage des Kantonsrates annehmen will oder nicht. Die andern Landsgemeinden haben dagegen das freie Diskussionsrecht und das Recht, gestellte Anträge nicht nur anzunehmen oder abzulehnen, sondern auch abzuändern. In Glarus ist die Landsgemeinde auch schon so groß, daß nur Redner mit sehr kräftigem Stimmorgan durchzudringen vermögen, und auch von diesen wird verlangt, daß sie kurz reden.
Mehrere Wochen vor Abhaltung der Landsgemeinde wird den Stimmberechtigten die Tractandenliste ausgeteilt, in Glarus und Appenzell A.-Rh. mit sehr einläßlicher Begründung der Anträge von seiten der vorberatenden Behörde, des Landrats oder Kantonsrats. Natürlich ist dies nicht ohne Einfluß auf den Entscheid des Volkes. Viel, sehr viel, ja oft das meiste kommt aber doch darauf an. wie an der Landsgemeinde gesprochen wird. Es versteht sich, daß außer der Eröffnungsrede des Landammanns nur im Dialekt geredet wird. Zu einem glücklich veranlagten, gottbegnadeten Volksredner braucht es neben der starken Stimme vor allem natürlichen Verstand, Mutterwitz und Humor. Gegnerisch« Ansichten advokatisch herunterzumachen ist verpönt. Umso größeren Einfluß hat jeweilen der Appell an den Gemeinsinn, die Vaterlandsliebe; Einer für Alle, Alle für Einen.

Diesem Grundgedanken der Landsgemeinde ist denn auch ihre Fortschritt-
lichkeit zuzuschreiben. Glarus, Appenzell A.Rh., Obwalden stehen in der Gesetz-
gebung und in sozialen und humanitären Einrichtungen und Anstalten in vor»
derster Linie und auch die kleinen katholischen Landsgemeinde-Kantone mit aus-
schließlich bäuerlicher Bevölkerung stehen gegenüber denjenigen Kantonen
keineswegs zurück, welche in ähnlichen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen
leben. Die Bevölkerung von Glarus und Appenzell A.-Rh. ist mehrheitlich
protestantisch und industriell.
Vieles mag an diesem Erfolge der Wirksamkeit derer zuzuschreiben sein, die
an die Spitze dieser Gemeinwesen gestellt worden sind. Das ist ja überhaupt
das Grundlegende in der Landsgemeinde — Demokratie, die Macht der Persön-
lichkeit, im Gegensatz zum Referendumsstaat, der die Macht in das politische
Partei- und Vereinsleben trägt und schon deshalb mehr negativ arbeitet, weil es
immer erst eines Referendumssturmes bedarf, bevor der Bürger zur Urne schreiten
darf.
Offenbar ist es zu begrüßen, daß sich das Parteiwesen in den Landsgemeinde-
kantcnen nicht so entwickelt hat und sich nicht so entwickeln kann wie anderwärts.
Wohl sind auch jeder Landsgemeinde gewisse Grundrichtungen eigen, eine Urner
Landsgcmeinde wird immer katholisch-konservativ, eine Glarner Landsgemeinde
immer freisinnig-demokratisch sein, aber in jedem einzelnen Falle wird doch ganz
frei entschieden. Das Volk liebt seine eigenen Wege.
Gewiß macht sich bei einer Landsgemeinde der haushälterische Sinn des
Volkes des öfteren geltend, aber dasselbe ist zu Ausgaben für große Staats- oder
humanitäre Zwecke an der Landsgemeinde viel leichter zu bewegen als beim
Gang zur Urne, wo das eigene Ich sich viel mehr in den Vordergrund stellt.
Es lebt in diesen Landsgemeinden ein Zug der Größe und des Gemeinsinns, zu
dem wir fast jedes Jahr bewundernd aufblicken. Von wie wenig engen Gesichts-
punkten diese Tagungen erfüllt sind, beweist unter anderem die Tatsache, daß in
Glarus die Bestimmung der Landessteuer seit dem großen Brande von 188t,
welche Steuer jedes Jahr neu zu bestimmen ist, noch nie irgend welche Opposition
erfahren hat.
Es ist die hervorragende Stellung des Landammanns, namentlich wenn der-
selbe Jahrzehnte lang an der Spitze des Landes steht, ebenso oft als ein Vorteil
wie als ein Nachteil bezeichnet worden. Der Nachteil soll darin bestehen, daß
diese autoritäre Stellung im Grunde doch recht undemokratisch sei. Es ist aber
darauf hinzuweisen, daß diese Stellung sofort eine unmögliche würde, wenn ein
Landamman dieselbe ungebührlich auszunützen versuchte oder wie man zu sagen
pflegt, einen starken persönlichen Druck ausüben wollte. Das würde sich keine
Landsgemeinde gefallen lassen, sondern von einer Macht des Landammanns läßt
sich nur dann reden, wenn derselbe nicht der Herrscher, sondern der Diener des

Volkes sein will. Nebenbei sei bemerkt, daß zur Popularität der Regierungen der Landsgemeindekantone wohl auch der Umstand etwas beiträgt, daß dieselben nur wenig oder fast gar nicht besoldet sind. Ein Nebenberuf ist denselben nicht ver» toten. Die Regierung steht ganz im Volksleben drm t

Die schweizerischen Landsgemeinden sind schon oft beschrieben worden, und sie haben namentlich bei den Schriftstellern der französischen Schweiz großen Enthusiasmus hervorgerufen. Meist waren es Beschreibungen feierlicher, friedlicher Landsgemeinden. Es hat aber auch schon stürmische Tagungen gegeben. Eine stürmische Landsgemeinde hat vielleicht noch einen größeren Reiz, aber es ist klar, daß die Institution der Landsgemeinde auf die Dauer nicht möglich wäre> wenn sie überborden würde. Das ist denn auch seit bald 100 Jahren nicht mehr geschehen und es braucht keine Befürchtung zu bestehen, daß dies sobald irgendwo und irgendwann wieder eintrete.

Die Landsgemeinde sitzt so tief im Volksleben als je, sie war nie volkstümlicher als heute und hat wohl auch ihre Aufgabe nie besser erfüllt. Es muß sich daher unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob es nicht möglich wäre, diese Kehre Institution auch in anderen Teilen der Schweiz einzuführen.

Das muß nun verneint werden, weil dafür anderwärts die historische Grundlage fehlt, und weil die Landsgemeinde doch nur in einem für sich abgeschlossenen Kanton von geringer Seelenzahl möglich ist. Wenn, wie in Appenzell A.-Rh., die gewaltige Besucherzahl eine so große ist, daß nur noch Wahlen und Abstimmungen vorgenommen werden, eine freie Diskussion der Tractanden aber nicht mehr möglich ist, so geht eben der innere Wert der Landsgemeinde zu einem großen Teil verloren. Das müßte in allen anderen größeren Kantonen der Fall sein.

Die Landsgemeinde wird sich daher nicht ausdehnen, aber sie wird erhalten bleiben, wo und wie sie ist. Sie ragt aus einer alten Zeit in eine neue hinein, immer als das Symbol der Einheit und Kraft des Staates, des Gemeinsinns der Bürger, und der Welt den Beweis liefernd, daß sich in der reinen Demokratie die größte Freiheit und die größten Rechte des Volkes mit der höchsten Wohlfahrt seiner Bürger vereinigen lassen.

Nationalrat vr. Albert Gobat.
Direktor des Intern. Friedensbureaus in Bern:
Über die internationalen Friedensbestrebungen.
Der Friede unter den Menschen, der Friede zwischen den Nationen auf dem ganzen Erdenball, ist ein Gedanke, der so oft in Wort und Schrift behandelt worden ist, daß man meinen könnte, der Friede sei von der ganzen Welt als die Ur-Voraussetzung des Glückes der Menschheit anerkannt. Philosophen, Dichter. Menschenfreunde, Staatsmänner, Fürsten und Könige haben den Frieden als das höchste Gut ausgerufen, besungen und gepriesen. Ja sogar Skeptiker und Spötter würden sich beleidigt fühlen, wenn man ihnen sagen würde: Ihr seid also nicht für den Frieden, Ihr seid für den Krieg? Reden wir von denjenigen nicht, die der Theorie des Friedens die Theorie des Krieges entgegensetzen. Es ist nicht ein gesunder Verstand, der aus ihnen spricht.
Trotz der allgemeinen Übereinstimmung geht es mit dem Friedensgedanken wie mit vielen anderen Dingen: kommt er mit materiellen Interessen in Kollision, so tut man ihn sachte beiseite und huldigt dem Kriegsgedanken, gerade wie einer den religiösen Gedanken unterschlägt, wenn er durch irgend ein Bedenken sich verführen läßt, eine durch die Religion verpönte Handlung zu begehen. Die Feigheit, mit welcher der Mensch mit seinen innersten Gefühlen und Überzengungen umzugehen pflegt, hat dazu geführt, daß für die Pflege, die Entwicklung und schließlich für den Sieg der Kultur durch den Friedensgedanken, Organisationen geschaffen werden mußten. Solche sind ja überhaupt nötig, wenn Kulturbestrebungen die Millionen von Geistern erreichen und stimmen wollen.
> Es soll hier nicht von den Institutionen die Rede sein, die schon vor Jahrhunderten ins Leben traten, um zu bewirken, daß durch Betretung des Rechtsweges der Ausbruch von Kriegen vermieden werde, sondern nur von der neueren organisierten Friedensbewegung. Ihre Anfänge führen nns in die Schweiz, wo wir auch die Wiege des internationalen Schiedsgerichts fänden, wenn wir die Geschichte dieser Institution schreiben würden. In Genf lebte ein edler Menschenfreund, der Graf de Sellon, ein durch eine allseitige Bildung, wie durch hohe Gesinnung ausgezeichneter Geist, ein Weltmann im schönsten Sinne des Wortes. Im Jahre 1830 gründete er in seiner Vaterstadt den ersten schweizerischen Friedensverein, nachdem er schon in mehreren Schriften Zeugnis abgelegt hatte, daß alles, was den Humanismus verletzt, ihn als Menschen empörte; er hat z. B. gegen den Zweikampf und gegen die Todesstrafe geschrieben. Der Feldzug, den er für den Frieden unternahm, gewann ihm sogar die Zuneigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der an ihn, am 27. April 1831, ein Hand-

schreiben in französischer Sprache richtete, aus welchem ich folgende Stelle wörtlich übersetze: „Der Friede ist mehr als je in den Pflichten der Regierungen wie im Interesse der Völker. Die einen wie die anderen bedürfen dessen, denn er ist die erste Bedingung des Glückes aller Staaten. Den Frieden zu halten, uns zu bewahren, ohne die Würde und die Sicherheit der mir von der Vorsehung anvertrauten Monarchie zu beeinträchtigen, wird immer der Gegenstand aller meiner Wünsche und Anstrengungen sein. Meine Gedanken werden in dieser Beziehung stets mit denjenigen zusammentreffen, die Sie selbst antreiben, eine gesunde, mit dem Christentum übereinstimmende Politik zur Verwirklichung zu führen!"
Die erste Tat des Genfer Friedeusvereins war eine Preisausschreibung über die Frage: Die besten Mittel zur Sicherung des allgemeinen permanenten Friedens. Ein Schweizer aus Zürich errang den Preis. Dieser erste Versuch einer Organisation des Friedensgedankens scheint in seiner Entwicklung einen Stillstand erlitten zu haben; denn jahrelang hört man von tätigen Friedensvereinen nichts mehr. Es treten aber bald allgemeine Friedenskongresse auf, 1843 London, 1848 Brüssel, 1849 Paris, 1850 Frankfurt a. M., 1851 wieder London, in denen schon, und zwar von leitenden Persönlichkeiten, der Satz aufgestellt und zum Beschluß erhoben wurde, daß der Krieg eine durch die Religion, den Verstand, die Gerechtigkeit, die Humanität und das Interesse der Völker verurteilte Sitte sei. Im Jahre 1667 wurde in Genf ein großer internationaler Kongreß veranstaltet, der Friedens- und Freihtitskongreß, wie er sich nannte. Einberufen zu einer Zeit, wo das politische Regiment des zweiten Kaiserreichs eine gewaltige Opposition hervorgerufen hatte, mußte diese Versammlung, für die einzig aus der Schweiz 3000 Anmeldungen eingegangen waren, die Gestalt einer Kundgebung gegen politische Mißstände und Gepflogenheiten annehmen. Mehr als 6000 Männer aus 15 Staaten beteiligten sich daran. Garibaldi, der den Verhandlungen beiwohnte, war Ehrenpräsident. Ein anderer Italiener, der Papst Pius IX, drückte durch ein an einen schweizerischen Bischof.gerichtetes Schreiben seinen Abscheu gegen den Geist, der auf dem Kongreß herrschte, aus. Behandelt wurden folgende Gegenstände: die demokratische Organisation der Staaten, die Federation der Völker nebst den Mitteln zur Erreichung dieses Zieles, die Abschaffung der stehenden Heere, die Übereinstimmung der Politik mit der Moral, die Organisation der Freunde der Demokratie, der Freiheit und des Friedens. Bei Gelegenheit dieses Kongresses wurde über die Friedensbestrebungen in den verschiedenen Ländern Rundschau gehalten. Es geht daraus hervor, daß in England schon im Jahre 1815 ein englischer Friedensverein bestand, der nicht viel von sich hören ließ, aber einige der älteren allgemeinen Friedenskongresse veranlaßt?. In Belgien wurde bei Anlaß des Genfer Kongresses eine Sektion der internationalen Genossenschaft der Friedensfreunde gegründet. In Deutschland hatte die wegen der Luremburgfrage drohende Kriegsgefahr die Geister zugunsten des Friedens lebhaft in Bewegung gesetzt und es entstanden

mehrere Friedensvereine, tue sich sehr bestimmt gegen jeden Angriffskrieg aue-
sprachen. In einem längeren Memorandum erklärte Schulze-Delitzsch, die
Deutschen seien das friedlichste aller zivilisierten Völker, und es wurden An-
strengungen gemacht um die Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich
zu organisieren. Italien hatte noch keine Friedensvereine, wohl aber eine Menge
gemeinnütziger und politischer Gesellschaften, die neben ihrem eigentlichen
Zweck auch die Erhaltung des Friedens verfolgten. Was Frankreich anbelangt,
so wurde hier der Zwist wegen Luremburg zum Ausgangspunkt einer starken Ve-
wegung gegen den Krieg.
Diese Frage war es eigentlich, welche Männer aus allen Ländern nach Genf
zusammentrieb. Es sollte auf den diplomatischen Kongreß, der im gleichen Jahre
in London bevorstand, eingewirkt werden. Der Genfer Kongreß hatte, außer
der Beratung der Programmpunkte, die Gründung einer großen internationalen
Friedens- und Freiheitsliga in Aussicht genommen. Durch letztere Be-
zeichnung wurde angedeutet, daß auch politische Fragen in den Bereich ihrer Auf-
gaben gezogen werden konnten. In dieser prägnanten Form ist die geplante Or-
ganisation nicht ins Leben getreten. Wohl aber hat sich unter dem gleichen
Namen ein Verband erhalten, der in den meisten Ländern Europas Verzwei-
gungen hat und das Blatt „I^e» Ltat»-Hiii» ä'Lurops" herausgibt.
Man unterscheidet in den Annalen der Friedensbewegung zwei Reihenfolgen
von allgemeinen Friedenskongressen: die ältere, zu welcher die weiter oben er-
wähnten, ferner der Pariser Kongreß von 1878 gehören, und die neuere, die
mit dem Jahre 1889 beginnt. Die früheren Kongresse entstanden von Fall zu
Fall, wenn irgendwo eine Gesellschaft einen solchen einberief, während nun seit
4889 die allgemeinen Friedenskongresse eine förmliche, mit Statuten und Regle-
menten versehene internationale Organisation darstellen. Es sollen solche all-
jährlich gehalten werden. Eine im Jahre 1912 publizierte Sammlung der sämt-
lichen gefaßten Resolutionen zeigt, daß diese großen Versammlungen eine Menge
von Fragen behandeln. Es würde mich zu weit führen, sie hier aufzuzählen.
Man kann sich eine genügende Vorstellung von der Arbeit der Kongresse machen,
wenn man weiß, daß sechs Kcmmissionen die zu behandelnden Fragen nach folgen-
dem Inhalt vorbereiten und vorberaten: Aktualitäten, V. h. Tagespolitik, inter-
nationales Recht, Abrüstung, Erziehung, Propaganda und Soziologie.
Die Weltfriedenskongresse ließen einen Mangel erkennen. Besucht werden
sie vornehmlich von den Mitgliedern der Friedensvereine. Nun hatten diese
außerhalb der Kongresse keine Fühlung untereinander; Gelegenheiten, Gedanken
auszutauschen, wurden ihnen keine geboten; überhaupt gab es in der Friedens-
bewegung kein richtiges Leben. So entstand das Bedürfnis, die Friedens-
bestrebungen zu organisieren. Der Weltfriedenskongreß von Rom (1891) be-
schloß ein internationales Friedensbureau zu gründen. Der Eingang zu dieser

denkwürdigen Verfügung lautet wie folgt: „Der Kongreß beschließt, daß zum Zwecke der Herstellung eines Bindegliedes zwischen den Friedensgesellschaften und den Freunden des Friedens im allgemeinen, zu Bern ein permanentes internationales Friedensbureau gegründet werden soll". Damit wurde die erste Organisation in der Friedensbewegung geschaffen, und da das Friedensbureau die besondere Aufgabe erhielt, die Friedenskongresse einzurichten und zu bedienen, so wurde mit einem Schlage die gesamte Friedensbewegung organisiert. Die internationalen Friedenskongresse sind das Parlament, und das internationale Friedensbureau die Vollziehungsbehörde der Friedensbewegung, soweit es sich um diejenige handelt, die in den tiefen Schichten des Volkes ihre Wurzeln schlägt. Die Gründung des Friedensbureaus hat unzweifelhaft die Friedensbewegung gekräftigt; ein schöner Wetteifer hat sich der Friedensvereine bemächtigt, und es sind viele Männer aufgetaucht, die sich der guten Sache widmen und mit Rat und Tat einstehen. Die Zahl der Friedensvereine ist zu einer Macht angewachsen. Am Pariser Kongreß von 1878 waren nur 16 vertreten und es gab deren wahrscheinlich nicht mehr. Heute nimmt ihr Verzeichnis einen Raum von nicht weniger als 100 Seiten des durch das Friedensbureau herausgegebenen „Jahrbuches der Friedensbewegung" ein.

Das Werk des Berner Bureaus ist ein sehr ausgedehntes und mannigfaltiges. Es ist das Bindeglied zwischen allen Friedensvereinen der Welt, mit welchen es in beständiger Berührung steht, sei es, um Informationen und Rat zu erteilen, sei es um den Eifer zu wecken, oder um Feldzüge zugunsten der Erhaltung des Friedens einzuleiten. Es gibt Friedensliteratur heraus, darunter eine monatliche Zeitschrift in französischer, deutscher und englischer Sprache, die den Friedensvereinen unentgeltlich zur Verfügung gestellt und in den politischen Kreisen verbreitet wird. Das Berner Bureau bereitet die allgemeinen Friedenskongresse vor, verfaßt deren Berichte und sorgt für den Vollzug ihrer Resolutionen. Es hat auch schon von sich aus Zuschriften an Behörden und Aufrufe erlassen, wenn gewisse politische Umstände ein solches Einschreiten zu gebieten schienen. Das internationale Friedensbureau hat in diskreter Weise, aber nicht unwesentlich am Zustandekommen und an der Abhaltung der am 11. Mai 1V13 zu Bern gehaltenen französisch-deutschen interparlamentarischen Annäherungskonferenz mitgewirkt.

Es wird durch die schweizerische Eidgenossenschaft, durch schweizerische Kantone und Städte, durch Dänemark, Norwegen und Schweden, sowie in hervorragender Weise durch die Carnegiestiftung unterstützt.

Eine andere im Dienste der Friedensbestrebungen stehende Institution, die interparlamentarische Union, ist auch mit Berns Namen verbunden. Gegründet im Jahre 1889 in Paris, und anfänglich von wenigen Staaten besucht, wurden die Versammlungen von Parlamentariern, die zum Zwecke der Erhaltung guter

Beziehungen zwischen den Staaten und der Förderung des internationalen Schiedsgerichtsverfahrens zusammentraten, zunächst unorganisiert in London und Rom fortgesetzt. Die IV. interparlamentarische Konferenz fand im Jahre 1892 in Bern statt, wo sie in den Räumen des schweizerischen Parlaments tagen durfte. An dieser Generalversammlung, an welcher sich schon eine größere Zahl von Parlamentariern beteiligte, wurde die Errichtung eines permanenten Bureaus der jungen Union beschlossen und Bern zu seinem Sitze bestimmt.
Die interparlamentarische Union wollte nach dem Sinne ihrer Gründer, gleichsam eine Einwirkung ihrer Mitglieder auf die Parlamente und durch diese auf die Regierungen organisieren, in der Weise nämlich, daß die nationalen Gruppen der Union, in ihren gesetzgebenden Räten gewisse Initiativen ergreifen sollten. Als aber je länger je mehr die Ansicht durchdrang, daß die Union sich in die Angelegenheiten der Staaten nicht einmischen dürfe, so wandte sich ihre Tätigkeit wesentlich dem Studium der Fragen, die mit Krieg und Frieden im allgemeinen in Verbindung stehen, namentlich aber dem internationalen schiedegerichtlichen Verfahren zu. In letzterer Beziehung hat die Union eine lobenswerte Tätigkeit entwickelt, indem sie durch ausgearbeitete Entwürfe, sowie durch Resolutionen betreffend die verschiedenen Systeme und Methoden, eine nicht zu unterschätzende Mitarbeit geleistet hat. Auch stellt sich die interparlamentarische Union zur Aufgabe, für die Haager Friedenskonferenzen Stoff vorzubereiten. Nicht vergessen sollte ich, daß die Frage der Abrüstungen auch zu ihren Traktanden gehört. Es haben bisher 17 interparlamentarische Konferenzen stattgefunden, darunter zwei in der Schweiz.
Wie verhält es sich nun mit dem inneren Wesen der Friedensbestrebungen? Worin besteht ihre Bedeutung? Was soll erreicht werden? Darüber herrschen die wunderlichsten Ansichten. Einige betrachten die Friedensfreunde als eine Sekte, die für ein sentimentales Dogma des Weltfriedens, ohne Rücksicht auf die Verhältnisse des täglichen Lebens und der internationalen Beziehungen Propaganda macht. Die Pazifisten, sagen andere, sind gefährliche Leute; sie untergraben die Landesverteidigung, indem sie den Leuten glaubhaft machen, daß zivilisierte Völker nie mehr Krieg führen werden. Die von den Türken erlittenen Niederlagen wurden dem Pazifismus in die Schuhe geschoben; der Islam habe sich durch die allgemeinen Friedensbestrebungen betören lassen, und deshalb die Landesverteidigung vernachlässigt. Überhaupt seien die Pazifisten Utopisten.
Das sind ganz unrichtige Vorstellungen. Die Friedensfreunde gehen von der höchst einfachen, in der Natur der Dinge liegenden Voraussetzung aus, daß, sowie die Menschen auf jede Selbsthilfe haben verzichten und sich Rechtsregcln unterwerfen müssen, ebenso die Staaten durch die Weltmoral verpflichtet sind, wenn Streit unter ihnen entsteht, Recht zu suchen, statt es auf die stärkeren Heere und auf die besseren Waffen ankommen zu lassen. Mit anderen Worten, die

organisierten Friedensfreunde wirken für die Aufstellung von internationalen, für alle verbindlichen Gesetzen und von richterlichen Institutionen, vor deren Urteil auch die Staaten sich zu beugen haben. Eine solche Evolution ist das höchste Ziel, das im Fortschritt der geistigen Kultur denkbar ist. Sie bedeutet den Sieg des Verstandes über die Roheit der Instinkte. Die Pazifisten wirken nicht nur für positive Errungenschaften der Kultur. Sie sind auch die Apostel einer internationalen Gesinnung, die befreit von Mißtrauen, von Neid und Eifersucht, von Vorurteilen und vermeintlichen Rassengegensätzen, die Kriegsgefahr im Keime verscheuchen wird.

Dr. Hans Dünnebier:

Der grüne Heinrich.

Ich halte es heute noch für das denkwürdigste Erlebnis meiner Jugend, daß mir durch einen gütigen Zufall jenes wunderbare Buch mit dem wunderlichen Tltel „Der grüne Heinrich" zur rechten Stunde in die Hände fiel. Ich l«s, las zwischen Wachen und Schlaf drei Tage lang, bis ins Tiefste aufgerührt, darüber erstaunt, ja betroffen, daß es einen Dichter geben konnte, der die Welt durch meine Augen anschaute, der mein Leben schon einmal gelebt hatte. Und ich erkor vo« Stund an den Gottfried Keller, der das Buch geschrieben, zu meinem Leibdichter in der nicht gerade bescheidenen Überzeugung, ureigens für mich habe er seine Dichtung geschaffen, einzig von mir könne sie recht verstanden werden. Mit den Jahren erfuhr ich indessen, daß es anderen und mir durchaus nicht gleichgearteten Menschen ganz ähnlich mit dem sonderbaren Werke ergangen war, — und da ging mir ein Licht auf. Mein „Grüner Heinrich" war keine eigens auf mich gemünzte Spezialität, sondern weit mehr, ein ewig gültiger Typus.

Nicht der Typus des Jünglings schlechthin, wohl aber der Charaktertypus eines Jünglings der neuen Zeit, an deren Eingang der rätselhafte Hamlet steht. Ihm ähnelt darum Heinrich wie ein jüngerer Bruder dem älteren, den das Leben bitter enttäuschte, ähneln mag. Heinrich, eine temperamentvolle Natur, voll heiterer Lebeuszuversicht, voll reiner Freude an der Welt, wie sie erscheint und darum ist und sein soll, und von dieser wunderschönen Welt das höchste Glück erwartend, dieser grüne Heinrich läßt uns ahnen, was Hamlet gewesen, ehe er, der stille, zu ästhetischer Betrachtung geborene Mensch, von einem aufs tiefste beleidigten Gewissen aus stiller Beschaulichkeit aufgeschreckt, vor eine furchtbare Tat gestellt wurde, die er denken, aber nimmermehr tun konnte. Das Herz voll Hoffnungen reist Heinrich in die weite unbekannte Welt, „zu suchen und zu jagen nach

der Erfüllung seiner Träume und Pläne". Seine Seele ist seine Welt, und alles
in der Welt erscheint ihm darum als Symbol. Mit ihm auf Iugendwegen
wandert das Glück, es tritt ihm in reizender Gestalt entgegen, bietet ihm die Hand,
aber er weiß es nicht festzuhalten, zu blöde und zu keusch, die heimlichen Wünsä'e
seines Herzens festen Entschlusses selbst zu verwirklichen.
Er besitzt das Feuer, die Innigkeit einer treuen Natur, die Selbsterkenntnis
des redlich Strebenden, er besitzt alles, was die Liebe eines geliebten Wesens zu
erringen vermag, nur eines nicht, das Bewußtsein" von seinem eigenen Wert,
das mit der kecken Hand erlaubter Selbstsucht fordert und zugreift, wo es die
innere Stimme befiehlt. Gott ist es, dem er, während er innerlich frei sich aus
sllbstcigener Kraft zur Persönlichkeit stählt, sein äußeres Schicksal überläßt; aber
nicht der starke, allmächtige Gott ist es, dem der gläubige Christ getrosten Herzens
auch seine Seele überantwortet, sondern ein verborgener Gottgeist, der un-
erkennbar und mäuschenstill sich hinter den Dingen verhält. Von ihm erwartet
er die Lösung aller Konflikte, die Erlösung seines schweren, trotzigen, unbeweg-
lichen Ichs, erwartet in ahnungsvoller Sehnsucht des Romatikers mit jedem
neuen Morgen eine wunderbare Wendung seines Schicksals zum besten und er-
wartet dies umso vertrauensvoller, je verworrener und mißlicher sich sein äußeres
Dasein gestaltet. Aber derselbe Mensch, der in solch schwärmerischem Vertrauen
auf Gott sein Leben von einer überirdischen Macht abhängig macht, ist zugleich
beseelt von einem Gefühl der Selbstverantwortung, das ihn mit Geduld und
zähester Ausdauer Mißgeschick und Unglück tragen heißt, besitzt die seltene Fähig-
keit, sich in der Schule des Leidens so zu verhalten, daß ihm darin alles zum
besten dient. Nach dieser Seite hin bedarf er keines Trostes, der aus dem
Glauben an Gott fließt. Ein einziges Mal — in einer schwachen Stunde —
falten sich halb unbewußt seine Hände zum Gebete, aber kaum ist die ungewohnte
Anwandlung vorüber, so erklärt er sich das „Flötenwunder" so, daß seine innere
Unabhängigkeit unangetastet bleibt. Der lebendige Gott, der sein Streben leitet,
ist sein Künstlertalent, seine Religion ist Treue gegen sich selbst. Diese
Treue befiehlt ihm zielbewußt das Idealbild zu verwirklichen, welches sich als
herrlicher Abglanz seines eigenen Wesens ihm vor die Augen stellt. Vor diesem
Bilde fühlt er, von unbestechlicher Wahrhaftigkeit durchdrungen, sich nur zu
gering, doch gewinnt er vor ihm auch immer wieder die Kraft und den Mut,
auf der einmal beschrittenen Bahn des Künstlers auszuhalten. In der Gewiß-
heit, zum Künstler berufen zu sein, verläßt er Mutter und Heimat, um sich im
fremden Lande mühselig genug durchzuschlagen. Altersgenossen sieht er als
ehrenwerte Handwerksmeister oder Beamte ihr Brot verdienen, er erlebt es, daß
talentvollere Freunde als er die Kunst wegwerfen, weil sie nicht ganz von ihr
erfüllt sind. Nur er, der sich selbst immer noch für einen Pfuscher hält, glaubt
noch an seine künstlerische Berufung, glaubt auch noch daran, als er um des
lieben Brotes willen Fahnenstangen anstreicht, wiewohl sich jetzt schon im Nieder-

schreiben seines Werdeganges unbewußt der Zweifel an der inneren Notwendigkeit seines Malertalentes regt. Noch liegt die helle Erkenntnis dessen, wozu er seinem besten Wesen nach geschaffen ist, in der Zukunft, aber schon lebt er in einem Dämmerzustand zwischen Traum und wachem Bewußtsein. Arm und hoffnungslos sucht er den Weg zurück in die alte Heimat, darüber nachgrübelnd, wie es hat kommen müssen, daß er trotz ehrlichen Bemühens nichts erreicht hat. Und er kommt zu der bitteren Einsicht, daß er kein Künstler geworden ist, nie einer war und nur durch besondere Zufallsumstände auf die Laufbahn des bildenden Künstlers getrieben worden ist. Wohin er sich nun zu wenden hat, um seine ursprüngliche, in ihm eingeborene Bestimmung jetzt noch als werdender Mann zu finden und zu erfüllen, das soll ihm erst im Grafenschlosse deutlich werden.

Hier in einem Kreise edler Menschen kommt über ihn die große Erleuchtung, in der er das Rätsel seiner Verirrung löst, die Erleuchtung nämlich, daß nichts mehr daran Schuld trägt, als der schwächliche Deismus, dem er sich ohne die Wahrhaftigkeit des geprüften und darum gestählten Glaubens hingegeben hatte. Was Wunder, wenn Heinrich sich jetzt begierig dem Studium des Denkers zuwendet, der, heiliger Inbrunst voll, einen anderen und neuen Glauben verkündete: Es ist kein Gott, dir den Weg zu überirdischer Seligkeit zu bereiten. In deiner eigenen Brust liegt das ganze Glück, dessen der Mensch fähig ist. Und dieses fällt dir nicht zu wie eine Frucht, die ohne dein Zutun reif geworden; du kannst es nur verdienen, das heißt dem Schicksale mit Einsetzung deiner ganzen Persönlichkeit in stetem Wachsein, in peinlicher Prüfung deines Selbstes abringen. Von Gott verlassen hast du im Leben nichts als dich selbst und nach dem Tode nicht einmal dich selbst. Darum sollst du, willst du das Glück der Erde genießen, dir selbst „Gott" sein, in dem bescheidenen Bewußtsein freilich, daß du kein Übermensch-Gottes bist und nie werden kannst. Dein heißes Bemühen um dein bestes Wesen, der Wille, der es unermüdlich und nie zufrieden zu immer höherer Vervollkommnung treibt, in diesem Selbstgenusse allein liegt Selbsterlösung. — Dies sind die Grundsätze der Feuerbachschen Lehre, zu der sich Heinrich unter den Augen Dortchen freudig bekennt, umso leichter von der in ihr liegenden Kraft überwältigt, als er, auf seinen bisherigen Lebensgang zurückblickend, erkennen muß, daß diese Lebensanschauung von Kind an in ihm vorgebildet war, daß das unbegründete Gottvertrauen, dem er sich blindlings hingegeben, ihn lediglich verführt hat, die Welt in seine Phantasie hereinzuziehen, um sie spielerisch umzugestalten. Mit der Entsagung auf den Wundergott seiner Jugend, auf den Traum der Unsterblichkeit wird der Kampf, den jede reiche werdende Seele auszufechten hat, der Kampf mit den harten Realitäten des äußeren Daseins auf jenes Gebiet verlegt, auf dem allein eine Versöhnung des Innenlebens mit dem Außensein möglich ist — in die Willenstätigkeit. Heinrich, der träumerische Spiritualist von ehemals, hatte dem lieben Gotte nur allzuviel überlassen; jetzt da-

gegen nimmt er festen Entschlusses sein Schicksal in die eigene Hand; von jetzt an will er die Welt nicht mehr in Gedanken, sondern mit Taten bewegen. Denn er hat kein Recht, an der Welt, wie sie einmal ist, herumzupfuschen. Wäre er ein Künstler mit der Macht, sie im Geiste neu zu gestalten, so läge gerade hierin seine höchste Aufgabe. Aber weil er klar erkannt hat, daß er es nicht ist, glaubt er nach dem Verzicht auf seine Künstlerträume sich guten Gewissens zu politisch-praktischer Lebensarbeit im Dienste des Staates berufen. Hier gedenkt er noch einen ganzen Mann stellen zu können, denn wenn er auch in die Irre gehend das vorgesetzte Ziel verfehlt hat, eins hat er am Ende doch nicht verloren: Sich selbst. Alle Aufgaben, die seiner im Staatsdienste harren, setzen männliche Selbst-sicherheit voraus, im gleichen Maße aber auch das Vermögen, in dem Willen seiner Mitbürger aufzugehen. Alle Gefahren, sich selber zu verlieren, hatte der Jüngling glücklich überstanden, weil er im Verfolgen seines hohen Zieles nie etwas anderes vor Augen hatte als eben sein „Wesen" und dies auch im Bilde seines Gottes. An die Stelle des geopferten Gottes ist nun die lebendige Mensch-heit, die Realität des Volksstaates getreten. Während er einst über all seinem Tun und Denken noch die nachhelfende Wundertätigkeit eines Gottwesens zu ver-spüren meinte, fühlt er sich jetzt in strenger Verantwortlichkeit einzig an die Menschheit gebunden. Hier in der Aussöhnung seines Eigenbetriebes mit den Rechten des „Anderen" eröffnet sich ihm ein neues Lebensproblem, dessen dauernde Lösung ihm das langgesuchte „Glück" verheißt.

So wandert er der Heimat zu, voll reicher Aussichten für eine feste Lebene-tätigkeit und begegnet vor dem Tore der Vaterstadt dem Trauerzuge, der seine vor Jahren verlassene Mutter zu Grabe trägt. Nun tritt ihm an der Schwelle des neuen Lebens nicht, wie erwartet, das Glück entgegen, sondern der Tod. Die Pforten des Lebens fallen zu. Er sieht sich ausgeschlossen und bricht, vom Schmerz und Schuldgefühl überwältigt, zusammen. Wäre er als fertiger Künstler zurückgekehrt, der draußen in der Fremde sein Lebensglück mit fester Hand gestaltet hat, so hätte er wohl auch diesem Stoß des Schicksals, wie allen anderen, stand-gehalten, wenigstens hätte er in dem, was er losgelöst von der Heimat und fern von der Mutter geworden war, eine Rechtfertigung gefunden, wie ihn ebenso seine Mitbürger ohne Schuld gefunden hätten. Um eine Verletzung des Gesetzes handelt es sich auch nicht, sondern um die tragische Schuld, die das ver-feinerte Gewissen unserer Zeit empfindet, wenn der edle Mensch, der strebend sich bemüht, im Verfolgen eines würdigen Zieles die andere Menschheit verletzt — und verletzen m u ß. Wir wissen, dieser Mensch trägt ein tragisches Schicksal, an dem wir alle, wissend oder nichtwissend, teilhaben. Darum ist uns Heinrich ein tragischer Typus wie Hamlet. Wenn einmal das Leben unter sich den Ab-grund einer notwendigen Tragik hat, so ist der plötzliche Absturz eines an sich „unschuldigen" Menschen, vor dem sich mit einem Male die Tiefe auftut, nicht minder notwendig, auch wenn der Abschluß dieses Lebens äußerlich ein will-

kiirlicher Zufall ist — wie im „Hamlet" oder „Grünen Heinrich". Wer nicht be-
greifen kann, daß ein charaktervoller und durch und durch ehrlicher Mensch unter-
gehen kann, der hat einmal den tragischen Gedanken des Romans nicht begriffen
und begreift ferner nicht, wie sehr wir eines reinen Opfers bedürfen, damit
wir selbst freier und leichter am Leben tragen.
Keller hat leider dem Drängen wohlmeinender Freunde nachgegeben und in
der Neubearbeitung des Romans die völlige Entsagung des Helden, die allein
in seiner leiblichen Vernichtung lag, in eine geistige Resignation abgemildert.
Die tragische Idee ist damit zwar nicht unterdrückt, wohl aber in ihrer erschüttern-
den Wirkung abgeschwächt worden. So ist die mißliche Tatsache in die Welt
gekommen, daß wir ein klassisches Werk in zwei Gestalten besitzen, und daß von
diesen das Iugendwerk den tragischen Gedanken, der ihm unleugbar zugrunde
liegt, tiefer ausprägt, als die im übrigen vollkommenere Altersfassung.

Friedrich Stein:

Blick über die Iungschweizer Literatur.

Soll man sich streng an das Programm „Iungschweizer Literatur"
halten, so darf die Retrospektive höchstens bis auf I. C. Heer und Ernst Zabu
zurückführen. Und auch dann gebietet der beschränkte Raum, bei der allzugroßen
Fülle der modernen Gesichte, daß die Betrachtung der angenehmeren Aufgabe einer
ästhetisch-kritischen Würdigung sich entschlage und lediglich auf das literar-
historische Registrieren des Zeitbestandes sich beschränke. Es
müßte denn sein, daß aus der Vergangenheit neuerweckte Erscheinungen in unsere
Tagesinteressen hinübergreifen. Etwa, wie die geplante Neuausgabe der gesamten
Werke desIeremiasGotthelf (Albert Bitzius), die z. Z. unsere Literatur-
kreise lebhaft beschäftigt und bald auch das große Publikum eingehend interessieren
dürfte[1]). In 24 Bänden soll das großartige Werk erscheinen. Schon liegen auch
zwei der prächtig uniformierten Bände vor. Der 7. Band der Ausgabe, mit
einem der geistvollsten und stofflich interessantesten Romane Gotthelfs: „Geld
und Geist", sowie der 17. Band mit sechs kleineren Erzählungen; darunter
„Die schwarze Spinne" und „Elsi die seltsame Magd". Für
uns Heutige, die auch in der Literatur Blitzlicht-Geist suchen, in jedem Sinne
eine Überraschung, diese behaglich und bedachtsam quellende Fülle warmen
Lebens, frischer Empfindung, kernkräftig freier Gestaltung. Und wir lernen

l) Verlag von Georg Müller-München.

Gottfried Kellers Urteil verstehen: „Ieremias Gotthelf sei, ohne Ausnahme, das
größte epische Talent, das seit langer Zeit, und vielleicht für lange lebt". In
einer Epoche, wo die hastende Speichendrehung das Rad der Geschichte heut schon
zerreiben läßt, was gestern erst auf der Bildfläche erschienen ist, wird die Er-
weckung des halb schon vergessenen Ieremias Gotthelf eine verdienstliche Tat.
Von ähnlichem Gesichtswinkel aus darf einer andern Neubelebung freudig
gedacht werden: Jakob Burckhar t's^), des Unvergessenen „Briefe an einen
Architekten". (Gemeint ist sein Schüler und Freund Mar Alioth-Basel.)
Der große Schweizer Ästhetiker läßt uns in diesen Reisebriefen die ganze Fülle
seiner starken Eindrücke mit erleben, die auf seine Zeitgenossen so hinreißend ge-
wirkt. Von Conrad Ferdinand Meyer, der feinste Künstler unter den
größten Schweizer Dichtern, wissen wir, daß er seine Renaissance-Novellen von
Burckharts italischen Studien hat befruchten lassen. Und Gottfried Keller
hat in seinen zartesten Dichtungen den Atem Burckharts nicht verleugnet. Jakob
Frey aber, der stille, feine, tiefe Seelenmaler, in dessen Novellen oft — vor allem
in seiner „Waise von Holligen" — ein so herzbanger Puls schlägt, ist selbst von
Burckhartschem Holze geschnitzt. Ebenso wie I. V. Widmann^), der einen
so hohen Rang in der Iungschweizer Literatur einnimmt. Nur an einige seiner
philosophisch vertieften Arbeiten, von eindringendem Geist und ausströmendem
Empfinden getragen, kann hier erinnert werden: Das Epos „Buddha", dessen
Eindruck und Einfluß auf seine Zeitgenossen groß und weitreichend gewesen; seine
prachtvollen italischen Reisewerke; seine Dialog-Dichtungen, wie „Ein greiser
Paris", „Die Muse des Aretin" u. anderen neben etwa zehn Dramen unzähligen,
Arbeiten, zur Tagesliteratur gehörig. Denn I. V. Widmann war der größte
und fruchtbarste Publizist der Schweiz.
Unmittelbar ihm zuzuordnen wäre der genialer geartete, aber weniger tief
angelegte Carl Spitteler'), dessen Schönheitsbekenntnisse niedergelegt sind
in seinem glänzendsten Epos „Olympischer Frühling" (4. Band), peiter in „Pro-
metheus und Epimetheus" (dem „Buddha" Wivmanns vielfach sinnverwandt);
in dem Roman „Imago", und in seiner feinempfundenen, formvollendeten Lyrik.
Von dieser Seitenrichtung unberührt, entwickelt sich deutlich erfaßbar, der Heimat-
stil der Iungschweizer.
Die Literatur jedes Landes, und vornehmlich ihre Heimatkunst, ist, selbst
in ihrem Kostüm (sozusagen) abhängig von ihrem Natur-Milieu. Die starre Größe
der Schweizer Bergriesen-Welt, die das Menschengemüt beengt — aber a»ch
zur Größe der Gedanken höhwärts leitet; die Macht und die Gewohnheit des
großen, eisigen Schweigens ringsher, das als unüberwindlicher Eindruck den

2) Über Widmann ist bei Eugen Rentsch-München eine sehr insirukti»« Broschüre von
Jonas Frlinkel erschienen.
2) Verlag von Eugen Dieoenchi, Jena.

Dichter umgibt und sich wohl als Herbheit, Verschlossenheit seiner Gestalten umsetzt — aber auch ihn zur Selbstzucht einer gedrängten, spärlich fließenden Aussprache der eigenen Innenwelt führt; die lastende Einsamkeit auf der Berghöhe, die den Menschen zum Egoisten macht — aber auch geschickt zu jeder Selbsthilfe, zum Sinnen und Insichschauen; der unablässig harte Kampf mit drohender Natur-Katastrophe, die den Menschen zu aufhorchend besorgter Vorsicht zwingt — aber auch ihm etwas Schicksalüberlegenes gibt, in der Bereitschaft, dem Unheil zu begegnen — das alles kommt in der guten Dichtung der Schweizer, bewußt oder ungewollt, zum Ausdruck. Auch der starke grimme Zorn der erwachenden Gletscher, der wühlende, nagende, zerschmetternde Haß der Lawinenstürze, der tückische Gewitterüberfall; aber auch das lachende Rauschen des Waldbaches, die gestillte Unmut der blumenbunten Wiesenhänge, das keusche Firneleuchten, das frohe Waldstimmen-Konzert, der lebenweckende Föhn — das alles gibt sein Machtgepräge der schweizer Dichtung, soweit sie Heimatdichtung ist. Und weiter die Neigung der einfachen Menschen, mit neckender Ironie sich zu wehren, mit stechendem Hohn den Anderen anzugreifen, und mit jenem Humor zu wörteln, dessen Unterton zuwartende Geringschätzung ist. Dazu kommt wohl auch die Rauheit der uneinheitlichen Umwelt-Sprache, beschwerlich zu wandeln in hochdeutsche Schriftsprache, die den Landschafts-Dichter doch erst weiten Weltkreisen verständlich und zugänglich macht.

Nirgends deutlicher, als bei Er n st Za h n^) finden sich diese Natureinflüsse wirksam und machtvoll genug, um in edlere Gebilde der Dichtkunst umgesetzt zu werden. Ihm ist die Heimat mit ihrer herben Größe der Atem, der seine Geschöpfe lebend macht.

I. C. H e e r°) ist zu sehr Feiertagsdichter, um, wie Zahn, bis zur Selbstaufgabe, dem heimatlichen Boden dichterisch zu verwachsen. Auch nach der Wahl seiner Stoffe: „Der König der Bernina", „An heiligen Wassern", „Der Wetterwart" u. v. A. greifen tiefer in das Gebiet der Legende und Überlieferung, als in das schlichte Alltagsleben des Bergvolkes. Auch Beider Zeitgenosse, der ichfrohe Meinrad Lienert, Humorist, Satiriker, glänzender Erzähler, Verskünstler kommt für diese heimatgebundene Poetenart nicht in Frage. Der dichterische Niederschlag seines Wesens, der sich mehr in seinen Liedern zeigt als in seinen Novellen „Geschichten aus den Schwyzerbergen", „Geschichten aus der Sennhütte", „Der Strahler" u. a. m. ist mehr Temperament- als Nationalitätsache: Ernst Zahn aber ist ein Stück dieser Schweiz! Ein Stück ihrer Natur, ihres Lebens, ihrer Wesenheit! Und auch Ernst Zahn als Künstler hat einen langen Entwickelungsweg in sich zurückgelegt, ehe er seinen heutigen, künstlerischen Standpunkt erreichte. In seinen kleinen Erzählungen „Die das Leben zerbricht".

4) Deutsch« Verlagsanstalt, Stuttgart.

5) I. G. Cotta-Verlag, Stuttgart.

sehen wir ihn auf der Höhe dieses Könnens. Zahn geht hier mit unaufdringlicher,
unfehlbarer Seelenkunde dem Innenerleben seiner Menschen, ihrem schicksalver-
fallenen Auf und Nieder suchend nach, bis in die verborgensten Geheimgänge ihres
Wollens und Vollbringens. Überall, wo er in knappen Umrissen Menschen-
schicksale zeichnet, begegnen wir einer psychologischen Kleinkunst, ausgeprägt in
dem bis zur Herbheit gedrängten, ausdruckfertigen Stil, dem er nicht ein ent-
behrliches Komma gönnt. So schon in den „Helden des Alltags" — Menschen,
wie aus Marmor gemeißelt; so in „Schattenhalb", drei Lebensausschnitte: „der
Schatten", „Lentin" und „Das Muttergöttesli" — zuweilen von einem feinen
Schimmer von verhaltenem Humor überflogen. Spüren wir der Produktion
Zahns weiter zurück nach, so sind es u. a. die beiden Romane „Die Clari-Marie"
und „Erni Beheim", die den Dichter in seiner echtesten schweizerischen Art zeigen.
Bei dem Iung-Schweizer begegnen wir nicht selten der Neigung, einem
kosmischen Zuge zu folgen, der ihn aus der gletscherstarren Heimenge entließe,
der Weltweite hingäbe und sein Schaffen an flerible Stoffkreise zu binden ver-
möchte. Indessen, wo das einmal geschieht, selbst bei den Begabten, stellt unver-
sehens die Konvention mit ihrer erkältenden Höflichkeit sich ein: Da wäre Felir
Möschlin, einer der aussichtreichsten jüngeren Dichter, der Autor der
„Königschmieds", dieser ergreifendsten, kernhaft markigen Schweizer Familien-
Dichtung— darauf sein Berliner Roman „Herman Hitz", der mit „konventionell"
eigentlich noch recht euphemistisch bezeichnet ist. Da ist weiter der sympathische,
junge Dichter Hermann Kurz°), dem die unerschrockene Naturverwaltung
in seiner Banerngeschichte „Die Schartenmättler" über seine Heimat hinaus
verdiente Beachtung gesichert. Seine zweite Dichtung aber, „Stoffel His", ein
Ichroman von unklarem Profil, reicht seiner ersten Dichtung nicht das Wasser.
Auch Pa u l I lg, der in seiner Lyrik so feine, eigenpersönliche Heimattöne findet,
schwenkt in dem Liebesroman „Lebensdrang" bedenklich ab, wird aber in seinem
überlegt aufgebauten „Landstörzer" und vornehmlich in seiner letzten, außer-
ordentlich gut gearbeiteten Dichtung „Die Brüder Moor" doch wieder mit
schönem Gelingen landgetreu.
Zu den gekanntesten Schweizer Namen ist C. A. B ern o u l l i') zu rechnen,
obschon oder vielleicht weil sein Schaffen bedächtig zurückhält, soweit er nicht ins
rein Erzählerische übergreift, wie bei den „Ausgrabungen von Wichtern". Sein
pastoraler „Lukas Heland", seine beste Arbeit „Der Sonderbündler", und das
ziemlich seichte „Zum Gesundgarten", zeigen ihn mehr selbstgefällig im Spinti-
sieren, als von wissenschaftlicher Tiefe im Denken. Anders Jakob Boß-
hardt, ein Bauern-Psycholog von Eigenart und Eigenwert, dessen sichere, in
sich begründete, bekenntnishafte Mitteilung des scharf Beobachteten an Ieremias

6) Verlag «on G. K. Sarafin-Leipzig.

Gotthelf gemahnt, vornehmlich in den Kunstnovellen: „Durch Schmerzen empor".
Aber auch in den Schweizergeschichten: „Das Bergdorf".
Als ein sehr Bedeutsamer muß HeinrichFederer') hier genannt werden.
Mit ungewöhnlicher Frische, Lebenskraft und plastischer Formengestaltung prägt
er zunächst Wortbilder, aus denen seine Lebens- und Charakterbilder aufsteigen,
mit jener entschlossen quellenden Daseinsfülle, die schon in sich eine
Anwartschaft auf Zeitdauer tragen. Und nennt man die besten Schweizer
Namen der Gegenwart, so muß auch der seine genannt werden. Mit einem Band
reizender Novellen, „Lachweiler Geschichten", hat er erst vor wenig Jahren
sich eingeführt nnd ohne weiteres von seiner Berufenheit damit überzeugt. Ganz
kurz darauf ließ er einen großen Roman „Berge und Menschen" folgen, dessen
tiefgründige Psychologie, scharfe Lebensbeobachtung, sondernde Charakteristik,
launige Situationsbehandlung, beredsame Zeichnung der Natur- und Gesell-
schaftsbilder und formales Können, Kritik und Publikum verblüfften. Und schon
das Jahr darauf erschien ein zweiter Roman „Pilatus", eine echte Schweizer
Heimweh- und Sehnsuchtsdichtung, deren Held nicht loskommt von dem
schattenden Verlangen nach dem Pilatus, dem stärksten Eindruck seiner Lebens-
tage. Die aufgerollten, in wechselndem Bildwert vorübergleitenden Seelen-,
Landschafts- und Geschehnis-Stimmungen sind jetzt schon von stark ausgereifter
Überlegenheit. Eine kleine wilde Erzählung aus den Abrnzzen „Sisto e Sesto"
fällt allerdings daneben ein wenig ab, bleibt aber immer noch bemerkenswert
erzählt.
Einmal bei den Jüngsten muß Alfred Hug g en b er g"), der neu-
entdeckte Bauernpoet, mit Ehren genannt werden. Nach einem Band Gedichte
„Die Stille der Felder", in denen sich Eingebungen von glücklichem Gefühls-
leben, besonnen intimer Naturbeobachtung und Sinnbildlichkeit finden, läßt
Huggenberger einen Roman „Die Bauern vom Steig" folgen^). Ohne besondere
Rücksicht auf etwa vorhandene Regeln der Technik schildert er das Leben, die
Menschen und ihre Anschauungen, ihr Gutes und Böses, ihr Hassen und Leiden,
das Leben der Dorfgemeinsamkeit, innerhalb deren sein eigenes Waisengeschick
sich entwickelt. Die nachtwandlerische Sicherheit, mit der Alfred Huggenberger
sich literarisch bewegt, der Hauch schaffenden Glückes, der über seinen herzwarmen,
klugen Äußerungen liegt, sind schlichthin verblüffend.
Noch einer der Neuen ist Hermann Kesser mit zwei Novellen „Lukas
Langkofler" und „Das Vermächtnis der Elise Geitler", beides Talentproben, die
durch spätere Arbeiten bestätigt werden müssen. Hier sei gleich noch Joseph
Reinhardt') erwähnt, ein, selbst unter den so begabten Schweizern, auf-
fallendes Talent. Nach mehreren Bänden Dialekt-Dichtung, die von Kennern
7) Verlag von G. Grote-Berlin und Eugen Salz« r-Heil brenn.
2) Verlag von L. Staackmann-Leipzig.

sehr gerühmt werden, veröffentlicht er einen Band hochdeutscher Skizzen und
Novellen „Heimwehland", die man dem Besten der Gegenwart an die Seite
stellen darf — in so hohem Grad ist ihm die Gnade des gestaltenden Wortes ver-
liehen. Von einem nicht mehr ganz Jungen, Verdienstvollen soll hier mit Nach-
druck die Rede sein: Vikto r Fr e y°) mit seinem Roman „DasSchweizer-
dorf". Das große Verdienst seiner Arbeit liegt nicht in der dichterischen
Fabel, dem gut geschriebenen Vortrag, dem sicher gefügten Aufbau, dem klugen
Gedanklichen — das Verdienst liegt in derTendcnz des Buches, in der
Schilderung: wie der Schweizer Volksgeist sich allmählich von dem Zwange der
Kirchenverdummung losreißt, sich geistig befreiend, wie vormaleinst die politische
Befreiung der Schweiz sich vollzogen. Alle literarischen Vorzüge des Buches in
Ehren, ist seine Bedeutung als Kampf- und Kulturdichtung, als politisches
Dokument, als eine sozial-ethische Erscheinung überwiegend.
Unter den früheren Jahrgängen ragen einige Namen von besonderem Klange
auf: z. B. Ad o lf Fr e y (der Sohn Jakob Freys), dem die Schweizer Literatur
ihre besten Biographien, die von „Conrad Ferdinand Meyer", die der
beiden Maler „Böcklin" und „Rudolf Koller" und seine „Erinnerungen an Gott-
fried Keller" neben einer Fülle entzückender lyrischer Dichtungen und preiswerter
Romane und Novellen verdankt. Dann Ermatinger, HoldiHerdener,
Emil Hügli, Franz Odermatt, Ad. Vögtlin, G. Speck, der
originelle Fritz Marti mit seinem psychologisierenden Roman „Die Schule
der Leidenschaft", die ein weibfremder Student in rasender Herzensirrung durch-
läuft, um in einer späteren, reinen Liebe sein Herz zu entdecken. Hermann
Stegemann hat in diesen Tagen hier einen beachtenswerten
Roman veröffentlicht „Ewig still". In wechselndem Flusse des Vortrages und
der Stimmung, in flottem Vortrag und Gedankenfluge macht er dieses „Ewig still",
d. h. das Ruhen aller Motive unseres Handelns in der Vergangenheit, zum
Boden der Fabel! Stegemann ist, so wie der Alpen-Enthusiast Ieger-
lehn er, bei uns lange schon bekannt; gleicherweise der früh verstummte
Ro b ert Walser, der so seltsam verträumt, überfein fühlend, das Leben zum
Goldschaum schlagend, für die Weihnachtnüsse des Glückes und der Icherhöhung.
Seine „Geschwister Tanner", in denen zuweilen soviel Seele und befreites
Wollen aufleuchtete, neben häufigen Banalitäten und Alltagslässigkeiten; sein
„Gehilfe", sein „Iakob von Gunten", wie mir scheinen will, doch schon wie fort-
schreitende Kultur — aber, was ist aus alledem geworden? Ähnlich scheint es mit
Albert Steffen") zu gehen, der vor langem ein so seltsam modern-
unmodernes, versonnenes Buch geschrieben: „Ott, Alois und Werelsche". Und jetzt
eint seine Dichtung „Die Bestimmung der Roheit", eine ergrübelt-konstruierte Be-
N) Verlag von Bruno Cassiier-Berlin.
i°) Verlag von S. Fischer-Berlin.

leuchtung der mancherlei Arten von Roheit, die den Menschen gegeben, heut als Hammer, morgen als Amboß.
Noch zahllose Autoren wären zu nennen, wenn der beschränkte Raum es erlaubte. Aber IakobSchaffne r") möchte ich nicht umgehen — der Besten einer, ein Künstler, der sein Edelstes vielleicht schon gegeben, wie in seinen Romanen „Irrfahrten", „Conrad Pilater", „Der Bote Gottes" und seiner Novellensammlung „Die Laterne". Arbeiten, in denen sich ein rastloses, aufreibendes Streben äußert, den Stil zur verbundenen Inhaltgestaltung zu machen. In seinem neuen Buche „Die goldene Fratz e", eine Anzahl Novellen und Skizzen, ist er in der Wahl der Stoffe bis dicht an die Grenze der Sezessions-Bizarrerie geraten. Noch nie hat Schaffner in seinen Dichtungen so sichtbarlich, so fühlbar mit dem Worte gerungen, wie hier. Es ist, als könne er sich nicht mehr genug tun an Prägedeutlichkeit oder an Bildkraft, an Begriffswert oder an Sinnklarheit. Oft erreicht er auch mit einem oder dem Andern die Grenzen des Erstrebten. Oft aber auch gerät er mit seinem forcierten Beginnen zu gegenteiligem Effekt. Und das Resultat ist Verzerrung, mit weit hergeholtem Gedankenanschein. In dem Urteil der Unbefangenen ist er damit sicher nicht avanciert. Und wenn auch — hinsichtlich seiner künstlerischen Selbsterziehung — auf Schaffner vielleicht Taillerands „II n'e«t p»» uu p«,rv«nu, il e»t arrivs" im guten Sinne paßt, so fragt sich doch, wo er weiterhin wohl noch „anzukommen" gedenkt ....
Eines fällt bei den Iungschweizern auf: eine feine, wohltuend keusche, fast schämige Behandlung der Beziehungen der Geschlechter! Man darf das ruhig aussprechen: keine andere europäische Literatur kommt der alemannischen in diesem adeligen Fühlen gleich oder auch nur nahe.
Und noch ein Anderes: Unter den vielen begabten, tüchtigen, geistig beweglichen Frauen der Schweiz sind nur ganz wenige schreibende, diese wenigen aber durchweg von Rang und Bedeutung. In einem köstlichen Buche „Unterm Firnelicht" haben 16 der ersten jungschweizer Autoren mit je einer Meisternovelle sich zusammengetan. Darunter eine einzige weibliche Feder: Isabella Kaiser, natürlich mit einem der schönsten Stücke „Ein Erwachen". Ja ganz recht, auch das Vorwort ist von einer Frau: Anna Fierz, sachlich eingehend, ohne Pathos, aber warm geschrieben. Hut ab vor diesen Frauen, von denen ich noch einige wenige nennen möchte: da ist LisaWenger, Gertrud von Menckstern,DoraRudolf,GreteAuer,die mit ihrem äußerst glücklichen Griff „Memoiren des Chevalier von Roquesant" so rasch und rühmlich bekannt geworden. Dann Meta v. Salis, Hedwig Vaser.
Bemerkenswert an vielen schweizer Dichterinnen ist ihre Art, eine wundersam verhüllte, vom Kopf achtsam ausgeführte Kontrolle über die raschen Regungen des Herzens zu üben. Und solches kann unter Umständen entzückend wirken!

Helmut Hütter:

Das nationale Gleichgewicht an der Adria.

Der Zusammenbruch des morsch gewordenen Osmanischen Reiches, welches dem Ansturme des im Balkanbnnde verkörperten Iungslaventums im Süden nicht mehr standhalten konnte, hatte, wie unter allen leitenden Staatsmännern Herr v. Bethmann-Hollweg am klarsten zum Ausdruck gebracht hat, eine bedeutende Verschiebung in der europäischen Kräfteverteilung zur Folge. Die wechselreiche Balkankrise ist zwar in ein, in bezug auf ihre Rückwirkung auf die Großmächte friedlicheres Stadium getreten, doch wäre es trotz aller Hoffnungen, daß die größten Schwierigkeiten bereits überwunden sind, verfrüht, vor Bereinigung der albanischen und der Inselfrage, besonders aber vor endgültiger Lösung der Streitfragen unter den Balkanverbündeten, sich einer allzu weitgehenden Sorglosigkeit hinzugeben. Die Lösung eines umfangreichen Fragenkompleres steht noch offen und die verschiedenen Möglichkeiten und mannigfaltigen Aussichten auf eine baldige Erledigung des Balkanproblems wäre nicht nur gewagt, sondern ist auch nicht der Zweck dieser Zeilen.

Die Machtverschiebungen infolge des Verdrängens der Türkei aus Europa sind im Augenblicke unzweifelhaft zugunsten der Tripelentente ausgefallen, wenigstens insolange sich noch die Politik des Balkanbundes geltend macht. Die Machtverschiebungen zu ungunsten des Dreibundes waren besonders in der albanischen Frage so tief einschneidend, daß die beiden meistinteressierten Mächte des Dreibundes, die österreichisch-ungarische Monarchie und das Königreich Italien mehr als einmal mit den äußersten Mitteln zu drohen gezwungen waren. Das Vorhandensein einer Gefährdung der Interessen der Adriamächte stand außer Zweifel. Nicht etwa Machtgelüsten sind die durch ein halbes Jahr hindurch währenden Erhöhungen auf den Kriegsstand im Süden der Monarchie zuzuschreiben, ebensowenig die immer wieder verschobene Abrüstung der italienischen Flotte und die Truppenanhäufungen in Tarent und Brindisi. Nach schwierigen Verhandlungen haben die Mächte der Gründung eines autonomen Albaniens zugestimmt und auch hier ist die endgültige Lösung noch immer in weiter Ferne und gefahrdrohenden Schwankungen ausgesetzt.

Das Geschick Albaniens, das seit Jahrzehnten für die verbündeten Adriamächte ein wundes Gebiet bildete, führte während der Balkankrise eine plötzliche Einigung derselben herbei, und trotz aller gegenteiligen Ansichten, daß das Zusammengehen Österreich-Ungarns und Italiens im albanischen Programm die Möglichkeit verschärfter Gegensätze zwischen den beiden Mächten in sich berge, ist ein dauernder enger Zusammenschluß nicht nur nicht zu verwerfen, sondern sogar anzustreben. Es sei gleich hier vorweg erwähnt, daß besonders die Slawen

die gebesserten Beziehungen der Monarchie zu Italien mit scheelen Blicken ver-
folgen und daß heute nur sie es sind, die in dem neugegründeten Albanien einen
zukünftigen Zankapfel für die Adriamächte erblicken, vielleicht zu erblicken hoffen.
Eine große Gefahr besteht tatsächlich. Sie wurde vielleicht noch nicht ins Auge
gefaßt: sie beruht auf dem Unterschied der Penetration der beiden Mächte in
Albanien. Während Italien vor allem und einzig die wirtschaftliche Penetration
in Albanien anstrebt, ist für die Monarchie vor allem die Schutzpolitik für die
albanischen Katholiken maßgebend. Dieser Unterschied kann noch üble Folgen
zeitigen, wenn das italienische Kapital festen Fuß gefaßt haben wird und der
Monarchie nur die Freude der Klerikalen über die Erhaltung des Katholizismus
in Albanien übriggeblieben ist. Sei dem wie immer, das eine steht fest, daß die
Adriamächte durch die Gründung eines selbständigen Albaniens das Vordringen
der Slaven nach der Adria verhindern wollen. Die Frage des serbischen Adria-
hafens ist noch nicht gelöst, vielleicht hofft man im weiteren Verlaufe der Balkan-
wirren ihrer Lösung überhaupt aus dem Wege gehen zu können. Das
junge Albanien wird sich jedoch in jedem Falle, wenigstens für die erste Zeit eines
besonderen Schutzes des Dreibundes erfreuen. Mag jede Politik ihr Für und
Wider haben, in Österreich gibt man sich schon damit zufrieden, daß der Politik
überhaupt eine Richtlinie und ein Ziel gegeben wird, womit auch die weite Zu-
stimmung der Bevölkerung zu dem albanischen Unternehmen zu erklären ist.
Leider fehlt es auch diesmal nicht an inneren Widersprüchen. Eben dieselben
Kreise, denen der Schutz des Katholizismus in Albanien gar so sehr am Herzen
liegt, deren Gefühle schon zu Beginn des Balkankrieges in der Rede des christlich-
sozialen Abgeordneten Lang zum Ausdruck kamen, sind trotz aller Versicherungen
im Innersten ihres Herzens nichts weniger als Anhänger des Bündnisses mit
Italien. Und eine noch größere Gefahr droht der Entwickelung der Dinge von selten
der Südslaven, denen alle Träger der panslavistischen Idee treu sekundieren.
Durch den Valkanbrand ist die südslavische Frage aktuell geworden, auch wenn
Ministerpräsident Graf Stürgkh in seinem letzten Erposs mit keinem Worte
ihrer Erwähnung getan hat. Die südslavische Frage ist brennend geworden und
ihre Lösung ist für die Monarchie wichtiger, als die aller anderen Fragen, denn
von ihrer Gestaltung hängt das Verhältnis zu Italien, in weiterer Folge die
Lage des Deutschtums in der Monarchie und nicht zuletzt die Durchführung des
Programmes der Adriapolitik ab. Entweder man bricht mit den trialistischen
Tendenzen der südslavischen Politiker und bringt den Mut auf, ihnen offen ent-
gegenzutreten, oder man begräbt alle Hoffnungen, die die Bevölkerung in die
auswärtige Politik, insbesondere in die Aufrechterhaltung des nationalen Gleich-
gewichtes an der Adria gesetzt hat.
Die Adria soll in Zukunft hauptsächlich von drei Ländern eingeschlossen
werden, von der österreichisch-ungarischen Monarchie, von Italien und von
Albanien. Durch ein neutrales Albanien unter dem Schutze der beiden Groß-

mächte wahren sich dieselben ihren Weg in das Innere des Balkans. Im Hinblick auf die Weltlage und auf die reichen Segnungen des Weltfriedens, dessen felsentreuer Hort einzig und allein im Dreibund der Zentralmächte gelegen ist, kann niemand, der es mit dem Wohle der drei Mächte wohlmeint, ihre wechselseitigen Beziehungen untergraben. Ganz abgesehen von der feindlichen Haltung der Tschechischradikalen, besonders aber der Südslaven gegen das Deutsche Reich, die erst kürzlich wieder in der Verhinderung der Huldigung des Deutschen Kaisers anläßlich des Regierungsjubiläums im österreichischen Reichsrate zum Ausdrucke kam, muß mit Rücksicht auf das nationale Gleichgewicht an der Adria der Drang der Südslaven nach dem Meere erwähnt werden, der in jüngster Zeit intensiver denn je, die Italiener in Triest, Istrien und Dalmatien bedroht. Ohne auf den kulturellen Unterschied zwischen den beispielsweise nach Triest vordringenden Slowenen und den heimischen Italienern eingehen zu wollen, so ist die ungleich verschiedene Behandlung, die den Slaven und den Italienern in der Monarchie von seiten des Parlamentes und der Regierung zuteil wird, der ewige Anlaß zur Trübung des Verhältnisses zwischen den beiden Reichen. Die slavische Flut, die die nördliche und nordöstliche Adriaküste zu überschwemmen droht, ist wohl in erster Linie durch wirtschaftliche Beweggründe zu erklären; das arme slavische Hinterland bietet seiner Bevölkerung nicht jene Lebensbedingungen, deren sie bedarf, während eine emporblühende Handelsstadt wie Triest immer neue Arbeitskräfte braucht und tausend Möglichkeiten zur Schaffung erträgnisreicher Eristenzen bietet. Dieser slavische Drang nach dem Meere ist eine alte Erscheinung, doch machte er sich früher nicht so geltend wie jetzt, da der kulturelle Unterschied der beiden Nationen, ferner die Tendenz der Regierung durch die Stärkung des Deutschtums zwischen den nationalen Gegensätzen der Italiener und Slaven eine Brücke zu schlagen — auf diese Tendenz ist die hohe Entwickelung des deutschen Schulwesens im österreichischen Küstenlande zurückzuführen — und endlich die Vorherrschaft des konservativen Elementes in der Bevölkerung eine Assimilierung der Slowenen an die grundeigene Bevölkerung förderte. Durch die Entwickelung des Bildungniveaus der Südslaven, durch den im Laufe der Zeit immer stärker werdenden Einfluß der Südslaven auf die Regierungspolitik, durch die Erfolge der sozialdemokratischen Propaganda, welche mit Rücksicht auf den hohen slavischen Prozentsatz unter ihren Anhängern auf die italienische Arbeiterschaft entnationalisierend wirkte, während sie den nationalen Bedürfnissen der Slaven nicht schadete, endlich aber durch die Demokratisierung der Bevölkerung, deren nationales Bewußtsein zu neuem Leben erweckt wurde, wird die Assimilierung des slavischen Elementes an das italienische bedeutend erschwert. In ähnlicher Weise macht das Slaventum im Görzischen und in Istrien bedeutende Fortschritte, während die Italiener in Dalmatien bereits ganz vernichtet erscheinen. Die Landtage des Küstenlandes sind durch die nationalen Kämpfe seit Jahren arbeitsunfähig, so daß auch auf wirtschaftlichem

Gebiete die Folgen des slavischen Ansturmes in nicht zu verkennender Weise bemerkbar werden. Auch die allerjüngsten Kämpfe um die Autonomie des ungarischen Freihafens Fiume dürften dem Vordringen der Kroaten nach diesem wichtigen Platze an der Adria sehr zustatten kommen.

In den größeren Städten dieses italienischen Gebietes leben auch Deutsche in bedeutender Anzahl. Sie bilden einen schätzenswerten intellektuellen Faktor, gewinnen aber besondere Bedeutung nur in Triest, wo sie die Verbindung des deutschen Mutterlandes mit dem Meere herstellen. In dieser Beziehung — industriell und kommerziell — gibt es ein deutsches Vordringen nach der Adria, das aber den Städten wirtschaftlich nur Vorteile bringt und national in keiner Weise gefährlich wird. Der deutsche Kaufmann, ist er nun Österreicher oder Reichsdeutscher, Christ oder Jude, hauptsächlich ist er nur Kaufmann, den wohl die Bedeutung Triests auf dem Weltmarkte interessiert, den jedoch die engeren politischen Kämpfe unberührt lassen. Sein Verhältnis zum Italiener ist ein ausgezeichnetes, da er in dem, was ihm die italienische Kultur bietet, in freien Stunden Abwechslung und Erholung finden kann, während er naturgemäß mit dem slavischen Proletariat Anknüpfungspunkte weder sucht noch finden könnte. Es gibt noch eine größere Zahl von Deutschen im Küstenlande, die sich weniger in Triest, als in Görz und Pola zum Ausdruck bringt. Dies sind die Staatsbeamten. Schon vermöge ihres Berufes, aus fernen Städten in fremdsprachiges Gebiet versetzt, das sie behindert durch Bureaukratismus und eingeimpfte Voreingenommenheit auch bei längerem Aufenthalte nicht kennen lernen, betrachten sie die Italiener in jeder Tätigkeit, auch in der unschuldigsten, als Staatsfeinde, als Hochverräter, als Irredentisten. Das ist es denn auch dieser mehr im Geiste lebende, als den Tatsachen entsprechende Irredentismus, der einflußreichen Kreisen maßgebend ist und der zahlreiche Regierungen veranlaßt hat, statt der Stärkung des Italienertums an der Adria das Slaventum zu fördern. Nicht nur, daß man mit den Südslaven vom staatlichen Standpunkte aus üble Erfahrungen gemacht hat, die sogar zur Verhängung des Ausnahmezustandes in Bosnien und der Herzegowina, zu einer Anzahl von Hochverratsprozessen in Dalmatien und zu außerordentlichen militärischen Maßnahmen geführt haben, wird sich die Regierung doch bald entschließen müssen gegen oder vielleicht für den Trialismus Stellung zu nehmen. Trotz des dreißigjährigen Bündnisses mit Italien, trotz des Abflauens der irredentischen Propaganda im Königreiche, trotz der offenen Aspirationen der Slaven auf Triest und die Küste, welche in Italien eine dauernde Verstimmung hervorrufen und radikalen Elementen immer wieder Stoff zur Agitation bieten, können sich die Deutschen nicht dazu entschließen, ihre Furcht vor dem Gespenst eines Irredentismus, der gewesen ist, aufzugeben. Einflußreiche deutsche Politiker sehen noch immer nicht ein, daß die Deutschen ein großes Interesse haben an dem freien Zugang nach der Adria, daß aber dieser freie Zugang gesichert ist, wenn die Küste der italienischen Nation verbleibt. Die

Funktionen, die das kulturell so tief stehende Albaniervolk, von dem noch nicht bewiesen ist, daß es überhaupt fähig ist, einen Staat zu bilden, in der Abhaltung der Slaven von der Küste zu erfüllen hat, wird wohl auch die italienische Bevölkerung im Norden der Adria zu erfüllen imstande sein, besser sicherlich, als die Südslaven, die im österreichischen Reichsrate dem König von Montenegro eine Huldigung nach der andern darbrachten, während sie die Huldigung des deutschen Kaisers durch andere Parteien durch Zwischenrufe zu stören drohten und infolgedessen verhinderten. Die Adriakuste der Monarchie zu germanisieren, auch nur daran zu denken, ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht bloß eine Utopie, sondern ein Unding, dem jeder Ernst versagt werden muß. Die tatsächlichen deutschen Interessen an der Adria können nur bei guten Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Italien, vor allem aber nur unter dem Schutze eines aufrichtigen Bundesverhältnisses zwischen Deutschen und Italienern im Süden der Monarchie erfolgreich gewahrt werden. Die endgültige Slavisierung des österreichischen Küstenstriches widerspricht den deutschen Interessen und sie kann nur verhindert werden mit Hilfe der Deutschen. Die Slavisierung der istrianischen Küste widerspricht der äußeren Politik der Monarchie und der Bündnispolitik an der Adria, und jede Verzögerung, die Südslaven in ihre gehörigen Schranken zu weisen, vergrößert die Gefahr unvorherzusehender Katastrophen. Der Präsident der österreichischen Delegation, Abg. Dobernig, spricht von einer neutralen Zone an der Adria. Neutrale Staatengebilde gibt es wohl — Albanien soll ein solches werden — aber in nationalem Sinne neutrale Gebiete, internationale Gebiete, wo zwei oder drei interessierte Völker ihren entgegengesetzten Interessen nebeneinander friedlich nachgehen können, gibt es nicht. Auch die Neutralisierung des albanischen Küstenstriches geschieht unter Berufung auf das Nationalitätenprinzip, sowohl von selten der Monarchie als auch von seiten Italiens. Folglich muß zur Neutralisierung der nördlichen Adriaküste vor allem das Nationalitätenprinzip berücksichtigt werden. Inmitten des heiß entbrannten Kampfes zwischen Italienern und Slaven, in einer Zeit, in der die trialistischen Tendenzen ihre Netze immer enger ziehen und die slavischen Aspirationen im italienischen Triest konzentriert werden, kann das deutsche Volk an eine Eroberung dieser Gebiete kaum mehr denken, nachdem es bereits im eigenen Lande vom selben Feinde arg bedrängt ist. Die Neutralisierung der Adriaküste kann nur dadurch zur Wahrheit werden, daß Österreich-Ungarn, vor allem aber die Deutschen, der Kräftigung des italienischen Elementes nichts in den Weg stellen, dessen kulturelle Wünsche erfüllen und im Rahmen der Monarchie ebenso schützen gegen den slavischen Ansturm, wie sie Albanien zu schützen gedenken. Oder sollte Triest weniger wert sein als Durazzo oder Skutari?

Die österreichische Regierung wird an das südslavische Problem endlich herantreten müssen; möge sie in erster Linie die italienische Universitätsfrage lösen. Die

Errichtung der Fakultät in Triest ist schon längst zur Staatsfrage geworden und die Verzögerung ihrer Lösung hat bereits üble Folgen gezeitigt. Abgesehen von der Verstimmung im benachbarten Königreich hat der Kampf um die italienische Universität die Hochschulforderungen der Südslaven zur Reife gebracht, und wenn die Entwickelung der Dinge fortschreitet, besteht die Gefahr, daß die Slaven ihre Universität in Triest bekommen. Diese Forderung wird bereits mit allem Ernst vertreten. Die Erfüllung der Hochschulforderungen der Südslaven überhaupt, besonders aber in Triest, bildet einen neuen Stoß gegen die Stellung des Deutschtums in Österreich und käme einer verlorenen Schlacht gleich. Nachdem das Abgeordnetenhaus sich für Tr i est ausgesprochen hat, wird es nicht angehen, durch Vereitelung des Beschlusses im Herrenhause die wichtige Frage statt zu lösen, zwischen den beiden Häusern des Reichsrates hin- und herpendeln zu lassen. Die Regierung muß ebenso wie die Deutschen das Gespenst des Irredentismus überwinden.

Daß der Irredentismus nur mehr ein Gespenst ist, dafür gibt es eine Unmenge schlagender Beweise. Die blühende Entwicklung der Stadt Triest, die nur infolge ihrer Verbindung mit dem Hinterlande möglich ward, hat der Bevölkerung selbst längst die Augen geöffnet und sie irredentistischen Schlagworten unzugänglich gemacht, umsoweniger als das Bündnis zu Italien gedeiht und die italienische Regierung gar keine Lust zeigt, Triest besonderes Interesse entgegenzubringen. Irredentistenprozesse, die von Zeit zu Zeit mit großer Pose in die Welt gemeldet werden, nehmen seit Jahren einen kläglichen Verlauf. Abgesehen von dem siebzehnjährigen Sterle, den die Wiener Geschworenen kürzlich zu fünf Jahren Kerker verurteilten, endete die überwiegende Mehrheit dieser Prozesse mit einem vollen Freispruche der Angeklagten. Die Verhandlungen wurden meist vor deutschen Schwurgerichten geführt und der Freispruch ist eine Folge der Überzeugung der Volksrichter, daß es einen staatsgefährlichen Irredentismus überhaupt nicht gibt, und daß der akademische Irredentismus aller Nationen im Rahmen eines konstitutionellen Staates wenn schon keine Berechtigung, so doch seinen Platz finden kann. Der Irredentismus, der gegen die italienische Universität in Triest vorgeschützt wird, ist aber scheinbar nichts mehr als ein Vorwand. Der eigentliche Grund liegt wohl darin, daß die Regierung zwar mit der heutigen Majorität die Macht hätte, die Fakultät zu begründen, nicht aber die Lust hat, deren nationalen Charakter gegen Slaven zu verteidigen.

Ebenso scheint die Slavisierung der Ämter und Schulen weniger in der direkten Förderung seitens der Regierung als in dem Ermangeln eines erfolgreichen Widerstandes gegen die slavischen Wünsche ihre Begründung zu finden. Wie denn der ungekrönte König von Krain, Herr Schusterschi tz, seinen Einfluß auf das Kabinett Stürgkh gewahrt hat, so ist es ihm stets unbenommen geblieben, die Tätigkeit in seiner von ihm erfundenen kroatisch-slovenischen Nation im Sinne der trialistischen Aspirationen fortzu-

setzen. Die Wirkung eines eventuellen Erfolges dieser Tätigkeit muß für die Monarchie katastrophal wirken, umsomehr sie nur bei unerklärlicher Schwäche überhaupt erreicht werden kann. Die Verwirklichung des Trialismus, dem der rechte Flügel der Patrioten eine Stärkung der Dynastie zuschreibt, bedeutete unzweifelhaft die Vernichtung des nationalen Charakters des italienischen Streifens der österreichischen Adriaküste und in deren Folge die unaufhaltbare Verdrängung des Deutschtums aus einer wichtigen Position, da dessen Interessensphäre an der Adria nicht mehr gehalten werden könnte. Man wird sich bald entscheiden müssen zu wählen zwischen den Italienern oder den Südslaven, welchem der beiden Stämme die Nordostküste der Adria gehören soll. Man wird sich jedoch noch eher entscheiden müssen, ob im Sinne der äußeren Politik oder im Sinne der inneren Politik weitergearbeitet werden soll. Den Panslavismus mit Hilfe des Dreibundes von der albanischen Küste abzuhalten und gleichzeitig die eigene Küste den Pionieren des Panslavismus preiszugeben, wohlverstanden bei gleichzeitiger Gefährdung deutscher Interessen, heißt die Resultierende der Gesamtpolitik der nötigen Richtlinie und des Zieles berauben und erklärliche Gefahren heraufbeschwören.

Dr. B. Ischchanian:

Die armenische Bevölkerung in der Türkei.

(Ein Beitrag zu der kleinasiatischen Reformfrage.)

I.

Gegenwärtig sind die kleinasiatischen Sorgen und die Tendenzen der Neugestaltung der Machtverhältnisse und -Befugnisse Europas in der asiatischen Türkei sehr aktuell geworden. Mit dem Ende der türkischen Herrschaft in Europa ist das Schwergewicht der Interessen und diplomatischen Erwägungen der Großmächte in der asiatischen Türkei, speziell in Kleinasien, verlegt worden.

Es ist unverkennbar, daß unter allen Volkselementen in Kleinasien nur die Armenier es sind, deren politische Lage ein sich seiner Lösung harrendes Problem darstellt. Es ist keine nationale Kulturfrage, wie es etwa im völkerreichen Österreich und Rußland und gewissermaßen auch in Preußen (die polnische Frage) der Fall ist, sondern es ist eine reine Lebens-undEigentums-Sicherheitsfrage, eine Frage der elementaren rechtsbürgerlichen Eristenzmöglichkeit, welche den Kernpunkt des ganzen historischen Schicksals der Armenier unter der Osmanenherrschaft gebildet hat.

Wie sonderbar es auch klingen mag, ist es doch Tatsache, daß die armenische

Frage, als politisches Problem, seitens der Regierung Abdul Hamids stets als
eine reine Bevölkerungsfrage der Armenier in Kleinasien aufgefaßt und betrachtet
worden ist. Seit dem Tage, an dem die armenische Reformfrage durch 61. Artikel
des Berliner Vertrags von 1878 garantiert wurde, d. h. nachdem die Türkei vor
den Großmächten verpflichtet worden war, für die staatsbürgerliche und nationale
Eristenzsicherheit der Armenier bestimmte Reformmaßnahmen durchzuführen,
wurden Reformfrage und Bevölkerungsfrage in den armenischen Provinzen Klein-
asiens identische Begriffe für die türkische Regierung. Um aus den armenischen
Sorgen keine bulgarische Gefahr in Zukunft entstehen zu lassen, wählte die staats-
männische Klugheit eines Abdul Hamids die einfachste aber auch die barbarischste
Methode zur Lösung:durchVerminderungderArmenieranZahl
in ihren eigenen Heimatsorten die Bedeutung der Re-
formen für nichtig und daher das R ef or m p o stu tat selbst
für wertlos zu erklären.

„Armenien ohne Armenie r!"

So lautete die Losung der zielbewußten Politik des alten Sultans. Die Ab-
sicht zur systematischen Abnahme der Armenier in ihrem historischen Territorium
konnte nicht besser zur Geltung kommen, als durch Anwendung grauenvoller
Mittel: durch ihre allmähliche Ausrottung. Erstens durch wohl organisierte
Massenmetzeleien, denen Hunderttausende Menschen wie Hammel-
scharen zum Opfer fielen, und, was die natürliche Folge davon ist, durch
massenhafte Auswanderungen nach Rußland, Persien, Ägypten,
Balkanstaaten, Amerika usw. Zweitens durch große innere Kolonisati-
r n e n der mohammedanischen Elemente in den armenischen Provinzen, damit die
Armenier überall an Zahl in Minderheit kommen, nirgends kompakte Massen
bilden.

Da diese Tendenz der Selbstrechtfertigung vor Europa auch seitens der Ver-
treter des jungtürkischen Reichsschicksals nicht selten zum Ausdruck gekommen ist:
angeblich bilden die Armenier nicht einmal in ihren eigenen Heimatsorten die
relative Mehrheit, er^n sei es selbst technisch unmöglich für Armenier durch-
greifende Reformen einzuführen, so glauben wir durch die folgenden bevölkerungs-
statistischen Feststellungen und darauf beruhenden Erörterungen diesen gerade
gegenwärtig so wichtigen Punkt im rechten Licht zeigen zu können.

II.

Durch den Umstand, daß in der Türkei keine regelmäßig durchgeführte Statistik
— weder Reichs-, noch Landes-, noch Wilajets- oder Kreisstatistik — eristiert, ent-
steht von vornherein die schwierige Frage über die sichere Feststellung des Bevölke-
rungsstandes und der Bevölkerungsbewegung in diesem Lande. Unter solchen
Umständen können die vorhandenen Angaben selbstverständlich auf eine Zuver-
lässigkeit keinen vollen Anspruch erheben. Also die uns zur Verfügung stehenden
Daten offiziellen wie privaten Charakters können uns nur ein der Wirklichkeit
nahestehendes Bild von der Bevölkerungsgröße geben.

Den amtlichen Angaben, besonders über christliche Untertanen, ist
der Boden jeder Objektivität entzogen. Denn das Streben, die Zahl
dieses oder jenes Volkes zu ermitteln, ist von politischen Tendenzen
beherrscht. Für die Armenier z. B. führt die türkische Regierung sozu-

sagen zweierlei Buchführung: einmal Angaben über die Zahl der
Armenier zum Zwecke der Erhebung der Wehrsteuer*), der sogen.
„Neäel V»KeriM", und zweitens (besonders seit 1878) zum öffentlichen poli-
tischen Zwecke. Die ersten Angaben bleiben geheim, sind nur für die Steuerver-
waltung bestimmt, die zweiten im Gegenteil werden publiziert und davon jedes
Mal praktischer Gebrauch gemacht, wenn man die Türkei an die Durchführung
der versprochenen und verpflichteten Reformen in Armenien erinnert.
Nach den ersten Angaben, die für den Bevölkerungsstatistiker unbrauchbar,
weil unbekannt, entspricht die Zahl der Armenier nicht nur dem wirklichen Be-
stand, sondern geht auch weit darüber hinaus, denn es kommt nicht selten vor,
daß die Behörde auch die Zahl der verstorbenen und ausgewanderten Einwohner
mit den vorhandenen zusammen registriert und die Steuer von den hinterbliebenen
Angehörigen erzwingt. Ganz anders ist es mit der zweiten Buchführung. Hier
heißt es mit allen denkbaren Mitteln die Zahl der Armenier vermindern, sie als
eine verschwindende Minderheit in ihrer Heimat hinstellen, um sich damit vor
Europa rechtfertigen zu können.
Von den privaten statistischen Angaben verdienen vor allem die Unter-
suchungen der europäischen Forscher oder Reisenden die Achtung. Aber auch diese
Quellen können unmöglich, trotz allem gewissenhaften Streben ihrer Autoren, das
wirkliche Bild des Bevölkerungsstandes geben: einmal, weil als Grundlage zu
ihren Angaben die oben charakterisierte amtliche Statistik dient und zweitens,
weil ihre eigenen Beobachtungen und Ermittelungen zur Ergänzung der amt-
lichen Daten unmöglich umfassend und erschöpfend genug sein können in einem
solchen schwer zugänglichen Lande, wie die Türkei ist.
Als dritte Quelle zur Ermittelung der Zahl der Armenier gilt das
armenische Patriarchat in Konstantinopel. Diese Quelle könnte
wohl am sichersten sein, denn die weitverzweigten geistlich-kirchlichen Einrich-
tungen überall, wo Armenier wohnen, sind imstande und haben die Pflicht, die
Zahl der armenischen Einwohner in den betreffenden Orten regelmäßig zu
registrieren und die Ergebnisse dem Patriarchat zur Verfügung zu stellen. Diese
Ergebnisse einer solchen an sich gesonderten und statistisch-zerstückelten Erhebung
könnten uns vielleicht, wie gesagt, die sicherste Grundlage zur ziffermäßigen Fest-
stellung der Bevölkerungsgröße geben. Aber auch diese Methode ist nicht ein-
wandfrei. Denn es kommt sehr häufig vor, daß die Armenier selbst die richtige
Anzahl ihrer Familienmitglieder verheimlichen, weil sie jeder Zählung
immer etwas Übles, versteckte Absichten voraussetzen: Einführung neuer Steuern,
neuer Lasten. Ein solches Mißtrauen gegen statistische Erhebungen, besonders
gegen die Volkszählung, ist ja bekanntlich ein gemeinsamer Grundzug bei allen
halb- und unkultivierten Volkselementen, der in der Türkei wie auch in Rußland
in jedem Schritt und Tritt zu konstatieren ist.
Diese aufgezählten drei verschiedenartigen Quellen leiden also an solchen
eigentümlichen Mängeln, daß sie kaum den richtigen Stand und das normale
Wachstum der Bevölkerung festlegen können: die Angaben aller dieser Quellen

"1 Vi« zur jüngsten türtischen Verfassung von 1908 durften die Christen nicht als Soldat
dienen, deshalb mußte jeder christliche Einwohner jährlich 43 Gurusch oder 3 Rubel 70 Kope-
ken <ung. 8 Mark) Wehrsteuer zahlen.

stehen unter der wirklich-zahlenmäßigen Höhe der Bevölkerung. Immerhin scheint uns die dritte Quelle oder die Patriarchatsangaben der Wirklichkeit viel näher zu stehen.

III.

Nach den vorangehenden Erklärungen ist es nun begreiflich, daß von einer Übereinstimmung unter den Angaben verschiedener Quellen keine Rede sein kann. Wir lassen unten alle vorhandenen Angaben*) chronologisch folgen, wobei zu bemerken ist, wie sie alle weit auseinanderlaufen.

Die ersten statistischen Angaben über die Zahl der Armenier in der Türkei datieren vom Jahre 1844, ermittelt durch den Befehl Risa Paschas: damals waren in dem gesamten türkischen Reiche 2 400 000 Armenier, von denen 2 Millionen in der asiatischen und 400 000 in der europäischen Türkei wohnten. Nach einem Jahre aber, 4845, wurden nach den Angaben Ub < cini 2 500 000 Armenier im türkischen Reiche ermittelt. Im Jahre 1878 bringt der damalige armenische Patriarch Nerses Warschapetian in der an den Berliner Kongreß gerichteten Denkschrift die Zahl der Armenier in der Türkei von 2 660 000, und zwar 1630 000 in den 6 armenischen Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Diarbekir, Charbert und Siwas), ferner 835 000 in den 8 Wilajets (Ismid, Brussa, Bigha, Smyrna, Konia, Angora, Kastamuni, Adana) Kleinasiens und 195 000 in der europäischen Türkei (Konstantinopel usw.). Der Patriarch behauptet aber, daß diese Schätzung zu gering sei, denn viele Armenier haben aus Angst neuer Besteuerung ihre Zahl in den Konsistorialanstalten nicht richtig angegeben. So daß er annehmen zu dürfen glaubt, daß die Zahl der Armenier in der damaligen Türkei wobl ungefähr 3 Millionen betragen dürfte.

Nach den türkisch-amtlichen Quellen waren im Jahre 1880 in 9 Wilajets Klcinasiens (Erzerum, Diarbekir, Bitlis, Wan, Mamuret-lll-Asis, Siwas, Trapezunt, Halep, Adana) im ganzen 726 750 Armenier. Der damalige englische Konsul Major Trotter in Erzerum prüft aber diese amtlichen Angaben und findet sie mangelhaft; er ermittelt in denselben Wilajets 838 125 Armenier, d. h. um 108 375 mehr als die türkischen Quellen angeben.

Eine besondere Beachtung verdienen aber die gründlichen und ausführlichen Zählungen der gesamten Bevölkerung der asiatischen Türkei von dem französischen Verfasser Vital Cuinet im Jahre 1892—1894, dessen Angaben uns unten noch im Einzelnen beschäftigen werden. Er schätzt in der gesamten asiatischen Türkei 1181 066 Armenier, von denen 995 479 gregorianische, 89 746 katholische und 95 841 protestantische Armenier sind. Aber auch gegen diese Zahlen werden teilweise Widersprüche erhoben. So z. B. nach Cuinet wohnten in den zuletzt

*> Literatur für die nachfolgenden Angaben: Vital Cuinet, ,,1.a lurquie ci'^sjs. (36o8l-»P>iis, l«imini5ti'2tivß, swtizUqus", 1892—1894, Paris. — „Deutsche Rundschau", 1896, Februar. — „Petermanns Mitteilungen" 1896, 42. Band. — Armen. Kalender „Lujs", Tiflis, 1905. — E. Toptschian, „Die Iungtürkei und die Armenier" «armenisch», I. Teil, Tiflis, 1909. — I. I. Golodorodko, „Die Türkei" «russisch), 2. Auflage, Moskau, 1912. — Armenische Zeitung „Mschak", 1913, Tiflis, No. 112. — Patriarch a. D. M. Ormanian, „Die armenische Kirche", Konstantinopel, 1909—1910. — A-Do, „Die Wilajets von Wan, Bitlis und Crzerum" (geographisch-statistische und rechtlich-wirtschaftliche Untersuchungen), armenisch. Criwan, 1912. — „Der christliche Orient", herausgeg. von Dr. I. Lepsin«, 1913, März-April, Heft 3/4.

obenerwähnten 9 Wilajets in den neunziger Jahren im ganzen 838 125 Armenier
(nur gregorianische), während der russische General Selen ow, der
7 Jahre in Konstantinopel als Militärattache und noch vorher 2 Jahre in
Erzerum als russischer Kommissar war, die Angaben Cuinets in den betreffenden
9 Wilajets prüft und findet, daß dort in derselben Zeit nicht 838 125, sondern
913 875 Armenier gewohnt haben. Eine dritte Quelle für dieselbe Zeit geht
noch weiter: nach den Angaben von ProfessorSuppannin seinem Artikel:
„Die Verbreitung der Armenier in der asiatischen Türkei und Transkaukasien",
sollten damals in denselben 9 Wilajets der asiatischen Türkei 921 060 Armenier
gewohnt haben. (Der Unterschied zwischen den letzten beiden Zahlen ist allerdings
sehr gering: 7185.) Weiter erfahren wir von dem bekannten Kenner der
türkischen Verhältnisse, Prof. Vamberi (in einem Aufsatz: „Armenier und
Kurden"), daß in den neunziger Jahren in denselben 9 Wilajets 1131125 Ar-
menier gewohnt haben. Schließlich sollen nach den Angaben von Rollen
Gequmeni in derselben Zeitperiode und wieder in denselben kleinasiatischen
Wilajets nicht weniger als 1 330 000 Armenier gewohnt haben.
Es ist charakteristisch für die Ermittelungsart der auf sich selbst angewieseneu
Privatquellen, wie sie über die Einwohner für dieselbe Zeit und für dieselben
Wilajets zu ganz verschiedenen Resultaten gekommen sind. Der Fehler liegt
hauptsächlich in den lückenhaften, schwankenden Angaben offiziellen Charakters
und in den schwierigen Umständen, das Fehlende auf Grund eigener Beobachtung
zu ergänzen.
Eine Reihe anderer Quellen verhältnismäßig neueren Datums geben uns
von einander wieder abweichende Angaben. Der bekannte englische Reisende
Lintchi gibt z. B. in seinem großen Werk: „^.rmeuia, Travel» auä ßtuäie» '
von 1901 die Zahl der Armenier in den bereits erwähnten 9 Wilajets Kleinasiens
mit 1 058 484. Das französische Gelbebuch aus derselben Zeit gibt die Zahl
aller Armenier in der asiatischen wie in der europäischen Türkei mit 1475 011
an. Beachtenswert sind ferner die Angaben des früheren armenischen Patri -
archsOrmanianin seiner umfangreichen Arbeit über die armenische Kirche
von 1910 (bereits französisch übersetzt unter dem Titel: „l'LM»e armsuieiuie"
Paris): er zählt für die asiatische Türkei 1797 900 Armenier, für die ganze
Türkei aber 2 042 000. Ein russischer Verfasser, I. I. Golodorodko, geht
in seinem Werk über die Türkei (Moskau, 1912) noch weiter und schätzt die
Gesamtzahl der Armenier im ganzen türkischen Reiche auf 2,3 Millionen, von
denen 1,5 Millionen in Kleinasien, 400 000 in der übrigen asiatischen Türkei
und fast soviel in der europäischen Türkei wohnen (in Konstantinopel allein
wohnen 250 000 Armenier). Nach den jüngsten Ermittelungen eines armenischen
Verfassers, A-Do, vom Jahre 1909 wohnen gegenwärtig in nur drei Wilajets
(Wan, Bitlis, Erzerum) Ostanatoliens 417 000 Armenier. Eine andere auf
Grund ziemlich streng durchgeführter Erhebungen angegebene Quelle des jetzigen
armenischen Patriarchats schätzt 1912 die Zahl der Armenier in sechs
am meisten armenisch dicht bevölkerten Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Char-
bert, Diarbekir, Siwas) auf 1048 000.
Um alle diese verschiedenen Schätzungen recht klar zu veranschaulichen,
wollen wir sie hier chronologisch und reihenmäßig schematisieren:
Die Reihenfolge der zahlenmäßigen Schätzungen der Armenier im türkischen
Reiche in verschiedenen Zeiten und durch verschiedene Quellen:

Die armenische Bevölkerung in der Türkei B. Ischchanian
I.Nach Risa Pascha waren 1844 im türkischen Reiche 2400000 Armenier
<von denen 2 Millionen in der asiatischen Türkeij
2. „ Ubicini waren 1845 im türkischen Reiche 2500000
3. „ dem armen. Patriarch Warschapetian waren 1878 im türkischen Reiche 2660000
lvon denen 1630000 in 6 armen. Wilajets)
4. „ den türkisch-amtlichen Quellen waren 1880 in nur 9 Wilajets Kleinas. 726750
5. „ dem englischen Konsul Trott« „ 1880 „ „ „ „ „ 835125
e. „ „ stanz. Verf. V. Cuinet „ 1892 „ der asiatischen Türkei 1181066
?. „ „ „ „ „ „ 1892 „ nur 9 Wilajets Kleinas. 838125
8. „ dem russ. General Selenow waren in d. Wer Jahr, in nur 9 Wilajets Kleinas. 913875
9. „ „ deutschen Prof. Suppan „ „ „ „ „ „ „ „ „ 921060
10. „ Prof. Vamberi « „ „ „ „ « „ „ „ 1131125
11. „ Rollen Gequmeni „ „ „ „ « „ „ „ „ 1330000
12. „ „ engl. Reisenden Lintchi „ 1901 „ „ „ „ „ 1058484
13. „ „ stanz. Gelbebuch waren in derselben Zeit im türkischen Reiche 1475011
14. „ „ armen. Verf. A-Do waren 1909 nur in 3 armen. Wilajets 407000
^b. „ „ „ Patriarch Ormanian waren 1910 im türkischen Reiche 2042400
<von denen 1797900 in der asiatischen Türkei)
16. „ „ russischen Verf. Golodorodko waren 1912 im türkischen Reiche 2300000
(von denen 1900000 in der asiatischen Türkei!
17. „ „ armenischen Patriarchat waren 1912innur6»rmen. Wilajets 1048000 „

IV.

Man kann am Ende der langen Kette dieser zahlreichen auseinandergehenden Angaben sagen: wie viele Quellen so viele Schätzungen! Allerdings die Angaben datieren aus verschiedenen Zeiten: zwischen den ersteren und letzteren liegt über ein halbes Jahrhundert. Außerdem umfassen nicht alle Angaben dieselben Wohngebiete, dieselbe Ausdehnung des Territoriums. Aber auch selbst unter den Quellen derselben Zeitperiode und über die Bevölkerung derselben Wilajets bzw. desselben Landesteiles besteht keine einzige wenigstens annähernde Übereinstimmung. Fünf Quellen berichten über die Zahl der Armenier in denselben 9 Wilajets und derselben Zeitperiode ganz verschiedene Daten, von denen das Minimum 838 125 und das Marimum 1 330 000 sind. Hier hilft schon kein Kunststück, um das eine oder das andere für das unbestreitbar Richtige zu halten. Selbstverständlich von einer Befangenheit oder tendenziöser Parteistellung der Privatquellen kann gar keine Rede sein. Die widersprechenden Resultate ihrer Ermittelungen sind sehr charakteristisch und auch begreiflich für die verwahrlosten Verhältnisse der Türkei. Jeder hat von vornherein den mangelhaften Schätzungen aus den amtlichen Quellen keinen Glauben geschenkt und jeder wollte die Lücken durch eigene Beobachtungen ausfüllen. Da auch hier jede technische Erleichterung und amtlich-einheitliche Unterstützung zur Sammlung der Materialien fehlten, so blieb den Privatquellen nichts anderes übrig, als sich mit allgemeinen Schätzungen zu begnügen. In jeder Schätzung individuellen Charakters steckt aber ein gut Stück subjektiver Vermutung, eine Neigung zur Unter- und Überschätzung. In Ländern mit regelmäßigen, technisch vervollkommneten Volkszählungen und Volksbewegungsstatistiken können doch unmöglich so viele weit auseinandergehende und schloff widersprechende Zahlenergebnisse über dasselbe Volk und in derselben Zeitperiode zutage treten, weil hier nicht die subjektive Erwägung, sondern das objektive Tatsachenmaterial zur Grundlage jeder Erhebung dient.

Noch ein anderes Moment ist aus diesen Angaben hervorzuheben. In den früheren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, vierziger bis siebziger Jahren, war die armenische Bevölkerung an Zahl im türkischen Reiche viel mehr als

seit den achtziger Jahren bis jetzt. Diese Tatsache spiegelt sich in allen Angaben mit mehr oder weniger Unterschied wieder, soweit sie die Zahl der Armenier in allen Teilen der Türkei zusammengenommen umfassen. In einigen Jahrzehnten hat die armenische Bevölkerung um mehrere Hunderttausende abgenommen. Das ist nicht eine Folge etwa eines natürlichen Rückganges, sondern der systematisch treibenden großen Massenmetzeleien während des alten Regimes, und, was die natürliche Folge davon ist, der Massenauswanderungen nach allen Seiten. Erst die Verfassung von 1908 hat eine teilweise Rückkehr der ausgewanderten Armenier, hauptsächlich aus Rußland und Persien, in ihre ursprüngliche Heimat ermöglicht. Dieses „Glück" war aber nicht von großer Dauer, denn die zügellose Raubsucht der Kurden gegen die Armenier und die jammervolle Wehr- und Schuldlosigkeit der letzteren, die schwache Haltung der zentralen Regierung, besonders in den letzten 2—3 Jahren, zwingen die Armenier wieder zum Stab der Heimatlosen zu greifen. Die armenischen Blätter melden aus ostanatolischen Wilajets, daß z. B. in Erzerum täglich 30, 50, 100 Armenier Auslandspässe nehmen.

Nachdem wir nun die aus armenischen, russischen, deutschen, französischen und englischen Quellen vorhandenen Angaben der Zahl der Armenier, früher wie jetzt, im gesamttürkischen Reiche bzw. in der asiatischen Türkei angeführt haben, wollen wir unten eine andere nicht minder interessante Seite der armenischen Bevölkerungsfrage betrachten: wie verhält sich die relative Größe der Armenier in ihren eigenen Heimatsorten zu den anderen, namentlich herrschenden Volkselcmenten? Denn darin liegt gerade der Kern der Sache: die Frage der R ef or m dur ch füh run g und Reformberechtigung in und für Armenien.

Von den erwähnten Quellen geben uns nur zwei derartige Angaben: Vital Euinet für die asiatische Türkei und, was uns in erster Linie interessiert, das armenische Patriarchat speziell für die sechs armenischen Wilajets durch ausführliche Ermittelungen von vorigem Jahre.

Daß es der Vernichtungspolitik Abdul Hamids, durch Anwendung aller denkbaren Mittel, die dichte Konzentration der Armenier in ihren Heimatsprovinzen zu zersprengen und ihre Verhältniszahl zu einem verschwindenden Minimum zu reduzieren, nicht gelungen ist, das sehen wir von vielen schlagenden Beweisen bei V. 6'uinct.

In vielen Kreisen (oder „Kasa") der Wilajets Wan und Musch stehen die kompakten Massen der Armenier in absoluter Mehrheit nicht nur den türkischen, sondern auch allen mohammedanischen Volksgruppen gegenüber. So stehen z. B. die Armenier in den folgenden Kreisen zu der Gesamtbcvölkerung der Mohammedaner wie folgt:

In Wan 74°/°
.. Arzesch 64°/°
„ Moks 63°/»
„ Adcltschuas . . . . 60°/»
.. Karschkan . . . . 55°/«
.< Gewasch 55°/«
„ Schatach . . . . 50°/»
« Bulanig 67°/°
„ Musch 62°/»

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Angaben von Cuinet über die Zahl der Armenier durch viele andere Verfasser, wie wir sahen, für sehr minimal gehalten und vielfacher Korrektur unterzogen worden sind. Dennoch sehen wir selbst nach diesen bescheidenen Angaben, daß es viele Provinzen gibt, in denen die Armenier in absoluter Mehrheit gegenüber den Gesamtmohammedanern stehen.

Ferner sehen wir aus den Angaben des armenischen Patriarchats bezüglich der sechs ostanatolischen Wilajets (Wan, Bitlis, Erzerum, Charbert, Diarbekir, Siwas), der eigentlichen Heimat des armenischen Volkes, wo es hauptsächlich konzentriert ist, folgendes: Die Gesamtbevölkerung dieser Wilajets bilden 2 684 000 Personen, von denen 1048 000 Armenier sind, welche 38,8°/» der Gesamtheit bilden. Weiter folgen die Türken oder rein Osmanen mit 709 000 Einwohnern oder 26,5 °/», schließlich die Kurden (nomade und seßhafte zusammengenommen) mit 429 000 oder 15 °/„. Das sind die drei zahlenmäßig herrschenden Volkselemente in Armenien, von denen, relativ genommen, die meisten Armenier sind. Die übrigen sind zahlreiche kleine und unbedeutende Volksgruppen (Tscherkessen, Kisilbaschen, Esidi, Lasen, Perser, Zigeuner, Griechen, Assyrer, Juden usw.).

Wie gestalten sich nun die Verhältnisse der oben genannten großen Volksgruppen in diesen sechs Wilajets im Einzelnen genommen? Das ersehen wir aus folgenden Zahlen:

Wilajets	Annen!«	Türken	Kurden	Die Gesamteinwohner in jedem Wilajet
Wan . .	185 000	47 000	72 000	350 000
Bitlis. .	172 000	40 000	77 000	374 000
Erzerum .	205 000	260 000	80 000	645 000
Charbert .	168 000	102 000	95 000	450 000
Diarbekir.	100 000	45 000	55 000	297 000
Siwas .	218 000	215 000	50 000	568 000
Zusammen	1 048 000	709 000	429 000	

2 684 000
Um das Bild der Bevölkerungsstärke jeder einzelnen Gruppe noch deutlicher
zu machen, bringen wir hier ihre Prozentzahlen zu der Gesamtbevölkerung in
jedem Wilajet.
Das prozentuale Verhältnis der Armenier, Türken und Kurden zu der Ge-
samtbevölkerung jedes einzelnen Wilajets:
Türken
13,4°/°
10.7 °/»
40,3 V»
23 V,
15,4°/»
37.8 °/,
Vor allem fällt die Tatsache ins Auge, daß diese drei Volkselemente zu-
sammengenommen die weitaus absolute Mehrheit in jedem einzelnen Wilajet
bilden, besonders in Wan (8?°/»), Siwas (84,9°/°) und Erzerum (84,4°/«).
Nur im Wilajet Diarbekir ist ihre Mehrheit etwas bescheidener: 68,6°/«, denen
gegenüber stehen also 31,4°/« andere kleine Völkerschaften.
Wie stehen nun prozentual die drei Gruppen zueinander? Wan ist die
Hauptstadt des Armeniertums, wo sie über die Hälfte (53°/») der Gesamtbevölke-
rung des ganzen Wilajets bilden. Ihnen gegenüber stehen die Türken (13,4°/»)
Wilajets
Armenier
Wan . .
53 °/»
Bitlis. .
46,3 °/<.
Erzerum .
31,7°/,
Charbert .
37,3 °/»
Diarbekir.
34,3 °/»
Siwas
38,3°/»
Kurden
Zusammen
20,6 °/»
87 °/»
20,6 °/»
77,6 °/»
12,4°/»
84,4°/»
21,1 '/»
81,4°/,
18,9 °/»
68,6 °/»
8,8 °/«
84,9 °/„
13 ' 193

und Kurden (26,6 V») in kleiner Minderheit. Das zunächst armenisch dicht bevölkertste Wilajet bildet Bitlis, wo sie 46,3°/«, also etwas weniger als die Hälfte der Gesamtbevölkerung bilden. Aber sie stehen in diesem Wilajet in absoluter Mehrheit den Türken und Kurden gegenüber zusammengenommen. Die Türken hingegen stehen nur im Wilajet Erzerum in relativer Mehrheit (40,3°/»). Sonst in allen übrigen Wilajets sind die Armenier relativ am stärksten vertreten. Im Wilajet Diarbekir stehen sie den Türken und Kurden gleichmäßig gegenüber: 34,3 °/° — 15,4 °/° > ^8,9 °/°. Die Kurden bilden überall die Minderheit der Bevölkerung.

Wir sehen also, daß die „berühmte" Devise der Hamidschen Vernichtungspolitik: „Armenien ohne Armenier", nicht nur vollständig gescheitert ist, sondern daß die Armenier, als Ureinwohner ihres historischen Territoiums, noch heute den Kern der lokalen Bevölkerung ihrer Heimat bilden.

Kleinasien im ganzen und die 6 besprochenen Wilajets insbesondere sind es, die heute ammeisten und am schärfsten der Reformierungbedürfen.

Wenn selbst die Armenier die Hälfte davon bilden, wie viel sie tatsächlich gegenwärtig sind, selbst dann wäre es eine müßige Frage, die Reformberechtigung der armenischen Provinzen vom Standpunkte der nationalen Stärkeverhälrnisse zu betrachten und zu beleuchten. Erstens handelt es sich nicht um nationalpolitische Verfassung, um eine streng territorielle und nationale Autonomie für die Armenier allein, sondern um die gründliche Durchführung der elementaren staatsbürgerlichen Rechtsgrundsätze, um die Hebung eines Volkes vom Joche des Sklavenzustandes, von der zügellosen Willkürherrschaft der Kurden. Welche Rolle können also hier die Zahlenverhältnisse im Grunde genommen spielen? Zweitens die Verminderung der armenischen Bevölkerung, im Vergleich mit ihrem früheren Stande, ist nicht etwa eine natürliche Folge des allmählichen Absterbens oder einer freiwilligen Auswanderung, d. h. ist keine Schuld seitens der Armenier selbst, sondern, wie allbekannt, eine Folge der verheerenden Massakres, der erzwungenen Auswanderung und der künstlich hervorgerufenen inneren Kolonisationen von mohammedanischen Elementen, mit anderen Worten: eine Folge der früheren Regierungspolitik.

Wenn nach der türkischen Verfassung von 1908 sehr viele ausgewanderte Armenier wieder nach ihrer Heimat zurückgekehrt sind, so werden im Falle der Reformierung Ost-Anatoliens Hunderttausende von denjenigen „vaterlandslosen Gesellen", die jetzt in fremden Ländern herumwandern, wieder eilig in ihre gesicherte Daseinsbedingungen bietende Heimat zurückkommen.

Das industrielle und kommerzielle Europa, in erster Linie Deutschland und England haben ein großes Interesse daran, das öde und verwüstete, aber an Naturschätzen so unermeßlich reiche Land wieder belebt und blühend zu sehen. Der Kolonialkapitalismus des industriellen Europas verlangt gebieterisch Ruhe und Sicherheit in der asiatischen Türkei, als Kardinalbedingungen zu seiner raschen und aufsteigenden Entwicklung, erheischt unumgänglich Hebung der Lebens- und Kulturbedürfnisse der lokalen Bevölkerung, wollte es, statt verlumpten und verhungernden Massen, ein kaufkräftiges Publikum für seine Industrieerzeugnissc in Kleinasien haben. Daher gibt es keinen besseren Segen für dieses jammervolle Land, sowie für die Zukunft des türkischen Reiches, als beschleunigte Durchführung radikaler Reformen.

Theodor G. An«st»ss°ff

vr. Theodor G. Anastassosf,
bulgarischer Gesandtschaftsattachs in Berlin:

Die volkerrechtliche Seite des bulgarisch-serbischen Konfliktes.

Die Liquidierung der Resultate des Balkankrieges hat mehrere Fragen internationalen Charakters aufgerollt, an deren Lösung nicht allein die Krieg führenden Staaten, sondern auch die europäischen Großmächte interessiert sind. Daher folgt ganz Europa mit größter Spannung dem Gang der Ereignisse auf dem Balkan, die für die Erhaltung des Weltfriedens von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Die Mächte wollen unter allen Umständen ein neues Blutvergießen verhindern und bemühen sich deshalb, die Wege zu einer friedlichen Beilegung der zwischen den Gegnern bestehenden Differenzen zu ebnen. Kaum hat die Skutarifrage, die lange genug die europäische Diplomatie außer Atem hielt, ihre Lösung gefunden, da taucht eine neue Frage am politischen Horizont auf: der Streit zwischen Bulgarien und Serbien über die Abgrenzung der eroberten Gebiete ist akut geworden.

Der springende Punkt in dem bulgarisch-serbischen Konflikt ist bekanntlich der Bündnisvertrag, den beide Länder in Verbindung mit einer Militärkonvention im Jahre 1912 abgeschlossen haben. Artikel 2 des Zusatzabkommens zu diesem Vertrage bestimmt, daß territoriale Erwerbungen, die gemeinsam gemacht werden könnten, unter das Kondominium der beiden Verbündeten fallen, und daß ihre Liquidierung sofort oder spätestens innerhalb dreier Monate nach Wiederherstellung des Friedens erfolgen wird, und zwar auf folgender Grundlage:

Serbien erkennt Bulgarien das Recht zu auf das Gebiet östlich vom Rhodope-Gebirge und der Struma, Bulgarien erkennt Serbien das Recht zu auf das Gebiet nördlich und westlich vom Schar Dagh. Über das Gebiet zwischen dem Schar-Gebirge, dem Rhodope-Gebirge, dem Archipel und dem Ochridasee, das heißt Makedonien, ist in dem Bündnisvertrag folgendes vorgesehen: Serbien verpflichtet sich, nichts zu verlangen außerhalb einer Linie, die von Golemvrch nördlich von Krivoretschna-Palanka an der bisherigen türkisch-bulgarischen Grenze ausgeht und im allgemeinen in südwestlicher Richtung verläuft, um am Ochridasee beim Kloster Gabovtzi zu endigen. Falls über die strittige Zone, die sich zwischen der oben bezeichneten genau festgelegten Grenzlinie und dem Serbien als unbestritten überlassenen Gebiet erstreckt, keine Einigung erzielt werden wird, soll der Schiedsspruch des Kaisers von Rußland erbeten werden. Nach dieser vertraglichen Vereinbarung soll also keineswegs ganz Makedonien dem Schiedsspruch des Zaren unterworfen sein.

Theoder G. Anastassoss Die völkerrechtliche Seite des
Nachdem das Friedensprotokoll mit der Türkei unterzeichnet worden ist, weigert sich Serbien bekanntlich, den Vertrag zu erfüllen. Indem es sich auf Franz von Liszt bezieht, verlangt es eine Revision des Bündnisvertrages unter Berufung auf die Klausel „rebu» »ie »tantibu»", wonach „Verträge, die im Hinblick auf einen bestimmten tatsächlichen Zustand und unter Voraussetzung seiner Fortdauer geschlossen sind, einseitig gekündigt werden können, wenn dieser Zustand sich wesentlich geändert hat. Es fragt sich zunächst, ob die Klausel „rebu» »ie »tantibu»" auf den vorliegenden Streitfall anwendbar ist. Das serbische Regierungsorgan „8auiouprava" bejaht diese Frage. Es behauptet, daß der Gang der geschichtlichen Ereignisse eine Verschiebung der bei Abschluß des Vertrages bestehenden Verhältnisse herbeigeführt habe und somit das serbische Verlangen nach einer Abänderung des Vertrages rechtfertige. Dieser Deduktion kann aber nicht beigetreten werden. Die Behauptung, daß alle völkerrechtlichen Verträge mit der stillschweigenden Klausel geschlossen werden, daß sie bei Änderung der Sachlage gekündigt werden können, bezeichnet gerade Liszt in dieser Allgemeinheit als unrichtig, da durch diese Behauptung das Völkerrecht in seinen Grundlagen verneint würde. „Der wechselnde Lauf der geschichtlichen Ereignisse würde wohl in jedem einzelnen Fall eine Verschiebung der Verhältnisse nachweisbar machen und damit die Vertragstreue, ohne die das Völkerrecht nicht bestehen kann, in das Belieben der vertragschließenden Staaten stellen." Die Geschichte des Völkerrechts kennt ein typisches Beispiel dafür, daß Staatsverträge nicht einseitig von einem der vertragschließenden Staaten auf Grund der Klausel „rebu» »ie »tantibu»" gekündigt oder modifiziert werden können. Als Rußland während des deutsch-französischen Krieges sich von der ihm lästigen Neutralisierung des Schwarzen Meeres einseitig lossagte, erklärten die auf der Londoner Konferenz versammelten Mächte ein solches Vorgehen ausdrücklich für völkerrechtswidrig.

Eine Ausnahme kann nach Liszt nur insoweit zugegeben werden, „als der geschlossene Vertrag eine bestimmte Sachlage, sei es ausdrücklich, sei es stillschweigend, zur Voraussetzung nimmt und durch eine Änderung dieser Sachlage die übernommene Verpflichtung eine wesentlich drückendere werden würde".

Die meisten völkerrechtlichen Autoritäten sind bemüht, die Anwendungsmöglichkeit der Klausel „rebu» »ie »tantibu»" tunlichst zu begrenzen, um eine mißbräuchliche Anwendung zu verhindern. Fast alle stimmen darin überein, daß irgendwelche Veränderungen in der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Situation eines Kontrahenten nicht genügen, um denselben seiner vertraglichen Verpflichtungen zu entbinden. Ob im vorliegenden Falle eine solche Änderung der Sachlage eingetreten ist, soll weiter unten geprüft werden. Unter keinen Umständen kann aber die Klausel „rebu» »ie »tantibu»" etwa so gedeutet werden, daß einer der Kontrahenten bei veränderter Sachlage berechtigt ist, eine Abände -

rung des Vertrages zu seinen Gunsten zu verlangen, wie es Serbien für sich in Anspruch nimmt. Es könnte sich allenfalls nur um eine Kündigung handeln. Eine Revision eines Vertrages kann nach der völkerrechtlichen Praris nur im Einverständnis aller Signatarstaaten erfolgen.

Folgen wir aber einmal der serbischen Auffassung und untersuchen wir, ob wirklich eine Änderung der Umstände, die zum Abschluß des bulgarisch-serbischen Vertrages Veranlassung gegeben haben, eingetreten ist. Wie man weiß, ist dem bulgarisch-serbischen Bündnisvertrag von 1912 der Gedanke eines Befreiungskrieges zugrunde gelegt worden. Es handelte sich darum, die beiderseitigen Konnationalen in Makedonien durch einen gemeinsamen Feldzug vom türkischen Joch zu befreien. Der Vertragswille ist also völlig klar. Um jedes Mißverständnis auszuschließen, wurden nach dem Prinzip der Stammeszugehörigkeit die Interessensphären der beiden Kontrahenten genau begrenzt (s. oben). Falls militärisch-strategische Gründe es erforderlich machen würden, daß die Truppen des einen Kontrahenten solche Gebiete besetzen, die dem anderen vertraglich zugesichert sind, so sollten daraus keine Ansprüche auf das betreffende Gebiet abgeleitet werden können. An dieser Sachlage, die für den Vertragsabschluß maßgebend war, hat sich nicht das geringste geändert. Makedonien ist nicht vom Erdboden verschwunden, und die Bevölkerung in Makedonien ist dieselbe wie zur Zeit des Vertragsschlusses. Bulgarien hat heute dieselben historischen Anrechte auf Makedonien, wie im Jahre 1912. Schon im Jahre 1825 haben die Bulgaren mit Erfolg gegen die Griechen um die Selbständigkeit ihrer Kirche gekämpft. Durch den Firman von 1870 wurde die Errichtung des bulgarischen Erarchats bestätigt. Damals bestand die Bevölkerung Makedoniens ausschließlich aus Bulgaren, was wissenschaftlich einwandsfrei nachgewiesen ist. Makedonien ist gewissermaßen die Wiege 1>er bulgarischen Kultur. Die bulgarischen Nationalheiligen Cyrill und Methodius, die Schöpfer des slawischen Alphabets, stammen aus jener Gegend, die durch viele geistige Bande fest an Bulgarien gekettet ist und einen Teil des lebendigen, nationalen Organismus bildet. Auch die Schüler der beiden genannten Gelehrten, darunter Kliment, der bei Ochrida begraben ist, haben in Makedonien ihre Wirksamkeit entfaltet. Viele angesehene bulgarische Publizisten der neueren Zeit (vor 1878), so u. a. die in Struga geborenen Brüder Dimiter und Constantin Miladinoff, haben in Makedonien für die bulgarische Sache gewirkt. Obwohl die Serben in den letzten Jahrzehnten sich immer mehr in Makedonien festgesetzt haben, ist die makedonische Bevölkerung auch in der strittigen Zone überwiegend bulgarischer Nationalität. Von einer veränderten Sachlage kann also gar keine Rede sein.

So dürfte wohl im Vorstehenden genügend dargetan sein, daß die Klausel „rebu» »ie »tautibn»" auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar ist. Sie kann wohl unter den erwähnten Voraussetzungen als Basis dienen, wenn es sich darum handelt, einen für unbestimmte Zeit abgeschlossenen Staatsvertrag

zu kündigen, aber keinesfalls kann daraus das Recht hergeleitet werden, seine Stipulationen zu modifizieren unter dem Vorwand, daß sich die bei Abschluß des Vertrages bestehende Sachlage geändert habe. Nach der übereinstimmenden Ansicht hervorragender Völkerrechtslehrer ist die fragliche Klausel auch nicht anwendbar auf Verträge, welche die Abtretung von Rechten oder die Verteilung von Territorien zum Objekt haben.

Wenn von Serbien weiter geltend gemacht wird, daß Bulgarien den Löwenanteil von den eroberten Gebieten bekommen habe, so übersehen die serbischen Politiker, daß es schließlich Sache der Kontrahenten ist, vor Abschluß eines Vertrages die Vor- und Nachteile richtig abzuwägen, die vielleicht aus dem Vertrag resultieren können. Übrigens kann auch von einem z>ar» leonina Bulgariens nicht gut gesprochen werden, denn wenn auch Bulgarien einen gewissen Gebietszuwachs erhält, so darf doch andererseits nicht außer acht gelassen werden, daß es Silistria an Rumänien abtreten und auch seinen Anspruch auf das Ufer des Marmarameeres aufgeben mußte, während die Annerion Altserbiens und des Sandschaks Novibasar eine ganz erhebliche Erweiterung der serbischen Landesgrenze darstellt.

Mit völkerrechtlichen Argumenten werden die Serben also wenig Glück haben in ihren Bestrebungen, eine Revision des mit Bulgarien geschlossenen Bündnisvertrages herbeizuführen. Die Bulgaren können sich mit Recht auf den die Grundlage alles Rechtes bildenden Satz berufen:

pacta »unt «ervauäa.

Prof. Dr. Ludwig Stein:

Die Gefahren des politischen Übermenschentums.

Unser Kultursystem leidet an gestörtem Gleichgewicht. Das Maschinenzeitalter hat den neuzeitlichen Menschentypus völlig neu geschaffen. Unsere Nervenstränge sind den Geräuschen und sozialen Umformungen, welche die Schienenstränge allerorten hervorgerufen haben, noch nicht angepaßt. Die Muskelmenschen, die ehedem das Rückgrat der Staatenbildung ausgemacht haben, schrumpfen immer mehr zusammen und erleiden demgemäß natürliche Einbuße an Machtsphäre und politischem Einfluß, während die Nervenmenschen das Heft an sich reißen. Aus diesem Ringen zwischen Muskelmenschen und Nervenmenschen geht das Zwiespältige, Unausgeglichene, Disharmonische unseres Kultursystems mit unentrinnbarer Notwendigkeit hervor. Aus dieser Zwielichtstimmung erwachsen nun jene politischen Übermenschen, welche das Gleichgewicht unseres Kultursystems empfindlich stören. Daher die Nervosität unserer inter-

nationalen Politik. Ruhelosigkeit ist die Signatur unseres Zeitalters, das Karl Lamprecht als das „reizsame" charakterisiert hat. Dieses Fackeln und Irrlichterieren gilt nicht bloß von der internationalen Politik, sondern ebensosehr von der inneren Politik der meisten Kulturländer, aber auch von den einzelnen politischen Parteien, wie ich dies an anderer Stelle ausführlich begründet habe. Parteinamen sind, wie ich in meinem Werke „Der soziale Optimismus" dargetan habe, wie Fahnen oder Embleme. Sie haben selbst in ihrer Zerfetztheit noch etwas Ehrwürdiges. Man braucht solche Symbole als zusammenfassende Einheitsbezeichnung für alles Zusammengehörige, als knappen sprachlichen Ausdruck für eine Summe gleichgearteter politischer Gefühle und Stimmungen. Die künstlerischen und literarischen Parteinamen sind heute von zerflatternder Unbeständigkeit: Naturalismus, Symbolismus, Heimatkunst; das alles wirbelt an uns vorüber, ohne uns Ruhepause zum ernsten Verarbeiten und zum Atemholen zu gönnen. Nicht besser geht es heute politischen Parteibenennungen.

In allen diesen Symptomen einer gewissen Unrast und nervösen Unstetigkeit sehe ich die traurigen Spuren abwärtsgehenden Lebens. Wir treiben einen förmlichen Kultus des Paradoren. Es wimmelt — auch im Politischen — von lauter Nietzsche-Naturen. Die Teufel und Heren von ehemals haben sich aus der Welt der Gespenster und Geister in die Welt der Meinungen und Ansichten geflüchtet. Verirrt man sich heute in ein Lesekabinett, wo zwanzig Zeitungen verschiedener Parteirichtungen aufliegen, so brodelts wie in einem Herenkessel. A. verhimmelt, was B. in den Staub zerrt, C. verhöhnt und D. verdammt. Es spukt nicht mehr in den Schlössern, wohl aber in den Köpfen. Die Leibfarbe des Teufels ist unverändert geblieben; sie heißt heute: Druckerschwärze. Die Konfusion der linksstehenden Parteien wird nur noch von den rechtsstehenden überboten. Wir leiden an politischer Schwerhörigkeit. Wer heute nicht schreit, kommt überhaupt nicht mehr zum Wort. Nur noch Gedankenstriche, Ausrufungs- und Fragezeichen stehen in Kurs. So kann es auf die Dauer nicht weitergehen, ohne unsere höchsten Kulturgüter in ihrem Bestande zu gefährden. Wird dieser Gedankenanarchie, die Nietzsche nicht etwa heraufbeschworen, die er vielmehr nur auf den packendsten Ausdruck gebracht hat, nicht beizeiten von besonnener Seite gesteuert, so sind wir — d. h. unser westeuropäisch-amerikanisches Kultursystem — unrettbar dem Verderben anheimgefallen. Deshalb müssen sich die erhaltenden, sozial fühlenden Parteien unter eine gemeinsame Fahne scharen.

Das Chaos politischer Meinungen muß sich zum Kosmos gefesteter Überzeugungen lichten und abklären, soll anders unser Kultursystem seine Stellung an der Spitze der Weltherrschaft behaupten. Alles Paradore mag als Spielart des Witzes gesellschaftlich reizvoll sein — aber mit Witzen macht man keine Weltgeschichte. Das Paradore hat im Haushalte des Denkprozesses wie alles Irreguläre und Anormale wohl den geduldeten Platz einer prickelnden Ausnahme; aber wehe uns, wenn es zur Regel wird. So sind Erdbeben, tellurische

Katastrophen und vulkanische Erschütterungen Paradole der Natur, die wir als Ausnahmeerscheinungen anstaunen, die aber — zur Regel erhoben — den Untergang des Menschengeschlechts herbeiführen müßten. Ebenso sind Revolutionen nichts anderes als Paradore der Geschichte. Die Soziologen, denen die Aufgabe zugefallen ist, dem Buche der Natur, wie es uns die Naturforscher zusammengestellt haben, das Buch der menschlichen Gesellschaft an die Seite zu stellen, vermögen in Revolutionen kaum etwas anderes zu sehen als: Druckfehler der Geschichte — Parallelerscheinungen der Katastrophen im Erdinnern. Das Paradore zum Prinzip erheben, heißt — ins Geschichtsphilosophische übersetzt — die Revolution in Permanenz erklären. Und das käme etwa auf dasselbe hinaus, als wollte man ein Buch nicht über Druckfehler, sondern in lauter Druckfehlern schreiben. Fahren wir im Tempo des politischen Übermenschentums fort, an Stelle der Regel die Ausnahme, an Stelle der Norm die Abweichung, an Stelle des Gesetzes dessen Übertretung, an Stelle der geordneten Gesellschaft die Willkür des Individuums zu setzen, wie Nietzsche, Stirner und alle Gedankenanarchisten uns zumuten, so enden wir intellektuell im Irrenhaus, moralisch im Zuchthaus, sozial im bestialischen Kampf Aller gegen Alle. Die peinliche Frage bleibt dann freilich bestehen, wo wir Hüter und Wärter hernehmen sollten.

Der Himmel bewahre uns vor politischem llbermenschentum! Wir brauchen heute nur Menschen, gesunde, normale, mit bnu »en» ausgestattete Menschen, denen alles Perverse — auch im Politischen — in innerster Seele zuwider ist. Das Jagen und Haschen nach allem politisch Paradoren ist Perversität. Wir würgen an Ertremen und ersticken an der Überfülle von »oi-äi»imt-Individualitäten. Wir gehen daran zugrunde, daß heute nur noch die Ultras von rechts und links, — gleichsam die Frage- und Ausrufungszeichen im Soziologischen — sich Gehör zu verschaffen vermögen, und dies in der Politik nicht minder denn in Kunst und Wissenschaft, während die ausgleichenden, versöhnenden, vermittelnden Naturen von den politischen „Übermenschen" als schwächliche Philister und rückgratlose Weichlinge verächtlich beiseite geschoben werden.

Und doch liegt im Kompromiß die Lösung. Das Heil der Menschheit liegt niemals im Ertremen, sondern immer nur im Ausgleich. Denn schon im Begriff „Menschheit" steckt der Durchschnitt, der Gattungstyp, dem nur die allgemeinsten Merkmale, die allen gemeinsam sind, zukommen. Individualitäten aber, welche beanspruchen, Ausnahmen von diesem Gattungstyp zu bedeuten, haben in der Soziologie keine andere Stellung und kein anderes Daseinsrecht, als etwa Ausnahmen in der Grammatik und Spielarten oder Varietäten in der Zoologie. Entscheidend ist und bleibt immer die Gattung: die Gesamtheit der Interessen und nicht das Einzeleremplar mit seinen vom Gattungsinteresse abweichenden Velleitäten.

Auf Epochen von Genies folgen erfahrungs- aber auch ganz naturgemäß solche der Talente. Haben die Kraftgenies, die ganz Großen, die Gewalts-

menschen sich ausgelebt, dann kommen die stillen Talente an die Reihe. Auf Plato folgt Aristoteles. An die gewaltige Erplosivnatur Luthers schmiegt sich die mildversöhnliche Reformtätigkeit Melanchthons wundersam harmonisch an. Und so war in unserer Zeit Bismarck der Plato der Politik wie Wagner der Plato der Musik — eruptive Naturen, lavasprühende Krater, Prachteremplare des Typus Mensch. Ihre Leistungen waren Siegelabdrücke ihrer Persönlichkeiten. Bismarck hat uns ein politisches Arbeitspensum hinterlassen, an dessen Bewältigung Talente an Umsicht und Besonnenheit, Charaktere voll Geduld und Ausdauer Jahrzehnte hindurch zu arbeiten haben werden. Jahrzehnte aber sind für die praktische Politik kleine Ewigkeiten. Wie uns Bismarck nach außen die Wege der deutschen Weltpolitik gewiesen hat, so nach innen die Richtung der Sozialpolitik. Und hier ist der Punkt, wo wir politisch einsetzen möchten. Wir vertreten die von Aristoteles stammende Iuste-Milieu-Theorie im Politischen und Sozialen. Wie jede Tugend nach Aristoteles in der genau abgepaßten Mitte zwischen zwei Fehlern liegt, so sehen wir das politische Gleichgewicht des Menschengeschlechts — wohlverstanden des Durchschnitts, nicht der erlesenen Einzeleremplare — in der richtig balanzierenden Mitte zwischen den sozialpolitischen Ultras von rechts und links. Wir treten den Revolutionären von oben nicht minder scharf entgegen als den politischen Katastrophentheorien von unten. Im Rechtsstaat ist weder für Cäsaren noch für Catilinas Platz. Wir fordern: Rückkehr zum gesunden Menschenverstand, zu geduldiger Kleinarbeit im Sozialen. Wir künden: Abwehr vom Götzendienst des Paradoren und Rückkehr zum Kultus des Normalen, schlechthin Vernünftigen. Wir erklären den Todkrieg allem Perversen, und wir sehen in allen Formen des Anarchismus nichts anderes als einen Spezialfall von politischer Perversität. Wir bekämpfen aufs Messer alles Lebensfeindliche, Gesellschaftsschädliche, Gemeinschaftshemmende und stellen im Zusammenprall der Individual- mit den Gattungsinteressen immer und unter allen Umständen den Gemeinnutzen höher als das Einzelwohl, nach der Devise: «aln» publica »uprema lex. Das Einzelinteresse hat sich dem Familieninteresse unterzuordnen, dieses dem Gemeinde- und Volksinteresse, dieses wieder dem Staats- und Nationalinteresie, und dieses endlich dem Menschheitsinteresse. Und so stellt denn die menschliche Gesellschaft eine förmliche Pyramide von sozialen Interessen dar. Typus der Barbarei ist: Zentralisation der Arbeit, aber Dezentralisation der Interessen; Typus der Kultur hingegen umgekehrt: Dezentralisation der Arbeit, aber Zentralisation der Interessen. Diese Interessen sind solidarisch miteinander verschlungen. Wo sie aber kollidieren, da hat die soziale Gesetzgebung verbessernd, nachschaffend, ausgleichend einzugreifen. Zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Herrschenden und Gehorchenden, zwischen Kapital und Lohnarbeit ist das Gleichgewicht im gegenwärtigen Zustande unserer öffentlichen Einrichtungen immer noch aufs empfindlichste gestört. Es herrscht Klassenkampf statt Klassenharmonie. Diese Klassengegensätze

müssen ausgeglichen, versöhnt, aufgehoben werden — und das werden wir im Kampfe gegen das Paradore und Übermenschenhafte in der Politik durchsetzen.
Das Streben nach Gleichgewicht ist ein Naturgesetz, das die unbelebte wie die belebte Natur beherrscht. Eruptionen im Erdinnern sind nichts anderes als der Ausdruck der Herstellung des angestrebten Gleichgewichts. Überall dort in Natur und Gesellschaft, wo das Gleichgewicht gestört ist, waltet die Tendenz vor, auf irgend einem — sei es gewaltsamen, sei es friedlichen — Wege das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Der gewaltsame Weg im Sozialen heißt: Revolution, der friedliche: Evolution (Entwicklung). Blinde Instinkte gehen wie blinde Naturmächte gewaltsam vor. Das menschliche Bewußtsein bildet aber eine Korrektur der blinden Instinkte. Revolutionen entspringen krankhaften, unklaren, wirren Vorstellungen, niemals reifen Überlegungen. Weisheit aber heißt: Vorschau. Voir pour prsvoir, sagt Comte. Weises vorsorgliches Denken weiß Revolutionen vorzubeugen, rechtzeitig, mit Vorbedacht jene Ursachen abzuschwächen, welche das gesellschaftliche Gleichgewicht stören. Wir vertreten daher die Herstellung eines weise abgestuften und gerecht abgewogenen Gleichgewichts zwischen den einander entgegenstrebenden Interessen von Kapital und Arbeit.
Das politische Ziel ist die Herstellung eines Gleichgewichtszustandes im Sozialen, und das dazu führende Mittel heißt: Ausbau des sozialen Rechts.
Unter Sozialisierung des Rechts verstehen wir den rechtlichen Schutz der wirtschaftlich Schwachen, das gesetzgeberische Eintreten für die von der Natur stiefmütterlich Bedachten und von den gesellschaftlichen Einrichtungen Vernachlässigten oder geradezu Benachteiligten. Die „soziale Gesetzgebung", wie sie nach dem Modell des Deutschen Reiches sich in allen Kulturländern durchzusetzen beginnt, ist so gleichsam die Korrektur der menschlichen Gattungsvernunft gegen Unebenheiten und Unzuträglichkeiten, wie sie das natürliche Wachstum sozialer Triebe und Instinkte unausweichlich mit sich bringt. Vieles muß gerodet, Unkraut ausgejätet werden, bevor die sinnig nach- und umschaffende Gartenbaukunst öde oder wilde Flächen in einen wohlgepflegten Park verwandelt. Das natürliche Wachstum der menschlichen Gesellschaft verhält sich zu ihrer bewußten Umformung seitens einer weise vorschauenden sozialen Gesetzgebung im letzten Grunde nicht anders als die Urwaldwildnis zum Kunstpark. Gewiß hat die Gartenbaukunst sich erst an den unreflektierten Stilformen der Natur gebildet, wie denn auch Fauna und Flora im tiefsten Meeresgrund Farbenspiele, Linienführungen und Formenreichtümer aufweisen, vor denen selbst die raffinierteste künstlerische Phantasie die Waffen strecken muß. Aber die bewußte Kunstschöpfung hat den Vorzug der besseren und sparsameren Anpassung der angewendeten Mittel an den angestrebten Zweck.
In den Bewußtseinsschöpfungen der menschlichen Gattungsvernunft herrscht ein scharf abgezirkeltes, fein ersonnenes Maßverhältnis. Wer nun mit dem

bürgerlichen Liberalismus, der sogenannten Manchestertheorie oder I<iü»»62-
taire-Doktrin, das empfindlich gestörte Gleichgewicht von Kapital und Arbeit
sorglos der Natur überlassen will, weil sich diese von selbst helfen wird, der steht
sozialpolitisch auf dem Standpunkt des Naturheilverfahrens. Die Naturheil-
kundigen behaupten ja nichts anderes für den tierischen Körper als die Liberalen
für den sozialen Körper: die Natur hilft sich selbst.
Wir bestreiten die Tatsache nicht, wohl aber Deutung und Tragweite dieser
Tatsache. Daß die Natur sich selbst hilft, sehen wir ja am besten daran, daß
Jahrtausende der Geschichte in der Form religiöser Imperative, also ohne soziale
Gesetzgebung, dahingegangen sind, und die Menschen haben doch eristiert. Aber
wie? Das ist der Kernpunkt unserer Frage! Die Natur gebraucht Umwege;
sie macht zwar keine Sprünge, aber sie verläuft im Zickzack; sie liebt Quer- und
Seitenstraßen. Der Biologe Metschnikoff hat die Disharmonien der Natur zur
Evidenz erhoben. Die Vernunft hingegen zieht die gerade Linie, sucht die könig-
liche Heerstraße auf und ist bestrebt, in kürzester Frist und auf geebnetstem Wege
zum Ziel zu gelangen. Sicherlich hilft in den meisten Krankheitsfällen die Natur
sich selbst, und ohne diese Selbsthilfe wäre alle ärztliche Kunst vergebens. Aber
die Medikamente beschleunigen diesen Prozeß, und darauf kommt es an. Wenn
ich Zahnschmerz oder Gicht habe, so glaube ich dem Naturarzt ohne weiteres, daß
in 5—6 Tagen die Schmerzen von selbst schwinden werden, weil die Natur sich
selbst hilft. Aber ich habe weder Lust noch Geduld, solange zu warten, bis es
der Natur gefällt, sich selbst zu helfen. Und deswegen nehme ich eine von der
medizinischen Wissenschaft vorgeschriebene Mirtur, die mir dazu verhilft, in
Minuten oder Stunden zu beseitigen, wozu die Natur Tage braucht. Bei unserer
„Reizsamkeit", die nach Lamprecht das charakteristischste Merkmal des modernen
Menschen ausmacht, sind wir nicht gewillt, gleich unseren Vorfahren, Jahr-
hunderte zuzuwarten, bis es dem Naturprozeß in der Geschichte gefällt, das Gleich-
gewicht zwischen Kapital und Arbeit mit der Zeit herzustellen. Wir wollen den
Prozeß beschleunigen; wir wollen ihn vor allem selbst erleben! Vertröstungen
auf räumliche oder zeitliche Ienseitigkeiten verfangen bei unserem brennenden
Diesseitigkeitsdurst nicht mehr. Wir verlangen mit derselben Inbrunst heute
von der Wissenschaft Abhilfe gegen das gestörte Gleichgewicht von Kapital und
Arbeit, wie unsere Vorfahren sie von der Religion gefordert haben. Wer uns
mit der politischen Traktätleinweisheit kommt: „Wartet nur ab,,die Natur hilft
sich von selbst", den schieben wir als sozialen Kurpfuscher, als Naturheilkundigen
der Politik ungeduldig beiseite, um an die Pforten der Wissenschaft zu pochen:
gebt uns soziale Heilmittel gegen die blutenden Wunden unseres Gesellschafts-
körpers; braut Rezepte zur Beschleunigung unserer Gesundung und beschwichti-
genden Linderung unserer sozialen Schmerzen; stellt auf kürzerem Wege, als es
die Natur vermag, das gestörte Gleichgewicht von Kapital und Arbeit her!
Wer in diesen Ruf einstimmt und von der Wissenschaft hofft und darum

fordert, sie möchte die Mittel zur künstlichen Regulierung und bewußten Aue-
gleichung der mit unerhörter Vehemenz aufeinanderprallenden Interessengegen-
sätze ausfindig machen, der steht mit uns auf dem gleichen Boden.
Die weichseligen Tiraden der Cobdeniten, man solle diesen Heilungsprozeß der
Natur sich selbst überlassen, weisen wir als unkräftig, unmännlich und eben darum
als unvernünftig zurück. Wir wollen unser soziales Geschick nicht mehr wie unsere
Vorfahren von einer unbewußt-zweckmäßig wirksamen Natur dirigieren lassen,
sondern wir möchten es in unsere eigenen, muskelstarken, eisenfesten, willens-
gestählten Hände nehmen. Wir wollen in bewußter Zwecksetzung ein Gesell-
schaftsideal auf dem Wege einer sozialen Gesetzgebung verwirklichen, in welchem
die Dissonanzen von Kapital und Arbeit durch ausgleichende und austeilende
Gerechtigkeit sich in Harmonien auflösen. Wir werden durch vorbeugende Ge-
setze die Ursachen der heutigen Klassengegensätze nach und nach beseitigen, alle
Faktoren abschwächen oder ganz unwirksam machen, welche heute zum Klassen-
kampf führen, kurz neue Klassenbildungen vorbereiten, die nicht mehr, wie heute,
gegeneinander kämpfen, sondern miteinander wetteifern, um das Wohl aller
lebenden Wesen zu heben und zu fördern.
Die soziale Gesetzgebung hat sich nach alledem eine Reihe von Aufgaben zu
stellen, durch deren Bewältigung sich der jetzige Kümo domiiii lupu» in einen
künftigen Iinnio Iiomiui äeu» verwandeln wird. Die Weltanschauung des
energetischen Optimismus, wie ich ihn in einer Reihe von Werken (zuletzt im
„Sinn des Daseins". Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der
Gegenwart, Tübingen, Mohr, 1904) zu vertreten suche, fordert zunächst die
soziale Geltung des Gesetzes vom kleinsten Kraftmaß. Hat es die „soziale Gesetz-
gebung", wie wir ausgeführt haben, mit der Ordnung der erzwingbaren wirt-
schaftlichen Gütererzeugung und Güterverteilung zu tun, so wird sie in erster
Linie darauf bedacht sein, die größtmöglichste Gütermasse mit dem geringsten
Aufwand von menschlicher Arbeit herzustellen. Wir sprechen nicht wirt-
schaftlicher Rückständigkeit, sondern dem weitestgehenden technischen Fort-
schritt das Wort. Nicht zurück in den Feudalstaat, sondern unbeirrt vorwärts
in das Industriesystem. Das wirtschaftliche Prinzip des Feudalismus war das
der Natur: unbewußt zweckmäßig, das des Industrialismus hingegen ist das der
Vernunft: bewußt-zweckmäßig. Wie Gott selbst nach der Auffassung des
energetischen Monismus eine unendliche Energiequelle im Großen ist, so ist jeder
Mensch eine Energiequelle im Kleinen. Clausius stellt den Satz auf: „Die
Energie der Welt bleibt konstant", und Ostwald gibt die Begriffsbestimmung:
„Energie ist Arbeit oder alles, was aus Arbeit entsteht und sich in Arbeit ver-
wandeln läßt".
Und so gehen denn die Energetiker darin einig, daß Tätigkeit, Energieent-
faltung, kurz Arbeit den Sinn wie der Welt so des Menschendaseins ausmacht.
Aber der Austausch der Energien gegeneinander geschieht in der Natur nach dem

Gesetz des kleinsten Kraftmaßes, welches besagt, daß mit einem Minimum von Energieaufwand ein Maximum von Arbeitsertrag bewerkstelligt werden soll. Nicht die Arbeit an sich, sondern ihr Ertrag ist Sinn und Zweck dieses Umwandlungsprozesses. Die Feudalwirtschaft widersprach dem Energiegesetz ebenso wie das Industriesystem ihm entspricht. Dort Vergeudung im Großen, Verzettelung im Kleinen — unsparsam, unwirtschaftlich, daher viel Arbeit und wenig Ertrag. Hier umgekehrt: wenig Arbeit und viel Ertrag. Im Maschinenzeitalter vermag eine menschliche Arbeitskraft Erträgnisse zu liefern, für welche die Feudalwirtschaft Hunderte von Händen brauchte. Der Wirtschaftsbetrieb des Feudalsystems entspricht der Formel: Mit einem Marimum von Arbeit ein Minimum von Ertrag, der des Industriesystems umgekehrt: Mit einem Minimum von Arbeit ein Marimum von Ertrag. Im herrschenden Industriesystem aber brauchen wir keine Übermenschen, sondern tatkräftige, energiebelebte, schaffensfreudige Normalmenschen.

Dr. Albert Ehrenstein:

Arbeiterschreie.

Ich bin nicht beschränkt genug, irgendwie Partei zu sein. Patrizier gibt es kaum. Der Kampf zwischen den Agrariern und den anderen Plebejern langweilte mich schon bei der römischen Geschichte. Doch Segel- und Flugwochen, Alpenfahrten, Olympische Spiele — kurz die tausenderlei nichtigimposanten Vorwände, unter denen sich die zahlungsfähige Oberschicht in ihrem Welthotel ewig „Mahlzeit" sagt, erfordern eine kleine kalte Douche. Ich will nicht der Rentner satte Lebensruhe stören, das wäre unmöglich. Sentimentalität, die Sucht mitzuheulen, liegt mir fern. Aber der Schrei von Arbeitern, Menschen hat mein Ohr getroffen. Automatisch gebe ich diesen Schrei weiter.

Rundfragen gehören im allgemeinen zu den gefährlichsten Infektionskrankheiten dieses Jahrhunderts. Gottseidank ist kein lahmer Kathedersozialist über die Arbeiter hergefallen. Der Dozent Adolf Levenstein beschäftigte sich in seinem tendenzlosen, von den sozialistischen Parteidogmatikern verpönten Buche „Die Arbeiterfrage" mit dieser Angelegenheit, indem er 8000 Arbeiter fragte, dreizehn schlichte Fragen an sie richtete. Die Ergebnisse, ohne viel Diskussion und „wissenschaftlichen Apparat" dargebracht, liegen nun vor. Was die Arbeiter antworteten, ist herzzerreißend. Am eindringlichsten sind die Klagen über die Einförmigkeit der Beschäftigung. Man höre einen Kohlenhauer: „Das Menschentum wird schimpflich inmitten des brutalen Arbeitsprozesses. Wenn

ich als Lohnarbeiter in dem Getöse der Grubenarbeit verhüllt darüber nachgrüble,
wie es kommt, daß der Fluch der Arbeit so bleiern auf mir lastet, dann mochte
ich aufschreien, wild, gellend, vor Wut und innerem Groll. Aber ich muß
schweigen, muß mich hineinschweigen in mein Herz, und doch tief in der Brust
seufzt die todmüde Seele. Täglich heruntergerissen in die geologischen Tiefen
des verkohlten Urwaldes kühle ich die gemarterte Stirn an dem Gefels des Iura.
Wahrhaftig: ein niederträchtiger Fluch hängt sich an diese Arbeit. Wie ein
Grablied kreischt es einem jeden Tag ins Ohr: Wir müssen unser Quantum
haben oh, wie müde und zerschlagen noch ein paar Schaufeln
Kohle . . . wie die Hitze drückt . . . immer noch Kohlen ... ein paar Schippen
noch ... der Steiger will Kohlen haben . . . eine Elendsrackerei ... ein
Hundsgedinge . . . Kohlen . . . Kohlen . . . Kohlen!"
Drastischer schildert ein Eisendreher seine Schmerzen: „Stellen Sie sich
vor, Sie hätten bereits 24 Jahre jeden Morgen eine Kaffemühle genommen
und dann im Akkord täglich 11—13 Stunden gedreht, so können Sie vielleicht
begreifen, wieviel Interesse ich meiner Arbeit entgegenbringe."
Wie sehr bei derartigen Klagen gesellschaftliche „Imponderabilien" mit-
spielen, beweist die häufige Wiederkehr von Äußerungen, die auf entgegen-
kommendes Benehmen der Unternehmer Wert legen. „Man hat doch mitunter
eine gewisse Arbeitsfreude, wenn man vom Fabrikanten freundlich behandelt
wird," findet ein Scherenschleifer, der allerdings mit dieser Erfahrung fast allein
zu stehen scheint, denn immer wieder heißt es: „Man müßte als Arbeiter nur
bessere Behandlung haben, aber die meisten Chefs grüßen ihre Arbeiter morgens
und mittags nicht, wenn sie in den Arbeitsraum treten."
Unwesentlich wird aber dergleichen gegenüber den Depressionen, zu denen
die Tätigkeit unter Tage, der Mangel an äußeren Eindrücken oft bei Berg-
arbeitern führt. Ein Pferdetreiber im Bergwerk arbeitet seit 10 Jahren mit
einem Pferde „Viktor" zusammen. Er schreibt: „Wenn ich die Augen geschlossen,
halbwegs einschlafe, glaube ich immer nachts, ich sei wieder in der Grube, und
viele Male rufe ich dann, wie meine Frau versichert, „Hol, Viktor. Iö!" Ich
mache also zwei Schichten jeden Tag und erwache gewöhnlich in
Schweiß gebadet."
Auch die Frage nach dem Eintritt der Ermüdung brachte traurige Ergeb-
nisse. Einer antwortet: „Nach vier Stunden, und da wird Brot gegessen. Der
Kopf duht einem schon weh von der Hitze, Pulfer, und Stingiegen Luft. Die
Schnitten sind verdrognet. Man möchte Essen, aber es schmöckt nicht." Ein
zweiundzwanzigjähriger Bergarbeiter sagt: „Sobald ich meine Schicht gemacht
habe, bin ich so müd, daß mir alles zuwieder ist und ich mit meiner Frau und
Kindern gar keinen Spaß mache, was meine Frau immer erboßt."
Andere trostlose Stimmen: „Wenn es Schicht ist, dann bin ich eigentlich
nicht mehr müde, dann bin wrak."

„Die Knochen sind stumpf, da kann man nicht sagen, ob man zu Anfang, zu Ende oder in der Mitte der Schicht müde ist."
„Nach 7 Stunden dan sahne ich, ich könnte das Tageslicht erblicken und fülle mich müde."
Die Frage: „Denken Sie bei Ihrer Arbeit?" ergab auch nicht gerade heitere Resultate. Einige Bergarbeiter seufzen nur: „Ob man nicht könnte über Tage sein Brot verdienen?"
„Ich denke immer, wenn es nur bald schicht wäre."
„Denken unmöglich, da auf das Gebirge achten muß, um mein Leben zu schützen."
„Ich denke an die verfluchte Quälerei hier unten und dann noch das Versprechen zu haben, nach dem Tode in die Hölle zu kommen." Und alle sie sind noch besser gefahren als Einer, der mitteilt: „Einmal kostete mich das Denken in der Grube zwei Finger."
Viele Kohlenhauer können nicht über die sozialen „Unterschiede" hinwegkommen, sie grübeln: „Ich denke immer an das schwere loß, welches wir Arbeiter haben bei unserer Arbeit, weil wir alles hervorbringen und müssen dabei doch noch hunger leiten, und die, die das ganze Jahr nicht arbeiten das herrlichste leben haben und uns noch obendrein als Faulenser hinstellen."
„Wenn ich mich und andere Kumpels betrachte, wie denen der Schweiß am Leibe herunterträufelt, denn sie haben ja keine Hemden an, so denke ich an die göttliche Weltordnung."
„Nackend sind wier doch alle zur Weld gekommen wir Arbeiten alle Tage und gehört uns nicht mal so viel wo man hin Spuckt."
Wer kann es da einem geplagten Robotknecht übelnehmen, wenn er uns Vorwirft: „Was kann ich da viel denken? Wenn der Steiger vor die Arbeit kommt, sagt er gewöhnlich: Wieviel Wagen habt ihr schon und wieviel giebt es noch?" Oder gar grimmig entscheidet: „Ist nichts zu denken, nur zu fluchen!"
Selten ein Mensch, der einen Welttrost findet, über seine Gedanken befragt, so herzandringend-liebliche Worte findet, wie jener zwanzigjährige Weber, der da antwortet: „Mein Herr, ich bin jung. Ich will offen zu Ihnen sein. Wenn nichts Besonderes mich veranlaßt, denke ich an mein Lieb."
Ein Lichtpunkt — dann beginnen wieder die Dissonanzen zu schrillen. Ein Berliner Plüschweber hebt an: „Früh sieben Uhr beginnt die Fabriksirene zu pfeifen. Es sind die Pfeifen meines Brotherrn, der damit andeuten will, mich zu beeilen. So werde ich herangepfiffen, wie der Herr seinem Hund pfeift. Fünf Minuten später wird das Fabriktor geschlossen, oder der Markenautomat gesperrt, und ich bin im Zuchthaus drin." Und abermals lapidare Äußerungen eines in drei, vier Worte komprimierten Weltschmerzes: „Alles drückt mir."
„Mir ist alles gleich." „Das drig mier Sehr das ich zuwenig ferdienen Kan und ich wil überhaupt kein Patrigote sein."

Dieser letzte, fast komische Satz mag zu dem Radebrechen eines nach äußerer Ästimation und Gönnerhaftigkeit begierigen Schlesiers hinüberleiten. „Waß drückt mier der geringe Lohn. Drückt mich mehr, den wen ich mehr verdiene da kan ich auch anficht haben bei meinen Arbeitgeber. Den da möchte ich mich auch öfters wo Rausgehen ins Resiauratzion mit meinen Arbeitgeber auch eine Flasche Wein Trinnken oder eine Flasche Scheck, und dabei auch Par Stück Ziegaren Mecksyko im auch ins Tasche Stecken, da möchte er auch anficht an mich haben aber So kann ich nicht den vier die Par Pfennige kan ich meine Familie nicht arnehren." Einen anderen Tertilarbeiter drückt hinwiederum: „Die hinterlistige schlechte Behandlung von seiten dem Werkführer hier heißt es zuerst Geld spicken und dann Geld verdienen sowie obendrein noch Arbeiten wie in einem Zuchthaus und dann noch nichts verdienen!" Noch eine kleine Elends-schilderung gefällig? „Ist es eine Freude, wen ich von der Arbeit komme, meine Frau sitzt an der Nähmaschine und näht, der 12jährige Sohn ist ihr dabei be-hülflich, die 14jährige Tochter näht. Ich besorge daß Abendbrot. Nach dem Abendbrot wieder ans nähen. Ich bereite für nächsten Tag daß Mittagbrod vor." Am qualvollsten aber der ewig wiederkehrende Schmerzensschrei: „Den Kindern nichts bieten zu können! . . . Keine bessere Erziehung . . . Das Herz möchte zerspringen bei diesem Gedanken."
Wer kann sich da über Ausbrüche der Verbitterung wundern? Ein Un-gerechter meint: „Viele Reiche kommen mir vor, wie eine Schaar roher Buben, die einen Frosch ins Wespennestt gejagt, und sich an seinen Qualen weiden." Auf die Frage: „Welche Arbeit möchten Sie am liebsten verrichten?" antwortete der blinde Hohn eines Verbissenen, er möchte „Pastor spielen, denn der hat morgens bloß eine halbe Stunde Arbeitszeit." Ein anderer Bergmann wünscht: „Ich mehte gerne Polnische Agittator werden aber ich kan nicht gudschreiben." Ga» die Fragen: „Was würden Sie tun, wenn Sie täglich genügend Zeit für sich hätten? Was würden Sie sich für Dinge anschaffen, wenn Sie das nötige Geld hätten" führten zu den wunderlichsten, rührendsten Tagträumen. Zwanzig Materialisten gaben darauf natürlich die Auskunft, sie möchten sich am liebsten vier Frauen anschaffen. Ein weniger anspruchsvolles Gemüt träumt: „Wenn ich genügend Zeit hätte, würde ich mit meinem Mädchen spazieren gehen und mir bessere Kost anschaffen . . . nicht wie es jetzt ist daß wenn man von der Schicht kommt blos trockne Bratkartoffeln bekommdt." Behaglicher wünscht sich's ein Kohlenschlepper: „Wenn ich von der Schicht kome da wer ich mir satt essen und dann etwas in den Wald spazieren ein schnitt Bier sich austrinken und dann ins Bett sich ausruen daß ich wieder auf die andre Schicht munter werde."
Ein Kohlenhauer herentgegen ist aus guten Gründen wanderlustig: „Ich möchte jeden Tag spazieren gehen, und mir die Welt näher betrachten, denn sonst kommt mein Ende und ich werde mich verlieren wie ein Wurm in der Erde." Nicht ganz so billig tut's ein Anderer, will „Meine Frau unterm Arm nehmen

und spazieren gehen; tät mir eine Fila kaufen und schönen Garten." Ein müder Bergarbeiter sinniert: „Erstens würde ich mich genügend ausschlafen dan würde ich im Wald spazieren gehn, um dadurch die güftigen Atome aus meiner Brust wieder los zu werden." Wie bescheiden! Nach Wirkung strebt hingegen ein Hauer: „Da wen ich kome von der Arbeit da thu ich mier erst mein Mietag essen und ein Glaß Bier Trinnken und dabei mein Zeitung durchlesen und wen ich fertig bien da möchte ich auch zum meinen Vertrautmann, um mit ihm auf Rede zu gehen ... Da werde ich mier ein Eigenes Haus und mein Eigenes Wirtschaft anschafen und dann möchte ich erst Organisatzion vergrößern In unserem Dorfe Gieschewald. Die die Leute Siend Hier noch Sehr ferchterlich Bliend." Ähnlich wünscht ein anderer Bergmann „auf frischer Luft gehen und eine verniftige Zeitung lesen . . . vier die Kinder Kleidung das die nicht barfuß laufen." Beschaulichere Naturen staffieren sich das Leben netter, minutiöser aus: „Im Sommer würde ich Blumengärtner sein, fischen gehen, mit meinem Mädchen, die sehr geweckt ist, würde ich in Wald und Flur herumstreichen und ihr das Leben der Natur und ihrer Geschöpfe erklären . . . Die Sachen besser ergliedern." Ein fromm Veranlagter will nichts als „In Kirche gehn, die Seele zu retten." Ein blutdürstiger Weber hingegen ersehnt „Ein Revolver mit Zubehör, für den Fall wo wir uns zur Gegenwär sezen müssen." Ein kinderreicher Zunftgenosse hat die dringlichere Bitte an das Schicksal: „Zunächst Betten anschaffen um allein schlafen zu können."

Der kontemplativste Idylliker hat folgenden Wunschzettel: „Ich würde mir ein kleines Haus bauen, Schweine fittern Gänse Hühner Tauben für meinen Bedarf und einen schönen gemüße Garten anlegen was ich alles recht schön bebauen wollten und daß ich mir könnten immer recht satt Essen könnte."

Und dann kommt das Heer der Bildungssüchtigen. Geben wir «inem Kohlenschlepper das Wort: „Werde ich mer Aus Bilden. Ich möchte wichtige große Bücher lesen . . . würde mir wissenschaftliche Werke und Zeitungen anschaffen . . . den Vorwärts und Freidenkerbücher ferner ein Kräuterbuch und Göthe Schillers Werke." Ein neugieriger Weber wieder plant: „Ich wird mir Vil Bücher und zwar nitzlie fir die Weld und auch Christliche das man wiste wie es genseit nach dem Tode aus sid." Die beste Verwendung finden die Liebevollen für ihren erträumten Reichtum: „Vor allem ließe meine Frau nicht mehr auf Arbeit gehn." Andere drückt am stärksten die Not: „Würde mindestens alle 2 Jahre einen neuen Anzug schaffen woh jetzt nicht daran zu denken ist, weil man erst in 4—5 Jahren daran denken kann."

Auch aus der allgemeineren Frage: „Welche Hoffnungen und Wünsche haben Sie?" erwuchsen die unerwartetsten Resultate. So antwortete ein kurioser Kauz: „Ich wünsche mir in Sozialdemokratischen Sinn Sterben."

Realeres äußert ein Grubenarbeiter: „Mein Wunsch und meiner Frau Wunsch ist daß wier keine Kinder mehr bekommen. Da redet Herr Bebel vom

Schein der Wissenschafftlichkeit, wenn sich ein Arzt hergiebt und den Armen geplagten Aufklärung giebt über Verhütung der Empfängnis. Man verlangt die Frau soll sich emanzipieren. Aber wenn er wüßte wie es um die meisten Arbeiterfrauen steht. Ihr ganzes Denken und Fühlen ist auf die Verhütung der Empfängnis gerichtet. Man sieht es überall an der Unterhaltung. Bei der Arbeiterfrau ist ein fortwährendes in der Angst leben denn jede Arbeiterfrau weiß was ein Kind mehr bedeutet, wieder mehr Sorge und Not denn der Verdienst steigt nicht."

Interessant in ihrer Primitivität sind die Desiderien zweier anderer Berg» leute. Der Eine stammelt: „Mein Wunsch ist der, daß ich nun teilen möchte, in der Hinsicht daß ein Jeder waß bekommt, da könnten wir uns ein Jeder auf seinem eigenen Grundstück Tumeln können." Der Andere, ein 48jähriger Bergmann, seufzt: „Ich wünsche ich könnte Infalide werden. Aber solange wie Man noch Stehn kan und etwas gesichtsfarbe hat so heistes gleich Och sie können noch arbeiten sie wollen blos nicht." Noch ergreifender spricht die Stimme eines armen Handwebers: „Das ist mein wunsch wenn ich gestorben daß ich in der Geister Weld nicht zu schlecht ankommen mechte." Ein Metallarbeiter aber ist nicht so egoistisch, er hat „Hoffnungen und Wünsche nur, welche sich für alle verwirklichen. Ich mag keinen Himmel, wenn meine Brüder in der Hölle schmachten!"

Bei der Interpellation: „Finden Sie Ihr Vergnügen mehr in der Familie oder im Wirtshaus?" überwiegen wiederum die komischen Auskünfte. Eine Berliner Metallarbeitersfrau bemerkt unter dem gewiß nicht aus dem Herzen kommenden Ausspruch ihres scheinheiligen Gemahls: Mein Vergnügen finde mehr in der Familie „Oller Suffkopp, behandle du mich so, wie du vom Arbeitgeber behandelt zu werden wünschest." Ein Schlaumeier hilft sich herrlich aus der Patsche: „Ich finde mein vergnügen in der Famielie und im Wirtshaus auch. Einen Korn kann und muß man trinken." Dem Trieb gehorchend und der eigenen Not findet sich ein Naiver folgendermaßen ab: „Mein Vergnügen ist Familie. Alkohol finde ich für unentbehrlich wen ich könte richtigen Korn trinken wie die Herrn Beamten in versiegelten Flaschen da war man auch gesünder und tüchtiger zur Arbeit als von dem einfachen aber ei langt nicht auf was besseres drum müssen wir beim einfachen bleiben um meine Gedanken zu zerstreuen." Offener gibt sich ein Alkoholapostel: „Ich habe Milch, Brauselimonade, Malzbier getrunken, doch war ich immer schwächlich dabei. Seitdem nun wieder Alkohol genieße, fühle ich mich wohler." Eine ebenso merkwürdige Wunderheilung konstatiert ein Organisierter: „Vor dem Bekanntwerden mit Tendenzen und Endziel unserer Partei habe ich fortgesetzt mit der Polizei in Konflikt gelegen (Diebstahl, grober Unfug), bin Insasse des rheinischen Korrektionshauses 2 Jahre gewesen. Seit Eintritt in die Bewegung trat bei mir auch nicht das geringste Delikt mehr ein." Die Hoffnungen, welche die Arbeiter in

die politische und Gewerkschaftsbewegung setzen, sind überhaupt sehr groß. Sie sagen: „Ia, so wie jetzt aus siet so kan nicht mehr gehen" oder sophistischer: „Hätten wir darauf keine Hoffnung, würden wir nicht bezahlen." Allerdings fehlt es auch nicht an einem skeptischen Strumpfwirker, der „heute weiß, daß zur Erlangung der Freiheit mehr gehört als daß man Beiträge zu den einzelnen Kassen leistet und sozialdemokratische Stimmzettel abgiebt oder sich auf die Bühne stellt und Freiheitslieder singt." Noch schärfer ein alter Weber: „Hoffnung auf Zukunftsstaat ist für mich Dunst. Besser kann es nur werden, wenn man die Menschen wie Bäume veredeln könnte." Gar kein Vertrauen setzt ein Fräser in die Gewerkschaftsbewegung: „Sie hat nur den hauptsächlichsten Zweck viele Beamte anzustellen und dem heiligen Bürokratismus im verdünnten Aufguß satte Pfründe zu schaffen."

Die Frage nach der Gläubigkeit stößt nun gar auf ganz besonders krasse Materialismen. Es ist noch professorale Gewundenheit, wenn ein Schnörkel-trcher doziert: „Das All der Dinge als Gott gedacht würde ich mich nicht schämen zu bekennen." Es kommt dicker: „Von einem lieben Gott habe ich noch nichts gesehen; unser Bergassessor hat einen lieben Gott und unser Bürger-meister in Gestalt eines übergroßen Einkommens aus den Taschen der Arbeiter." Noch schöner sind die Bekenntnisse: „Erstens giebts keinen, zweitens sein die hohen Steuern," und: „Ich glaube daß ein paar Pfund Rindfleisch eine gute Brühe geben, sonst nichts."

Oft frappiert die Ehrlichkeit eines Geständnisses wie: „Ich bin in dieser Beziehung wie so viele Hunderttausende ein Heuchler." Ein Traumichnicht aber beichtet: „Ich glaube an keinen Gott. Aus der Kirche bin ich noch nicht aus-getreten, weil die Sache noch nicht populär genug ist." Da sind immerhin noch die Brüsken vorzuziehen, die da wettern: „Ich trete aus der Kirche heraus, weil ich mich von den Pfaffen nicht verkohlen lassen will." Bei positiven Bekennt-nissen setzt es hie und da treuherzig-ärgerliche Nachsätze wie: „Ich glaube an den lieben Gott, mir sind aber meine Wünsche immer nicht eingetroffen."

Desto erfreulicher die Innigkeit der Gefühle, die vielen Arbeitern Wald und Naturgenuß gibt. Denn selbst in der Verbitterung ist noch die Liebe zu lesen, so wenn Einer ganz herb und verhalten den Satz hinätzt: „Das Betreten des Waldes ist bei Strafe verboten." Ein anderer Pathetiker fühlt sich im Walde von dem „Universalgedanken" besessen: „Hole der Teufel die ganze Kultur. Hole er die stinkigen Bergwerke, rußigen Städte, schmutzigen Straßen und Wohnungen, egoistischen Menschen und modernen Barbaren." Am rührendsten sind aber kurze, schlichte Konfessionen wie: „Wehn der Wald mein wehr," oder: „Wenn ich einsam bin, denke ich auf Liebe," oder die Schlaf-trunkenheit eines Arbeitsmüden: „Wenn Ich auf den Waldboden liege, komme Ich nicht zum Denken, schlaf sofort ein."

Von dem ökonomischen Familienvater allerdings, der schreibt: „Ich gehe nur

in den Wald, um Pilze und Beeren zu sammeln," ist nur ein Schritt zu folgender Pedanterie eines perversen Abstinenzlers und Demiurgen: „Der Wald müßte mei Eigentum sein und ich würde Ihm beleben lassen durch allerlei Thiere. Am meisten Vögel und möchte ich dort selbst Eine Waldschenke errichten lassen und Antialkoholhaltige Getränke verkaufen." Aber mit den Tifteleien dieses Schwachmathikusses versöhnt das gewaltigste Wort des ganzen Buches. Ein Tertilarbeiter, über seine Gedanken in der tiefen Einsamkeit befragt, drölmt die Antwort: „Dann denke ich, daß ist der Wald denn ich für meine Nachkommen Erobern will!"

Arbeiter, ausgehorcht, welche Bücher sie gelesen, antworteten oft: „Direkte Werke gar nicht," oder: „for läufich noch keine." Andere wieder lasen: „Die Nacktheit und ähnliche Schriften" oder „Die Wiesendschaftlichen, teosovislbe und okkultische Bücher". Noch andere nannten als ihre Lektüre: „Religiöse, Raubritter- und Räubergeschichten".

Es wäre fürwahr nicht übel, und sozusagen eines Sommernachmittages nicht unwürdig, wenn, vielleicht zum Entgelt für die mühselige Korrespondenz Adolf Levensteins mit 8000 Arbeitern, die Arbeiter, Ritter vom Geiste und Ritter des Körpers, nach den vierhundert instruktiven Seiten seines (bei Ernst Reinhardt, München erschienenen) Werkes „Die Arbeiterfrage" greifen wollten. Sie würden Dokumente der Menschheit finden, wertvollste Dokumente und Schandmale heutiger Unmenschlichkeit. Noch nicht Dagewesenes!

Adalbert Meinhardt:

Dazumal.

Morgen, sagte der Herr Schauspieldirektor zu Bad Gastein, richt Di danach, morgen kommst zum ersten Mal auf die Bühn' hinaus. Mir geben: „Zebu Mädchen und kein Mann." Natürli haben mir hier keine zehne. I wer das schon machen. Aber zweie müssens sein. Die Theres, die singt für alle. Tu bist die Danubia, die Österreicherin.

Aber .... Herr Pat' ....

Da schau mir einer das Madl an! Sollst aufs Theater und 's freut Ti net amal?

Freuen? — Das Lisettl drehte das Ende ihrer Schürze in einen ganz kleinen Zipfel zusammen. I bitt schön, Herr Pat, freuen täts mi schon ....

Na also. Mach net so viel Faren. I hab Dirs g'sagt, glei wie Du mi g'beten hast, weil D' halt so an armes, alleiniges Ding bist und hast von Dein'm harten Dienst fortwollen und Dir d' Welt a bisserl anschau'n. Gut, hab i g'sagt,

i nehm Di mit. So zum Flicken und zum Soufflieren kann ma
immer a Madl noch brauchen. Und wann amal mei Frau net mag — nachher
trittst Du an ihrer Statt auf. A Talent hast Du keins. 's G'sicht tätst schon
haben. Aber a Madl, wo mit seine achtzehn Jahr no ka Schatz net hat ... .
das taugt nicht für die dramatische Carriere! — Diese letzten Worte sprach er
mit feierlich erhobener Stimme, in seinem allerschönsten Hochdeutsch.
Das Lisettl stand da wie mit Blut Übergossen und kaute an dem Schürzen-
zipfel.
Übrigens, fuhr der Herr Direktor fort, übrigens, das is jetzt alles eins.
Morgen brauch i Di. Schon die drei Täg, die mir hier sein, geben wir a jeden
Abend „'s Versprechen hinterm Herd". Weil's halt so arg regnet, gehen die
Curgäst' alle herein. Aber am End — selbst in dem Gastein, kann's amal auf-
hören mit 'm Regnen. Da kommt zu uns ka Mensch net mehr. Also an Ab-
wechslung die muß sein. Das g'hört sich so im Leben. Erscht recht auf'm
Theater. Die Bühne aber — die ist ja nur eine höhere, eine veredelte Sorte
von Leben.
Aloysius Hubermayer sagte das wieder in seinem vornehmsten Heldenpathos.
Na also, fuhr er gemütlicher fort, bist no net z'frieden? möchtst zum ersten
Mal in Wien glei im Burgtheater mit der Wolter auftreten, daß der Kaiser
Di anschaun tät und applaudiert? Was, was? So a weißbärtiger Herr König
von Preußen und der Herr von Bismarck und der schöne Graf Perponcher und
wie die deutschen Herren alle heißen, die sind der Demoiselle Wengler aus Sankt
Pölten net vornehm g'nug? Da soll do glei der ... .
Aber Herr Pat! — Die Kleine hatte Tränen in den Augen. I bitt schön.
Es is net deswegen. Und i freu mi g'wiß. Und es wird mir eine Ehr' sein,
eine große .... Aber ....
So red. Was is denn da noch für ein „Aber"?
Herr Pat .... I will salutieren und marschieren, grad wie ein Soldat.
I habs g'sehn, letzt in Salzburg, wie die Fräul'n Theres mitsamt die neun
Schwestern einikommen is. Und i kenn a jedes Stichwort. Und singen kann i
au — na, da fehlt nir. Die Frau Patin, die wird mir scho helfen ....
Aber — Herr Pat, i kann ja net .... so ... . Halten zu Gnaden, lieber,
bester Herr Pat .... I hab ka Crinolin!
Das flüsterte sie dem Herrn Direktor so leise ins Ohr, als hätte sie Angst,
die Gasteiner Kurgäste, die jenseits von dem schützenden Vorhang ihre Morgen-
promenade machten, die könnten gar dies schreckliche Geheimnis erlauschen.
Denn das Theater des Herrn Hubermayer war damals in der schmalen, langen,
hölzernen Wandelbahn so aufgeschlagen, daß man jenseits des Vorhangs, wo
die Kurmusik spielte, hin und her spazieren konnte, indessen die Schauspieler
hinter dem Vorhang ganz ungestört ihre Proben abhielten. Der Wasserfall
donnerte seine Begleitung zu jedem Wort, auf zehn Schritte Entfernung vernahm

man doch nur ihn allein. Neben dem Podium war ein enger Gang freigelassen,
für die Herrschaften, die trocken in die Konditorei und in das Kaffeehaus ge-
langen wollten, ohne draußen durch den strömenden Gußregen zu gehen. Da-
hinter war noch ein halbdunkler, kleiner, lochartiger Raum, der am Abend als
Umkleidezimmer diente. Jetzt saßen die Frau Direktorin und deren Base, die be-
rühmte fesche Theres, hier auf ihren Garderobenkisten, an ihren Kleidern für
den Abend die Locher zu flicken. Und der erste Liebhaber Herr Vincenz von
Müllerich lag auf einem Sack langausgestreckt und paffte eine österreichische
Regie-Havannah.

Sehr elegant konnte man also die Theatereinrichtung des Herrn Direktor
Hubermayer nicht gerade nennen. Aber freilich —, daß eine seiner Schau-
spielerinnen an seiner Bühne so ganz ohne Crinoline auftreten sollte, das ging
ihm denn doch gegen die Ehre.

Er faßte sein würdiges Kinn in die Hand. Rasiert war er noch nicht.

Das tut ein echter Heldenspieler niemals vor dem Abend. Also fuhr er mit den
Fingern hin und her über seine schwärzlich violetten Stoppeln: Ja, was fangt
ma da an? Ja, was fangt ma da an? — Er rief seine Gattin, Frau Leopoldin',
und legte ihr sorgenvoll den Fall vor: Ja, was fangt ma da an? — Zwei
Crinolinröck habt's nur. Du, als Sidonie, die Wirtschafterin, bist zu gleicher
Zeit mit ihr auf der Szene, Deinen kannst ihr also net leihen. Und die Theres
schon gar net. Die kratzt mir so die Augen aus, wann i dem Lisettl überhaupt
a Rollen geb. Aber es geht amal net anders. Morgen is mein Benefiz. Da
muß absolut was Ertras g'schehn. Das Lisettl kann net spielen, net amal >o
recht dastehn wie sich's g'hört. Schau das Madl an, wies immerfort rot wird.
Aber es kennt's ka Mensch in Gastein. Und die Herren Zuschauer, die wollen für
ihr guts Geld auch a mal was Hübsches sehn. Gedruckt is 's so schon. Das
heißt, viel schöner als wie gedruckt.

Er breitete vor den bewundernden Beiden die großen Theaterzettel aus,
die er alle selber geschrieben hatte und trotz des Regens in der nächsten Stunde
Haus bei Haus herumtragen wollte. Und wie waren die geschrieben! Der Herr
Direktor schmunzelte.

Ja, da schaut's nur her. Das verstehn net viele von meine berühmten
Herren Kollegen.

Oben auf dem Zettel wurden die verehrlich«n Herren p. t. Kurgäste von
Bad Gastein und von Hofgastein allerergebenst eingeladen am Samstag um
8 Uhr präzise das Theater in der Wandelbahn möglichst zahlreich zu besuchen,
da die Vorstellung zum Besten des allerorts beliebten, bekannten, gehorsamst
unterfertigten Direktors Aloysius Hubermayer stattfinden sollte. Auf dem Per-
sonenzettel der Operette von Supp6 war das Fräulein Theresia Lampl als Dar-
stellerin der Hidalga, der Spanierin, genannt. Die Vertreterinnen der übrigen
Schwestern, der Britta, Limonia, Maschinka, Marianka etc. wurden nur durch

drei Sternchen bezeichnet. Die Danubia aber gab an diesem einen, einzigen
Abend das Fräulein Elisetta Wenglerini als erstes Debut und aus
ganz besonderer Gefälligkeit für Herrn Direktor Hubermayer.
Ein Eremplar dieser schriftstellerischen Kunstleistung, nämlich dasjenige für
den allergnädigsten, allergroßmächtigsten Herrn, Seine Majestät Herrn Wilhelm
den Ersten, König von Preußen, Herzog von Schlesien und so weiter und so
weiter, war auf einem am Rande gefältelten und durchbrochenen Bogen von dem
glattesten, weißesten, ganz undurchsichtigen Papier mit noch schöneren Schnörkeln
als die anderen geschrieben. Und der durchlauchtigste Herr Minister, Herr
Dtto von Bismarck auf Schönhausen, bekam gar einen Theaterzettel, der oben
in der linken Ecke ein getrocknetes Edelweiß aufgeklebt trug.
Das Lisettl hatte im Leben noch niemals etwas so Prächtiges gesehen. Und
ganz beschämt war sie, daß ihr Name mit der vornehmen Endigung den hohen
Herrschaften vor die Augen kommen sollte.
Herr Hubermayer schlug die Zettel, den für den König obenauf, in ein
doppeltes Zeitungsblatt ein, daß ihm der Regen nur nicht die Tinte auslöschen
und die ganze schwere Mühe zu nicht machen sollte.
I hab jetzt ka Zeit net, sagte er eilig, i hab grad durch das Löchl im Vor-
hang g'sehen, daß der Herr von Bismarck in der Wandelbahn steht und den
Kladderadatsch liest. Dabei is er immer gut aufg'legt, denn da is sein Bild
drin, mit die drei Haar auf sei'm Schädel. I wer ihm glei den Zettel verehrn.
Aber das Lisettl hielt ihn fest am Arm:
Herr Pat! I bitt schön, lieber Herr Pat, — ja, wie soll denn das werden?
Er schüttelte ungeduldig ihre Hand ab: Dös weiß i net. Um solche Weiber-
g'schichten hat ein Künschtler (in volltönendem Baß gesprochen) sie net zu scher'n.
Macht's, was Ihr wollt. Nachher soll mir's recht sein. A Geld derf's net
kosten, dös net, a Geld net. Du trittst morgen auf, dabei bleibt's amal. Und
ausschauen mußt, daß mir's ka Schand net antut. — Es gilt die Ehre des
Schauspielerstandes hochzuhalten! — Sprach's, setzte seinen großen Filzhut auf,
dem er vor dem Spiegel noch einen ganz besonders feinen, malerischen Schwung
verlieh, hüllte den langen grauen Mantel um seine breiten Künstlerschultern und
stieg die kleine rückwärtige Stiege vom Podium hinab, um an der Theres und
dem Herrn Vincenz von Müllerich vorüber den Ausgang zu erreichen.
Auf der halbdunklen Bühne blieben die Direktorin und das Lisettl.
Ja aber, seufzte die Kleine halb weinend, aber nm's Himmels willen, Frau
Patin, i hab doch ka Geld, i ganz g'wiß net.
Geld! Frau Leopoldine Hubermayer setzte sich breit auf den Stuhl auf
der Bühne, den vorhin ihr Gatte eingenommen. — Mit an Geld würd man auch
net viel ausrichten können in dem Regennest dahier, wo's außerm Wasserfall
und heiße Bäder und Tannenbäum nir zu kaufen und nir zu handeln net gibt.
Und für — „die Ehre des Künstlerstandes" werden wir net viel g'schenkt

kriegn, furcht i. — Aber — Künstlerinnen haben noch was Bessres zu vergeben als so lumpigte Papierzehnerln.
Ja, halten zu Gnaden, liebe Frau Pat, — das Lisettl sah ängstlich drein — ja — aber — i bitt schön, — und was wär denn dös?
Freibilleten! — Die Frau Direktorin zog aus dem Tisch, an dem sie saß, der praktischerweise als Schreibsekretär, als Herd und als Speisetisch, gelegentlich sogar als Thronsitz, zu verwenden war, die Lade heraus und entnahm ihr drei rote Karten. — Da. — Damit kannst anfangen, was Du willst.
Ja, aber wie, ja aber — von wem?
Weiß i's? I weiß, daß i a schöns Koschtüm für Di hab, a feuerrots Mieder und an Rock, — sie passen Dir schon. Nur silberne Ketteln brauchts da vorn, die hab i net. Der Uhrmacher — i kenn ihm vom letzten Jahr her — der leiht sie Dir, wann Du ihn schön bittst. Geh jetzt zu ihm. Und red mit ihm und mach ihm so a biß! den Hof. An alter Mann, Dir wird's net schaden. Und zum Windischbauer geh, zu dem Greisler und frag, was a Tonnenbandl kost. Und dann fragst, ob's denn in ganz Gastein net a Schneiderin hat, eine, wo Dir aus a paar Ellen Zeug mit eiserne Reifen drin, a Crinolin näht. Und wanns keine gibt, nachher fragst Du halt weiter, ob's vielleicht eine Dir leihn möcht. Daß die Theres Dir nir zu G'fall'n tut, daß weißt Du eh. Die gift sich so schon, weil Du jünger als sie bist und saub'rer. Geh jetzt und probier, was Du machen kannst. Und schau net so dumm drein. Wann D' net verstehst, die Leut a bisserl um Dein Finger herum zu wickeln, nachher wird Dir's Dein Lebtag beim Theater net glücken.
Das Lisettl nickte: I will's probieren.
Es war ihr bis heute nie eingefallen, daß sie irgend einen Menschen um ihren Finger wickeln könne und sie wußte nicht, wie man es anfängt. Die Theres, — ja die verstand das. Aber sie war eben älter und klüger. Was sie für spöttische Augen machte, als das Lisettl jetzt durch den engen Ankleideraum an ihr vorüberkam:
Wozu schaust mi an? Möchtst von mir was lernen?
Aber der von Müllerich lachte: Die — na, die brauchet bei Dir net zu lernen. Gib acht, nach einem Jahr beim Theater is die akkurat so eine, wie Du bischt.
Das Lisettl lief hastig davon.
Die Tür von draußen ward in dem Augenblick weit geöffnet. Drei Herren kamen aus dem Regen in die Wandelbahn herein. In dem schmalen Durchgang neben der Bühne stießen sie mit ihr zusammen. Es waren alle sehr große Herren, in langen Röcken, mit hohen Hüten, Stadtleute. Und der voranging, der trug so zwei grauweiße Bartkoteletten ....
Iesses Maria, der Herr König von Preußen! Sie knirte so tief, daß sie beinahe gefallen wäre.

Der König sah sie an und blickte zu der Theres hinüber, die den bunten Seidenrock, an dem sie genäht hatte, eilig fortwarf und näherkam. Er sah das Lisettl abermals an:
Gehören Sie auch zu den Schauspielern hier?
Halten zu Gnaden .... Sie vermochte beinahe nicht zu atmen vor Respekt.
So sind Sie wohl gar die neue Soubrette, die wir bis heute noch nicht sahen, die — ja wie war doch noch der Name? — Und der König zieht aus der Tasche das schöne Vlatt, das der Direktor ihm wahrscheinlich grade im Augenblick draußen überreicht hat Und hält es weit von seinen Augen — Elisetta Wenglerini — die sind Sie?
Halten zu Gnaden .... sie knirte wieder — ja, die soll i sein.
Der König lächelte gar freundlich:
Sie scheinen sehr jung. Und wollen also zum Theater? Nun, dann werde ich morgen kommen, wenn ich noch hier bin, um Sie zu sehen. —
Und alle drei Herren hoben ihre steifen schwarzen Stadthüte hoch und grüßten sie und gingen vorüber. Und gingen vorüber und grüßten sie — das Lisettl Wengler aus Sankt Pölten, das Waisenkind!
Arme Kleine, arme Kleine! hörte sie ihn im Fortgehen noch zu seinen beiden Begleitern sagen.
Red' Dir nir ein, rief die Theres, er wird net kommen wegen Deiner. Und wann er kommt, nachher lacht er Di aus.
Das Lisettl schlug sich hastig ihren Rock über den Kopf und rannte in den Regen hinaus. Es spritzte unter ihren Schritten, goß von oben in Strömen nieder, sprühte ihr entgegen vom Wasserfall her, der seinen alles durchfeuchtenden Staub weithin versendet. An der Schwemme kam sie vorüber, wo die müden Postpferde im heißen Quellwasser sich Kräfte holen. Sie stand einen Augenblick still, sah die Postillone an, die auf den Pferden ritten. Sie seufzte. Einmal, da hatte sie einen gekannt .... Nein, hier war der nicht —. Über die gedeckte Brücke, deren Fenster immer blind von dem Gischt und dem Wasserschaum sind, kam sie zu der Uhrmacherbude. Der Holler, ein kleiner, gebückter Mann, ließ sich ihre Bitte vortragen.
Ja, ja, ja, — schau, schau! brummte er und machte ihr zärtliche Augen dazu, also Lisettl heißt sich das Fräul'n? Und will Schauspielerin werden? Was? Und Ketten möcht's hab'n, sülberne und an Halsschmuck vielleicht gar? Was gibt sie dafür? A Busserl, was? Nein, a Freibillet nur? Wär a Busserl mir lieber. Ja, ja, ja, wollen schaun, wollen schaun. I bring schon die Ketten. Und i geh ins Theater und applaudieren tu i g'wiß!
Rasch lief sie weiter. Beim Windischbauer im Laden waren Äpfel und Pflaumen zu kaufen und Mehl, Gries und Kartoffeln, Spagat und Schuhe, Lodenröcke, hölzernes Spielzeug, wollene Strümpfe, Haarnadeln, Heiligenbilder, Spielhahnfedern und Wachskerzen.

Fischbeinreifen, um a Crinolin zu machen? Na, dös hat's net dahier ....
Eiserne Tonnenbänder, ja dös schon, aber teuer sein die, teuer. Und an Kredit,
na — den gibts halt net für so ane — für a Theaterfräuln. Ob i a Schneiderin
kenn in Gastein, dös möchtst wissen? Dem Waha, dem Schneider seine zwa
Töchterln, ja, die nähen. Mit a neumod'schen Maschin, die ma drehen tut.
I dank schön! rief Lisettl, i geh zum Waha.
Neben dem Garten der Prälatur lief sie geradeaus den Berg hinauf. In
dem kleinen Häuschen dort wohnte der Schneider. Seine Töchter saßen richtig
und nähten. Und die jüngere von den zweien, die eine Handmaschjne drehte,
— das Lisettl sah es beim ersten Blick — die besaß das Begehrte.
Wieder brachte das Lisettl schüchtern ihre Bitte vor. Das Schneider-
fräulein guckte sich die angehende Schauspielerin etwas mißtrauisch an, von oben
nach unter, von unten nach oben: Meine Crinolin? .... verleihen? — das war
alles was sie sagte. Und sie lachte noch gar dazu.
Aber das Lisettl zog ihre Freikarte aus der Tasche. — Ja, n? ja, wann i
dafür ins Theater nein komm. Ja, dann schon eher — Nun wurden sie
bald handelseinig und verabredeten, wann das Fräulein morgen in die Wandel-
bahn kommen sollte. Lisettl stand noch da und schaute zu, wie geschickt jene die
Kurbel drehte und mit der Linken den Stoff heranschob, in den die Nadel mit
Ticktack einstach. Und sie seufzte.
No, fragte der Waha, der auf seinen gekreuzten Beinen emsig nähend auf
dem Tisch am Fenster hockte, no Madl, möchtst au lieber so a Westen für Dein
Schatz nähen, als eine von die Theaterleut sein, wo immer in zerrissene Fetzen
herumgehn?
Es war das eine ganz andere Ansicht vom Schauspielerberuf, als die, die
ihr Pate, Herr Hubermayer sie gelehrt. „Die Kunst erst ist das wahre Leben,
Lorbeerkränze sind ein edlerer Besitz als bräutliche Myrten oder selbst als
Fürstenkronen," — so redete der Herr Direktor in seinen stolzesten hochdeutschen
Stunden. Aber dem Lisettl Wengler blieb das Hochdeutsch leider immer eine
etwas schwerverständliche Sprache. Die des Schneiders begriff sie weit besser.
Sie sah an ihrem Rock hinunter. — Ja, schön war der grad nicht. Aber ein
Fetzen, nein wahrlich, das auch nicht, sie hatte ihn sich erst gestern geflickt.
Sie bedankte sich rasch für die Gabe, die ihr morgen abend zuteil werden
sollte und lief davon. In ihrer Verwirrung aber hatte sie statt des steilen Wiesen-
weges, den sie heraufgestiegen war, die breite Fahrstraße eingeschlagen, die um
das Wahahaus herum bergauf und weiter über die Schreckbrücke führte. Hier
oben war sie noch nicht gewesen. Mit staunendem Schaudern sah sie talauf-
wärts, wie die Ache in tollen Wirbeln sich überstürzend, sprudelnd, weißschäumend,
gleichsam ihre Kraft erst prüft, bevor sie zum größten, gewaltigen Sprunge in
dröhnendem Schwalle sich brausend hinabstürzt. Das Lisettl blickte mit Grausen
in die gähnend unheimliche Tiefe. Vor all dem Wallen, Zischen, Sieden, vor

all dem Toben und Kämpfen der Wasser fühlte das junge Ding nichts von der Größe, wußte nichts von der Schönheit des Anblicks, nichts von der stolzen Macht und Gewalt des erhabenen Naturschauspiels. Es überkam sie nur zitternde Angst. Sie war so allein .... Und sie legte ihre zwei runden Arme auf das braune feuchtglitschige Holz des Brückengeländers, ihren Kopf auf die Arme und weinte. Die Wasser, die wälzten mit Gebrause, einander jagend, überstürzend, in tollen Sprüngen sich hinunter, tiefer, immer tiefer hinunter. — Und ihr Lärmen und Zischen und Donnern und Heulen übertönten das Schluchzen des Kindes.
Aber auf einmal flog ihr Kopf ihr in die Höhe. In all dem Donnern und in ihren Tränen hatte sie dennoch einen Schritt, der vom oberen Fußweg her kam, vernommen. Rasch wischte sie mit der Hand sich die Augen. Ein großer Herr, breitschulterig, in grauer Lodenjoppe, einen weichen Filzhut in die Stirn gedrückt. Unter buschigen gelblichen Brauen schauten ein Paar Augen sie an, daß sie unwillkürlich wieder bis in ihre Knie kniren mußte. Wenn der nicht ein König war, wie der vorher — ihr Herz klopfte ihr in beinahe noch größerem Respekt. Der Herr Otto von Bismarck-Schönhausen, derselbe, den der Pate ihr durch das Vorhangloch gezeigt, wie er in der Wandelbahn die Zeitung mit seinem eigenen Zerrbild studierte. Der großmächtige Herr Minister blieb stehen, sah sie an, griff an seinen Hut:
Kann ich Ihnen vielleicht etwas helfen? fragte er.
Sie, über und über rot, wandte den Kopf fort. Er sollte nicht wissen, daß sie geweint hatte.
Ich kenne Sie, sagte der Herr von Bismarck, sah Sie bei den Schauspielern. Morgen sollen Sie auftreten, was? Und nun stehen Sie hier und ....
Beim Waha drinnen bin i g'wesen, versetzte sie rasch, und da hab' i den Weg g'fehlt. Aber i weiß scho, da dort geht's hinunter.
Ich muß auch hinunter. Es wird dort weiterhin ziemlich schlecht, die Stufen sind schlüpfrig. Am besten tut man noch sich links hin zu halten, dann kommen Sie durch den Schloßhof zum Platz. Und geben Sie nur acht, nicht zu fallen.
I dank schön, sie kniite. Oh, i wer's scho finden.
Er grüßte, entfernte sich, sah sich noch einmal um und noch einmal.
(Schluß folgt)

Hans Land Alfred von Ingelheims Lebensdrama
Hans Land: Roman.
Alfred von Ingelheims Lebensdrama.
(Fortsetzung.)
Meine Sache steht so: ich folgte Dir sofort und verschwände spur-
los aus meiner Umgebung, wären es nur höfische oder politische Rück-
sichten, die mich zurückhielten. Ich täte es sogar auf die Gefahr
hin, meinem alten guten Vater den schrecklichsten Schlag zu versetzen,
der ihn je traf. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß jedes Menschenleben
einen hohen Wert für sich darstellt, und schlüge alle Rücksichten in Scherben,
könnte ich mir dadurch mein eigenes Leben aufrichten. Dieser Staat hier kümmert
mich nicht. Ich sehe ihn Entwicklungen zutreiben, die meine Person nicht
aufhalten kann. Ich glaube, wir bekommen sogleich nach meines Vaters Tode
hier die Republik. Meine Schuld an die Dynastie habe ich erstattet, ich über-
lasse ihr meinen Sohn. Mag er dann König sein, und mein ehrgeiziger Vetter
Hermann Regent bis zur Großjährigkeit meines Sohnes — meinethalben —
meinethalben . . . Wären es nur diese Dinge, Specht, ich ginge lieber heute
als morgen. — Aber es hält mich hier etwas anderes fest. Du weißt, daß
ich meine Frau von Grund der Seele verachte, und daß meine heiße, meine
einzige Liebe einem Weibe gehört, das seit einem Iahre eines Anderen
Gattin geworden ist. Sie ist es, Gisela ist es, — die mich hier festhält.
Seitdem sie wieder in der Hauptstadt lebt, ist mir, als könnte ich sie doch
noch zurückgewinnen. Ich habe sie bisher in diesem endlosen langen Iahre
zweimal nur flüchtig gesehen bei einer Defiliercour im Schloß und einmal im
Dom. Unsere Augen begegneten sich nicht, aber ein Feuerstrom schoß von
ihr zu mir — die Lohe stieg hoch, die in Iahren des Meidens und Entsagens
unablässig unter der Asche geglüht und gebrannt hatte. Specht — Specht —
ich verdurste nach dieser Frau, ich verschmachte ohne sie, auch sie, auch sie ^
sie kann mich nicht vergessen haben, ich fühl's, ich fühl's — daß auch sie, daß
sie um mich leidet. Ich sehe klar: sie hat Ingelheim nur genommen, um
wieder heimzukommen, hierher in meine Nähe. Specht — ich warte, warte,
ich hoffe, ich glaube — ich reiße sie an mein Herz zurück. Es muß gelingen,
es muß. Und i st es gelungen, habe ich sie wieder — Du dann — dann
komme ich — dann kommen wir zu Dir . . . Auch Du bist ja mit Deiner
Liebe ins neue Land gegangen. Wie Du, will auch ich's. Ich will, ich werde.
Ich bin gewiß, eine Sache, auf die man mit solcher feurigen Inbrunst Wille,
Wunsch und Sehnen richtet, die muß werden. Du — die muß doch Tat

werden. Dabei habe ich trotz aller Bemühungen noch kein Wort mit Gisela reden können. In Winterkälte, in Herbststurm stehe ich abends stundenlang vor ihrer Tür — sie kommt nie allein — stets ist jemand mit ihr — sie hat nicht einmal eine Ahnung, daß ich es bin, den ihr Mantel streift, ich von einer großen blauen Brille unkenntlich gemacht, wenn sie die Rampe ihres Palais' am Arm ihres Gatten herabsteigt. Gestern handelte ich wie ein Toller. Ich telephonierte an sie, ließ sie durch den Diener an den Apparat bitten und rief ein Wort hinein — ein Wort — ihren Namen. Gisi — rief ich — ein matter Aufschrei war alles, was ich von ihr hörte. Mir schien, sie war auf der Stelle ohnmächtig umgesunken. Aber dieser arme, hilflose, erschütternde Laut aus ihrer Brüst, der hat mich aufgewühlt. Es muß etwas geschehen — bald — bald — Du wirst sehen -— wirst sehen — Pylades — ich nehme mir, was mein ist, und mag dabei die ganze blöde Welt einfach zum Teufel gehen — ich nehm' es mir. Bald hörst Du mehr von Deinem Orest."

21.

Die Carl-Albert-Universität hatte ihren großen Tag. Den festlichen Raum der Aula, deren gotischer Prunk in Kerzenglanz erstrahlte, füllten auf erhöhtem Chorgestühl Rektor und Senat in ihren scharlachenen Sammettalaren. Auf den im Halbkreise das Katheder in fünffacher Reihe umgebenden roten Sammetsesseln waren unter Führung des Kultus- und des Iustizministers die hohen Ministerial-beamten sowie die Kuratoren der Universität mit ihren Damen gruppiert. Die schlanke, noch ein wenig jünglinghafte Gestalt des Kronprinzen, in der Uniform der Leibgarde, der das bartlose, blasse Träumerhaupt mit dem unmilitärischen braunen Lockenschmuck ein wenig gebeugt trug, ließ sich soeben auf dem vordersten Sessel, dem Katheder zunächst nieder, seine zwei militärischen Begleiter hinter ihm. Neben ihm der rothaarige Prinz Hermann in Dragoner-Uniform mit dem buschigen Schnauzbart, das hagere, brutale Gesicht wie stets von Sekt gerötet. Und nun setzte unter Orgelklängen der Iünglingschor der Alma mater zu dem Lalvuni tac reßein ein, dem dynastischen Hochgesang, der auch diese unmonarchische Feier-stunde einleitete. Die zahllosen jungen Studenten, die die altertümlichen Kirchen-bänke des imposanten Festraums bis in die entlegensten Winkel sich drängend füllten, richteten die hellen Augen mit Blicken der begeisterten Verehrung auf den hohen, hageren Mann, der soeben im purpurnen Senatorentalar der Universität, das Barett in der Hand, aus einer Seitenpforte trat und hinkend dem Katheder zu-strebte. Der Mann hinkte so stark, daß seine ragende Heldengestalt bei jedem zweiten Schritt nach vorn in den Hüften überzubrechen schien. Die sehnigen Schultern und der blasse Apostelkopf mit dem hellen Haar sanken fast im rechten Winkel zu dem langgestreckten Unterkörper nach vorn über, sobald das linke verkümmerte

Bein, das bei der Geburt durch einen Kunstfehler des Arztes verletzt worden war,
seinen Dienst tun sollte. Auch dieser bedeutende Kopf des Kriminalpathologen
Alfred von Ingelheim, der stark an die energischen Züge des Vaters erinnerte, des
Seehelden, dessen Marmordenkmal am Königsplatz sich erhob, auch dieser scharf
geschnittene Denkerkopf schien bartlos, denn das Neine farblose blonde Schnurr-
bärtchen, auf der schmalen Oberlippe bemerkte man erst bei genauestem Hinsehen.
Es wirkte peinlich, den prachtvollen Mann in diesem qualvollen Hinken den Raum
durchmessen zu sehen — und dieses Gefühl, unter dem der berühmte Gelehrte
vor den Augen der Festversammlung sichtlich litt, riß die frischen Iungen auf den
Bänken dazu hin, mitten in die dynastische Motette hinein ihren studentischen
Trampelgruß erschallen zu lassen, der plötzlich die ganze illustre Gesellschaft zu
einer gar nicht etikettemäßigen Huldigung entflammte. Denn das Trampeln schwoll
zum Orkan. Ein paar rotwangige Enthusiasten sprangen auf die Bänke und
brüllten mit geschwungenen bunten Studentenmützen: Hoch! während das ganze
Auditorium plötzlich von den Sitzen sich erhob — Senatoren, Kuratoren, Ministerial-
direktoren, — zuletzt, ein wenig hastig die beiden Minister, nachdem auch die könig-
lichen Hoheiten und ihre Adjutanten aufgesprungen waren. Der Gesang hatte
aufgehört. Niemand achtete darauf, aus welchem Grunde er verstummt war.
Ob das Festlied zu Ende, ob es durch die brausende Huldigung abgeschnitten
worden war, die dem großen Rechtsforscher soeben dargebracht ward. Dieser machte
jetzt auf seinem Wege zum Katheder ein wenig ergriffen einen kurzen Halt. Die
Gestalt hochgereckt, stand er da, die mächtigen sprühenden, geistdurchstrahlten Augen
auf die jubelnde Versammlung gerichtet. Aber das währte nur einen kurzen
Augenblick. Dann schleppte sich der Gefeierte mit hastigen und noch schmerzlicher
hilflosen Bewegungen zum Katheder hinauf, von dem aus er sich grüßend gegen
das Auditorium verneigte. Ietzt waren seine Bewegungen sicher und fest. Noch
einmal brach der Iubel los, währenddessen Ingelheim die Augen groß und fragend
auf den Kronprinzen gerichtet hielt, den Spiel- und Iugendgenossen, von dem
ihn Leben und Schicksale dann so weltenfern getrennt hatten. Der Kronprinz
schien diesen Blick der Verwunderung nicht zu bemerken, denn er hielt den seinen
starr und unbeweglich auf das riesige gemalte Fenster gerichtet, durch das die matten
Novemberstrahlen brachen, und auf dem die Stiftung der darola ^Idertg, durch
seinen Vorfahren, König Karl I, in bunten Farben des vierzehnten Iahrhunderts
malerisch dargestellt war. Tiefes Schweigen im Raum. Mit sonorer Stimme,
in der etwas Ehernes klang, begann der berühmte Kriminalrechtsforscher jetzt zu
reden, nachdem seine Augen scheu die links vom Katheder in der zweiten Reihe
sitzende junge Gattin im schwarzen Sammetkostüm mit den straußfederngeschmückten
Gainsboroughhut gestreift hatten, unter dem das Goldgelock des reichen Haares
eigenwillig und ungebändigt, hell wie reifer Weizen, hervorquoll. Sie sah zu
Boden. Wie bleich sie war, wie totenbleich! Wie erregt ihre hohe Brust unter
den» knappen Sammetjackett ging, wie schön — wie marmorstarr ihr Madonnen-

kopf. Ingelheim riß seine berauschten Augen von ihrem für ihn so schmerzlich
schönen Bilde los. Denn die Gatten waren seit Monaten wieder in Konflikten,
die ihr Zusammenleben auf die äußeren Formen beschränkten. Der Redner zwang
jetzt seinen Willen ganz auf seinen augenblicklichen Zweck. Er wußte, er sprach
vor dem Ohr der Welt, und was die drei Stenographen da drüben an dem Marmor-
pfeiler jetzt niederschreiben würden, das las man am nächsten Morgen in allen großen
Blättern der Erde. Mit fester Stimme und unbewegtem Gesicht hob er nun an:
„Königliche Hoheiten!
Hochansehnliche Versammlung!
Die Stunde ist gekommen, in der ich mich anschicken muß, von meinem
geliebten Lehrstuhl Abschied zu nehmen. Der Wille Seiner Majestät, unseres
teuren Königs, sowie der eigene Wunsch führen mich jetzt in das Iustizministerium,
in dessen Bereich ich daran gehen will, unter voller Förderung der Königlichen
Staatsregierung die von mir und meinen Mitstreitern verfochtenen Ideen in die
Praris, in das Leben selbst hinüberzutragen und im Einverständnis und mit der
Hilfe von Krone und Parlament nunmehr unser Strafrecht und dessen Ausübung
auf Grundlagen zu stellen, welche unsere Iustiz instand setzen sollen, nach den Er-
kenntnissen der Kriminalpathologie fortan Recht zu sprechen und Urteile zu voll-
strecken. Sie werden es mir nicht als Überhebung anrechnen, wenn ich in diesem
Moment eine Art faustischer Regung verspüre und zum Augenblick zu sagen mich
fast verführt fühlen möchte: Verweile doch, du bist so schön . . .
Eine Idee, eine Erkenntnis ins Leben, in die Tat übertragen zu dürfen,
dieses höchste Erdenglück wird ja den Forschern speziell von der medizinischen Fakul-
tät oft genug zuteil. Was sie in ihrer Forschung gefunden, das sofort in Praris
und Tat umzusetzen, dazu ermächtigt und verpflichtet sie ihre Wissenschaft. Was
wir Sozialpathologen als wahr erkennen, das in die Tat umzusetzen, sind wir in
den allerseltensten Fällen nur mächtig. Denn wir bedürfen zur Verwirklichung
unserer Ideen, zur Durchführung unserer Reformgedanken des komplizierten Staats-
apparates. Der ist schwerfällig, muß es sein, denn Experimente dürfen an seinem
Körper nicht gemacht werden. Deshalb sind seine Widerstände so stark, ist sein Be-
harrungsvermögen so mächtig. Diese Wahrheit bürgt Ihnen dafür, daß wir
nicht leichtfertig jetzt daran gehen, unsere tiefgreifende Strafrechtsreform in die
Praris einzuführen und ein Werk zu beginnen, das auf zahllose Menschenschicksale
elementar einzuwirken bestimmt ist und nicht geringe Opfer von der Steuerkraft
unserer Mitbürger zu verlangen gezwungen sein wird. Ich sprach vorhin von einer
faustischen Regung in meiner Seele. Sie ist eigentlich ganz unberechtigt, denn
es ist zum geringsten Teile mein eigenes Gedankenwerk, an dessen Verwirklichung
ich nun Hand in Hand mit unseren Iustizbehörden zu gehen, mich anschicke. Der
Ruhmestempel unserer Strafrechtsreform wird vielmehr, wenn er einst im Lichte
vollendet dasteht, auf seinem Schlußsteine die Namen Qu6t6let, Lombroso, Fern,
Garofalo und Liszt tragen. Ich selbst werde nicht viel mehr als ein bescheidener

Handlanger gewesen sein, der den Ruhm der Verwirklichung heilvoller Reform-
ideen mit dem bejahrten menschenliebenden Herrscher dieses Landes, mit dessen
Behörden und Volksvertretungen zu teilen, sehr gezwungen und hoch bereit ist.
Ich sagte soeben, daß diese Strafrechtsreform für zahllose Menschen schicksalreich
sein wird. Ich will diese Behauptung sogleich mit einer Zahl belegen und Ihnen
mitteilen, daß es im letzten Iahrzehnt in unserem Vaterlande 15 Millionen Ver-
urteilter gegeben hat. Sie werden mir zugestehn, daß diese furchtbare Zahl uns«
Reform- und Rettungswerk zu einem hochdringlichen macht. Kommen wir nun
dazu, auf Grund neuerer und tieferer Erkenntnis einen Teil dieser 15 Millionen
Verurteilungen, die im Laufe von 10 Iahren über unsere Volksgenossen ergangen
sind, als ungerecht oder zweckwidrig zu erkennen, so ist es wohl nicht zu viel gesagt,
wenn ich behaupte, daß jeder Tag, der über der Durchführung dieser Reform ver-
streicht, unser Gewissen mit Zentnerlasten beschweren muß.
Warum ist ein Teil der von unseren Strafrichtern verhängten Verurteilungen
ungerecht?
Ich beantworte diese Frage mit einem grundlegenden Satze, dem Franz
von Liszt diese Form gegeben hat:
.Iedes Verbrechen ist das Produkt aus der Eigenart des Verbrechers einer-
seits und den den Verbrecher im Augenblick der Tat umgebenden Verhältnissen
andererseits, also das Produkt des einen individuellen Faktors und der ungezählten
gesellschaftlichen Faktoren.'
Ein jeder von uns, der irgendwie einmal, irgendwann einmal, sei es als
Richter, Geschworener, Zeuge vor den Schranken des Gerichts gestanden, hat das
herzeinschnürende Gefühl gehabt, daß der arme Mensch auf der Anklagebank nicht
seine Schuld allein, nein, daß er auch die der anderen büßt. Hätte er andere
Eltern, andere physische und psychische Vererbungen und Veranlagungen mit ins
Leben bekommen, hätte er eine andere Gesellschaftsschicht als Umgebung erhalten,
eine andere Erziehung, andere ökonomische Verhältnisse, andere Verwandte,
Genossen, Freunde und Gegner — sein Lebensweg hätte ein ganz anderer werden
müssen, hätte ihn wahrscheinlich niemals in eine Situation geführt, wie die war,
unter deren Einwirkung sein Verbrechen erfolgte. Das Verbrechen ist also das
Produkt eines einzigen individuellen Faktors und ungezählter gesellschaftlicher
Faktoren.
Warum ist ein Teil der von unseren Strafrichtern verhängten Strafen
zweckwidrig?
Nachdem der Begriff der Schuld durch das eben Gesagte so tief erschüttert
worden ist, kann auch der der Strafe nicht fürder unbehelligt bleiben. Müssen
die alten Phantome Sühne und Schuld aus dem Bereich der modernen Rechts-
forschung ausscheiden, so haben wir notgedrungen an Stelle der Sühne etwas
Zweckdienlicheres zu setzen. Das ist natürlich fraglos, daß die Gesellschaft vor
denen geschützt werden muß, die nach Art, Veranlagung und Schicksal geneigt sind,

ihr zu schaden, und solchen Schaden ihr schon zugefügt haben. Es sind an Stelle des Straf- und Sühneprinzips zwei menschlichere und edlere, ich möchte sagen, christlichere Motive zu setzen, das der „heilenden Besserung und der sichernden Verwahrung", wie Liszt es genannt hat. Das ist überhaupt das Beseligende und Hinreißende an dem ganzen System unserer neueren Kriminalpolitik, daß sie ganz und gar das Strafrecht, das aus den finsteren Marterzellen des Mittelalters stammt und dieser Herkunft Merkmale nur allzu erkennbar noch an seiner Stirn trägt, daß sie dieses Strafrecht mit einem hoffnungsvollen, tröstenden, ja ich sage — entzückenden Optimismus durchtränkt, mit dem lichten und befreienden Glauben an die Besserungsfähigkeit des Menschen, des Einzelnen wie der Gesamtheit. Wir wollen die Sünde des Verzweifelns auch nicht an dem Letzten und Vertiertesten unseres Geschlechts mehr begehen und schrecken mit Entsetzen davor zurück, in solchem Grade an einem Menschenbruder zu verzweifeln, daß wir ihm den Kopf abschlagen. Wir wollen, wir müssen das Verbrechen bekämpfen, aber dieser Kampf muß an den Wurzeln des Verbrechens ansetzen. Diese sind Unbildung, schlechte soziale Verhältnisse, schlechte Erziehung, Alkoholismus und Müßiggang. Auf wie falschem Wege wir bisher gegangen sind, beweist die erschreckende Tatsache, daß wir Iahr für Iahr Millionen und aber Millionen für den Bau von Zellen-Gefäng-nissen geopfert haben, und daß die Verbrecherziffer trotzdem unaufhaltsam weiter gestiegen ist. Ieder Kenner der Verhältnisse hat die Erfahrung gemacht und weiß, daß eine über zehn Iahre dauernde Freiheitsstrafe eine weitere Einwirkung auf den Charakter des Verurteilten nicht mehr erzielt. Vom Standpunkte des Besse-rungszweckes gesehen, wird die Art unserer Freiheitsstrafen überhaupt von Grund aus geändert werden müssen. Die Reform des Strafrechts zielt dahin, in diesem das therapeutische — das heilende Element zum herrschenden zu machen. Es gilt nicht zu strafen, nicht abzuschrecken, es gilt auf sozialem Gebiete dem Verbrechen vorzubeugen, auf kriminellem den Verbrecher durch zweckvolle Absonderung zu bessern und zu heilen. Die Isolierungen in der Zelle, das Gefangensitzen hinter Eisenstäben ist wohl geeignet, alles Bestialische zu stärken und zu steigern, ist aber ungeeignet, irgend eine Besserung in der Seele des Verbrechers zu ermöglichen. Hochschulen des Verbrechens hat man mit Recht unsere Gefängnisse und Zucht-häuser genannt, in denen insbesondere und vornehmlich die Iugend einen ganz besonders gefährdeten verlorenen Posten bedeutet hat. Wir haben das Glück, in der Behandlung jugendlicher Verbrecher bereits einige reformatorische Änderungen getroffen zu haben, das sind aber alles vorerst nur schüchterne Versuche, kleine Schritte auf einem großen und hoffnungsvollen Wege.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß unser altes, unser veraltetes Straf-system eine Art Herrenrecht darstellt. Es war gleichsam von einer herrschenden Klasse aus der Geborgenheit ihrer Lebensstellung mit erbarmungsloser Härte gegen alle die aufgestellt worden, die in den Niederungen des Lebens den Fallstricken des Verbrechens am leichtesten zum Opfer fielen. .Ihr laßt den Armen schuldig

werden' singt der unsterbliche Dichter. Den Armen. Denn die moderne Seelen-
forschung hat der Welt gezeigt, wie schmal die Grenzen sind zwischen dem Nor-
malen und jenem Abnormen, als welchem wir Kinder dieser Zeit den Verbrecher
nunmehr erkannt haben. In den Forschungen unserer Psychiater und Psychologen
fiel die begrifflich dünne Scheidewand zwischen Verbrechen und Wahnsinn in
sich zusammen und mit ihr der starre juristische Begriff der strafrechtlichen Zurech-
nungsfähigkeit. Wir haben erkannt, daß jedes Verbrechen eine Abweichung von
dem normalen Verhalten des Durchschnittsmenschen ist. Wir haben erkannt, daß
die gesellschaftlichen Verhältnisse in dreifacher Weise als Faktoren jedes be-
gangenen Verbrechens mitwirken. Erstens im Augenblick der Tat, zweitens während
der ganzen Lebenszeit des Täters von der Geburt bis zur Tat, drittens lange
vor der Geburt des Verbrechers, indem sie die Lebenskraft seiner Erzeuger
untergruben. Denken Sie an alte Eltern, die in Armut lebten, früh und mittel-
los starben und körperlich und seelisch minderwertige, sozial schutzlose Mitglieder dei
Gesellschaft hinterließen. Denken Sie an die Parialose der Unehelichen und an
ihren ungeheuren Anteil am Verbrechen. In diesen nachtdunklen Problemen
muß der Weg zu dem gerechtesten Gesetze mühsam und tastend gesucht weiden.
Niemand von uns, wie hoch er auch auf der sozialen Stufenleiter stehe, niemand
von uns, wie stark auch immer die realen Grundlagen seiner eigenen Eristcnz
sein mögen, ist davor sicher, durch irgend eine tragische Verkettung seiner Schicksale
ins Kriminelle hinabzugleiten und mit dem Strafgesetze in Konflikt zu kommen,
und deshalb ist auch jeder Gebildete, jeder Besitzende und Hochstehende nicht minder
persönlich bei dieser großen Reform unseres Strafrechts, zu der wir uns nun er-
heben, beteiligt, nicht minder als der letzte Landstreicher, der die rauhen Herbst-
nächte obdachlos im dürren Laub eines Grabens verschläft. . .
Iedem Volksgenossen rufe ich bei dieser großen Rettungsaktion zu: horch auf,
tu2 res Abitur..."
Einen Augenblick stockte der Redner. Ganz in den Gedankengang
seiner Darlegungen vertieft, hatte er sein Auge achtlos und unbewußt den Kron-
prinzen streifen lassen, der zu Füßen des Katheders saß und das Haupt leicht nach
links gewendet hielt. Seine Augen waren weit geöffnet und starrten mit einem
seltsamen Ausdruck auf einen Punkt im Raum, an dem sie sich gleichsam festgesogen
hatten. Ingelheim folgte der Richtung dieses Blickes und stieß auf die Augen seiner
Frau, die mit dem gleichen fast nachtwandlerischen Ausdruck der Weltentriicktheit,
schmerzlichen Sehnens und schamloser Hingebung in die des Prinzen getaucht,
gleichfalls erstarrt schienen. Es gab in Ingelheims Herzen einen Riß. Es blutete
unter der Schneide der Empörung, der Erbitterung und des Neides. Des Neides
ja . . . Wie sie ihn ansah — diesen Mann, welch' eine Hingebung in ihren
tiefen Augen, die auf ihn, ihn selbst, ach so abweisend kalt und leblos zu
blicken gewohnt waren. Oh — wie sie sich erschlossen, diese beiden leuchtenden
Sterne, und Ströme der Zärtlichkeit ausstrahlten ... Er sah — er sah —

Ingelheim sah: in dieser zeugenreichen Versammlung, in der der Klatsch und die Verleumdungssucht in tausend Winkeln lauerten, hatte der Erbe der Krone, der erponierteste Mann des Königreiches, selbst Vater und Ehegatte, hatte sein eigen Weib, die Baronin Ingelheim, Gemahlin dessen, der vor der festlichen Versammlung soeben hier sein hohes Lebensprogramm entrollt hatte. Ort und Stunde, Zeit und Umgebung in einem einzigen Begegnen ihrer dürstenden Augen vergessen, hatten über Sesselreihen und lauschende Staatsmännerköpfe hinweg sich ineinander festgesogen und tauschten ehebrecherische Küsse mit den Pupillen, strömten ihre heißen Seelen in einem Blick zu hochzeitlicher Vermischung in einander, deren Rausch und Orgiasmus eine lange schmachtende Trennung etwas Mänadisches gab . . .

Es war der kleine Bruchteil einer Sekunde, in dem der Redner diese Wahrnehmung machte, aber in diesem kleinsten, gleichsam mikrostopischen Zeitmaße, in diesem Zeitatom erlebte er ein ganzes, ein schweres, ein schreckliches Schicksal. Es stürzte etwas in ihm zusammen. Es brach etwas, was die Stütze seines Lebens bis zu diesem Augenblick gewesen war: die Hoffnung, sich die Liebe dieser Frau doch noch zu erringen. Die Hoffnung, daß sie vergessen habe, überwunden, restlos vergessen und begraben, was einst — vor Iahren, vor langen Iahren zwischen ihr und dem Kronprinzen sich abgespielt hatte. Die Hoffnung, daß dieses Vergessen sie ihm doch noch schenken würde, sie, um deren Liebe er nun in Iahren schrecklichen Leidens vergebens geworben hatte, diese Hoffnung brach jetzt in Stücke, in dieser blitzkurzen Beobachtung, die Ingelheim soeben gemacht hatte. Seine Züge, in denen die geistige Arbeit der rednerischen Darlegungen in einer seltsamen Gespanntheit der Gesichtsmuskeln, in einer leichten rosigen Färbung der Gesichtshaut noch zu lesen war, verrieten durch nichts die Wucht der Katastrophe, die er soeben durchlebte. Ein klein wenig nur fahler werdend, die Farbe verlierend, hob der Mann mit einer seltsam entschiedenen Bewegung die knochige nervöse vornehme Hand und strich damit über seine Augen, als wolle er aus ihnen ein Trugbild fortwischen. Ein Trugbild — ja — er hatte falsch gesehen, es war eine Sinnestäuschung, eine Halluzination gewesen, die ihm der Rausch der Stunde und seine fiebrigen Nerven vorgegaukelt hatten. Aber er sah nicht zum zweiten Male hin, sich zu vergewissern. Er war zu stolz dazu. Er stand hier, um das Fazit seines wissenschaftlichen Strebens zweier vollen Dezennien vor der Elite der Geister seines Volkes zu ziehen und nicht als Spion und Detektiv ehrloser Ehebrecher . . .

Er wollte nicht, wollte nicht wieder Hinsehen, wollte nicht sehen, wie zwei Pflichtvergessene die hohe Stunde seiner Ehren unter seinen sehenden Augen, unter den Augen all seiner wissenschaftlichen Standesgenossen, seiner Behörden und Schüler zur Stunde seiner Schande wandelten. Das wollte er nicht sehen. Nicht zum zweiten Male sehen, was ihm Gewißheit hätte schaffen müssen. So blieb ihm noch immer der Trost der Ungewißheit. Er konnte sich getäuscht haben. Es war — es blieb möglich — und diese Möglichkeit wollte er sich retten, um

leben, um weiter atmen, weiter arbeiten zu können an seinen, großen Werk,
das hoch erhaben wie ein Schneegipfel in reinster Sphäre sich erhob, weltenfern
von allen kleinlichen Schicksalen des Alltags — wie dies eins war, in dem ein
schmerzlich geliebtes Weib sein Sehnen auf einen Anderen richtete . . . Was —
was waren diese elenden kleinen persönlichen Schicksale, gehalten gegen die Mensch-
heitsfrage — die große, inhaltschwere, in deren Dienste er hier stand, in deren Dienst
er seine Nächte durchgearbeitet hatte. Vergessen und Heilung suchend von den
Qualen seiner unglückseligen Ehe . . .
Alles dieses jagte im Tempo des elektrischen Funkens durch sein Hirn, so
daß die große Zuhörerschaft den Strom der Rede kaum durch ein Atemholen unter-
brochen fand. Ietzt reckte der Sprecher seine schmalen, vornehmen Schultern zurück,
sog die Luft tief ein und richtete den von neuem Glänze strahlenden Blick voll und
groß auf die Versammlung. Eine tiefe fahle Blässe war jetzt als einzig sichtbare
Spur des großen Kampfes auf seinem Seherantlitz zurückgeblieben, des schweren
Kampfes, der soeben in seiner Brust sich vollzogen hatte. Es klang seltsam, was diese
schmalen Lippen, was dieser schmerzumschattete Mund jetzt in einem Tone sprach,
der an den eherner Glocken gemahnte.
„Meine Herren, alles Körperliche, alles Materielle — wir — dieses Haus
— dieser Saal, diese Versammlung — wir gleichen Schatten. 3ud zpecie aeter-
nitatis — im Lichte der Ewigkeit gesehen ist selbst die blühende Iugend, die
mir hier den Abschied zu einem Feste macht, — ein schöner, aber flüchtiger
Schatten, von dem heut über hundert Iahre schon eine Spur nicht mehr zu
finden sein wird. Wir greifen ins Göttliche nur, wann wir ins Reich der Ideen
uns erheben. Da wirken wir am Webstuhl der Zeit und kommen den Göttern nahe,
die hoch über allem Erdenweh — die Unvergänglichen — in Marmorschöne
thronen. Wer ins Reich der Ideen strebt und in dieses sein Tagewerk legt, der ist
der Mona, der großen Schicksalsgöttin, schon fast entronnen. Denn was das kleine
Menschengeschick uns an täglichen Leiden spinnt — es sinkt von uns ab — wie eine
staubige Bettlerhülle, in dem Augenblick, da wir zum Dienst der Ideen uns erheben.
Das ist unsere befreiende Weihe, der Segen und der Harnisch, den die Wahrheit,
die große Göttin, schützend den Seelen und den Leibern ihrer Iünger spendet.
Wir, die wir den vom Rechte Abgewichenen ein menschlicheres und milderes
Schicksal zu bereiten, die Gesetze umformen wollen, begeben uns solcherart so
hoch in das Reich der Ideen, daß von unserem Tagewerk dereinst noch Fluten
der Gerechtigkeit und der Erneuerung auf die Enkel strömen werden, dereinst,
wann wir selbst längst den dunklen Pfad zu den Unteren gegangen, längst
die Schatten zu den Schatten uns gesellt haben. Als Priester dieser besseren und
schönen Zukunft stehen wir heute in der lebendigen Welt um deshalb schon wie die
Schatten, weil wir mit unseren besten Gedanken in Zeiten leben, die erst
kommen sollen. Was kann der Tag mit seinen Stichen uns da wohl tun? Ich
denke: nichts. Im Drachenblut der Unverletzbarkeit hat uns dieses Leben in Zeiten,

die erst kommen sollen, das Siegfriedbad geschenkt — und diesen Adel der Unverletzbarkeit erringt ein jeder reine Kämpfer der Idee.

Ernest Renan hat ein sehr melancholisches Wort gesprochen, das also lautet: „Es darf nicht vergessen werden, daß jeder Gedanke etwas von seiner Reinheit verliert, sobald er sich zu verwirklichen strebt. Es gibt keinen Erfolg, ohne daß die Zartheit der Seele dabei verletzt wird. So groß ist die Schwäche des Menschengeistes, daß die beste Sache gewöhnlich nur durch schlechte Gründe gewonnen wird."

Meine Freunde und ich, alle die Männer, die nun zur Um- und gänzlichen Neuschaffung der rückständigen Strafjustiz dieses Landes sich erheben, unser alter ehrwürdiger König voran, wir werden den Menschen zeigen, daß die Reinheit der von uns angestrebten Sache in ihrer Verwirklichung keinerlei Schaden leiden wird. Bei ihrem endlichen Siege wird wohl von Hekatomben von Seelenrettungen, nicht aber von der Verwundung oder Beschädigung irgend einer Seelenzartheit geredet werden können. So groß ist die Stärke dieser heiligen Sache, daß sie selbst in der bitteren und staubigen Welt des Alltags und der Alltäglichkeit nur durch die Besten, die Edelsten, die im logischen wie im ethischen Sinne unanfechtbarsten Gründe wird gewonnen werden. Einen besseren Beweis für ihre Göttlichkeit, das sage ich, gibt es nicht ..."

Mit seherhaft leuchtenden Augen stand er da — dann neigte er das Haupt, während unter dem jauchzenden Iubel seiner Iünger der Sängerchor rauschend wieder einsetzte . . .

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
s ch
a
u

Politische Rundschau.

Von Ludwig Stein.

Die „kleinen" Staaten.

Mitten im Kriegsgewühl erinnern wir uns gern daran, daß es noch Eilande gibt, wohin das Donnern der Kanonen, das ganz Europa wirtschaftlich erzittern läßt, nur noch leise verhallend dringt. Die drei skandinavischen Staatswesen und die drei hochentwickelten Kulturzentren: Schweiz, Holland und Belgien bleiben von den ewigen Unruhen am Balkan so gut wie unberührt. Diese sechs Staaten bilden gleichsam die politischen „Inseln der Seligen".

Gewiß werden auch die „kleinen" Staaten wirtschaftlich in jene Geldkrise hineingezogen, welche unser ganzes Kultursystem derartig bedroht, daß wir offenkundig schweren Erschütterungen entgegengehen. Das hohe politische Spiel würfelt jetzt nur noch um Milliarden als Einsätze. Deutschland hat seine Milliarde Mark vom Reichstag zugebilligt erhalten, Frankreich die dreijährige Dienstzeit mit einer Milliarde Franks, Belgien, das vielgepriesene Eldorado des Großkapitalismus, sucht eine Milliarde auf dem französischen Markt, um aus seiner finanziellen Misere hinauszukommen. Das beweist nur die Solidarität der Kulturvölker, die einen Organismus bilden, in welchem das Ganze leidet, wenn auch nur e i n Glied weh tut. Aber die ökonomische Gemeinbürgschaft ist noch lange keine politische. In der Schweiz beispielsweise geht die innere politische Entwickelung, wie unsere Sondernummer zeigt, ihren ebenmäßigen Gang weiter, als ob es keinen Balkankrieg gäbe. Und ebenso spielen sich bei den Holländern, diesen Schweizern des Meeres, die wichtigsten inneren Wandlungen ab, als ob keine orientalische Frage cristierte. Da man nicht befürchtet, in den Strudel der orientalischen Wirren hineingezerrt zu werden, begnügt man sich in den neutralen Ländern mit der Rolle des politischen Zuschauers. In den Bergen der Schweiz läßt sich's atmen und in den Bädern der holländischen

und belgischen Küste läßt es sich plätschern, als säßen wir in Europa, nicht auf einem Vulkan. Sicherlich werden die beiden Mächtegruppen in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse sich vom Schuß fernhalten. Man hat an der Londoner Konfe-

renz von den Staatsmännern des Balkans nachgerade genug bekommen, und es gelüstet keine europäische Macht, ohne zwingendes Muß in die streitenden Brudervölker gewaltsam hineinzudirigieren.

Seitdem die Balkan-Megalomanen das Zarenwvrt in den Wind geschlagen haben und wie eine toll gewordene Meute aufeinander losgefahren sind, wird jeder Großstaat sich hüten, das Odium einer Einmischung auf sich zu nehmen. Aber das Pulverfaß Europa ist politisch so geladen, Vaß ein unvorsichtiger Zunder es plötzlich zur Erplosion bringen kann. Welcher Segen ist es dann für unser ganzes Kultursystem, daß den sechs Großstaaten, die bei einem europäischen Konflikt durch geschriebene Verträge oder ungeschriebene Vereinbarungen genötigt sind, den letzten Mann aufzubieten, sechs Kleinstaaten von hoher Kultur gegenüberstehen, die auch im Falle eines europäischen Krieges die stillen Reserven bilden können, die unangetastet bleiben, auch wenn der große „politische Kladderadatsch" über uns kommen sollte.

Die sechs Kleinstaaten von hohem Kulturtypus sind für den Bestand unseres Kultursystems von unsagbarer Wichtigkeit. Es wäre ein Unsegen, wenn sie von einem der ihnen benachbarten Großstaaten aufgesogen würden. Wir brauchen sie so, wie sie sind, in ihrer kulturellen Eigenart, mit ihren aparten Entwicklungsformen, mit ihren geschichtlich gewordenen Gestaltungen und nationalen Schattierungen. Kommt der große europäische Konflikt, dann haben wir doch kulturelle Zufluchtsstätten, die ihre Bibliotheken und Museen, ihre Glyptotheken und Laboratorien unbeirrt weiterbehaupten.

Sollten vandalische Kräfte unsere kulturellen Heiligtümer antasten, so bleiben uns in den kleineren Kulturstaaten Altäre übrig, welche uns die Kontinuität unserer Geistesentwicklung sicherstellen. Gerade weil wter arm«, »ilent mu»a6, brauchen wir für die Bergung und Sicherung unserer heiligsten Güter Stätten, wohin die Kriegsfurie nicht zu dringen vermag.

Unser schweizerisches Sonderheft zeigt an den einzelnen Auszweigungen des staatlichen und kulturellen Lebens der Schweiz, wie reich diese Sonderkultur ist, und wie unendlich viel wir

von ihr schon gelernt haben und noch lernen können. Die Schweizer-Dichter und -Künstler sind nicht weniger unsere Dichter und Künstler, wie einst Cats und Ioost van Vondel niederländische Dichtung über den Rhein verbreiteten, Spinoza und Rembrandt zu uns allen gesprochen haben und noch sprechen. Ibsen und Björnson, Strindberg und Bang stehen uns ebenso nahe, wie unsere eigenen Dichter. Maeterlinck wird bei uns vielleicht öfter und vollendeter aufgeführt, als in seiner Heimat.

Ob es sich bei diesen sechs kulturell hochstehenden Kleinstaaten um verbriefte Rechte oder teleologisch begründete Neutralitäten handelt, ist letzten Endes nebensächlich. Auch verbriefte Rechte müssen immer wieder ihre zwecknotwendige soziologische Daseinsberechtigung nachweisen. Ich möchte in einzelnen Sonderheften, welche den sechs Kleinstaaten gewidmet sind, den geschichtlichen Nachweis führen, wie unendlich viel die sechs Großstaaten von den sechs Kleinstaaten gelernt haben und noch lernen. Die Schweiz ist als politisches Erperimentierfeld Europas nicht minder wichtig, als durch die kulturelle Förderung, die wir ihr seit Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer und Arnold Böcklin danken. Einzelne Großstaaten sind in kulturlichem Betracht mehr Nehmende als Gebende. Darum erhalte uns der Gott der Geschichte die „kleinen" Staaten in ihrer Sonderart. Wir brauchen sie wie das

liebe Brot als ultimum retu^ium
unseres westeuropäisch-amerikanischen
Kultursystems. Mit einer kleinen
Biegung des bekannten Voltaireschen
Ausspruchs könnte man getrost be-
haupten: »i Ia ueutrlllits u'exl»tkit
M», il tlluärllit l'iuveuter.

Kolonialpolitische Rundschau.

Die Handelsgesellschaften In den deutschen Kolonien.

Eine wichtige Rolle bei der Kapi-
tals-Investition in den Kolonien spielt
der Handel; denn die Kolonialwirt-
schaft bringt es mit sich, daß einerseits
die Produkte, die sie erzeugt, auf
den Weltmarkt gesandt werden,
und daß andererseits die St off e, die
die Bevölkerung der Kolonien ge-
braucht, zu einem großen Teil vom
Auslande bezogen werden. Kolo-
nien sind keine in sich abgeschlossene
selbständige Wirtschaftskörper, sondern
ein Gebiet mit ausgedehnten welt-
wirtschaftlichen Beziehungen. Infolge-
dessen hat der Handel in den Schutz-
gebieten einen beträchtlichen Umfang
angenommen und eine kräftige Steige-
rung ist, wenn die Entwickelung in dem
jetzigen Tempo sich bewegt, für die
nächsten Jahre bestimmt zu erwarten.
Nun gibt es aber zweifellos ein
schiefes Bild, wenn wir alles das, was
in der Statistik als Außenhandel der
Kolonien erscheint, unter dem Gesichts-
punkt der Kapitals-Investition in den
Handel betrachten. Wir müssen uns
vielmehr auf den Handel beschränken,
der die Produkte anderer und nicht
seiner eigenen Erzeugung verkauft.
Würden wir diese Beschränkung nicht
vornehmen, dann müßten wir alle
Kolonialunternehmungen auch als
Handels unternehmungen auffassen.
Denn die Otavi-Gesellschaft handelt mit
ihrem Kupfer genau so, wie die Süd-
see-Phosphat-Gesellschaft mit ihrem
Phosphat und wie die Usambara-
Kaffeebau - Gesellschaft mit ihrem
Kaffee. Alle Gesellschaften, die produ-
zieren, sind auch gezwungen, mit diesen
Produkten Handel zu treiben, diese
Produkte zu verkaufen. Nun kann man
selbstverständlich alle diese Gesellschaften
nicht als Handelsgesellschaften bezeich-
nen; sie gehören vielmehr in die Kate-
gorie Bergbau resp. Plantagen-Gesell-
schaften. Für unsere Erwägungen über
die Kapitals-Investition in den Handel

kommen lediglich die tatsächlichen H a n d e l s unternehmungen in Betracht, die nicht ihre eigenen Produkte verkaufen.

Nun ist es allerdings schwer, eine reinliche Trennung vorzunehmen; denn Unternehmungen, die ledig-l i ch Handel treiben, gibt es selbstverständlich nicht viele. Die meisten sind mit Plantagen und dergleichen verbunden. Für unsere Erörterungen kommen nun die Gesellschaften in Betracht, bei denen derHandel in den Produkten anderer dominiert gegenüber dem Verkauf der eigenen Erzeugnisse. Derartiger Handelsunternehmungen finden wir in den Kolonien eine ganze Reihe. Beispielsweise eines der besten Handelsunternehmen, die wir besitzen, ist die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln. Diese besitzt zwar größere eigene Plantagen, deren Produkte sie verkauft. Daneben betreibt sie aber auch noch einen sehr rentablen Handel mit den Produkten der Eingeborenen und dergleichen. Gerade dieser Handel hat in der Hauptsache die glänzende Rentabilität der Gesellschaft hervorgerufen.

Auch die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die über eigene Plantagen verfügt, zieht einen großen Teil ihrer Gewinne nicht

aus dem Plantagengeschäft, sondern aus dem Handelsgeschäft. Man kann auch diese Gesellschaft ruhig unter dem Gesichtspunkt der Handelsunternehmen betrachten.

In Deutsch-Ostafrika sind 30 größere Firmen tätig, die sich mit der Ein- und Ausfuhr von Produkten beschäftigen. Die größte ist die vorstehend genannte Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die allerdings auch landwirtschaftlichen Betrieb besitzt, bei dem aber gerade das Handelsgeschäft eine wesentliche Rolle spielt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die infolge ihrer engen Beziehungen zu einer Reihe ostafrikllmscher Unternehmungen, u. a. der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und der Ostafrikanischen Handelsbank, sowie der Woermann-Linie, einen großen Einfluß in Deutsch-Ostafrika hat, bezieht aus Europa eine Reihe wichtiger Bedarfsartikel für Deutsch-Ostafrika und andererseits kauft sie von den Eingeborenen und von den Plantagen tropische Produkte auf, die sie dem heimischen Markte zuführt. Neben der Ostafrikanischen Gesellschaft sind noch die beiden großen Hamburger Erporthäuser: Hans ing A Co. und W. DswaldACo. tätig, die im Gegensatz zur Ostafrikanischen Gesellschaft als reine Handels-Unternehmungen anzusprechen sind. Außer diesen besteht noch eine Reihe kleinerer Handelsfirmen, die in bezug auf Bedeutung hinter den genannten aber zurückbleiben. Daneben eristieren noch einige Firmen, die man den Handelsfirmen zuzählen kann, wenngleich ihre Tätigkeit sich meist auf ein bestimmtes Produkt beschränkt. Hierher gehört z. B. die Firma W i lki ns K W i e s e, die sich mit der Ausbeutung von Holzbeständen in Afrika beschäftigt und die Hölzer nach entsprechender Bearbeitung weiter verkauft. Dem gleichen Zweck dient die Deutsche Holzgesell - schaft für Ostafrika. Die Koloniale Gerb- und Farbstoff-Gesellschaft betreibt die Herstellung von Gerbstoffen aus Kolonialholz, die sie in Deutschland absetzt. Wesentlich mehr Handelsfirmen als in Ostafrika befinden sich in Kamerun, und das ist auch erklärlich, da die Sammeltätigkeit der Eingeborenen in Kamerun einen viel größeren Umfang annimmt, als in Ostafrika. Die

meisten der Kameruner Firmen kaufen
den Eingeborenen den Kautschuk
resp. die Palm k e rn e ab und liefern
ihnen dafür andere Erzeugnisse. In
Kamerun finden wir viel mehr reine
Handelsunternehmen als in Ostafrika,
d. h. Gesellschaften, die lediglich
Handel treiben, ohne am Plantagenbau
direkt interessiert zu sein. Der Typus
einer solchen reinen Handelsgesellschaft
ist die Afrikanische Compag-
nie, die mit einem Kapital von 2V2
Mill. Mark arbeitet und die in
Kamerun 28 Stationen, Nieder-
lassungen und Faktoreien besitzt. Sie
hat u. a. eine Apotheke und beschäftigt
sich in der Hauptsache mit dem Einkauf
von wildem Kautschuk. Ebenso hat die
Bremer Ko lon ia l-H and e ls-
GesellschaftOloffin Kamerun
eine Niederlassung zum Zwecke des
Einkaufs von Produkten der Einge-
borenen, wie gleichzeitig zum Verkauf
europäischer Waren. Diese Gesellschaft,
die mit einem Kapital von 1,2 Millionen
Mark arbeitet, hat noch Nieder-
lassungen in anderen Kolonien an der
Goldküste; außerdem besitzt sie 8 Nieder-
lassungen in Togo. Einen größeren
Handel betreibt in Kamerun ferner die
Deutsch - Westafrikanische
Handels-Gesellschaft, die
ein Kapital von 2V2 Millionen Mark
besitzt und deren Interessen u. a. auch
in Togo liegen. Im Gegensatz zu den
vorher erwähnten Unternehmungen ist
die Deutsch-Westafrikanische Handels-
Gesellschaft kein reines Handels-
unternehmen, da sie neben ihren 24

Stationen in Kamerun auch eigene
Plantagen besitzt. Eine der ältesten
Firmen Kameruns ist die Woermann-
Gesellschaft, die unter der Firma
Woermann A Co. 4 Nieder-
lassungen in Kamerun besitzt.
Neben den deutschen Unternehmun-
gen finden wir übrigens in Kamerun
auch eine Reihe englischer Firmen,
die den deutschen Häusern einen nicht
unbeträchtlichen Wettbewerb machen.
Hierher gehören u. a. die Firmen:
R. K W. King, deren Hauptsitz in
Bristol ist, sowie IohnHoltA Co.,
deren Kapital 6 Mill. Mark beträgt
und die u. a. auch Plantagenbetrieb
haben.
Im Kameruner Kautschukhandel
sind nicht weniger als 49 Firmen tätig,
die mehr als 300 Angestellte haben.
Nicht so ausgedehnt wie in
Kamerun ist der Handel in Togo.
Immerhin verteilt dieser sich auf
17 Firmen. Von besonderem Einfluß
ist hier die Deutsche Togo-
Gesellschaft, die mit einem
Kapital von 1,1 Millionen Mark ar-
beitet und die ca. 27 Niederlassungen
und Faktoreien in Togo besitzt. Diese
Gesellschaft hat neben dem Handels-
geschäft noch einen größeren Landbesitz.
Über eigene Plantagen verfügt sie selbst
nicht. Sie ist indes eng liiert mit den
Plantagen in Togo: Agu, Kpeme
und der Togo-Pflanzungs-
Gesell s ch a f t, mit denen sie außer-
dem die Geschäftsleitung gemeinsam
hat. Neben der Deutschen Togo-
Gesellschaft ist die Bremer Kolo -
nial-Firma M. Victor Söhne
mit mehreren Zweiggeschäften vertreten.
Außerdem finden wir in Togo, wie
schon erwähnt, die Bremer Ko-
lonial - Handels - Gesell-
schaf t O l o f f mit 6 Niederlassungen
und die Deutsch-Westafri-
kanische Handels - Gesell-
schaft mit 12 Stationen.
Ganz anders geartet wie die vorher
erwähnten Handelsunternehmungen
sind die Firmen, die wir in Süd-
westafrika finden. In Südwest-
afrika handelt es sich weniger um Aus-
fuhrprodukte; denn die wenigen Er-
zeugnisse, die aus Südwestafrika bis
jetzt zur Ausfuhr gelangen, sind Dia-
manten und Kupfer, also beides Pro-
dukte, deren Verkauf nicht durch den
dortigen Handel vermittelt wird. Die

Diamanten werden durch die Diamanten-Regie in Berlin, und
das Kupfer wird durch die Produzenten, in der Hauptsache durch die Otavi-Gesellschaft verkauft. In Betracht kommen für Südwestafrika überwiegend Firmen, die deutsche Waren an die dortigen Ansiedler verkaufen. Insgesamt finden wir in Tüdwestafrika 18 größere Firmen. Die größte darunter ist die Firma Boediker K Co. in Hamburg, die mit einem Kapital von 1,2 Millionen Mark arbeitet und in Südwestafrika, 5 Niederlassungen besitzt. Diese Firma ist außer in Südwestafrika am Handel mit China interessiert und sie hat u. a. in Kiautschou eine Niederlassung. Daneben finden wir mit 6 Niederlassungen die Lüderitzbucht - Gesellschaft Scholz A Co. mit einem Kapital von 700 000 Mark. Die der Woermann-?inie nahestehende Firma: Woermann, Brock 6i Co. hat im Schutzgebiet 8 Niederlassungen.
In der S ü d s e e gibt es eine ganze Reihe von Handelsunternehmungen, die aber ausnahmslos mit Pflanzungen verbunden sind. Früher bestanden auch reine Handelsfirmen. Diese sind aber jetzt sämtlich zum Plantagenbau übergegangen, so daß eine Trennung in Handels- und Plantagen-Unternehmungen nicht möglich ist.
In Neu-Guinea finden wir
12 Firmen, die einen großen Handel betreiben, auf den Marschall-Inseln 5, auf den Karolinen 10 und in Samoa 3 größere Firmen. In Neu-Guinea do-

miniert die mit einem Kapital von
7V2 Millionen Mark arbeitende
N e u-G u i n ea - C o., das größte
deutsche Plantagenunternehmen. Diese
Gesellschaft betreibt neben dem Ver-
kauf eigener Erzeugnisse noch in
großem Umfang den Absatz von
Produkten der Eingeborenen. Ferner
sind als große Handelsfirmen in der
Südsee bemerkenswert: die Deutsche
Handels- und Plantagen-
Gesellschaft der Südsee-
Inseln, die einen sehr beträchtlichen
Handel in Kopra betreibt und deren
Kapital 2,7 Millionen Mark beträgt.
Daneben besteht in Neu-Guinea noch
die Firma Hernsheim A Co. mit
einem Kapital von 1,2 Millionen
Mark, die Firma Heinrich Ru-
dolf Wahlen mit 1,8 Millionen
Mark und die Forsayth-Ge-
sellschaft mit 2 Millionen Mark
Kapital. Auf den Marschall-Inseln
und auf den Karolinen dominiert
die Ialuit-Gesellschaft mit
einem Kapital von 1,2 Millionen
Mark. Diese Firma, die zu den ren-
tabelsten in unseren Kolonien gehört,
beschäftigt sich überwiegend mit der
Ausfuhr von Kopra, daneben ist sie
aber in erheblichem Umfange auch an
dem Phosphat-Bergbau in der Südsee
sehr stark interessiert. In Samoa do-
miniert die Deutsche Handels- und
Plantagen-Gesellschaft der Südsee-
Inseln.

Unser Schutzgebiet im chinesischen
Reich, Kiautschou, das im Gegen-
satz zu den anderen Schutzgebieten eine
reine Handels-Kolonie ist,
weist eine große Zahl von Kaufleuten
auf. Diese beschäftigen sich mit der
Ausfuhr chinesischer Waren nach
Deutschland und dem Import euro-
päischer Waren nach China. Unter den
zahlreichen Handelsfirmen dominieren
acht. Die größten hiervon sind: die
schon erwähnte Carl Boediker-
C o. in Hamburg, ferner die beiden
großen Erportfirmen Carlowitz u.
Co. und Arnhold Karberg u.
Co. —

Während eine Untersuchung, die
man über die verschiedenen Arten von
Kapitalsinvestititon anstellen würde, be-
züglich der Rentabilität häufig
ein düsteres Bild geben würde, muß
bei der Kapitals-Investition in den
Handel das Gegenteil konstatiert

werden. In keinem Zweige in unserer Kolonialwirtschaft — abgesehen vom Bankwesen und von den Schiffahrtsunternehmungen — wird eine so befriedigende Rente erzielt, wie gerade im Handel. Größere Handelsunternehmen, die keine Rente abwerfen, haben wir in den Kolonien überhaupt nicht. Ausnahmslos geben sie, soweit sie in Gesellschaftsform eristieren, eine Dividende und zumeist eine sehr befriedigende. Ja, man kann sogar sagen, daß eine Reihe von Gesellschaften glänzende Erträge abwirft,
Erträge, um die sie manches heimische Unternehmen direkt beneiden könnte. Nun soll hieraus keineswegs geschlossen werden, daß der Handel in den Kolonien sehr leicht ist. Im Gegenteil, er ist mit einem sehr großen Risiko verknüpft, und er erfordert große Geschicklichkeit, verbunden mit äußerster Sachkenntnis. Zunächst muß der Vertreter des Handelsunternehmens in den Kolonien eingehend vertraut sein mit den Verhältnissen des Landes. Er muß die billigsten Bezugsquellen ermitteln, darf keine Mühe und Arbeit scheuen, und er muß es verstehen, mit den Eingeborenen geschickt umzugehen. Schon im Einkauf liegt für ihn oft ein sehr großes Risiko, namentlich dann, wenn er den Eingeborenen, wie es in Kamerun bisher häufig der Fall war, den Gegenwert für den Kautschuk vor Ablieferung bereits gibt. In diesem Falle ist es für ihn oft schwierig, den Kautschuk zu bekommen, nachdem der Eingeborene den Gegenwert schon ein-

geheimst hat. Ein weiteres Moment, das das Geschäft beeinträchtigen kann, sind die ungeheueren Schwankungen der Preise, denen die Produkte der Kolonialwirtschaft auf dem Weltmarkte ausgesetzt sind. Man braucht ja nur an den Kautschuk zu denken, der im Jahre 1908 im Preise auf 2,50 Mk. stand, im Jahre 1910 mit 7 Mk. bezahlt wurde, und im Jahre 1911 wieder einen Preis von 3 Mk. pro V2 ^3 erreicht hatte. Diejenigen Firmen also, die im Jahre 1910 zuviel Kautschuk mit 7 Mk. eingekauft haben, hatten am Ende des Jahres auf den unverkauften Kautschuk einen Verlust von mehr als 50°/« des Wertes, d. h. ihr Warenlager war um die Hälfte entwertet worden. Umgekehrt hatte der Kaufmann einen Verlust, der im Jahre 1908 zum damaligen Tagespreis größere Mengen Kautschuk verkaufte, die er erst später zu einem höheren Preise eindecken konnte. Abgesehen hiervon, ist der Handel in den Kolonien auch noch Diebstahl, Veruntreuungen und dergleichen durch die Eingeborenen ausgesetzt und schließlich hat er mit demselben Risiko zu rechnen, wie der heimische Handel, nämlich: Verlusten an Debitoren und dergleichen.

Wenn nun trotz aller dieser Schwierigkeiten der Handel in den deutschen Schutzgebieten sich so befriedigend gestaltet hat, wie es in der Tat der Fall ist, so ist das ein Beweis für die Tüchtigkeit des deutschen Kaufmanns, der es selbst unter den schwierigsten tropischen Verhältnissen versteht, eine Rente herauszuwirtschaften, die die aller anderen Erwerbszweige übertrifft.

Wie es in der Natur der Sache liegt, ist nun die Rentabilität der Kolonial - Unternehmungen großen Schwankungen unterworfen, und das beste Beispiel hierfür ist die Afrikanische Co., die einen Handel mit Kautschuk betreibt. Entsprechend den großen Preisschwankungen am Kautschukmarkte, war auch die Dividende der Gesellschaft ungewöhnlichen Veränderungen unterworfen. Im Jahre 1908 zahlte sie 10 °/», 1909 erhielten die Aktionäre garnichts, 1910 verzinste sie das Aktienkapital mit 17°/» und 1911 ging sie wieder auf 6'/° zurück, 1912 betrug die Divi-

dende 8 V«.
Sehr befriedigend hat sich das Geschäft bei der Breme r-Ko l 0 nial-Handels-Gesellschaft entwickelt. Diese hat im Jahre 1908 15°/«, in allen folgenden Jahren I7V2 V« Dividende ausgeschüttet. Dabei ist es bemerkenswert, daß die Gesellschaft vor einiger Zeit einen Verlust von 200 000 Mk. gelegentlich der Neu-Etablierung eines Geschäftes im Innern Kameruns erlitten hat, daß aber trotz dieses Verlustes die Dividende nicht reduziert wurde, weil die Vorbesitzer der Gesellschaft den Verlust übernahmen. Carl Boediker u. Co. schütteten in den letzten Jahren regelmäßig 12°/» Dividende aus. Die Deutsch - Westafrikanische Handels-Gesellschaft hat ihre Dividende in den letzten Jahren allmählich von 4°/» auf 10°/« erhöht. Die Deutsche Togo-Gesellschaft steigerte ihre Dividende von 3 °/„ auf 6 °/« und dann auf 7 °/„. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, bei der allerdings nur ein Teil der Dividende aus dem Handel stammt, und die über hohe Reserven verfügt, hat in den letzten Jahren 5, 6 und dann 8°/» Dividende ausgeschüttet.

Trotzdem aber die bereits aufgezählten Dividenden eine recht stattliche Höhe erreicht haben, bleiben sie alle noch hinter den Dividenden zurück, die zwei Südsee-Unternehmungen bisher ausgeschüttet haben. Es sind das: die Deutsche

Rundschau
Handels- und Plantagen-
Gesellschaft der Südsee-
Inseln und die Ialuit-Ge-
sellschaft. Diese Unternehmun-
gen geben, wenn man von den Dia-
mant-Gesellschaften absieht, die höchsten
Dividenden, die unsere Kolonial-Unter-
nehmungen überhaupt aufweisen. Die
Jaluit-Gesellschaft verteilte im Jahre
190? 10°/° Dividende; außerdem er-
hielt jeder Aktionär gratis einen Ge-
nuß-Schein, auf den in den letzten
Jahren je 250 Mk. entfielen. In den
folgenden Jahren steigerte die Gesell-
schaft ihre Dividende auf 13°/«, dann
auf 20°/« und in den beiden letzten
Jahren schüttete sie sogar 25°/« aus.
Die Deutsche Handels- und
Plantagen - Gesellschaft
der Südsee-Inseln gab im
Jahre 1907 16°/«. Daraufhin stei-
gerte sie die Dividende auf 24°/, und
schließlich auf 28°/«. Infolge dieser
hohen Dividende waren nun die Aktien
im Kurse derart gestiegen, daß die Ge-
sellschaft eine Ermäßigung des Kurs-
niveaus für angezeigt hielt. Zu diesem
Zweck erhielt jeder Aktionär gratis
zwei Genuß-Scheine, auf die im Jahre
1910 110 Mk. und im Jahre 1911
120 Mk. entfielen. Infolgedessen hat
nun die Dividende einen Rückgang er-
fahren; sie beträgt aber immer noch
11°/« resp. 12°/«.
Die Rentabilität von Handels-
unternehmungen in den Kolonien ist
zweifellos eines der erfreulichsten
Momente in der ganzen Entwickelung
unserer Kolonialwirtschaft, und sie zeigt
uns, wie Kapital gewinnbringend in
den Kolonien investiert werden kann.
Zweifellos wird mit der Ausdehnung
des Verkehrs und mit der Hebung der
Lage der Eingeborenen sich noch eine
neue Möglichkeit zur Ausdehnung des
Handels bieten. Dabei wird es aber
erforderlich sein, daß der Handel wie
bisher von soliden und sachver-
ständigen Kaufleuten be-
trieben wird, die auch in der Lage sind,
trotz des großen Risikos und trotz der
Schwankungen auf dem Weltmarkte
befriedigende Renten zu erzielen.
Colonicnsis.
Kulturpolitische Rundschau
von Britanniens.
Amerikanisch-deutsche
Kultur.
Am 24. Dezember 1914 wird die

Jahrhundertfeier des Genter Friedensschlusses alle englisch sprechenden Völker vereinigen. Amerika rüstet sich zu ihr in dem ihm eigenen Stile der Größe und Eigenart. Im „neuen Europa" müssen alte Werte bei all ihrer eingeborenen Ewigkeitsgültigkeit den Mantel des Neuzeit-Propheten tragen, wenn sie das Interesse des Tages gewinnen sollen. Die Feier hundertjährigen Friedens zwischen Amerika, und England wird also ihren psychologischen Zenith in stummer Selbstbetrachtung jedes Bürgers des Sternenbanners und des Union Jack finden. Der Antrag kam natürlich von amerikanischer Seite. Etwas Neugeartetes, von Amerika Ersonnenes. Amerika hat die Welt gelehrt, wie man aus scheinbarem Nichts die Welt des Tones schafft, Amerika wird die Welt lehren, wie man aus einer Welt des Tones eine Überwelt des Schweigens als eine Sphäre schafft, in der hunderte Millionen von Menschenseelen den höchsten Ausdruck gemeinsamen Verstehens einer sie umschließenden Idee finden. Amerika sprach: es werde das Schweigen, und es ward. Während des Bestandes dieser Fünfminuten-Welt wird die Idee durch jedes Jankee- und Iingohirn schweben und weben, welche Segnungen der Kultur das eine

Centennium des Friedens über beide Länder ausgeschüttet hat. Für Denktätigkeit, insbesondere solche, die der Aufarbeitung einer bestimmten Materie gewidmet werden soll, sind aber fünf Minuten eine Arbeitszeit, die weit über das für die vorgeschriebene Arbeit nötige Zeitmaß hinausreicht. Um den Bann dieser „stillen heiligen Mittagszeit" nicht durch die Möglichkeit der Frivolisierung der frei werdenden Arbeitszeit zu lösen, gäbe es vielleicht ein ratsames Prohibitivmittel. Wie wär's z. B., wenn man den Denkzwang von dem einen, wenn auch noch so fesselnden, Objekt abhöbe, und auf den Inder der i<l6»i'uul peruii»»aruill den vom Kausalnerus unfreiwillig herbeigezogenen Gedanken setzte, was die amerikanische Kultur Deutschland, mit dem Amerika für alle Zeit in Frieden lebte, zuschreiben könnte und sollte? Ist doch das Amerika von heute durchaus nicht mehr anglosächsisch. Der größere Teil seiner Bürgerschaft gehört anderen Nationalitäten an, und zu diesem größeren Teile hat Deutschland den größten Prozentsatz geliefert. Wenn allerdings zum Maßstab des Kulturwertes, den eine Nationalität dem amerikanischen Eigenleben überantwortet hat, die Fülle der ihm von ihr überbrachten Literatur gewählt werden soll, muß das Deutschtum Aschenbrödel stehn. Geht man durch die Bibliotheken der Gebildeten in diesem Lande, wo es weder an Geld noch an dem Willen fehlt, dieses in literarischen Gütern zu investieren, wird man unter tausend englischen Autoren einen deutschen finden. „^Iie Oorman ?ud1ic«.tiou ßnciet.v" hat es sich nun zur Aufgabe gemacht, dieser Inkongruenz zu den sonstigen vom Deutschtum in Amerika auf allen anderen Gebieten des Geistesstrebens geschaffenen Kulturwerten zu begegnen. Nach der Variante: „Für das Volk ist das Beste gerade gut genug" ist auf die unermüdliche Regsamkeit des Initators der „«l«wi»K NucvrInpaectiu" Dr. I. Singer hin dieses Institut ins Leben gerufen worden. Unter seiner organisatorischen Ägide ist ein gewaltiger, überaus imposanter Gelehrtenstab von deutschen und amerikanischen Professoren zur gemeinsamen Arbeit zusammengetreten. Die Professoren Nr. Kuno Francke und W. G. Howard von der Harvard-Universität

haben die Chefredaktion übernommen. Zu den „Patrons" gehören von amerikanischer Seite u. a. W. Wilson, der Präsident der Vereinigten Staaten, der deutsche Gesandte, wie die Präsidenten aller amerikanischen Universitäten; von deutscher Seite finden wir unter den wissenschaftlichen Beratern die Prof. Vehaghel-Gießen, Lamprecht-Leipzig, v. Liszt-Berlin, Ostwald-Leipzig usw. Die Unterstützung und das Wissen von hervorragenden Männern auf dem Gebiete deutschen Geisteslebens werden als ihre erste Frucht die deutschen Klassiker des 19. und 20. Jahrhunderts in 20 Bänden zu je nahezu 600 Seiten dem amerikanischen Aufnahmebedürfnisse darbieten. Welche Bedeutung dies für die Hebung und Wertung deutscher Kultur in Amerika haben muß, wird einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die Werke vieler deutscher Klassiker, insbesondere solcher aus nach-goethischer Zeit zum ersten Male dort in englischer Sprache zur Veröffentlichung kommen werden. Mehr als V° dieser in den Bereich der Veröffentlichung gezogenen Klassiker sind bislang überhaupt nicht in englischer Sprache zum Wort und zur Wirkung gekommen; nahezu 100 deutsche Dichter werden durch die Arbeit dieser Gesellschaft dem amerikanischen Kulturkreise zugeführt werden. In den nächsten Tagen werden die ersten drei Bände — Goethe und Schiller — erscheinen; in literarischen Kreisen Amerikas wird der Augenblick ihres Erscheinens mit Recht als ein knltur-

historischer Wendepunkt angesehen und
willkommen geheißen; wird doch von
ihm das stärkste Kraftmedium er-
wartet für die Prägung des ameri-
kanisch-deutschen Kulturgeistes, den
Austauschprofessoren angebahnt. Herr
Dr. Singer ist zugleich mit Vorarbeiten
für die Gründung einer „I'nrei^u
Ileview", befaßt, welche einer ähn-
lichen Tendenz dienen soll; sein Werk
und sein Wirken verdienen die volle
Anerkennung aller, die für Schaffung
von dauernden Kulturwerten Sinn
und Begeisterungsfähigkeit haben.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin.

Zwei Iubilare:
Rosegger und Bahr.

Peter Rosegger, Ehrendoktor der
Universitäten Heidelberg und Wien,
Ehrenbürger der Stadt Graz und
Ehrenhort der Literatur, soweit die
deutsche Zunge klingt, feiert am
3 1. Juli d. I. seinen 70. Ge-
burtstag!' Und so, wie ganz
Deutschland ihm heute verdientermaßen
huldigt, möchten auch wir ihn feiern,
indem wir aus den wichtigsten seiner
Dichtungen den Menschen zu erklären
suchen.

Nenn es berühmten Männern
gegenüber sonst nicht immer angeht,
ihre Leistungen an ihrem Charakter,
ihre Werke an ihrer Persönlichkeit zu
messen, wenn das, was an ihnen all-
gemein beachtet wird, vielleicht nicht
immer verträgt, auch im Besonderen
scharf beobachtet zu werden, so wird bei
Rosegger erst recht verständlich, sein
Wirken durch seine Persönlichkeit, sein
Lebensaufstieg durch seinen Charakter,
seine geistigen Werte durch seiner Seele
stärkste Triebe und tiefste Sehnsüchte.
Man braucht nur seine bio-
graphischen Bücher „Meine Wald-
heimat" (2 Bände) und „Mein
Weltleben" (1. Band) daraufhin
zu lesen. Eine prachtvoll erzählte
Selbstbiographie, die zu dem Reifsten,
Liebenswürdigsten und Schönsten aus
des Dichters Feder gehört. Und gehen
wir in diesen Büchern der merk-
würdigen in der Wirklichkeit stark ver-
ankerten Anlage seiner Natur forschend
nach, so fällt vor allem dreierlei mit
klarem Eindruck ins Bewußtsein: der
unverrückbar ernste Wille zur Tat, so-
bald eine solche in ihm sich vor-
bereitet hat; die unveräußerliche Treue

zu sich selbst, nachdem er seinen Menschen in sich entdeckt und das Wesen der Welt um sich her erkannt hatte; der unverletzliche Respekt vor der natürlichen Grenze seiner Gaben, seines geistigen Besitzes. Grenzen aber, die, wie er versichert, „niemals mich beengt haben"; innerhalb deren er sein Leben und sich „stets frei, reich und zufrieden gefühlt" hat. Wie der vielberufene „rote Faden" durch eine Dichtung, so ziehen diese Charakterfäden, zum Lebensheil verwebt', durch Roseggers innere Entwickelung. In der Stufenfolge seiner Arbeit zeigt er die unablässig fortreifende Frucht seines Lebens, deren Summe von ihm hier gezogen wird — ohne Scheu und ohne ilberhebung — wie ein aufrechter Mann, vor dem Forum seines Volkes.

Er, der während seines ganzen Schaffens im Brennpunkt der Gnade gestanden, gibt hier Aufschlüsse über seine Anfänge, die so verwickelt waren, über seine Fortgänge, die so konsequent in Heimwehfluchten ausgebogen. Er macht uns weiterhin mit seinen Eltern und Ureltern bekannt, mit ihrem Glück und mit dem späteren Verfall ihrer Vermögensumstände. Wir lernen seinen stillergebenen, aufrechten Vater schätzen, seine prachtvolle, reichbegabte

Mutter lieben, und wir verstehen seine tiefehrerbietige Zärtlichkeit für diese Mutter, von der er die unerschöpfliche Lust zum Fabulieren geerbt. Aus tiefen Sehnsuchtstönen erfahren wir, daß und warum Rosegger niemals mit seinem Herzen von seiner Kindheit losgekommen, daß und warum seine Seele den heiligen „Erdsegen" seiner Heimat niemals verloren und von sich getan: Goethes „Glaube doch niemand, er könne den Einflüssen seiner Kindheit jemals entwachsen!" Er führt uns an alle Stationen seiner Lebenspilgerfahrt, reich an jeglicher Wesensfülle des Geistes und Gemütes; reich an vielerlei Glücksfällen, seltenen Fügungen und Führungen, inneren Erhöhungen, äußeren Ehrungen; von vielen der Besten seiner Zeit verwöhnt, von vornehmen Verlegern verhätschelt, von unvergleichlichen Erfolgen gekrönt. Gleichwohl nicht verschont auch von Verfolgung, wüster Anfeindung, Verleumdung jeder Art; auch von manchem heimlichen Golgatha des Herzens, das nur ' die arbeitharte Selbstüberwindung zur Stätte seelischer Abklärung hat wandeln können. Nicht verschont auch von schweren körperlichen Leiden, unter denen er fast alle seine Dichtungen seiner Schwächlichkeit hat abkämpfen müssen. Tief bedrückt auch in seinen besten Jugendjahren von dem fatalistisch gewordenen Glauben: es lohne nicht, seinem Leben Richtung, Halt und Aufstieg zu sichern, da er ja doch zu frühem Sterben bestimmt sei!

Bei solchem Rückschauen auf all das Überwundene fühlt Meister Rosegger wohl selbst am tiefsten, wie das alles unversehens beiseite geschoben wurde von der Zeit, die — bedeutungslos an sich — ohne Verantwortung vorübergegangen ist, mit ihren gegensätzlichen Ereignissen, ihren leidenschaftlichen Verheißungen und beruhigten Erfüllungen. Und bleibend ist für ihn und für uns eben doch nur das, was er seiner Zeit gegeben, was die Welt von ihm empfangen: das große, tiefe, starke Wirken seines Eigenwesens! Das, was ihn als Erkenntnistrieb, Sehnsucht nach Gestaltung; was ihn als Kraft und Frohmut zur Dankbarkeit gegen sein Leben in gottfreudiger Seele geführt hat. Gottfroh, weltfreudig

und menschentreu! Jene Kraft großer Treue, die nicht überreden will, die überzeugt, das ist sozusagen die Wertmarke seiner Arbeiten von Anbeginn!
So schon in seinem ersten großen Wurf. Jene Geschichte vom „Waldschulmeiste r", der als Weltflüchtling in dem ödesten Alpendörfchen fünfzig Jahre unerschlossen lebt, Kultur, Menschenliebe, herzliche Verträglichkeit auszusäen strebt, den Dörflern Schullehrer ist und Arzt und Amtmann; auch Pfarrer, wenn's not tut. Der seine eigene Seele freikämpft von früher Schuld; gütig, weise, selbstlos den Menschen dient, und — wie üblich — dafür noch in der Erinnerung von ihnen gekreuzigt wird. Und als er ihnen eines Tages entschwindet, zum Herenmeister und Gottseibeiuns gestempelt wird, während er, in furchtbarer Tragik, als Erblindeter, sein Leben auf höchstem unzugänglichem Berggrat verliert. Mit scharfem Weltaufmerken hat der Dichter schon hier die erkannten Übel der Zeit, in Welt und Kirche, ohne Rücksicht aufgedeckt und gegeißelt.
Nicht weniger in der gedankenvollen Dichtung „Das ewige Licht" — aus den Schriften eines Waldpfarrers — der, wegen seiner kirchen-reformatorischen Gedanken und Bestrebungen auf Strafversetzung in ein kleines Alpendörfchen kommt und ein ähnliches Geschick erfährt, nur. daß hier auch das Dörfchen von den Schauern des Unterganges gestreift wird.

Wie Rosegger zu der harten Unduldsamkeit der Kirche sich persönlich stellt, zeigt er auch in „Der Gottsuch e r", einem Roman der Seelenwirren, von einem fanatischen Priester in seine kleine Waldgemeinde getragen, aus der ein am Zweifeln Verzweifelter ersteht, den Priester am Altar erschlägt und mit seinen Dorfgenossen in Flammen untergeht.

Auf ungleichem Boden steht, und in reinen Bekenntniskreisen bewegt sich, in allem Gefühlsleben potenziert, Roseggers köstlichste Dichtung, schkechthin die Krone seiner Arbeiten, sein „I. N. R. I." — frohe Botschaft eines armen Sünders. Einen jungen, weltunkundigen, von Genossen-Eid verpflichteten, politischen Attentäter, zum Tode verurteilt, läßt der Dichter in seiner Zelle das Leben Jesu niederschreiben, wie s e e l enki n d h aft der Verlorene in eigener Vorstellung es trägt, und läßt allmählich den Ärmsten an diesem ihn beseligenden Lebensbilde gleichermaßen von Todesangst und Lebensgier sich erlösen.

Es ist ein Priestertum des Menschenfriedens, der Glaubensfreiheit und herzlichen Bruderliebe in diesen Dichtungen Roseggers, vornehmlich auch in seinen Bekenntnisbüchern „M e i n Himmelreich" und „Bergpredigten", denen schon ihr unbeengter Freimut Zeitdauer und über faden „Ruhm" hinans eindringendes Gedächtnis sichert bei den Besten aller Nationen!

Und wie das Problem des gegereinigten Glaubens und Dogmas, so bewegt ihn zutiefst eine glutende Heimatliebe mit all ihrer Wald- und Berg-Poesie, die leidenschaftliche Abneigung gegen die neuzeitige Verderbnis der Stadteinflüsse, die er „Weltgift" nennt. In seiner gleichnamigen Dichtung, eine seiner best komponierten Arbeiten, aber im Stoff höchst unerquicklich — ein Roman der Geld- und Industriewelt — läßt er tiefe Einblicke in seine Lebensauffassung, seine

Reformgedanken tun. Antipolar gegen dieses „Weltgift" stellt Rosegger den „Erdsegen", das froh verhaftete Gedeihen auf der Scholle, das Heimatglück des Erdbebauers. Auch diesen Stoff macht er unter gleichem Titel zum Gegenstand einer demonstrativen Dichtung. Recht weit hergeholt in der Fabel und gewaltsam in der konstruierten Entwickelung: Ein enragierter Städter, noch dazu ein Literat, kommt wettweise aufs Land, wo er ein Jahr als Knecht aushalten will. Und — die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! Nach dem Wettejahr ist seine Seele mit dem heiligen „Erdsegen" so unentrinnbar „verkernt", daß er die Rückkehr ins Weltleben aufgibt. Nicht sehr wahrscheinlich! In Briefform ist dieser merkwürdige Roman geschrieben, als „vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes". Und ich wüßte mir keine Romanform, in der dieser spröde Stoff technisch geschickter zu behandeln wäre.

Das ist eine der bemerkenswerten Seiten des fabelhaft reichen Talents, das in unserem glückversorgten Rosegger steckt. Dieser durch und durch adelige Kunstintellekt ergibt heut, in seinen erfahrungsgeläuterten Instinkten, eine vollkommene Einheit von Wesen und Form.

Bis zur Evidenz ergibt sich das in seinem Buche „Martin, der Mann", in dem die epische Erzählung mit Briefunterbrechungen wechselt. Ist sonst diese brockenweise zusammenleimende Technik gewiß nicht zu

loben, oder gar als Muster zu empfehlen — hier, bei diesem Stoffe, der zwischen Fürsten- und Bauerngestalten sich bewegt, der durch furchtbare Verbrechen, Leidenschaften, Qualen und Sühne geht, wird gerade die sich wandelnde Ausdrucksform zum Kitt für das auseinanderstrebende Geschehen.

Wer befähigt ist, einem Künstler auf den Spuren seiner Arbeit nachzugehen, wird finden, daß Rosegger niemals etwas nur so mit halbem Können getan, seine Kraft irgendwo nur halb eingesetzt, eine Form nur so aufs Geratewohl angewendet hat. Das ist vielleicht einer der Schlüssel zu dem Geheimnisse der großen Erfolge seiner Arbeit: an das Kleinste hat er wie an das Größte seinen ganzen Menschen hingegeben! Das ist adelig — das Ethos im Wollen und Vollbringen!

Ein Entwickelungsweg in den Geleisen des echten Idealismus. Nichts und nirgends eine Spur von kulturplattiertem Schein — alles wirkliche, ehrliche Wesenheit. Man darf ungefähr sicher sein, daß Rosegger niemals in sklavischer Unterordnung der Tyrannei der Technik sein Schaffen unterworfen. Und dennoch ist vielleicht nicht Vielen das Wesen der Technik als schöpferischer Anpassung an einen gewählten Stoff in dem Grade aufgegangen, wie just ihm. Daraufhin möchte ich im Besonderen sein „Heidepeters Gabriel" angesehen wissen. Eine der zartesten, von menschlich-reinster Empfindung übersonnten Dichtung, in die Rosegger die Geschichte seiner ersten glücklichen Ehe verwebt. Und neben dieses Idyll stelle man das reichbewegte Kriegsbild „Peter Meyer von derMah r", zu dem er sich den Stoff aus den Freiheitskämpfen der Tiroler holt und in bluterregtem Tyrannenhaß das Streiten und Sterben der Unterdrückten um die Gestalt des historischen Helden aufbaut. Nicht übertrieben glücklich das Gebild. Gewiß. Das in der Geschichte Erstarrte liegt ihm offenbar nicht — umsoweniger, als es auf fremdem Boden sich vollzieht. Indessen, die Steigerung des Eindrucksicheren scheint mir als technische Ökonomie schlechthin vorbildlich.

Doch, werden unsere Leser fragen: wo bleibt bei alledem unser Schelmen-Liebling Rosegger,

der als Vorleser mit seinem
Humor uns hingerissen, der
uns lachen gemacht mit seinen lustigen
Geschichten? Gemach: In der präch-
tig ausgestatteten'), selbst neben der ele-
ganten „Ausgewählten Ausgabe" noch
mit Ehren bestehenden Jubiläumsaus-
gabe seiner Werke, zu Ehren seines
70. Geburtstages, die Rosegger selbst
letztgültig redigiert und auf rund
40 umfangreiche Bände
normiert hat, nimmt der Humor nicht
weniger als etwa die Hälfte der Bände
ein. Da sind u. a.: „Sonderlinge aus
dem Volke der Alpen", „Der Wald-
vogel" (neue Geschichten), „Das Buch
der Novellen" (4 Bände), „Das
Sünderglöckel" (Satiren), „Der Schelm
aus den Alpen" (2 Bände) mit nahezu
70 Humoresken, denen er den be-
zeichnend unterscheidenden
Untertitel gibt „Allerlei Geschich-
ten und Gestalten, Schwänke und
Schnurren" und vorwortlich sich sal-
viert, „daß auch eine lustige Sache
manchmal einen ernsten Hintergedanken
haben könne. Als ob Meister Rosegger
ohne solchen „ernsten Hintergedanken"
überhaupt dichten wollte. Und
wie gießt er auch diese
kleinen Sachen wieder in
die ihnen gemäße technische

') Alle Werke Roseggers erscheinen
seit 20 Jahren in dem rührigen und
rühmlich bekannten Verlage von k.
Staackmann-Leipzig, natürlich auch die
genannte Iubiläums-Ausgabe!
D. R.

Form! Das kommt garnicht vor,
daß er z. B. einen „Einfall", der nur
für eine Skizze reicht, auf das Pro-
krustesbett einer Erzählung oder gar
einer Novellen-Ausdehnung zerrt. Und
umgekehrt einen ergiebigen Novellen-
stoff in eine Skizze zerhackt. Ja, ja,
wenn einer, so verdient Rosegger, der
Erwecker, der Schelmen-, der Bauern-
Dichter, der Sozialreformer, der Reli-
gionsphilosoph, der Bekenntnisbeeiferte,
sicherlich unsere volle, freudige Bewun-
derung !
Daß Rosegger, der Mensch mit dem
tiefen sittlichen Ernst in gleich hohem
Grade, wie der Dichter, jede Ver-
ehrung und Sympathie verdient,
braucht nicht erst heut erörtert zu
werden. Er, dem die Welt-Kultur
seiner Heimat, die Gesinnungs-Kultur
seiner Volksbrüder so viel verdankt, der
u. v. a. das Schulwesen gefördert, der
es fertig gebracht, als glaubens-
freudiger Katholik den heimischen Pro-
testanten ihr Kirchlein aufbauen zu
helfen, ohne auf klerikales Gezeter zu
achten, der immer bereit ist, zu
helfen, zu trösten, zu schlichten,
er trägt die frohe Sicherheit in
seiner Seele, über Zeit und Vergessen
hinaus gewirkt zu haben. In einem
Bande: „Heimgärtners Tage-
b u ch" hat er unendlich vieles von
dem zusammengetragen, was in seiner
Zeitschrift „Heimgarten" über die Er-
scheinungen der Zeit, die Ereignisse der
Stunde ihm aus der Seele in die Feder
geflossen. Schon aus diesem einen
Buche lernen wir den Streiter für das
Rechte, den Kämpfer für die Idee in
voller Tatkraft und Denkehrlichkeit
kennen!
Heil dem herztreuen Manne, und
Kraft zu weiterem Schaffen! Möge
sein Geist — über die 70 hinaus —
jung, seine Kraft rüstig, sein Wille zum
Werk ehern bleiben, wie bisher!
Hermann Bahr hat es nicht
leicht, neben dem Siebenziger mit seinen
fünfzig zu bestehen, die zudem niemand
seiner jungfrohen Schaffensblüte wird
glauben wollen. Aber wenn man
die Summe seiner bis-
herigen Arbeit, vor allem
die Summe seiner Potenzen
ziehen will, wird man eines
aufrichtigen und freudigen
Respektes sich nicht zu
erwehren brauchen. Und der

Jubilar wird sicher sein dürfen, daß die Glückwünsche, wo sie nicht etwa vom Neide getrübt, von Scheelsucht beengt werden, ihm aus treuen Herzen zuströmen. Hermann Bahr, eine der stärksten und reichsten Begabungen unter den Zeitgenössischen, hat als Dramatiker wohl am frühesten angefangen und bis heut nicht aufgehört, eindringlich und nachhaltig zu wirken. Die stärksten Persönlichkeitseindrücke aber hat er vielleicht als Publizist errungen. Als Sozial-Eth iker und So z i a l-Kritiker ist er das Gewissen Österreichs geworden! Und nicht minder rückhaltlos, ehrlich, vaterlandsgetreu, wie Rosegger, hat auch Bahr in allem rein publizistisch-literarischen Dichten und Trachten nur das eine gewollt und getan: die Übel der Zeit und des Staates aufzudecken und zu heilen, so weit es in dem Kraftbereich einer einzelnen Stimme liegt.

Sein Feinstes und alle edlen Fähigkeiten seiner großen, beneidenswerten Begabung aber hat er in seiner R o - mandichtung niedergelegt. Vornehmlich seine letzten Dichtungen, zu der geplanten Roman-Serie „D i e Typen der menschlichen Gesellschaft" gehörig, zeigen sein künstlerisches Vermögen vielleicht zu der ihm überhaupt erreichbaren Höhe potenziert: „Die Rahl", „Drut", O,

16<

Mensch" — man muß abwarten, ob das noch Kommende mehr bieten wird. Bahr hat heut schon sicherlich seine 40 und mehr Bände geschrieben — darunter nicht vieles, das nur für die Stunde wäre. Allein, was da als literarische Iubiläumsausg a b e°) herausgebracht worden „Das Hermann-Bahr-Buch" hat schwerlich Aussicht zu dauern: eine Auslese verschiedener Kapitel aus verschiedenen polemischen Schriften von Hermann Bahr, meist aus dem „Inventar", dann aus „Renaissance", „Naturalismus", „Freie Bühne", „Sezession" u. v. a. Im besonderen urteilregulierend, also wertvoll ist, was Bahr über sich selbst aussagt. Und aus den vielen beigegebenen Illustrationen das Beste ist ein Portrait von Bahrs Gattin, Anna Bahr-Mildenburg, die verdiente und geniale Wagnersängerin und Parsifal-Kämpferin.

Apropos Wagner, dessen Gedächtnis in diesem Sommer mehr geräusch- als pietätvoll gefeiert wird, möchte ich auch eines höchst aktuellen und ebenso essentiellem Buches erwähnen, der „Erinnerungen an RichardWagner" von Angelo Neumann^). Der Autor, einer der eifervollsten Vorkämpfer für Wagner und seine Musik, einer der wirksamsten Herolde seines Ruhmes in allen Kulturländern, war wie wenige berufen, über Wagner uns mancherlei persönliche Aufschlüsse aus eigenen immer interessanten Erinnerungen zu geben. Mehr noch aus den zahlreichen im Tert verstreuten Wagnerbriefen — für das große Publikum von aufschließend-einführendem Wert. Interessant für jedermann aber ist das Facsimile eines ungekürzten Wagnerbriefes und die beigegebenen Portraits. Hätten zur Zeit des Parsifal-Rechtsstreites dieses Buch recht viele Unsichere, Halbüberzeugte gelesen — möglich, daß wir von all den gegnerischen Ansichten weniger zu hören bekommen hätten.

') Wie die meisten Bahr-Werle, erschienen im Verlag v. S. Fischer, Verlin.

Kunst-Rundschau.

Von I>r. Hermann Wurz.

Die k. neue Pinakothek in München.

Im Auftrag König Ludwigs I. wurde in den Jahren 1846—53 die neue Pinakothek erbaut. Bei ihrer Grundsteinlegung hatte dieser kunstliebende Fürst u. a. folgendes ausgesprochen: „Für Gemälde aus diesem und aus künftigen Jahrhunderten ist die neue Pinakothek bestimmt .... Als Lurus darf die Kunst nicht betrachtet werden, in allem drücke sie sich aus, sie gehe über ins Leben, nur dann ist sie, was sie sein soll. Freude und Stolz sind mir meine großen Künstler. Des Staatsmannes Werke werden längst vergangen sein, wenn die des ausgezeichneten Künstlers noch erhebend erfreuen." Wenn man nun heute durch die neue Pinakothek wandert, erlebt man wenig Freude und Erhebung. Gegenüber der alten Pinakothek fällt diese Gemäldesammlung stark ab. Von ausgezeichneter Kunst ist hier nicht viel zu sehen. Fast auf Schritt und Tritt begegnen wir der Mittelmäßigkeit. Und wie schlecht sind die meisten dieser Bilder untergebracht! Jede gut geleitete Kunsthandlung bietet hierin Besseres. Vor allem sind sie derart neben- und aufeinandergedrängt, daß ihnen der Atem ausgeht und dem Besucher die Lust am Schauen. Es ist

deshalb kein Wunder, daß auch die wenigen vorhandenen Werke von hohem künstlerischen Wert nicht entsprechend gewürdigt und genossen werden können. Diese Nachlässigkeit gegenüber der großen Kunst fordert einen energischen Protest aller Künstler, Kunstgelehrten und Kunstfreunde heraus. Man sollte es nicht für möglich halten, daß auf Einwendungen gegen diesen Zustand von einer Seite gesagt wurde, man könne nur froh sein, diese Bilder alle drin hängen zu haben, da sehen die Fremden, daß man etwas habe. Der Platzmangel besteht schon lange. Seit 1906 konnten die angekauften Gemälde nicht mehr eingereiht werden und wanderten ins Depot. Es sind jetzt wohl mehr als hundert dort, darunter Werke allerersten Ranges. Zu diesem Bestand kommt noch die Tschudi-Gcdächtnis-Stiftung mit ihren teils hervorragenden, vorwiegend von den großen Franzosen stammenden Bildern, die in Arbeitszimmern, im Parterre der alten Pinakothek herumstehen. (Gegenwärtig sind einige davon in der großen Kunstausstellung in Stuttgart im Franzosensaal zu sehen.) Die Fragen der Erweiterung und Verbesserung der alten Museumsanlage durch An- und Umbauten oder der Errichtung eines neuen Baues auf der seitherigen Stelle oder auf anderem günstig gelegenem Platze sind daher schon viel besprochen worden, aber ihre Lösung braucht Zeit, da manche große Schwierigkeiten im Wege stehen, so besonders das Ineinandergreifen der Rechte von Krone und Staat und nicht zuletzt die Geldfrage. Nur einem einmütigen, weitblickenden Schaffen der maßgebenden Organe wird es in dieser kulturell so wichtigen Angelegenheit gelingen, etwas Großzügiges und Vorbildliches, auch was die Licht- und Temperaturverhältnisse sowie die Feuer- und andere Sicherheit anbelangt, zu erreichen. Alle Kunstfühlenden sind aber wohl darin einig, daß man diese für die beliebteste Kunst- und Fremdenstadt Deutschlands so unwürdigen Galeriezustände nicht lassen kann, bis es einmal so weit ist. Man wird daran gehen müssen abzuhelfen, was nicht schwer sein kann, wenn Einsicht und guter Wille herrscht und feinfühlende, organisatorisch befähigte Männer zu einem Reorganisationsausschuß zusammengerufen und mit dieser

Aufgabe betraut werden. Fast alle Bildersammlungen leiden an einer Überfülle unbedeutender Sachen. Der beste Weg Raum für die großen schöpferischen Meister zu schaffen ist deshalb die Ausscheidung der schwachen Leistungen. Die gewaltige Entwicklung der musealen Verhältnisse wird in diesem Sinne bald überall zu Änderungen führen. Nur das Beste ist für die öffentlichen Sammlungen gut genug. Museen wollen gepflegt sein, sie sind keine Totenkammern, sondern die Stätte starker lebendiger Kunst. Man lasse deshalb in München alle kleinlichen Bedenken fallen und gehe mit einer umfassenden Reinigung voran. Gewiß werden engherzige und streitsüchtige Leute dagegen auftreten. Aber was schadet dies? Wo und wann wurde in Entwicklungssachen der Kunst nicht geklagt und geschimpft? Das gründlich durchgesiebte Material in Verbindung mit der Tschudi-Gedächtnis-Stiftung wird sinngemäß gruppiert und gehängt eine freudige Überraschung für die Kunstwelt bringen. Man würde diese Sammlung nicht wie seither mit Unwillen verlassen, sondern im Sinne König Ludwigs, mit innerer Bereicherung und Erhebung. Die vielen durchgefallenen Sachen könnten mit Erfolg in den Filialgalerien des Landes Aufnahme finden. Ein Verkauf, selbst der schwächsten Bilder, ist abzuraten, weil fast alle von ihnen irgend eine Seite zeigen, die von Reiz und einem gewissen Wert ist. Ausscheiden soll nicht gleichbedeutend

sein mit vernachlässigen. Man könnte sie auch ins Depot stellen, bis ihnen der geeignetste Platz sicher ist. Die rasche und großzügige Erledigung dieser brennenden Museumsfrage würde München eine neue Anziehungskraft verleihen und einem nicht zu unterschätzenden Angriffspunkt den Boden entziehen.

Philosophische Rundschau.

Von Dr. Friedrich Raab, Frankfurt am Main.

Im Laufe der letzten Jahre ist das Interesse für philosophische Fragen in Deutschland wie auch in anderen Ländern in erheblichem Maße und ganz unverkennbar gewachsen. Hand in Hand damit wächst die Zahl der philosophischen Schriften, als Zeichen, Bedingung und Folge dieser gesteigerten Anteilnahme. Es wird also immer schwerer, allein über die wissenschaftlich ernst zu nehmenden Neuerscheinungen den Überblick dauernd zu bewahren, zumal sich die Grenzen zwischen wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Philosophie äußerlich immer mehr verwischen, wenn auch innerlich der deutliche Unterschied bestehen bleibt, daß man von jedem wissenschaftlichen Buche verlangen kann, daß der Verfasser ausdrücklich oder stillschweigend versucht hat, sich über die Berechtigung und Tragweite der von ihm eingeschlagenen Methode ausreichend Rechenschaft zu geben. Es besteht also für jeden philosophisch Interessierten ein dringendes Verlangen nach irgendwelchen Hilfsmitteln, durch die ihm die Orientierung und Auswahl etwas erleichtert wird. Die Ausscheidung alles schlechtweg Unwissenschaftlichen und die bibliographisch genaue und vollständige Aufzählung und knappe Inhaltsangabe alles Übrigen versucht seit ein paar Jahren die „Philosophie der Gegenwart" betitelte Bibliographie von Arnold Ruge. Darüber hinaus würde aber noch zweierlei von Wert sein können: Einmal der Versuch, die irgendwie für die Entwicklung bedeutsamen Werke, die also einen neuen oder neu begründeten Gedanken enthalten, aus der Masse der übrigen herauszuheben und ihre Problemstellung und ihren Lösungsversuch ohne besondere Kritik darzustellen. Weiterhin könnte aber auch eine kritische Würdigung aller in diesem Sinne be-

deutsamen Erscheinungen von Nutzen sein, und zwar, wenn sie von irgend einem bestimmten und ausgeführt vorliegenden systematischen Standpunkte aus geschähe. Letzteres setzte natürlich voraus, daß überhaupt eine zum mindesten auf den wesentlichen Gebieten der Philosophie durchgeführte systematische Ansicht besteht und von einer nicht unerheblichen Zahl prinzipiell als richtig anerkannt wird.

Der vor kurzem im Verlage von E. S. Mittler in Berlin erschienene und von Mar Frischeisen-Köhler herausgegebene erste Band der „Iahrbücher der Philosophie", die eine „kritische Übersicht der Philosophie der Gegenwart" sein wollen, versucht nun diese beiden verschiedenen, eben angeführten Ziele zugleich zu erreichen. Ausdrücklich wird „die Sichtung und kritische Erörterung des Ertrages der Neuerscheinungen" als Aufgabe bezeichnet. Diese Würdigung ist aber nun nicht von einem ganz bestimmten Standpunkte aus versucht, was schon daraus folgt, daß das Ganze als Sammelwerk erscheint, in dem jeder Mitarbeiter immer nur ein besonderes Teilgebiet der Philosophie betrachtet. Die Aufsätze dieses ersten Bandes behandeln im besonderen die einzelnen Teile der theoretischen Wissenschaftslehre, während die folgenden, die in den nächsten Jahren erscheinen sollen, nacheinander der praktischen Philosophie, der Meta-

fhysik und der Religionephilosophie gewidmet sein werden. Als Grundlage der Kritik ist nun angeblich der Standpunkt einer „kritischen Philosophie im weiteren Sinne" gewählt worden. Wenn auch die Bemerkung richtig ist, daß die Philosophie der Gegenwart im Grunde ein weit einheitlicheres Gepräge zeigt, als es auf den ersten Blick scheinen mag, so bleibt doch nur die Wahl, entweder den Begriff des Kritizismus so weit und nichtssagend zu bestimmen, daß keiner der herrschenden Standpunkte ganz ausgeschlossen wäre, dann schwände aber jede Einheit der Kritik; oder man scheidet gewisse gar zu unkritische Strömungen entschlossen ans, dann verfiele man in Einseitigkeit, ohne doch dafür die Bestimmtheit einer einzelnen, ausgeführten und systematisch begründeten Grundüberzeugung einzutauschen. Leider schwanken die einzelnen Aufsätze des Jahrbuches zwischen diesen beiden Ertremen. Z. B. beurteilt der an sich ausgezeichnete Aufsatz von Ernst Cassirer über Erkenntnistheorie und die Grenzfragen der Logik scharf und eindringend alles nach dem Maße, in dem es mit seinem kritischen Idealismus, dem Standpunkt der sogenannten Marburg« Schule, übereinstimmt oder nicht. Andere Arbeiten dagegen, wie die von Jonas Cohn über die Grundfragen der Psychologie, oder von August Messer über erperimentelle Psychologie verraten gar keinen bestimmten Maßstab der überhaupt nur angedeuteten Kritik. Dann wieder behandelt Julius Schultz (Berlin) die Philosophie des Organischen zwar in höchst klarer Weise, in dem er drei mögliche Anschauungen des Organischen ableitet: Entweder man könne sich alles Organische aus einem unorganischen Chaos entwickelt denken, oder es entstehe nur durch gesetzlich begreifbare Veränderung von Anfang an bestehender Ordnung oder es werde durch ein immaterielles Prinzip nachträglich zur Ordnung gebracht. Schultz stellt sich ohne besondere philosophische oder gar kritische Begründung auf den zweiten Standpunkt der Maschinentheorie und bekämpft nun in höchst lesenswerter Weise die Chaostheorie und den Vitalismus mit großem Geschick und scharfem Verstande, aber ohne eigentlich dabei auf rein Philosophisches viel einzugehen. Der Aufsatz von Mar Laue über das Relativitäts-

prinzip hat schließlich mit Philosophie so wenig zu tun, daß in Frischeisen-Köhlers klarer Abhandlung über das Zeitproblem vieles von Laue Gesagte richtiggestellt oder ergänzt werden muß, sofern es spezifisch Philosophisches betrifft, denn Laue schreibt von einem rein dogmatischen, naturwissenschaftlichen Standpunkte aus.

Dieser Überblick zeigt zur Genüge, daß die erstrebte Einheit der Kritik keineswegs erreicht ist und ihre überzeugende Begründung vielfach sehr zu wünschen übrig läßt. Auf dem eingeschlagenen Wege des Kompromisses kann diese zweite der gestellten Aufgaben wohl auch überhaupt nicht erfüllt werden. Dagegen ist die erste Aufgabe einer Charakterisierung der wesentlichen Neuerscheinungen im allgemeinen in hohem Maße gelungen, so daß das Werk in dieser Hinsicht eine empfindliche Lücke erfolgreich auszufüllen vermag. Unterstützt werden die Aufsätze hierin noch dadurch, daß jedes erwähnte Buch sofort anmerkungsweise genau zitiert ist, außerdem finden sich am Schlusse noch Übersichten über die besprochenen Schriften jedes Gebietes und ein alphabetisches Gesamtverzeichnis. Der Gebrauch als Nachschlagewerk ist also sehr erleichtert.

Der Herausgeber hat schließlich noch eine dritte Aufgabe mit den anderen zusammen ausdrücklich zu lösen versucht: Durch die kritische Würdigung des Geleisteten wollte er eine Verständigung der philosophischen Richtungen untereinander und der Einzel-

wissenschaften mit der Philosophie anbahnen helfen. Daß in dieser Richtung Erhebliches erreicht sei, kann leider nicht vermutet werden. Es ist aber auch ganz unerfindlich, wie dies überhaupt durch ein Sammelwerk möglich sein soll, in dem jeder ohne Fühlung mit dem Standpunkt des anderen und auf ziemlich willkürlich nur abzugrenzendem Gebiete schreibt, so daß also jede Möglichkeit fehlt, wirklich die Gr u n d-lage der einzelnen Denkrichtungen zu untersuchen und zu würdigen. Ebenso können bei einer derartigen Arbeitsteilung die systematischen Beziehungen zwischen den einzelnen philosophischen Disziplinen und den Einzelwissenschaften kaum aufgedeckt, geschweige denn ausgeführt und begründet werden. Allerdings ist wohl anzunehmen, daß manche Abhandlungen anders ausgefallen sein mögen, als der Herausgeber erwartet hat und somit muß das Geleistete dankbar anerkannt werden, die Mängel aber weniger dem Herausgeber als dem in dieser Weise kaum durchführbaren Prinzip des Sammelwerks zur Last gelegt werden.

Re ise - Rundschau.

Von Chefredakteur Wilhelm Georg (Halle a. S.).

Das fränkische Ierusale m*).

Ein Tag zwischen Gotik, Renaissance und Barock.

(Nachdruck verboten.)

Rothenburg ob der Tauber, Juli 1913.

„über ihm schwebte die Stadt auf der langen Höhe, unter der sich die Tauber krümmt; sie schwebte fast wie ein Märchen am Himmel, mit ihren unzähligen Türmen, den tahlcn Mauem und den roten Dächern noch fest von seinen Mauern umringt, noch nicht von Schloten umqualmt, noch in allen Straßen ganz die alte Stadt, als hätte man sie hundert oder zweihundert Jahre aus der Zeit herausgenommen und irgendwo aufbewahrt Die einzige ihrer Art im Reich,

*) Die au« dem heiligen Lande heimlehrenden Pilger behaupteten, die Lage der Stadt Rothenburg habe große Ähnlichkeit mit derjenigen Jerusalems, deshalb die auch heute noch viel gebrauchte Bezeichnung: „Das fränkische Jerusalem.''

vielleicht in Europa!"
Ja, so sieht sie aus die Stadt, die
Adolf Wilbrandt in seinem Roman
„Die Rothenburger", dessen Milieu
aus dem reinsten Bilde alten deutsä,?n
Städtewesens gewonnen worden ist,
schildert. Ein wirklich unversehrt.'s,
mittelalterliches Städtebild, ohne den
fröstelnden Hauch eines Museums-
saales .... Ist ihre innere Entwicke-
lung die typische Geschichte einer deut-
schen Gemeinde, so ist ihr Äußeres mit
den Stadttoren, dem Mauerring, dec
ohne jede Lücke um die ehemals freie
Reichsstadt gelegt, nur von zahlreichen
Türmen, Türmchen und Basteien unter-
brochen wird, das vollkommenste Modell
für mittelalterliche Städteschönheiten,
der moderne Burgenbauer nichts an-
haben können.
Von der Engelsburg aus gesehen,
blicken wir beim Scheine der Abend-
sonne in ein um Jahrhunderte zurück-
liegendes Stückchen Welt. So, wie
wir es nur noch aus Gemäldegalerien
kennen. Auf hunderten der roten
Ziegeldächer und Türmchen brennt die
Sonne, in den Butzenscheiben der Wart-
türm chen funkeln die Strahlenbündel,
und um die Wetterfahnen der Kirchen
wird magisch die Gloriole gewoben, die
der Herrgott abends beim Abschied-
nehmen der Menschheit zeigt ....
Dieses fränkische Jerusalem erinnert an
die Worte der Salome in Sudermanns
„Johannes": „Ein purpurner Dutt
liegt über diesen Häusern . . . ."

Rundschau
Langsam wandere ich aus dem wiesenreichen Taubertal aus dem Dettwanger Revier, wo sich die Turnierwiese ausdehnt, auf der 942 die Hochzeitsfestlichkeiten Herzog Konrads von Worms abgehalten wurden, bergan, dem Nordende der Stadt entgegen, wo das Frauenkloster, der Straf- und der Klingenturm grüßen. Hart beieinander stoßen sich Dinge und Gedanken: In der Nähe des einst adeligen Frauenklosters wohnte der Bildstürmer Karlstadt .... Am Klingentor entlang, das ein halbes Dutzend Maler, die ihre Staffeleien auf der Straße aufgestellt haben, zu gleicher Zeit auf die Leinwand pinseln, wandre ich, immer die hohe graue Stadtmauer zur Linken, durch Gassen und Gäßchen. Die Szene für Fausts Osterspaziergang sah ich draußen vor dem Tor, eine neue, echte, nicht besser zu stilisierende Dekoration, beinahe geschaffen für die „Meistersinger", sehe ich jetzt am „weißen Turm", der bis 1200 die Stadtgrenze bildete: Ein, wohl im Anfang des 16. Jahrhunderts angebautes Haus, das einen schönen Renaissanceerker mit spitzem Ziegeldache trägt! Weinreben schlängeln sich an dem Holzbau entlang. Darunter ein Garten mit breitem Tor, fest, massiv, reich wie das Haus Pogners, des reichen Goldschmiedes. Gegenüber ein Häuschen, angelehnt an den „weißen Turm", als suche es Schutz, mehr als schlicht in einfachster Architektur .... Könnte das nicht Hans Sachsens Werk-, stätte sein, mit dem Schustertischchen, unter blühendem Flieder vor der Tür! Ein anderes Bild. Mittagszeit auf dem Marktplatz, vor den blumengeschmückten Rathäusern Rothenburgs, an die wir nach einem Schlendergang vom Rödertor aus durch Stadttor, überbrückten Graben, Rotunde und efeuumsponnene Bastei — links und rechts kleine Handwerkerhäuser mit Fachwerk und charakteristischen Inschriften — gelangen! Von dem ältesten der Rathäuser, das 1240 abgebrannt ist, sind nur die Kreuzgewölbe erhalten, das alte, um 1250 errichtete Rathaus mit schlankem Turm und gotischem Portal wird erdrückt durch den prachtvollen 1681 errichteten Renaissancebau, mit Erkern, Portalen und Altanen, denen eine Fülle glühend roter Blumen ein märchenhaft

schönes Aussehen gibt, ein mit lebendigen Girlanden zu immerwährenden Festen geschmücktes Haus!

Ich kenne manchen Platz in deutschen Städten, der mit den architektonischen Überbleibseln vergangener Jahrhunderte geschmückt, von dem Kunstsinn vergangener Epochen zeugt, kenne den Hildesheimer Rathausplatz mit dem Knochenhauer Amtshaus, kenne das Bremer Rathaus und Essighaus und bin gar manches liebe Mal über den Burgplatz der Welfenresidenz Braunschweig geschritten, — aber die Eigenart, die Rothenburgs historischer Marktplatz hat, besitzen sie allesamt nicht!

Denn hier verspürst du nichts von dem Lärm der Welt, hier wirft kein Fabrikschlot seine Schatten in die Gasse, und wenn ein Auto wie von ungefähr hier herein saust, das uns mit einem Male jäh aus unseren Träumereien reißt, dann ist's ein Ereignis, das besprochen wird. Und der frische Heugeruch, der aus dem Taubertal wie ein lebensprudelndes Elixier durch Tore und Gäßchen dringt, erstickt den Benzindunst im Augenblick.

In dem 37 Meter langen Kaisersaal, wo Kaiser bewillkommt und Ge< richt gehalten wurde, wird jetzt gemimt! — — (Aber, Gottlob nur einmal im Jahre zu Pfingstmontag!) Deshnlb hat man auch die

dem Festspiel dienende Bühne und die Klappsitze und Bänke nicht entfernt. Eine Bühne ohne Kulissenfetzen; nur ein Renaissanceschrank steht auf der Shakespearebühne, eine Bank, ein Stückchen imitiertes Stadt-Tor. Denn ganz ohne diese Requisiten geht's anscheinend doch nicht. An den Wänden alte reichsstädtische und bayrische Fahnen, Gemälde ohne künstlerischen Wert und ohne Zusammenhang mit der Geschichte der Stadt. Dann auf einem langen Tisch die Reliquien: Die faßförmige Kriegskasse der Stadt, bei der ein sinnreich gearbeiteter Schlüssel den ganzen komplizierten Schloßmechanismus beherrscht, so eine Art Iuliusturm en miniature, ein Bund ungeheurer Schlüssel der Stadttore, die einst nach heftigen Kämpfen dem Till» und dem Pappenheimer überreicht wurden und — 1a»t unt Iea»t — eine Nachbildung des großen zwei Liter bergenden Pokals, den einst der Altbürgermeister Nusch auf Geheiß Tillns mit einem Zuge leerte und damit die Stadt vor dem Untergang rettete. „Der Trunk hat ihm nichts geschadet", sagte stolz der Rathausdiener, der uns führte. Ich sah mir nachher das Gemälde des berühmten Rothenburger Bürgermeisters mit dem Falstaffdurst an. Ein frisches, weinseliges Gesicht, in das der Maler die Vorliebe für den Frankenwein sehr gut hineingezeichnet hat. Jedenfalls merkt man's deutlich: Ein Temperenzler war dieser Nusch nicht, und da Nachkommen von ihm heute noch frisch und fidel in der weinfrohen bayrischen Pfalz leben, kann's mit der giftigen Wirkung des Alkohols doch nicht allzuweit her sein.

Tief unter dem städtischen Archiv, wo auf dem Eichentisch aufgeschlagene Folianten aus dem 14. Jahrhundert liegen, befinden sich die Verließe, zwei durch einen Gang verbundene Räume, von denen man durch schwere eiserue Türen in die dumpfen Gefängnisse tritt. Die Luft ist stickig und feucht, Modergeruch krallt sich in die Lungen. Hier starb im Jahre 1408 Rothenburgs größter Sohn, der ungekrönte König der Bürgerrepublik, wie ihn Schreckenbach in seinem Roman schildert: Heinrich Topler — den Hungertod! — Die Bürger im fränkischen Jerusalem glaubten nur so lange an die heilbrin-

gende Politik ihres Messias, als ihm
der Erfolg treu blieb. Dann
sagten sie sich los von ihm. Dieser
Schandfleck in der Geschichte Rothen-
burgs wird nicht hinwegradiert durch
die geheimnisvolle Erklärung des
Fremdenführers, daß ein Juden -
mädchen dem Topler Gift gereicht
haben soll! Immer dieselbe Geschichte,
die sich wie Gesetz als Krankheit fort-
erbt! Im Mittelalter mußten bei allen
Schandtaten, die fromme Bürger oder
gottergebene Patrizier verübten, die
Juden herhalten, die es in der freien
Reichsstadt Rothenburg, trotz des frei-
heitlichen politischen Hauches, der dort
wehte, um kein Haar besser hatten als
in anderen Städten, wo der Ad el re-
gierte. Man zeigt heute dort zwei
Tanzh äus er, das der Christen und
ein solches der Juden, in dem noch die
alten Bäder vorhanden sind, zwei Ge-
bäude, in denen sich die beiden Kon-
fessionen getrennt von einan-
derergötzen konnten. Ich sah mir
das schmucklose graue Iudentanz-
haus lange an. Eines jener finster-
blickenden Häuser der Dunkelgasse, die,
um ein Wort Wilhelm Raabes zu ge-
brauchen, „auf dem Gesicht einer Stadt
dasselbe sind, was eine Runzel auf
einem Menschenantlitz"
Rothenburgs weitschauender geni-
aler Bürgermeister Topler, der an der
Spitze des schwäbischen Städtebundes
dem Adel die Zähne gezeigt, der in den

Bürgern seiner Vaterstadt den Nürger-
stolz nährte, und den Adelsgeschlechtern
den Willen der Reichsstadt auf-
zwang, konnte erst gestürzt werden,
nachdem der Bischof von Würzburg mit
dem Burggrafen von Nürn-
berg, einem Hohenzollern, das Bünd-
nis gegen Rothenburg abgeschlossen
hatte.
Nach unglücklichen Fehdetagen, in
denen Topler unterlag, verließen die
Rothenburger Bürger gleich Ratten das
sinkende Schiff, die Anklagen der Pa-
trizier brachten Topler vollends zu Fall.
— Er starb geächtet im städtischen Ver-
ließ!
In der St. Jakobskirche, in der
1525 Florian Geyer die Artikel der
aufständischen Bauern der Gemeinde
vortrug, in der Toplerkapelle ruhen die
Gebeine des großen Mannes, dem die
Niedertracht der dankbaren Mitbürger
(wann wären „Mitbürger" nicht
dankbar gewesen?) nachdichtete, er habe
mit dem Burggrafen von Nürnberg um
den Besitz von Rothenburg gewürfelt
und mit elf gegen zwölf Augen ver-
loren ....
Nicht weit von dem Verließ, in
dem Topler starb, in der Schmiedgasse
neben dem prachtvollen Renaissancebau
des „Baumeisterhaus", wo im Hof die
wunderbarste Holzarchitektur Europas
zu schauen ist, steht Toplers Wohnhaus.
Heute eine Kneipe mit einem fürchter-
lichen messingenen Wappengetier,
einem „Greifen" an der schmutzigen
Fassade. Schlecht gepflegt, ohne jede
Pietät, im Gegensatz zu der sonst in
Rothenburg ob der Tauber allenthalben
zu beobachtenden Liebe für die Reli»
quien aus großer Zeit. Auch das Haus
des durch Tillys Laune berühmt ge-
wordenen Altbürgermeisters Nusch ist
heute ein Wirtshaus (zum roten
Hahn), was der alte Meistertrinker
nicht ohne freundliches Schmunzeln in
Walhall vernommen haben wird ....
Wenn es mittags zwölfe schlägt,
stehen die Fremden Rothenburgs in
dicken Klumpen auf dem Markt und
freuen sich, wie es nur Leute können,
die zum Vergnügen auf Reisen gehen.
(Ihre Freude erinnert auch an jene
köstliche Zeit, in der wir als Kinder vor
dem Puppentheater standen mit
klopfendem Herzen und roten Wangen.)
Denn mit dem ersten Glockenschlag
erscheinen in den Giebelfenstern des die

„Trinkstube" benannten, um 1550 gebauten Hauses die Figur Tillys und die des Altbürgermeisters Nusch. Till» reckt drohend den Feldherrnstab und Nusch leert langsam einen riesigen Humpen, während die Stadtkapelle auf dem gegenüberliegenden Rathausturm einen Choral bläst. Man muß zugeben, daß dieses seltsame Intermezzo die Erinnerung an den Meistertrunk viel lebendiger wach hält, als die stärkste Reklame in den illustrierten Zeitschriften, für die das kleine arme Rothenburg nebenbei bemerkt alljährlich auch ein artiges Sümmchen — man spricht 10 000 Mk. — ausgibt. Das lauschige Nest lebt fast nur vom Fremdenverkehr. Seine malerischen Straßenbilder, Kunstschätze und Baudenkmäler sind seine Industrie. Der Magistrat achtet streng darauf, daß innerhalb der Stadtmauer keine bauliche Veränderung vorgenommen wird, die das Gesamtbild verschandelt. Es bleibt alles beim alten; nur außerhalb des Weichbildes der Stadt erbeben sich einige neue Gebäude, darunter eine Dampfziegelei und eine Kinderwagenfabrik. Die letztere scheint trotz des Geburtenrückganges stark beschäftigt. Da sie mit dem 12., 15. und 16. Jahrhundert, die in Rothenburg ob der Tauber allein interessieren, nichts zu tun hat, so ersparte ich mir die Besichtigung.

Rundschau
Parteipolitisch schwört man in dem Städtchen Florian Geyers auf den Bauernbund, auf dessen Kandidaten bei der letzten Reichstagswahl die meisten Stimmen entfielen. Viel politisiert wird sonst nicht in dem Städtchen, dafür ist zwischen Gotik, Renaissance und Barock kein Raum.

Der Imperator.

Der zu Hause Gebliebene hat das Nachsehen. Er muß sich trösten in dem Gedanken, daß es zu Hause eigentlich doch am schönsten ist. Er freut sich, wenn er an die vielen denkt, die um angenehme Hotelnachbarn, schlechte Betten haben, und all die tausend Annehmlichkeiten von zu Hause entbehren müssen. Aber heimlich wird doch das, Kursbuch auf den Tisch gelegt und alle Überredungen und Einwendungen nützen nichts: Gedanken gehen doch auf Reisen.

Ich bin auch so ein Zurückgebliebener und ich habe mir für jeden Tag ein anderes Reiseprogramm zurecht gelegt. So groß ist die Auswahl, daß ich nicht weiß wo beginnen. Heute früh hat mir ein gütiges Geschick ein Büchlein auf den Schreibtisch gelegt, und nun sitze ich und studiere und verfluche Fortuna, die anderen Geld in den Beutel tat, aber mir nicht.

Die Broschüre, die die Hamburg-Amerika-Linie zur In-Dienst-Stellung des Imperators herausgegeben hat, ist innerlich gewichtig und so entzückend ausgestattet, daß sie es wohl verdient, in den Bücherschrank gestellt zu werden. Für alle, die gleich mir auf dem Trocknen sitzen müssen, will ich von der Weisheit verkünden, die ich aus dem Büchlein geschöpft habe. Daß dieses größte Schiff, das je gebaut wurde, beinah 300 Meter lang ist und 30 Meter breit, daß die Höhe der Schornsteine über dem Wasserspiegel 45 Meter beträgt, und daß ein Schnellzug mit moderner Riesenmaschine bequem durch den umgelegten Schornstein fahren könnte, daß das Schiff einen Rauminhalt von über 52 000 Tonnen hat und einen Tiefgang von über 10 Meter, sagt nicht viel, denn von all diesen Maßen kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Eine Vorstellung von der Ungeheuerlichkeit dieser Meerstadt läßt sich aber erst durch folgende Daten illustrieren: Besatzung 1180

Mann, Passagiere über 3500. Der Speisesaal erster Klasse faßt 700 Personen. Das Treppenhaus ist 17 Meter hoch. Acht Küchen sorgen, daß man bei der Überfahrt nicht verhungere. Wer zu vornehm ist, um sich auf Schiff in „Pension" zu geben, für den gibt es ein eigenes Restaurant, wo er il la <üarte speisen kann. Über den frischen Proviant, der für eine Ausreise bestimmt ist, nur folgendes: 45 000 Pfund frisches Fleisch, 48 000 frische Eier, 100 000 Pfund Kartoffeln, 5000 Flaschen Weißwein, 4500 Flaschen Rotwein und 28 000 Liter Bier. Daß der Imperator eine Schwimmhalle mit den Ausmessungen 11,9 Meter zu 6,4 Meter besitzt, und außerdem zahlreiche Heiß- und Warmluftbäder, Dampfbäder, Lichtbäder usw., wen wundert's? Trotzdem das Schiff ausschließlich für Bequemlichkeit und Sicherheit, und nicht, wie andere Ozeandampfer, zur Erzielung von Schnelligkeits-Rekords gebaut ist, läuft es immer noch 22 V2 Seemeilen, das sind 40 Kilometer in der Stunde, also gute Personenzugs-Geschwindigkeit. Wer mehr von diesem Wunderwerk erfahren will, der sehe sich die Broschüre durch, oder was noch besser ist, er folge Jago's Rat, tue Geld in seinen Beutel und fahre selbst auf

dem Imperator. Er kann uns dann allen viel Schöneres und Besseres erzählen, als hier gesagt werden konnte.
—K.

„Kieler Noch e."

Von Mar Graf Bethusy-Huc.

Kiel, den 30. Juni 1913.

Verehrtest«r!

Wenn ich Ihnen, meinem Versprechen folgend, von hier aus schreibe, so ist dies ein schwer entschuldbares Vergehen an dem außerordentlich wertvollen Nichtstun, das den Zuschauer der Kieler Woche an Bord der gastlichen Viktoria Louise voll und ganz erfüllt. Der Brief sei darum nach Form und Inhalt Ihrer Nachsicht empfohlen. Wenn eine eingeborene Landratte sich aufs Meer begibt, so sind die psychischen und physischen Eindrück« zu zahlreich, als daß das Denken und Empfinden in ganz normalen Geleisen bliebe. Mein erster starker Eindruck war Seekrankheit. Stärke 16 bei Windstärke 8. Die Sache wurde nur dadurch erträglich, daß ringsum, sagen wir, — die gleiche Appetitlosigkeit, festzustellen war. Der Anblick des Meeres in seiner heroischen Pose war nach Angabe einzelner wetterharter Stammgäste überwältigend schön. Für uns Schwache war die bei Skagen eintretende bessere Laune Poseidons weniger überwältigend und voll angenehmer Zurückhaltung. Bei der ruhigen Fahrt durch die biedere Ostsee war der Genuß nach vorherigem Opfer doppelt groß. Das gleiche Leiden hatte manche Bekanntschaft schnell intim gemacht. So komme ich zu einem Hauptvorzug der so schönen Veranstaltung der Hamburg-Amerika-Linie, die so viele Landratten für die Schönheit des Meeres und der Kieler Woche gewinnt.

Leute aus allen Lebensstellungen, vielseitigster Betätigung und verschiedenster politischer Gesinnung werden für die Dauer von 9 Tagen als gleichgestellte Gäste der Hapag auf dem Schiff verstaut und sind, der sonstigen Kulissen ihres offiziellen Lebens beraubt, natürliche freie Menschen, die in Ermangelung anderer Inanspruchnahme sich harmlos daran erfreuen, im Kaleidoskop neue Menschen und Bilder in schneller Folge an sich vorbeiziehen zu sehen, der Zufall entscheidet, welche

Bekanntschaft reizvoll wird. So geschieht es, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit Menschen miteinander vertraut sind, die sich sonst gegenseitig abschließen. Damit ist nicht gesagt, daß in Kiel nur das Scherzando regiert, auch über ernste Dinge wird gelegentlich — geplaudert, gewissermaßen auf neutralem Terrain. Jeder achtet die gastfreie Stätte und muß sich, wenn er nicht ein in seinen Lebensgewohnheiten gänzlich verstocktes Individuum ist, einmal von der Kruste von Vorurteilen, deren es viel veraltete, aber auch reichlich viel moderne gibt, freimachen. Plötzlich sieht er in seiner Umgebung den gleichen Prozeß und begegnet seinen Mitgästen ohne Erfüllung äußeren Formenballastes in festtäglich naiver Stimmung. Wie mir ein Bekannter die Entdeckung anvertraute, eine ihm politisch verfehdete Persönlichkeit, mit de? ich ihn häufiger auf dem Promenadendeck hin und her wandeln sah, sei hier erstaunlich umgänglich und verständig. Aus solchen an sich gewiß nebensächlichen Entdeckungen heraus könnte sich, wenn ähnliche Gelegenheit an Land geboten wäre, viel Gutes für unsere so unnütz verhetzten Verhältnisse ergeben. Meinungsverschiedenheiten sind an sich notwendig und dem allgemeinen Fortschritt zweckdienlich. Ihre Behandlung müßte die gegensei-

tige Achtung, die das Niveau bestimmt, auf dem sich der Ausgleich vollzieht, nicht vermindern, sondern steigern.
Die Gelegenheiten fehlen aber leider allzusehr. Wie und wo können sich verschieden gesinnte und geartete Männer abseits von der Resonanz der Öffentlichkeit zu Hause aussprechen? Der politische Salon hat nie viel Gegenliebe in Berlin gefunden, heute ist er bis auf schwache Versuche, die mehr der Gesellschaftsakrobatik als dem guten Zweck dienen, ausgestorben. Der Zeit entsprechend sollten vorurteilslose Klubs an seine Stelle treten. Aber, aber!!? Wieviel Vorurteil von rechts und links, das sich heut als Gesinnung aufspielt, würde dann still zu Grabe gehen! Unsere öffentliche Kultur würde gewinnen, wenn Leute von äußerster Verschiedenheit der Gesinnung auf neutralem Boden frei von der Pose der öffentlichen Arena als Gentleman zum Gentleman verkehren könnten. Aber verzeihen Sie, Verehrtester, die Abschweifung, — fromme Wünsche, — solange ein so eigenbrödlerisches Denken vor Parole und Feldgeschrei der Parteiführer nichts bedeutet, — denn die große Masse der Wähler, deren treffsichere Vernunft anzuzweifeln verwerflich ist, verlangt handgreiflichere Parole und Feldgeschrei, sonst erhält man die heilige Masse nicht genügend in Bewegung. Richtig, aber bedauerlich! —
Also schweifen wir wieder zurück zu Schönerem, zu der herrlich anregenden Seeluft, die schon so manchen Verknöcherten neu belebt hat.
Rührend schön ist der Eifer, mit dem wir uns maritim und nautisch zu bilden versuchen. Die beliebtesten Kurse sind bei den allzeit jungen helläugigen Damen von der Waterkant, die mit der ihnen angeborenen Engelsgeduld und spitzen „St"-Lauten zum fünfzigsten Male die Unterschiede zwischen Backbord und Steuerbord, einem besseren Fischerboot und einer Rennjacht erläutern. Es gibt allerdings auch Verstockte, die behaupten, sie wären ausschließlich zu ihrer Erholung nach Kiel gekommen, und das süße Nichtstun derart übertreiben, daß sie am vierten Tage des Kieler Aufenthaltes fragen, wo denn eigentlich der Segelrennplatz sei, trotzdem die ebenso rührige wie energische Direktion unseres schönen

Schiffes für die Aufklärung, wie und wo man sich für die Regatta einzufinden hat, das Menschenmöglichste leistet. Aber die Zahl der verehrlichen Gäste, die sich gar frühzeitig auf dem Regatta-Dampfer „Willkommen" begeben, steht meist nicht im Verhältnis zu den für diesen Zweck von unserer liebenswürdigen Gastgeberin aufgewendeten Kohlen, Es war doch zu gemütlich, abends vorher im großen Rauchzimmer; alle Aufforderungen der hohen Leitung, um Mitternacht zu Bett zu gehen, begegneten passiver Resistenz. Nach Ausdrehen der Lichter suchte man auf Achter- und Promenadendeck zum Leidwesen der Schlafbedürftigen noch Luft und — Flirt! Natürlich ist es Geschmackssache, auf diese Weise Nachtluft statt Tagluft zu genießen, am sichersten ist es, in Kiel beides mitzunehmen. Denn wer an einem schönen windstarken Tage den Kampf der großen Segler nicht mit ansieht, verliert gar zu viel. Mag er auch noch so wenig vom Sport selbst verstehen, wie ich ja leider selbst so ziemlich das Mindestmaß von Unverständnis verkörpere, — es ist ein herrlicher Anblick, diese schlanken hohen Gestalten in wechselnder Beleuchtung und von Aeolus' kräftigem Hauche beseelt über das schaumgekrönte Meer eilen zu sehen. Ein wirklich künstlerischer Genuß, — ganz abgesehen davon, daß jeder Deutsche es als eine hohe Genugtuung empfinden muß, in wie kurzer Zeit der deutsche Segelsport an der Waterkant und besonders in Kiel emporgekommen ist,

und wie sich auch der deutsche Jacht'
bau vollwertig neben ausländischer
Konkurrenz behauptet. Unzweifelhaft
verdanken wir dies in erster Linie,
ebenso wie unsere gesamte
maritime Entwickelnng un-
serem Kaiser, der sich an der
Waterkant nicht umsonst wohlfühlt,
sondern voller Berechti-
gung empfindet, daß er hier vor
den greifbarsten Erfolgen
seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit
steht.
Wie jeder im richtigen Ausmaß be-
triebene Sport geistig und körperlich
von allerhöchster Bedeutung ist — es
liegt ein tiefer Ernst im scheinbar kin-
dischen Spiel — so auch der Segelsport,
besonders, wenn, wie auf kleineren
Fahrzeugen, die Besitzer selbst-
tätig bei Steuerung und Hand-
habung des Bootes mitarbeiten. Leider
ist der Sport nur einem kleineren
Kreise vergönnt, größtenteils ist Lage
des ständigen Wohnsitzes zu un-
günstig, ganz besonders aber sind die
Kosten an diesem naturfrischen Sport
unnatürlich hoch. Immerhin mehrt
sich die Zahl der Wassersportmen von
Jahr zu Jahr, mancher, der mit einem
Schlaraffenleben als Gast der gewalti-
gen Hapag angefangen hat, endigt als
rühriger Segler, wenn ihn der liebe
Gott nicht nur mit gutem Willen, son-
dern auch mit einigem Gelde gesegnet
hat. Vivllnt 8eyneut«».
Mit dem großen Segeln nach
Eckernförde, das die Viktoria Louise
begleitet, schlägt unsere Scheidestunde
von Kiel. Langsam fahren wir an der
Reihe der stolzen Kriegsschiffe vorbei,
die mit ihren beinahe pittoresken Kon-
turen auf dem Wasser liegen, ganz wie
einst die stolzen festen Burgen auf den
deutschen Bergen! Romantik des
20. Jahrhunderts! Überall auf den
kleinen schwimmenden Festungen reger
Betrieb, denn morgen geht der dienst-
liche Alltag nach den Kieler Bordfesten
wieder seinen Gang. Was so ein
dienstlicher Alltag bedeutet, davon
macht sich eine Landratte bzw. ein
Heeresangehöriger nur mit einem leisen
Schaudern genauere Vorstellungen.
Die freie Zeit der Offiziere ist jeden-
falls so verteilt, wie die Rosinen einer
guten Hausfrau im selbstgebackenen
Kuchen, aber es bekommt ihnen glän-
zend, unseren verehrten Kameraden zur

See! Frisch, froh und frei sind sie ein hervorragendes Beispiel dafür, daß ein Mensch nur dann zur Entfaltung seiner vollen Persönlichkeit kommt, wenn er unter Gefahr und Schwierigkeiten Höchstleistungen vollführen muß. Sorgsam verständige Vorsicht und Behutsamkeit, wie sie unsere ultrahumane Zeit allzu oft predigt, erzeugt keine Helden, die im Kampf mit dem ewig wachen Gegner, den ungewissen Elementen des Meeres, ihren Mann stehen und notfalls den Tod so ehrenvoll und herrlich hinnehmen, wie alle unsere Seeleute, die in den letzten Jahren unausbleiblichen Katastrophen zum Opfer fielen! — Der späte Nachmittag sieht uns schon auf der Fahrt gen Dänemark, dessen schönen Inselstrand wir leider diesmal nicht bei Tageslicht erreichen. Bei Ankunft auf der Elbe werden wir einem ou-üit zufolge als letzten Clou unserer Reise den eben aus Amerika glücklich heimgekehrten Dampferriesen Imperator beschauen dürfen, viele sind heut schon ganz ergriffen davon, die Kabin- — pardon, die Luruswohnung — besehen zu dürfen, welche für eine kurze Überreise den runden Betrag von 20 Mille kostet. — Wie jemand ganz richtig bemerkte 5000 Dollar klingt sehr viel billiger. — Auch dieser schöne Preis ist wie so vieles im Leben relativ, — wahrscheinlich fragt solch besserer Milliardär aus dem Dollarlande nicht einmal seinen Reisemarschall, was er für den Kabinenpalast laut Portokasse verauslagt hat. Ich tröste mich damit.

daß auch das Glücksempfinden des Milliardärs relativ ist, und wünsche der Hamburg-Amerika-Linie, daß sie wegen allzugroßen Andranges zu ihrem Imperator recht bald die Preise erhöht.

Nun aber muß ich aus sehr positiven Gründen schließen, da es zum Futterschütten bläst. Außer einigen Sätteln im Turnsaal, die einzig kavalleristische Regung an Bord, helle Trompetensignale rufen uns täglich an die reich besetzte Krippe!

Indem ich Ihnen gleich schöne Tage in Scheveningen wünsche, wie wir sie auf der Viktoria Louise genossen, besten Gruß.

8«»u»y«b« und IH«ft«d<l»teur: Pr»f. Dl. Ludwig «t«ln l« V«lw V lv, Lütz»wuftr 5». lTeleft» ««t «urfttrlt 111. «308). — V«r<n>tw»r«Ich«r «led»««»r: Dl. 8y1 »lu» »ruc k ln V«»U». — 2» bltenelch filr dl«
«ed»»tl»n «rantw»rtllch: Dr. I. einnr«lch, wl«n IX, M»ftrg«N« 3. — I» Rußland ftr dl« Redaitw« »«r»nrVortllch: vr, Ndrl»« Volly, Lt. Peterlburg, «»I«nplatz 1. — Mlnn>V«N»tung fltr UnoM«: «rilllch« !>, l>, sofbuchh»ndwn» <I, Vlnil), Vud»p«li V, v»r»ttn<l-utcz» 2. — Für d«n Ins«<»teni«il »«r»ntw»rUlch: Helnrich Mlttm»nn In Vr«»l<m III. — V«rl»« und Dn>c k d«r Schlefilch«» VuchdruH««l », 8. Lch»ltl»«»d«r, «.»«., Vr»lau III.

Unverlangte Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Mückporto beiliegt.

o^ lVlUttDW/XHHe'l^

^5V^
ln8er»ten ^nnalime
6ulon unsere NWonKltstells, Lerlin ^. IN, I^uNowulsl ba; 6uren un«eln Verlag Lrezlau III; lerner äuren Äie I^irma: Nu6oll >Io»»s uu6 6is bekannten ^nnoncen-llxpeclitionen.
Inzertlonzprel»: pro 46 mm breite 2eile <Nu6olk UoUy'» Normal-Lsilenmszze? !^o. 5) 70 ?l.

O
Ã„ U^K <XlVU^ ^v.) <^vÂ«^
^
HollÃ¼ndischet Minisier des AuswÃ¤rtigen Se. Exzellenz R. de Mareei van Swinderen.

".r ömWMmatWO
-".,...',
tli,.', et v.7 Paul :'.l>'.va»
,^r:Proftßo:Dr. Ludirig Httin
^uchdruckerei, Kunst« n. 5 I"r. a^a..i.Hlt
' ckotllaendcr, ^ .^., Best a
'. Berlins, i« B.ldapest .''.venbagen
Koüsc, >'l»cpel
«^^? ? lH».>i>!< N!'.'!>»m»^?l«7ji!«, Iül«N!«! Vuchh»ndl >2t>»««ll.
> 1 VH>»n>»«K. «»<»»« »n» «»<»»» N«ch»»lg««, ««»«nl,«««».
3>. Jahrgang. Band 146. Heft 4^8 September 1913

! '
^
^
^ i ^^ Ã¼^!^ (^^'^ ^."^.Ã¤!'"

MeömOeMmoWch
Begründet von Paul Lindau
Herausgeber: Professor Dr. Ludwig Stein
Schleiche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau.
Leipzig München Berlin W.io Budapest Kopenhagen
« 3. Ltetn«««. »«thold «u»«r. «Iwlch«».». ««ftuchhandl. <l»l«» z s«NÄb»lch.
Stockholm Christiania London Konstantinopel
I, « ssrltz«. I.iKn,lrIe lin^nl«. I»c«b Dybwad Vuchhdl». WMlam» H N»rgate, Int«n»», Vuchhandl. Ott«
«eil.
für dt« Pr»nlnz«n in Schnxden und ln D«n«m»rl> i »««», «hr. Urfin« ««ch»«l«e». »«v«nh««»n.
filr dl« Lchnxiz: «l«»«m. «««au. u. »uchh««,l»n» ». »«» »«g«n, Jürich I.
««n««lv«rtr«tung für Holland: i».V. »«»«<«««« und «»hn, H«««, Vultenh»f3ß.
D« buchh«»dl«l!ch« V«r»rl«b für Rußland b«i d« V«!«lllch«ft «. 0. »„N. tz«fbuchh<mdlung«n In
lp»,«,«.«,«: c»»tlim^ vvol 18 u. «ev«lcl ?l0»pelct 13. «««««: «chmiedebrück« 12 ». 8lc«ebnv^» «2.
37. Jahrgang. Band 146. Heft 4^8 September 1913

Andrew Carnegie:
Das Problem des internationalen Friedens.
Offener Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihrer vom Vorsitzenden des Haager Friedenstempels, Ionkheer v. Karne,
beek unterstützten Aufforderung, meine persönlichen Ansichten über das Problem
des internationalen Friedens niederzulegen, komme ich gern nach.

Das Töten eines Menschen durch den anderen ist zugegebenermaßen der
größte Fluch unserer Tage; Rousseau verschrie ihn als den „schlimmsten Teufel,
den je die Hölle entlassen habe"; es spricht unserem Anspruch auf Zivilisation
Hohn und stempelt uns zu Wesen, die immer noch barbarisch sind. Jeder Kaiser,
König, Präsident oder Herrscher über Menschen in der ganzen Welt stellt als
seinen ersten Wunsch die Vermeidung von Krieg und Erhaltung des Friedens hin,
und in diesem Wunsche ist jeder dieser Herrscher aufrichtig; daran ist nicht
zu zweifeln — so offensichtlich wahr ist es. Wenn dieses aber von allen anerkannt
wird, so ergibt sich uns die natürliche Frage, warum internationaler Friede unter
den zivilisierten Nationen augenblicklich erreichbar erscheint. Die Antwort ist:
er war vor zwei Jahren offenbar in greifbarer Nähe und ist heute näher, als der
größte Sanguiniker wohl glauben würde, wenn nur Weisheit obwaltet.

Das Heilmittel gegen jeden barbarischen, unchristlichen Krieg, welcher dahin
zielt, daß Menschen einander wie wilde Bestien töten, ist Erzwingung der Erfüllung
des Gebots: „Du sollst nicht töten". Sie allein, und nichts anderes, kann den
Darbaren in einen zivilisierten Menschen umbilden; darum sollte unsre Politik
lediglich auf dieser Grundlage aufgebaut sein.

Heute schlägt die Kriegstrommel durch ganz Ost-Europa, und Tag für Tag
erschlagen Tausende von Christen einander. Tag für Tag geht das Schlachten
vor sich, und die führenden christlichen Nationen zögern, sich zu vereinigen und zu
erklären, daß dieses Verbrechen aufzuhören habe. Viele Pessimisten erklären, der
Tag internationalen Friedens sei fern; manche sprechen sogar ihren Zweifel aus,
ob der Mensch je aus dem barbarischen Zustand, den sie für heroisch halten,

hinausgelangen werde. Es gibt indes einen andern Gesichtspunkt für dieses Problem. Vor zwei Jahren schien es, als ob die zivilisierte Welt am Vorabend des größten, je von Menschen erreichten Fortschritts sich befände und die Prophezeiung zur Erfüllung brächte:

„Die Trommel des Kriegs schlägt nicht mehr
und nicht flattern die Flaggen des Kampfes."

Im Parlament des Weltbundes unterzeichneten Britannien, Frankreich und Amerika einen Friedensvertrag, in welchem sie übereinkamen, internationale Streitfälle durch Schiedsspruch auszugleichen. Deutschland drückte durch seineu Gesandten in Washington seine Zustimmung aus; und wenn der Vertrag vom amerikanischen Senat ratifiziert worden wäre, wozu zwei Drittel Majorität gehörte, würde Deutschland, wie man erwartete, beigetreten sein. Die Fähigkeit dieser vier Nationen, andere Nationen zur Mitarbeit zu bewegen, werden nicht viele in Zweifel ziehen; ebenso würde der Einfluß dieser drei Mächte, welche dem Vertrag zustimmten, nicht ohne Wirkung geblieben sein. Ihr Einspruch gegen eine Kriegseröffnung zwischen irgend welchen zivilisierten Nationen würde einen freundschaftlichen Protest gegen den Bruch des Weltfriedens einschließen. An diesem aber sind sie so interessiert, daß sie das Recht der in Streit geratenen Nationen zu solchem Bruche hätten untersuchen und auf die Überweisung des Streitfalles an ein Schiedsgericht hätten dringen können. Abweisung würde wahrscheinlich zum Abbruch des Verkehrs und zur Unterbrechung der Postbeförderung geführt haben, und es hätte endlich zu äußersten Maßregeln geführt. Eine derartige Mitteilung an die Streitführenden würde mit aller Wahrscheinlichkeit dazu beigetragen haben, daß diese willig gewesen wären, dem Vorbilde der friedenerhaltenden, durch den Vertrag geeinten Mächte zu folgen und ihre Streitpunkte einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Alle zivilisierten Mächte würden in gegebener Zeit ähnliche Schiedsverträge vollzogen haben, und Friede hätte in der ganzen zivilisierten Welt geherrscht. So sah der helle Tag aus, der angebrochen zu sein schien. Viele von uns hielten seine Verwirklichung für sicher und hatten gute Gründe für diese Annahme. Ich gebe letzt den wahren Grund des Fehlschlagens, die unverantwortliche, kaum glaubliche Tatsache: Die Konstitution der Vereinigten Staaten legt dem Senatskomitee für auswärtige Angelegenheiten die Pflicht auf, „internationale Verträge in Beratung zu ziehen, sie abzuweisen oder zu befürworten"; hieraus stammt die Pflicht des Präsidenten, diese Senatoren in Beziehung auf Verträge zur Beratung heranzuziehen. Der Präsident, der wahrscheinlich viele eilig zu erledigende Pflichten zu erfüllen hatte, dachte nicht an diese Bestimmung. Jedenfalls wurde der vorgeschlagene Vertrag, der notwendigerweise neue Verordnungen in sich schloß, dem Komitee zuerst durch Morgenzeitungen bekannt. Der Vertrag verlangte die Einsetzung eines Senatskomitees für einen bestimmten Zweck; und da es nicht fest-

gelegt war, daß ein solches Komitee vom Senat einberufen werden solle, wurde die Berufung desselben von den Senatoren natürlich dem Präsidenten zugeschrieben. Kurz, der Senat hatte guten Grund, sich über die Verkümmerung seiner Rechte verletzt zu fühlen, sei diese absichtlich erfolgt oder nicht. Der Präsident wurde sich dieser Tatsache zu spät bewußt. Unser Land hat viele Verträge mit anderen Nationen geschlossen; der Senat hat diese alle meist mit zwei Dritteln Majorität gutgeheißen. Es wäre ein großer Irrtum, den Schluß zu ziehen, daß seine Mitglieder den internationalen Frieden nicht wollen. Der Autor hält den Senat für eine Körperschaft von Gesetzgebern, welche jeder anderen in der Welt an die Seite treten kann. Diese Körperschaft hat in ihrer aus 98 Senatoren — von jedem Staate nur zwei — zusammengesetzten Vertretung der 49 Staaten der Union jene Rechte, die ihm nach der Konstitution eingeräumt sind, stets ängstlich behütet.

Der jetzige Präsident ist dafür bekannt, daß er den Friedensvertrag, der von dem Senat mit nur einer einzigen Stimme Majorität zurückgewiesen wurde, gutheißt, und daß er keine passende Gelegenheit vorübergehen läßt, ohne zu betonen, daß er bereit sei, alle Eingaben zur Einsetzung von Schiedsgerichten für internationale Streitfälle in Erwägung zu ziehen; kein Schatten eines Zweifels kann darüber aufkommen, daß man ihn hierfür zugänglich finden wird. Ihm mag noch die erhabenste aller Missionen zufallen, die bewegende Kraft zu werden, welche die führenden zivilisierten Nationen zu einem Friedensvertrage vereinigt. Er kennt die Felsen, an denen sein Vorgänger gescheitert ist, und wird diese sicher zu vermeiden wissen.

Es scheint so leicht zu sein, die großen christlichen Nationen zu der Erkenntnis der Wahrheit zu bringen, daß die Zeit für die Herrschaft des Gesetzes reif sei. Denn die Abschaffung des persönlichen Krieges, des Duells, bereitet die künftige Abschaffung nationaler Kriege so sicher vor, wie der strahlende Morgen der dunklen Nacht folgt. Alle englisch sprechenden Nationen haben das Duell schon abgeschafft. Der Rückgang des Duells in Deutschland von 1200 schmachvollen Fällen zu 12 im Jahr ist das persönliche Werk des Kaisers, der erst im letzten April wieder den Armeekommandanten die Verfügung zugehen ließ, immer noch größere Einschränkungen dieses barbarischen Aktes zu veranlassen. Bezeichnend ist auch die jüngste Abstimmung im Reichstag über die beantragte Abschaffung des Duells: alle diese Punkte sind geeignet, uns in dem Glauben zu bestärken, daß persönlicher Krieg bald etwas sein wird, was in den sogenannten zivilisierten Ländern unbekannt ist. Die zahlreichen Gesetze, welche der Linderung der Schrecken eines nationalen Krieges gewidmet sind, deuten in dieselbe Richtung. Die Sicherung von Privateigentum, die Abschaffung von Massakres von Bürgern und Gefangenen nach einem Angriff, das Vergiften von Quellen und andere Grausamkeiten usw. sind Schrecken der Vergangenheit. Zivilisierterer Krieg hat sich allerorts eingebürgert, was jetzt, da sich der Mensch der Anerkennung fried-

lichen Schiedsspruchs über einen Kriegsfall unter zivilisierten Nationen nähert, als barbarischer Gebrauch geduldet wird, muß einst aufhören.

Der Mann, auf den sich im Augenblick die Aufmerksamkeit der Welt konzentriert, ist der Kaiser von Deutschland, dessen segensreiche 25jährige Regie» rungszeit ununterbrochenen Friedens ihresgleichen sucht. Als Haupt der größten Militärmacht der Welt verkündet er: „Der Frieden meines Landes ist eine mir heilige Sache". Würde er die zivilisierten Mächte zur Beratung mit Deutschland darüber einladen, wie der Weltfriede gesichert werden könne, so dürfte die Antwort eine rasche und allgemeine sein, und wir zweifeln nicht, daß ein zufriedenstellender Vertrag zustande käme. Kaiser Wilhelm hat während seiner Regierungszeit eine große und gütige Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Dem Kriege gegenüber verhielt er sich bisher durchaus ablehnend. Nie hat der deutsche Kaiser das Schwert gegen den Feind gezogen, und darum verbeugen wir Pazifisten uns vor dem Kaiser. Aber erst jener Eroberer wird der Welt zu bleibendem Segen werden, dem es gelingt, die zivilisierten Nationen endgültig dahin zu bringen, daß sie den Krieg völlig abschaffen. Für den Fortschritt des Menschengeschlechts würde insbesondere die Bannung der ständigen Kriegsfurcht zum Heile gereichen. Denn diese Furcht legt den Nationen die größten Opfer für die Schaffung und Erhaltung stehender Heere und wohlausgerüsteter Flotten auf, welche die Einnahmequellen der Völker absorbieren, die doch unvergleichlich wirksamere Verwendung bei der Erziehung und geistigen Förderung des Volkes finden könnten.

Ich gebe mich der Hoffnung, fast möchte ich sagen, dem festen Glauben hin, daß entweder der deutsche Kaiser oder der jetzige Präsident Wilson sich als jener unsterblichste Held aller Zeiten erweisen werde, welcher der Menschheit den größten Dienst leisten wird, den sie je von einem einzelnen Menschen erfahren hat. Dieser providentielle Mann wird die zivilisierten Völker jenem glückseligen Zustande entgegenführen, in welchem die allgemeine Anerkennung der auf internationaler Vereinbarung ruhenden Entscheidungen des Haager Schiedsgerichtshofs zur endgültigen Tatsache geworden sein wird. Damit wäre der letzte Rest jener Barbarei getilgt, die sich mit der Natur des zivilisierten Menschen der Gegenwart nicht mehr verträgt.

Andrew Carnegie.

H. Colijn

H. Colijn,

Kriegs- und Marineminister.

Die holländischen Kolonien und die Weltpolitik.

„Der Überfluß macht freigebig." Ein Niederländer, der über die holländischen Kolonien schreibt, darf sich den Lurus gönnen, die in Amerika belegenen niederländischen Kolonialgebiete unerwähnt zu lassen, ohne der nationalen Würde etwas zu vergeben. Nicht etwa deshalb, weil die westindischen Kolonien für sich selbst so belanglos wären; im Gegenteil! Niederländisch Guyana (Suriname) ist z. B. sieben mal so groß wie die Niederlande selbst, und die niederländischen Antillen (Gouvernement Cura?ao) kommen in ihrem territorialen Umfange dem der deutschen Karolinen-Inseln und der Marschall-Gruppe zusammengenommen gleich.

Nur weil die westindischen Kolonien gemeiniglich neben den ost indischen genannt werden, zieht man in der Regel die westindischen Kolonien nicht in den Kreis seiner Betrachtungen, wenn von holländischen Kolonien die Rede ist, und dies umso weniger, wenn man sich, wie im vorliegenden Falle, die Aufgabe stellt, die holländischen Kolonien in ihren Beziehungen zur Weltpolitik zu behandeln.

Nicht die west indischen, sondern nur die o st indischen Kolonien charakterisieren die Niederlande als große Kolonialmacht. Das gewaltige Inselreich, das gleichsam die Brücke schlägt zwischen dem ältesten und dem jüngsten Kontinent, umfaßt in seinem niederländischen Teil ein Territorium, dessen Umfang das Mutterland etwa sechzig mal übertrifft. Ostindien ist daher ungefähr ebenso groß wie Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn zusammengenommen. Die Bevölkerung von Ostindien beläuft sich auf 40—42 Millionen Seelen. Dieser Archipel ist es, welchem Niederland, als europäischer Kleinstaat, seine besondere internationale Bedeutung verdankt. Hier liegen auch die großen Kolonialprobleme beschlossen, deren Lösung die Niederlande in die Hand genommen haben. Auf diesem Gebiete also arbeiten die Niederlande für ihr Teil an einem der wichtigsten Weltprobleme mit.

Injeder Kolonialpolitik steckt ein Stück Imperialismus, also auch in der holländischen. Damit aber ist in dieser Materie noch lange nicht das letzte Wort gesprochen. So verwerflich auch jener gewalttätige, brutale Machtimperialismus sein mag, der kein anderes Ziel kennt, als die Eroberung um der Eroberung willen, der also kein anderes Ideal besitzt, als die Erweiterung der Machtsphäre des eigenen Staates, nur aus dem „Willen zur Macht" heraus, so gibt es doch daneben eine andere Art von Imperialismus, der auf kolonialem Gebiete zum Ausdruck kommen kann, und das ist der Kulturimperialis-

m u s. Das Streben der Kulturstaaten, das eigene Wissen und Können in den Dienst unzivilisierter Völker zu stellen, die, sich selber überlassen, die Beute von Unordnung, Ungerechtigkeit und vollkommener Unwissenheit bleiben würden, das ist der wahre Kulturimperialismus. Er bringt den Unzivilisierten und Halbzivilisierten allgemach die Segnungen westlicher Gesittung bei.

Ein solcher Imperialismus verdient keine abschätzige Behandlung, sondern er kann im Gegenteil höchster Beruf der Kulturvölker sein. Diese Mission besteht darin, daß man die primitiven Völker zu solchem Grade sozialer, politischer und ökonomischer Entwickelung steigert, daß sie dann imstande sind, ihre eigenen Angelegenheiten unter Wahrung jener humanen Prinzipien, welche in zivilisierten Staaten heimisch sind, entsprechend zu behandeln. Eine solche Mission haben nun die Niederlande. Sie hat sich geschichtlich aus dem engen Zusammenhange des Mutterlandes mit dem ostindischen Archipel allmählich entwickelt.

Übergeht man den Venezianer Marco Polo, der im Jahre 1292 den indischen Archipel besuchte, dann beginnt die Berührung zwischen Westeuropa und Ostindien erst im Jahre 1509, als die ersten Portugiesen das gegenwärtige Holländisch-Indien aufsuchten und sich dort nahezu ein Jahrhundert zu behaupten wußten. Im Jahre 1529 kamen die Franzosen; 1580, 1588 und 1592 tauchten auch einzelne Engländer auf; aber die Portugiesen blieben gleichwohl bis zum Jahre 1596 im Besitze ihres Monopols. In diesem Jahre nämlich tauchten die ersten vier Schiffchen mit der Orange-Flagge in den Gewässern des Archipels auf, um die kolonisatorische Mündigkeitserklärung der Niederlande anzukündigen und den Portugiesen den Rang abzulaufen. Der Kampf endigte nach wenigen Jahren mit dem völligen Sieg der Holländer, die — wenigstens nach außen hin — während zweier Jahrhunderte ungestört im Besitze des Archipels blieben.

Dieser Besitz bezog sich vorerst nicht auf die Republik der vereinigten Niederlande, sondern er galt der im Jahre 1802 errichteten ostindischen Kompagnie. Diese gewaltige Körperschaft hatte im Osten nicht nur freie Hand auf dem Gebiete des Handels, sondern übte auch im Namen der holländischen Republik die staatliche Autorität auf politischem Gebiete (sie schloß Verträge mit indischen Fürsten). Sie besaß auch staatliche Gerechtsame und Disziplinargewalt in Verwaltung und Rechtspflege, somit auch auf militärischem Gebiete. Der ganze Aufbau der ostindischen Kompagnie hatte öffentlichrechtlichen Charakter. Sie trat als Souverän, gleichsam als Staat auf, wenn auch unter Kontrolle der Republik.

Mit der ostindischen Kompagnie beginnen nicht bloß die Handelsbeziehungen zwischen Niederland und Ostindien, sondern wesentlich auch die staatliche Verbindung zwischen den Niederlanden, die selbst noch auf dem Wege zu staatlicher Selbständigkeit sich befanden, und dem Archipel. Mitsammen sind sie aufgewachsen, der niederländische Staat in Europa und die ostindische Kompagnie in Indien! Und als die Niederlande im Frieden von Münster als freier, unabhängiger Staat anerkannt wurden, da war es auch der ostindischen Kompagnie

in Indien geglückt, alle ihre Mitbewerber nahezu völlig aus dem Felde zu schlagen. Man darf getrost behaupten: seit diesem Zeitraum besitzt die Kompagnie Indien als eigenes Reich ganz allein. Überall hatte sie festen Fuß gefaßt, wo es ihre Handelsbeziehungen wünschenswert erscheinen ließen.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts war die Kompagnie in ihre mächtigste Periode getreten. Sie festigt ihre Autorität mehr und mehr auf dem ganzen Archipel, meist in langwierigen und sehr teuren Kriegen mit inländischen Fürsten. So war z. B. im 18. Jahrhundert nahezu ganz Java ihrem Gebiete einverleibt, während sie sich gleichzeitig auch nach anderer Seite gewaltig ausdehnte. Indes war die Kompagnie in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr das, was sie ein Jahrhundert zuvor gewesen war, ebensowenig wie die Republik selbst sich in Europa auf ihrer alten Höhe hat erhalten können. Mitsammen waren sie zu ungeahnter Blüte und zu Ansehen gelangt, mitsammen aber auch stürzten sie von ihrer Höhe wieder herab. Und wenn auch die Kompagnie bis zum Jahre 1784 ihr früheres Territorium äußerlich behauptete, so war doch ihre Kraft innerlich gebrochen. Als dann nach dem englischen Kriege von 1780—1784 die Abbröckelung begann, brach die Kompagnie wenige Jahre später (1798) machtlos zusammen und übertrug ihre Besitz- und Eigentumsrechte auf den Staat. Aber der niederländische Staat war damals selbst so ohnmächtig, daß er die staatliche Autorität über ein so ausgedehntes asiatisches Gebiet nicht aufrecht zu erhalten vermochte. Er konzentrierte sich daher vornehmlich auf das Zentrum, auf Java, während die Inseln außerhalb Javas nach und nach in die Hände der Briten gelangten. Am 18. September 1811 fiel auch Java und das wenige, was uns anderwärts noch geblieben war, den Engländern in den Schoß. Nach einem Interim von fünf Jahren, während welcher Zeit der Engländer Raffles sich große Verdienste um die Kolonie erworben hat, wurde auf Grund des Londoner Vertrages vom 13. August 1814 am 19. August 1816 die britische Flagge wieder durch die holländische ersetzt. Und so kommt der ostindische Archipel wieder unter niederländische Staatsverwaltung. Abgesehen von Java, wo aber bald eine ausdauernde Anstrengung erforderlich war, um die wiedergewonnene Autorität zu behaupten, war das niederländische Prestige im Jahre 1816 auf dem Archipel noch recht begrenzt.

Nur einzelne Striche an den Küsten der verschiedenen größeren Inseln wurden besetzt, und zwar solche, die aus einem politischen oder strategischen Gesichtspunkt, oder aus Handelsinteresse große Bedeutung hatten. Freilich boten diese besetzten Punkte keine Garantien für die Beherrschung des Binnenlandes. Diesen kolonisattrischen Zustand kann man sich am besten durch ein Beispiel gegenwärtig halten. Man denke sich das Deutsche Reich, das ungefähr so groß ist, wie der niederländische Teil der Insel Borneo, als einzige Insel und nehme ferner an, daß diese Insel an 3 verschiedenen Häfen — z. B. Stettin, Danzig und Metz — zusammengenommen kaum 500 Soldaten Besatzung hätte. Man vergegenwärtige sich

ferner, daß, abgesehen von drei nicht leicht schiffbaren Flüssen, durchaus keine Verbindungswege vorhanden sind, und daß endlich das Binnenland aus nahezu unzugänglichem Urwald besteht, in welchem ein »aar Millionen Menschen in zum Teil noch nomadischem Zustand zerstreut leben. Dann erst versteht man, eine wie winzige Bedeutung die Besetzung dreier Häfen für die Ausübung staatlicher Oberhoheit im Binnenlande haben konnte. Natürlich war die staatliche Autorität der Niederlande auf Borneo, ebenso wie auch anderwärts, nur auf dem Papier. Von einem politischen oder administrativen System so gearteter, isoliert lebender Bevölkerung im Binnenland konnte schlechterdings keine Rede sein, es sei denn, daß man das System der Enthaltung übte.

Es hat eine geraume Weile erfordert, bis man zur Einsicht gelangte, daß die Herstellung eines mehr oder minder selbständigen Kolonialgebiets des niederländischen Staates nur dann möglich ist, wenn eine tatkräftige zentrale Verwaltung in allen Teilen des Archipels streng durchgeführt wird. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschränkte man sich in der Hauptsache darauf, offensichtliche Mißachtung niederländischer Oberhoheit durch indische Fürsten und Völker streng zu ahnden, indem man kleinere oder größere Straferpeditionen, behufs Züchtigung der Rebellen, ausrüstete. Der Erfolg dieser Erpeditionen war ein vergleichsweise geringer, weil keine bleibende Okkupation der nur vorübergehend besetzten Territorien erfolgte. Man zog vielmehr die Besatzung zurück, weil man — zu Unrecht — fürchtete, daß die Folgen dauernder Besetzung uns vor unerfüllbare administrative und finanzielle Aufgaben stellen würden. Die Erfahrung lehrte aber nach und nach, daß dieses System niemals zu einem völlig befriedigenden Resultat führen könne. Dazu traten neue Auffassungen über die eigentlichen Aufgaben einer Kolonialmacht hervor, und so ging man dazu über, die niederländische Oberhoheit in allen Teilen des Archipels mit Tatkraft zu verwirklichen. Natürlich blieben auch hier Enttäuschungen nicht aus. Insbesondere erforderte die vollständige Niederwerfung von Atjeh die Anspannung aller unserer Kräfte. Endlich gelang es nach einer erheblichen Anzahl von Jahren unter dem Generalgouverneur I. B. van Heutsz (1904—1909) das Endziel zu erreichen, so daß man heute füglich behaupten kann, daß die Vorbedingungen einer bleibenden und gesunden Entwickelung auf ökonomischem und ethischem Gebiete, nämlich: Ruhe, Ordnung und Sicherheit, augenblicklich in allen unseren Kolonien vorhanden sind.

Das kleine Holland bedarf zur Aufrechterhaltung seiner Kolonialmacht der äußersten Anspannung seiner Kräfte. Tausende und Abertausende seiner Söhne haben im 19. Jahrhundert, um nur von diesem zu sprechen, ihr Leben geopfert, um die weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen, die ihrem Vaterlande zugewiesen war. Für weitere Tausende und Abertausende, in aufeinanderfolgenden Generationen, die dort eine ehrenvolle Laufbahn begannen, wurde Indien eine zweite Heimat. Keine kolonisierende Nation hat mit so geringen Hilfsmitteln eine so

gewaltige und schwierige kolonisatorische Arbeit verrichtet, wie die Niederlande. Aber nicht die geschichtlichen Bande allein sind es, welche Holland mit seinen asiatischen Kolonien verknüpfen. Die große Bedeutung, welche diese Kolonien ihrerseits für die Niederlande hatten, darf nicht übergangen werden. Der Besitz dieses Kolonialreichs in Asien als integrierender Bestandteil des niederländischen Staates ist für das Mutterland mehr als ein bloßes Vorrecht. Er ist eine Lebensfrage!

Die allgemeine politische Bedeutung, die man uns in größerem Maße zubilligt als anderen Staaten von gleichem Umfang und gleicher Bevölkerungsziffer, beruht vornehmlich auf unsern staatlichen Beziehungen zu unserem überseeischen Besitz in Asien. Nach Lage und ökonomischem Wert werden unsere Besitzungen — natürlich im Verhältnis — von keiner konkurrierenden Kolonialmacht an Wichtigkeit übertroffen. In erster Reihe verdankt Holland seine Bedeutung als Kolonialmacht seiner souveränen Stellung gegenüber dem Inselreich im Osten. Der Verlust dieser Kolonien würde den Staat der Niederlande in wenigen Jahren zu einem der unbedeutendsten Staatsgebilde in Europa herabsinken lassen. Nach dem Untergang seiner Souveränität in Asien würde der niederländische Staat unwiederbringlich jenes Ansehen verlieren, das er heute noch als große Kolonialmacht unter den westlichen Kulturstaaten genießt. Aber dieses Prestige ist noch nicht alles. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet sind die Kolonien von unendlicher Bedeutung für die Niederlande. Sind doch nahezu zwei Milliarden Mark holländischen Kapitals in Indien festgelegt, und man geht kaum fehl, wenn man die Revenuen dieses Kapitals auf 200 Millionen Mark beanschlagt. Daneben sind die indirekten Vorteile aus Handel, Schiffahrt und Industrie, die schwer zu beziffern sind, auch nicht zu unterschätzen. Sowohl der nationale Geist, als auch die ökonomische Wohlfahrt profitieren von der Tatsache, daß viele Tausende Niederländer in den und durch die Kolonien ein weites Arbeitsfeld und reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Energien finden. Diese Bedeutung fällt umsomehr ins Gewicht, als es sich bei uns nicht um einen Staat mit einer zahlreichen Bevölkerung handelt, welche überschüssige Arbeitskräfte hätte. Wir sind vielmehr ein Volk von nur 6 Millionen Einwohnern und haben dabei die Bedürfnisse an sittlich geschulten Kräften für die Leitung von 46 Millionen Menschen zu befriedigen.

Nach drei Jahrhunderten unermüdlicher Arbeit ist es dem kleinen Holland gelungen, seinen zivilisierenden Einfluß über das gesamte Gebiet des indischen Archipels auszudehnen. Nach einigem Schwanken der Verwaltung, wobei unzweifelhaft Fehler begangen worden sind, ist es Holland geglückt, seine kulturgeschichtliche Aufgabe in Indien voll zu erfüllen. Die Geschichte der Kolonialpolitik kennt kanm ein zweites Beispiel von solchen Resultaten bei gleichartigen Schwierigkeiten und Hilfsmitteln. Das Band zwischen dem Mutterlande und den Kolonien ist teils durch den geschichtlichen Verlauf der Ereignisse, teils und

besonders infolge der überragenden ökonomischen Bedeutung dieser Kolonien ein unvergleichlich innigeres, als anderwärts.

Niederland ist mit seinen Kolonien nicht mechanisch verbunden, sondern organisch verwachsen. Die Kolonien sind kein bloßes Anhängsel der Niederlande, das man sich wegdenken könnte, ohne daß der Staat ernstliche Einbuße erlitte, sondern sie bilden einen wesentlichen und integrierenden Bestandteil unseres Staates. An die Stelle der früheren Subordination der Kolonien tritt nach und nach der Begriff der K o o rd i nat i o n. Der niederländische Staat setzt sich aus koordinierten Rechtsgemeinschaften zusammen, von denen die eine in Europa liegt, die andere in Asien (oder Amerika). In diesem Kompler von Rechtsgemeinschaften hat Holland freilich die Führung, aber es verzichtet, je länger, desto mehr, auf absolute Herrschaft. Mag auch in dieser Richtung das letzte Wort noch nicht gesprochen sein, so herrscht doch die angedeutete Tendenz vor, und die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher diese allgemeine Formel der niederländischen Kolonialpolitik sieghaft sein wird.

An sich ist dieses Sl'stem der Koordination mit dem Mutterlande nichts Neues. Kanada, Australien und das heutige Südafrika verhalten sich zum Mutterlande England auf ähnliche Weise. Freilich hat man es dort mehr mit Kolonien zu tun, die in der Hauptsache von Weißen bevölkert sind, vielfach sogar von Landesgenossen, während das holländische Indien neben wenigen Zehntausenden vorübergehend sich dort aufhaltender Europäer über 40 Millionen einheimischer Tropenbewohner zählt, die auf einem viel tieferen Zivilisationsniveau stehen. Wenn die Niederlande dennoch als kolonialem Endzweck demselben Resultat zustreben wie England, dann kann dies nicht durch Auswanderung überschüssiger Landeskinder als ständiger Kolonisten nach Indien geschehen, weil es sich dazu gar nicht eignet, sondern nur vermittels einer engen Angliederung der Urbewohner des Landes an das niederländische Volk selbst. Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß die dazu gehörende Kolonisationsarbeit große Ausdauer erfordert, aber der angedeutete Endzweck der Kolonisation bestimmt den eigenartigen Charakter der niederländischen Kolonialpolitik. Bei dem engen Band zwischen Beiden decken sich die Interessen der Kolonien mit denen der holländischen Staatsinteressen überhaupt. Nur vermittels seiner Kolonien gerät Holland in unmittelbare Beziehung zur großen Weltpolitik.

In erster Reihe äußert sich diese Beziehung in den jüngst aufgetauchten, weltbewegenden geschichtlichen Ereignissen. Vor vergleichsweise wenigen Jahren noch konnte man getrost behaupten, Holländisch-Indien liege ruhig und völlig abseits von jenen großen Erschütterungen, welche die geschichtlichen Ereignisse hervorgerufen haben. Es hatte nicht den Anschein, als ob diese Kolonien Gegenstand eines direkten Konfliktes mit andern Nationen werden könnten. In den letzten Jahren jedoch hat sich dieser Zustand unverkennbar verschoben. Augenblicklich scheint für Ostasien eher eine Periode von Unruhen bevorzustehen,

als politische Windstille. In den letzten zwanzig Jahren haben sich an der Südsee einschneidende Veränderungen vollzogen. Deutschland ist in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten. Die Vereinigten Staaten haben die Herrschaft über die Philippinen gewonnen und sind, um Konflikten vorzubeugen, darauf bedacht, verschiedene Flottenstationen zu errichten. (Manilla, Guam, Pearl-bay.) Japan hat sich zu einer Großmacht mit weitreichenden internationalen Beziehungen aufgeschwungen. Australien ist mitten drin in einer Periode kräftiger Aufwärtsbewegung. China tritt in ein neues Zeitalter staatlichen Lebens ein. Und wenn erst der Panamakanal eröffnet wird, und ein neuer Weg nach dem Osten sich auftut, dann wird dies offenbar weitreichende Folgen für die ganze Weltkonstellation haben.

Niederländisch-Inoien nimmt heute eine völlig andere Stellung ein, als früher. Wir dürfen die Augen vor der Tatsache nicht verschließen, daß die Möglichkeit jetzt gegeben ist, daß unsere Kolonien entweder Gegenstand eines direkten Konfliktes mit anderen Staaten sein, oder doch in einen solchen Konflikt hineingezogen werden könnten, wenn z. B. die Neutralität Holländisch-Indiens in Frage gestellt würde. In demselben Maße, wie die östlichen Großmächte mit den kolonisierenden Westmächten rivalisieren, rückt die Möglichkeit von Konflikten für uns in greifbare Nähe. Keine Großmacht verkennt oder unterschätzt die Gefahren, welche die Zustände im fernen Osten in sich bergen. Die wachsenden Kriegsrüstungen sowohl, als auch das Streben nach Gegenseitigkeits- und Rückversicherungsverträgen — ein Streben, dessen Niederschlag sich äußert im Vertrag von Frankreich mit Japan im Jahre 1907, von England mit Japan vom Jahre 1905, von Amerika und Japan im Jahre 1909, endlich und besonders im Vertrag von Rußland mit Japan — weisen unverkennbar darauf hin, daß die gegenwärtige Weltlage zu politischen Vorsichtsmaßregeln herausfordert. An der allgemeinen Bewegung nach Territorialerweiterung hat Holländisch-Indien freilich keinen Anteil, so daß Konflikte wegen Erpansion nicht zu befürchten sind. Aber infolge unserer inneren Kolonialpolitik, welche den ganzen Archipel umfaßt, die ihm Rechtssicherheit gewährte, und vor allem aber entlegene Gegenden dem Weltverkehr öffnete, sind wir in eine Lage gekommen, die uns unvergleichlich mehr politische Bedeutung zuweist, als wir sie vordem besaßen. Der niederländische Staat wird heute durch seine Kolonien sehr nahe und ganz unmittelbar in das große internationale politische Problem des Ostens hineinbezogen. Während der Jahrhunderte langen Dauer unseres kolonialen Besitzes hat sich auf staatlichem, wie auf gesellschaftlichem Gebiete eine so untrennbare Verwandtschaft zwischen dem Mutterlande und seinen Kolonien herausgebildet, daß ein Verlust dieser Kolonien unseren Staat in seinem Herzpunkt treffen würde. Unsere nationale Eristenz wäre in ihren Grundlagen untergraben und die politische Stellung Niederlands würde den Todesstoß erleiden. Ans alledem ergibt sich die unabweisliche Forderung für

die Niederlande, kraftvolle Maßregeln zur Verteidigung seines kolonialen Besitzes zu ergreifen. Daß die Regierung für dieses dringende Bedürfnis ein offenes Auge hat, geht daraus hervor, daß unlängst eine besondere Kommission getagt hat, welcher auch drei Minister angehörten, die der Königin ein sorgfältig ausgearbeitetes Gutachten überreichte, in welchem eine umfassende Erweiterung unserer Flotte als unabweisliche Aufgabe des Staates gefordert wird.

Die Stellung unserer Kolonien und damit auch unseres Staatswesens zum internationalen politischen Problem des Ostens muß auch noch von einem andern Gesichtspunkte aus die Haltung der Niederlande zum Auslande bestimmen. Zuweilen nämlich betrachtet die Bevölkerung eines Staatswesens die eigenen Kolonien als privaten Jagdgrund zum Erwerb von Handels- und anderen Vorteilen. Auch Niederländisch-Indien kannte eine Zeit, da solche Begriffe noch gangbare Münze waren. Seit mehr als einem halben Jahrhundert jedoch hat dieses System einer speziellen Bevorzugung des Mutterlandes weichen müssen, um einer vollkommen gleichartigen Behandlung aller Nationen in ihren Handelsbeziehungen zu Indien Platz zu machen. Auch auf dem Gebiete des Land- und Minenbetriebs wurde — unter gewissen administrativen Vorbehalten — eine weitherzige Politik befolgt. In der Tat liegt eine gewisse Gewähr gegen einen gewalttätigen Angriff von außen darin, daß ansehnliche ausländische Kapitalien in Niederländisch-Indien investiert sind, und zwar Kapitalien mannigfacher Herkunft. Soweit also die internationale Seite unseres Kolonialbesitzes in Frage kommt, bleiben zwei Dinge von grundlegender Bedeutung: einmal eine kräftige, vor allen Dingen maritime Verteidigungspolitik, andermal eine weitherzige Politik gegenüber den rivalisierenden Nationen in Handel und Industrie, getragen von dem Grundsatz: paritätische Behandlung aller Nationen.

Müssen wir solchergestalt mit dem internationalpolitischen Problem des Ostens bei den engen Beziehungen zwischen Mutterland und Kolonie ständig rechnen, so nötigen uns unsere Kolonien noch in anderem Betracht zu einer Stellungnahme zur allgemeinen Weltpolitik. Wir sind nämlich bei der Lösung eines der interessantesten Rassenprobleme der Menschheit in hervorragendem Maße beteiligt, dem Problem nämlich: wie verbindet man Völker verschiedener Rasse zu staatlicher Einheit? Das Behaupte« unserer Kolonien, ferner das Ansehen und die Stellung der Niederlande sind auf das engste mit einer glücklichen Lösung dieses Problems verknüpft. Gelingt es uns, eine solche Kolonialpolitik konsequent zu Ende zu führen, daß die Kolonien, mit wachsender Autonomie für ihre eigenen Interessen, gleichwohl dem Mutterland« durch enge Bande verknüpft bleiben, dann wird die politische Weltstellung der Niederlande dadurch nicht bloß befestigt und in steigendem Maße anerkannt, sondern wir haben damit zugleich eines der wichtigsten soziologischen Probleme der Gegenwart seiner Lösung nahegebracht. Es ist dies nicht so zu verstehen, als ob sich die niederländische Kole-

nialpolitik der soziologischen Seite dieses Problems stets klar bewußt ge-
wesen wäre; im Gegenteil! An den kolonialen Sünden, die der zeitlich hinter uns
liegenden Periode angehören, hatten wir unser vollgerütteltes Maß. Abgesehen
von der ostindischen Kompagnie haben auch unsere Regierungsorgane nach 1816
eine geraume Weile, mehr als ein halbes Jahrhundert, das Ausbeutungssystem
befolgt, das die Kolonien zugunsten des Mutterlandes benachteiligt. Selbst
später, als einsichtige Kolonialpolitiker die Unhaltbarkeit dieses Systems er-
kannten, war immer noch nicht der richtige Grundsatz zum Durchbruch gelangt,
sondern man begnügte sich, während eines Vierteljahrhunderts etwa, den Ein-
geborenen die Lasten nach und nach etwas zu erleichtern. Erst im letzten Viertel-
jahrhundert wurde der neue kolonialpolitische Kurs mit vollem Bewußtsein ein-
geschlagen.

Wodurch zeichnet sich nun dieser „neue Kurs" aus? — In erster
Linie durch einen umfassenden Unterricht für alle Klassen der Bevölkerung, in
zweiter durch eine erhöhte Fürsorge für ihre materielle Wohlfahrt, und ihre
allmähliche Heranbildung zum „»elt ßnveruiuent"! Den engen Verband
zwischen Mutterland und Kolonie kann man nicht durch Peitsche und Knute her-
stellen, sondern einzig und allein durch Erziehung und Bildung im west-
europäischen Sinne. Man befürchte nicht, daß die einheimische Bevölkerung sich
zur Aufnahme und Verarbeitung unserer westeuropäischen Kenntnisse und Begriffe
dauernd als ungeeiguet erweisen würde; wir kennen vielmehr eine Anzahl
frappierender Beispiele junger indischer Aristokraten, — also der geborenen
Führer ihres Volkes — die mit großem Erfolg unsere Mittelschulen auf Java
absolviert haben. An holländischen Universitäten kamen Promotionen, sogar «um
Iliuäe in einzelnen Fällen vor. Auch der Volksschulunterricht fällt unter der
farbigen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Und mag uns in dieser Richtung
noch viel zu tun übrig bleiben, so stehen wir doch unserem Endziel nicht mehr
fern: allgemeine Volksschule, zunächst mindestens auf Java mit seinen reichlich
30 Millionen Einwohnern. Hier befinden wir uns zweifellos auf dem besten
kolonialpolitischen Wege.

Etwas verwickelter scheint uns die ökonomische Seite dieser Frage zu
sein. Wir haben in Indien gegen gewisse Einflüsse von Klima und Rasse zu
kämpfen, die in Europa weniger stark zum Durchbruch kommen. Trägheit und Un-
bekümmertheit sind nun einmal Eigenschaften, welche der autochthonen Bevölkerung
von Niederländisch-Indien in ganz besonderem Maße innewohnen. Freilich ist
auch hier ein gewisser Fortschritt nicht zu verkennen, aber die Schwierigkeiten
sind noch lange nicht beseitigt, zumal in Java, der meistbevölkerten Insel, sich
der Übergang vom reinen Agrarstaat zum gemischten System von Landbau und
Industrie zu vollziehen beginnt. Dieser Übergang gestaltet sich deshalb besonders
schwierig, weil die einheimische Bevölkerung weder über eigenes Kapital, noch
über eigene Betriebsleiter verfügt, und daher vorerst genötigt ist, beides aus

Europa zu beziehen. Aus diesem Grunde kommen die Erträgnisse der industriellen Betriebe vor der Hand nur zum winzigen Teile Indien selbst zugute. Einzelne Anzeichen deuten freilich darauf hin, daß durch kooperative Handelsgesellschaften in dieser Richtung eine kleine Veränderung zugunsten Indiens sich vollzieht.
In politischer Richtung ist das „»elt-ßnveruiueut" der Eingeborenen noch auf die Kommune beschränkt (die einheimische Dorfgemeinde). Der vor etwa zehn Jahren angestellte Versuch, mittels Verwaltungsräte, in welchen Europäer und Eingeborene gemeinsam zusammenwirkten, eine größere Dezentralisation der Verwaltung herbeizuführen, hat nicht zum gewünschten Resultat geführt. Der gegebene Weg scheint vielmehr der zu sein, daß man einheimischen Bezirken von größerem Umfange, als die Dorfgemeinden sind (man bezeichnet sie als „Regentschaften", deren einzelne nahezu V2 Million Seelen zählen), das Recht einräumt, ihre eigenen wirtschaftlich-rechtlichen Angelegenheiten selbst zu regeln, wenn auch anfangs unter Oberaufsicht der Zentralregierungsorgane. Es befinden sich bereits Pläne zur Verwirklichung dieses Systems in Indien in Vorbereitung. In die gleiche Gedankenfolge gehört auch der in einem Gesetzentwurf niedergelegte Plan eines jährlichen indischen Budgets, das von einem besonderen „Kolonialrat" in Indien selbst öffentlich beraten werden soll. Die endgültige Festlegung dieses Budgets bleibt freilich vorläufig noch den gesetzgebenden Körperschaften in den Niederlanden vorbehalten.
Wirft man nun schließlich die Frage auf, ob bei der eingeborenen Bevölkerung Geneigtheit besteht, in der oben angedeuteten Richtung mitzuarbeiten, oder auch nur das Bestreben nach engerer Verbindung mit dem Mutterland vorhanden ist, so liegt keinerlei Anlaß zur Entmutigung vor, wenn auch eine gewisse Vorsicht in der endgültigen Beantwortung dieser heiklen Frage geboten erscheint.
Augenblicklich durchlebt Niederländisch-Indien eine schwere Zeit, zum Teile mit Rücksicht auf die große mohammedanische Bewegung überhaupt, zum andern Teile infolge jener nationalistischen Strömungen, welche in den letzten Jahren ganz Ostasien ergriffen haben. Von den 40—42 Millionen Bewohnern Ostindiens bekennen sich ungefähr 36 Millionen zum Mohammedanismus. Und es ist nicht zu verkennen, daß die jüngsten Ereignisse innerhalb der mohammedanischen Welt — der Stoß, der die moslemische Theokratie vor wenigen Jahren in Konstantinopel ins Herz getroffen hat, ferner Marokko, Tripolis und der Balkankrieg — an den Mohammedanern in Ostindien nicht wirkungslos vorübergegangen sind, vielmehr eine lebhafte mohammedanische Bewegung hervorgerufen haben. Dazu treten der Aufstand in den Philippinen gegen Spanien, das Auftreten Japans gegen Rußland, die Erschütterungen in China als entscheidende Faktoren, welche das Aufflammen des Nationalgefühls begünstigt haben. Und so ist denn auch heute in Indien — vor allem in Java — unverkennbar eine starke Erregung religiöser und nationaler

Gefühle vorhanden, die zur Vorsicht und Umsicht mahnt. Dagegen fehlt es auch nicht an ermutigenden Anzeichen. In solchen Gegenden, denen die christliche Mission ihren Stempel aufgedrückt hat — Molukken, Nord-Celebes und die Bataklānder — fühlt sich die Bevölkerung in all ihren Schichten durchaus solidarisch mit dem Mutterlande. Aber auch in rein mohammedanischen Gegenden zeigt sich zuweilen — vielfach sogar auf überraschende Weise —, wie stark bereits das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Niederlanden unter den besten Kreisen der einheimischen Bevölkerung entwickelt ist.
So sehr nach alledem äußerste Vorsicht in der Voraussage der kolon,alen Zukunft geboten erscheint, so steht doch das Eine unerschütterlich fest, daß nämlich das niederländische Volk jene unentbehrlichen Eigenschaften besitzt, welche das Gelingen kolonisatorischer Arbeit voraussetzt: Duldsamkeit, Ausdauer und Geduld — lauter Eigenschaften, die mit der Landesgeschichte und dem Volkscharakter zusammenhängen. Schon die Erringung seiner Freiheit auf religiösem und politischem Gebiet in einem achtzigjährigen Kampfe gegen Spanien hat Holland zum klassischen Lande der Toleranz gestempelt. Selbst in jener Periode, als hierzulande die reformierte Kirche die Verkörperung der Staatsreligion darstellte und ihre Bekenner das Monopol auf alle Staatsämter besaßen, war das Verhältnis zu den Andersgläubigen in diesem Lande ein weit milderes als anderwärts. Diese Toleranz verdanken wir zunächst der Tatsache, daß der protestantische Charakter der Nation sich unter dem Einfluß des Calvinismus herausgebildet hat, so daß keinerlei Cäsaropapismus hier Wurzel schlagen konnte. Und das ist wohl auch der tiefste Grund, warum die religiöse Toleranz sich in unserem Lande in so umfassender Wucht herausbilden konnte, daß sie zuerst Andersgläubige, später Andersfarbige umfaßte.
Neben dem Calvinismus haben aber auch noch andere Faktoren auf den holländischen Volksgeist erziehl,ch eingewirkt. Auch ein Spinoza — Orientale nach Abstammung, Niederländer von Geburt, Philosoph aus innerem Beruf — hat in diesem Lande während der Blütezeit der Republik sein philosophisches System ersonnen und den „theologisch-politischen Traktat", für Viele das Grundbuch der Toleranztheorie, verfaßt. Und mag auch die von ihm und seinen späteren Gesinnungsgenossen vertretene Toleranzidee sich mehr dem Indifferentismus nähern, also von der religiösen Toleranz des Calvinismus erheblich abweichen, so findet man doch die spinozistische Geistesrichtung im Denkhabitus vieler zeitgenössischer Niederländer noch vertreten. Durch das Zusammenwirken dieser beiden, ihrem Ursprunge nach völlig verschiedenen Faktoren hat sich in der Volksseele der Niederländer eine Weltauffassung herausgebildet, die sich in ganz hervorragendem Maße jenen Forderungen nach enger Verbindung zwischen Mutterland und Kolonie anpaßt, welche mit dem Endzweck aller Kolonisationsbestrebungen unabtrennbar verknüpft ist. Das gilt aber nicht bloß von religiöser Toleranz, sondern ebensosehr auf rein soziologischem Gebiete. Man beginnt mit

Duldsamkeit gegen andere Religionen und endet mit Toleranz gegen andere Rassen.

Neben der Toleranz gilt als zweites Gebot aller Kolonialpolitik Ausdauer und Geduld. Beide Eigenschaften sind im niederländischen Volke stark entwickelt. Vielleicht sind wir manchmal etwas zögernd im Handeln. Aber in Beharrlichkeit und Ausdauer läßt der Holländer meist nichts zu wünschen übrig, während die Geduld des Durchschnittsniederländers vielfach geradezu bewunderungswürdig ist. Die erforderlichen Voraussetzungen zu durchgreifendem kolonisatorischen Gelingen sind daher in Holland durchweg vorhanden. Man kann daher füglich behaupten: wenn irgend ein Land dazu berufen ist, das schwierige soziologische Problem der engen Verknüpfung verschiedener Rassen unter einer staatlichen Oberhoheit zu lösen, dann wird — neben England vielleicht — dieses Land sicherlich Holland sein.

Professor Dr. C. van Vollenhoven.

Niederländische Verfassung.

Der niederländische Staat, wie er unter den Landesherren aus dem burgundisch-österreichischen Hause, etwa 1450 bis 1550, geboren wurde, hat die Grundgedanken seiner Verfassung während der großen Zeit der Republik, 1581 bis 1795, erhalten und betätigt; zeigt aber erst seit 1848 seine jetzige Form. Seine Verfassung zeichnet sich heute natürlich nicht mehr, wie ehemals, vor den meisten Verfassungen Europas durch diese Grundgedanken — Selbstregierung des Volkes, Dezentralisierung und Freiheit — aus, aber durch ihre lange geschichtliche Praris und ihre glückliche Verbindung ist sie noch immer bedeutsam.

Die Möglichkeit einer Wiederbelebung ihrer alten Prinzipien in verbesserter Form verdankt die niederländische Verfassung zunächst dem neunzehnjährigen französisch-napoleonischen Zeitraum. Es kann niemanden wundern, daß schon die Republik der Vereinigten Niederlande, die das spanische Joch abgeschüttelt hatte, auf Selbstregierung des Volkes gegründet war; indes war dieses „Volk" nicht die Gesamtheit der wohlhabenden Bürger gewesen, sondern eine Oligarchie der höheren Stände. Aus dem Mittelalter her hatte die Republik die Dezentralisation mittels selbständiger Städte, Dörfer und Wasserverbände beibehalten; doch ihre Schwäche war es gerade, daß die unentbehrliche Zentralisierung nicht höher reichte, als die sieben Provinzen selber, die jetzt Teile des Mutterreiches

sind, damals aber souveräne Glieder eines viel zu lockeren Staatenbundes waren.
Und war die, zuerst im Kampfe gegen Spanien, späterhin gegen Ludwig XIV.,
errungene Freiheit des Glaubens und des Denkens ihr gerechter Stolz, so er-
streckte sich diese Freiheit noch nicht so weit, daß alle Staatsangehörigen, un-
geachtet ihres Denkens und Glaubens, als gleichen Rechtes betrachtet wurden.
Was noch fehlte — eine politische Verwischung der alten Stände, ein einheitlicher
Staatsverband mit zentraler Kraft, Unparteilichkeit des Staates in Glaubens-
angelegenheiten —, das brachte erst die Revolutionsperiode. Leider nicht ohne
bedeutenden Nachteil für das staatsbürgerliche Selbstgefühl, und leider mit er:
schlaffender Nachwirkung, lange nachdem Napoleon von der politischen Bild-
fläche verschwunden war.
Thorbecke (1798—1872) ist der Name des großen Staatsministers, der,
namentlich durch seinen Einfluß auf die Revision der Verfassungsurkunde (1848)
und durch seine meisterhaften Gesetze über das Provinzial- und das Gemeinde-
wesen (1850 und 1851), die Niederlande dem napoleonischen Banne zu ent-
ziehen gewußt hat, ohne jedoch eine der Früchte jener heilsamen Zeit preiszu-
geben. —
Wie sehen nun heute die leitenden Gedanken der Verfassung aus?
Die alt« Selbstregierung hat in Provinz und Gemeinde die Form
einer wirklichen Regierung dieser Verbände durch ihre selbstgewählten Körper-
schaften („pinvineilll« »taten", „^eiueeuternllll") mit ihren Ausschüssen er-
halten. Im Reiche selber hat sie die Gestalt einer parlamentarischen Volks-
regierung angenommen, in diesem Sinne, daß nicht nur die einstweilige Regie-
rung in Übereinstimmung mit der politischen Farbe der Volksvertretung („8tateu-
Oeueraal") gewählt werden muß, sondern daß — ein hitziger parlamentarischer
Kampf hat es 1866 so entschieden — diese Volksvertretung auf jeden Zweig der
Verwaltung, auch der kolonialen Verwaltung, ihre Kontrolle ausdehnen darf.
Durch beträchtliche Ausdehnung der parlamentarischen Befugnisse im kolonialen
Etatswesen (1864, 1865) hat der Kolonialminister Fransen van de Putte dieser
parlamentarischen Volksregierung eine noch größere Bedeutung verliehen.
Die namentlich infolge der genannten zwei Thorbecke'schen Gesetze auf neue
Grundlagen gestellte Dezentralisation ist durch ihren doppelten
Charakter bemerkenswert. Zahlreiche Staaten kennen eine Dezentralisierung in
autonomem Sinne: Provinzen und andere Verbände besitzen die Befugnis, über
ihre eigenen Angelegenheiten ebensowohl durch Verwaltung und Polizei, als
durch Gesetzgebung, Herr zu sein. In andern Ländern hat sie sich besonders als
„Incal ßoveruineut" ausgeprägt: die Ausführung der zentralen Gesetze geschieht
alsdann vielfach nicht durch Zentralbeamte, sondern durch unabhängige örtliche
Behörden. In der niederländischen Verfassung aber stehen diese beiden Dezen-
tralisierungsformen in der Provinzial- und Gemeindeverwaltung gleichberechtigt

lind gleichbedeutend nebeneinander; und nicht nur der schlichte Bauer, sondern sogar der entwickelte Staatsbürger könnte eine im Haag zentralisierte Gesetzgebung und eine nur durch vom Haag aus ernannte Präfekten und Unterpräfekten betriebene Gesetzesausführung und weitere Verwaltung kaum begreifen.

Nicht weniger stark sind seit 1848 die Freiheit des Glaubens und der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht, die Öffentlichkeit aller gemeinsamen Angelegenheiten, die Freiheit von Handel und Gewerbe aufrechterhalten oder verstärkt worden. Und nicht weniger als die beiden Prinzipien der Selbstregierung und der Dezentralisierung sind, durch ihre drei Jahrhunderte lange Entwickelung und Praris, diese Freiheiten den sechs Millionen Gliedern der Nation ins Blut übergegangen. —

Bedarf es noch der Erwähnung, daß in den drei tropischen Kolonien der Niederlande — Niederländisch-Indien, Suriname und Cura^ao — die reiche und reife Schönheit der niederländischen Verfassung sich nicht in gleichem Maße entfalten konnte? Den vierzig Millionen Eingeborenen Ostindiens ist weder das „»Heien i^ime" ihrer eigenen Fürsten, noch die kommerziellgesinnte Enthaltsamkeit der Vereinigten Ostindischen Kompagnie, noch endlich der Kulturzwang der Jahre 1830—1880 zur politischen Erziehung gediehen. Und in den beiden amerikanischen Kolonien, wo die Eingeborenen auf einige Tausend kraftlose Indianer (im Innern Surinames und auf der Insel Aruba) beschränkt sind, bestand die große Mehrheit der Bevölkerung aus unfreien oder freigewordenen Afrikanegern. In den Kolonien galt es also, das den abweichenden, tropischen Verhältnissen angepaßte Äquivalent der im Mutterlande wohlberechtigten Verfassungsgrundzüge zu erfinden; nicht aber, das holländische Beispiel unhistorisch nachzuahmen. In Curayao und Suriname hat man vielleicht seit Abschaffung der Sklaverei (1863) durch solche planlose Nachahmung — politische Rassengleichheit, lokales oder zentrales Wahlrecht — gefehlt; die Lösung dieses Verfassungsproblems in Indien war und ist aber gerade der Ruhm der niederländischen Herrschaft. Der einheimischen Bevölkerung wurde die Verwaltung durch ihre herkömmlichen Häupter, die Aufrechterhaltung ihres einheimischen Rechtes und die Schonung ihrer Religion in solcher Weise verbürgt, daß man diese dreifache Erhaltung der Volksinteressen in den überzahlreichen einheimischen Gemeindeverbänden („äe»»" usw.) das Palladium der Ruhe Indiens nennen durfte. Und nicht nur hat das zwanzigste Jahrhundert diese Prinzipien gutgeheißen, sondern sie um drei Neuerungen vermehrt: und zwar mit einer auf Erziehung gerichteten Politik in Bezug auf die vielen einheimischen Fürstenreiche — eine reelle und umfassende Dezentralisation —; zweitens mit einer ganz bescheidenen Nachahmung der holländischen Provinzial- und Gemeindeverbände, welche aber das von alters her bestehende Präfektensystem der Residenten und weiteren Zentralbeamten bis jetzt unberührt läßt; und zuletzt mit der festen Absicht, Regenten und andere Häupter zu wirklichen Verwaltern zu erziehen. —

Im Werden begriffen ist noch immer das Verfassungsverhältnis zwischen Mutterland und Kolonien. Während ein lebhafter Wunsch besteht, den Einfluß der Behörden in Indien auf die Angelegenheiten dieser Kolonie zu vergrößern, so scheint den westindischen Kolonien gegenüber die Regierungspraris vielmehr einer solchen Dekonzentration zu widerstreben. Wie dem aber auch sei, selbst die feurigsten Vorkämpfer der Dekonzentrierung halten an der Einheit des Königreichs nach außen hin fest: keine internationalen Befugnisse der Kolonialgouverneure, keine abgesonderte Kolonialflotte, und eine Staatsangehörigkeit, die nicht getrennt ist in Bezug auf Mutterland und Schutzgebiete, sondern die sich auf den ganzen Staat erstreckt. Das Symbolum dieser Einheit nach innen und nach außen besitzt die niederländische Verfassung in dem mit dem Volke geschichtlich zusammengewachsenen Hause Oramen. —

Das Jahr 1913 bietet eine doppelte Veranlassung, diese festen und gesunden Züge der niederländischen Verfassung freudig zu erwähnen.

Zunächst die geschichtliche Rückschau. Derselbe große Patriot, dessen weitblickendem Mut die Niederlande ihre Wiedergeburt — November 1813 — verdanken (Gysbert Karel van Hogendorp), hat bis zu seinem Tode, 1834, für die Einigung seines Volkes durch Selbstregierung, Dezentralisation und Freiheit — die erst 1848 lebendig werden konnte — in Wort und Schrift unablässig gekämpft. Wenn die jetzigen politischen Parteien um die Verfassung, über deren drei Prinzipien sie alle einig sind, kämpfen, so ist es über die Frage, wie durch Wahlrechtsreform, Unterrichtswesen, Kolonialreformen usw. Selbstregierung und Freiheit am zuverlässigsten gesichert werden können.

Aber auch für einen geschichtlichen Vorblick hat das Jahr 1913, in welchem der Friedenspalast eröffnet wird, Bedeutung. Denn der Nutzen einer Mitwirkung des niederländischen Geistes bei der Organisierung der Völkerrechtsgemeinschaft muß jedem einleuchten, der die Überzeugung hegt, daß auch dort nicht die Tyrannei eines zentralisierenden Weltstaates, sondern Selbstregierung der Nationalstaaten, Dezentralisation und Freiheit die vernehmlichsten Grundlagen bilden müssen.

Ihr. Mr. A. P. C. van Karnebeek,
Staatsminister, Vorsitzender des Vorstandes der Carnegie-Stiftung:

Die Eroffnung des Friedenspalastes im Haag.

Der Herausgeber von „Nord und Süd" hat mich freundlich aufgefordert, anläßlich der Eröffnung des Friedenspalastes auch an dieser Stelle einige Worte zu sagen. Ich glaube seinem Wunsche am besten zu entsprechen, wenn ich auf Ausführungen verweise, die ich jüngst im Peace Day Bulletin veröffentlicht habe. Sie lauten in freier Übertragung wie folgt:

Das normale Verhältnis in den Beziehungen zwischen zivilisierten Staaten ist fraglos das des Friedens. Nicht allein deshalb, weil das Christentum Liebe und Wohltat in der Brüderlichkeit des Menschentums predigt, und Menschlichkeit das grausame Abschlachten und die Leiden, welche durch einen Krieg hervorgerufen werden, verabscheut, sondern auch deshalb, weil die ökonomischen Interessen der verschiedenen Nationen heutzutage derart mit einander verwoben sind, daß eine Störung des Friedens oder auch nur die nahe Gefahr einer solchen die Quellen des Wohlstandes, welche die Entwickelung materiellen Gedeihens nähren, in weit größerem Umfange schädigt, als lediglich die im Kampfe begriffenen Parteien. Krieg ist ein Unglück, das auch die abseits und ansseits Stehenden ernstlich berührt. Kriegführung verlangt heutzutage solch gewaltige Opfer an Leben und Geld, daß selbst der Sieger eine lange Zeit unter diesen Verlusten zu leiden hat. Der Zustand des Friedens ist die natürliche Regel; der des Krieges die unnatürliche Ausnahme.

Soll das nun so viel sagen, daß kein Krieg gerechterweise geführt werden könne; daß Staaten wie Einzelwesen sich nicht verteidigen dürfen, wenn sie angegriffen werden; daß eine unterdrückte Nation nicht für ihre Freiheit kämpfen dürfe; daß die Waffen nicht ergriffen werden dürften, um offenbare Ungerechtigkeit, die andern geschieht, zu verhindern oder wettzumachen?

Es ist klar, daß die schöne Lehre des Friedens, wenn sie zu solchen Schlüssen führte, zu weit gehen würde. Wohl aber verurteilt sie alle Kriege, welche aus Liebe zur Macht und aus Eroberungsgeliisten (Imperialismus), oder aus einem Streben nach Handelsvorteilen (Merkantilismus), oder schließlich aus der Erregung krankhafter nationaler Reizbarkeit und Vorurteils (Iingoismus) stammen. Wenn diese Gesichtspunkte berechtigt sind, kann Krieg eine Reaktion gegen Ungerechtigkeit sein; häufig wird er aber ein Verbrechen, meistens eine Torheit sein, und in seiner Wurzel wird stets irgend ein Fehler gegen das, was recht ist, vorhanden sein.

Die Abschaffung des Krieges ist im Prinzip eine Frage internationaler Ethik. Wenn die verschiedenen Staaten und Regierungen stets geneigt wären,

die Gesetze der Gerechtigkeit gegeneinander walten zu lassen, so würde kein Grund zum Kriege gegeben sein. Zugleich ist sie aber auch in gewissen Beziehungen eine technische Frage. Selbst bei denen, die willens sind, recht zu handeln in Fällen, wo aus den verschiedenen Interessen sich Streitpunkte erheben, ist es oft nicht klar, wo in solchem Streitfalle das Recht rnht. Um das letztere festzustellen, scheint es keinen besseren, ja keinen anderen Weg zu geben, als die Entscheidung eines unparteiischen Richters anzurufen und in edler Gesinnung sich an ihn zu halten, selbst wenn ehrlicher Zweifel über deren Richtigkeit gehegt werden dürfte.

In beiden Hinsichten haben die sogenannten Friedenskonferenzen hervorragende Dienste geleistet. Getragen von der schwellenden Welle humanitärer Überzeugung, daß Krieg eine Abnormität ist, welche von moralischer Überlegung und der Übung der Gerechtigkeit bemeistert werden könne, haben die hochgesinnten Vertreter — wir dürfen sagen — aller zivilisierten Staaten einerseits einen beredten Appell für Frieden in den internationalen Beziehungen und friedliche Beilegung internationaler Streite an das ethische Gefühl gerichtet und andererseits einen Schiedsgerichtshof errichtet, der von Prinzipien, welche die tüchtigsten Spezialisten aufgestellt haben, geleitet wird, und der sowohl in seiner Zusammensetzung, wie in seiner Tätigkeit derart ausgeglichen erscheint, daß die Befürchtung parteiischer Rechtsprechung auszuschließen ist. In der Tat ist dieser Gerichtshof eine von den Parteien selbst erwählte Jury. Zudem können seine sorgfältig verfaßten Bestimmungen schiedsrichterlicher Prozeßführung, wie es schon der Fall war, internationalem Schiedssprechen in anderer Form zur Vorlage dienen, wenn solches gewünscht wird. Hier also ist ein Samenkorn weltumfassenden Humanismus zur Wurzelung gebracht worden, das bei weiterer Pflege dazu angetan ist, jene Gemeinde von Staaten und Nationen zu schaffen, von der sich die edlen Geister unter den Staatsmännern und Philosophen stets angezogen gefühlt haben, ohne ihr je so nahe gekommen zu sein.

Es ist kein Wunder, daß Mr. Andrew Carnegie den großherzigen Trieb empfand, aus seinen großen Mitteln eine bedeutende Summe zur Verfügung zu stellen, um diese Institution, die von der ersten Friedenskonferenz ins Leben gerufen wurde, mit einer passenden Heimstätte zu versehen, welche zu Ehren jener der Friedenspalast genannt wird. Durch ihre ethische Bedeutung ist sie wahrlich ein Friedenstempel, dessen hoher Turm allen jenen, die an das Vorwärtsschreiten der Menschheit zum Ideal des Friedens glauben, zuwinkt. Als der Sitz des internationalen Schiedsgerichtshofes ist sie ein Palast der Gerechtigkeit, der die Mittel zur Verhinderung des Krieges durch die Ausübung des Rechtsspruchs darbietet. Mr. Carnegie mag hier wohl eine fruchtreiche Anlage für das Ziel seiner liebevoll gehegten Ideen gefunden haben.

Wenn nun nichtsdestoweniger Kriege ausgebrochen sind, müssen wir deshalb von der Eröffnung dieses Tempels, dieses Palastes des Friedens, Abstand nehmen? Mit gleicher Berechtigung könnten wir die Kirchen schließen,

weil die Tugend es noch nicht zuwege gebracht habe, die Sünde abzuschaffen; ebenso könnten wir die Gerichtshöfe schließen, weil Verbrechen und Gewalttat immer noch vorhanden sind. Nein! Unter allen Umständen ist es gut, daß das friedliche Werk der Friedenskonferenz in einem monumentalen Bau Unterkunft finde, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, Besucher und Pilgrime an sich zieht, Regierungen einlädt, ihre Differenzen seinem Schiedsgerichtshof zu unterbreiten, und daß Forscher internationalen Rechts in seiner Fachbibliothek zusammenkommen. Auch wenn Krieg wirklich wütete, würde der bessere Gedanke des Friedens und schiedsrichterlicher Beilegung von Streitfällen hier eine würdige Zufluchtsstätte finden und die Hoffnung für die Zukunft aufrechterhalten.

A. Bredius:

Die holländische Malerei einst und jetzt.

Wenn man einen gebildeten Menschen, gleichviel welcher Nationalität, fragen würde: Nennen Sie mir einen großen, berühmten Holländer; ich glaube, fast alle würden antworten: Rembrandt. Das bedeutet, daß dieser ur-holländische Maler, der zeit seines Lebens sein Vaterland kaum verlassen hat, durch seine ungeheure Kunst die ganze Welt erobert hat.

Rembrandt ist der Kern jener erstaunlich großen Schar von Malern, die etwa zwischen 1625—1675, in einem halben Jahrhundert, in dem kleinen Holland gewirkt haben. Ein einzigartiges Schauspiel! Und neben jenem Einzigen, wie viele Große! Welch treffliche Schüler umgaben Rembrandt! Ich nenne nur Carel Fabritius, Bot, Flinck, Maes, de Gelder aus vielen. Und weiter: welche Vielseitigkeit! Ein Hals, der größte Impressionist aller Zeiten, Porträtisten wie Ravestenn, Moreelse, Mierevelt, van der Voort, Elias, van der Helst — und noch hundert Namen könnten folgen, Landschafter wie van Goyen, Cuyp, die Ruisdael's, Hobbema, um nur die größten zu nennen, ein Steen, einzig in seiner Art, vielseitig wie keiner, Humorist in der höchsten Bedeutung des Wortes, Feinmaler wie Dou und Mieris, vielfach und allerwiirts nachgeahmt, aber nie wieder erreicht, ein Vermeer van Delft, Pieter de Hoogh, Zauberer mit Licht und Farbe wie Rembrandt und doch wieder so ganz verschieden, ein Adriaen van de Velde. Potter, Wouwerman, Meister der Tiermalerei, ein Porcellis, Simon de Vlieger, Willem van de Velde und van de Cappelle, — wer hat je wieder wie letzterer das Meer gemalt? — mit einem Wort: auf jedem Gebiet der Malerei hat das kleine Holland das Höchste gegeben, alles in jenem halben Jahrhundert.

Und wenn es nur den einzigen Rembrandt geschenkt hätte, die ganze Welt wäre noch ebenso dankbar gewesen, wie jetzt für die Hunderte von Künstlern, deren Arbeiten, als teure Schätze gehütet, in den zahllosen Museen, den tausenden Privatwohnungen aller Kunstliebhaber der ganzen Welt herumhängen. Denn mit der einfachsten Federzeichnung, der kleinsten Radierung hat er uns Kunstemotionen geschenkt, die zu dem Höchsten gehören, was das Leben dem fühlenden Menschen zu bieten vermag. Was ist das eigentliche Geheimnis seiner Kunst, die eine ganze Welt in seinen Zauber bannt? Sie ist so innig-menschlich! Wer hat so wie Rembrandt in das tiefste Innere des Menschen geblickt, und wer konnte uns so wie er zeigen, was er da geschaut? Er, der starke Mann, der sein Leben ganz gelebt, geliebt und gelitten hat — er allein besaß die einzige Gabe, alles, was das Menschenherz empfindet, durch Pinsel, Feder oder Radiernadel auszudrücken, so daß wir es mitempfinden. Was bringt uns Rembrandt so nahe: sein innig-menschliches Empfinden. Was hat überhaupt diese Kunst des kleinen Holland so international gemacht, daß sie jetzt, über die ganze Welt zerstreut — bis nach Australien und Afrika —, tausende öffentliche wie Privatsammlungen füllt, während die Preise ins Fabelhafte gestiegen sind? Das ist ihr gesunder Realismus, verbunden mit dem höchsten technischen Können.

Nach der Periode der kirchlichen Kunst, die bis weit ins 16. Jahrhundert hineinragt, kam diese natürliche, gesunde, holländische Kunst, die wahre Volkskunst. Denn ursprünglich hingen diese, jetzt mit vielen Tausenden bezahlten Bilder unserer großen Meister in den Wohnungen eines Jeden; der einfachste Bürgersmann Hollands besaß seine „Gemäldesammlung", und für wenige Gulden konnte er seine Wände mit ihnen schmücken.

Kein Wunder, daß diese große Kunst ihren Einfluß auf die Malerei Europas geltend gemacht hat. Ohne Rembrandt hätte es keinen Reynolds, ohne Ruisdael und Hobbema keine Englische Landschaftsmalerei, keinen Crome und keinen Constable, ja keine Nenl« äe Lurbiöon gegeben!

Eine der noch nicht genügend erklärten Erscheinungen in der Geschichte der holländischen Kunst ist der plötzliche Verfall der Malerei am Ende des 17. Jahrhunderts, ja mit wenigen Ausnahmen das völlige „Erlöschen" der Malerei während des ganzen 18. Jahrhunderts.

Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat Holland wieder gezeigt, daß die scheinbar versiegte Quelle seiner Kunst aufs neue hell und klar zu sprudeln vermochte. Eine neue, gesunde Malerei eroberte sich wieder das Interesse der ganzen Welt. Bosboom malte seine mysterienreichen Kircheninterieurs, wobei seine letzten Studien Rembrandtschen Geist, Rembrandtsche Größe zeigten. Israels, mit Unrecht zum zweiten Rembrandt gestempelt, gab seine inhaltsreichen dichterischen Szenen aus dem Leben der Bauern und Fischer, wobei er, wie Rembrandt, vor allem rührend menschlich bleibt. Die drei Maris setzen die große Tradition fort: Jacob mit der Verherrlichung der nie genug gepriesenen

holländischen Landschaft in ihren mannigfaltigen Stimmungen, Willem mit dem Hohenlied der Sonne, der holländischen Sonne mit ihren atmosphärischen Wundern, Matthys wiederum durch ein mächtiges Können auf jedem Gebiete der Malerei — in ein Suchen nach mystischen, neuen, märchenhaften Gebilden mündend. . > , , :' -

Eine ganze Reihe tüchtiger Künstler schart sich um diese Größen. Einer, selbst ein Großer, Mauve, stirbt jung, aber hinterläßt Landschaften, von einer Poesie und zugleich von einer Wahrheit, die ihn zum glücklichen Rivalen eines Daubign», eines Rousseau machen, Werke, die in der ganzen Welt bewundert, mit Hunderttausenden bezahlt werden. Weißenbruch, Gabriel u. a. gehören zu dieser trefflichen Gruppe von Landschaftsmalern. Mesdag schafft seine Marinen, Bles, Bakker, Korff malen ihre geistreichen Genrebilder; das Bildnis, lange vernachlässigt, findet in Iosselin de Iong, Jan Veth, Havermann u. a. tüchtige Vertreter; Toorop, der große Phantast, der meisterhafte Zeichner, der zugleich ein Meister der Porträtkunst ist, Breitner, der gewaltige, der einen glücklichen Wurf mit seinen beschneiten Grachten, seinen im Anbau begriffenen Stadtvierteln getan hat — alles mit sicherem, breitem Pinsel gemeißelt —; van Gogh, ein lang verkannter, jetzt vielleicht etwas überschätzter Meister, der unter französischem Einfluß nach Neuem strebte, dafür litt und starb; ja, wo soll ich aufhören, — ^j'eu pa»»e et äe» meMeur»! Der Kreis all dieser bedeutenden holländischen Maler bildet wieder ein geschlossenes Ganzes — er trägt, trotz leichten Einflusses der Barbizon-Schule, echten holländischen Stempel. Das kleine Holland hat somit auf dem Gebiete der Kunst das schöne Wort seiner Königin-Mutter erfüllt.

„Holland sei groß in allem, worin ein kleines Land groß sein kann."

Jetzt bildet sich unter uns wieder eine neue Gruppe von Künstlern, welch« sich, anschließend an die Bewegung der Neo-Impressionisten, Kubisten und Futuristen, nach neuen Bahnen der Kunst sehnen. Über dieses Streben ist aber noch kein endgültiges Urteil abzugeben; der Most gärt, aber man kann das Resultat noch nicht feststellen.

Möge mein Vaterland nie vergessen, was es der Kunst schuldet; mögen aber auch unsere Künstler nie vergessen, wie hoch ihre Vorgänger die Kunst gehalten haben!

Pros. Dr. C. Snouck Hurgronje.

Die Orientalistik in Holland.

An der Wegräumung der Scheidewände, an der Hebung der Mißverständnisse, welche einem ungehemmten, fruchtbaren Verkehr von Orient und Okzident im Wege stehen, kann sich Holland auf gleichem Fuß wie die westlichen Großstaaten beteiligen, denn dabei kommt es nicht auf Heer und Flotte, sondern auf Wissenschaft und Erfahrung an. Der niederländische Staat aber hat von seiner Geburt an so lebhafte Beziehungen merkantiler und politischer Art mit dem Orient gehabt, daß die Sammlung von Wissenschaft und Erfahrung über jene Welt hier von jeher als eine Lebensfrage empfunden wurde. Bedenkt man nun, daß von den augenblicklich nahezu 40 Millionen niederländischen Staatsangehörigen im ostindischen Archipel ungefähr 35 Millionen sich zum Islam bekennen, so kann es nicht wundernehmen, daß die Wissenschaft von der Islamwelt in Holland früher als in den meisten andern Ländern Europas in ihrer Bedeutung erkannt wurde.

Die Universität Leiden stand seit ihrer Gründung (1575) in bezug auf das Studium des Orients voran, aber anch Franeker, Groningen, Utrecht und Amsterdam blieben nicht unbeteiligt. Die Motive dieses Interesses haben ihre eigene Geschichte, und manchmal waren sie sogar bei einem einzelnen Gelehrten verschiedener Art. Wenn die drei Generationen Schultens, deren Lehrtätigkeit beinahe 70 Jahre des 18. Jahrhunderts ausfüllt, das Studium der orientalischen, namentlich der semitischen Sprachen und Sitten als Vorbedingung zu einem richtigen Verständnis der Bibel forderten, so verfolgten sie dabei eine von ihren berühmten Vorgängern: Scaliger, Erpenins, l'Empereur,
Golius vertretene Richtung. Eine andere theologische Begründung der Nützlichkeit solcher geistigen Beschäftigung bildete die Notwendigkeit der Widerlegung des mohammedanischen Irrglaubens und die der christlichen Apologetik.

Golius erhielt von den „Generalstaaten" eine Belohnung für seine Übersetzung konfessioneller und liturgischer Schriften der reformierten Kirche ins Arabische. Zu gleicher Zeit erfuhren aber die von Erpenius und Golius auf ihren Orientreisen gewonnenen praktischen Kenntnisse von selten der Regierung eine vernünftigere Verwertung — bei ihren Verhandlungen mit asiatischen und afrikanischen Fürsten. Levinus Warner (1619—1865) wurde als hoffnungsvoller Schüler Golius' nach Konstantinopel entsandt, um sich praktisch mit dem Orient bekannt zu machen. Eine Enttäuschung war es für die Leidener Universität, daß Warner dem für ihn bereit gehaltenen Lehramt die Vertretung der Generalstaaten in der Türkei vorzog. Sie wurde dafür reichlich entschädigt, indem der früh verstorbene „Resident" ihr seine prachtvolle Sammlung arabischer, persischer und türkischer Manuskripte vermachte. Wenn die orientalischen Studien vom

17. Jahrhundert an in Leiden eine ununterbrochene Reihe von geschätzten Ver-
tretern aufzuweisen haben, so ist das in erster Linie dem Legatum War-
nerianum zu verdanken; auch einem fruchtbaren internationalen wissenschaft-
lichen Verkehr war diese, fremde Besucher anziehende Sammlung in hohem Grade
forderlich.
Mit den theologischen Motiven war es den holländischen Orientalisten des
16. bis 18. Jahrhunderts voller Ernst, aber ihre Arbeiten bezeugen doch auch ein
rein wissenschaftliches Interesse, welches das Denken und Treiben der orien-
talischen Welt immer mehr für sie gewann, je tiefer sie sich in diese Studien
versenkten. Manchmal dienten die religiösen Endzwecke als Vorwand zur Ent-
schuldigung der Beschäftigung mit Gegenständen, welche den damaligen Vor-
urteilen als anrüchig und gefährlich erschienen. Die Hi»tori» Orieu-
taIi» des Schweizers Hottinger (1651), eines Schülers des Leidener
l'Empereur, ist ein Ergebnis reinen Wissenstriebs, aber der Verfasser wird
in seiner Vorrede nicht müde, die Notwendigkeit solcher Studien für die Bibel-
eregese, die Apologetik, auch des Protestantismus, der ja von den Katholiken oft
als Kryptomohammedanismus denunziert wird, und für die Bekämpfung der
mohammedanischen Gottlosigkeit und des türkischen Reiches zu demonstrieren.
Die Beschäftigung mit geistigen Dingen, welche jenseits des reformierten
Horizontes lagen, war in Holland zu Anfang des 18. Jahrhunderts nichts weniger
als populär. Um so höher ist es anzuschlagen, daß der Utrechter Professor
H. Reland schon 1704 in seinen „ü « Itelißiuue Noliammsäiea
! ibrisu n" den ehrlichen Versuch unternimmt, nach den besten ihm bekannten
Quellen eine objektive Darstellung der Lehren des Islams zu geben. Zwar be-
teuert auch er seine Rechtgläubigkeit und seinen Abscheu vor Häresien, aber er
sieht darin keinen Grund, in üblicher Weise fremde Religionen zu verleumden.
„Wir sind Menschen", sagt er, „für Irrtümer empfänglich^ und namentlich, wenn
von religiösen Dingen die Rede ist, lassen wir uns mehr, als sich geziemt, von
unserer Leidenschaft hinreißen." Wäre der Islam so toll, wie man ihn in Europa
darzustellen beliebt, so führt er weiter aus, die Bekehrung vieler Juden und
Christen zu dieser Religion wäre unerklärlich. Den rasch zunehmenden Verkehr
der Europäer mit Mohammedanern in der Türkei, in Afrika, Syrien, Persien und
in Niederländisch-Indien läßt Reland als triftigen Grund für ein ernstes
Studium des Islams gelten, zumal, wie er sagt, die Christen im Orient sich häufig
so benehmen, daß ein Türke, der von einem anderen des Betruges verdächtigt
wird, diesem zu antworten pflegt: „Siehst du mich etwa für einen Christen an?"
Seit dem trefflichen Reland hat es in Holland nie völlig an Gelehrten ge-
mangelt, die sich ohne Nebengedanken mit dem Studium des Orients befaßten,
nur um zu verstehen und eine gegenseitige Verständigung nach dem Maße ihrer
Kräfte zu fördern. Seit Ende des 18. Jahrhunderts bedurfte es dabei der Ent-
schuldigung nicht mehr. Hamaker, Weijers, Iuynboll, Dozy,

De Goeje haben teils durch musterhafte Tertansgaben, teils durch glänzende Studien das allgemeine Wissen von der Welt des Islams um ein Bedeutendes gefördert. Zwar hat sich keiner von diesen Gelehrten direkt an der praktischen Verwertung dieser Kenntnisse im Interesse der zu Holland gehörenden Mohammedaner beteiligt, aber aus ihrer Schule sind viele hervorgegangen, die in der Kolonialpolitik eine tätige Rolle gespielt haben.

In den letzten Dezennien wirkte ein neuer Zweig der orientalischen Studien in gleicher Richtung harmonisch mit. Die indischen Studien, welche bei uns mit dem jetzt achtzigjährigen, aber immer noch jugendfrischen Kern ihren eigentlichen Anfang genommen haben, bieten für Holland deswegen ein praktisches Spezialinteresse, weil das volkreiche Java vor seiner Islamisierung eine jahrhundertelange hinduistische Kulturperiode durchlebt hat. Die vielseitige Begabung und das unermüdliche Schaffen Kerns haben es ihm ermöglicht, nicht bloß in der indischen, sondern auch in der indonesischen Sprachkunde als Führer aufzutreten. Neben ihm ließ es sich eine Reihe von verdienstvollen Gelehrten angelegen sein, Länder und Völker Ostindiens auf wissenschaftlichem Wege ihren holländischen Herren näher zu bringen; man tut keinem Unrecht, wenn man unter diesen: Veth,Roorda,vanderTuuk rühmend hervorhebt. Eine ganze Phalanr von jüngeren Gelehrten setzt die Arbeit jener Generation der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer vielseitigerer Weise fort.

Die niederländische Orientalistik hat somit von ihren Anfängen an zweierlei Ziele ins Auge gefaßt. Die Alteren erstrebten mit ihren Studien des Orients geistigen Gewinn im vertieften Verständnis der eigenen heiligen Schrift und materiellen Vorteil im Handel durch genauere Vertrautheit mit den Eigenheiten der Objekte ihrer Ausbeutung. Eine weitherzigere, weniger egoistische Auffassung wurde von einer Minorität nicht ohne eine gewisse Scheu vertreten und brach sich erst gegen Anfang des 19. Jahrhunderts endgültig Bahn. Dann erstand aber, zugleich mit der Emanzipierung der Wissenschaft zur vollen Selbständigkeit, beim jüngeren Holland das Bewußtsein einer nationalen Schuld. Holland fing an, die ethischen Konsequenzen aus seinen jahrhundertelangen Beziehungen zum fernen Osten zu ziehen, es begann einzusehen, daß die Völker, welche eine nunmehr aufgegebene Ausbeutungspolitik unter seine Vormundschaft gebracht hatte, jetzt beanspruchen durften, daß der Vormund sie zu einer ihrer Veranlagung entsprechenden Stellung in der Völkerwelt erziehen sollte. Auf dieser doppelten Grundlage bildete sich die neuere Anschauung der Aufgabe der Orientalistik Hollands.

Einerseits fühlte sich Holland seiner Vergangenheit gegenüber verpflichtet, an der Lösung der allgemeinen Probleme, welche der Orient der modernen Wissenschaft auferlegt, in dem Maße teilzunehmen, wie es seine persönlichen und materiellen Mittel gestatten. Andererseits aber betrachtete es als seine spezielle Aufgabe, zu deren Erfüllung kaum ein Opfer zu groß sein dürfte, die Pflege

aller jener Wissenschaften, welche bei einer von ethischen Motiven geleiteten Kolonialverwaltung zur praktischen Anwendung gelangen sollen. So ist denn beispielsweise in Holland die Assnriologie erst in den letzten Tagen zur Vertretung durch eine eigene Professur gelangt, wohingegen Arabien und der Islam, Indien und namentlich Indonesien in der Orientalistik der Niederlande einen Raum einnehmen, der nur in Hollands ganz besonderer Stellung als Kolonialmacht seine Erklärung findet.

Das Schlagwort der neueren Eingeborenenpolitik: „Assoziation der kulturfähigen Eingeborenen an die Kultur der Niederländer", setzt selbstverständlich eine Reihe von neuen, schwierigen Problemen auf die Tagesordnung, deren Lösung eine immer ausgesprochener auftretende, praktisch-national orientierte Orientalistik voraussetzt. Als eine der allmählich herbeizuführenden Verständigung sehr zuträgliche Erscheinung betrachten wir die zunehmende Anzahl von Indonesiern, welche an holländischen Universitäten studieren. Im Mai 1913 hat zum ersten Mal ein Indonesier in Holland die Doktorwürde erworben; er promovierte in Leiden in orientalischer Philologie mit einer Dissertation, welche als ein Zeugnis einer in Europa nur selten während des Universitätsstudiums gewonnenen wissenschaftlichen Reife gelten darf. Möge sie außerdem als ein glückverheißendes Omen gelten für den Erfolg der niederländischen orientalischen Studien in ihrem Streben, Orient und Okzident zu einer höheren Kultureinheit zu verschmelzen.

Leiden, August 1913. C. Snouck Hurgronje.

Cornelius Hofstede de Groot:

Die kulturgeschichtliche Bedeutung der niederländischen Kunst.

Sehr geehrter Herr Professor!

Sie verlangen von mir für die Septembernummer von „Nord und Süd", die meinem Vaterlande gewidmet sein wird, eine kurze Auseinandersetzung über die Bedeutung der niederländischen Kunst für die Weltkultur. Diese Frage stellten Sie mir im Augenblick, da ich im Begriff war, in die Sommerferien zu reisen, und zwar mit der Absicht, nicht vor Ablauf Ihres sehr kurz gestellten Termins zurückzukehren. Einen eigentlichen Aufsatz zu liefern, mußte ich daher unter diesen Umständen ausschlagen. Ich konnte nur versprechen, in der Form eines Briefes Ihnen einige Ideen mitzuteilen. Wenn diese zu patriotisch gefärbt sind, so liegt dies an Ihrer Wahl des Briefschreibers. Meine Skizze wird aber kaum etwas Neues über das in jedem kunstgeschichtlichen Werk behandelte Thema enthalten.

der niederländischen Kunst Cornel. Hosstede de Groot

Zunächst müssen wir uns bei den Worten „Niederländische Kunst" klar machen, was wir darunter verstehen, wenn wir über ihre kulturgeschichtliche Bedeutung reden wollen; denn sowohl der Begriff: Kunst, als auch die nähere Umschreibung: Niederländisch bedarf einer genauen Definition.

Die Kunst des Gebietes, welches jetzt das Königreich der Niederlande umfaßt, ist nicht die, welche wir Kunsthistoriker die Niederländische Kunst zu nennen pflegen. Wir nennen sie die Holländische im Gegensatz zur Vlämischen, welche die Kunst des jetzigen Belgiens, sowohl des vlämischen, als auch des brabantischen, endlich auch des wallonischen Teiles umfaßt. Niederländische Kunst dagegen umfaßt vom kunstgeschichtlichen Standpunkt beide, sowohl die vlämische als auch die holländische Kunst, und zwar vorzugsweise die Kunst der Zeit, da die nördlichen und südlichen Provinzen politisch, religiös und ökonomisch noch zusammengehörten (also bis etwa 1570).

Auch das Wort Kunst, selbst wenn wir es von Anfang an in der engeren Bedeutung von „bildender Kunst" verstehen, bedarf noch einer weiteren Einschränkung. Denn nicht alle bildenden Künste: Baukunst, Bildnerei, Malerei haben es auf unserem Boden zu einer kulturgeschichtlichen Bedeutung gebracht, sondern nur die letztgenannte. Wir können hier nicht den Gründen nachspüren, warum weder im Mittelalter, noch in der Renaissance die niedriger gelegenen Lande an der Nordsee an Bauten etwas produziert haben, was sich den romanischen Kirchen vom Rhein, den gotischen Domen Frankreichs oder den Renaissancepalästen Italiens an die Seite stellen ließe. Die politische und ökonomische Lage, das Klima, der Mangel an geeignetem inländischen Material und der unfeste Boden haben dabei gewiß eine große Rolle gespielt. Desgleichen bei der Bildnerei. Daß die Anlage unserer Vorfahren zur Skulptur — wenn überhaupt vorhanden — sich nicht höher entwickelt hat, liegt wohl in erster Linie an dem Mangel des Materials: weder zum Guß geeignetes Metall, noch zum Bildhauen geeigneten Haustein liefert der holländische Boden. Was er wohl lieferte, war ein schönes Eichenholz, und in diesem Material haben unsere Holzschnitzer Ausgezeichnetes geleistet — besonders nach der malerischen Richtung größerer Kompositionen: Reliefs, Schnitzaltäre u. dergl.

Sind wir uns jetzt darüber einig, wie wir die Frage nach der Bedeutung der Niederländischen Kunst für die Gesamtkultur aufzufassen haben, und zwar als eine nach der weltgeschichtlichen Bedeutung der h o l l ä n d i s ch e n Malerei, so kommt bei der Beantwortung dieser Frage auch noch eine zeitliche Begrenzung in Betracht.

Zwar gehen die ersten Anfänge der holländischen Malerei ins frühe Mittelalter hinauf (Wandmalereien und Buchillustrationen); zwar erlebt die holländische Kilnst am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts bereits eine Periode boher Blüte, die sich an die Namen von Geertgen, van St. Jans, Albert van Ouwater und Dirck Bouts aus Haarlem, Gerard David aus Oudewater, Hugo van

der Goes aus Goes knüpft, aber von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung war diese Blüte nicht. Es war eine Anlehnung an die vlämische Schule der Brüder van Enck und eine glückliche Weiterbildung derselben. Was ihr und der ebenfalls nicht zu nnterschätzenden Kunst eines Lucas van Lenden und seiner Zeitgenossen aus dem sechzehnten Jahrhundert noch fehlte, um ihr zur kulturgeschichtlichen Bedeutung zu verhelfen, waren die autochthonen, die nationalen, ihr allein eigenen neuen Elemente, die erst das siebzehnte Jahrhundert zur Entwicklung brachte.

Diese Elemente keimten in einem soeben von fremdem Joch befreiten Boden. Ihr erstes Element ist ihr durchaus protestantischer und weltlicher, also nichtkirchlicher Charakter.

Die ganze Kunst des Mittelalters, und auch diejenige der Renaissance noch, fußten zum größten Teil auf kirchlichem Boden. Im protestantischen Holland gab es keine Kirche mehr, welche die Kunst in ihren Dienst nahm; erstens weil sie sie nicht bezahlen konnte, sodann weil sie sie gar nicht schätzte. Die Calvinistische Auffassung verdammte jeden weltlichen, besonders jeden figürlichen Schmuck des Gotteshauses. Siegestrophäen, Grabmäler, Trauertafeln wurden nur in jenen Teilen der Kirche, die nicht mehr für den Gottesdienst herangezogen wurden (Chor, Chorumgang und Querschiffe) geduldet, aber keine Gemälde biblischen Inhalts, keine Altartafeln, keine Wandmalerei, welche die Aufmerksamkeit der Gläubigen von der Predigt ablenken konnten.

Auf der einen Seite war dies ohne Zweifel ein großer Verlust. Dies zeigt sich an jenen Ländern, die nach der Einführung des Protestantismus, nach der Abdankung der kirchlichen Malerei gar keine Kunst mehr hervorgebracht haben. Es steckte indes den Holländern der Drang zur Malerei so im Blut, daß sie von jenem Augenblick an, da der Pöbel die Kunstschätze katholischen Ursprungs in den Kirchen vernichtete, anfingen, die Kunst in den Dienst des Individuums und in den der weltlichen Gemeinschaft zu stellen. In den Dienst des Individuums für die Ausschmückung der Wohnung; in den Dienst der Gemeinschaft für den Schmuck der Rathäuser und anderer öffentlicher Gebäude: Vereinslokale der Schützen, Gilden, Professoren, die Sitzungssäle der Staaten, der Admiralität und besonders auch der Verwalter der gemeinnützigen Stiftungen: Waisen- und Armenhäuser u. dgl. m.

Es hat kein Land in der Welt gegeben, wo das Bedürfnis, das eigene Heim mit Erzeugnissen der Malerei zu schmücken, so tief eingewurzelt und so allgemein verbreitet war, wie in Holland. Es ist unsagbar lehrreich, aus den alten Inventuren zu erfahren, wie sogar eine ganz einfache Bürgerwohnung von oben bis nnten mit Gemälden gefüllt war. In erster Linie gehörten zu diesen Kunstschätzen die Porträts der Besitzer und ihrer Angehörigen. Jeder Holländer, der sich einigermaßen selbst respektierte, ließ sich mindestens einmal malen. Manche sogar öfters, bis sechs- oder achtmal.

Was die Einzelnen taten, das ahmten auch die Korporationen nach, vor
allen die Schützen und Regenten. Hierdurch entstand jene großartige Bildnis-
malerei, jene Darstellungen des kräftigen Geschlechts, das den Krieg gegen
Spanien zu einem guten Ende geführt hatte und sich jetzt mit größter Kraftan-
strengung gegen England und Frankreich behauptete. Ohne Überhebung kann man
sagen, daß es kein Volk und keine Zeit gegeben hat, wo die Freude am eigenen
Bildnis und das Bedürfnis, seine Gesichtszüge der Nachwelt zu überliefern, so
groß war wie in der Republik des 17. Jahrhunderts.
Neben der Porträtmalerei blühte jede andere Kunstgattung. Die Landschaft,
früher nur der Hintergrund einer biblischen oder geschichtlichen Darstellung oder
auch eines Porträts, wurde ihrer selbst wegen kultiviert. Sowohl die Landschaft
im engeren Sinne, als auch die Seemalerei, die ja im wasserreichen Holland einen
besonders fruchtbaren Boden finden mußte. Die Architekturmalerei fand be-
sonders dankbare Aufgaben in den romantischen Städtebildern und den ein-
fachen, aber für malerische Darstellung besonders geeigneten Kirchen. Das
Genre- oder Sittenbild schilderte das Leben der Volksklasse und der höheren
Stände mit fabelhafter Naturtreue und zuweilen nicht ohne satirischen Bei-
geschmack. Das Tierbild und die Stillebenmalerei wurden nirgends mit solcher
Liebe gepflegt, wie in Holland. Ihre Meister gehören noch jetzt zu den am
höchsten geschätzten aller Schulen, und gerade sie haben die Welt gelehrt,
daß es in der Kunst nicht in erster Linie darauf ankommt, was man malt,
sondern w i e man es darstellt. Es gelang ihnen auch dem unscheinbarsten Gegen-
stand einen Reiz von unvergänglicher Schönheit abzugewinnen.
Und endlich die Geschichtsmalerei, die kirchliche wie die profane. Dieser
fehlten von Anfang an die großen Wandflächen, auf denen die italienische Wand-
malerei sich ausbreiten konnte. Ihr fehlten seit der Reformation auch die Altar-
bilder in den Kirchen. Sie hat sich daher nach dieser Richtung nicht vollkommen
entwickeln können, und wo ihr großartige Aufgaben gestellt wurden, versagten
ihre Kräfte (Ausschmückung des Amsterdamer Rathauses, des Palastes im
Busch usw.).
Um so besser gelang ihr die biblische Malerei auf einfachen Tafelbildern.
Unter Führung Rembrandts hat die holländische Kunst zum ersten Male der
Welt eine biblische Malerei in rein protestantischer Auffassung, frei von den
Traditionen der katholischen Kirche, geboten. Eine Malerei, in der die rein
menschlichen Züge der biblischen Erzählung mit packender Gewalt zum Aus-
druck gelangten und die menschlichen Gemütserregungen in einer Weise wieder-
gegeben sind, wie dies weder vorher noch nachher der Kunst irgend eines Volkes
gelungen ist.
Sahen wir bisher, wie in der Republik der Vereinigten Niederlande die
Kunst zum ersten Male einen protestantischen und bürgerlichen, dabei realistischen
nnd universellen Charakter annimmt, so wollen wir jetzt auf ihre zweite Eigen-

schaft hinweisen, in der sie sich von allen vorhergehenden Kunstschulen unter-
scheidet, und in der sie der Welt der Kunst ebenfalls etwas Neues geschenkt hat:
es ist dies die konsequente Durchführung des Prinzips des Helldunkels oder de«>
<!l!ur ub»eul'.

Unter Helldunkel versteht die Kunstwissenschaft den eigenartigen Gegensatz
zwischen Licht und Schatten, der dann entsteht, wenn in einen verhältnismäßig
großen geschlossenen Raum durch eine vergleichsweise kleine Dffnung ein starkes
konzentriertes Licht einfällt, das eine verhältnismäßig kleine Stelle stark be-
leuchtet und die übrigen Teile im Zauber des Halbdunkels läßt. Es ist also der
Gegensatz zu einem diffusen Licht, das durch eine größere Lichtöffnung einen be-
stimmten Raum gleichmäßig beleuchtet.

Die künstlerische Wirkung des Helldunkels war gewiß vor der holländischen
Schule, vor Rembrandt, dem größten Meister derselben, auch schon bekannt.
Namentlich Correggio und die Caravaggisten haben es nicht ohne Glück an-
gewandt, und es ist kaum daran zu zweifeln, daß es via Elzheimer und durch die
holländischen Schüler des Caravaggio nach Holland gebracht worden ist. Rem-
brandt war aber der erste, der es sozusagen zum Prinzip erhoben und zur höchsten
Vollendung gebracht hat. Er hat die feinsten malerischen Wirkungen des Lichtes
auf die Leinwand zu zaubern gewußt und in Verbindung mit seinem wunderbar
entwickelten Sinn für Kolorit und atmosphärische Perspektive, vor allem mit
seiner unübertroffenen Fähigkeit, die inneren Bewegungen der menschlichen Seele
zum Ausdruck zu bringen, die höchste Blüte der holländischen Malerei herbei-
geführt.

Rembrandts Einfluß auf seine Zeitgenossen war nicht gering. Man teilt
die holländische Kunst in eine vor-Rembrandt'sche Periode ein, und eine zweite, die
unter Rembrandts Einfluß steht. Letztere umfaßt beinahe alle großen Meister mit
Ausnahme des — einer früheren Generation angehörigen — Frans Hals. Nicht
nur die direkten Schüler Rembrandts, die bei ihm in der Lehre waren oder seinem
persönlichen Einfluß unterworfen gewesen sind, sondern auch Meister, von denen
dies weder nachweisbar, noch überhaupt anzunehmen ist, haben das Prinzip des
Helldunkels mit dem größten Erfolge angewandt. Diese Anwendung beschränkte
sich nicht auf die Darstellung in Innenräumen allein. Auch in der Landschafts-
malerei erkannte man sehr bald die malerischen Reize, die ein durch eine Wolken-
decke hervordringender Sonnenstrahl oder das durch ein dichtes Blätterdach ein-
fallende Licht zuwege bringt. Jakob Ruisdael, Johann van de
Capelle und AelbertCunp sind ebensogroße Meister des Helldunkels ge-
worden, wie die O st a d e's, Pieter de Hooch und der Delfter
V e r m e e r.

Man würde der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts nicht im vollen
Umfang ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung gerecht werden, wenn man bei ihrer
Betrachtung die Kupferstiche außer acht ließe. Sowohl als Stecher, als

auch als Radierer haben die Meister dieser Schule Unübertroffenes geleistet.
Wiederum ist es Rembrandt, dessen Name vor allen genannt werden muß, und
zwar wegen seiner vollkommenen Beherrschung der Technik, seiner Vielseitigkeit
und Produktivität und wegen aller jener Eigenschaften, durch die er auch als
Maler zu den Allerersten der Welt gehort. Sein „Hundertguldenblatt", sein
,,N(x-« Iioiun in die Breite", seine „Landschaft mit den drei Bäumen", viele seiner
Bildnisse sind Gemälde in Druckerschwärze, die den Meisterwerken in Ölfarbe,
wie die „Staalmeesters" oder „Iakobs Segen", in keiner künstlerischen Beziehung
nachstehen.

Eine letzte Seite der holländischen Kunst, deren Tragweite freilich an die
bisher skizzierten nicht heranreicht, deren kulturgeschichtliche Bedeutung gleich-
wohl nicht unterschätzt werden darf, ist die sachliche, d. h. die Produkte der Kunst
vom Standpunkt der Darstellung aus gesehen, und nicht von der Art und der
Qualität der Darstellung.

Die Erzeugnisse der holländischen Kunst gewähren uns einen Einblick in das
Leben und Treiben eines kleinen Kulturvolkes zur Zeit seiner höchsten Blüte.
Sie tun es in einer Vielseitigkeit, die von keiner anderen Kunst, bei keinem andern
Volk erreicht, geschweige denn übertroffen wird. Sie stellt uns jede Beschäftigung
zu Land und zu Wasser, im Haus und im Freien, im Sommer und Winter, in
Krieg und Frieden, in Kirche und Staat mit einer Treue vor's Auge, welche
die eines geschriebenen Wortes bei weitem übertrifft. Sie überliefert uns die
Züge unserer Fürsten, Staatsmänner, Generäle und Admiräle, Gelehrten und
Denker nicht nur in seltener Vollständigkeit, sondern auch in unübertroffener
Realität. Die Kunst begleitet die holländischen Segler und Entdecker in alle
Weltgegenden; sie liefert ihnen die nötigen Karten der entferntesten Länder und
sie übermittelt uns die älteste Kunde aus dem eiskalten Norden und den Tropen,
aus Newyork und Brasilien, wie vom Kap und aus Indien, kurz von überall her,
wo damals die holländische Flagge wehte.

Um's Jahr 1700 fand die führende Rolle der holländischen Kunst ihr Ende.
Holland war voll, überfüllt mit hervorragenden Kunstwerken aus der Blütezeit.
Für neue Produktion war kein Absatz. Die Kunst schlief ein. Sie erwachte erst
wieder in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die Namen von
Johannes Bosboom, Josef Israels, Anton Mauve und der Brüder Maris ge-
hören zu den am meisten gepriesenen und zu den am höchsten bezahlten ihrer
Zeit. Liegt es schon in unserer Befugnis, über die kulturgeschichtliche Stellung
dieser unserer älteren Zeitgenossen zu reden und über sie zu urteilen? Nach
meiner Ansicht kaum. Sie stehen uns noch zu nahe, um uns die richtige Per-
spektive für eine wahrheitsgemäße Betrachtung zu erlauben. Wir freuen uns
über ihren Besitz und über ihre Werke; wir sind stolz darauf, daß sie unserem Volke
angehören, und daß sie dem holländischen Namen neuen Ruhm verschafft haben.
Über ihre Stellung in der Kunstgeschichte zu reden, überlassen wir getrost der

Zukunft. Kein Urteil wird von der Nachwelt so unnachsichtig umgestoßen, wie das eines Zeitgenossen über die Berühmtheiten seiner Zeit.

Hiermit habe ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, einige kurze Andeutungen über das Thema skizziert, das Sie mir gestellt haben. Auf Vollständigkeit machen sie natürlich keinen Anspruch, ebensowenig auf Originalität. Ich bitte Sie und die Leser Ihrer Zeitschrift, meine Skizze so hinzunehmen, wie sie gedacht war, und zwar als flüchtige Gedanken eines Ferienreisendcn.

Interlaken, Ende Juli 1913.

Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

Corn. Hofstede de Groot.

Professor Hugo de Vries:

Die Begründung der Biologie in Holland.

Leeuwenhoek und Swammerdam.

Johannes Swammerdam und Antonn van Leeuwenhoek sind die Begründer der heutigen biologischen Wissenschaft. Sie lebten in jenem großen Zeitalter, in welchem die Niederlande an die Spitze der gesamten KMurentwicklung traten. Im Krieg mit Spanien war die eigene Freiheit erfochten worden, und als die edelsten Früchte des Sieges erwuchsen auf unserem Boden das freie Denken und die freie Forschung. Die wichtigsten Waffen in der Ausbildung der menschlichen Kenntnisse, das Teleskop und das Mikroskop, waren am Schluß des sechzehnten und im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf niederländischem Boden ent« deckt worden, und der Name der Gebrüder Ianssens in Middelburg wird für immer mit dem Aufstieg der bedeutendsten Richtungen im naturwissenschaftlichen Studium verbunden bleiben. Anfangs fand das Mikroskop im Auslande nur geringe Anerkennung, und nur wenige Gelehrte nahmen es bei ihren Studien zur Hilfe. Eigentlich nur den Namen von Malpighi in Italien und von Nehemiah Grew in England begegnen wir auf diesem Gebiete, bis Swammerdam und Leeuwenhoek dem Mikroskop — nahezu gleichzeitig — zu einem ganz unerwarteten Erfolge verhalfen. Swammerdam enthüllte seinen Zeitgenossen die Geheimnisse der inneren Struktur der höheren und niederen Tiere, und er studierte namentlich die Insekten in allen Phasen ihrer Entwickelung. Eine ganz neue Auffassung des Baues und des Lebens der uns umgebenden Tierwelt entwickelte sich unter seinen Händen, und überall erwachte das Interesse an Vorgängen, von

denen man früher nicht die geringste Ahnung hatte. Noch mehr aber revolu-
tionierte es die Wissenschaft, als Leeuwenhoek ihr die Eristenz einer großen und
formenreichen Lebewelt erschloß, welche nur mit dem Mikroskope gesehen werden
konnte. Er wurde dadurch zum Begründer jenes Forschungsgebieteo, welches
später namentlich durch Ehrenberg und durch den Verfasser jener so mächtig
anregenden Schrift „Die Macht des Kleinsten in der Natur", unseres Lands-
manns Paul Harting, weiter ausgebaut wurde, und welches nunmehr einen
großen Teil der Forscher sowohl auf botanischem, als auch auf zoologischem Ge-
biete intensiv beschäftigt. Er war der Bahnbrecher jener Richtung, welche in
der Neuzeit durch die Untersuchungen von Pasteur und K o ch so tief in die
verschiedensten Zweige der Medizin und der Industrie eingegriffen und gleich-
zeitig das Feld der wahren Naturphilosophie fast ins Unendliche ausgedehnt hat.
Swammerdam und Leeuwenhoek fanden ein nahezu völlig jungfräuliches,
unbearbeitetes Feld vor sich. Der erstere hatte die Instrumente und Hilfs-
mittel, die Handgriffe und Methoden zu konstruieren, welche ihm die Erforschung
des inneren Baues, sogar ganz kleiner Insekten, ermöglichen sollten. Manche
von ihm konstruierte Apparate und Kunstgriffe bilden noch jetzt die Grundlage
unserer anatomischen Technik. Leeuwenhoek widmete sich zu allererst der prak-
tischen Verbesserung des Mikroskopes, indem er selbst seine Linsen schliff und sie
in der vorteilhaftesten Weise zusammenstellte. Er übertraf in seiner technischen
Fertigkest seine Vorgänger und Zeitgenossen um Haupteslänge und konnte da-
durch ganze Gruppen von Organismen und Erscheinungen entdecken, welche bis
dahin unbekannt geblieben waren. Die innere Struktur der höheren Pflanzen
und Tiere war ihm dabei nur Nebensache, aber die wunderbare Welt der dem
unbewaffneten Auge unsichtbaren Lebewesen fesselte ihn gewaltig. Infusorien
und Rotatorien, Rhizopoden und Amoeben, Diatomeen und Desmidieen, und
namentlich jene merkwürdige Gruppe der Flagellaten, in der sich die Grenzen des
Pflanzen- und Tierreiches zu verwischen scheinen, wurden von ihm entdeckt.
Eine der sonderbarsten Formen — der in freien Kolonien herumschwimmende
Volvox — wurde von ihm dem Tierreich, von späteren Forschern aber dem
Pflanzenreich zugerechnet. Eine andere, weit verbreitete Art, die Nu^leim,
wird noch jetzt bisweilen als Pflanze und von einigen als Tier betrachtet.
In ihren Methoden folgten Swammerdam und Leeuwenhoek durchaus ver-
schiedenen Prinzipien. Der eine war von Haus aus ein Gelehrter, der andere
war ungefähr das, was man damals ein naturn« eurin»u» nannte. Swammer-
dam war ein Nachfolger von Descartes und wandte dessen scharfsinnige Methoden
des logischen Denkens und der von diesem geleiteten empirischen Forschung, wo es
nur irgend anging, an. Leeuweuhoek freute sich seiner fast täglich sich einstellenden
neuen Entdeckungen, und er suchte diese zur Lösung der schwebenden philosophischen
Fragen und namentlich im Interesse der Evolutionstheorie zu verwerten. Damals
trat auf philosophischem Gebiete die Frage nach dem Ursprung des Lebens in den

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

Die Begründung der Biologie in Holland Hugo de Vries
denen man früher nicht die geringste Ahnung hatte. Noch mehr aber revolu-
tionierte es die Wissenschaft, als Leeuwenhoek ihr die Eristenz einer großen und
formenreichen Lebewelt erschloß, welche nur mit dem Mikroskope gesehen werden
konnte. Er wurde dadurch zum Begründer jenes Forschungsgebieteo, welches
später namentlich durch Ehrenberg und durch den Verfasser jener so mächtig

anregenden Schrift „Die Macht des Kleinsten in der Natur", unseres Lands-
manns Paul Harting, weiter ausgebaut wurde, und welches nunmehr einen
großen Teil der Forscher sowohl auf botanischem, als auch auf zoologischem Ge-
biete intensiv beschäftigt. Er war der Bahnbrecher jener Richtung, welche in
der Neuzeit durch die Untersuchungen von Pasteur und K o ch so tief in die
verschiedensten Zweige der Medizin und der Industrie eingegriffen und gleich-
zeitig das Feld der wahren Naturphilosophie fast ins Unendliche ausgedehnt hat.
Swammerdam und Leeuwenhoek fanden ein nahezu völlig jungfräuliches,
unbearbeitetes Feld vor sich. Der erstere hatte die Instrumente und Hilfs-
mittel, die Handgriffe und Methoden zu konstruieren, welche ihm die Erforschung
des inneren Baues, sogar ganz kleiner Insekten, ermöglichen sollten. Manche
von ihm konstruierte Apparate und Kunstgriffe bilden noch jetzt die Grundlage
unserer anatomischen Technik. Leeuwenhoek widmete sich zu allererst der prak-
tischen Verbesserung des Mikroskopes, indem er selbst seine Linsen schliff und sie
in der vorteilhaftesten Weise zusammenstellte. Er übertraf in seiner technischen
Fertigkest seine Vorgänger und Zeitgenossen um Haupteslänge und konnte da-
durch ganze Gruppen von Organismen und Erscheinungen entdecken, welche bis
dahin unbekannt geblieben waren. Die innere Struktur der höheren Pflanzen
und Tiere war ihm dabei nur Nebensache, aber die wunderbare Welt der dem
unbewaffneten Auge unsichtbaren Lebewesen fesselte ihn gewaltig. Infusorien
und Rotatorien, Rhizopoden und Amoeben, Diatomeen und Desmidieen, und
namentlich jene merkwürdige Gruppe der Flagellaten, in der sich die Grenzen des
Pflanzen- und Tierreiches zu verwischen scheinen, wurden von ihm entdeckt.
Eine der sonderbarsten Formen — der in freien Kolonien herumschwimmende
Volvox — wurde von ihm dem Tierreich, von späteren Forschern aber dem
Pflanzenreich zugerechnet. Eine andere, weit verbreitete Art, die Nu^leim,
wird noch jetzt bisweilen als Pflanze und von einigen als Tier betrachtet.
In ihren Methoden folgten Swammerdam und Leeuwenhoek durchaus ver-
schiedenen Prinzipien. Der eine war von Haus aus ein Gelehrter, der andere
war ungefähr das, was man damals ein naturn« eurin»u» nannte. Swammer-
dam war ein Nachfolger von Descartes und wandte dessen scharfsinnige Methoden
des logischen Denkens und der von diesem geleiteten empirischen Forschung, wo es
nur irgend anging, an. Leeuweuhoek freute sich seiner fast täglich sich einstellenden
neuen Entdeckungen, und er suchte diese zur Lösung der schwebenden philosophischen
Fragen und namentlich im Interesse der Evolutionstheorie zu verwerten. Damals
trat auf philosophischem Gebiete die Frage nach dem Ursprung des Lebens in den

Vordergrund. Leeuwenhoek suchte sie für seine mikroskopischen Organismen auf
Grund der Erfahrung zu beantworten, indem er ihre Lebensgeschichte vom Anfang
bis zum Ende verfolgte. Er zeigte aufs klarste, daß auf diesem ganzen Gebiete
das Leben nicht von selbst entsteht, sondern daß es stets aus Keimen hervorgebt,
welche von Wesen gleicher Art hervorgebracht wurden. Der Satz: ourne vivum
l"x vivn fand in ihm einen seiner kräftigsten und erfolgreichsten Verteidiger.
Swammerdam bemühte sich stets, die von ihm entdeckten Tatsachen untereinander
zu verbinden und aus ihnen auf dem Wege der Induktion neue und allgemeine
Wahrheiten abzuleiten. Er arbeitete damit kräftig an dem methodologischen Auf-
bau der Wissenschaft. Die leitenden Gedanken dieser Forschungsrichtung hat er
in einer Nachschrift zu seinem berühmten Buche „Hi»tori» natural!» in»eo
tni'uiu" 1669) niedergelegt. Dieser Zusatz führt den Titel „Nachschrift für den
nach Wahrheit suchenden Leser" und betont, daß die objektive Beobachtung
zwar die Grundlage unserer Erkenntnis ist, daß aber mittels der Vernunft aus
den sichtbaren Phänomenen die unsichtbaren erschlossen werden müssen. Diese
heute Jedem geläufige Ansicht war damals zwar nicht ganz neu, brach sich aber
nur mit Mühe Bahn, und Swammerdam gebührt jedenfalls der Ruhmestitel,
kräftig daran mitgearbeitet zu haben. Manche, damals noch herrschenden falsche
Vorstellungen wurden von ihm als solche nachgewiesen und durch richtigere Auf-
fassungen ersetzt, darunter auch solche, noch von Aristoteles herrührende Mei-
nungen, wie z. B. jene über die Metamorphose der Organismen.

Swammerdam war im Februar 163? zu Amsterdam geboren, studierte in
Leiden und promovierte dort im Jahre 1667 in der medizinischen Fakultät. Seine
Dissertation behandelte die Atmungsorgane des Menschen, wie denn überhaupt
die Anatomie des Menschen und der höheren Tiere, namentlich der Fische, da-
mals den Hauptgegenstand seines Interesses bildete. Zwei Jahre später erschien
seine bereits erwähnte Naturgeschichte der Insekten, nahezu gleichzeitig mit jener
anderen grundlegenden Arbeit über das Leben und den Bau dieser Tiere: Mal-
pighi's „Studium der Bienen". Erst viel später erschien seine Arbeit über die
Eintagsfliege, die später nach ihm genannte Nplimnera ^wliminerdamiuiunu
(1675). Wenige Jahre später starb er nach längerer Krankheit, als er kaum
das 43. Lebensjahr erreicht hatte (Febr. 1680). Seine ganze Arbeitszeit umfaßt
also nicht viel mehr als zehn Jahre.

Seinem Zeitgenossen Leeuwenhoek (geboren 1632 zu Delft) ging die gelehrte
Erziehung eigentlich ab. Er lebte in Delft und arbeitete sich dort selbst seine
Methoden aus. Obgleich fünf Jahre älter als Swammerdam, fing er seine
eigentliche wissenschaftliche Tätigkeit erst zu einer Zeit an, als jener infolge
mentaler Störungen kaum mehr ernstlich forschen konnte. Er teilte seine ersten
Entdeckungen im Jahre 1673 der Nnvul 8ncietv mit, und er hat bis zu seinem
86. Lebensjahre unermüdlich daran gearbeitet, neue Funde zu machen, und diese
in Briefen an die genannte Gesellschaft, sowie an verschiedene Fachgenossen zu

beschreiben. Der wesentlichste Teil dieser Briefe wurde später unter dem Titel „.^rcaull nnturne" veröffentlicht.
Beide Männer benutzten für ihre Mitteilungen ausschließlich ihre Mutter-
sprache. Für die ausländische Korrespondenz wurden diese dann ins Lateinische übersetzt. Leeuwenhoek's Entdeckungen erwarben sich gar bald vielseitige Aner-
kennung, obgleich es an Widerspruch und Zweifeln nicht fehlte. Zwanzig Jahre nach seiner ersten Veröffentlichung klagte er noch darüber, daß seine Entdeckungen mehrfach abgelehnt wurden. Ihm stand im Wege, daß kein anderer Forscher so ausgezeichnete Linsen wie er herstellen konnte, und daß viele somit auch beim besten Willen nicht sehen konnten, was er beobachtet hatte. Dafür sicherte ihm dieser Umstand eine gewisse Alleinherrschaft, welche die Quelle seiner Entdeckungen — sozusagen fortwährend — nur für ihn offen hielt. Swammerdam's Arbeiten kamen erst längere Zeit nach seinem Tode zu gebührender Geltung. Unser be-
rühmter Landsmann Boerhaave widmete ihm eine ausführliche Biographie und sammelte seine zerstreuten Schriften in ein einziges großes Werk, welches er unter dem Namen „Li^d^I ä?r Xntuur" etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode Swammerdam's veröffentlichte. Eine lateinische Übersetzung, die von Gaudius besorgt wurde, sicherte dann dieser Ausgabe den wohlverdienten Ruhm. Sie zeigte dem Auslande, welch großer Schatz von wichtigen Tatsachen und schönen Untersuchungsmethoden während so langer Zeit unbekannt geblieben war, und das Buch erweckte die damals noch schlafende Wissenschaft der Anatomie zu neuem Leben.
Die biologische Wissenschaft hat in unserm Vaterlande das Andenken ihrer beiden Begründer stets hochgehalten. Einerseits dadurch, daß wir auf den von ihnen eröffneten Wegen weiter gebaut haben, andererseits durch die Stiftung von Medaillen, welche ihre Namen tragen und von Zeit zu Zeit den hervor-
ragendsten unter ihren Fachgenossen zuerkannt werden. Die Leeuwenhoek« Medaille wird von der Königl. Akademie der Wissenschaften, die Swammerdam-
Medaille von der Gesellschaft für „^lltuur-tteuee»- en 2>eIKunäe" zu Amster-
dam verliehen. Diese in längeren Zwischenräumen wiederkehrende Huldigung vereinigt Landsleute und Ausländer in gemeinschaftlicher Verehrung gegen unsere beiden großen Vorgänger.

Ihr. Dr. B. de Iong van Beet en Dont.
Ministerialrat im Justizministerium:
Die Friedensbewegung in den Niederlanden.

Die Sondernummer von „Nord und Süd", die anläßlich der Einweihung des Friedenspalastes im Haag herausgegeben wird, legt den Gedanken nahe, über die Entwickelung der Friedensbewegung in Holland einige Worte zu sagen. Die Niederlande sind in die Friedensbewegung recht eigentlich erst eingetreten, als die beiden Schiedsgerichtskonferenzen im Haag unser Land zum Mittelpunkte der internationalen Rechtsorganisation erhoben haben. Die Holländer sind nicht kriegerisch gesinnt. Der Militarismus hat bei uns keine Heimstätte. Das Militär als solches genießt hier keine bevorzugte gesellschaftliche Stellung. Der Niederländer erfüllt jedoch seine militärischen Pflichten, weil und wofern er sie für notwendig erachtet. Die Bestrebungen des Kriegsministers Eolijn, das niederländische Heer mit einem neuen Geist zu erfüllen, finden freilich einen günstigen Nährboden, aber nur, weil auch ein Teil unseres Volkes in einer gewissen Unruhe wegen eines möglichen paneuropäischen Krieges lebt.

Für die Friedensbewegung fehlte es, ungeachtet der eifrigen Bemühungen des Dr. Baart de la Faille (des niederländischen Mitgliedes im Berner internationalen Friedensbureau), in Holland an Boden. Der Glaube an die Realisierbarkeit pazifistischer Ideale war hier recht mangelhaft ausgebildet. Erst die beiden Haager Konferenzen haben den Holländern die Angen geöffnet, daß es am Ende doch Mittel geben könnte „pour 1e ruaiutieu üe la pnix ^usralk".

An Spott und Hohn fehlte es anfänglich hier so wenig wie anderwärts. Als man aber in Holland sah, daß ernste Männer von wissenschaftlichem Rang, wie Renault, Lammasch, Zorn, Asser n. v. A., denen man keinen Utopismus zutrauen konnte, mit Hingebung und Begeisterung an die Aufgabe gingen, eine auf das Recht gegründete internationale Organisation zu schaffen, horchten auch die behutsamen Holländer auf. Man begann hier einzusehen, daß dem „Werke vom Haag" doch eine große Zukunft bevorstehe. Als gute Patrioten sagten sich nunmehr die Holländer, daß es für unser Land von unschätzbarem Werte sein müßte, wenn der Weltschiedsgerichtshof im Haag seine umfassende Wirkung allüberall auszuüben vermöchte. Und so taten sich holländische Männer aller Parteirichtungen zusammen, um das „Werk vom Haag" nach Kräften zu fördern.

Die niederländischen Pazifisten begannen jetzt, gerade aus ihrem starken Nationalempfinden heraus, die internationale Bewegung in jeder Form zu unterstützen. Von Hause aus frei von allem Chauvinismus, liebt der Holländer sein Vaterland wie nur irgend einer. Aber neben nationalem Selbstbewußtsein ist für internationale Gerechtigkeit reichlich Platz vorhanden. Zu den Pionieren dieser

in den Niederlanden B. de Iong van Beek en Denk
neuen pazifistischen Richtung in Holland gehört der Leidener Professor Mr. C. van Vollenhoven (der zum holländischen Sonderheft von „Nord und Süd" ebenfalls einen Beitrag beigesteuert hat). In seiner Schrift „äe Nenäraent, vau Ket I^anä" schrieb er den bemerkenswerten Satz nieder: „Nur dann verspricht die Blüte Hollands Früchte, wenn unsere Freude an dieser Blüte sich die beifällige Zustimmung der ganzen Welt zu erwerben vermag." Er feuert seine Landsleute an, sich diese wunderbare Gelegenheit, der ganzen Menschheit zu dienen, nicht entschlüpfen zu lassen.

Ein besonders glücklicher Umstand für die Niederlande war es, daß in ihrer Mitte ein Mann wie der jüngst verstorbene ehemalige Staatsminister T. M. C. Asser heranwuchs, der seit einem halben Jahrhundert für die Entwickelung des internationalen Rechtes unermüdlich tätig war. Asser war der prädestinierte Mann für die seit dem denkwürdigen Jahre 1899 mächtig einsetzende Schiedsgerichtsbewegung. Das Hinscheiden dieses großen Gelehrten und edlen Menschen unmittelbar vor der Eröffnung des Friedenspalastes wirft auch seinen Schatten auf diese Feierlichkeit, die unter Teilnahme der Königin, des Staatsministeriums und des ganzen diplomatischen Korps am 28. August erfolgen soll. Das Beispiel Assers, dessen Scharfsinn und Takt es nicht zuletzt zu danken sein dürfte, daß die Einigung der Mächte über die Grund-züge eines internationalen Privatrechts erfolgt ist, spornte auch die Bürger unseres Landes an, sich dem großen Zuge der internationalen Bewegung anzu-schließen. Hat doch schon Jahrhunderte vor Asser ein anderer großer Holländer, der Delfter Hugo de Groot (Grotius), die Grundlagen des Völkerrechts ge-schaffen !

Der Niederländer ist langsam und bedächtig; er ist für Neuerungen nickt leicht empfänglich. Hat er sich aber vom guten Rechte einer Sache fest über-zeugt, dann hängt er ihr auch mit unbegrenzter Treue an. Beharrlichkeit und Hingebung sind kennzeichnende Merkmale der niederländischen Volksseele. Diese Etammeszüge bekunden die Niederländer auch in der Friedensbewegung, in die sie vergleichsweise spät eingetreten sind! In Holland wurde dieses Jahr nach dem Vorbilde anderer Länder ein pazifistisches Preisausschreiben für die Jugend veranstaltet. Es meldeten sich nicht weniger als 70 Lehrer von privaten und öffentlichen Schulen, welche ihre uneigennützige Mitarbeit zusagten. Die ein-gesandten 223 Aufsätze zeigen, wie tiefe Wurzeln die Friedensbewegung auch innerhalb der holländischen Jugend in den letzten Jahren geschlagen hat.

Der diesjährige Friedenskongreß (der 20. Weltfriedenskongreß) fand im Haag statt. Auch die interparlamentarische Union wird im Anschluß an die Er-öffnung des Friedenspalastes im Haag tagen. Die Regierung als solche nimmt freilich am Weltfriedenskongreß offiziell keinen Anteil, aber die erforderlichen, ziemlich hohen Repräsentationskosten sind durch freiwillige Beiträge im Lande

aufgebracht worden. Auf unseren Aufruf zum Beitritt haben sich sogleich 400 Holländer gemeldet.

Die Friedenspropaganda trägt indes in Holland einen durchaus ruhigen Charakter. Übertreibungen scheuen wir. Da wir zudem keinen eigentlichen Militarismus haben, so fehlt der Gegenstoß. Der niederländische Verband „V,e6e iloor Neckt" setzt sich vielmehr aus meist sehr gemäßigten Elementen zusammen. Eine spezielle Frauenbewegung für den Frieden kennen wir hier um so weniger, als die Frau, wenngleich das Frauenstimmrecht noch nicht erreicht ist, bei uns auf vollständig paritätischem Fuße mit dem Manne zusammenarbeitet.

Und so dürften sich die geladenen Gäste, die zur Eröffnungsfeier des Friedenspalastes sich im Haag am 28. August zusammenfinden werden, davon überzeugen, daß die vierzehn Jahre, die seit 1899 (der ersten Haager Friedenskonferenz) verflossen sind, genügt haben, auch das zögernde Holland für die Friedensbewegung zu gewinnen. Wir sehen im Friedenspalast ein Symbol gemeinsamen Strebens aller Kulturvölker zur Herstellung eines endgültigen Rechtszustandes unter den Nationen. Hunderte der Besten unseres Volkes sind bereit, ihre besten Kräfte für die Förderung dieser Ideale einzusetzen. Carnegies großzügige Stiftung wird im Gedenken der Mit- und Nachwelt fortleben.

Prof. vr. Ludwig Stein:

Das soziale Gleichgewicht.

Das soziale Gleichgewicht ist nur dann gewährleistet, wenn alles Plötzliche, Gewaltsame, Unvorbereitete vermieden wird. Jede soziologische Untersuchung, welche die Theorie vom sozialen Gleichgewicht verficht, geht von der Grundvoraussetzung aus, daß die Geschichte ebensowenig Sprünge liebe, wie die Natur selbst (nntuill nnu tncit »altu», ne »ocieta» quiseui). Alle jene sozialen Forderungen, in denen sich die sozialpolitisch Einsichtigen von links und rechts begegnen, sollen sich auf dem Boden des Rechtsstaates stufen- und schrittweise verwirklichen.

Jede Gewaltsamkeit, vollends jedes soziale Siebenmeilentempo, würde das soziale Gleichgewicht empfindlich stören. Der differenzierte Kulturmensch von heute, der mimosenhaft empfindlich und reizbar ist, so daß er die kleinste Verletzung durch eine abschätzige Geste als tödliche Beleidigung ansieht, kann ohne Rechtssystem nicht eine Minute leben. Ohne jene erzwingbare Gewalt, wie sie unseren Rechtssystemen innewohnt, verfielen wir, wie ich in meinem Werke „Der soziale Optimismus" dargetan habe, sogleich in ein wirtschaftliches Chaos, in ein soziales

Tohuwabohu. Daß unsere Sozialdemokratie sich als Partei organisieren und politische Macht erobern konnte, verdankt sie dem Umstande, daß sie sich der Segnungen eines streng gefügten Rechtsstaates erfreut.
Wir leben der Überzeugung, daß es nicht Gesetze sind, welche Weltanschauungen schaffen, sondern umgekehrt, Weltanschauungen, die ein bestimmtes Recht aus sich heraustreiben. So ist unser „bürgerliches Gesetzbuch" schon der Niederschlag jener sozialisierenden Tendenz, die heute unser ganzes öffentliches Leben zu beherrschen beginnt. Wollen wir also im Interesse des sozialen Friedens ein sozialisiertes Recht schaffen, so muß vorerst die Weltanschauung der führenden Klassen, der geistigen Elite von Grund aus umgestaltet werden, und vor dieser Aufgabe stehen wir augenblicklich. Die „Fabier" in England, die „Ethiker" in Deutschland, die „Kathedersozialisten" auf den Lehrstühlen, die „Halbsozialisten" in den Redaktionen hämmern und zimmern seit zwei Jahrzehnten unterirdisch, aber emsig am gemeinsamen Ausbau einer solchen Weltanschauung. Allen diesen Freischärlern fehlt der Zusammenschluß, die bewußte und planmäßige Organisation, wie die Sozialdemokratie sie in vorbildlicher Hingebung und Opferfreudigkeit besitzt. Das unkräftige Lavieren hat sich als verhängnisvoll erwiesen. Es ist an der Zeit, offen Farbe zu bekennen und sich unter einem gemeinsamen Banner zu versammeln.
Wir sind grundsätzliche Evolutionisten und glauben an die Vervollkommnungsfähigkeit, an den stufenweisen Aufstieg des Menschengeschlechts zum Besseren, sonst würden wir tatenlos die Hände in den Schoß fallen lassen und mit mohammedanischem Fatalismus auch den sozialen Fragen gegenüber nur ein Wort zur Verfügung haben: Kismet! Und wohin dieses „Kismet" geführt hat, zeigt der völlige Zusammenbruch der Türkei und des ganzen orientalischen Kultursystems.
Wie wir in unserem Körperbau beschleunigende und hemmende Fasern zur Regulierung unseres biologisch-chemischen Gleichgewichts haben, so braucht jeder politische Körper treibende und hemmende Elemente, vorwärtsschiebende und bremsende Richtungen, sonst wäre das politische Gleichgewicht gestört. Politische Parteien sind Bremsvorrichtungen gegen alles Uferlose und Phantastische der Persönlichen Willkür, ähnlich wie kirchliche Dogmen Hemmungsapparate religiöser Willkür bilden. In Natur und Geist besitzt eben alles seinen Hemmungsapparat, der die Bewegung reguliert. Die physikalische Hemmung heißt: Attraktion; die physiologische: Kontraktibilität (Zusammenziehung bei drohender Gefahr). Die Herstellung des Gleichgewichts in Natur und Geist ist eben der letzte Sinn des Weltprozesses, wie dies Herbert Spencer am tiefsten erfaßt und als Grundgesetz des Weltgeschehens erwiesen hat. Der physikalische Ausdruck dieses Naturstrebens Oouatu«, uppetitu», impetu», tenclauce) heißt: Parallelogramm der Kräfte. Wie die Aufmerksamkeit ein logischer Regulator ist, so ist das Gewissen der moralische, das Dogma der religiöse, Verfassung und

Rechtsgesetz sind der staatliche, das Parteiprogramm endlich ist der politische Regulator des sozialen Gleichgewichts. Jedes Gemeinwesen braucht beschleunigende und hemmende Elemente, wie jeder menschliche Körper schon seine beschleunigenden und hemmenden Fasersysteme hat. Im Gemeinwesen sind deshalb die jugendkräftigen Elemente meist vorwärtstreibende, fortschrittliche Faktoren, während die ältere Generation vorsichtig zu bremsen und vor allzu lebhaftem Fortschrittstempo zu warnen pflegt.

In Wirklichkeit steht indes weder das Greisenalter noch die Jugend auf der Vollhöhe der Urteilsfähigkeit, wohl aber die „mittlere Linie" zwischen ihnen: das Mannesalter. Die Jugend weiß in der Regel noch nicht, das Alter nicht mehr, das richtige Maß einzuhalten. Genau so verhält es sich mit den politischen Parteien. Die greisenhaft Beharrlichen klammern sich krampfhaft an das Bestehende oder Vergangene, die jugendlich Übermütigen suchen in tollem Neuerungskitzel die Zukunft in die Gegenwart hineinzustampfen, das Kommende ungeduldig und vorzeitig zu zwingen, sich in Gegenwart zu verwandeln. Jene suchen Leichname einzubalsamieren, diese Embryone durch gewaltsame Frühgeburt zum Dasein zu zwingen. Dort die Fäulnis der Morbidität, hier die des Gärungsprozessee.

Das reife Mannesalter sucht hingegen auszugleichen, wettzumachen, den wilden Sturmschritt der einen so genau zu dämpfen wie das kraftlose Nachhinken der anderen anzutreiben.

Daß es in jedem Gemeinwesen, von der Gemeinde angefangen bis hinauf ;um Staat, konservative Parteien als Schutzwehr und Hemmungsvorrichtung gegen jugendliches Ungestüm und fortschrittlichen Übereifer geben müsse, wird das reife Mannesalter zuallerletzt verkennen dürfen. Hemmungsmotive sind allüberall Regulatoren der Ordnung. Und da es uns allesamt darum zu tun ist, in den sozialen Beziehungen der zu einem Staate verbundenen Bürger, insbesondere bei der Herstellung eines Gleichgewichts von Produktion und Konsumtion Ordnung zu schaffen, so wird man das soziologische Daseinsrecht von hemmenden politischen Faktoren nicht in Abrede stellen können. Jeder Hemmungsapparat wirkt wohltätig, wenn und insofern er der Regulierung des Gleichgewichts der Bewegung dient. Verhängnisvoll wird der Hemmungsapparat erst in dem Augenblick, da er nicht mehr normal funktioniert, wenn er nämlich nur noch hemmt, und gar nicht mehr die Bewegung reguliert. Bremsen dienen der Herstellung der Gleichgewichtslage, nicht aber dem Zweck, die Bewegung ganz zum Stillstand zu bringen. Es ist gut, daß sich in jedem Eisenbahncoups eine Carpenterbremse befindet, die im Falle der Not den Zug für eine kurze Weile, bis die Not gehoben wird, zum Stillstand bringen kann. Aber wenn die Carpenterbremse unbeweglick' bleibt, schlecht funktioniert und der Zug gar nicht mehr in Bewegung gesetzt werden kann, so ist der angestiftete Schaden größer, als der Eventualnutzen, um dessentwillen sie angebracht worden ist.

Konservative Parteien, der Beschleunigung entgegenwirkende. Maß und

Tempo der sozialen Bewegung regulierende Faktoren braucht man im Haushalte des menschlichen Znsammenlebens. Nur muß die politisch wertvolle Bremse auch richtig funktionieren, d. h. nicht bloß hemmen. Der Zug unseres westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems darf durch die konservativen Parteien zwar im Tempo gedämpft, aber nicht im Prinzip zum Stillstand gebracht werden, sonst verlieren sie ihr soziologisches Eristenzrecht, weil sie alsdann das soziale Gleichgewicht nicht etwa herstellen, sondern im Gegenteil empfindlich stören. Man überdenke die Folgen für den menschlichen Organismus, wenn seine Hemmungszentren die Übermacht gewinnen und Atmung, Verdauung, Sekretion, Geh- und Sprechbewegung nur noch hemmen. Die unausweichliche Folge solcher Hypertrophie der Hemmungsapparate wäre der Tod des Menschen, und genau so bedeutet das ausschließliche Vorwalten der hemmenden Faktoren im Staat, die Vorherrschaft ultrakonservativer Parteien, den Tod der menschlichen Gesellschaft.
Man werfe uns nicht ein, auch die mittelalterliche Gesellschaft, deren sozialer Regulator die Kirche war, habe ja gelebt, ja sogar einen besonderen Kulturtypus, die mittelalterliche Kultur, aus sich heraus erzeugt. Auch hier geben wir die Tatsache zu, weichen aber in ihrer Deutung von den konservativen und christlich-sozialen Parteien erheblich ab. Wir behaupten: das Maschinenzeitalter hat einen Menschentypus geschaffen, dem wir mit jenen sozialen Bindungen, welche die mittelalterliche Kirche ihren Adepten auferlegte, nicht mehr beizukommen vermögen. Die Genealogie unseres Systems der Sozialpolitik lautet: die Maschine gebiert den Kapitalismus und dieser birgt den Sozialismus in seinem Schoße.
Die konservativen Parteien sind die legitimen Enkel des Feudalismus, wie die Sozialdemokraten die des Maschinenzeitalters sind.
In meiner Abhandlung „Sozialpolitik" (Sinn des Daseins, 1904, S. 361) habe ich den Nachweis zu führen unternommen, daß der technische Fortschritt einen neuen, beweglicheren, nervöseren, aber auch geistigeren Menschentypus emporgezüchtet hat. Für diesen Nervenmenschen, der den mittelalterlichen Muskelmenschen immer mehr verdrängt, gilt es jetzt, eine entsprechende soziale Daseinsform zu schaffen, Ventilatoren und Regulatoren seiner Beziehungsformen zu konstruieren. Hier versagen die ausschließlich kirchlichen Motivgebungen. In zurückgebliebenen Produktionsverhältnissen, wie sie etwa die Türkei aufweist, sind Recht und Religion noch nicht differenziert. Der Koran ist dort wie die einzige Religionsquelle, so die entscheidende Rechtsquelle. An dieser Thcokratie mit ihrer fatalistischen Lehre ist die Türkei, sind aber auch China und Persien politisch gescheitert. Diesen Zustand hat unser Kultursystem vollständig überwunden. Wir sind bewußt zurückgegangen auf das erste Rom, den Rechtsstaat, und seit der Reformation haben wir uns immer entscheidender abgewendet vom zweiten Rom, dem mittelalterlichen Gottesstaat, um uns immer ausgesprochener der dritten Staatsform, dem Volksstaat, anzunähern. Der heutige Nervenmensch läßt sich sein Tun und Lassen, sein Wirken und Streben nicht mehr von mythologischen

Mächten vorschreiben, wie etwa der Mensch der Antike oder der des Mittelaltere.
Die lockere Struktur kirchlicher Bindungen reicht zur NiederhaltunZ ich
süchtiger, gesellschaftsfeindlicher, gemeinschädlicher Instinkte einzelner Menschen
nicht mehr aus. Man mag diesen Übergang des modernen Menschen von
religiösen Imperativen zu rechtlichen aus romantischer Anwandlung beklagen,
als Dekadenz bejammern — nur ändern läßt er sich nicht.
An die Stelle übersinnlicher Verheißungen, in deren Namen früher öffentliche
Befehle erteilt und befolgt wurden, treten heute vielfach rechtliche Imperative,
im Namen der Nation erlassene Ge- und Verbote, deren Übertretung mit Dies-
seitigkeitsstrafen geahndet wird, und nicht durch Ienseitigkeitssirafen, wie sie der
Kirche heute allein noch zu Gebote stehen. Ohne Belohnungs- und Bestrafungs-
systeme kommen wir Menschen schlechterdings nicht miteinander aus. Und so-
lang« Ienseitigkeitssirafen verfangen, ist auch ein solches System soziologisch
wertvoll und zulässig. Denn wir Menschen sind einander entgegenstrebende
Machteinheiten. Unsere Interessenkollisionen sind unendlicher Art. Die
Zusammenstöße der Körperchen oder Energien in der Natur gleicht das Gesetz vom
Parallelogramm der Kräfte aus. Die Konflikte menschlicher Machteinheiten hin-
gegen zu beschwichtigen, dazu bedarf es eines sozialen Kräfteparallelogramme. So-
lange religiöse Vorschriften, kirchliche Bindungen, übersinnliche Motivgebungcn
verfangen und das soziale Gleichgewicht leidlich aufrecht halten, wie es im mittel-
alterlichen „Gottesstaat" der Fall war, haben sie als Regulatoren der Ordnung
soziologisches Daseinsrecht. Denn jedes Ordnungssnstem der Gesellschaft ist
besser und förderlicher als Anarchie.
Aber die Interessenkollisionen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Produk-
tionstrust und Konsumtionssyndikaten, zwischen organisiertem Kapital (Unter-
nehmer) und organisierter Arbeit (Genossenschaft) lassen sich heute nie und nimmer
durch Ienseitigkeitsmotive wettmachen und ausgleichen. Der brennende Diee-
seitigkeitsdurst hält dem quälenden Ienseitigkeitshunger weltgeschichtlich die
Nage. Augenblicklich überwiegt unzweifelhaft die Diesseitigkeitsschale, wenn
uns gleich der historische Rhythmus dafür bürgt, daß die Ienseitigkeitsmotive, das
Streben nach Göttlichkeit und Erlösung wieder die Oberhand gewinnen werden,
sobald der elementarste Diesseitigkeitsdurst durch eine konsequente soziale Gesetz-
gebung gelöscht sein wird. Das Bibelwort wird sich immer geschichtlich bewähren,
daß der Mensch vom Brote allein nicht leben kann, aber: ohne Brot noch viel
weniger.
Und hier steckt das sozialpolitische Problem der Gegenwart. Wir haben mit
der festen Tatsache zu rechnen, daß heute unter den differenzierten Nervenmenschcn
die Diesseitigkeitsmotive obenauf sind. Wollen wir das soziale Gleichgewicht
zwischen Kapital und Arbeit herstellen, so genügen weder die stockenden Bremsen
der ultrakonservativen Scharfmacher, noch die vertröstenden Ienseitigkeitsmotive
der Christlich-Sozialen. Soviel logisches Verständnis für ihr politisches Daseins-

recht wir auch haben mögen — ihre Mittel zur Beschwichtigung des Klassen-
kampfes sind unzureichend, und deshalb vermögen wir ihren Standpunkt nicht
zu teilen.

Nicht Bullen, Dogmen und Synoden, sondern nur Parlamente und sonstige
gesetzgebende Körperschaften sind heute die zuständige Instanz zur Schlichtung der
Gegensätze von Kapital und Arbeit. Unsere Himmel wie unsere Höllen sind heute
in sichtbare Nähe gerückt. Die Bindung durch kirchliches Zeremoniell erweist
sich dem elementaren Aufeinanderplatzen von Kapital und Arbeit gegenüber
ebenso schwach und unzulänglich, wie etwa die Regelung durch Sitte und gesell-
schaftlichen Takt. Hier kann nur noch die eisenfeste Struktur des Rechtes helfen,
hinter der ebensoviel staatliche Macht steht, wie sie durch ihre öffentlichen Be-
fehle Geltung und Gehorsam fordert. Recht ist kodifizierte Macht. Diese hat
heute indes nicht mehr die Kirche, sondern der Staat. Eben deshalb muß die
Herstellung des Gleichgewichts von Kapital und Arbeit auf dem Boden des
Rechts, und nur auf diesem, also im Rechtsstaat zu weltgeschichtlichem Austrag
gebracht werden.

Georg Erdmann:

Deutschlands nächste Ausgaben.

Jeder, der mit einiger Aufmerksamkeit die Entwickelung unserer sozialen und
politischen Zustände betrachtet, wird sich der Wahrnehmung nicht verschließen
können, daß wir uns in einem bereits weit vorgeschrittenen Übergangsstadium
befinden. Die sogenannte neue Zeit hat ihr Ende erreicht und eine neueste, andere
Zeit hat begonnen, d. h. die geschichtliche Epoche des Liberalismus ist abgelaufen
und an ihrer Stelle hat die des Föderalismus begonnen.

Besteht das Wesen des Liberalismus in dem ihn charakterisierenden Prinzip,
alle aus dem Mittelalter überkommenen, unhaltbar gewordenen Zustände, vor
denen der menschliche Geist keine Achtung mehr hatte, aufzulösen und zu be-
seitigen, wie den Absolutismus, Feudalismus, gebundene Agrarverfassung,
Zünfte, Hörigkeit usw., so ist er jetzt auf einem Punkte angelangt, auf dem seine
Wirksamkeit aufgehört hat. Er hat nachgerade alle sich hierzu eignenden Ein-
richtungen und Verbindungen zerstört und beseitigt, so daß er jetzt tatsächlich nichts
mehr zu zerstören hat. Er hat nicht bloß die ganze bürgerliche Gesellschaft,
sondern sogar auch die Familie in einzelne Individuen aufgelöst und damit ein
allgemeines Chaos und einen Kampf Aller gegen Alle geschaffen.

Das einzige Objekt, an dem der Liberalismus zwar auch seine zerstörende

Wirkung geäußert hat, das er aber noch nicht hat auflösen können, ist die katholische Hierarchie.

So nützlich, ja unentbehrlich der Liberalismus auch gewesen ist, um unhaltbar gewordene Einrichtungen zu beseitigen, so wenig hat er jedoch für eine Besserung und Fortentwickelung unserer allgemeinen Zustände getan. Er hat angenommen, daß seine freien Wahlen, mit der daraus hervorgehenden Vertretung des ganzen Volkes, alle Schäden beseitigen und alle erforderlichen Neueinrichtungen einführen würden. Das Erstere hat er allerdings getan, das Letztere aber leider nicht. Auch dieses wäre möglich gewesen, wenn alle Erwählten dieselben Interessen und dieselbe Bildung besäßen. Da dies aber nicht der Fall ist, so ist bei der großen Verschiedenheit der Interessen und Einsichten der erwähnte Kampf Aller gegen Alle entstanden und ein den Wünschen und Bedürfnissen der Menschen entsprechender Wiederaufbau des Zerstörten unterblieben.

Erst jetzt, nach mehr als hundert Jahren, ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß das liberale Repräsentativsystem ein höchst mangelhaftes und einseitiges ist.

Unter den vielen Übelständen, die der Liberalismus hervorgerufen hat, nimmt die Auflösung aller gesellschaftlichen Verbände wohl die erste Stelle ein. Die dadurch entstandene Isolierung des einzelnen Individuums hat nicht bloß den Egoismus und Materialismus im hohen Grade gesteigert, sondern wirkt auch insofern besonders nachteilig, als sie das Erzieherische, was in dem Gefühl der Zusammengehörigkeit der Vereinsmitglieder liegt, aufgehoben hat. So angenehm das Bewußtsein der vollen ungebundenen Freiheit auch für denjenigen ist, der es dazu ausgenutzt hat, sich zum Herrn der Situation zu machen, so drückend und schädigend empfindet die weit überwiegende Majorität diese Ungleichheit.

Das hierdurch entstandene Gefühl der Isoliertheit und Wehrlosigkeit gegenüber der großen Masse, sowohl der Menschen wie der Kapitalien, hat dahin geführt, daß der Einzelne zunächst ganz instinktiv sich durch Anschluß an seinen Nächsten eine gewisse Stütze zu schaffen gesucht hat. Aus diesen ersten Symptomen der Reaktion gegen das liberale Wesen entwickelten sich bald größere Vereinigungen, die meist auf gemeinsamen Berufen, gleichen Interessen oder sonstigen Beziehungen beruhen. Nachdem man aber erst einmal in weiteren Kreisen erkannt hatte, welche heilsame Wirkungen materieller und moralischer Art diese Vereinigungen erzeugen, wurde das Streben nach ihnen bald ein so lebhaftes, daß schon heut kaum ein Tag vergeht, an dem nicht neue derartige Vereinigungen entstehen. Mit Recht kann man vom Liberalismus sagen: der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.

Was diese Neigung zur Vereinigung hervorruft, ist das den Liberalismus überwindende föderative Prinzip, das die Grundlage unserer ganzen sozialen Gesetzgebung und Verfassung in Zukunft bilden wird.

Diese selbe Erscheinung zeigt sich jedoch nicht bloß auf dem sozialen, sondern

auch auf dem politischen Gebiet und am augenfälligsten in dem Verhalten der europäischen Staaten untereinander.
Auch sie fühlen sich in ihrer Isoliertheit unsicher und in ihrem Besitz gefährdet. Die meisten von ihnen haben daher bei anderen Staaten in ähnlicher Lage eine Anlehnung gesucht und auch in mehr oder weniger engen Bündnissen gefunden.
Bisher galt der Staat als die höchste politische Organisation, durch diese Verbindungen sind jedoch politische Wesen entstanden, die sich weit über den Begriff des Staates erheben. Das nächstliegende Beispiel hierfür bietet Deutschland. Wenn dasselbe auch nach außen hin als ein geschlossener Körper auftritt, so ist es doch ein aus vielen selbständigen Staaten bestehendes Wesen, die sich zur nationalen Verteidigung und für gewisse soziale Zwecke vereinigt haben. Eine ganz ähnliche, nur noch höhere und größere Verbindung ist der Dreibund, der sich bis jetzt erst nur die Verteidigung zur Aufgabe gestellt hat, wohl aber mit der Zeit zur Übernahme noch weiterer gegenseitiger Verpflichtungen übergehen wird. Selbst der Verband der drei Ententemächte zeigt dieselbe Erscheinung; wegen der großen hier bestehenden Verschiedenheit der Interessen der einzelnen Mächte ist es jedoch kanm anzunehmen, daß derselbe eine feste und dauernde Gestalt annehmen wird.
Berücksichtigt man nun, daß Nordamerika über kurz oder lang sich Kanada annektieren und damit nicht bloß einen Staat, sondern einen Weltteil bilden wird, und daß bei der starken Volksvermehrung in Rußland dort dasselbe der Fall sein wird, so liegt es auf der Hand, daß die einzelnen europäischen Staaten diesen beiden Riesenmächten gegenüber immer mehr an Macht und Bedeutung verlieren werden. Soll nun diesem Übelstand nach Möglichkeit vorgebeugt werden, so wird sich wohl das alte Europa dazu entschließen müssen, einen großen „westeuropäischen Bund" zu schließen, in dem mit Ausnahme von Rußland die sämtlichen europäischen Staaten enthalten sein werden. Mit der Begründung dieses Bundes wird dann der Föderalismus seine höchste Aufgabe der europäischen Politik gelöst haben.
Es ist zu bedauern, daß die Regierung die hohe Bedeutung des Föderalismus als leitendes Prinzip unserer zukünftigen sozialen und politischen Entwickelung noch nicht erkannt zu haben scheint. Ihr Verhalten ist besonders auf politischem Gebiet ein wesentlich passives, nicht daß es ihr überhaupt an Initiative fehlte, wohl aber an einem bestimmten, erkennbaren und feststehenden Ziel. Bis auf das sehr schöne und edle, an sich aber durchaus nichtssagende Programm „Erhaltung des Friedens" läßt man, um einen eventuellen Mißgriff zu vermeiden, die Dinge lieber gehen, wie sie gerade wollen. Anstatt eine anregende und führende Stellung einzunehmen, beschränkt sich die Regierung darauf, den gegebenen Znstand zu erhalten und nur die unberechtigten Forderungen Anderer abzuweisen.
Fragt man nun, was hätte z. B. die deutsche Regierung zu tun, um den

gestellten Forderungen zu genügen, und speziell auf politischem Gebiet, so sollen hier wenigstens die wichtigsten Fragen berührt werden, deren Realisierung voraussichtlich die Hauptstufen unserer zukünftigen Entwickelnng bilden werden.
Als das Wichtigste erscheint zunächst die Verstärkung des Bündnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Soll nämlich dasselbe ein dauerndes werden, dann darf es nicht bloß von den jeweiligen Stimmungen der Regierungen abhängig bleiben, sondern muß zu einer organischen Verbindung ausgebildet werden. Dahin gehört, daß das Bündnis durch die Beschlüsse der beiderseitigen Reichstage sanktioniert wird und nur nach übereinstimmenden Beschlüssen beider wieder aufgelöst werden darf.
Ferner sind anzustreben eine möglichst gleiche Zollgesetzgebung, gleiche militärische Organisation, gleiches Münzwesen, wie überhaupt alle jene Einrichtungen, welche geeignet sind, eine engere Verbindung beider Reiche zu befördern.
Daß eine derartige Verstärkung dieses Bündnisses durchaus notwendig ist, folgt schon daraus, daß, wie bekannt, die Entschließungen der österreichisch-ungarischen Regierungen sehr wesentlich von ultramontanen Eingebungen beeinflußt werden.
Berücksichtigt man nämlich, daß die eigentlichen Lehrmeister und Leiter der Ultramontanen — die Jesuiten — den Kampf gegen ihren mächtigsten Widersacher — das Deutsche Reich — niemals aufgeben werden, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß Österreich-Ungarn eines Tages von diesem Bündnis zurücktritt, vielleicht gerade an demjenigen, an dem Deutschland seinen Beistand am dringendsten gebraucht. Gleichzeitig hiermit wäre auch der bis jetzt nur für defensive Zwecke geschlossene Dreibund auch für solche offensive zu erweitern. Erst dann, wenn dies und die feste Verbindung mit Österreich-Ungarn und Italien erreicht wäre, wäre der Zeitpunkt gegeben, an dem eine hochwichtige, sogar die wichtigste Aufgabe der Gegenwart gelöst werden könnte.
Es handelt sich um die nicht mehr längere Anerkennung der Souveränität des Papstes, womit die Wurzeln durchschnitten würden, aus denen dem Ultramontanismus seine Kräfte zufließen, und wodurch ein allmähliches Absterben desselben erreicht werden würde. Außerdem wäre damit erst das vollendet, was im Jahre 1870 durch die Annektierung des Kirchenstaates nur zur Hälfte geschehen ist.
Eine Gefahr für Deutschland wäre hiermit nicht verbunden, es würde vielmehr nur den stillen Wünschen eines großen Teils der katholischen Laienwelt entsprechen, der sich das Gefühl der moralischen Unabhängigkeit bewahrt hat, und sich durch die Bevormundung resp. Beherrschung durch seine Hierarchie bedrückt fühlt.

Besteht das Wesen der Religion in dem Gefühl des Gebundenseins an eine
höhere Macht, so wird sich auch bei jedem zur Selbständigkeit erzogenen Menschen
das Bestreben geltend machen, sich mit dieser Macht persönlich und, ohne Bevor-
mundung durch einen Dritten, in Verbindung zu setzen. Das Wissen hat hierauf
nur insoweit einen Einfluß, als mit der Zunahme desselben auch eine Steigerung
des Selbstgefühls verbunden ist. Daher der Widerstand der Ultramontanen
gegen die Schulen.

Berücksichtigt man nun, wie sehr der Liberalismus schon die großen Massen
durchdrungen und das einzelne Individuum zur Selbständigkeit erzogen hat, so
liegt die Annahme doch sehr nahe, daß selbst die Katholiken geneigt sein werden,
sich eine größere Unabhängigkeit auch auf religiösem Gebiet zu verschaffen, als
diejenige, mit der sie sich bisher begnügt haben.

Aus der Besorgnis, daß die Laien den Händen der katholischen Hierarchie
immer mehr und mehr zu entschlüpfen drohen, ist das Unfehlbarkeitsdogma ent-
standen. Sowohl der Papst wie seine Umgebung sagten sich nämlich sehr richtig:
die von den liberalen Freiheitsideen einmal Ergriffenen lassen sich doch nicht
mehr in der gewünschten Abhängigkeit erhalten, um aber wenigstens die große
Masse der geistig Unselbständigen sicher zu beherrschen, ist der in der Unfehl-
barkeitserklärung liegende Absolutismus das geeignetste Mittel. Bekannt ist
ferner, wie sehr die Hierarchie bei dieser Gelegenheit gerade von den deutschen
Bischöfen einen Widerstand erwartete, der sich aber leider nicht geltend genug
gemacht hat.

Es spricht nicht für die geistige Kapazität der katholischen Kirche, daß sie
die Forderungen des Liberalismus nicht durch geistige Mittel zu befriedigen und
zu leiten versteht, sondern zu dieser reaktionären Gewaltmaßregel gegriffen hat.
Jedenfalls würde das deutsche Volk in seiner starken Majorität ganz damit
einverstanden sein und es als eine große Wohltat und glückliches Ereignis
empfinden, wenn mit der Aufhebung der päpstlichen Souveränität dem schon
über fünfzehnhundert Jahre dauernden Kampf zwischen der Papst- und der
Staatsgewalt ein endlich für letztere siegreiches Ende bereitet würde.

Schade, daß Bismarck die Bedeutung der altkatholischen Bewegung nicht
erkannt und unterstützt hat. Später hat er dies bedauert, als unter anderem ihm
auch klar geworden war, daß unsere beiden letzten Kriege in ihren tiefsten Mo-
tiven Religionskriege, gewissermaßen nur Fortsetzungen des dreißigjährigen
Krieges gewesen sind.

Die nächst wichtigste von Deutschland zu lösende Aufgabe ist seine aufrichtige
und dauernde Verständigung mit England, eine Sache, die bei weitem nicht so
schwer ist, als es zur Zelt scheint, und die, um es gleich von vornherein zu sagen,
darin besteht, daß Deutschland resp. Preußen eine antirussische Politik einschlägt.

Alle sonstigen dahin zielenden platonischen Versuche werden erfolglos bleiben. Erst wenn dies geschehen sein wird, wird England seine jetzigen Verbindungen fallen lassen und sich dem Dreibunde anschließen. Früher aber nicht!

Die gegenwärtigen Verstimmungen zwischen Deutschland und England haben im Wesentlichen eine doppelte Ursache, einmal in dem Verhalten der Regierungen und zweitens in der Mißgunst der englischen Industrie und Kaufmannschaft.

Die englische Regierung sieht nämlich mit einem gewissen Schein von Recht in Deutschland einen geheimen oder stillen Verbündeten Rußlands, wodurch letzteres von allen Sorgen um seine Westgrenze befreit und ihm Gelegenheit geboten wird, seine gesamten Kräfte nach Süden und Osten zu richten. Infolgedessen erscheint nun der englischen Regierung, und wohl auch der Masse des Volkes, Deutschland als ein Feind Englands, und obgleich es dies tatsächlich nicht im Entferntesten ist, so glaubt die Regierung doch, sich Deutschland gegenüber in Verteidigungszustand setzen zu müssen, und erzeugt damit das jeden ruhigen und harmlosen Verkehr ausschließende, die gegenwärtige Situation charakterisierende Mißtrauen.

Sagt nun zwar England: die Schuld an diesem bedauerlichen Zustande trägt Deutschland, denn dieses ist es, das zuerst mit seinen Seerüstungen angefangen hat, aber England übersieht, daß es selber die Veranlassung zu diesen Rüstungen gegeben hat. — England hat nämlich während der ganzen napoleonischen Kriege, schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts, in stetem Kriege mit Frankreich gestanden und durch die Vernichtung der französischen Flotte eine unumschränkte Herrschaft auf allen Meeren gewonnen, die es denn auch in sehr ausgiebiger Weise dazu ausnutzte, sich zum Herrn aller ihm wünschenswert erscheinenden transozeanischen Länder und Kolonien zu machen. Da nun die übrigen europäischen Staaten nach den Befreiungskriegen zu geschwächt waren, um auch ihre Wünsche geltend machen und England gelegentlich entgegentreten zu können, so entwickelte sich dieses, von niemandem gestört, als eine besondere, sozusagen in sich selbst abgeschlossene Welt. Hiergegen hätte nun niemand etwas einwenden können, wenn England in seinem zur See allen anderen Staaten weit überlegenen Machtgefühl nicht mit der Zunahme seiner Macht auch eine immer stärker werdende Herrschsucht angenommen hätte und schließlich den allmählich wieder aufblühenden Handel der Kontinentalstaaten in geradezu absolutistischer Weise belästigt und gestört hätte.

Was war nun natürlicher, da mündliche Vorstellungen nicht fruchteten, als daß Deutschland, nachdem es sich geeinigt hatte und seine Kraft wieder zu fühlen begann, den Wunsch hatte, sich möglichst bald von diesen Belästigungen zu befreien, und selber Kriegsschiffe zu bauen anfing. Also die Hauptschuld an dem leider daraus entstandenen späteren Wettlauf der beiderseitigen Schiffsbauten trägt nicht Deutschland, sondern England und seine große Selbstsucht und Herrschsucht.

Daß ferner auch die englische Industrie und Kaufmannschaft zu den
Gegnern Deutschlands gehört, erklärt sich ebenfalls auf die natürlichste Weise.
Hatten diese während einer Zeit von mehr als hundert Jahren nicht bloß den
Handel mit Europa, sondern auch den mit der ganzen übrigen Welt allein in
Händen gehabt und letzteren fast konkurrenzlos ausgebeutet, so begann dies sich
für England bald in sehr empfindlicher Weise zu ändern, als Deutschland eben-
falls auf dem Weltmarkt sich bemerkbar zu machen begann.
Besonders unangenehm empfand dies England, als es sah, daß die deutschen
Industriellen dank ihrer gründlichen technischen Ausbildung und die deutschen
Kaufleute in ihrer vielseitigen allgemeinen Bildung den englischen häufig überlegen
sind und daß infolgedessen manche englische Waren, die bis dahin den Welt-
markt konkurrenzlos beherrscht hatten, durch deutsche Fabrikate verdrängt wurden.
Nicht bloß, daß der Geschäftsgewinn auf industriellem Wege nicht mehr
so leicht und bequem ist wie früher, sondern daß hierzu jetzt eine sehr viel gründ-
lichere und besonders eine mühevollere Vorbereitung gehört, ist der wahre Grund,
weshalb die große Masse der englischen Industrie und Kaufmannschaft Deutsch-
land feindlich gesinnt ist. Leider ist dies ein Zustand, der sich schnell jedenfalls
nicht beseitigen läßt und mit dem sich England vielmehr wird abfinden müssen.
Aber die Beziehungen der beiden Regierungen zu einander lassen sich, wie schon
gesagt, leicht dadurch verbessern, daß Deutschland eine seinem eigenen wohl-
verstandenen Interesse entsprechende antirussische Politik einschlägt und damit
die Vorbedingung zu einem dauernden englisch-deutschen Bündnis schafft. Nach-
dem der Kaiser von Rußland sich erst in diesen Tagen für den „treuen Freund
von Frankreich" erklärt hat, dürfte wohl auch Deutschland den wahren Wert
der russischen Freundschaft erkennen und Rußland gegenüber eine andere Politik
als die bisherige einschlagen.
Nach einer freundschaftlichen Verständigung mit England würde die nächste
Aufgabe Deutschlands darin bestehen, dem jetzigen eigentlich unwürdigen Ver-
hältnis zu Frankreich ein Ende zu machen. Unwürdig ist es insofern, als sich
die viel stärkere Macht — Deutschland — von einer schwächeren — Frankreich —
fortwährend zu Schritten zwingen läßt, die keineswegs in seinem Interesse liegen.
So in erster Reihe zu den übergroßen Rüstungen, zu denen Frankreich zuerst
Deutschland und dann in weiterer Folge auch die übrigen Großmächte genötigt hat.
Daß Deutschland sich dies dauernd gefallen läßt, ist jedenfalls ein Zeichen
sehr großer Friedensliebe. Obgleich nun Frankreich weiß, daß Deutschland das-
selbe unprovoziert niemals angreifen wird, und trotz dessen ganz offen ausspricht,
daß seine Rüstungen gegen Deutschland gerichtet seien, so liegt es doch auf der
Hand, daß Frankreich nur einen günstigen Moment abwartet, nm dann dieses
anzugreifen.

Berücksichtigt man ferner, was für ein nervöses, eiteles und hochmütiges
Volk die Franzosen sind, so ist doch mit Sicherheit vorher zu sehen, daß es auf
friedlichem Wege seine Revanchegelüste niemals aufgeben wird. Wenn man
aber alles dieses weiß, und sich sagen muß, der Krieg mit Frankreich ist einmal
unvermeidlich und muß über kurz oder lang kommen, welchen vernünftigen Sinn
hat es dann noch, auf den Angriff Frankreichs zu warten? Frankreich, verwöhnt
durch die frühere, Jahrhunderte lange Schwäche Deutschlands, kann sich noch
immer nicht in den Gedanken finden, nicht mehr die erste Macht Europas zu sein.
Erst eine zweite, aber verstärkte Auflage von 1870 wird es hiervon definitiv
überzeugen.
Daß Deutschland nicht so ohne weiteres Frankreich angreifen kann, versteht
sich von selbst. Als erste Vorbedingung gehört hierzu, daß Rußland als der
Verbündete Frankreichs wieder ernstlich in Asien gefesselt ist. Und daß dies in
nicht zu ferner Zeit wieder geschehen wird, und zwar durch China, ist nicht zu
bezweifeln. Aus diesem Grunde hat Deutschland China gegenüber eine möglichst
freundschaftliche Politik zu führen und ein Verhältnis zu ihm herzustellen, ähnlich
dem, wie es zwischen England und Japan besteht. Eine Veranlassung, den Krieg
herbeizuführen, nach der Frankreich als der herausfordernde Teil erscheint, dürfte
bei der hohen Reizbarkeit des französischen Volkes einer geschickten Diplomatie
wohl nicht schwer werden.
Wie schade, daß Deutschland, abgesehen von manchen anderen günstigen
Gelegenheiten, den russisch-japanischen Krieg so unbenutzt hat vorübergehen
lassen!
Daran ist natürlich garnicht zu denken, daß durch einen für Deutschland
selbst günstigen Krieg ein wirklicher Friede zwischen diesem und Frankreich zu
erreichen sein würde. Das ist aber auch garnicht die Aufgabe, die vielmehr nur
darin besteht, Frankreich so zu schwächen, daß es seine drohende Gefährlichkeit
verliert und Deutschland gestattet, seine eigenen Rüstungen auf ein normales
Maß zurückzuführen.
Um dies zu erreichen, wäre alles, was früher zu Lothringen gehört hat, nebst
den noch im Besitz Frankreichs gebliebenen zum Elsaß gehörigen Teilen sowie
überhaupt das ganze Maasgebiet zurückzunehmen.
Desgleichen hätte Frankreich alle die nördlichen Departements, die früher
zu Belgien gehört haben, an dieses abzutreten, wogegen wieder Belgien seinen
flämischen Gebietsteil mit deutsch sprechender Bevölkerung an Holland aus-
zuliefern hätte.
Und Italien hätte seine Westgrcnze bis ins Rhonetal nebst Savonen vor-
zuschieben und möglichst auch Tunis zu annektieren.

Deutschlands nächste Aufgabe», Georg Erdmann
Ist Frankreich zur Zeit auch der gefährlichste Feind Deutschlands, so
hat letzteres in der Zukunft doch Rußland am meisten zu fürchten. Rußland hat
seit seinem Auftreten in Europa stets eine aggressive Politik geführt.
Sehr deutlich wird es, welche großen Fortschritte Rußland nach Westen
hin gemacht hat, wenn man bedenkt, daß die ursprüngliche Westgrenze des eigent-
lichen Russentums im allgemeinen durch die Linie: Peipus-See, Beresina und
Dnjeper bezeichnet ist. Alles, was darüber hinaus nach Westen zu Rußland
gehört, nebst dem durchaus germanischen Finnland, hat Rußland erst durch Er-
oberung oder durch geschickt geschlossene Verträge sich angeeignet. In diesem
Verfahren liegt die sehr deutlich ausgesprochene Absicht, die Russifizierung immer
weiter nach Westen auszudehnen.
Hat nun die Erpansionskraft der Deutschen das natürliche Bestreben nach
Osten weiter vorzudringen, so ist der Zusammenstoß Beider ganz unvermeidlich
und bisher nur durch die große Friedensliebe Preußens vermieden worden.
Erst seitdem es Rußland gelungen ist, soweit nach Westen vorzudringen,
daß es sich wie ein Keil zwischen Preußen und Österreich hineingeschoben hat, hat
es durch seine dominierende Stellung in Polen den großen Einfluß in Europa
gewonnen, dessen es sich jetzt erfreut. Dieser Zustand ist aber ein auf die
Dauer kaum haltbarer, denn solange er besteht, ist an ein wirkliches Aufblühen
der ostlichen Provinzen Preußens nicht zu denken. Schon dieses Verhältnis
bildet eine Reibungsfläche, aus der dereinst ernste Schwierigkeiten zwischen
Deutschland und Rußland hervorgehen werden.
Was hier zu geschehen hat, um Dauer versprechende Zustände herzustellen,
bleibt zur Zeit aus Zweckmäßigkeits-Rücksichten besser unerörtert.
Außer den vorstehend erwähnten fünf Hauptaufgaben der deutschen Politik
hat Deutschland noch an der definitiven Ordnung der orientalischen Frage mit-
zuwirken.
Nicht bloß Deutschland, sondern die sämtlichen christlichen Staaten haben
sich nämlich den Vorwurf zu machen, daß keiner von ihnen bis jetzt etwas Ernst-
liches für die Rechristianisierung des Orients getan hat.
Nicht den sechs Großmächten, sondern lediglich der Tatkraft der vier kleinen
verbündeten Balkanstaaten haben wir es zu danken, daß das antikulturelle
Volk der Türken hoffentlich zunächst wenigstens aus der europäischen Türkei ver-
trieben werden wird. Zu wünschen wäre dabei, daß in dem bevorstehenden
Frieden Konstantinopel mit einem kleinen Landgebiet zu einem unter dem Schutz
aller europäischer Staaten stehenden selbständigen Staat gemacht und die ganze
übrige Balkanhalbinsel an die vier Verbündeten und Albanien verteilt werden
würde.

Hiermit wäre wenigstens der erste Schritt zur Beseitigung der orientalischen
Frage getan nnd gleichzeitig erwiesen, daß dies ohne den so allgemein gefürchteten
Krieg Aller gegen Alle möglich gewesen ist. Immerhin bleibt die Forderung der
Wiedergewinnung Vorderasiens für das Christentum bestehen, wie dies jedoch
geschehen soll, kann hier noch unerörtert bleiben.
Nur eine Bedingung ist schon jetzt zu stellen, und zwar die, daß die eventuelle
Schließung der Dardanellen nicht geduldet werden darf. Die Dardanellen sind
eine von der Natur geschaffene Wasserstraße, die allen Völkern offen stehen muß,
und wenn sich die angrenzenden Territorialherren ein Recht über dieselben an-
maßen, dann geschieht dies eben ganz zu Unrecht.
Dasselbe war zur Zeit mit dem Sundzoll der Fall. Dort erhob Dänemark
einen Zoll von den passierenden Schiffen, und wer ihn etwa nicht zahlen wollte,
den hinderte es mit Gewalt an der Durchfahrt. Da kamen eines Tags die Ameri-
kaner. Die stützten sich ganz einfach auf das Naturrecht und erklärten:
Der Sund ist eine öffentliche Wasserstraße, die alle Menschen benutzen
dürfen, und wenn ihr uns nicht frei durchlaßt, dann werden wir euch in Zu-
kunft unseren Zoll in Kanonenkugeln schicken. Und mit dieser einfachen Er-
klärung war der ganze Sundzoll beseitigt.
Ein Erfolg, den wir entschieden diesen Amerikanern verdanken, und ohne
deren Energie der Zoll vielleicht noch heut bestände.
Schon ein großer Schritt vorwärts wäre es, wenn Deutschland die Wünsche
von Österreich und Italien betreffs der Regelung der Balkanangelegenheiten
noch energischer als bisher unterstützte.
Hätte es dies gleich bei Beginn des Krieges getan, dann würden es die
Schützlinge des Dreiverbandes wahrscheinlich erst garnicht unternommen haben,
ihre bekannten zu weit gehenden Forderungen auszusprechen, und der Krieg wäre
wohl schon lange beendet. Außerdem hätte dies wahrscheinlich die Folge gehabt,
daß Österreich und Italien dnrch die eigne Erfahrung belehrt, welchen großen
Nutzen ein Defensiv- aber auch gleichzeitig Offensivbündnis gewähren kann, jetzt
wohl selber wünschen würden, den Dreibund auch in ein Offensivbündnis zu
erweitern.
Wäre dies erst eine feststehende Tatsache, dann wäre es die nächste Aufgabe
auf diesem Gebiet, nicht die von Deutschland allein, sondern aller Dreibundmit-
glieder, dieses Bündnis durch den Beitritt von Schweden und Rumänien zu
vergrößern. Nach dem bisherigen Verhalten dieser Länder läßt sich wenigstens
annehmen, daß sie sich hierzu bereit finden lassen werden.
Dasselbe ist, wenn es die Unterstützung Rußlands nicht mehr so dringend
gebraucht als zur Zeit, von Bulgarien zu erwarten.
Mag man diese Gedanken zunächst auch noch als Illusionen betrachten, bei

näherer Erwägung wird man doch zugeben müssen, daß zu ihrer Realisierung nichts Anderes gehört, als daß die jetzigen Dreibundmächte jedes Mißtrauen untereinander fallen lassen, und daß jede derselben mit voller Sicherheit darauf rechnen kann, von den beiden anderen unter allen Umständen unterstützt zu werden.

Die wesentlichste Ursache dieses gegenseitigen Mißtrauens sowie das Hauptübel, an dem die ganze europäische Politik zur Zeit leidet, sind die Großmächte mit ihrer Gleichgewichtstheorie. Sie tun gerade, als ob die Staaten zweiten und dritten Ranges überhaupt garnichts zu sagen hätten und eigentlich nur eine unbequeme Last wären, mit der man sich garnicht zu beschäftigen hätte. Aber gerade im Gegenteil besteht die Aufgabe darin, diese kleineren Staaten wieder aktiv und für das übrige Europa nutzbringend zu machen. Schon das bloße Programm des „europäischen Gleichgewichts" ist ein dem beabsichtigten Zweck direkt widersprechendes, da es zwei ungefähr gleich große Machtgruppen bildet, die anstatt wirkliche Ruhe und Frieden zu garantieren, sich tatsächlich fortwährend mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen und jeden Augenblick bereit sind, übereinander herzufallen.

Dieses Programm macht sogar den Eindruck, als ob es geradezu darauf abgesehen sei, anstatt einen dauernden Frieden, den Herd eines ständigen Mißtrauens und Unfriedens zu bilden. So lange diese Gleichgewichtstheorie nicht als ein durchaus verfehltes und schädliches Bestreben erkannt sein wird, ist auch an eine wirkliche Besserung der jetzigen Zustände nicht zu denken.

Soll hierin einmal eine Änderung zu etwas wirklich Besserem vorgenommen werden, so ist dies durch kein anderes Mittel als durch eine Radikalkur zu erreichen, die darin zu bestehen hätte, daß der in vorgedachter Weise vervollständigte Dreibund ein gleiches Bündnis mit England und außer den schon genannten beiden Staaten ein solches auch mit denjenigen kleineren Staaten schließt, die eine germanische Bevölkerung haben. Auf diese Weise würde in Mitteleuropa eine so bedeutende Macht entstehen, daß an Stelle des bisherigen theoretischen Gleichgewichts ein tatsächliches mitteleuropäisches Übergewicht treten würde, dem sich die übrigen Staaten, ob gern oder nicht gern, dann wohl oder übel anschließen würden.

Diese Staaten, die alle dieselben Wünsche nach Ruhe und Frieden haben, würden in Europa gewissermaßen die Interessen des politischen Konservatismus vertreten und könnten es ruhig abwarten, ob die anderen Staaten sich an ihnen zu reiben beabsichtigen oder nicht.

Daß dieser Gedanke nicht bereits eine viel größere Anerkennung und Verbreitung gefunden hat, und daß die kleineren Staaten nicht eifriger bestrebt sind, eine Anlehnung an eine der Großmächte zu suchen, liegt hauptsächlich daran, daß die Regierungen der meisten, besonders der größeren Staaten sich noch immer nicht von der absolutistischen Denkweise des Mittelalters frei machen können, nach der sie glauben, sich die Kräfte eines schwächeren Staates auf keine andere Weise nutzbar

machen zu können, als daß sie diesen annektieren und ihn womöglich zu einer Provinz des eigenen Staates machen, was natürlich das Bequemste ist.
Daß auf Grund dieser Erfahrungen die kleineren Staaten den größeren gegenüber eine vorsichtige Zurückhaltung beobachten, ist nur natürlich, und zwar um so mehr, als denselben von dem übrigen Europa eine fast vollständige Neutralität garantiert ist, so daß sie zunächst keine besonderen Anstrengungen ihrer Sicherheit wegen zu machen brauchen. Andererseits leiden sie jedoch an dem Übelstande, daß sie ohne die Hilfe Anderer nicht stark genug sind, um ihre Wünsche nachdrücklich geltend machen zu können.
Infolge dieses Bewußtseins der Schwäche der kleineren Staaten fangen diese in neuerer Zeit an, zunächst wenigstens untereinander Bündnisse zu schließen. Es muß dies entschieden als ein bedeutender Fortschritt der politischen Erkenntnis bezeichnet werden, da er, zwar den meisten noch unbewußt, ein deutliches Zeichen der sich immer mehr geltend machenden föderativen Denkweise ist, welche, wie schon bemerkt, die Basis unserer ganzen zukünftigen Entwickelung bilden wird.
Natürlich kann der Grad der Intimität derartiger Bündnisse jedesmal verschieden sein, da er sich stets nach den gerade in Betracht kommenden nationalen, sozialen und geographischen Verhältnissen richten wird. So z. B. repräsentiert zur Zeit der deutsche Bund das engste und ausgebildetste politische Bündnis, während der Bund zwischen Deutschland und Österreich ein schon loserer ist und der Bund zwischen diesen beiden und Italien, oder resp. dieser drei mit den, dem Dreibund eventuell neu hinzutretenden anderen Staaten, ein immer noch lockerer werden kann. Gerade um den Wünschen und Bedürfnissen des Partikularismus einen möglichst freien Spielraum für deren Befriedigung zu lassen, wird es sich bei Abschluß derartiger Verträge stets empfehlen, möglichst wenig Verbindlichkeiten und nur die durchaus unentbehrlichen Verpflichtungen zu übernehmen. Zu letzteren gehören eigentlich nur zwei Punkte, die aber allen solchen Verträgen gemeinsam sein müssen. Erstens hat sich jedes Mitglied dahin zu verpflichten, daß der Bund unter allen Verhältnissen auf die passive und offensive Unterstützung desselben rechnen kann, und zweitens, daß alle Differenzen, die etwa zwischen einzelnen Bundesgliedern entstehen könnten, nur durch ein Schiedsgericht der anderen Bundesglieder beglichen werden dürfen.
Es versteht sich von selbst, daß die Mitglieder eines solchen Bundes sich schon vor Abschluß desselben über die allen gemeinsam vorliegenden Aufgaben verständigt und sie als bindend anerkannt haben.
Als erste Vorbedingung eines derartigen Vertrages ist daher ein volles beiderseitiges Vertrauen vorauszusetzen und zu fordern.
In Fällen, wo auf ein solches Vertrauen dauernd nicht gerechnet werden kann, gleichwohl aber für einen bestimmten Zweck ein Bündnis sehr wünschenswert ist, wird es wohl immer das Richtigste sein, sich dauernd nicht zu binden. Wäre der Dreibund gleich von Hause aus ein offensives Bündnis gewesen

und hätte er sich als solches geltend gemacht, dann hätte z. B. bei Behandlung der marokkanischen Frage Deutschland eine sehr viel günstigere Rolle, als geschehen, gespielt.

Zunächst wäre Italien, unsicher, ob es in der von ihm geplanten tripolitanischen Unternehmung von Deutschland und Österreich unterstützt werden würde, nicht genötigt gewesen, sich in besonderem Maße um die Gunst Frankreichs zu bemühen. Wäre es dieser Unterstützung sicher gewesen, dann hätte es sich, wie dies Österreich ganz freiwillig getan hat, wohl auch bei den Verhandlungen in Algeciras auf die Seite Deutschlands gestellt.

Jedenfalls wäre die Haltung des ganzen Dreibundes eine sehr viel wirksamere und würdigere gewesen, und der damalige Reichskanzler wäre nicht genötigt gewesen, im Reichstage in einer zwar witzigen, dem Ernst der Situation aber doch nicht ganz entsprechenden Weise von einer Ertratour zu sprechen, die sich Italien mit Frankreich wohl einmal erlauben dürfte.

Auch in dem gegenwärtigen Kriege hat sich gezeigt, welchen Einfluß der Zusammenhalt von selbst nur zweien der Dreibundstaaten hat. Die scheinbar nicht enden wollende Rivalität zwischen Österreich und Rußland hat durch den bloßen Anschluß Deutschlands an Österreichs Politik Rußland zum Nachgeben veranlaßt.

Auch ohne das Eingreifen Italiens hat sich Rußland schon veranlaßt gesehen, die von den anderen Großmächten beschlossenen Schritte anzuerkennen, und hat Serbien und Montenegro angewiesen, ihre Feindseligkeiten gegen Österreich einzustellen.

Warum hat Rußland diese Erklärung nicht schon früher abgegeben? Lediglich nur deshalb, weil es erst abwarten wollte, ob der Dreibund wirklich ernstlich einschreiten würde, und weil es durch die geheime Unterstützung seiner Schützlinge vielleicht doch irgend welche Vorteile zu erreichen hoffte.

Daß der Dreibund bisher noch keine wirklich bedeutenden Erfolge erzielt hat, liegt lediglich daran, daß er bis jetzt noch niemals als ein fest geschlossener politischer Körper aufgetreten ist. Immer war es der eine oder der andere der Dreibundstaaten, der sich die Zustimmung resp. Unterstützung der beiden anderen erst zu gewinnen suchen mußte. Wie in vielen anderen Dingen, so stecken unsere Staatsmänner und Diplomaten auch heut noch vielfach in mittelalterlichen Anschauungen. Für sie eristiert z. B. auch zur Zeit noch keine höhere politische Organisation, als der Staat. Die Idee, daß es politische Verbindungen geben kann, die aus vollständig selbständigen Staaten bestehen, die sich aber zur besseren Wahrung ihrer Interessen verbunden haben, und die, wo es die Verhältnisse erfordern, ihren Gegnern nicht einzeln, sondern stets geschlossen gegenübertreten, liegt diesen Politikern noch ganz fern. Sie verstehen wohl,

einen einzelnen Staat zu vertreten und dessen Kräfte zu gebrauchen, aber eine ganze Gruppe von Staaten zu leiten, das haben sie noch nicht bewiesen. Zu diesen letzteren gehörte s. Zt. sogar auch der hochgelehrte bekannte Führer der preußischen Konservativen — Stahl. —

Um deutlich zu zeigen, um was es sich hier handelt, sei folgender militärischer Vergleich gestattet: es kann ein Offizier der tüchtige Führer eines Regimentes sein, der dieses gut zu führen und zu gebrauchen versteht, dessen Fähigkeiten aber nicht ausreichen, um gleichzeitig drei Regimenter zweckentsprechend zu verwenden.

Hier, wo die Verhältnisse schnell wechseln können, und wo die entsprechenden Entschlüsse oft ganz plötzlich gefaßt werden müssen, ist Geistesgegenwart und schnelles Denken erforderlich. Der Führer genießt aber den großen Vorteil, daß seine Befehle unweigerlich ausgeführt werden müssen. Anders ist es natürlich, wo es sich um die politische Leitung von mehreren Staaten handelt. Dort wird sich dies jedenfalls nicht anders erreichen lassen, als daß sich die verbündeten Staaten bereits vor dem Abschluß des Bündnisses über die Hauptgrundsätze ihrer gemeinsamen zukünftigen Politik geeinigt haben. Selbstverständlich ist dieses nicht so bequem, als wenn man nur zu befehlen braucht.

Dafür ändern sich aber auch die politischen Verhältnisse niemals so schnell, als die militärischen, und die Leiter des betreffenden Bundes werden stets hinreichende Zeit finden, die erforderlichen Maßregeln in aller Ruhe erwägen zu können. Jedenfalls wird mit diesem Verfahren keine Übereilung, sondern weit mehr eine konsequente nnd stetige Entwickelung verbunden sein.

Mag der gegenwärtige Krieg ein Ende nehmen, welches er wolle, so ist wohl jedenfalls so viel vorauszusehen, daß die Türkei ihren Besitz in Europa bis auf Konstantinopel nebst Zubehör wird abtreten müssen. Fraglich kann füglich nur sein, in welcher Weise die europäische Türkei an die christlichen Staaten verteilt werden wird.

Bei Ausbruch des Krieges sprach das Verhalten Rußlands entschieden dafür, daß es auf eine Schwächung sowohl der Türkei, wie der vier verbündeten Staaten rechne. Die Annahme lag demnach sehr nahe, daß es hierdurch seinen Einfluß auf beide Parteien erheblich vergrößern und seine Machtstellung in den Augen der Südslaven erhöhen würde.

Da kam aber eine plötzliche Überraschung. Die Türken zeigten sich nämlich sehr viel schwächer und die Verbündeten sehr viel stärker, als erwartet war. Während Rußland mit Sicherheit darauf gehofft hatte, dereinst auf die Unterstützung der vier Balkanstaaten rechnen zn dürfen, zeigt sich jetzt gegen Ende des Krieges, daß sowohl Bulgarien wie Albanien seinen Händen entschlüpfen werden. Man kann also nicht mit Unrecht sagen, daß in diesem Falle die

russische Politik eine Zeit der Enttäuschungen erlebt hat, und daß es sich in seinem Einfluß auf die Balkan-Halbinsel in Zukunft wohl nur auf Serbien und Montenegro wird beschränken müssen.
Eine ähnliche Täuschung, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, hat Deutschland erlebt. Hier war nach der natürlichen Lage der Dinge nur anzunehmen, daß Deutschland der Türkei seine erzieherische Unterstützung nur in der Hoffnung gewährt hat, in einem Kriege gegen Rußland auf die Unterstützung einer wirklich kriegsbrauchbaren türkischen Armee rechnen zu können.
Nachdem sich aber deutlich gezeigt hat, daß die offensive Leistungsfähigkeit derselben eine nur sehr mäßige ist, ist diese Hoffnung ebenfalls sehr verringert worden. Nebenbei hat sich dabei gezeigt, daß es der Türkei bei der Heranziehung von deutschen Lehrmeistern nicht daran gelegen war, sich eine gute Armee zu schaffen, sondern daran, das Wohlwollen Deutschlands und seine diplomatische Unterstützung zu gewinnen.
Nachdem Deutschland diese Erfahrungen gemacht hat, ist kaum anzunehmen, daß es sein politisches Verhalten der Türkei gegenüber in dem bisherigen Sinne fortsetzen wird.
Auf eine wirkliche Unterstützung durch die Türkei hätte Deutschland überhaupt auch in Zukunft nicht zu rechnen, da erstere, wenn auch von dem sie nur schwächenden europäischen Besitze befreit, doch bereits zu korrumpiert ist, um eines wirklichen Aufschwunges fähig zu sein.
Fragt man sich nun, was werden wohl die Folgen des gegenwärtigen Krieges sein, so läßt sich die Beantwortung, ohne gar zu viel dabei zu wagen, wohl kurz in Folgendes zusammenfassen.
Zunächst werden, nachdem erst allgemeine Ruhe eingetreten sein wird, sich die Völker und die Regierungen der Großstaaten wie von einem schweren Alp befreit fühlen. Sie werden sehr zufrieden sein, daß der schon so lange befürchtete orientalische Krieg ohne einen Krieg derselben untereinander abgelaufen ist.
Wie nach jedem Kriege, wird auch in diesem Fall ein großer wirtschaftlicher Aufschwung eintreten. Besonders groß und schnell wird aber die kulturelle Entwickelung derjenigen Balkanstaaten sein, die von germanischen Fürsten regiert werden, wie Bulgarien, Griechenland und Albanien.
Einen großen Erfolg wird England erreicht haben. So viel darüber bis jetzt bekannt ist, hat dasselbe während des Krieges mit der Türkei Verträge abgeschlossen, durch die es Eisenbahn-Konzessionen auch in Syrien und Arabien erworben hat.
Da ihm dergleichen Rechte auch im Süden von Persien zur Verfügung stehen, so ist ihm nunmehr die Gelegenheit geboten, eine feste Landverbiudung zwischen Indien und der Ostküste des mittelländischen Meeres resp. mit Ägypten

herzustellen. Es wird von jetzt an also nicht mehr auf die Benutzung des Seeweges durch den Suez-Kanal allein angewiesen sein.
Nicht unwahrscheinlich ist es, daß mit der Zeit Syrien und Arabien in eine ähnliche Stellung zu England geraten werden, wie dieses mit Ägypten der Fall ist.
Italien und Österreich und auch Griechenland werden ihre Flotten verstärken und es dadurch England wünschenswert machen, sich mit diesen Staaten auf einen freundschaftlichen Fuß zu stellen, um vor Beunruhigungen seines Seeweges zwischen Gibraltar und dem Suez-Kanal sicher zu sein. Ein Grund mehr für den Anschluß Englands an den Dreibund.
Wenn auch mit diesem Kriege die orientalische Frage, so weit es sich um Europa handelt, in der Hauptsache als gelöst zu betrachten ist, so bleibt es doch zu bedauern, daß die Stadt Konstantinopel nicht eine christliche Regierung erhalten hat und ein von der Türkei ganz unabhängiger, selbständiger Staat geworden ist. Hiermit wäre wenigstens, was Europa betrifft, mit der orientalischen Frage ein wirklich reiner Tisch gemacht worden.
Für jeden Föderalisten muß es eine sehr erfreuliche Erscheinung sein, wie vielfach die Interessen von England und Deutschland übereinstimmen, und daß es eigentlich nur eines geringen gegenseitigen Entgegenkommens bedarf, um auch die sich etwa noch zeigenden Differenzpunkte friedlich auszugleichen.
Jedenfalls ist das wirksamste Mittel, die hier vorgeschlagenen Aufgaben zu lösen, die Befolgung des föderativen Prinzips.

Heinz Welten:

In Dalekarlien.

Als ich von Upsala gen Riittvik fuhr, ins Land der Dalarner hinein, das sie im Auslande Dalekarlien nennen, in die schönste Provinz des ganzen Schwedenlandes, da gesellte sich mir im Eisenbahnwagen ein Gefährte zu, ein schwedischer Großkaufmann, der wie viele Stockholmer seine Sommerfrische am Ufer des Siljansees in Dalarna verbringen wollte, und der gar gut zu erzählen wußte vom Land und seinen Bewohnern. Es ist ein kerngerader, trutziger Volköstamm, der dort oben haust am Siljansee, dem „Auge von Schweden", wie die Dichter ihn nennen. Es ist ein Volk, das noch zäh und fest an seinen Traditionen hält und an dem, was es einmal für recht und billig erkannt hat. Für Karl Knutson hatten sie einst gekämpft, die Dalekarlier, und für die drei Stuarts und nicht

wenig Dalarnerblut war in den Befreiungskriegen geflossen für Gustaf Eriksson Wasa, der den Ruf des Landes begründete.

„Sie kannten keinen Sklavendienst, noch Liebedienerei
und saßen stolz wie Könige im eignen Hause frei."

also singt Karfeldt von den Männern Dalarnas, das mehr als einmal zum Wetterwinkel wurde, von dem aus die Blitze ins Land zuckten und die Kriegsfackel entzündeten. Doch auch die Befreiung des ganzen Landes von der Tyrannei des Unionskönigs ging von Dalekarlien aus und selbst Gustaf Was«, der Befreier, dem sie in Mora ein wunderschönes Denkmal setzten, lernte den stolzen Sinn der Dalarner kennen, als er die Zügel der Regierung zu fest anzog nach ihrer Ansicht.

In diesem Sinne äußerte sich mein redseliger Reisegefährte, indes der Zug Gäfle zustrebte, der Hauptstadt Norrlandes, von wo die Bahn an Falun und seinen Kupfergruben, der „Schatzkammer Schwedens" vorüber fährt, vorbei an herrlichen, waldumsäumten Seen, ins Land der Dalarner hinein. Weiter brauste der Zug, indes mein Begleiter, aus der Vergangenheit in die Gegenwart hinübereilend, mir berichtete, vom Lande und seinen Bewohnern. Er hatte mir zu Liebe in der dritten Wagenklasse Platz genommen, obgleich sein Billet ihm ein Anrecht auf die zweite Klasse gab. Allein ich fahre im Auslande mit Vorliebe in der niedrigsten Klasse. Nur dort kann man auch während der Fahrt seine Studien machen und die Einwohner kennen lernen. Das Publikum der zweiten — und vollends das der ersten Klasse — ist uniform, sich überall gleichbleibend. Ob ich im Erpreßzuge erster Klasse von Rom nach Neapel, von Konstantinopel nach Budapest oder wohin sonst immer fahre, stets werde ich die gleichen Menschen treffen, die Ladys und Gentlemans mit Rohrplattkoffern, Krokodilledertaschen, mit Kodak und Triöder. Doch in der dritten Wagenklasse, da reist das Volk; da trifft man auf Menschen, denen man sonst nirgend wo begegnen könnte. Und da eine längere Eisenbahnfahrt bald mitteilsam macht, kann man hier die allerschönsten Studien machen, sofern man der Landessprache einigermaßen mächtig ist.

Die Höflichkeit, die dem Schweden gleichsam angeboren ist, hatte meinen Reisegefährten, den ich während der Fahrt auf dem schmalen Korridor vor den Coupes kennen gelernt hatte, veranlaßt, seinen Platz aufzugeben und sich zu mir in die dritte Klasse zu setzen. Eine junge Frau mit einem Säugling, dem sie just die Brust reichte, saß mir gegenüber. Mein liebenswürdiger Cicerone, der mich auf manche Sehenswürdigkeit während der Fahrt aufmerksam machte, fuhr in der Schilderung Dalekarliens fort, plauderte vom Lande und seinen stolzen Bewohnern, die noch jetzt zäh am Althergebrachten hängen. „Iedes Kirchspiel hat seine eigene Tracht, jeder Flecken seine eigenen Sitten und Gebräuche, selbst seinen eigenen Dialekt, so daß es dem Pfarrer der Kirche zu Rättvik, wo sie allsonntäglich zusammenkommen, nicht eben leicht ist, sich ihnen allen verständlich

zu machen. Aber ein wunderhübsches Bild ist es, wenn sie alle am Sonntag in ihren eigenartigen, langgeformten Kirchbooten, in ihren bunten kleidsamen Trachten, zur Kirche fahren, ein Bild, das sich kein Fremder entgehen lassen sollte und das schon manch ein Maler auf die Leinwand zu bannen versuchte."
Und da wir just bei den Malern waren, erzählte mir mein redelustiger Begleiter eine kleine Geschichte, für deren Wahrheit ich ihm die Gewähr überlassen muß.
„War da ein Malersmann aus Stockholm, ein frisches, junges Blut, der allsommerlich nach Dalarna zog, um die schönsten Motive dieser gottbegnadeten Landschaft mit Pinsel und Farbe auf seine Leinwand zu zaubern. Alle Bewohner des Landes kannten ihn und alle schätzten ihn; denn er kam allsommerlich, sprach ihre Dialekte und wußte sich in Sitten und Bräuchen ihnen so anzupassen, daß sie ihn wohl für einen der Ihrigen halten konnten. Er wohnte bei einem alten Ehepaar, dessen einziges Kind Inge war, das schönste Mädchen von ganz Dalekarlien." Aha, sagte ich, denn nun konnte ich mir die Fortsetzung denken.
Allein der Erzähler schüttelte den Kopf. „Nein, so war es nicht. Wohl hatte Inge den fremden Maler ganz gern. Aber ihr Herz wurde durch ihn nicht geweckt. Es schlief noch den Kinderschlaf seiner sechzehn Jahre. Hier oben in Norrland sind die Mädchen mit sechzehn Jahren noch Kinder und fühlen auch als solche. Und darum wurde ihr weibliches Schamgefühl auch nicht sonderlich erregt, als der Maler sie eines Tages bat, ihm Akt zu stehen. Er wollte sie a» Siljansee malen, kurz vor dem Bade; an eine Birke sollte sie lehnen und mit dem einen Fuße den Wasserspiegel berühren, um die Kälte des Wassers vor dem Hineinsteigen zu prüfen. Der blaue, wundersame See, umsäumt von dunklen Nadelwäldern und lichten Birken und inmitten des Bildes der zart« lichtweiße Mädchenkörper, der sich blendend vom dunklen Hintergrunde abhob, über allem aber die rosig-weichen Strahlen der erwachenden Morgenröte, fürwahr! das mußte ein Bild werden, wie wenige.
Inge war sofort mit dem Plane einverstanden. Sie freute sich schon auf das hübsche Geschenk, das ihr der Maler im nächsten Sommer zur Belohnung aus Stockholm mitbringen wollte; vielleicht war auch etwas Eitelkeit mit im Spiele, daß just sie für schön genug befunden worden war, um gemalt zu werden."
Ungläubig schüttelte ich den Kopf und unterbrach den Redner: „Und das Schamgefühl, das natürliche Schamgefühl des Weibes, das sie stets hindern wird, sich vor einem fremden Manne zu entblößen?" Doch mein Begleiter ließ mich den Satz kaum vollenden: „Inge war ja noch ein Kind! Auch vergessen Sie nicht, daß wir in Schweden sind und nicht bei Ihnen zu Hause, wo die Herren Frack und Lackstiefel anziehen, wenn sie ins Familienbad gehen, und die Damen im Bade mehr Kleider anhaben, als auf einem.Balle; wo die Scheu, ein Stückchen nacktes Fleisch zu zeigen, schon so groß ist, daß man kaum die Nasenspitze mehr entblößen kann. Sie werden ja in unseren Seebädern baden und können mir dann erzählen, wie oft Sie Menschen mit Badehosen getroffen haben. Und doch

tönnen Sie, während die Männer baden, auch gelegentlich Frauen oder Mädchen in der Nähe des Strandes treffen, ohne daß diese sich sonderlich dadurch geniert fühlen würden. Bei uns kümmert sich in solchen Fällen keiner um den anderen und niemand läßt sich die Freude an einem schönen durchgearbeiteten Körper durch erotische Nebengedanken vergällen. Wir ziehen es vor, den Menschen vom Alkohol frei zu machen, der Quelle aller Unsittlichkeit, im übrigen aber ihn mit Sittlichkeitsparagraphen nicht sonderlich zu behelligen. Denn schließlich ist der Anblick des nackten Körpers doch nur eine Gewohnheitssache und nur das Verbotene, das gewaltsam Verhüllte wirkt unsittlich und aufreizend."

Mein Begleiter hatte sich ordentlich ereifert und ich zog es vor, ihn nicht wieder zu unterbrechen. „So mochte denn, fuhr er fort, auch Inge denken, wenn sie überhaupt darüber nachdachte. Sie war wohl, wenn sie mit Freundinnen im Siljansee badete, schon mehr als einmal von Burschen überrascht worden, ohne daß ihr Kindergemüt sonderlich dadurch beeinflußt worden wäre. Sie wurde ihrem Maler ein pflichttreues Modell und stahl sich morgens zeitig aus der Kammer, um zum See zu eilen. Wollte sie doch mit dem ihr in Aussicht gestellten Geschenk später die Eltern überraschen. Allein es kam anders. Noch im Winter gelangte das Bild „badendes Mädchen am Siljansee" in Stockholm auf die Ausstellung, erhielt dort die große goldene Medaille und wurde als das schönste Bild der Ausstellung durch zahllose Reproduktionen in Zeitungen und Zeitschriften über das ganze Land verbreitet. Eine von diesen Reproduktionen kam auch nach Rättvik; dort erkannte man sofort Inge auf dem Bilde wieder und nun war des Lachens und Spottens über das nackte Mädchen kein Ende. Der Spott war nur gutmütig gemeint gewesen; denn niemand fand etwas Arges dabei, allein Inge nahm ihn sich doch zu Herzen, und eines Morgens, just an dem Tage, da der Maler seine Wiederkehr anzeigte, trieben die Wellen des Siljansees ihre Leiche ans Ufer."

Der Erzähler hatte geendet. Die junge Frau, die mir gegenüber saß, hatte aufmerksam zugehört. Es wurde still im Coup6, das nur von den rhythmischen Stößen des Zuges leise erzitterte. Niemand mochte mehr sprechen. Im Vierzig-Kilometer-Tempo (für schwedische Bahnen eine respektable Geschwindigkeit) fuhren wir dahin. Hochgelegene Seen, über denen die sich gen Westen neigende Sonne glitzerte, tauchten zur Rechten auf; Anhöhen kamen und verschwanden am fernen Horizont gleich Waldkulissen, die vorgezogen und wieder weggeschoben werden. Hinter Brosen senkte sich die Bahn; bei Vägärde zeigte sich, unmittelbar hinter einer Krümmung, zur Linken ein entzückender Ausblick auf einen wundersamen See, an dessen Ufern wir jetzt entlang fuhren. Die junge Frau mir gegenüber setzte den Säugling ab, knöpfte die Bluse zu und wies mit dem rechten Zeigefinger hinaus: „Dort liegt der Siljansee und dies hier — sie zeigte mit Stolz auf ein kleines Anwesen, das eben auftauchte — dies ist mein Haus."

Die junge Frau, eine mittelgroße Blondine mit sehr hellen Haaren und freundlich blauen Augen, so wie man sie dort zu Lande häufig findet, trug drei glatte, goldene Ringe am rechten Zeigefinger. War sie schon eine Witwe und was bedeutete der dritte Ring? Mein Begleiter, der froh war, den Cicerone spielen zu können, gab mir bereitwilligst Auskunft. „Die Frau ist keine Witwe, sondern im Gegenteil recht glücklich verheiratet. Den ersten glatten Reif bekommen bei uns die jungen Mädchen vom Bräutigam zur Verlobung, den zweiten zur Vermählung und den dritten als junge Mutter, doch nur dann, wenn das Erstgeborene ein Sohn ist. Das ist eine recht hübsche, altschwedische Sitte; aber leider kommt sie immer mehr und mehr ab. Sie ist nicht mehr „modern". Nur in den alten Provinzen findet man sie noch, darunter natürlich auch in Dalarna, das so zäh am Alten hängt."

Eine helle, weite, rundbebaute Gegend öffnet sich vor uns; nördlich und östlich senkt sie sich vom Rättviken herunter. Donnernd fährt der Zug über eine Stahlbrücke, die die Ena überspannt. Dann halten wir in Rättvik.

Rättvik am Siljansee! Welcher Maler wüßte die Farben zu mischen, die dieses landschaftliche Kleinod auf die Leinwand zaubern könnten! Welche Sprache wäre reich genug, seine Schönheit in Worten zu erschöpfen? Die schönsten Gegenden in Schweden weist Dalekarlien auf und dieses wieder findet seinen Höhepunkt in den Gestaden des Siljansees. Von allen schönen Ortschaften am Siljansee aber gilt Rättvik als die allerschönste, Rättvik, das kleine, liebliche Rättvik, dessen weißes Kirchlein auf einer Landspitze in den See hinausragt.

Geht mit hinauf zum Siljansee im Takt des Dalarmarsches!
Geht mit, beschaut die Lande, wo Kirchen stehn am Strande,
So glänzend, wie die Lilie in ihrer weißen Pracht!

So singt Karfeldt sein Dalarnerlied. Es sagen die Leute, daß jeder, der in die Fontana Trevi zu Rom einen Soldi geworfen habe, unfehlbar noch einmal zur heiligen Stadt zurückkehren müsse. Auch ich warf das Kupferstückchen in den berühmten Brunnen und möchte, ach wie gern! noch einmal die mächtige Kuppel von St. Peter schauen, wenn die letzten Strahlen der Abendsonne sie vergolden, möchte vom Pinzio herabschauen auf das bunte Gewimmel am Korso und möchte wieder die Schatten vergangener Jahrtausende heraufbeschwören auf dem Forum Romanum. Doch noch weit lieber möchte ich noch einmal hinaufziehen zum Siljansee mit Menschen, die ich liebe, und möchte ihnen die Schönheiten des Talarner Landes weisen, die ruhige, harmonische Schönheit der Landschaft, die weichen langen Linien, die üppigen Farben und die unendlichen Perspektiven in dieser so wundersam klaren Luft, da alle Entfernungen verschwinden. Da stehen prächtige rote Häuser zwischen luftigen Birken, da dunkle Nadelwälder, wohl« bestellte Felder und Fluren, die in kleine, zahlreiche Quadrate geschnitten sind.

Jeder Schritt auf dem Wege bietet einen neuen Fernblick, ein neues Bild, und
jedes ist wert, in einen köstlichen Rahmen gefaßt zu werden.
Die historische Bedeutung Rättviks, die das Dorf den Schweden so wichtig
macht, da Gustav Wasa von hier seinen Flug in die Welt unternahm, mag uns
Deutsche nur wenig kümmern. Aber die landschaftliche Schönheit des Ortes
nimmt uns gefangen und nicht zum wenigsten fesselt uns auch die anmutige Tracht
der Bewohnerinnen. Die quergestreifte bunte Schürze über dem roten Rock mit
der hohen schwarzen spitzen Mütze, jenes „echt schwedische Nationalkostüm" ist in
Rättvik zu Hause, und bildhübsch sehen sie darin aus, die jungen Dalekarlierinnen.
In Mora tragen die Mädchen keine Mützen, sondern Tücher, in Leksand Hauben,
anderwärts grüne oder blaue Röcke. So hat jedes Dorf seine eigene Tracht und
jede Tracht ist schön; doch die von Rättvik ist die allerschönste. Auch auf unseren
Kostümbällen ist sie recht häufig vertreten, die Tracht der Mädchen von Rättvik.
Nur wissen unsere Damen meist nicht, daß die angeblich quergestreifte Schürze
gar keine Schürze, sondern die Vorderbahn des Rockes selbst ist, und daß zur
hohen spitzen Mütze eine entsprechende Haartracht gehört, ein blonder, von
schwarzem Bande durchflochtener Zopf, der rings um das Hinterhaupt gelegt
wird und der Mütze erst den rechten Abschluß gibt.
Am Abend, da wir der Dorfjugend beim Tanze zuschauten, hatten wir
Gelegenheit genug, diese Trachten zu studieren, die schmucken, hochgewachsenen
Mädchen, und die Burschen in ihren gelben, langen Röcken, von denen rote
Quasten herabhingen. Man hatte auf eine Waldlichtung Bretter gelegt; das
war der Tanzplatz; auch ein kleines Podium hatte man errichtet für die drei Musi-
kanten, denen eine kleine Öllampe ein bescheidenes Licht bot. Für die Tänzer
selbst war jede künstliche Beleuchtung überflüssig, denn fast taghell war es in der
Nacht. Wir sind ja nur noch wenige Bahnstunden vom Lande der Mitternachts-
sonne entfernt und schon hier in Rättvik sind die Sommernächte so hell, daß man
bei Beginn der Saison aus den elektrischen Lampen die Birnen herausschraubt.
Wer wollte wohl auch Licht brennen in diesen Nächten, die dem Tage kaum etwas
nachgeben an Helligkeit?
Am nächsten Morgen sollte mich das Dampfboot, das von Leksand kommt,
über den See nach Mora bringen. Die Fahrt über den Siljansee währt zwei bis
drei Stunden und ist so schön, daß man sie stets in der Erinnerung behält. Auf
dem Schiffe traf ich einen alten Bekannten wieder, einen Berliner Chemiker, den
ich schon in Stockholm kennen gelernt hatte. Er gehörte zu jenen unglücklichen
Menschen, die bei jeder Gelegenheit einen Witz machen müssen und die krank werden,
wenn sie diesen Witz dann nicht rechtzeitig an den Mann bringen. Ich habe mir
sagen lassen, daß es sehr schädlich sein soll, mit einem Witz, den man nicht los-
werden kann, lange herumlaufen zu müssen.
Der kleine Chemiker, der kein schwedisch verstand und darum ganz einsam
auf dem vollbesetzten Schiff war, stürzte glückselig auf mich zu: „Ach. Da sind

Sie ja auch wieder. Jetzt können wir doch wieder ein wenig miteinander plaudern. Denken Sie doch, mein ganzes Geld ist schon alle, und nun muß ich bis hinauf nach Boden fahren, um mir dort welches zu holen." Ich tat ihm den Gefallen und stellte die sehnlichst erwartete Frage: „Aber was wollen Sie da in Boden. Haben Sie sich dorthin Geld bestellt?" Dankbar drückte er mir die Hand; endlich konnte er seinen Witz los werden: „Nein, dieses nicht. Aber in Boden gibt es ja Bodenkredit."

Entsetzt entriß ich ihm meine Hand und eilte an die Spitze des Schiffes, doch schon war er wieder an meiner Seite. „Hat es sehr wehgetan? Wo fahren Sie übrigens hin?"

„Ich will nur nach Mora fahren und dort einige Tage bleiben." Mora, in der nördlichen Bucht des Siljansees, ist einer der bedeutendsten Handelsplätze von Dalarna. Große Holzstapel werden hier zusammengetrieben, die vom Orsasee und vom Oesterdalelf heranschwimmen. Wunderschön ist das Wasadenkmal von Mora, das Gustaf Wasa auf einem Felsblock im Dalarnergewand als Jüngling zeigt, im weißen zugeknöpften Flauschrock mit Gürtel und Gamaschen, wie er die berühmte Ansprache an die Bauern von Mora hielt. Wenige historische Denkmäler können sich diesem an die Seite stellen, das so einfach ist, so schlicht, so anspruchslos mitten am Wege steht und doch so gewaltig wirkt.

All dies erzählte ich dem jungen Chemiker, indes das Dampfboot an den waldbesaumten Ufern entlang fuhr und immer neue, schönere Bilder sich vor unserem Auge entrollten. Doch der Jüngling hörte nur mit halbem Ohre zu, und unschwer war an seinem Mienenspiel zu erkennen, daß es gewaltig in seinem Kopfe arbeitete. Jetzt hält der Dampfer vor Mora. Ich nehme meinen Koffer, um auszusteigen; da packt im letzten Moment der Jüngling meinen Arm und ruft: Bleiben Sie nicht zu lange in Mora; der Aufenthalt ist gefährlich! Und, da der Dampfer schon wieder abstößt, klammert er sich ängstlich an das Schiffsgeländer und ruft mir nach: „Denken Sie daran: ?erieu!uiu in)lor».' Dann setzt er sich beruhigt nieder, indes der Dampfer weiterfährt gen Qrsa.

F. L. Gras v. Voltolini:
Ein Reformator des Islams.
Durch die Welt des Islams geht in unserer Zeit ein merkwürdiges Sehnen
nach einer Reformation. Die Sucht der Iungtürken, den Islam der europäischen
Kultur anzupassen, hat auf religiösem Gebiete, was vielfach bei der Beurteilung
der ganzen Bewegung außer acht gelassen wird, nur bei solchen Elementen Bei-
fall gefunden, welche innerlich überhaupt schon mit dem Islam zerfallen waren.
Dagegen hat das jungtürkische Vorgehen die Getreuen der Lehre Muhammeds
nur um so mehr bestärkt, daß eine Reform des Islams nicht im Sinne einer
Verwässerung seiner Gesetze und Lehren, sondern im Gegenteil im Sinne einer
intensiven Beobachtung derselben, sowie eines innigeren Eingehens auf den
geistigen Kern der Lehre nötig ist. Das wissenschaftliche Zentrum dieser Be-
wegung ist heute die Universität Kairo. Die praktische Durchführung der refor-
matorischen Idee hat aber ihr Zentrum nicht dort, sondern in den von dem Ein-
fluß Europas bisher völlig entrückten Gegenden des inneren Nordafrika.
Erst durch den Tripoliskrieg der Italiener ist über die Reformbewegung
und ihren Umfang manches in weitere Kreise gedrungen und das Haupt der
Bewegung, den man als Sektenmahdi schilderte, der sog. „Groß-Senussi", wie
ihn die Italiener nennen, erhielt sogar eine große politische Bedeutung während
dieses Krieges. Die Bezeichnung der Senussen als Sekte ist jedoch insofern nicht
richtig, als die Senussen sich keineswegs von dem Gesamtislam separieren, viel-
mehr in demselben ein neubelebendes und kräftigendes Element sein wollen. Was
aber den Schöpfer dieser Bewegung uns so außerordentlich interessant macht, das
ist einerseits das Mysterium, das seine Person umgibt, andererseits der fast über-
menschlich erscheinende Einfluß seiner Person und zwar nicht nur bei seinen
direkten Anhängern, sondern in der ganzen weiten muhammedanischen Welt.
Gleich wie Lhassa, die geheimnisvolle Hauptstadt Tibets, allen Buddhisten heilig
ist, so genießt heute in der Welt des Islams das Land El Giuf mit der Haupt-
stadt Kufra, wo unnahbar allen Ungläubigen der Mahdi der Senussen, der Re-
formator des Islams, der Prophet unserer Tage, Sidi Ahmed Ali, seinen Hof
hält, den Ruf der Heiligkeit. Die Macht dieses Mannes, der durch sein bloßes
Wort sowohl die schlauen Araber wie die wilden Söhne der Wüste, die Beduinen
und Tuarregs Nordafrikas, beherrscht, hat daher diesen zu einem legendenhaften
Wesen und Kufra zu einer Stadt voll geheimnisvollen Zaubers gemacht.
Was ist doch während des Tripoliskrieges nicht alles über das Geheimnis
von Kufra, den Senussenmahdi, seine Macht und seine Absichten, seine Kriegs-
heere und seine Reichtümer gefabelt und geschrieben worden! Erst heute, nach-

dem die ersten Friedensmonate in Libyen einen innigeren Verkehr der Europäer mit den arabischen Notabeln möglich machten, ist man einigermaßen dem Geheimnisse von Kufra näher gekommen. Das Resultat ist deshalb so außerordentlich interessant, weil sich nach dem Wegfall der phantastischen Legenden herausstellte, daß der Senussenmahdi im Gegensatz zu jenem blutigen Mahdi des Sudans, der den Engländern so manche Niederlage beibrachte, kein Krieger ist, sondern nur durch die Kraft seiner Persönlichkeit und sein bloßes Wort seine außerordentliche Macht über Millionen ausübt. Solch eine machtvolle, einzigartige Persönlichkeit verdient es, daß wir uns mit ihm und seinem geheimnisvolle» Lande, in dem er unumschränkt gebietet, eingehender beschäftigen. Wenn man behauptet, daß Kufra verhältnismäßig nahe der neuen italienischen Kolonie liegt, so bezieht sich dies natürlich nur auf nordafrikanische Entfernungsverhältnisse, denn Kufra liegt volle 20 Tagereisen südlich von Bengasi, dagegen 25 Tagereisen südwestlich von Kairo und 45 Tagereisen nördlich von Wadai. Auf den Karten findet man Kufra meist recht willkürlich eingezeichnet; die Tagereisen der Araber sind eben ein sehr elastischer Begriff, und so wird die genaue Bestimmung seiner Lage erst der Zukunft vorbehalten sein, wenn Europäer Kufr» erreicht haben werden. Gerhard Rohlfs kam zwar 1879 bis in die Nähe der Stadt, wurde aber, ehe er sie erreichte, von den feindlichen Beduinenstämmen zum Rückmarsch gezwungen. Auch ist die Bedeutung Kufras als Sitz des Senussenmahdis überhaupt erst in den letzten Jahrzehnten so groß geworden, daß sie ein höheres Interesse als andere Oasen hervorruft. „Von den Wassern des Atlantischen Ozeans bei Agadir und Tanger bis zum Persischen Meerbusen und weit nach Indien hinein wird das Wort des Senussenmahdi mit heiliger Ehrfurcht verehrt" — so versichert der Scheich Mohamed ben Osman in Bengasi, und in der Tat konnte man sich in diesen Tagen gelegentlich des feierlichen Empfanges, den der Sultan den Gesandten des Senussenmahdi in Stambul zuteil werden ließ, überzeugen, daß auch der Kalif die Bedeutung dieses neuen Propheten nicht verkannt hat! Derselbe Scheich Mohamed, dessen hohes Ansehen in der ganzen Cyrenaika sein Wort über jeden Zweifel erhebt, hat auch über das geheimnisvolle Reich von Kufra ausführlich berichtet.

Die Entfernung von Bengasi nach Kufra umfaßt, wie oben erwähnt, volle zwanzig Tage mühseliger Karawanenreise. Von diesen fallen jedoch nur die vier ersten Tagereisen auf das ehemalig türkische, im Lausanner Frieden an Italien abgetretene Gebiet der Cyrenaika, an deren Grenze Belled Gelad, eine starkbevölkerte Oase, liegt, ehemals die ständige Garnison eines türkischen Bataillons, das hier die Grenzwacht gegen die unbekannten Länder des Südens hielt. Trotz der guten Beziehungen zwischen dem Mahdi der Senussen und dem Padischah von Stambul widersetzte sich der erstere bisher stets aufs entschiedenste dem Einrücken türkischer Truppen in die als sein Reich prätendierte Zone südlich Belled Gelad, welche durch einen breiten Wüstengürtel von der Cyrenaika getrennt ist.

Endlos dehnt sich hinter Bellet, Gelad die gelbe Wüste aus, kein Halm entsproßt auf Meilen und Meilen dem Boden, kein Wasserlauf zeigt sich in den Tälern dieser Dünen! Erst nach vier mühseligen Tagereisen durch diesen ersten Wüstengürtel tritt man in eine Landschaft, in welcher anfangs eine dünne, dann immer dichter werdende Grasnarbe den Boden bedeckt, die zahlreichen Schafherden zum Aufenthalt dient. Selbst einige Wälder, in welchen das saftige Grün der Akazie vorherrscht, haben der sonst in Nordafrika allgemeinen Holzverwüstung durch die Araber getrotzt. Doch nach zwei Tagereisen durch dieses Wald- und Weideland umfängt den Wanderer abermals die völlige trostlose Einförmigkeit der Wüste, „der zweite Gürtel, durch den Allah die heilige Stadt des Mahdi schützt", wie die Gläubigen versichern! Wiederum durchzieht die Karawane vier lange Tagereisen diese Wüstenei des zweiten Gürtels, bis endlich die Palmenwälder von Tage Bu am Horizont auftauchen. Doch vergeblich suchen wir hier die weißen Häuschen, die sonst den Oasen der Sahara ihr freundliches Aussehen geben; die Bewohner von Tage Bu sind nämlich Troglodyten, die ihre Wohnungen in die Erde eingegraben haben, und nur zwei kasernenartige Klostergebäude mit trutzigen Befestigungsmauern im südlichen Teil der Oase ragen hoch empor und bezeugen, daß hier bereits die unumschränkte Herrschaft des Mahdi begonnen hat. Auch im westlichen Tripolitanien und in einzelnen Teilen Marokkos wurden solche Troglodytendörfer gefunden, deren Anlage offenbar auf Sicherheitsgründe zurückzuführen ist. Hinter Tage Bu weist das Land wieder gewaltige Weidegründe auf, welche die Karawanen in sechs Tagereisen durchziehen, bis sie Zima erreichen. Zima ist die erste Stadt des von den Arabern als El Giuf bezeichneten „heiligen Landes" des Mahdi der Senussen. Auch hier zeigen umfangreiche Klöster den frommen Sinn der Bevölkerung. Von Zima bis Kufra, etwa vier Wegstunden, durchschneidet eine schnurgerade, fünfzehn Meter breite Palmenallee die fruchtbaren Äcker und Wiesengründe, bis sie auf dem riesigen Marktplatz von Kufra endet, der zu allen Zeiten des Jahres das einzigartig-bunte Bild eines afrikanischen Handelszentrums bietet. Erst jenseits des Marktes liegt die fast unscheinbare Stadt. Der Markt, auf dem sich die Händler des Sudans und jene von der Küste, die von Ägypten und jene vom fernen Wadai treffen und ihre Waren unter endlosem Feilschen tauschen, ist die Quelle des Reichtums Kufras und seines Herrn, des Mahdi! Kein Geld, auch nicht der sonst hier so beliebte Maria-Theresien-Taler dient auf diesem Markt als Kaufmittel, sondern der uralte Tauschhandel in der reinsten Form hat sich in Kufra bis heute erhalten. Das Kamel wird gegen den tiefschwarzen Negersklaven vom fernen Kongo vertauscht, ein Stück elenden blauen Kattuns gegen Elefantenzähne von ungeheurem Werte, eine wollene Decke gegen kostbare Straußenfedern oder Säckchen mit Goldstaub ausgetauscht! Andere Völker, andere Wertbegriffe! Südlich vom Markte erhebt sich die „heilige" Stadt, einförmige Häuschen aus Tonziegeln erbaut, und mitten in denselben, umgeben von einer zwei Meter

hohen Tonziegelmauer, das niedere, nur aus einem Stockwerk bestehende, bescheidene Gebäude, das die Residenz des Mahdi bildet. So schildern glaubwürdige Augenzeugen, die Kufra besucht haben, die Residenz desselben, während die Phantasie der Europäer bisher dieselbe zu einem Wunderpalast nach Art der Alhambra gemacht hatte! In dem einfachen Hause befindet sich auch die Moschee des Mahdi, der jedoch das typische Minaret fehlt. Der Hof des Hauses des großen Reformators ist durch eine starke Umfassungsmauer abgeschlossen, in welche eine Kanzel eingebaut ist. Kaum erscheint auf ihr der Muezzin, um die Gläubigen zur Stunde des Gebets zu rufen, so verstummt mit einem Schlage der Lärm des Marktes, alles Feilschen und Bieten wird unterbrochen durch die heilige Pflicht des Gebetes.

Die gleiche heilige Stille herrscht auf dem weiten Platze, wenn Sidi Ahmed el Ferk, der Imam des Mahdi, hier seine Predigten hält. Dann sitzen zu Füßen der Kanzel hundert und auch mehr glaubenseifrige Schüler dieser hohen Leuchte arabischer Gelehrsamkeit, und mancher schreibt die Worte des großen Predigers nach, die in Kairo allesamt gedruckt werden.

Selbst für die Gläubigen und die Jünger des Reformators ist es kein Leichtes zu ihm selbst, dem Allverehrten, zu gelangen. Selbstisolierung ist bei allen, die im Rufe besonderer Heiligkeit stehen, allzeit ein gutes Mittel gewesen, diesen Ruf noch zu erhöhen. Diesem Prinzip folgt auch Sidi Ahmed Ali, der Senussenmahdi, und überläßt die Empfänge der meisten Besucher seinem Bruder, der ihn mit dem Hinweis, daß der Reformator dem Studium und dem Gebet obliege, entschuldigt. Nur besonders durch Geburt oder Frömmigkeit ausgezeichneten Besuchern, mächtigen Scheichs, Klostervorstehern und ähnlichen Persönlichkeiten, wird ein Empfang durch den Mahdi selbst zuteil.

Dieser Empfang findet in einem einfachen, schlicht geweißten Zimmer statt, das durch kein Möbelstück geziert ist, dessen Boden nur eine Matte bedeckt. Hier empfängt Sidi Ahmed Ali, ein hochgewachsener schlanker Araber, dessen durchdringende Augen in die tiefsten Gründe der Seele des Besuchers zu schauen scheinen. In seinen Worten wie in seiner Haltung und in seinen Bewegungen liegt jene Ruhe und Überlegenheit, die nur auserwählten Kindern der Natur gegeben ist. Zumeist wird der Mahdi in den Audienzen in religiösen oder auch weltlichen Dingen um Rat befragt. Seine Antwort erfolgt mit der Sicherheit eines Urteilsspruches und enthält fast immer ein Wort des Korans als Stützpunkt oder Begründung. Seine Anhänger sagen, daß er den ganzen Koran völlig auewendig wisse. Und die Besucher scheiden von ihm in dem Bewußtsein, daß ihnen der beste Rat erteilt sei; nicht durch irgendwelche Pose, sondern durch das alleinige Wort und die der Persönlichkeit innewohnende Kraft erklärt sich dies. Und dies ist das Außerordentliche an dem Reformator. In Kulturländern wäre schließlich dieser Umstand nicht so hoch zu bewundern, aber hier in einer Gegend,

wo sonst nur das Recht des Stärkeren gilt, ist dieses Herrschen durch Wort und Keist nicht hoch genug anzurechnen.
Dieser Senussenmahdi legt sich keinerlei Herrschermacht bei, betitelt sich weder Sultan noch Emir, in seiner Stadt gibt es keine Festungswerke oder Waffen, keine Leibgarden schützen sein schlichtes Heim! Und doch gilt sein Wort als unumstößlicher Urteilsspruch oder Befehl bei allen treuen Söhnen Muhammeds. „Denn, wer je in diese glühenden Augen, die die Seele eines Jeden durchdringen, geblickt hat, fühlt sich von dem Schauer der Nähe Allahs durchdrungen", versichert der Scheich Mohamed Ben Osman.
Die Wirksamkeit des Mahdis vollzieht sich am einflußreichsten durch die Klöster, dann aber auch durch die in der Welt lebenden Angehörigen der Bruderschaft. Während die Klöster sich auf Nordafrika und Arabien beschränken, findet man die freien Glieder der Bruderschaft bis nach Indien, nach Südafrika und bis zu den islamitischen Tartarenstämmen. Alle Genussen verbindet die Verpflichtung der unbedingten Hilfeleistung untereinander. Weitere die Senussen von den übrigen Gläubigen unterscheidende Vorschriften, die von Sidi Ahmed ausgehen, sind das Verbot des Streites und des Tabakrauchens sowie die strengste Beobachtung des vom Koran gebotenen Gesetzes der Enthaltung jeglichen Alkohols. Im übrigen lehrt Sidi Ahmed den Seinen nur die Lehre des Korans im reinen primitiven Sinne. Hinsichtlich der Propaganda schreibt er nur vor, daß die Senussen alle Korangläubigen zu intensiver Beobachtung der Satzungen des Propheten und zu stetem Gebet anfeuern sollen!
Am vollkommensten sind die Ideen des Mahdi in den Klöstern der Bruderschaft zur Durchsetzung gekommen. Hier ist noch die Gemeinsamkeit alles Besitzes als besondere Lebensregel hinzugekommen und hat diesen Klöstern zu großem Reichtum verhelfen. Nach einer oberflächlichen Schätzung befinden sich allein in dem Bezirk des italienischen Gouvernements Bengasi über dreihundert solcher Klöster, darunter viele von dreihundert und mehr Insassen. Das reichste aller Senussenklöster ist jenes von Zerebub, dessen Riesenbau mehr als achthundert Mönche beherbergt. Dieses Riesenkloster liegt nordwestlich von Kufra in einer Oase, über welche das Kloster das Besitz- und Souveränitätsrecht ausübt.
Im Vergleich zu der frivolen Haltung der Iungtürken und der durch sie heraufbeschworenen Agonie des Muhammedanismus in Europa, überrascht es dort in den sonndurchglühten fernen Oasen der libyschen Wüste unter dem Einfluß dieses eigenartigen Reformators die innere Kraft des Islams noch einmal in einer neuen Frische sich erheben zu sehen, als eine geistige Macht, die durchaus das vielverbreitete Urteil der nahen Auflösung des Islams entkräftet. Ist nun dieses Wiederaufleben des Islams in der Senussenbruderschaft sicher ein interessantes Phänomen und berührt uns der Reformator selbst durch die Kraft seiner Persönlichkeit, durch seine Betonung von Friedens- und Nächstenliebe sympathisch,

so dürfen wir doch nicht vergessen, daß Sidi Ahmed Ali voll und ganz in Vorstellungen wurzelt, die unsern modernen europäischen Kultur-Anschauungen absolut widersprechen. Auf dem weiten Marktplatz von Kufra, vor dem Hause dieses neuen Propheten des alten Islams spielt der Sklavenhandel die erste Rolle, vor seinen Augen wird die Menschenware verschachert und unmenschlich gezüchtigt. Die Senussenscheichs und auch die Senussenklöster machen mit dem Handel in Menschenware die besten Geschäfte und stehen in dem Ruf, die prächtigsten Sklavinnen für die Harems des Orients zu liefern. In diesen Zügen liegt schon der tiefe Unterschied ausgesprochen, der auch diesen reformierten Islam von unserer modernen Kultur trennt. Sidi Ahmed ist ein Reformator des praktischen Islams, aber kein Reformator der muslimischen Kultur. Mag daher der geheimnisvolle Mahdi von Kufra in seiner Art und seiner Lehre manchen Zug aufweisen, der uns Europäern gefällt, mag seine Oase ein neues Mekka für den durch ihn neubelebten Islam werden, nach wie vor trennt uns von seiner Kultur ein unüberbrückbarer Graben, ein Graben, der unsere Welt von der seinen weit mehr trennt, als die Wüstengürtel, die Kufra von den Grenzen der Cyrenaika trennen!

Therese Lehmann-Haupt:
Griechische Reisebriese.

Athen.

Athen, den 6. April 1912.

Im Hotel Imperial wurden wir erwartet und bekamen ein schönes großes Zimmer mit weißem Marmorbalkon hoch oben drei Treppen. Als wir ahnungsvoll hinaustraten, lag vor uns, auf trotzigem Kalkfels ausgebreitet, im scharfen glanzvollen Mittagslicht, die Akropolis — die Götterburg.

So war's Wahrheit geworden, was wir seit Jahren geträumt. Wir konnten beide nicht sprechen — es war mir, als ob eine mächtige Faust mich ergriffe und schwindelnd hochtrüge und ich auf dem höchsten aller Berge stünde, mit gewaltigem Rundblick. Und in physischer Furcht vor allzu Großem faßte ich meines Mannes Arm, doch dem ging's nicht viel anders. Er konnte nur besser den Eindruck realisieren, indem er sagte: „Wir gehen aber mit niemand anderem hinauf — ganz allein, des Abends, wenn es geschlossen ist. Wir haben jetzt Vollmond".

Noch standen wir ein Weilchen und schauten und schauten — vom Meer her

wehte es köstlich frisch herüber, und unsere Blicke glitten von den scharf sich ab-
zeichnenden Säulen des Parthenon hinunter zu dem fröhlichen Menschen-
gedränge zu unseren Füßen auf dem Syntagmaplatz mit seinen plätschernden
Wässern, der, vom blühenden Orangen- und Palmenhain begrenzt, nur durch die
Fahrstraße von dem weiten öden Platz getrennt ist, der sich vor der breiten Front
des griechischen Königsschlosses ausbreitet. Die beiden patrouillierenden
Soldaten schienen sich nicht um die im Schlosse Aus- und Eingehenden zu
kümmern, und ungehindert wogte die Menschenflut durch das Portal in die König-
lichen Gärten, deren frühlingsfrische Laubmassen zu uns hinüberwinkten.
Unser erster Gang war zur Universität, die sich hinter mächtigen Palmen
als prächtiger weißer Marmorpalast prunkvoll ausbreitet. Dort trafen wir alles
in freudiger Festesunruhe und wurden von Lambros, dem Rektor der Universität
und Präsidenten des Kongresses, und anderen griechischen Freunden warm be-
grüßt. Jeder von uns fand ein großes mit Namen bezeichnetes Couvert mit Ein-
ladungen etc. und die Medaillen für das 75jährige Jubiläum der Universität und
den Orientalistenkongreß. Beide zeigten in Bronze und Silber das Abbild der
Athena in verschiedener Auffassung. Besonders erfreute uns eine persönliche Ein-
ladung von Prof. Lambros, am Ostersonnabend nachts 12 V? Uhr „das Osterlamm
mit ihnen zu essen und die Ostereier mit ihnen zu brechen".
Ein Berliner Freund behauptete, daß die griechischen Katholiken vom
wochenlangen Fasten so ausgehungert sind, daß sie den Morgen nicht erwarten
können und gleich in der Osternacht anfangen zu essen. Aber mir schien dies
nächtliche Mahl mehr einen mystisch-religiösen als einen materiellen Charakter
zu haben.
Am nächsten Morgen wanderten wir zum Stadion, dieser ungeheuren,
prächtig wiederhergestellten Rennbahn, die für 50 000 Zuschauer Plätze hat, und
in der auch während des Kongresses olympische Spiele stattfinden werden. Dann
in das Olympieion, das Hadrian vollendet hat, — ungeheure Marmorsäulen,
von denen man nicht begreift, wie Menschenhand sie aufbauen konnte. Tann
durch den Hadriansbogen, der die alte Theseusstadt von der neuen Hadriansstadt
schied, zum Theater des Dionysios, wo die dramatische Kunst mit Werken von
Äschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes ihre höchste Blüte erreicht hat.
Das ganze Theater in weißem Marmor geschaffen, der Fries, der die Bühne in
späterer Zeit schmückte, von hockenden Silenen getragen, zeigt lebensvolle Ge-
stalten aus dem dionysischen Sagenkreis. Und rings herum, amphitheatralisch
aufgebaut die Reihen von Marmorsitzen, wundervoll erhalten, höchst bequem, und
mit wundervollen Skulpturen geschmückt, — die der Fürsten und Priester natürlich
besonders reich. Man spielte und saß unter freiem griechischen Himmel, die
Gedanken flogen hinüber zum nahen Areopag, wo über Orestes, den Mutter-
mörder, Gericht gehalten und wo er doch freigesprochen wurde, und wo der Apostel

Paulus einst dem lauschenden Volke den „unbekannten Gott" verkündete. Und auf dem mit stolzen geflügelten Greifen behauenen Thron des Dionysospriesters saß unser verehrter Professor Mahaffy aus Dublin. Er erinnerte uns daran, wie er hier vor 30 Jahren Griechenknaben getroffen und vertrieben habe, die nach den Skulpturen schossen — ein Erlebnis, über das er in seinen „Griechischen Wanderungen" berichtet hat. —

Auf Mondschein aber hofften wir vergebens. Es regnete abends, und so stiegen wir denn andern Tags, am Karfreitag früh, auf die Akropolis hinan. Den alten Weg von der Stadt her schritten wir, den früher die Priesterinnen gingen, wenn sie Blumen und Opfer der Athene brachten, so wie bei den großen Panathenäen das von Jungfrauen gewebte Safrangewand, und es war uns beiden tiefbewegt und dankbar zumute, daß wir dort oben wandeln konnten und alles das schauen, was höchste Menschenkunst erschaffen und was wohl für immer das vollendetste Denkmal an Schönheit, vollster Kraft und verschwenderischster Natur bleiben wird. Über steile, marmorne Treppentrümmer klommen wir hinauf zu den Propyläen, deren dorische Säulenhallen aus pentelischem Marmor in den nahezu drei Jahrtausenden ihres Alters einen wundersam warmen bräunlichen Goldton angenommen haben. Überwältigend wirkt bei dem Eintritt in den inneren Burgraum der Anblick des gewaltigsten Trümmerfeldes mit dem Parthenon, dem Erechtheion mit seinen ernst-lieblichen Karyatiden und einer Unzahl kleiner Tempelchen, Kultstätten und Statuen. Zerbrochene und doch ewige Säulenreste, Zeugen einer Vergangenheit, die riesengroß über unsere Pygmäenzeit hinausragt. Dem alles überstrahlenden Parthenon widmeten wir uns heute besonders. Perikles selbst hatte die Bauleitung, Iktinos schuf ihn aus pentelischem Marmor, und Pheidias wird zumeist die plastische Ausschmückung zugeschrieben; — sicher schuf er das goldelfenbeinerne Standbild der Athena Parthenos. Die Skulpturen der Giebelfelder mit der Geburt der Athena hatten wir schon im Britischen Museum in London eingehend studiert, wie auch das ganze, höchst anschaulich dargestellte Reliefmodell der gesamten Akropolisanlage. Und das erleichterte besonders mir die Auffassung des Ganzen ungemein.

Großes Mitleid habe ich mit all der Schönheit und Größe aus sonnenverklärten Zeiten menschlichen Glückes, wenn ich denke, welche Schicksale über diese Götterburg hereingebrochen sind. Einmal wurde sie der Jungfrau Maria geweiht, die Wände wurden mit christlicher Malerei bedeckt, dann wurde sie von den Franken der römischen Kirche übergeben. Später machte man eine türkische Moschee daraus und baute in einer Ecke ein Minarett an. Dann wieder verschanzten sich gegen einen venezianischen Feldherrn die Türken auf der Akropolis und machten aus dem Parthenon ein Pulvermagazin. — Und ein kleiner Leutnant aus Lüneburg warf eine Bombe hinein, da barst der Tempel in zwei Teile. Später wurde es wieder eine Moschee, und schließlich wurde es unter Lord Elgin aufs grausamste ausgeplündert. Wir freilich konnten und können uns gleich vielen

Tausenden an all den nach England gebrachten Schätzen im Britischen Museum erfreuen.

Wir fuhren dann beim Kronprinzen und seiner Gemahlin, unserer deutschen Prinzessin Sophie, vor und schrieben dort unsere Namen in ein dafür bereitliegendes Buch ein. Deren Palais ist wunderschön gelegen, in prächtigen Gärten voll großer Palmen und Blütenbäume, augenblicklich ganz umblüht mit Glycinien und Rosen.

Der Karfreitag wird hier nicht, wie bei uns, still begangen, sondern er gilt als ein glücklicher, froher Tag — wie in England der 300Ü ?rl<1k? — vielleicht in dem Sinne, daß am Karfreitag die höchste Liebe ihr Opfer gebracht. Am Abend sahen wir von unserem Balkon aus die Karfreitagsprozession. Überall, den ganzen Tag, waren mit Blumen geschmückte Wachskerzen feilgehalten, in allen Größen und Farben. In mächtigen Backöfen an der Straße wurden Osterkuchen gebacken, flache, runde und immer mit rotgekochten Eiern eingebacken. — Überhaupt überall rote Eier. Bei fliegenden Händlern und in Läden, sogar im Hotel setzten sie sie uns morgens unbestellt, als Geschenk, auf den Frühstückstisch. Weiter draußen an vielen Straßenecken kleine Herden von weißen und schwarzen Lämmern. Es sollen 30 000 zum Osterfest in Athen geschlachtet werden. Und man sah viele Familienväter, die armen Tiere, denen man die Beine zusammengebunden hatte, über die Schultern gelegt, von fröhlich geschwätzigen Kindern begleitet, festesfroh dem Heim zueilen. Und dann beim Schloß eine ganze Straße voller Blumen, und von dem Duft und den leuchtenden Farben macht man sich bei uns keine Vorstellung. In langer Reihe die Händler mit Kiepen und Körben voll prächtigster Rosen, Flieder, Levkojen, — dazwischen ein mächtiger flacher Korb voll dunkelblauer Kornblumen, und ein verschmitzt lächelnder Grieche bot uns einen Strauß und sagte: „Kaiserblumen!" Zwei hübsche Griechenknaben gingen an uns vorbei mit langen Zweigen voll gelber Röschen. Ich blickte ihnen bewundernd nach, da brachte mir der eine seinen Zweig und gab ihn mir mit einer unnachahmlichen Gebärde: „Was mein ist, ist Dein, 0 Fremde!"

Prächtig konnten wir vom Balkon aus die große Illumination sehen, und mehrere Prozessionen zogen an uns vorbei, mit Fahnen, Gesang, Militärmusik, — hinterdrein Tausende von Männlein und Weiblein und Kindern, in allen Altersstufen, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand. Es war ein rührendes und hübsches Bild, — dazu war die Nacht warm, von einigen ruinenbedeckten Bergen lohten Feuer, und die Sterne leuchteten hell.

Heute, Ostersonnabend, ist alles für den Kongreß und das Jubiläum geschmückt und beflaggt. Wir gingen auf den alten Friedhof vor dem Dipylontore. Die Monumente stammen aus dem vierten Jahrhundert. In einigen offengelegten Grüften lagen die Gerippe gut erhalten. In eine, nur mit Schutt be-

deckte, stieg ich hinein, in der Hoffnung, etwas Interessantes zu finden, natürlich vergeblich; denn seit Jahrhunderten suchen Generationen jedes Stückchen Mörtel durch.

Ostersonntag! Ein Wunder, daß man nicht müder ist. Aber die Spannung hält frisch.

Gestern abend nach einem interessanten offenen Abend im archäologischen Institut begaben wir uns um 11 Uhr ins Hotel Grande Bretagne, wo andere, gleich uns Begünstigte, warteten, die nun junge Studenten zur mitternächtigen Osterfeier brachten. Die Straßen waren gedrängt voll, alles Volk vom Lande war zur Messe hereingeströmt, aber es war militärisches Spalier gestellt, so daß wir fürstlich geleitet durchschritten. Über die Straßen waren Festons von Glüb-lämpchen gezogen. Alle Fenster waren wieder illuminiert und Groß und Klein trug brennende Lichtchen. Vom Lykabettos und Hymettos aber grüßten lodernde Feuer. So wurden wir auf die Tribüne geführt, die im Freien, vor der soge-nannten Mutterkirche, der Metropolis, errichtet war, und deren wundervolle bunte Glasmalereien von innen erleuchtet waren, und Lambros, im stolzen Ornat, empfing uns und stellte uns gütigerweise in die erste Reihe, dicht an einen ab-geteilten, von blühenden Gewächsen umgebenen Altar, auf dem die Zeremonie vor sich ging.

Bald kamen die Priester, in goldstrotzenden Gewändern, mit runden hohen goldgeschmückten Tiaren auf dem Haupte, die mit einem Kreuz gekrönt waren. Auf den Türmen, auf allen umliegenden Dächern Tausende von Lichtchen, die Menschen hielten, dazu eine weiche und weihrauchatmende Luft — und über allem der tiefe leuchtende Sternen-himmel. Dann kam, jubelnd vom Volke begrüßt, der Hof und schritt an uns vorbei einige Schritte zum Altar. Der alte würdige Metropolitan las lange Gebete, dann sangen sie, Weihrauchfässer aus getriebenem Golde schwenkend, endlich nahm der Priester ein ganz goldenes, mit großen Edelsteinen geschmücktes Buch, das das Allerheiligste war, und das er und die königliche Familie küßten. Immer lebhafter wurde die Zeremonie, — sie sangen: Christ ist erstanden, Kyrie, Kyrie, — immer jauchzender, und dann plötzlich schlug's von allen Türmen zwölf, und da knatterten die Schüsse, da läuteten alle Glocken — und ein unendlicher Jubel brach los. Alles beglückwünschte sich: Christ ist erstanden! — Dann wurden wir wieder von Führern, jungen griechischen Stu-denten, durch das Gedränge durch, in Lambros' Wohnung geführt, wo die Tische für 60 Personen osterfestlich gerichtet waren. Der, an dem ich saß, mit brennend roten Anemonen und Körben voll roter Eier. Die Minister mit ihren Frauen, darunter der höchst beliebte und verdiente Venizelos, und ein Teil der Kcn-gressisten waren versammelt. Von großem Interesse war es mir, als Lambros, der mein Tischherr war, von dem Studentenaufstand im vorigen Herbst erzählte,

und wie er den niedergeschlagen. Das Menu war mit einem Bilde der Akropolis geschmückt; natürlich war auch ein Gang das am offenen Feuer geröstete Osterlamm, und ich brach mit Lambros und Pulls, dem Vertreter der Universität Bologna, die roten Eier, — und da meine heil geblieben, hatte ich gesiegt. Dazu floß französischer Champagner und alter griechischer Wein in Strömen. Und die Stimmung war so fröhlich, daß wir nur ungern frühmorgens nach Hause gingen.

Heute nun fand die feierliche Eröffnung des Kongresses auf der Akropolis statt. Wieder war überall militärische Bedeckung, unter der wir glatt durch die Menschenströme durchkamen, — aber auch vor den Kongreßmedaillen macht alles bereitwillig Platz. Ganz Athen hat heute geflaggt, sogar die Droschken haben Fähnchen, weißes Kreuz auf dunkelblauem Grunde. Dann kamen wieder alle: König, Königin, Kronprinz, Kronprinzessin und die kleinen, reizenden, prinzlichen Herrschaften. Lambros sprach sehr hübsch: wie Griechenland nur ein kleineres und armes Land sei, aber wie beglückt es sei, all die Gastfreundschaft, die die griechischen Gelehrten in anderen Ländern genossen, erwidern zu können, und wie die Herzen und die Arme weit offen wären. Dann folgten viel offiziellere Reden. Der Vertreter für Deutschland, Prof. D . . . . sprach oratorisch und inhaltlich am zündendsten, aber leider erwähnte er die Kretafrage, und diese Dissonanz klang schrill in der allgemeinen Kongreß-Verbrüderungsfreude. Der Kronprinz sprach Neugriechisch.

Ganz merkwürdig machte sich diese strotzende, hochelegante Gesellschaft zwischen den uralten ewigen Säulen und Trümmerstätten, und, etwas abseits, auf einem geborstenen Marmorblock stehend, horchte ich in die Tiefe, ob nicht ein leises, spöttisches Lachen der Unterirdischen, Zeitlosen heraufklänge, — aber alles blieb stumm, — ich hatte nicht bedacht, welche winzige Sache diese Versammlung für die bedeutete, über deren Häuptern die gewaltigsten Kriegs- und Leidenschaftsstürme getobt hatten. Nur ein goldgrünes Eidechschen lief über meine aufgestützte Hand, sah mich aus klugen blanken Äuglein an, und die ringsum wuchernden wilden Reseden und Kamillen dufteten betäubend. Nachdem einige Dutzend photographische Apparate gespielt und die Menschenflut — der Hof und die Priesterschaft voran — sich endlich verlaufen hatte, suchten wir noch mit Gesinnungsgenossen verborgenere Stätten der Akropolis auf, schwelgten in Phantasien über vergangene Zeiten und nahmen dann im Hotel einen unfestlichen Festtagskaffee mit geschmacklosen Brötchen und weichlicher Schafbutter ein, neidisch der heimischen Osterkuchenorgie gedenkend. Nur der Honig vom Hymettos entschädigte und gab dem kärglichen Mahl einen „klassischen" Geschmack.

Abends war großer Empfang in der Aula der Universität, zu dem wieder der ganze Hof kam. Ein verführerisches Büfett war gedeckt, und ein orientalisch-höflicher junger griechischer Gelehrter versorgte mich mit allem. Ich hatte mich

eben, um alles besser sehen zu können, auf die Estrade gesetzt, als ich gerufen wurde, um mit meinem Manne den Majestäten vorgestellt zu werden. Beide sprachen deutsch mit uns und besonders die Königin hat mit ihrer geistigen Grazie und ihrem köstlichen Humor etwas absolut Bezauberndes an sich.
Dann wurde ich zur Kronprinzessin gebracht, indes mein Mann zum Kronprinzen kam. Ich mußte lange zur Seite stehend warten, da sie noch mit anderen sprach. Neben mir stand , gleichfalls wartend, der bekannte Journalist 3. Er hat verschiedene, auch für Griechenland wissenschaftlich interessante Werke herausgegeben und ist beim Volke entschieden populär; aber es wirkte doch sehr komisch für mich, als er sich plötzlich, in dem Moment, als Frau Lambros vorstellend meinen Namen nannte und ich meinen Hofknir eben anbrachte, zwischen mich und die Kronprinzessin schob und mit einer breiten Bewegung seiner fleischigen Hand mit kurzer Verbeugung seinen Namen nennend, sagte: „Ich bin nämlich der 3., Kgl. Hoheit. Ich bin überzeugt, Sie kennen mein Werk" usf. So trat ich zurück und hatte nachher die Freude, gleichzeitig mit meinem Manne vorgestellt zu werden.
Erster Osterfeiertag.
Heute früh war das große Tedeum in der Hauptkirche, mit wundervollem Männergesang, und die Prachtentfaltung war sehr groß. Wir hatten Plätze gerade gegenüber den königlichen Herrschaften, hatten es aber besser wie diese, denn alle, auch die nicht mehr junge Königin, mußten stehend die ganze Feier mitmachen. Die darauf folgende Truppenrevue mit den Soldaten in den verschiedensten, teilweise ganz phantastischen Uniformen ließ zwar keine preußischstramme, aber doch eine vortreffliche Disziplin erkennen.
Wieder um 2 Uhr, wie alles Offizielle, begann die Festsitzung des Kongresses, — ich bewunderte wieder die ausdauernde Teilnahme des gesamten Hofes und sagte das auch am Abend dem Kronprinzen, der aber behauptete, viel Vergnügen an der Sache zu haben. Nach einer Rede von Lambros mit all seinen Ehrenketten und Orden, kamen die Redner, für jede Nation einer, mit dem dann die Delegierten vortraten und ihre Adresse niederlegten. Zwischen den großbritannischen Gelehrten, die in oft seltsamen Gowns — vielfach waren es purpurrote Mäntel — würdevoll schritten, ging mein Mann im schlichten Frack, die schön in helles Schweinsleder gebundene Adresse unter dem Arm. Und da muß ich sagen, daß mir das Herz mit einem Male weh tat, daß er mit den Abgesandten des fremden Staates und nicht mit unseren deutschen Kollegen vortrat.
Ein recht peinliches Versehen, — nämlich, daß der Abgesandte von Cuba in seinem pompösen gelbseidenen Ornat beim Aufruf vergessen worden war, wurde von Lambros geschickt redressiert. —

Unter den Stiftungen wurde auch eine bedeutende Summe genannt, die die anwesende Witwe Heinrich Schliemanns für die beste Schrift über ihres Mannes Lebenswerk ausgesetzt hatte. Diese Verkündigung rief eine spontane Huldigung für sie hervor.

Zum Dinner waren wir in der British School, die inmitten prächtiger Gärten liegt, wo wir mit größter Wärme empfangen wurden. Unser Hausherr ist Junggeselle, aber es war alles so allerliebst vorbereitet, daß einem ganz heimatlich zumute wurde. Nach dem Essen gingen wir in die benachbarte American School, — auf das breite orientalische Dach mit weißer Marmorestrade, von wo wir der Beleuchtung der Akropolis zuschauten. Wir konnten prächtig sehen, aber ich muß doch gestehen, daß sie mir lieber im Sonnenschein oder Mondlicht ist. Auch der Fackelzug der Studenten wirkte in der südlichen Nacht eigentümlich und fesselnd. Sehr freuten wir uns an der Begeisterung der Griechen. Sie sind wie Kinder, — über jede Kleinigkeit aus dem Häuschen und viel glücklicher als wir im Norden. Auf dem Syntagmaplatz zwischen den Blütenbäumen war die ganzen Festtage Militärmusik, und unendliche Menschenscharen wogten überglücklich hin und her. Oftmals sangen sie alle mit zur Musik, die Nationallieder und beliebte Weisen, und nach ihrem Schluß schrieen sie und klatschten vor Entzücken in die Hände.

Und damit heute Schluß.

Adalbert Meinhardt:
Dazumal.
(Schluß.)
Sie ging ganz langsam hinterdrein. Nein, was man alles erlebt in der
Welt! Der König und sein Herr Minister, die reden mit ihr, nur weil sie
morgen eine Schauspielerin sein wird. Es ist doch was Schönes, zur Bühne
zu gehen! Freilich — weil sie eine Schauspielerin sein wird, spottet der
Müllerich: — In einem Jahr is sie grad so eine wie Du bist. Die Theres die
lacht dazu. Und der Schneider meint gar, sie trägt nichts als Fetzen!
Gut acht auf ihren Weg geben, hatte der vornehme Herr sie ermahnt, —
das Lisettl wußte es gar nicht, daß der Boden schlüpfrig und schlecht, daß die
hölzernen Stufen wackelig waren. Von all dem wuchernd wilden Farnkraut,
von den hellblauen Vergißmeinnichtblüten, dem giftigen Schierling, den häßlichen
Pilzen, die sich da am Wegrande in der fruchtbaren Feuchte drängten, sah sie
nichts, hörte kaum das Donnern des Falls, das Aufschäumen und Tosen der Wasser.
Das junge Geschöpf, das so wenig zu denken gelernt, dachte und fühlte nur sich
selber — was war sie denn? was wollte sie? Daß der Bismarck und der
König sie grüßten oder .... oder? — Möchtst au lieber auf Deiner Maschin
für Dein Schatz a Westen nähn? hatte der Waha sie gefragt. — Ja, die
Schneiderin, die hat's gut, die hat an Vater und an Schatz. I aber — ah, —
i Hab ja keinen! —
Von dem Zickzackwege, der hier unten durch den ewigen Wasserstaub beinah
versumpft war, bog sie, wie der Herr von Bismarck ihr geraten, in den Hof des
Badschlosses ab. Da wurde grade ein großer Post-Reisew»gen gewaschen. Die
Kutscher und Diener in Hemdsärmeln, in blauweißen Schürzen, standen und
schwatzten. Beim lärmenden Donnern des Falles hörten sie das Mädchen nicht
kommen, sahen erst auf, als sie an ihnen vorüber wollte.
Iesses, Maria, Josef und alle Heiligen! — das is ja . . . . Nein, sowas,
nein, aber — das is ja aber .... Lisettl, bist Du's denn?
Ein großer, blonder, junger Bursch, in einer knallroten, feinen Postkutscher-
weste, in strahlend weißen Hemdsärmeln, gelben Lederhosen und hohen Stiefeln
nnd kommt zu ihr hin und nimmt sie bei ihren beiden Händen ....
Sie knirte schon wieder. —
Ja, die bin i.
Aber — heilige Mutter Gottes! — wie is denn dös möglich? Wo kommst
denn da her?

I bin halt hier beim Hubermaner, meinigem Paten. Und .... und
morgen abend, da is mein Debüh. So heißt man das. Wann's Dir's anschaun
willst, — da hast a Karten. I schenk Dir's. Da.
Und holt aus der Tasche das dritte Freibillet, das sie zu vergeben hatte, und
reicht es ihm hin.
Aber der Franzl — es war ja der Franzl, der vor zwei Jahren von Sankt
Pölten fort war, um Postknecht zu werden und so schrecklich viel Geld zu ver-
dienen, und hatte in all der langen, langen, endlosen Zeit nie ein Wort von sich
hören lassen, — der schüttelte ihr nur immer die Hände. Er zog sie eilig fort
von den Andern und ging mit ihr davon. Seine schöne, lange Postpeitsche trug
er noch im Arm. Mit der fuchtelte er im Reden herum. Der Wasserfall rauschte.
Ach, wie das jetzt schön klang, und wie ihr das Herz im Takt dazu klopfte! Und
daß er so dicht neben ihr herging, und daß er sich so zu ihr hinabbog und ihr in
die Augen zu gucken versuchte! Was er dabei sprach, von Treue und Liebe und
Hochzeithalten, sie brauchte es gar nicht erst zu hören. Sie hatte es von jeher
gewußt, hatte nie daran gezweifelt, daß er wiederkommen würde, daß er sie sich
holen würde. Der! Nein, so einen zweiten gab's nicht, nicht in der ganzen,
weiten Welt. Er ging mit ihr um das Badschloß herum, über die Terrasse, stieg
mit ihr die breiten Stufen der hohen gedoppelten Freitreppe bis zum Straubinger-
platz hinunter.
Da spielte die Musik im Freien, weil es eben schon seit einer ganzen Viertel-
stunde in Gastein nicht geregnet hatte. Die Kurgäste promenierten gemächlich.
Und da kam drüben vom Straubingergasthaus wieder der Herr von Bismarck-Schö'n-
hausen, hatte sich jetzt einen schwarzen Rock angezogen, trug einen hohen, glän-
zenden, schwarzen Stadthut auf dem Kopfe und rauchte eine sehr lange Zigarre.
Die warf er fort, als er am Fuß der Schloßtreppe, da er hinauf zu seinem König
gehen wollte, grade auf die zwei beiden traf. Und sah sie an und lächelte: Aha!
— ich habe Sie also richtig gewiesen. Nun, ich hoffe, trotzdem werden wir morgen
abend die Freude haben, das Fräulein auf der Bühne bewundern zu können!
Was meint der? fragte der Franzl, als der Herr Minister schon mit großen
Schritten die halbe Treppe erstiegen hatte, was will er? Di — bewundern?
was?
Das Lisettl lachte glückselig. Ihr war so leicht und froh zu Sinne, daß sie
am liebsten da mitten auf dem Stranbingerplatz ihren Tanz für morgen abend
vorgetanzt hätte, weil doch die Musik grad so einen schönen Ländler herspielte.
Zutraulich hängte sie sich ihrem Franzl an den Arm: Du, der kommt hinein.
Und der König au. — Er selbst hat mers g'sagt. Und i krieg vom Holler a
sülberne Kettn. Und sonst — sonst Alles was ma so braucht. Na, Du wirst
aber Augen machen morgen abend!
Ja, was stellst denn an, am morgigen Abend?
I wer Schauspielerin!

Du? was. Du?
Ja, denk Dir's, a so a Glück! Vorher da hat mi's halt no net recht g'freut.
Aber jetzt, wo Du da bist, wo Du hineingehst .... Franzl, Du hast doch das
Freibillet? Du, aber die Ehr! Der Herr von Bismarck, der will mi bewundern!
Was sagst da dazu?
Was i dazu sag? Ja, das wer i Dir glei sagen.
So schrei doch net so.
I will aber schrei'n. Gott's Donnerwetter, — sie waren vom Platz auf
die bedeckte Brücke gelangt, deren Fenster vom Wasserstaub in allen Regenbogen-
farben glitzerten. I will aber schrei'n und i will's Dir glei sagen! Du, Lisettl,
brüllte der Postillonfranzl so überlaut, daß seine Stimme das Brüllen des
Wasserfalls fast übertönte, — a Schauspielerin nehm i net zur Eh! I gschwör's
bei alle Heiligen, dös net. Eine, wo so gschniegelte Herrenleut bewundern ....
Und wann's der Kaiser selber in Wien wär, die mag i net.
Aber, Iesses, Maria und Josef, aber Franzl! aber, —
Zwei Jahr lang hab i mi abplagt, schrie er. I hab net na Sankt Pölten
mehr wollen, bis i so viel hab, um heiraten zu können. Die wart schon, hab i
mer denkt, 's Lisettl, das wart bis i amal wieder da bin.
Aber, aber, i hab ja doch g'wartet, bat sie wimmernd.
Scho gut. Du hast g'wartet, Du? Davongelaufen bist zu Deinigem
Paten. Und i nehm Dir's net amal übel, Du hast's schwer g'habt bei dem
Bauern, i weiß, i weiß scho. Und i hab Di gern, und i heirat Di, sobald als i
kann und sobald als Du willst. Heut muß i in d' Lend hinunter mit so einem
Courier. Die preußischen Herren, i kann sie net leiden, aber zahlen tun sie
halt gut. Und wann i nächster Tag den König selber fahren derf, — vielleicht
bis Salzburg oder gar bis nach Ischl hinein, nachher wird's grad zum Heiraten
langen. Also, i kimm morgen zruck. Und i geh in die Wandelbahn nein zu
Deinem Theater. Überleg Dir's derweil. Hast ja Zeit g'nug bis auf'n Abend.
I wer'» scho sehn, wann i hineinkommen, was Du lieber hast, mi oder, — oder
die Bewunderung. Wann i Di aber auf Deiner Bühn seh und wann Du a
Schauspielerin g'worden bist, nachher ist's aus mit uns zwei. Tu was Di
g'freut. Wann D' mi willst, — mir wärs freili lieber. Auf'n Herbst könnt'n
mer Hochzeit halten. Jetzt pfüat Di Gott!
Und wie sie aus der Brücke heraus sind, — es spritzt noch um sie Beide her
und der Wasserstaub macht den Boden ganz glitschig und schwarz —, da stellt
der Franzl sich stramm vor sie hin, wie ein Soldat, salutiert, die Hand am
steifen, blanken Hut, die Peitsch« hochhaltend, macht dazu kehrt auf den breiten
Hacken seiner hohen Schaftstiefeln und marschiert mit Dreimeilenschritten auf
und davon. Ihr Ruf verhallt im Getöse der Ache.
Vom Fall her sprühte und spritzte es. Der Regen, der schon wieder be-
gonnen hatte, schlug auf sie nieder. Und aus ihren blauen Augen ergossen sich

Ttröme auf Ströme von Tränen. So triefend wie ein zweiter Gasteiner Fall kam sie heim in den kleinen lochartigen Raum hinter der Bühne. Da saßen sie alle auf ihren Kisten und waren beschäftigt, ein Gericht Knödeln zu verspeisen.
Na, rief Frau Leopoldin' ihr entgegen, warum kommst denn so spät?
Wann D' an Hunger hast, so is 's bös, denn gar viel haben mir Dir net übrig g'lassen. Wie schaust denn Du aus, was is Dir g'schehn? Hast ka Ketten und ka Crinolin net kriegt?
Alles hab i, alles krieg i, schluchzte Lisettl. Nur an Hunger, den hab i net. Und a Schauspielerin werden, dös kann i net. Der Franzl hat's g'lobt, sonst is 's aus mit uns zwei!
Herr Alonsius Hubermaner hörte sie ziemlich gleichmütig an. Während sie vor ihm einen Fußfall tun wollte, hat er mit Behagen sein letztes Knödel aufgegessen.
Dös gibt's net, na! Davon, daß D' net auftreten willst, davon kann natürli ka Red' sein. Dein Nam' steht auf'm Theaterzettel. Hast's selber g'sehn. Und der Herr König, der hat scho den Zettel. Was willst denn da no? Beim Theater heißt's parieren. Und a Disziplin muß mer halten. Wein net so, Du Narr. Daß D' mer morgen Dei Sach ordentlich machst, dös verlang i — verstehst mi? . . . . Ob Dei Franzl Di nachher nehmen tut, oder net — dös werd si scho finden.
Ja, lachte spöttisch das Fräulein Theres, dös findt si g'wiß. Vielleicht kommt er selber au no zu uns. Wenn er a so a sauberer Bursch is, als wie Du sagst, nachher lehr i ihm's Theaterspieln. I versprech Dir's, i tu's.
Frau Leopoldin' brachte das schöne kirschrote Mieder. Ihren eigenen schwarzen Sammetrock hatte die Gute schon um ein ganz beträchtlich Stücklein enger genäht, daß er dem Lisettl passen würde. Das rang nur immerfort die Hände.
Wie sie den Tag mit Tränen und mit Probehalten hingebracht hat —, sie hat es nachher kaum selbst mehr gewußt.
Da kommt spät gegen Abend der Herr Schauspieldirektor hereingestürzt, wie sie noch mitten im Probieren sind. Aufhören, kommandiert er. Morgen gibt's keine zehn Mädchen und kein Theater und kein Nir!
Ja, um Gottes willen, was ist denn? fragt die Frau Direktorin?
Was ist? schreit er. Der König fahrt fort in aller Früh, und der Herr von Bismarck auch, und aus ist's. Da kommt keine Katz zu uns herein, und das Wetter wird auch noch schön!
Ja, aber, sagt die Frau. Ist denn das g'wiß, wenn Du nur so eine Tratscherei g'hört hast und sie dann doch noch bleiben?
Eine Tratscherei! sagt er. Der Kutscher, der ihn fahrt, hat's mir selber g'sagt. Aus ist's. — Geh' Lisettl, bring Dei Sach wieder dahin, wo Du's hergenommen hast, und bedank Di schön. Nun kannst Du mir wenigstens keine

Schand machen mit Deinem verweinten G'fries. Und wir fahren morgen abend.
Bis dahin müßt's parat sein!
Das Lisettl nimmt ganz still die silberne Kette, die sie schon um den Hals
hat, ab. Ich geh' schon, sagt sie. Dann draußen, springt sie über die Stufen,
über die Brücke, bis zum Schloßplatz. Da auf einmal, geht sie langsam. Das
Herz klopft ihr zum Zerspringen. Schritt für Schritt geht sie vorwärts, schielt
ein wenig zur Seite, ob nicht neben dem Schloß irgendwo bei der Remise und
den Ställen sich etwas regt. Aber nichts. Der Platz ist leer. Kein Mensch,
sie ganz allein, mit kleinen, müden Schritten geht sie bis zum Holler. Ich danke
schön, Herr von Holler, sagt sie, reicht ihm die Silberkette, und eh er nur etwae-
sagen oder fragen kann, ist sie draußen. Da geht sie wieder zwei Schritte, denn,
unten am Schloß ist ja der Laden mit den Gasteiner Andenken. Hier bleibt sie
stehen. Hier darf sie stehen bleiben, niemand weiß ja warum. Sie könnte
auch nicht weiter gehen, das Herz klopft ihr zu stark. Jeden Gemsbart schaut
sie sich an, jeden geschnitzten Löffel und jede Brosche, aber sie sieht sie nicht, sie
sieht überhaupt nichts; sie horcht nur, ob nicht irgend ein Ton von den Ställen
her kommt.
Da auf einmal leuchtet es auf neben ihr, das sieht sie doch, eine rote Weste,
ein paar weiße Hemdärmel und ein helles, lachendes Gesicht.
Ah, die Fräul'n Schauspielerin! Wie geht's denn Euer Gnad'n?
Da stürzen dem Lisettl schon wieder die Tränen aus den Augen: Ich, ich
soll ja gar nicht mehr spieln, sagt sie.
Und er sagt: Hast mich denn wirklich so lieb?
Aber antworten kann sie nicht, sie sieht ihn nur an, und dann stehen sie und
geben sich beide Hände und sehen sich in die Augen. Der Herr von Bismarck
geht wieder vorüber und lächelt, aber sie merken es nicht. —
Nachdem der Franzl den König richtig bis Ischl gefahren hatte, die Kur war
zu Ende, der Gasteiner Vertrag abgeschlossen, da haben die beiden in demselben
Herbst noch Hochzeit gehalten.
Das war dazumal.
Heute .... ja, heute ist die Welt anders geworden.

Hans Land:
Alfred von Ingelheims Lebensdrama. Roman.
(Fortsetzung.)
22.
Und nun saßen sie in dumpfem Schweigen in ihrem Automobil neben
einander, Alfred von Ingelheim und sein Weib, und fuhren heim. Am Ausgang
der Universität hatte die enthusiastische Iugend dem großen Lehrer noch stürmische
Abschiedshuldigungen dargebracht, und von dieser Ehrenfeier, die zweien fürs
Leben Verbundenen einen reichen Gedanken- und Empfindungsaustausch
hätte spenden müssen, kehrten die beiden jeder tief in sein Sinnen eingesponnen
zurück. Gisela fühlte wohl, daß der Moment gebieterisch von ihr verlangte,
daß sie dem Gatten ein beglückwünschendes Wort nach diesen festlichen Er-
lebnissen hätte schenken müssen. Sie blieb aber stumm. Sie wollte, sie
konnte nicht lügen. Eine höhere Macht verschloß ihr die Lippen. Nichts
brachte sie heraus und machte nicht einmal den Versuch, auch nur mit einer
stummen Gebärde ihren Mann fühlen zu lassen, daß sie Anteil an seiner großen
Freude nahm. Sie gelangte nicht zu ihm. Er war ihr entrückt, denn sie
hatte ein Gefühl seit jenem seligen Moment, da ihre und des Kronprinzen
Augen sich ineinander festgesogen hatten, als sei.sie in lohendes Flammenfeuer
gehüllt. Alles um sie her war Glanz, Wärme, Leuchten, und das Liebesfanal,
das diesen Feuerzauber rings um sie wolkenan züngeln ließ, legte wie in
aufwirbelnden Rauchschleiern die ganze Welt für sie in nächtlich schwarze
Schatten. Alles versank darin — alles deckte sich in Nacht — Welt und
Menschen, Tag und Sein, Pflichten und Bedenken, Furcht und Scheu, Scham
und Gefahr. Wo waren dieseHemmungen hin? Wohin waren sie entschwunden,
jetzt, da ein einziger aus trunkenen Augen getauschter Flammenblick ihr in die
Seele geschlagen war, wie ein Blitzstrahl, der aus tief gespaltenem Felsgestein
mit eins einen hochaufschießenden silberklaren leuchtenden Springquell entfesselte?
Mit jubelndem Rauschen schoß er zum Lichte. . . Sie lehnte in den violetten
Lederpolstern des Wagens wie gelöst in sie überflutende Glücksströme. Sie
lag in diesen Kissen wie eine überwältigte, über der der Himmel im Augenblick
sich geöffnet und all' seine Seligkeiten über sie ausgeströmt hatte. Ihre
trunkenen Augen irrten mit opalisierendem Glanz in unsichtbaren Phantasien,
deren Seligkeiten ihnen dieses ehebrecherische Leuchten gab. Ihre üppigen
Lippen waren wie eine sich erschließende glühende Rosenknospe halb geöffnet,

als wären sie bereit, in jedem Augenblick an dem Munde sich festzusaugen,
den sie suchten, und nach dessen Küssen sie verschmachteten . . .
Alfred von Ingelheim sah dieses empörende Bild einer Hingebung,
die in der Übermacht ihrer Empfindungsstärke jeden Rest von Scham verloren
und abgestreift zu haben schien. Ihm war, als säße die Furie des Ehebruchs
leibhaftig neben ihm in diesem Wagen wie ein Teufelsgebild, das die festliche
Freude der Stunde ihm hohnlachend in Seelenqual wandeln sollte. Es zuckte
ihm in den Fingern, sie um den leuchtenden Hals dieser Sünderin zu spannen
und in empörter Rache diese Mänade mitten in ihren Träumen von Wollust
sogleich zu erdrosseln. Seine Zähne knirschten. In Wut blickte er umher,
als suche er nach einer Waffe, dieses verbrecherische Leben da neben ihm,
um das er so endlose Qualen litt, mit einem sicheren Stoße zu enden. Sie
sah und hörte nicht und versank tiefer und tiefer in die Träume ihrer Sünde
wie in Räuschen küstlicher Betäubungen. Er fühlte beinahe körperlich, wie
sie ihm entglitt. Er empfand es fast räumlich, wie sie von ihm fortdrängte
und Abstände von Weltenferne zwischen ihn und sich legte. Er hatte das
Gefühl, als hätte er ein feindliches Element hier neben sich. Seine ihm
angetraute Ehefrau war in einem einzigen Augenblick aus der natürlichen
Gefährtin, aus der nächst und engest Verbündeten in eine Gegnerschaft zu
ihm gerissen worden. Sie waren nun nicht mehr Genossen, die aus gleichen
Erfolgen und Förderungen die gleichen Freuden zogen, sie waren zu Feinden
geworden, von der Begierde erfüllt, Zinander Schaden zuzufügen und einer
dem anderen Steine in den Weg zu legen. Nein — nein — er — er selbst
fühlte so nicht. In ihm war bisher nur gekränkte Liebe. Mit keiner Regung
seines Herzens wünschte er ihr Leid. Nie — nie würde er den Wunsch haben,
sie zu verletzen. Sie war es, von der die Feindseligkeit ausging, sie war
es, die die Klüfte zwischen ihnen aufriß. Ia — sie war der Feind. Das
sah er jetzt. An einen Punkt seiner Lebenswende gelangt, an dem es galt,
alle Kraft der Aufgabe zuzuwenden, mit der Gesamtheit des Könnens dem
gesetzten Ziele zuzustürmen, fiel sie ihm in die Flanke. Ihr Abfall setzte
jetzt ein, jetzt, da er all' seiner Energien im höchsten Grade bedurfte. Ietzt
beschwerte sie ihn mit seelischen Ablenkungen, mit Gefühlsverstörungen, setzte
das ganze Marterwerkzeug bohrender Eifersuchtssorgen, Verratsbefürchtungen
ihm wie scharfe Messer an den Hals — und verriet ihn, von einem Blick nur
gelockt, den der andere fernher auf sie gelenkt, wie hoch bereit — nur wartend
dringlicherer Zeichen, bedenkenlos zu jenem überzugehen. Und sie war sein
Eheweib — und sie saß hier im Wagen neben ihm und trug den Triumph
ihres Verrates noch frech zur Schau. Machte ein glückliches Gesicht, wies
Seligkeitsmienen — nur weil sie den anderen . . .
Seine Fäuste ballten sich, mit einem heftigen Ruck wandte er den Kopf,
richtete die Augen, die nach der entgegengesetzten Seite zu ins Leere geblickt

hatten, jetzt drohend auf Gisela — und erbebte bis ins Innerste. Denn
alles Leuchten war aus ihrem Gesicht jetzt geschwunden. Verzweiflung starrte
daraus — eine Hoffnungslosigkeit, die ihm Grauen einflößte. . . Die Lippen
hatten sich herb geschlossen, die Mundwinkel waren wie in bohrendem Schmerz
nach unten gezogen, die Augen sahen mit dem Ausdruck des Entsetzens ins
Grenzenlose wie in Abgründe von Qualen und Pein . . . Und eine Blässe
war über dies Gesicht gegossen, wie nagender Schmerz oder das Sterben selbst
sie sonst nur über Menschenzüge breitet. Erschüttert starrte er auf sie. Alle
bohrende Wut war plötzlich restlos aus seiner Seele gefegt, denn er sah, sie
litt, sie litt schrecklich . . . Sie litt — also kämpfte sie. Sie kämpfte, denn
sie war die Dirne nicht, die gewissenlos alle Hemmungen niedertrat, wann
die Versuchung lockte. Das Gewissen mochte in ihr wach, eine Stimme laut
geworden sein, die Stimme, die mahnte, daß es nicht anging, mit seinen
Wünschen und Begehrungen, und mochten sie brennen und drängen, wie sie
wollten, über alle Bedenken hinwegzusetzen — daß es nicht anging, einfach den
Begierden zu folgen. Hier waren zwei Ehen im Wege, seine — des Prinzen —
und ihre eigene. Hier standen gesellschaftliche Schranken hochaufgerichtet,
für sie höher und unübersteigbarer als für alle minder ragend Gestellten,
die in den Niederungen der gesellschaftlichen Schicht unbeobachtet und ganz
übersehen, leicht wohl zu geheimen Sünden kamen, oder gar Ehen lösten
und neue schlossen, an denen die Welt nicht den geringsten Anteil nahm. Hier
aber ging es um Kronen. Ein Thronerbe, der einen frechen Ehebruch gewagt
hätte, der setzte Thronfolge und alle Zukunft aufs Spiel, denn die moderne
Welt, in der die öffentliche Meinung unter der Herrschaft einer freien Presse
zu einem sehr hellhörigen Faktor geworden war, legte den von wachsamen
Revolutionären mit Argusaugen bewachten Fürsten die einwandfreieste Lebens-
führung auf und duldete keinerlei Flecken auf ihr. Von einem Liebesblick
betäubt, mochte die Frau einen Augenblick vielleicht in lockenden Phantasien
sich verloren haben, ein weiterer Augenblick des Nachdenkens aber hatte ihr
zeigen müssen, daß das Träume waren, deren Verwirklichung weit jenseits
aller Möglichkeiten blieben. Diese Erkenntnisse hatten zweifellos in Gisela
den jähen Übergang von heißer Beseligung zu starrer Verzweiflung bewirkt,
und Ingelheim sah, daß sein Weib auf dem Wege war, sich wieder zu finden.
Er rief sich ins Gedächtnis zurück, daß die Großfürstin ihm von dieser Liebe
Giselas damals Kunde gegeben, als er um sie warb. Sein Gerechtigkeitssinn
warf ein, daß er, der heute Giselas Ehemann war, auf solche seelische Er-
schütterungen seiner Frau hätte gefaßt sein müssen. Sie mußten sich freilich bei
einem ersten Wiedersehen mit dem Iugendgeliebten einstellen. Das war
natürlich. Auch durfte er selbst, der Gatte, nicht vergessen, daß er hartnäckig
um Gisela geworben, obschon er um diese Iugendliebe gewußt. Daß er das
Iawort ja doch nur nach langem Widerstreben Giselas und nach schweren

Kämpfen halb als ein Mitleidsgeschenk von ihr erhalten und bei ihr erreicht
hatte. In dem starken Drange, von seinem verletzten Gefühl sich nicht zu
Ungerechtigkeiten gegen sein Weib drängen zu lassen, bezwang sich Ingelheim,
die Rechnung nüchtern aufzustellen, nichts in ihr zu seinen Gunsten zu be-
schönigen. Wäre sein Stolz damals stärker als seine Leidenschaft für Gisela
gewesen, so hätte er darauf verzichtet, sie halb gezwungen in die Ehe zu führen,
so stünde sie heute frei da, wäre unumschränkte Herrin über ihr Geschick und
ganz anders begabt, es zu lenken, als sie es nun, durch seine Schuld, geworden.
Er selbst hatte sie in den Kerker gelockt, in dem sie jetzt gefangen lag. Seine
schwere Erkrankung nur hatte sie zu rühren vermocht. Um diesen bedrückenden
Gedanken kreiste sein Grübeln unablässig und kehrte stets von neuem in nimmer-
müder Selbstquälerei zu ihm zurück.
So lagen die Dinge zwischen ihnen verwickelt und wirr genug, um eine
glatte Rechnung unmöglich zu machen. Gewiß hatte das Schicksal auch ihr hart
mitgespielt. Gisela hatte in einem Widerstreit mannigfacher Gefühle Ent-
scheidungen getroffen, die schwere Folgen für sie zeitigten. Wer konnte sagen,
wie anders sich alles gefügt hätte, wenn dem eigenwilligen Geschick eine geringe
Änderung der Vorgänge oder auch nur ihrer Zeitfolge beliebt hätte. Das
Wiedersehen mit dem Kronprinzen etwa in der Zeit kurz vor ihrer Eheschließung
gedacht, hätte Gisela wahrscheinlich von dieser abgehalten, und das Entsetzen,
das jetzt in ihren Mienen stand, deutete sich wahrscheinlich so: was habe ich
getan? ! Wie durfte ich Ingelheim heiraten, während mein Gefühl für den
Anderen noch so lebendig war, wie dies unter seinem Liebesblick sich heute
gezeigt hat? Wie konnte ich Ingelheim heiraten, ohne die Gewißheit zu haben,
daß der Geliebte mich endgültig verloren gegeben? Heute hatte sie erfahren,
daß auch in ihm die alte Flamme noch lohte, und nun sah sie den Weg zu
ihm zurück abgeschnitten und verrammelt. Ihre eigene Ehe hatte sie selbst
in wahnsinniger Verblendung als eine ewige Schranke zwischen sich und dem
Prinzen aufgerichtet. Das war es, was Alfred von Ingelheim in den ent-
setzten Zügen seiner Frau soeben las, und die Erkenntnis ging ihm auf: sie
hatten sich beide auf einen falschen und verhängnisvollen Weg verirrt. Beide
trugen Schuld, beide. Er hätte nicht annehmen müssen, was sie nie — nie
hätte gewähren dürfen. Heute war der Tag gekommen, der ihnen enthüllte,
wie sehr sie beide in die Irre gegangen waren, und nun blickten freilich die
totgeängstigten Augen verzweifelt nach einem rettenden Auswege. Aber es
gab keinen. Die Geschehnisse ließen sich nicht aus der Welt schaffen. Sie
standen in Anbetracht des gesellschaftlichen Ranges der Beteiligten wie auf
eisenverankerten Grundlagen tief, tief ins Erdreich gefügt und verharrten in
ihrer ehernen Unverrü'ckbarkeit. Ietzt galt es, mit Würde, Kraft und Fassung das
Verhängnis zu tragen und aus all diesen bitteren Schickungen mit unbesudelter
Ehre, mit sauberem Gewissen hervorzugehen. Lag das Glück in Trümmern,

waren alle holden Träume in Scherben gegangen, so blieb noch eins: die
menschliche Würde zu wahren und den Verhängnissen den einen Triumph
abzutrotzen, daß sie die Seelen zwar hatten beugen, aber nicht brechen, nicht
besudeln und erniedrigen können. Gewiß. Schlimmes war geschehen. Der
Liebesblick, den die zwei Pflichtvergessenen heute unter den Augen der offiziellen
Kreise getauscht, war ein Frevel, ein Treubruch, eine schwere Kränkung Ingel-
heims. Aber er war bereit, das Seinige dazu aus bestem Wollen zu tun,
daß diese Versündigung die letzte blieb, und sie sogar zu vergeben und zu
vergessen, wenn damit weiteren Irrungen ein Ziel gesetzt war. Ingelheim
fühlte, sein schwer kämpfendes Weib bedurfte seines Beistandes und seiner
Stütze in diesen Wirren, und sie hatte nur die eine Möglichkeit, aus ihnen
heil herauszufinden, wenn er selbst ihr dabei half. Seine Bereitschaft hierzu
wollte er ihr klar machen. Ietzt. Sofort. Auf der Stelle. Denn ver-
säumt durfte nun nichts mehr werden. Er jagte allen Unmut aus seinem
Herzen, säuberte es von Feindseligkeit, Rachedurst, Haß und Verbitterung.
Er öffnete die Lippen, als wolle er ein gutes, vermittelndes, annäherndes,
verzeihendes Wort sprechen — aber er brachte nichts heraus. Wie in eisernem
Krampf erdrosselte das Schweigen seine Stimme. Ietzt führte Gisela das
Taschentuch an die Augen. Ingelheim wollte die Hand erheben, um die
ihre zu ergreifen — aber seine Rechte blieb wie in einer Lähmung reglos
und tot auf dem Polster liegen, und — im nächsten Augenblick hielt das Gefährt
auf der Rampe ihres Palais, das sie nun beide starr und stumm betraten . . .
Der Liebesblick, den der Kronprinz mit Gisela getauscht hatte, war noch
von einem anderen Zeugen wahrgenommen worden, vom Prinzen Hermann,
in dessen lauernder Seele er gleichfalls nicht geringen Aufruhr erregte. Prinz
Hermann war, seit dem liberalen Umschwung in der Politik König Wilhelms,
aus einem Widersacher des Königs zu dessen Todfeind geworden. Seine
feudale Iunkernatur empfand die Heranziehung des aufgeklärten Bürgertums
zu den Regierungsgeschäften wie eine empörende Herausforderung der Adels-
partei, der bisher alle ausschlaggebenden Amter fast ausnahmlos im Staate
als selbstverständliche Pfründen zugefallen waren. Der Haß gegen den re-
gierenden Zweig der Königsfamilie, der in der Seitenlinie des Prinzen vom
Vater zum Sohn seit alten Zeiten sich fortgeerbt hatte, empfing starke Nahrung
durch diesen politischen Seitensprung des Königs, durch dieses Abweichen von
den starr konservativen Überlieferungen der Dynastie, die in ihnen von jeher
die sicherste Grundlage ihres Bestandes gesehen hatte. Heer, Kirche und Adel,
das waren bis zum ungeahnten Ausbruch dieser liberalen Eskapaden des gealterten
gegenwärtigen Königs die erprobten Stützen der Regierung gewesen, die jetzt
aus Kreisen rasch emporgekommener Wissenschaftler, Bank- und Industrieherren

Minister wählte und eine unerhörte Verbürgerlichung des gesamten Regierungs-
körpers wagte. Es paßte naturgemäß zu solch wahnsinnigem Beginnen, daß
auch auf kirchlichem Gebiete die Traditionen gebrochen, die Orthodoren zurück-
gedrängt, gekränkt und übergangen wurden, einem liberalen Kultusminister
die Verseuchung von Kirche und Schule mit haltlosen modernisierenden Auf-
klärungsgedanken erlaubt und die Heranziehung ganz unzuverlässiger liberali-
sierender Geistlicher und Schulmänner freigegeben wurde. Alles wankte
im Staate. Die Reformen überstürzten sich, jedes revolutionäre Element,
durch diese Schwäche der Krone nur noch begehrlicher und frecher gemacht,
wagte sich mit maßlosen Forderungen in Presse und Parlament nur immer
tollkühner gegen die Autoritäten im Staate vor. Man konnte von diesen
überhaupt kaum noch sprechen, denn sie hatten sich verärgert ins Privatleben
zurückgezogen. Ringsum wirkten neue unerprobte Männer am liberalen Zer-
störungswerk, und der alte König bot das Bild eines schwachsinnig gewordenen
Greises, der mit naiver Herzensfreude das Weichen einer Grundlage seines
Thrones nach der anderen sinnbetört begrüßte. Prinz Hermann, vor Begierde
nach der Macht von jeher verschmachtend, hatte seit Iahrzehnten die Ent-
wickelung besonders des Kronprinzen mit Argusaugen überwacht, und die
Hoffnung war in diesem fast vierzigjährigen Agnaten nie erstorben, den Sohn
König Wilhelms, von dem man so viel Bedenkliches sah, doch noch eines Tages
so straucheln zu sehen, daß er die Thronfolge verlieren und diese auf ihn selbst,
auf Hermann und seine Kinder übergehen mußte. Mit fieberhafter Freude
hatte die starke Feudalpartei, an deren Spitze Hermann stand, und die am
Hofe zahlreiche Anhänger, geheime Spione und Spitzel besaß, — beobachtet,
wie der Kronprinz seinen sentimentalen Liebesroman mit der Hofdame seiner
Schwester begonnen. Die Stimmung im Lager der Hermannschen Fronde
sank, als dieser kurze Roman zum raschen Ende kam, und die Doppelhochzeit
der Königskinder vor sich ging. Sie fiel auf den Gefrierpunkt, als dem
Kronprinzen ein Sohn geboren wurde. Zähneknirschend sah Prinz Hermann
all' seine ehrgeizigen Träume in nichts zerrinnen, aber er klammerte sich mit
Zähigkeit an sie, hoffte auf den Tod des kleinen Kronprinzensohnes, hoffte
auf die unglückliche Ehe, in der der Kronprinz lebte. Rechnete mit irgend
einer Tollheit des Thronfolgers, da es im Feudallager nicht unbekannt war,
mit welchem Grauen der Kronprinz an seine Thronbesteigung dachte. Von
seinem phantastischen Sinne, seiner Weltfremdheit, Menschenscheu und Sonder-
lingsschaft versah man sich jeder Überraschung ^ und Prinz Hermann hoffte
und hoffte, daß der Kronprinz doch noch eines schönen Tages von der Thron-
folge zurücktreten, der König plötzlich sterben würde — und ihm selbst, dem
Prinzen Hermann, wenn nicht die Krone, so doch sicher die Regentschaft für
anderthalb Dutzend Iahre werde zufallen müssen. Diese Hoffnungen, Pläne
und Aussichten erhielten neue starke Nahrung, als plötzlich Gisela Ingelheims

Frau wurde, als die nie verschmerzte schöne Iugendgeliebte des Kronprinzen
aus dem Auslande heimkehrte und von neuem in die Hofgesellschaft eintrat,
der sie durch die nahen Beziehungen ihres Gatten zum Könige fortan sogleich
wieder zugehörte. Prinz Hermann und die Seinen kannten aus Spionenberichten
sehr genau sowohl die unglückliche Ehe des Kronprinzen, wie die bedenkliche
Vorgeschichte der Ingelheimschen Heirat. Es bedurfte keiner allzu großen
Kombinationsgabe, herauszurechnen, daß die Möglichkeit einer erneuten An-
näherung des Kronprinzen an die jetzt verheiratete Iugendgeliebte mit deren
Rückkehr in die Residenz gegeben und damit die Hoffnung eines Fehltrittes
des Thronfolgers mit all' seinen schweren Folgen von neuem aufgeblüht war.
Prinz Hermann hatte sich zeitlebens wenig um akademische Vorgänge gekümmert.
Zu Ingelheims Universitätsabschied aber erschien er, und er fand sich in seinen
Erwartungen auch nicht getäuscht. Der Liebesblick der beiden Sünder war
ihm der mit Freude begrüßte Beweis dafür, daß die Nachrichten seiner Späher
stimmten, daß etwas im Werke war, ein Vorgang, der vielleicht sein jahrelang
vergebliches Harren, Hoffen und Lauern jetzt endlich — endlich mit einem
großen Erfolge lohnen würde. Prinz Hermann fuhr, das Herz von höchsten
Erwartungen geschwellt, von jener akademischen Feier heim und spann seine
Überwachungsfäden von dieser Stunde an besonders fein und dicht. Er
ahnte, seine Früchte würden nun endlich — endlich reifen. ... Es war ihm
und seinen Kreaturen gelungen, einen Vertrauensmann in das Hofmarschall-
amt des Thronfolgers einzuschmuggeln, einen Beamten, der dort beim Rechnungs-
wesen arbeitete und seinerseits einen der kronprinzlichen Leibdiener durch Be-
stechung durchaus gewonnen hatte. Was immer der Thronfolger begann,
es wurde auf der Stelle in chiffrierten Telegrammen dem Prinzen Hermann
mitgeteilt, der in den nächsten Tagen Wind davon erhielt, daß der Kronprinz
öfter in der Dunkelheit der Abende allein in Zivilkleidern sein Palais verließ,
um in der Nähe des Ingelheimschen umherzuirren. Es schien, als erhoffe er —
auf diese Weise ein Zusammentreffen mit der Baronin. Dann erhielt Prinz
Hermann die Nachricht, daß der Kronprinz mit der Baronin selbst telephonisch
gesprochen hatte. Der Inhalt des Gesprächs aber war nicht festzustellen
gewesen. Eine ganze Weile schien die gesamte Annäherungsaktion der Liebenden
zum Stillstande gekommen, denn so zahlreiche Späher Prinz Hermann auch
im Solde hielt, es war nichts zu ermitteln. Dabei mußte trotzdem ein geheimes
Einverständnis zwischen den Liebenden obwalten, denn es war den prinzlichen
Spionen aufgefallen, daß der Kronprinz seit einiger Zeit häufiger im königlichen
Schauspiel erschien — und daß an diesen Abenden auch die Baronin im Hof-
theater zugegen war. Sie begegneten einander nie in den Pausen, nur daß
sie auch hier — und ziemlich ungescheut Liebesblicke wechselten, ward gesehen.
So brennend gern Prinz Hermann diesen schweigenden Verkehr des selt-
samen Paares selbst einmal beobachtet hätte, er stand doch davon ab,

um die beiden nicht unsicher zu machen. Seine Beobachtungen aber verschärfte er auf jede Weise und unterhielt zu diesem Zweck einen vollkommenen Überwachungsdienst.

23.

Als Alfred von jener akademischen Feier mit Gisela heimgekehrt war, harrte er in fieberhafter Erwartung einer Annäherung von seiten seiner Frau. Es war jetzt durchaus an ihr, den Weg zu ihm zurückzufinden. Denn daß sie diesen verloren hatte, mußte ihr selber doch vollkommen klar sein. Aber sie tat nichts in dieser Richtung. Sie näherte sich nicht. Blieb fern und ferner, legte ein eisiges feindseliges Schweigen zwischen sie beide und kam ihrem Manne kaum noch vor Augen. Sie mied seine Gegenwart. Der schwere und neue Dienst, dem Alfred in seiner jetzigen Regierungsstellung sich zu unterziehen hatte, leistete Gisela vorzüglichen Vorschub in ihrem Bestreben, die Gelegenheiten eines Beisammenseins mit ihm fortan fast gänzlich zu meiden. Im winterlichen Morgengrauen gegen sechs erhob sich der neue Ministerialdirektor Ingelheim, um dem alten König, der von jeher ein Frühaufsteher gewesen war, mit dem Glockcnschlage sieben beginnend Immediatvorträge im königlichen Kabinett über die bevorstehende Strafreform, ihre Vorbedingungen, geschichtliche Entwicklung und all' ihre großen Zukunftsmöglichkeiten zu halten. Vor Beginn seines eigentlichen Tagewerks, ehe noch die Fluten der Alltagsgeschäfte sich in sein Kabinett ergossen, beging der alte König in stillen winterlichen Morgenstunden mit seinem Pflegesohn Ingelheim wahre Andachten. Er freute sich von Tag zu Tag auf diese Zusammenkünfte, in denen er Einblick in eine große Reformbewcgung gewann, für welche eine Gruppe weltberühmter Forscher die großen Vorarbeiten in Iahrzehnte währenden Studien geleistet hatten. Hier endlich war die Möglichkeit gewonnen, grundlegenden Reformen den Boden zu bereiten, ohne in den Sumpf der Utopien zu geraten. Hier gab sich endlich eine Hoffnung, an dem gebrechenreichen Körper des alten Klassenstaates eine durchgreifende Operation vorzunehmen, ohne ihm das Leben zu gefährden, ohne in den verwickelten Lebcnsprozeß seiner Einzelzellen eine verhängnisvolle Störung hineinzutragen. Dem alten Könige glänzten die Augen, wenn er die von Hoffnung und Zuversicht getragenen Erklärungen Alfreds anhörte. Sein Königsherz schlug in freudig beflügelten Pulsen, wenn er endlich jetzt, jetzt in seinen Greisentagen seinem alten vierzigjährigen vergeblichen Sehnen die Erfüllung nahen sah, jenem Herzenswunsch, der dahin ging, das ihm überantwortete Staatswesen in einem Punkte wenigstens gefördert und ausgebaut seinem Nachfolger hinterlassen zu können. Und wie freute der Herrscher sich gerade hierüber, wie er Alfred besonders betonte, daß er dem pessimistisch gestimmten Sohne endlich den

Beweis dafür zu erbringen in die Lage kam, den Beweis, daß es Reformen
gab, daß diese möglich waren, und daß es töricht, zweckwidrig und grundlos
war, an einer besseren Zukunft der bestehenden Gesellschaft zu verzweifeln.
Das sollte dem Kronprinzen jetzt durch die Tat bewiesen werden, durch die
große Tat der Strafrechtsreform, die zugleich dem neuen liberalen Regierungs-
system die hochwillkommene Gelegenheit bot, so etwas wie ihren Befähigungs-
nachweis zu erstatten. Waren vierzig Iahre konservativer Verwaltung un-
fruchtbar verlaufen, dieses zweite Dezennium liberaler Regierung brachte nun
aber doch Neuschöpfungen im Staatswesen, die dazu angetan waren, nicht
nur die Strafjustiz an sich, nein, die gesamten sozialen Zustände zu bessern
und zu heben. Auch Ingelheim begab sich zu den Vorträgen beim König
wie zu Feierstunden. Es gewährte ihm die höchste Erhebung, was er in
langen Iahren als eine Art kriminalistischen Bekenntnisses der studierenden
Iugend in begeisterten Darlegungen erklärt und sie gelehrt hatte, nunmehr
den, Könige selbst vorzutragen, ihm, der die Macht besaß, den wissenschaftlichen
Erkenntnissen im Staate die Durchführung anzubahnen und zu ermöglichen.
Ihm, diesem stärksten Faktor im Lande, der einmal für die Ideen gewonnen,
das Zauberwort auszusprechen stark genug war, das aus Theorien Wirklich-
keiten schuf und den Erkenntnissen der Wissenschaft, die lebenskräftigen Formen
gab. Zu diesen Zusammenkünften mit dem König begab sich Alfred jetzt
an manchem Morgen, der ihm auf eine schlaflose Nacht gefolgt war. Die
bohrenden Sorgen um Gisela scheuchten ihm den Schlummer, und er bedurfte
eines ungeheuren Aufwandes von Willenskraft, um seinem Herrn, dem Könige,
nicht den Eindruck eines Gebeugten oder Verstörten zu machen. Von allem
Unmut, aller fressenden Bitterkeit die Seele reinigend tat er an jedem Morgen
diesen Gang, ohne am Tage vorher seine Frau gesehen, ohne aus ihren,
Schlafzimmer einen Laut vernommen zu haben, in das sie sich, ehe er an,
Abend vom Ministerium heimkam, meist zurückgezogen. Ingelheim hatte es
sich nie im Leben leicht gemacht, von jeher war er ein Kämpfer gewesen,
aber die Lage, in die er jetzt geraten war, empfand er als eine schwere und
ungerechte Heimsuchung. Er hatte sein ernstes Lebenswerk Stein um Stein
langsam aufgerichtet. Er sollte jetzt daran gehen, ihm die Krone der endlichen
Erfüllung aufzusetzen. Er bedurfte zu diesem schweren Werk der Redigierung
hochwichtiger Einführungsgesetze, die im Ministerium ausgearbeitet, vor die
Volksvertretung zur Beschlußfassung und Genehmigung gebracht werden sollten.
Er bedurfte zu dieser Arbeit seiner geistigen und seelischen Kräfte im vollsten
Umfange, und nun fiel ihm diese schreckliche häusliche Krise wie ein Wege-
lagerer in den Rücken, nahm ihm Ruhe und Sammlung, peitschte seine Nerven
mit nie aussetzenden tiefen Erregungen und jagte ihn in einen Zustand, der
eine regelrechte Psychose genannt werden mußte. Die unerhörten Willens-
anspannungen zehrten gewaltig an seiner Kraft, die Energieen, die Alfred

von Ingelheim aufwenden mußte, um nach außen hin das Bild der Gefaßtheit bieten zu können. Von Schlaflosigkeit geschwächt, von Eifersucht gemartert, in allen Qualen verschmähter Liebe ringend, in den langen und erschöpfenden Beratungen im Ministerium mit ihren endlosen Debatten mußte er alle Kräfte zusammenreißen, seinen Mann zu stehen. Es waren jetzt volle zwanzig Tage nach jener akademischen Feier verstrichen, ohne daß bisher auch nur ein Wort wieder zwischen den Ehegatten gewechselt worden wäre. Gisela mied jedes Zusammentreffen mit ihrem Mann. Wann er frühmorgens das Haus verließ, schlief sie noch in ihrem verschlossenen Schlafzimmer, wann er spät abends heimkam (er speiste eilig in seinen Amtsräumen), hatte sie sich wiederum zurückgezogen. Allabendlich, wann er heimkam, war Ingelheim darauf gefaßt, einen Brief von seiner Frau vorzufinden, in dem sie ihm ihre Flucht mitteilte, oder irgend eine andere Katastrophe erfahren zu müssen. Er stand jetzt im Brennpunkte des öffentlichen Interesses, sein Name verschwand kaum noch aus den Leitartikeln der Presse, würde er jetzt in eine Skandalgeschichte verwickelt, so mußte dies von unabsehbaren Folgen für sein ganzes ferneres Leben sein. Es war ihm in diesen schweren Tagen der Gedanke gekommen, seine Frau zöge sich ganz von ihm zurück. Sie gab ihn einfach auf, strich ihn aus ihrem Leben und mied es sogar, ihn auch nur zu sehen. So rasend stark war die alte Leidenschaft zu dem anderen jetzt in ihr geworden. Sie blieb bei ihrem Mann, um den Skandal nach außen hin solange etwa zu vermeiden, bis Ingelheim seine große politische Mission erfüllt und durchgeführt hatte und vom Vordergrunde der Geschehnisse abgetreten war. Dann — wann das geschehen, ging sie wohl auf und davon.

(Fortsetzung folgt.)

R
u
n
d s ch
u

Politische Rundschau.

Von Ludwig Stein.

Unsere holländische Sondernummer.

Die Eröffnung des von Andrew Carnegie gestifteten „Friedenstempels" im Haag bietet uns einen besonderen Anlaß, auf die der Schweiz gewidmete Augustnummer von „Nord und Süd" im September eine holländische Sondernummer folgen zu lassen. Wir hoffen, unseren Lesern auf diese Weise einen tieferen Einblick in die Eigenart der kleinen Kulturstaaten zu gewähren, als dies durch Handbücher oder sonstige Hilfsmittel möglich ist. Die namhaftesten holländischen Vertreter der verschiedenen wissenschaftlichen und künstlerischen Fachgebiete ergreifen hier persönlich das Wort und zeigen den geschichtlichen Anteil, den die Niederländer an der Entwicklung der gesamtmenschlichen Kultur genommen haben. Das Beispiel Hollands bestätigt nur die Beobachtung, die wir dem schweizerischen Sonderhefte vorangeschickt haben, daß nämlich die sechs großen Kulturstaaten den sechs kleineren unendlich viel zu danken haben.

Daß die feierliche Einweihung des Carnegieschen Friedenstempels gerade in das böse Kriegsjahr 1913 fällt, hat nichts Entmutigendes an sich. Abgesehen davon, daß der Balkanfriede in Bukarest in den ersten Tagen des August ein willkommenes Präludium zu jenem Finale bildet, das die Eröffnung des Friedenspalastes in den letzten Tagen des August darstellt, scheint es von symbolischer Bedeutung, daß dieses unheilvolle Jahr, das aller Welt so tiefe Wunden geschlagen hat, uns zugleich ein Heilmittel gegen diese Wunden beschieden hat. Gerade weil wir Zeugen waren, wie der brudermörderische Krieg auf dem Balkan die oberflächliche Kulturtünche erbarmungslos weggewischt und die Bestie im Menschen in ihrer nie gezähmten Wildheit wieder herausgestellt hat, werden wir doppeltes Verständnis für alle jene Versuche haben, welche die Kriege zwar nicht abzuschaffen vermögen, wohl aber seltener und milder

zu gestalten die Eignung haben. Auch die neuen Heilmittel der Medizin schaffen die verheerenden Krankheiten nicht mit einem Schlage aus der Welt. Aber Koch, Pasteur, Behring, Ehrlich, Wassermann u. v. A. bleiben gleichwohl die großen Wohltäter des Menschengeschlechts, weil sie uns die Wege gewiesen haben, wie wir der Geißeln des Menschengeschlechts Schritt für Schritt, Erperiment auf Erperiment häufend, Herr werden können. Was die Entdeckung der heilenden Specifica in der Medizin bedeutet, das ist der Schiedsgerichtsgedanke für die internationalen Beziehungen der Völker: ein politisches Specificum.

Gewiß ist der Haager Schiedsgerichtshof, der jetzt, dank der Freigebigkeit Carnegies, auch äußerlich ein würdiges Heim erhalten hat, kein Universalheilmittel gegen Kriege. Kein Vernünftiger gibt sich solcher Selbsttäuschung hin. Wohl aber sehen die Einsichtigen in dieser dauernden Institution, die wir den beiden Haager Konferenzen danken, das Aufdämmern eines neuen Zeitalters, das seine internationale Gesetzgebung nicht mehr mit Blut, sondern mit Tinte schreiben wird. Der Haager Schiedsgerichtshof ist ein politisches Erperiment großen Stiles. Es wird so

lange herumgepröbelt werden, bis man die richtige Formel gefunden hat. Was für die Naturwissenschaftler die Laboratorien, für die Geisteswissenschaftler die Bibliotheken sind, das bedeutet für den internationalen Politiker der Haager Schiedsgerichtshof. Hat doch auch der Friede von Bukarest schwebende Fragen dem Haager Schiedsgerichtshof überwiesen. Hier bildet sich allgemach eine Zentrale für internationale Gerechtigkeit aus.

Daß gerade Holland zum Mittelpunkte dieses internationalsten aller Institute gewählt wurde, hat seinen guten geschichtlichen Grund. Hier hat die Toleranz seit Jahrhunderten ihre Heimstätte. Hier ging man zuerst an das Problem heran, wie man die grundsätzliche Duldsamkeit, die man Anders gläubigen gegenüber übte, auch auf Anders farbige ausdehnen könnte. In Holland hat der Delfter Hugo de Groot (Grotius) das Völkerrecht als Wissenschaft begründet. Vom Völkerrecht führt ein regelrechter Weg zu jenem internationalen Recht, dessen Pionier seit einem halben Jahrhundert der jüngst verstorbene Staatsminister Asser war. Ich preise es als Gunst des Schicksals, daß es mir noch wenige Tage vor dem Ableben dieses führenden Geistes vergönnt war, die hier entwickelten Gedanken mit ihm durchzusprechen. Hinfällig und gebrechlich war nur der Körper des fünfundsiebzigjährigen Mannes. Sein Geist war bis kurz vor seinem Tode so frisch und sprudelnd, daß er mir noch das feste Versprechen geben konnte, für die holländische Sondernummer von „Nord und Süd" die geschichtliche Linie von Hugo Grotius und dem Völkerrecht in Holland bis zum internationalen Recht zu ziehen, dessen Mitbegründer Asser selbst war, und von hier aus wollte Asser zur Schiedsgerichtsbewegung gelangen, die ihre Krönung durch den Carnegie'schen Friedenstempel fände, dessen Eröffnung er beizuwohnen hoffte. So hatten wir den Umriß seines Aufsatzes für „Nord und Süd" besprochen. Es hat nicht sollen sein! Er hat sich, wie ich zuversichtlich unterrichtet bin, noch in den letzten Tagen mit dem Plane dieser Arbeit lebhaft beschäftigt, aber die Feder versagte den Dienst. Und so kann ich hier nur andeutend darauf hin-

weisen, wie Asser den geschichtlichen Hintergrund zeichnen und damit verkünden wollte, warum gerade Holland zum Sitz des internationalen Schiedsgerichtshofes geradezu prädestiniert war.

Das Beispiel Hollands zeigt, daß es für großdenkende Völker noch andere Lorbeeren gibt als kriegerische. Seit einem Jahrhundert hat Holland ohne kriegerische Lorbeeren sich entwickelt, und doch ist seine Volkskraft ungebrochen. Das kleine Holland hat uns den Humanisten Erasmus von Rotterdam beschieden, dessen „irenische Schriften" die pazifistische Bewegung eingeleitet haben. Mit den Scaligers und Iustus Lipsius stand es einst an der Spitze der klassischen Philologie und der philosophiegeschichtlichen Forschung. Mit Geulincr und Spinoza hat Holland der Philosophie, mit Rembrandt der Kunst, mit Swammerdam und Leeuwenhoek der Biologie, mit Huyghens der Physik, mit Boerhove der Medizin, endlich und insbesondere mit Hugo Grotius der Staatswissenschaft neue Wege gewiesen. Der Handelsgeist hat Holland ebensowenig wie England daran gehindert, an den höchsten Fragen des Menschengeschlechts werktätigen Anteil zu nehmen. Alle Balkanstaaten zusammengenommen haben, ungeachtet ihres kriegerischen Geistes, für den Fortschritt der menschlichen Kultur auch nicht einen winzigen Bruchteil jener Werte geschaffen und hinterlassen, welche das kleine Holland in einem

einzigen halben Jahrhundert (etwa 1630—1680) der Welt geschenkt hat. Holland erntet im zwanzigsten Jahrhundert, was es im siebzehnten gesät hat. Die reifen Früchte fallen ihm in den Schoß. Was Holland für die menschliche Kultur seit Jahrhunderten getan hat, das wird ihm nunmehr mit reichem Dank zurückerstattet. Das Tribunal der zivilisierten Welt ist endgültig Holland zugefallen. Haag wird der Mittelpunkt der internationalen Gerechtigkeit. Das alles dankt Holland seiner hohen Kultur, seinen großen Männern, und nicht zuletzt seinem großen Sohn Asser!

Militäi-PolitischeRundschau.

Von Oberstleutnant a. D. le Iuge.

Durch die denkwürdige Reichstagssitzung vom 30. Juni ist eine der bedeutungsvollsten und schwerwiegendsten Aufgaben, die der Volksvertretung des Deutschen Reiches je vorgelegen haben, im Sinne der vaterländisch gesinnten, überwiegenden Mehrheit unseres Volkes gelöst worden. Daß schließlich auch noch, wie im letzten Bericht bereits hoffnungsvoll angenommen wurde, die drei zuerst abgelehnten Kavallerieregimenter bewilligt worden sind, ist im Interesse der strategischen Werterhöhung unseres Heeres auf Kriegsfuß mit besonderer Freude zu begrüßen. Mit Bestimmtheit ist wohl anzunehmen, daß für eine Reihe von Jahren der Ausbau unserer gewaltigen Armee zum Schutze des Vaterlandes und zur Verteidigung der nationalen Ehre nunmehr so weit festgelegt worden ist, daß größere Mehrforderungen nach dieser Richtung hin ausgeschlossen erscheinen können, wenngleich natürlich, der steten Weiterentwickelung der gesamten Technik auf dem Gebiete des Waffenwesens, des Luftfahr-, Verkehrs- und Nachrichtenwesens entsprechend, hier ein Ruhen auf dem bisher gewonnenen, allen berechtigten Ansprüchen für unsere Landesverteidigung wohl gegenwärtig entsprechenden Standpunkt nie möglich sein kann. Denn auf diesem in seiner Bedeutung für den Krieg so überaus wichtigen Gebiet sich durch irgendwelche einschneidende und bedeutungsvolle Erfindungen oder Neuerungen von selten anderer Nationen überflügeln zu lassen, hieße leichtsinnig Hunderttausende an kostbarem Menscheumaterial sowie Millionen von

nationalem Gut und Vermögen auf das Spiel setzen und die überragende militärische Position wieder gefährden, welche Deutschland auf Grund der jetzigen Wehrvorlage unbestreitbar in der ganzen Welt von neuem einnimmt. Neben der allgemeinen kriegsmäßigen Ausbildung des Heeres in allen seinen Teilen und Graden heißt es nirgends mehr als auf diesem Gebiet: „rast' ich, so rost' ich"; und jeder Stillstand hier würde nur einen folgenschweren Rückschritt bedeuten.

Daß auch nach Bewilligung der Wehrvorlage eine Anzahl von Wünschen für die Weiterentwickelung unserer Armee noch übrig geblieben sind, deren Erfüllung für letzter« als erstrebenswert bezeichnet worden ist und werden wird, ist natürlich, denn — „nichts Vollkommenes wird dem Menschen", klagt schon Faust. Hierzu gehört z. B. der Wunsch nach Aufstellung neuer Infanteriedivisionen aus den überschießenden Brigaden des 5., 6. und Gardekorps, nach einer Formierung von Kavalleriedivisionen und von Stäben für die höheren Verbände der im Kriege aufzustellenden Reservedivisionen schon im Frieden, einer Friedensausbildung der zur Zeit noch bestehenden jüngsten Jahrgänge der Ersatzreserve (die bekanntlich durch die künftige Einstellung aller Wehrpflich-

tigen in Wegfall kommen wird) und von Übungen des Beurlaubtenstandes in erhöhtem Umfange, sowie noch einiges andere. Aber man wird sich mit dem jetzt Erreichten wohl begnügen können, denn ein Nochmehr auf diesem Gebiete müßte schließlich an der Kostenfrage scheitern, das sollten sich doch auch die enragiertesten Freunde des Wehrvereins, dessen Verdienste um die Ein- und Durchdringung der Wehrvorlagen dadurch in keiner Weise gemindert werden sollen, schließlich sagen. Ultra ziu«»S uSiun odlißiatur. Und die Grenze des Könnens in Hinsicht auf die finanziellen Leistungen scheint denn doch bei einer Milliarde einmaliger, nur auf den Schultern eines kleinen Teiles unseres Volkes lastenden Ausgabe nebst mehr als hundert Millionen jährlicher Mehrkosten, die mehr oder minder von der Allgemeinheit getragen werden, wirklich erreicht zu sein.

Durch die Annahme der eine so gewaltige Verstärkung unseres Heeres bewirkenden Vorlage ist, darüber sollte kein Zweifel herrschen, ein bedeutsames, wirkliches Friedenswerk geleistet worden. Nur blinde oder zielbewußte Gegner und haßerfüllte Neider des auf allen Gebieten des kulturellen wie des wirtschaftlichen Lebens aufsteigenden deutschen Volkes können behaupten und ernstlich befürchten, daß die jetzt so gewaltige Wehrmacht unseres Reiches jemals zum Werkzeuge einer Eroberungspolitik werden würde oder für andere Zwecke bestimmt sein könnte, als ausschließlich zum starken Schutz und Schirm für unsere friedliche Weiterentwickelung auf allen realen wie idealen Lebensgebieten, zum Schutze unserer kulturellen wie wirtschaftlichen Interessen und, wenn nötig, auch zur Sühne unserer etwa freventlich von anderer Seite verletzten nationalen Ehre. Denn ebensowenig wie eine Persönlichkeit darf ein ganzes Volk, das etwas auf sich hält und Geltung haben will im Kreise der Mitwelt, sich ungestraft, nur um des lieben Friedens willen, beleidigen oder Eingriffe von fremder Hand in sein unantastbares Recht sich gefallen lassen. Je mächtiger aber ein Volk nach dieser Richtung dasteht, um so weniger wird auch eine solche Handlung gegen dasselbe gewagt werden, und in demselben Maße, in dem seine Stärke Achtung und Respekt hervor-

ruft, läßt es auch die Freundschaft des Starken in den Augen Anderer wünschenswert erscheinen. Hierin liegt ein unbestreitbarer Beweis dafür, daß die neueste gewaltige militärische Machtverstärkung unseres Deutschen Reiches zugleich zur Friedenssicherung im Herzen Europas wirkungsvoll beitragen muß.

Freilich, die Sorge vor einer dennoch möglichen Friedensstörung in der Zukunft kann trotz alledem für Europa nicht als für immer gebannt angesehen werden. Denn nicht nur sind wir gerade jetzt Zeugen davon, daß die Kriegsfurie unter den bisher zu gemeinsamem blutigem Kampfe gegen die Türkenherrschaft auf der Balkanhalbinsel vereinigt gewesenen Völker tobte und Hekatomben von blutigen Opfern heischte, sondern wir können auch überraschender Weise ein unablässiges Weiterschreiten der Rüstungen zur Erhöhung ihrer militärischen Macht und Kriegsstärke bei fast allen Nationen Europas beobachten. Dabei erscheint es besonders bemerkenswert, daß selbst die kleineren Staaten (Belgien und Holland, die drei nordischen Reiche, selbst die Eidgenossenschaft), welche bisher über eine kaum nennenswerte kriegerische Macht verfügten, seit einiger Zeit bemüht sind, sich, soweit es ihren Kräften entspricht, eine moderne Heeresorganisation zu schaffen, gerade als ob sie alle den Ausbruch eines Weltbrandes befürchteten, in den sie mit oder gegen ihren Willen hineingerissen werden könnten.

Diese Tatsache ist ja im Zeitalter

scheinbar wachsender internationaler Friedensbestrebungen und des Vorhandenseins von Mäzenen für dieselben vom Schlage eines Carnegie, Bryan u. a., sowie der darauf gerichteten, zweifellos ihrem innersten Wesen entsprechenden Bemühungen einer so machtvollen Persönlichkeit wie des Beherrschers des gewaltigen russischen Reiches als erstaunlich zu bezeichnen. Sie wird dadurch noch unterstrichen, daß leider in den letzten fünfzehn Jahren die Zahl der blutigen Kriege auf unserem Erdball trotz aller Friedenskongresse und Schiedsgerichtsabkommen überraschend zugenommen hat. Auch daß es den von gemeinsamem Friedenswillen beseelten Großmächten Europas neuerdings nicht gelungen ist, wenigstens die jüngsten blutigen Ereignisse zwischen den ehemaligen Verbündeten und teilweise Stammesgenossen zu verhindern, bedeutet für jeden Friedensfreund eine schwere Enttäuschung, da man daraus erkennen muß, wie gewaltig der Trieb nach Erfüllung gewisser, nicht immer ideal zu nennender Begierden, nach Macht und Besitz, Ruhm und Ansehen immer noch, wie im einzelnen Individuum, so auch in ganzen Nationen, stärker ist, als alle Lehren von den Segnungen eines ununterbrochenen Friedenszustandes, von den gemeinsamen Kulturinteressen und einer allgemeinen Weltverbrüderung, für welche die Menschheit wirklich noch nicht reif zu sein scheint.

Aus mehr als einem Grunde ist der gegenwärtig noch tobende und nur durch einen kurzen Waffenstillstand unterbrochene Balkankrieg bemerkenswert, nicht bloß durch seine eigenartige Entstehung und Begründung und wegen seiner rohen Formen, welche alle Begriffe von Zivilisation und Menschlichkeit, denen man in heutiger Zeit doch auch für den Krieg Geltung zusprach, abgestreift zu haben scheinen, sondern auch besonders durch die allgemein überraschenden und ausnahmslos Schlag auf Schlag bisher zu verzeichnenden Mißerfolge des bulgarischen Heeres, das erst kurz zuvor mit so reichen Lorbeeren um seine Fahnen geschmückt aus dem siegreichen Kriege mit den Türken, der sie unaufhaltsam bis fast vor die Tore Konstantinopels geführt hatte, hervorgegangen war. Noch vor

kurzem hat in der bekannten Ito^al
VnitS<I ßervice lu«titution zu Lon-
don Mr. Frank For, ein früherer
australischer Artillerie-Offizier, der
jenen Krieg auf bulgarischer Seite als
Berichterstatter der „Hlorninß?o»t"
mitgemacht hatte, einen Vortrag über
dieses Heer gehalten, der voll des
Lobes über dasselbe war, das er aus
unmittelbarster Nähe beobachten und
studieren konnte, da er einer der
wenigen Journalisten gewesen ist, die
wenigstens während der letzten Phase
des türkischen Krieges in der Front der
bulgarischen Truppen weilen durften.
Er hob darin u. a. den „wunderbaren
Heroismus" der Truppen und besonders
die „von vollkommenstem Heldenmut er-
füllte und wundervoll disziplinierte In-
fanterie" hervor, die nur den einen
Fehler gehabt hätte, allzu schneidig vor-
zugehen und am liebsten, zuweilen selbst
ohne die Feuerwirkung abzuwarten,
mit dem Bajonett vorwärts gestürmt
wäre.
Und demgegenüber nun dieser
furchtbare Niederbruch dieser selben
Armee und mit ihr der einer ganzen
Nation, die man mit dem ehrenvollen
Namen der „Balkanpreußen" glaubte
belegen zu sollen, und die man vielleicht
in absehbarer Zeit, infolge ihrer Ver-
bindung mit Österreich-Ungarn, für
eine Annäherung an den Dreibund ge-
winnen zu können gehofft hatte.
Die näheren Ursachen dieser all-
gemein wahrhaft verblüffenden, durch
keine irgendwie nennenswerten Erfolge
unterbrochenen Niederlagen werden erst

später klar zutage treten. Jedenfalls trugen hierzu neben einem Mangel an einheitlicher, zielbewußter Leitung der kriegerischen Operationen, infolge beständiger Einwirkung einer falschen und schwankenden Politik auf dieselbe, noch folgende Umstände bei: erstens die ziffernmäßige Überlegenheit der vereinigten Gegner, sowie die furchtbaren Verluste, welche der vorhergegangene Kampfesmut und das ungestüme, schwere Opfer erfordernde Anstürmen der Bulgaren in den ersten Kämpfen auf türkischem Boden sowie bei Adrianopel dem Heere nicht nur, sondern der gesamten Nation geschlagen hatten. Zu viele Knaben und Greise, waffenungeübte Reservisten aller Jahrklassen und zu wenig Offiziere zählte das jetzige Heer, das sich dementsprechend hinsichtlich der Ausbildung und Disziplin wesentlich gegen früher verschlechtert hatte, in seinen Reihen, als es den Serben und Griechen entgegentrat, die ihrerseits allerdings durch ihre jetzigen militärischen Leistungen nach der anderen Seite hin überrascht haben, da man sie allgemein nach ihren früheren Mißerfolgen von Slivnica und 1897 in Thessalien zu beurteilen sich gewöhnt hatte und auch ihre Leistungen im letzten Türkenkriege gegen die bulgarischen unzweifelhaft zurückgetreten waren.

Immerhin gab den Bulgaren den entscheidenden Todesstoß und nahm ihnen jede Möglichkeit, vielleicht doch noch in letzter Stunde dem Kriegsglück eine entscheidende Wendung zu geben, das Eindringen des rumänischen Heeres in ihren Rücken, das zugleich das Signal für die Türken zum unaufhaltsamen Vorrücken bis über Adrianopel Hinaus wurde.

Über das rumänische Heer war bisher nur verhältnismäßig wenig in nicht militärischen Kreisen die Rede gewesen, nur das militärische Europa wußte, daß jenes nach Organisation, Ausbildung, Disziplin und Vorbereitung für den Kriegsfall ohne Zweifel den stärksten und mächtigsten Faktor auf dem neuen Balkan darstellte. Daß die Bulgaren gegenüber diesem, noch von keinerlei Verlusten betroffenen Gegner keinen Widerstand versuchten, erscheint nicht verwunderlich — blieb ihnen nunmehr doch nichts anderes übrig, als dringend um Frieden zu bitten, den sie ohne

Herrn Danews und seiner verblendeten Anhänger Betreiben, sehr zu ihrem Vorteil, vielleicht niemals zu brechen unternommen haben würden.

In dem Augenblick, wv diese Zeilen zu Papier gebracht werden, hat die Friedenskonferenz in Bukarest ihren Anfang genommen und ihr Ergebnis ist zur Zeit noch nicht abzusehen. Jedenfalls aber erscheint es als sicher, daß Rumänien, gestützt auf sein gutes, nach deutschem Vorbilde von dem einstigen Hohenzollernprinzen und preußischen Gardeoffizier aufgebautes und modern ausgestattetes, mit den Lorbeeren von Plewna geschmücktes Heer von nun ab die erste Rolle auf dem Balkan spielen wird und in seiner Stellungnahme zum Dreibund einen bedeutsamen Faktor für die Politik der Zukunft Europas darstellen muß. Aus diesem Grunde dürfte es auch den Lesern unserer Zeitschrift vielleicht nicht unwillkommen sein, ein allgemeines, aber gegenüber vielen irrigen Zeitungsberichten wahrheitsgetreues Bild von der heutigen rumänischen Armee zu erhalten.

Die allgemeine Wehrpflicht, die in Rumänien bereits 1859, also vor des Prinzen Karl von Hohenzollern Übernahme des Cusaschen Fürstenthrones, bestand, beträgt jetzt im ganzen fünfundzwanzig Jahre. Sie beginnt mit dem 21. und endet mit dem 46. Lebensjahre, wobei 7 Jahre der aktiven Armee zufallen, von denen die Infanterie 2 Jahre, die berittenen und technischen Waffen 3 Jahre bei der Fahne, den Rest im „Ergänzungsstand des aktiven

Heeres" zubringen. Daran schließen
sich vom 28. bis 38. Lebensjahre
40 Jahre Verweilens in der Reserve,
in der dreiwöchige Übungen alle
2 Jahre vorgeschrieben sind; der Rest
der Gesamtdienstzeit entfällt auf die
Miliz, die hauptsächlich für den Garni-
sons- und Besatzungsdienst sowie zum
Grenzschutz bestimmt ist, aber im Not-
fall auch zur Verstärkung der Feld-
armee herangezogen werden kann. Bei
einer jährlichen Rekrutenziffer von rund
55 000 Mann (— 0,9 v. H. der Be-
völkerung) beträgt der Friedensstand
einschließlich 5500 Offiziere und Be-
amte etwa 100 000 Köpfe. Doch wur-
den hiervon aus Ersparnisrücksichten
bisher meist etwa 10 v. H. beurlaubt.
Die Armee, die in 5 Armeekorps
gegliedert ist, umfaßt in der Frie-
densorganisation 40 Infanterie-Regi-
menter, meist zu 3 Bataillonen, 9
nach Art der italienischen Bersaglieri-
regimenter uniformierte Iägerbatail-
lone, 21 Kavallerieregimenter (Hu-
saren), 148 Batterien, darunter 3 rei-
tende, 3 Feldhaubitzenbatterien, 20 De-
potbatterien, ferner 4 Festungs-
artilleriebataillone (22 Kompagnien),
6 Pionierbataillone, 9 Bataillone
anderweitige technische Truppen (Eisen-
bahn, Pontoniere, Telegraphen- und
Spezialisten-Bataillone) und 5 Train-
Eskadrons. Auf Kriegsfuß setzt sich
jedes der 5 Armeekorps aus 2 Linien-
und einer Reservedivision zusammen,
außerdem sind 1 bis 2 Kavalleriedivisi-
onen formiert; die Stärke der mobilen
Armee (Linie und Reserve) wird alles
in allem auf 4—450 000 Mann berech-
net, wovon etwa 250 000 Kombattan-
ten erster Linie sind. Die Zahl der
verfügbaren Mannschaften ist aller-
dings so groß, daß das Feldheer leicht
auf 600 000 Köpfe gebracht werden
könnte, wenn das Material an Waffen,
Ausrüstung und Train hierfür vorhan-
den wäre, was aber wohl nicht der Fall
ist. Die Infanterie ist mit dem öster-
reichischen Mannlichergewehr 21/93,
Kaliber 6,5 mul und Maschinengeweh-
ren, die Artillerie mit dem Krupp'schen
Rohrrücklaufgeschütz 21/04, Kaliber
7,5 em und neuer leichter Rohrrück-
laufhaubitze von 10,5 eui Kaliber
(Krupp), sowie neuerdings einer
schweren Feldhaubitze von 15 ^u»
(Schneider-Creusot) ausgerüstet.
Einige Einrichtungen in der rumä-

nischen Heeresorganisation, die übrigens ihren gegenwärtigen Zustand dem Wehrgesetz von 1908 nebst Ergänzungsgesetz von 1910 verdankt, sind besonders bemerkenswert. Hierzu gehört erstens, daß die Institution des Ein» jährig-Freiwilligen Dienstes ganz nach deutschem Vorbilde besteht, indem junge Leute, die eine höhere allgemeine oder Fachschule absolviert haben, nur ein Jahr bei der Fahne zu dienen und sodann eine Prüfung zum Reserveoffizier abzulegen haben; wer dieselbe aber nicht besteht, muß die ganze gesetzmäßige Zeit abdienen: ferner die Bestimmung, daß in den oberen Klassen der Schulen eine gewisse Art militärische Unterweisung und Ausbildung stattfindet, und daß alle neunzehn- und zwanzigjährigen Wehrpflichtigen vor ihrem Eintritt in das Heer noch an zwei Sonntagen in jedem Monat eine Ererzier- und Schießübung unter Leitung von besonderen Offizieren und Unteroffizieren abzuleisten haben. Die über den Rahmen des Heeresetats vorhandenen Wehrfähigen werden nach Art der früheren deutschen Ersatzreserve zu einer beschränkten militärischen Dienstzeit turnusweise herangezogen. Der neben dem permanenten in der rumänischen Armee eingeführte Wechseldienst (»clnmbu»), der neuerdings für die Infanterie aufgehoben worden ist, besteht jetzt nur noch für die Kavallerie, bei welcher Waffe 9 Regimenter (Kalaraschen oder Calarasi-Regimenter) bestehen, die im Gegensaß zu den regulären Husarenregimentern

(Rosiori-Regimentern) nur aus Kader-Eskadrons mit Wechseldienst mit 1 Depoteskadron bestehen und bei denen abwechselungsweise die vom Lande stammenden, mit eigenen kriegsbrauch« baren Pferden und vorgeschriebener Ausrüstung für dieselben eintreffenden Rekruten während drei Monaten aus< gebildet und später während vier Jahren immer einige Monate lang zu weiteren Übungen eingezogen werden, so daß ihre gesamte Dienstzeit bei der Fahne etwa 18—20 Monate beträgt. Diese Einrichtung des rumänischen Heeres ist sehr alt und stellt den letzten Rest der einstigen, 1910 aufgehobenen Territorialarmee-Organisation dar. Die schwarz-blaue Attila läßt die Kala« raschen, die im Kriege vornehmlich als Divisionskavallerie Verwendung finden sollen, als schwarze Husaren erscheinen, und in ihrer Bewaffnung unterscheiden sie sich von den Rosiori-Regimentern (roten Husaren) darin, daß sie nicht wie diese mit Säbel, Lanze und Revolvern, sondern nur mit dem Säbel und einem Repetierkarabiner bewaffnet sind.

Die Offiziere des rumänischen Heeres ergänzen sich zum größten Teile aus den beiden Offiziersschulen in Bukarest, von denen eine für Infanterie und Kavallerie, die andere für Artillerie und technische Truppen bestimmt ist, und in welche die Abiturienten höherer Bildungsanstalten eintreten, zum kleineren Teil aber auch aus vorzüglich geeigneten Unteroffizieren, die nach zweijähriger Diensttätigkeit in der Front gleichfalls zu jenen Offiziersschulen kommandiert und auf ihnen für die Unterleutnantsprüfung vorbereitet werden. Die Berufung in den Generalstab erfolgt für Leutnants und Hauptleute meist nach einem dreijährigen Besuch der Kriegsschule in Bukarest, doch können auch besonders dafür qualifizierte Stabsoffiziere auf Grund einer Sonderprüfung direkt in den Generalstab versetzt werden. Die kürzlich aufgebesserten Offiziersgehälter sind etwas niedriger als diejenigen des deutschen Heeres, aber höher als die in den meisten anderen Armeen üblichen. Zur Heirat muß der Offizier noch ein Privateinkommen, nachweisen, falls er noch nicht Stabsoffizier ist. Die Reserveoffiziere, die für die Armee an Zahl kaum ausreichen, ergänzen sich aus den vorerwähnten Einjährig-Freiwilligen, ferner den frei-

willig vor Erreichung der Altersgrenze ausscheidenden Offizieren und denjenigen, die auf Grund der letzteren — für Hauptleute 50, für Majors und Oberstleutnants 54 bzw. 56 und für Obersten 58 Jahre — pensioniert werden, dann aber noch während der nächsten 5 Jahre dem Kriegsministerium für eine Verwendung im Kriegsfall zur Verfügung stehen. Die einjährigen Wehrpflichtigen, die nach Bestehen der Reserveoffiziersprüfung sich noch besonderen Dienstleistungen bei einem Truppenteil unterziehen, können alsdann auch in das aktive Offizierkorps übernommen werden.

Das Gesamturteil über das rumänische Heer lautet von seiten aller, die es genauer kennen, durchaus günstig. Das Offizierkorps wird als auf der Höhe seiner Aufgabe stehend bezeichnet, und was den Soldaten anbetrifft, so ist er, von Hause aus meist an Unterordnung unter den Höherstehenden gewöhnt, gut diszipliniert und seinem Vorgesetzten ergeben, anspruchslos, ausdauernd und widerstandsfähig, selbst bei Strapazen und Entbehrungen immer guter Laune — kurz, er stellt ein vorzügliches militärisches Material für Krieg und Frieden dar. Die Armee, deren Mobilmachung theoretisch sowie durch Probeübungen gut vorbereitet ist, und die in dafür günstiger Weise eine rein territoriale Ergänzung und Dislozierung besitzt, ist gut bekleidet, besitzt seit kurzem neben der sehr gefälligen Friedensuniform auch — zunächst allerdings nur für die Infanterie

— eine graugrüne Felduniform und ist mit allen Bedürfnissen reichlich ausgestattet. Da sie ebenso hinsichtlich der Bewaffnung jeder anderen modernen Armee als mindestens ebenbürtig zu bezeichnen ist und sich alle technischen Neuerungen zunutze gemacht hat, so ist man wohl berechtigt, gegebenenfalls mit Sicherheit auf bemerkenswerte kriegerische Leistungen des rumänischen Heeres zu rechnen. Freilich lehrt das jetzige Fiasko der Bulgaren, ebenso wie vorher das der türkischen Armee, daß man mit den Vorausbewertungen einer fremden Armee auf dem Kriegsschauplatz nie vorsichtig genug sein kann!

Anfang August 1913.

Literarische Rundschau.

Von Friedrich Stein-Berlin*).

Wenn unsere Heutigen von der Kunst zu groß dächten, um sich mit weniger nicht als dem Höchsten, dem Vollendeten, zu begnügen, sie müßten den Mut zum Schaffen sinken lassen, ehe sie noch ihn gefaßt. Und wir hätten Kirchhofstille auf dem Parnaß der Zeitgenossen . . .

Sieht man die neue seltsame Dichtung Richard Huldschiners')
auf ihr Profil hin an, so gewinnt man unfehlbar den Eindruck, er habe sich bemüht, mit Überlegung zwiespältig und zersplittert zu wirken, in seinem Buche „Der Tod der Götter" — ein Mysterium. Mysterium — als Wort nicht schlechter als ein anderes. Aber mußte es sein, daß es gerade hier Verwirrung anrichtet? Vielleicht sogar, daß es den Autor zu der sonderbaren Zerpflücktheit seines Vortrages verleitet hat: halb

") Leider ist dies die letzte Arbeit unseres ständigen Rundschauers Friedrich Stein. In den ersten Tagen des August ist die Feder der Hand dieses einfühlenden, mitgehenden, warmherzigen Kritikers für immer entglitten. Jahre lang rang der sieche Körper mit dem Tode. Nur das von innen kommende Licht hielt das gebrechliche Gefäß zusammen. Friedrich Stein war ein Märtyrer der Feder. Mit heroischem Wollen trotzte er bei versiegender Körperkraft seinem lebhaften Geiste immer wieder eine Leistung ab. Noch in unserer August: nummer raffte sich Friedrich Stein zu einem „Vlick über die Iungschweizer Literatur" auf, in welchem reiches Können und ehrliches Wollen sich vereinigen. Wir werden dem dahingegangenen Mitarbeiter treues Gedenken bewahren, Die Redaktion.

Dialog, halb Referat. Ein Dialog
von 411 großen Seiten! Überhäufig
und weitläufig unterbrochen durch bei-
seite geschriebene Szenen-Kommentare
— von der angenehmen Ausdehnung
bis gegen 6 Seiten und mehr. Mußte
das wirklich sein?! Beim besten
Willen — ich kann den Grm»d nicht
ersehen, warum ein unzweifelhaft sehr
prägsamer Stoff gerade in solcher
spröden Unknnst-Form behandelt wer-
den mußte. Was aber hätte das, bei
wohlgemeißelter Einheitlichkeit, für ein
Romanstoff, für ein starker Eindruck
werden können! Es ist wahr: die
großen Marmorblöcke sollen auch in der
Dichtung recht selten sein. Aber
braucht man darum so ganz unfürstlich
mit ungleich gerissenem Sandstein zu
bauen?

Von diesen Einwänden abgesehen,
bleibt glücklicherweise des eigentlich
Dichterischen viel und Erfreuliches.

Es bleibt vor allem das reiche Gedan-
kenwesen eines Dichters von großen
Gaben. In seinem „Tod der Götter"
gibt Huldschiner sich den Auftrag, der
Ausbreitung und Machtentfaltung des
jungen Christentums in Rom und Ober-
italien, der Schreckensherrschaft eines
militanten Fanatismus unter den ersten
Christen spurensuchend nachzugehen.
Und an dieser Machtentfaltung des
neuen Heilandglaubens das Machtver-
sagen der alten Götter nachzuweisen.

'1 Verleg von Albert Langen, München.

Der Held der Fabel ist Rufus,
ein Römer, den die barbarische Un-
kultur der Eingewanderten aus Rom
von Haus und Herd gescheucht. Nicht
lange, und auch von seinem herrlichen,
schätzereichen Landsitz muß Rufus flüch-
ten. Von der Barbarei der Barbaren
vertrieben. Mit einem seiner Frei-
gelassenen irrt er in fremdem Bergland
— heimatlos, brotlos, verlassen von
den Göttern, die schon lange nicht mehr
seine Zuflucht sind. Vornehm im
Fühlen, klar und unbeirrt im Denken,
von aller Kultur überfeinert, von allen
Zweifeln heischender Logik gefoltert,
verlangt seine Seele glühend nach E r -
kennen. Ein Göttersucher ist er.
Ein Sucher nach der Gottwahr-
heit. Ein Sucher nach jenem
höchsten, unanfechtbaren Gott-
wissen, das ohne die Krücken des
Glaubens, des blinden, nur durch selbst-
gewollte Blindheit gestützten Glaubens,
der Seele Halt geben, den forschenden
Verstand beschwichtigen kann! Er
prüft alle Gottbekenntnisse. Er läßt
sich in die geheimen Götterkulte aller
Lehren einweihen. Immer glaubt er,
unter Schauern der Ewigkeitsahnung:
jetzt, jetzt endlich die große Wahrheit,
die Gottgewißheit gefunden
zu haben. Bis er am Ende den Hokus-
pokus (i. e. „Mysterium"!) erkennt.
Enttäuscht, in der Seele schmerzlich ge-
troffen, verfällt er immer wieder seinen
Zweifeln, den herben, fragenden, grüb-
lerischen Zweifeln. Auf eigenen Ge-
dankenwegen gelangt er zuletzt zu einer
Art von Monismus als Weltanschau,
ung. Zu der Erkenntnis desAlleins
in der Einheit des Einzelnen mit dem
All; derAllgottheitalsSeele
dcsWeltwesens. Er gelangt zu
dem Unbekannt - Unerkennbaren, zu
„Gott", dem Weltgedanken, größer als
Erlösung und Erlöser, unfaßbar, aber
ein Hauch der Denkmöglichkeit. Eine
Götterdämmerung in seiner Seele!
Also selbstgetragen in bisher
zweifelgeschlagener Seele findet er
Kraft zu leben, im Widerstande gegen
die Erschütterungen der Gedankenwelt.
Solche Kraft findet er auch in der
Liebe zu S u s a. Halb Waldfei und
Märchenglast, halb Menschenkind ist
Susa, der Findling. Eine wundervoll
unteilbare Einheit in ihrer fraglos
hingegebenen Liebe zu Rufus. Ein
Genie des Herzens, im kleinsten Kreise

vielwirkend und groß. Und Rufus, der Sucher, findet endlich auch Frieden in der seligen Erkenntnis, daß die einzige Wahrheit im Weltall die Liebe sei.
Jene Liebe, die alles überwindet, die zugleich gibt und nimmt, aus deren Leid und Nacht noch die Erlösung aufleuchtet. Und als auf ihrem Bergesgipfel der Feind an ihre Hütte schleicht und aus dem Hinterhalt mit schnödem Pfeil dem Rufus tückischen Tod bringt, legt Susa den Scheiterhaufen, der sie und Rufus' Leichnam verzehrt. Und der Tod breitet seine Schleier über die Untiefen und Zweifel des Lebens.
Hier in der künstlerischen Gestaltung der beiden Helden entfaltet Huldschiner wieder seine große, starke und schöne Kunstübung, findet er seine ganz eigenpersönlich geprägte Wortwährung. Die feine, innig empfundene Gestalt der kleinen Susa, die beim flirrenden Mondschein mit ihren Schwestern, den Waldfeien tanzt, die den todwunden Rufus auf der Wanderschaft heil pflegt und stützt und schützt; die das Hüttchen hegt und die bösen Waldmänner scheucht; die überall ratet und tatet — welch eine harmonisch gerundete, plastisch gesehene Gestalt! Auch eine Anzahl von chorisch begleitenden Erscheinungen sind vortrefflich modelliert, konturenklar, charakterfest. Vor allem Susas alter gütiger Vater T i s und der junge Gemeindeführer Laris« larisa. Eine Meisterzeichnung in wenigen Strichen ist auch der Schuft Tarbanus, der tückische Verleumder, der Meuchelmörder. Andere Han-

delnde wieder werden, und auch viel Geschehendes, wie nebelverhüllt, nirgend so recht klar. Schlimm aber sind die Referatstellen, die den raschen Fortgang der Handlung unerträglich hemmen. Aber auch der Dialog selbst, der nicht selten außerordentlich reizvolle, gedankliche und formale Feinheiten enthält, bewegt sich zuweilen ohne Schwung, wie gehemmt und flugbehindert von dem Schwergewicht der eingestreuten Berichte. Ein seltsames Buch!

I ° hannes V. Iensen"), z. Z. einer der berühmtesten und sicher der bedeutsamen unter den dänischen Dichtern, gibt in seinem neuerschienenen Roman: „Des Königs Fall" der Dichtung „Tod der Götter" an innerer Zerrissenheit nichts nach. Noch niemals ist mir eine dermaßen vernachlässigte Disposition bei Jensen begegnet. Ein Fehler, den man oftmals dem allzufrüh verstorbenen Herman Bang zum Vorwurf gemacht und ihm dabei seinen großen Landsmann Jensen als vorbildlich, als Muster angeführt hat. „Des Königs Fall" würde man als Kompositionsvorbild nicht gut haben aufstellen können. „Des Königs Fall" soll ein frühes Iugendwerk des Dichters sein. Und wohl gerade dieses junge Rasen durch die Welt großer Ereignisse hin gibt seinem Werke hinreißenden Zauber. Denn seiner technischen Fehler ungeachtet ist Jensens Dichtung wirklich voll starker, brausender, bald aufschäumend wilder, bald poetisch gesänftigter Schönheit. Auf dem Zeithintergrunde, da Christian H. die politische Union Skandinaviens gewaltsam zerreißt, webt Jensen seine historischen Bilder mit jenem starken Einschlag persönlicher Schicksale, der das Menschlich-

»> Verlag von S. Fische», Verlin.

Bedeutsame der Staatsumwälzungen so lebendig und packend macht. Bild neben Bild. Fast ohne anderen Zusammenhang als die Schicksal-Bruchstücke einiger Beteiligten. Die Chronologie nicht einmal ist in zwingender Geschehnis-Folge festgehalten. Mit willkürlichen Zeitsprüngen vor- und rückwärts reißt uns der Dichter zu den gewaltigen Ereignissen hin: von Brand zu Mord; von Fest zu Freude; von einzelner Machthaber-Tyrannei zu furchtbarer Menschenschlächterei, die die Landes-Union unabwendbar zerreißt

und Schwedens Loslösung in Blutströmen tauft.
Und aus diesem Großgeschick löst sich das Leben einiger Einzelnen: vornehmlich des Helden Michel Tö - gersen, den wir von seinen wilden, weichen Jugendjahren bis ins blindhilflose Alter begleiten und ihm zusehen, wie er in seiner gnadenlosen Häßlichkeit eine wunderschöne Jüdin andachtvoll schüchtern von weitem anbetet; wie er an dem ruchlosen Verderber ihrer Kindheit sich rächt, indem er dessen Braut vernichtet. Sein Leben windet sich, innerlich unstät von Kind an, in Halbheit zerklüftet (Bauer-Student), zwischen Tapferkeit und allerlei Blutschuld, bis er, in der unmittelbaren Umgebung des Königs, dessen Fall und Ende illustriert. — An dem nur schwach anzudeutenden Inhalt erhellt ohne weiteres die besondere Art dieser in tragischer Pathetik hinschreitenden Dichtung. In machtvoller Gegensätzlichkeit von dem Spektrum einer großgearteten Dichterimpression aufgefangen und in mannigfacher Strahlenbrechung, farbenbunt und gestaltenreich ausgeprägt. Und in einer Sprache geschildert, deren schlichte, eindringlich künstlerische Bildkraft bewunderungswürdig ist.

Professor K. L. Schlei ch'),
ein berühmter Arzt, der zugleich ein ausgezeichneter Amateur-Cellist sein soll, was auf musikalische Stimmungsfähigkeit schließen ließe, hat in einem ungemein interessanten Buche „Es läuten die Glocken" sich auch noch als phantasievoller Dichter erwiesen. Und er hat eine intim poetische Gleichnisform gefunden, seine anregend reichflüssigen Gedanken über die biologischen Urformen, Urlinien und Verwandlungs- resp. Entwickelungsbilder des Lebens in einer Dichtung auszusprechen. In seinem, leider nur allzu gedehnten Buche sproßt und blüht und fruchtet es von dem, was der Arzt als physiologisch-biologische Grundmöglichkeiten in seiner Phantasie gären läßt. Und was der Glaube uns lehrt, wird von der Wissenschaft erklärt. In den Regeln, Linien und verwandelten Formeln der Geometrie und algebraischen Theorien entwickelt er an der Hand unendlich vieler, in den Tert gestreuter Figuren-Zeichnungen die gedachte Stufenleiter der Lebensformen vom Urkügelchen an, bis zur letzten Vollendung der menschlichen Anatomie. Und in der Form eines Märchenromans läßt Schleich alle die Fragen und Probleme, die von der Physis zur Metaphysis leiten, an das Wissen sich wenden, ohne den Glauben auszulöschen. Er bindet die Wahrheit an die Schönheit und läßt Schönheit leuchten in dem Gewande der Weisheit. Das Wirkliche erklärt er im Märchen, ohne daß das theoretische Versuchen auseinanderreißen darf, was die Phantasie vereint. Und es gelingt ihm, alle diese vom Sein dem Nichtsein gestellten Fragen in populär faßlicher Klarheit soweit möglich zu lösen. So führt er unser Denken auf geordnete Pfade, ohne unser Empfinden durch gewaltsames Verneinen zu verletzen.

'1 Concordia-Verlag, Verlin.

Denn: hat auch der Dichter das uneingeschränkte Recht, seinen Stoff zu wenden, ganz nach Belieben und Ermessen, so darf er sich doch der Pflicht nicht entziehen, diese Wendungen überzeugend zu motivieren. Dafür hat Schleich ein starkes, sicher führendes Gefühl. Weniger bezüglich seines erzählerischen Teiles. Hinsichtlich der phantastischen Verquickung der Erlebnisse eines kindlichen Förstermädelchens

mit einem „Kinde der Lüfte", dem Prinzen Aldebaran. Als Führer durch allerhand Zauberwerk und -Wirken wird er zum Kern der Fabel, deren Entfaltung mehr äußere Zufälligkeit als innere Notwendigkeit ist. Schon daß der Dichter die schwierigsten Urform-Probleme und Werde-Rätsel in den fragenden Mund eines sechzehnjährigen Waldkindes legt, scheint mir ein schwer zu verstehender Mißgriff. Daß er diesem Kinde z. B. das Lebensgeheimnis anvertraut: „die Verwandtschaft aller Lebewesen ist: ihre Teilbarkeit in nur einer Linie", oder „daß alles Lebendige in der Kugelform wurzelt . . ." Das mußte vielleicht nicht sein. Im allgemeinen ist ein Mädchen von 16 Jahren geistig noch nicht auf der Reifestufe angelangt, die Professor Schleich mit 50 Jahren erreicht hat!

Walter Bloem') hat seiner Dichtung der Kriegsfurie „Das eiserne Jahr", die vor kurzem einen außerordentlichen Erfolg errungen, jetzt einen zweiten Band folgen lassen: „Volk wider Volk", der das dort angesponnene Thema: den Krieg und die Siege von 70 und 71 weiterführt. Die historischen Ereignisse werden, getreu der Wirklichkeit und ihren unerbittlichen Forderungen, zum Hintergrund für die fortgesetzten Schicksale der einzelnen Hel-

*) Verlag von Felix Lehmann, Berlin.

den gemacht, ohne auf das unterge- ordnete Niveau eines bloßen „Hinter- grundes" herabgedrückt zu werden. Im Gegenteil, das vielfädig gewebte Zeit- bild seinerseits macht erst das gestalten- reiche Schicksalbild von innen her lebendig. Und klärlich entfaltet sich das Schach «und Gegenschach der welt- historischen Vorgänge auf den Schlacht- feldern, in den belagerten Städten, vor allem in Paris, im Biwak und in den Plänkelgefechten der Freischärler. Wir erfühlen die Leidenszuckungen des großen edlen Volkes, tiefer geschlagen durch die eigenen, unfähigen Führer, als durch den machtvollen deutschen Feind.

Groß und überraschend in seinem kühnen Reformerstreben: sozusagen aus der flachen Hand eine neue Militär- Organisation zu schaffen, ersteht Gam- bettas Bild in lebendig-bewegten Zügen !ll tre»eo auf der Wand der überlebensgroßen Tragödie der klaffen- den Volks-Gegensätze. Nebenbei drängt sich gerade hier noch ein aktuelles Moment unserem Interesse auf: nämlich, daß Gambetta das ein- geschlossene Paris in einem Luft- schiffe verläßt, in diesem die Schau- plätze von Metz und Orleans wirklich erreicht, vom Luftschiff aus beobachtet, also damals schon vorwegnehmend, was wir heut dem Luftschiff der Gegen- wart als wichtigste Aufgabe stellen.

Mit einem perspektivischen Blick auf das Ende der Kriegswirren entläßt uns das Buch „Volk wider Volk", dem sehr wahrscheinlich noch ein dritter Teil folgen wird.

Das Persönliche der Handlung dreht sich um die süddeutsche Patrizier- familie Reutlingen, deren jüngster Sohn um einer Wechselfälschung willen aus dem deutschen Heer aus- gestoßen, auch als Gemeiner nicht mehr eingestellt wird, in Paris als Kellner sein Leben fristet und sich end- lich — naturalisiert — dem fran- zösischen Heere anschließt und fällt. In blutigen Kämpfen fällt sein Bruder auf deutscher Seite. Wir begegnen da- neben auch einzelnen Gestalten aus dem ersten Bande der Bloemschen Kriegs- dichtuUg „Das eiserne Jahr" und er- fahren, wie deren Erlebnisse und Schicksale sich gesetzmäßig weiter ent- wickeln — von grellen Lichtern be- leuchtet, wie Zeit und Umstände sie

entzünden . . .
Von dem großen, grausen Tod auf den Schlachtfeldern zu dem „Kleinen Tod", wie die reizenden Stimmungsbilder in dem Buch der Frau Irene Forbes-Mosse") ihn schildern:
Der kleine Tod — im Gedächtnis der Menschen; der kleine Tod der Vergangenheit mit ihrer Auferstehung im Herzen unserer Lieben. Es ist ein kleines altitalienisches Volkslied „Der kleine Tod", das Frau Irene als Motto ihrem Buche voranstellt und motivisch die kleinen Erinnerungsbilder führen und begleiten läßt. Bilder, aus längst verschütteter Vergangenheit heraufgeholt, aus Kindheit und Jugend, aus Heimat und Ferne, aus Leid und Freude, in ergreifenden und in ergötzlichen Tönen. In tiefer Stille gefühlerfüllter Gedächtnisstimmung wird Bild an Bild gereiht, sinnfeine bunte, reichgemusterte Mosaik, und wird für ein Heute wiederbelebt, was in dem Gestern ausgelöscht war.
Ganz wie das Volksliedchen wehmütig-schelmisch und lieblich-heischend es meint: ich möchte sterben den kleinen Tod; heut abend sterben, begraben sein — sehenden Auges, müßte erfahren, wie die Leute sich dazu stellen, und morgen wieder erwachen und leben — im Gedenken der Menschen . . .
Frau Forbes-Mosse hat schon in früheren Dichtungen, vornehmlich in ihrem entzückend geschriebenen „Berbe-

ritzchen" eine ganz eigengeartete, starke künstlerische Begabung erwiesen, die sich in dem „kleinen Tod" glänzend bewährt hat. Eine an Schönheit gebundene Kraft. Eine Klugheit, von Anmut gesänftigt, die belehrt, ohne zu verletzen. Eine Treue der Eigenwelt, heraufbeschworen aus Erinnerungstiefen von jener Dankbarkeit eines kunstgebildeten Fühlens, dem das Geringste nicht zu klein ist, ihm eine Lebensbedeutung zu geben. Eine jener zartorganisierten Naturen, deren Frohlachen, von Geschmack gedämpft, immer zu schenken weiß; die, sozusagen, Empire leben. Immer berauscht von der Seligkeit, Glück ausstreuen und um sich her verbreiten zu können.

Hier noch eine andere Stimme vom wirklichen Tod „Vom anderen Ufer". Die nachgelassenen Dichtungen eines früh Verklärten: Carl Wittkowski). Von erinnerungstreuer Freundeshand gesammelt, gesichtet und eingeleitet, füllt Wittkowskys poetischer Nachlaß unter obigem Titel einen ansehnlichen Band in würdig-vornehmer Ausstattung. In drei Abteilungen gesondert, gliedert sich der Inhalt in lyrische, empirische und satirische Dichtungen, denen kein Geringerer als Alerander Moszkowsky eine einführende Würdigung voranstellt.

Die Wesenheit Wittkowsky's spiegelt sich hier in dem ganzen reichen Facettenschliff seiner vielseitigen Begabung und Persönlichkeit. Vornehmlich die Wärme und Tiefe seiner Empfindungswelt in den lyrischen und Stimmungsbildern werden jedes irgendwie gleichbesaitete Gemüt gefangen nehmen. Weniger Freude hat mir der „empirische" Teil seiner Ergüsse gemacht. Übrigens läßt sich auch gegen den sonderbaren Titel streiten: empirisch, rein wertbedeutend, hieße „erfahrungsmäßig", also etwas wissentlich Festgestelltes und ist tatsächlich ein rein wissenschaftlicher Terminus. Hier aber handelt es sich um impressionelle Erfahrungen, d. h. seelische Erlebnisse des Dichters. Merkwürdig bleibt es, wie wenig in sich begründete Beziehungen di« heutigen Autoren zu der inneren Wesenheit des Titels haben . . .

Sehr sinnfein sind einige eingestreute Fabeln, und höchst bemerkenswert ist das beherrschende Formgefühl

des Dichters, das anmutige Wellen-
spiel des Rhythmus, das oft genug
schon den Klangmodus des musikali-
schen Untertones in sich beschlossen
trägt. Den zahlreichen Freunden Witt-
kowsky's und allen denen, die Gemüt
mit Humor und Witz gern vereint
sehen, wird dieses Buch viel reine
Freude bereiten.

Kunst-Rundschau.

Von Dr. Hermann Wurz, Stuttgart.

Die Große Kunstausstellung in Stuttgart.

Auf allen Gebieten des Kunstlebens
hat es sich in Stuttgart in letzter Zeit
mächtig geregt. Ein frischer, kräftiger
Zug ist in die Kunstpflege und Kunst-
förderung gekommen. Zeichen dieses
verheißungsvollen Willens sind vor
allem die neuen, in unvergleichlich
schöner Lage der Kgl. Anlagen errichte-
ten Hoftheaterbauten Heilmanns und
Littmanns, und das neue Kgl. Kunst-
gebäude von Theodor Fischer, das der
König am herrlichen Schloßplatz, an
der Stelle aufbauen ließ, wo einst ein
Kleinod deutscher Kunst, das originelle,
weithinberühmte „Lusthaus" Georg
Behrs gestanden hat. Das Kunstgebäude
wurde im Mai mit der Großen Kunst-
ausstellung festlich eröffnet. Über das

Gebäude selbst ist viel geurteilt worden. Während die Meinungen über die in manchem vorbildlich gewordenen Theateranlagen im allgemeinen nicht weit auseinandergehen, ist man über die, alle Kreise lebhaft beschäftigende Erscheinung dieses für die bildende Kunst bestimmten Heims vielfach zu entgegengesetzten Ansichten gekommen. Schon vor seiner Erbauung hatte die öffentliche Ausstellung des Ausführungsentwurfs zu einem Streit unter den Fachleuten geführt. Seit es steht, sind die einen in ihren Ausdrücken nicht weit von einer Verherrlichung entfernt, die Mehrzahl aber urteilt abfällig darüber und läßt es an Schmähungen und Spott nicht fehlen. Ja nicht wenige und darunter hochgestellte Persönlichkeiten meinen sogar, dieser Bau müsse unter allen Umständen abgebrochen werden. Soviel ist sicher, daß die hohe, unverkennbar mit mancherlei großen Schwierigkeiten verknüpft gewesene Aufgabe nicht ganz würdig gelöst worden ist. Gewiß steckt in diesem Werk, was besonders gegenüber dem kalten, starren, blutleeren Äußeren der Theater auffällt, viel Wärme, viel künstlerisches Leben und Schöpfersinn. Mit Bewunderung steht man vor den hochragenden, baukünstlerischen Leistungen einzelner Teile, wie z. B. der säulengestützten, gegen den Schloßplatz geöffneten Bogenhalle. Mit Genuß folgt das Auge den edlen, fein abgewogenen Verhältnissen, dem Reiz einfacher, doch an Schönheit so reicher Linien. Aber all der Wohllaut, all die packenden Einzelheiten sind nicht zu einem weihevollen, klaren, organischen Ganzen, einer kraftvollen Einheit zusammengefaßt. Hier liegt die Schwäche der künstlerischen Gestaltung. Kein Wunder, daß sich deshalb das Kunstgebäude inmitten seiner stolzen Umgebung wie cin Fremdling ausnimmt, der sich nicht ehrenvoll behaupten kann. Auch im Innern, auf das Fischer sein Hauptgewicht gelegt hat, fehlt es an Klarheit, Übersichtlichkeit und befreiendem Zusammenklang. Auch hier wird man den Eindruck des Zusammengestückelten, vielfach Kleinlichen nicht los. Selbst das Zentrum der ganzen Anlage, die große, prächtige Kuppelhalle (König-Wilhelm-Halle), ein stimmungsvoller, modern empfundener Festraum, ist nicht ganz frei von störenden Mängeln; zu-

dem eignet er sich nicht zur Ausstellung von Bildern.
Seit siebzehn Jahren waren in Stuttgart keine größeren Kunstausstellungen mehr zu sehen. Manche deutsche Orte, wie München, Berlin, Dresden, Düsseldorf, sind in dieser Zeit zu Pflegestätten derartiger, großzügiger Veranstaltungen geworden und haben sich so einen weithindringenden Namen als Kunstzentren gemacht. Man hatte dort bald erkannt, welch tiefgehende ideelle und materielle Förderung der Kunst und dem Leben aus ihnen, trotz mancher häßlichen Begleiterscheinungen, erwächst. Stuttgart will nun nicht mehr länger zurückbleiben, vereinigt es doch alle Grundlagen, die ihm bei weitblickender, zielsicherer Organisation eine vordere Stelle im deutschen Kunstleben sichern. Mit der Großen Kunstausstellung im eigenen Heim ist ein bedeutsamer Anfang gemacht worden. Die Schwabenresidenz tritt mit diesem künstlerischen Ereignis in die Reihe der führenden Ausstellungsstädte ein. Es war nicht leicht für einen bisher wenig beachteten Kunstplatz, noch dazu in einer politisch so ernsten Zeit und in einem Jahr, wo sich über ein Dutzend bedeutender Kunstausstellungen öffneten, Gutes und Neues zusammenzubringen. Man darf deshalb auch von dieser kleinen, neben einigen Dutzend Franzosen, im wesentlichen der zeitgenössischen deutschen Kunst gewidmeten Überschau nichts Unmögliches verlangen. Ziehen wir von den gegen 800 Nummern zählenden Bildern, Plastiken

'_'4

und graphischen Arbeiten ein Hundert ab, so ergibt sich ein guter, eindrucksvoller Durchschnitt. Von starker, schöpferischer Kunst, von hoher, überragender Qualität ist, abgesehen von den Franzosen, nicht vieles da.

Die deutschen Bilder sind alle dnrcheinandergehängt, in der Art, wie es in der modernen Abteilung der Stuttgarter Galerie geschehen ist. Selbst Werke ein und desselben Künstlers müssen in mehreren Räumen zusammengesucht werden. Die Hängekommission ließ sich von rein ästhetischen Erwägungen leiten, um jedem Bild durch einen möglichst freien, günstigen Platz zu seiner vollen Entfaltung zu verhelfen und zugleich die ganze Wand- und Raumwirkung zu einem für das Auge angenehmen dekorativen Klang zusammenzustimmen. Sie hat diese mühevolle, geradezu endlose Aufgabe mit bewunderungswürdigem Geschmack gelöst. Die konsequente Durchführung dieser von Adolf Hildebrand schon vor sieben Jahren angeregten Neuerung, die Anordnung der Bilder lediglich vom künstlerischen Standpunkt aus zu bewerkstelligen, hat gewiß manches Gute für sich, aber ich glaube, daß es wohl besser gewesen wäre, wenn man das aufgenommene Material sinngemäß nach Herkunft und Richtung geordnet und die einzelnen Gruppen geschlossen, und mit all jener ästhetischen Liebe aufgehängt, vorgeführt hätte. Auf diese Weise wäre das Gute der Ausstellung in höchstem Sinn lehr- und genußreich geworden. Den Kern hätte naturgemäß die württembergische Abteilung bilden müssen, die durch einige auserlesene Schöpfungen der beiden vor wenigen Jahren verstorbenen schwäbischen Meister Reiniger und Pleuer gewaltig erhöht worden wäre. Mit diesen Großen, die bei dieser Veranstaltung unter keinen Umständen hätten fehlen dürfen (hat man doch auch sonst Werke Verstorbener hereingenommen), wäre auch ein stärkeres Gegengewicht gegen die Franzosen dagewesen. Bedauerlich ist ferner, daß man der neuen Kunstbcwcgung, dem Erpressionismus, nicht mehr Beachtung geschenkt hat. Mit Platzmangel kann dies nicht entschuldigt werden. An Stelle der schwachen Sachen, die besser draußen geblieben wären, da sie zudem manchen abgewiesenen Malern, besonders unter

denen der engeren Heimat, gerechten Anlaß zum Unmut gaben, hätte den Führern der neuen Anschauung ein würdiger Platz eingeräumt werden können. Das Kunstwollen der frischen, begeisterungsvollen Jungen ist anders gerichtet als das der Impressionisten, vor allem wieder mehr auf Wesen und Sinn der Dinge. Es ist aus innerer Notwendigkeit der Zeit heraus geboren, zu einer ernsten, immer stärker wachsenden Macht geworden, die sich nicht mehr aufhalten läßt, am wenigsten durch Haß. Das hat die Kölner Sonderbundausstellung im vorigen Jahre deutlich gezeigt. Ob auf dem neuen Boden eine ebenso starke oder größere Kunst erstehen wird, wie sie uns der Impressionismus gebracht hat, kann heute niemand sagen. Wir sind der neuen, von hohem künstlerischen Streben beseelten Richtung gegenüber zur Anerkennung verpflichtet. Die Zahl der mitlaufenden Schreier und Nichtskönner, die vielen Anmaßenden, von außen her zu dieser Kunst Gekommenen können ihre von tiefem, innerem Erlebnis getragenen Anfänge nicht vor uns verdunkeln. Sie haben, wie alle schöpferische Kunst, Recht auf Raum und Recht auf ruhige Sachlichkeit bei Auseinandersetzungen.

Den Schwerpunkt der ganzen Ausstellung bildet der Saal der Franzosen. Es sind einige Repräsentanten hoher, unvergänglicher Kunst darunter, Schöpfernaturen, die den Kunstbesitz der Menschheit um ein Gutes vermehrt haben. Welch eine Kraft, Tiefe und

Feinheit des künstlerischen Anschauungs- und Gestaltungsvermögens steckt doch in ihren Werken! Mit Andacht öffnen sich unsere Augen vor all dem Reichtum an Leben, an Qualität und Persönlichkeitswerten. Ergriffen und beglückt steht man vor Schätzen wie Manets „Bildnis seiner Schülerin Berthe Morisot" und seinem „Frühstück im Atelier", den „Rennpferden" von Degas, der „Seinebrücke" Monets, dem „Drama" Daumiers, den „Pappeln" und dem „Zigeunerlager" van Goghs und der großen „Landschaft" (mit dem Hügelausschnitt) des Bahnbrechers C6-zanne, der auch sonst noch mit einigen guten Sachen vertreten ist. Auch von Courbert, Pissaro, Sisley und Gauguin sind charakteristische, für die hohe malerische Kultur Frankreichs sprechende Werke da. Schade, daß von dem großen Renoir so Unerfreuliches gezeigt wird, und daß nicht noch andere Herrscher, wie Delacroir und Daubigny, zu sehen sind. Die beiden ausdrucksstarken Frühbilder von Picasso hätten nicht abseits gehängt werden sollen, sondern ihrer inneren und äußeren Zugehörigkeit gemäß in den Franzosensaal.

Immer wieder zieht es einen zurück zu dieser Stätte der Lebendigen, zu dieser elementaren und doch so vornehmen Kunst. Es ist Tschudis Verdienst, daß einige der besten Stücke davon der Kgl. Pinakothek in München angehören und wir dadurch dauernd ihre wertvollen befruchtenden Wirkungen erfahren dürfen.

Neben der kleinen Gruppe dieser Fremden haben die deutschen Werke einen schweren Stand. Auffallend ist, wie viele von ihnen gegenüber jener geist- und gefühlsreichen, auch in der Technik überragenden Kunst bei aller Schwerfälligkeit materiell, oberflächlich und vielfach laut und aufdringlich erscheinen.

Die württembergische Kunst weist eine Reihe recht guter und interessanter Bilder auf. Friedrich v. Kellers „Schwere Last" ist groß erfaßt und reich an Leben und Bewegung. Von Robert v. Haug ist ein mächtiges, mehr durch klare, wohldurchdachte Komposition als durch seelische Vertiefung wirkendes Soldatenbild „Im Feld" und eine kleine, sein Können noch günstiger ausdrückende „Fuchsjagd" zu sehen. Christian Landenbergers „Kar-

freitag" und „Kircheninterieur" sind, rein malerisch betrachtet, feinfarbene, edle Werke. Bernhard Pankoks eigenartige Kunst zeigt sich trefflich in dem bekannten Porträt Konrad Haußmanns, und Carlos Grethe bringt mit seinen „Nordseefischern" und „Gegen den Strom" eine ernste, beachtenswerte Malerei. Auch Robert Pötzelberger, Karl Schmoll v. Eisenwerth und Robert Weise sind mit feinempfundenen Arbeiten charakteristisch vertreten. Die sich in anderer Richtung bewegende Kunst Adolf Hölzels ist in seiner „Anbetung" wirksam verkörpert. Man sieht hier, daß die Bedeutung dieses unermüdlichen, problemreichen Künstlers und Lehrers besonders auf dem Gebiet der dekorativen Wandmalerei liegt. Aber so wertvoll auch solche Versuche der monumentalen Rhythmisierung von Linien, Farben und Formen für das künstlerische Schaffen sein mögen, so groß ist ihre Gefahr für viele, sich in Schemen und Künsteleien zu verlieren. Ein Bild mit einfachen, klaren und starken Mitteln aus dem Stoff herauszuarbeiten, war aller großen Meister Weg und Ziel. Bei allzu abstrakten Gestaltungen aber wird leicht aus der Vereinfachung eine Verarmung, aus der Steigerung eine Entartung, und aus einer lebensprühenden, organischen Harmonie des Ganzen eine kalte, planmäßig geordnete Einheit von ornamentalen Bildungen. Da ist einem dann ein naives, naturfrisches, kraft- und saftvolles Stück Malerei lieber, als ein nach allen Regeln eines

ausgeklügelten ästhetischen Systems zusammengestelltes Geripp. Von den jüngeren Malern sind Amandus Faure und Hans Molfenter hervorzuheben. Faure hält sich in seiner rasch errungenen Stellung mit viel Geschick, davon zeugt sein „Tenhaeff als Malvolio" und ein schönes, für seinen feinen Farbensinn sprechendes „Blumenstück". Molfenter ist eine starke, temperamentvolle Künstlernatur. Das „Kasperltheater" und noch mehr sein „Elefantenstall" liegen weit ab von der mittleren Linie heutigen Kunstschaffens. Es sind stimmungsmächtige, aus tiefer Innerlichkeit heraus geborene Schöpfungen voll von glühendem Leben, sichcrem Formgefühl und ernster, satter Tonschönheit. Sie gehören mit zum Besten der Ausstellung. Vermißt habe ich Alfred Pellegrini und Paul Bollmann, zwei vorwärtsschreitende Kräfte. München hat viele Bilder geschickt, aber nur wenige davon sind von hervorragender Qualität. Ludwig Herterichs „Kreuzabnahme" ist eine äußerliche, kalte Malerei, ohne jeglichen seelischen Gehalt. Auch die große, dreiteilige „Kreuzigung" von Karl Johann Becker-Gundahl kann nicht befriedigen. Wohl steckt in den teilweise prachtvoll gemalten Seitenflügeln Charakter und Leben, aber das Mittelstück, der gekreuzigte Christus, ist arm an Ausdruck und künstlerischer Kraft. Eine andere, mehr konstruktive Art der monumentalen Darstellung biblischer Motive, zeigt sich uns in Carl Caspars großgeschauter, weihevoller „Pieta" und seinem mit einfachen, organischen Rhythmen interessant aufgebauten „Gethsemane". Von den Münchner Größen, Zügel, Habermann und Stuck, sind nur unbedeutende Sachen ausgestellt. Reizvolle, lebendig erfaßte Bilder hat Hans Reinhold Lichtenberger mit seinem „Hotelrestaurant" und dem „Karolinenplatz" gebracht. Markant ist auch Julius Heß mit zwei farbenschönen Stücken, einem „Stillleben" und einem „Knabenbildnis" vertreten. Eine gute, ehrliche, allem Lauten und Effektvollen abgewandte Kunst ist in den Tierstücken Charles Toobys zu erkennen. Auch von dem bekannten Tiermaler Johann Baptist Hofner, dem alten, vor kurzem verstorbenen Freund Lenbachs, sind schlichte anziehende Bilder zu sehen, denen so

manches groß auftretende Gemälde
nicht gewachsen ist. Von Albert Weis-
gerber, dem stärksten der Jungen, hätte
man auch gern etwas gesehen.
Von badischer Kunst ist nicht viel
Bedeutendes vorhanden. Hans Tho-
mas „Abendstimmung bei Siena" und
Wilhelm Trübners „Waldinneres" sind
vorzügliche Bilder. Gustav Schönlcber
bietet dagegen wenig Gutes. Man hat
diesen Maler lange überschätzt. Auch
Ludwig Dills Arbeiten fehlt es an Tiefs
und Kraft. Am meisten interessiert der
nun an die Stuttgarter Akademie be-
rufene Heinrich Altherr. Gleich Caspar
strebt er nach einer Monumentalisierung
der Form. Von bewunderungswürdi-
ger Einfachheit und Größe sind die
ausdrucksstarken Gestaltungen in seinem
„Christus im Sturm" und dem „Or-
pheus und die Mänaden". Wie in
diesen beiden Werken, so äußert sich
auch in seinem „Damenbildnis" ein
feines Farbenempfinden. Altherr und
Caspar werden ihre Vereinfachungen
nicht mehr viel steigern können, ohne an
künstlerischem Gehalt zu verlieren. Ein
noch weiteres Zurückgehen auf wenige,
wesenhafte Züge, eine noch größere
Entfernung vom Boden der Sinnlich-
keit durch gewaltsame Formreduktionen
wäre, auch wenn der rhythmische Zu-
sammenschluß der Komposition noch so
glücklich sein würde, doch gleichbedeu-
tend mit einem Hinabsinken der hohen
Kunst zur kunstgewerblichen Deko-
ration.
Sachsen hat mit den Bildern von
Otto Gußmann, Gotthard Kuehl, Hans

Nadler und Emanuel Hegenbarth einiges Gute, aber nichts Überragendes gebracht. Dagegen bereichert Berlin mit mehreren hochstehenden Werken die Ausstellung um ein Beträchtliches. Vor allem sind die „Seiler" Mar Liebermanns und die „Badenden" und das „Bankett der Georgiritter" von Mar Slevogt zu nennen. Sie nehmen durch ihre meisterliche Reife an künstlerischer Anschauungs- und Gestaltungskraft eine malerische Höhe ein, die einen Vergleich mit den Franzosen nicht zu fürchten braucht. Weniger feinnervig und vergeistigt ist die gewaltige, unverfälschte Draufgängernatur Lovis Corinths. Ihn plagen weder tiefe seelische Erlebnisse, noch die eingehende, zähe Verfolgung künstlerischer Probleme. Das Malen ist ihm ein Genuß, und er kann es wie keiner. Aber gerade diese verblüffende, riesenhafte Kraft und Geschicklichkeit läßt sein impulsives, von ungebändigter, animalischer Lebensfreude durchdrungenes Temperament nur schwer zu hohen ausgereiften Leistungen kommen. Neben hochbedeutenden, lebensprühenden Werken findet man deshalb in seinem so reichhaltigen Oeuvre vielfach vergriffene, mißlungene Produktionen. Zu ihnen gehört auch die ausgestellte „Märchenerzählerin". Weit weniger hat er sich in seiner „Versuchung des heiligen Antonius" gehen lassen. Aber ihre Komposition ist schwach. Sie ist nicht als ein Ganzes groß und lebendig erfaßt. Mit Staunen steht man dagegen vor manchen bestrickenden, mühelos heruntergemalten Einzelheiten. Eine andere Kraftnatur hat Berlin in dem jungen, mit Recht so geschätzten Mar Beckmann. Seine große Menschlichkeit drängt ihn, das rein Künstlerische, die Wirklichkeitskunst, mit dem menschlich Wertvollen, Bedeutenden, den zeitlosen Idealen zu verbinden. Von seinem gigantischen Wollen spüren wir ein gut Teil in seiner starkbewegten, farbenreichen „Ausgießung des heiligen Geistes", einer Leistung, die trotz mancher Unsicherheit in der Form und mancher äußerlichen, nicht organisch aus dem Stoff herausempfundenen Gestaltungen von grandiosem Eindruck ist. Voll prächtiger Anschaulichkeit ist auch seine flotte „Ballonwettfahrt". Beckmann ist noch im Werden. Vielleicht ringt er sich zu

einem ganz Großen durch. Seine ungewöhnlichen Anlagen lassen dies hoffen. Neben diesen führenden Persönlichkeiten sind noch manche bekannte Namen aus der Reichshauptstadt mit tüchtigen Arbeiten vertreten, so Emil Orlik, Robert Breyer, Friedrich Kallmorgen, Waldemar Rösler, Konrad von Kardorff u. a. m.

Außer Graf v. Kalckreuths „Mädchenbildnis" und Ernst Würtembergers „Totenfeier", den Bildern einer ehrlichen, sichern, über alle Zeiten hindurch haltenden Kunst, müssen noch als ganz hervorragende Erscheinungen der Ausstellung die Werke von Ferdinand Hodler und Albin Egger-Lienz genannt werden. Beide Künstler sind eigenwillige, elementare Naturen, die auf dem Gebiet der Monumentalmalerei Großes, Schöpferisches geleistet haben. Von Hodlers willensstarker Kunst geben die „Begeisterung" und die „Zigeunerin" nur einen schwachen Begriff. Man hätte lieber einen seiner Landsknechte gesehen. Und doch sind diese nebensächlichen Proben von seltener Einprägsamkeit. Egger-Lienz beweist mit seiner „Saat" und dem andern großen Bild „Am Tisch des Herrn", daß er nicht nur hohe Gedanken über Kunst und wahre Monumentalität hat und sie im Zorn hinausschmettern kann, sondern daß er auch die Gestaltungskraft besitzt, ein großes typisches Erlebnis in eine große, eindrucksvolle Form zu bringen.

Die graphische Abteilung, die auch einige der ganz Modernen hereinge-

lassen hat, enthält unter den vielen Blättern (338 Nummern) verhältnismäßig nur wenig Ausgezeichnetes. Auch befriedigt ihre Anordnung nicht. Unverständlich ist, daß mit diesem Teil der Ausstellung nicht die hierzu geeignetste Kraft, der organisatorisch so befähigte Vorstand des Kupferstichkabinetts, betraut worden ist.
Auf einem weit höheren Niveau steht die Plastik. Sie bietet in ihrer mit großem Verständnis und feinem, sicherem Gefühl für das Wertvolle und Wichtige zusammengestellten Auswahl einen vortrefflichen Einblick in das bildnerische Schaffen unserer Zeit. Auch hier bringen, wie bei der Malerei, französische Vertreter, zu denen einige Belgier zu rechnen sind, eine hocherfreuliche Bereicherung. Vor allem ist ihr Führer, der gottbegnadete Auguste Rodin zu nennen. Sein Kopf „Gustav Mahlers" ist von wunderbarem Gehalt an Seele und Schönheit. Von nicht weniger Innerlichkeit und flüssiger, edler Form zeugen E. A. Bourdelles „Maske eines Mädchens", „Maler Ingres" und der bogenschießende „Herkules". Auch die „Überraschung" von Egide Rombeaur, ein unvergleichlich fein empfundener Mädchenkopf, und des andern Belgiers, des seltsamen, tiefgründigen Stilisten George Minnes Männerbüsten erfüllen uns mit Staunen und Genuß. Daß neben diesen Hochleistungen unsere Kunst teilweise ebenbürtig dasteht, ist eine freudige Überraschung. Diese enorme Entwicklung fußt neben dem starken Einfluß von Paris hauptsächlich auf dem theoretischen und praktischen Wirken unseres Adolf Hildebrand. Von den Stuttgarter Bildhauern ist manches Bedeutsame zu sehen, so namentlich Ludwig Habichs „Betender Jüngling" und „Bogenspanner", zwei formsichere Werke voller Harmonie und Natürlichkeit, Ulfert Janssens feingefühlte, antikisierende Porträtbüsten und G. A. Bredows großzügiges „Stiermodell zum Deutschen Brunnen in Buenos Aires". Bemerkenswerte Arbeiten haben auch die Münchner Hermann Hahn, Fritz Behn, Erwin Kurz und Emil Epple geschickt. Vorzügliches ist von Berlin vorhanden, trotzdem einige der Besten wie Ernst Barlach, Wilhelm Lehmbruck und August Gaul fehlen. Da ist von Hugo Lederer, dem vielseitigen Meister,

der einfache, großartige Kopf von Richard Strauß. Da sind von dem, durch seine Kolossalfiguren für das Völkerschlachtdenkmal weithin bekannt gewordenen Franz Metzner der monumentale architektonisch empfundene „Leidtragende" und von Richard Engelmann die „Trauernde", eine starkgefühlte Arbeit von geschlossener, klarer Form, sowie von dem ähnliche Ziele verfolgenden Georg Kolbe zwei reizvolle, lebendig erfaßte Mädchenfiguren und von Fritz Lörcher eine interessante, archaisierende „weibliche sitzende Figur". Auch Alerander Opplers ausgereifte Kunst ist mit zwei ganz prächtigen Stücken, der „Büste eines Spaniers" und einem „Fischer aus der Normandie", günstig vertreten, desgleichen Ernst Freese mit einem meisterhaften „Brasilianischen Jaguar" und Fritz Klinisch mit einem graziösen „Mädchenakt". Mit zu den stärksten Künstlern zählen Bernhard Hoetger von Darmstadt, Karl Albiker und Wilhelm Gerstel von Karlsruhe und der Wiener Anton Hanak. Hoetgers „weiblicher Halbakt" und „Badende" und Gerstels „Amazone" fesseln durch reichen Ausdruck an Leben und Form. Ein wundervoller Rhythmus steckt in Albikers „Iüngling" und „Trauernde", und von tiefem innerem Schauen und Formerleben zeugt der gewaltige „Träumer" des Monumentalsten Hanak. Außer diesen Werken sind noch eine ganze Anzahl tüchtiger Leistungen anzutreffen. Auch auf dem Gebiet der Kleinplastik, für die erfreulicherweise

das Interesse immer mehr wächst, wird viel Geschmackvolles gezeigt. All der Reichtum an Leben und formkünstlerischen Lösungen beweist, daß die auf den verknöcherten akademischen Formalismus folgende naturalistische Richtung, die zuletzt zu einer, dem Naturabguß nicht mehr ferne stehenden Abhängigkeit vom Modell geführt hatte, nun völlig überwunden ist. Frei steht der Künstler wieder der Natur gegenüber. Überall ist ein Erstarken des plastischen Form- und Stilgefühls und ein materialgerechtes Arbeiten zu erkennen. Die Entwicklung geht nach oben. Viele schöpferische Kräfte sind am Werk. Ein großer Zug beherrscht den starken Willen nach einem neuen, dem Lebensgefühl unserer Zeit entsprechenden Stil, einem Stil, der Strenge mit höchstem Ausdruck an Lebendigkeit verbindet.

Reise-Rundschau.

Von Medicus.

Holland und das Meer.

Holland, das kleine Land, das von Nord und Süd durch die See begrenzt wird, so daß hier und dort die See eindringt, als wollte sie das Land zerreißen, ist durch diesen natürlichen Feind groß und gewaltig geworden, und nirgendwo wird es so deutlich, wie nötig der Kampf dem Menschen ist, um ihn zu kräftigen.

Hier tritt es am offensichtlichsten zutage, welchen Einfluß das Klima und die natürliche Lage auf die Entwickelung der Sitten und des Charakters eines Volkes ausüben können.

Das Land, entstanden aus allmählichen Anschwemmungen durch große Ströme infolge ihrer Seemündung, bildete zu Anfang einen Kompler von Inseln und Seen. Der Holländer fing an, die Meere immer mehr durch Dämme etc. zurückzudrängen, die Sanddünen zu bepflanzen; er hat sich nicht nur gegen das Wasser verteidigt, sondern er hat auch seinen Feind angegriffen, und unbewußt hat sich ihm die Beobachtung aufgedrängt, daß nur der aggressive Kampf zur Überwindung führen kann.

Um den Charakter der Holländer kennen zu lernen, muß man ihn am holländischen Strand beobachten. Wenn ein kräftiger Wind die See an die Küste peitscht, wenn die unzählbaren Berge von Wellen ununterbrochen sich auf-

türmen, da erkennt der Holländer unwillkürlich seinen Feind, gegen den er immer wieder zu ringen hat. Da hat der Holländer kämpfen gelernt, da wurden sein Wille und seine Geduld gestählt. Von hier aus schickte er seine Söhne in die Ferne, um neue Küsten zu entdecken. Hier ist er phlegmatisch geworden, aber nicht abgestumpft, wie ein Sohn des Orients. Der Holländer kennt nur das Phlegma der Seehelden, die am Kopfe des Schiffes auf die Fahne geschrieben haben: „Verzweifelt niemals". Die gebändigte See ist dem Lande und dem Volke wohltätig geworden. Nach diesem langen Kampfe sind an der holländischen Küste friedliche Zustände eingetreten, welche Fremde aus aller Herren Ländern angezogen haben. Die klimatischen Kurorte von Holland sind die günstigsten. Scheveningen übertrifft alle anderen in jeder Beziehung und nimmt natürlich die hervorragendste Stellung ein.

Die holländischen Badeorte unterscheiden sich ganz wesentlich von allen anderen und verdienen auch mit vollem Recht eine Bevorzugung; unter dem Einflusse des Golfstromes ist das Klima sehr mild, die Seewinde bringen auch an den heißesten Tagen eine Erfrischung, der Strand, besonders von Scheveningen, hat eine außerordentliche

Breite und Länge, so daß sich sogar noch während der Flut ein lebhaftes Strandleben entwickeln kann. Mehrere Abteilungen sind daselbst ausschließlich für die Kurgäste reserviert.

Die Badeverhältnisse sind in Scheveningen, infolge der vorzüglichen Organisation, besonders günstig. Scheveningen besitzt einen wunderschönen, mehrere Kilometer langen Strandboulevard, an dem die prachtvollsten Hotels, Villen, und vor allem das schöne Kurhaus mit den weitausgedehnten Terrassen entstanden sind. Von den Kurhaus-Terrassen aus erstreckt sich der Pier 400 Meter in das Meer, sehr geschützt durch eine Glaswand in der Mitte, so daß es bei jedem Wetter möglich ist, sich dort einer Luftkur zu unterziehen. Auch befinden sich auf dem Pier zwei Trinkhallen für radioaktive Mineralwässer; ebenso sind andere Brunnen dort erhältlich. Es gibt tatsächlich an der Nordsee oder auch an der atlantischen Küste keinen Badeort, der Scheveningen gleichkäme. Durch die wunderbare Umgebung ist man nicht auf das Strandleben allein angewiesen; die Nähe der Residenzstadt, die mit drei Eisenbahnen und elektrischen Straßenbahnen in 15 Minuten erreichbar ist, macht sich besonders bei schlechtem Wetter höchst angenehm bemerkbar. Der Weg von Scheveningen nach dem Haag führt durch die reizenden Boschies, bewaldete Dünen, die sich bis in die allernächste Nähe des Strandes erstrecken.

Scheveningen liegt mitten im Lande Rembrandts, umgeben von den Städten: Amsterdam, Haarlem, Leiden und den Haag mit den weltberühmten Museen. Die holländischen Maler, Rembrandt, Frans Hals, Ruysdael, Hobbema, Jan Steen, van Ostade, van der Helst, Gerard Dou waren von dem beruhigenden Einfluß, den das holländische Klima auf sie ausübte, begeistert, und so kam es, daß sie sich ganz der Natur widmeten, Menschen, Tiere und vor allem das Meer getreu wiedergaben. Die Greueltaten eines Krieges zu malen, wäre ihnen direkt unmöglich gewesen. Es kann nicht als Zufall angesehen werden, daß gerade im Haag der nun vollendete Friedensvalast entstanden ist. Holland, als das klassische Land der Freiheit und des Friedens, hat das allererste Anrecht darauf.

Der beruhigende Einfluß des holländischen Klimas kommt auch in den holländischen Badeorten zu voller Geltung. Man ersieht hieraus, wie groß der Vorteil ist, den namentlich Nervenkranke, speziell in Scheveningen, genießen. Die Behandlung der Nervenkranken muß nämlich eine streng individuelle sein. Dazu ist erforderlich, daß die klimatischen Einflüsse genau dosierbar seien. Sie müssen progressiv angewandt werden. Es müssen an Ort und Stelle die verschiedensten Prozeduren der physikalischen und diätetischen Technik zur Verfügung stehen. In diesem Sinne entspricht Scheveningen jedem Bedürfnis. Der Unterschied zwischen dem „Olimat marin" und dem „Olimllt maritime" ist durch die unmittelbare Nähe des Waldes und den Schutz seitens der Dünen sehr stark ausgeprägt.

Auf dem Pier empfindet man besonders stark den beruhigenden psychischen Einfluß, den der Anblick der Wellen und der Luftspiegelung auf den Menschen ausübt. Es ist eine Wonne, vor Wind und Wetter geschützt, sein Luft- und Sonnenbad auf dem Pier zu nehmen; für Nervöse erscheint es besonders ratsam, sich einige Stunden während des Tages in den sogenannten Haager Boschjes aufzuhalten, um sich später wieder an der Seeluft zu ergötzen.

Die warmen Seebäder sollen eine Vorstufe (hauptsächlich für Nervenkranke) zum Baden in der offenen See sein. Seitdem der anregende und regu-

lierende Einfluß des Seeklimas auf den Stoffwechsel erwiesen ist und seitdem wir wissen, daß so manches Nervenleiden auf einer Auto-Intorikation beruht, erscheint es als besonders zweckmäßig, mit der klimatischen Seekur eine Mineralwasserkur zu verbinden.

Die Entdeckung der Radioaktivität der Mineralwässer hat uns ihre große Heilwirkung näher gebracht. Wir wissen jetzt, daß die Wirkung der Brunnen zum größten Teil von dieser Radioaktivität abhängig ist. Auf dem Scheveninger Pier sind daher zwei Trinkhallen angebracht, an denen alle wichtigeren Brunnen in der Original-Temperatur und der ihnen eigenen Radioaktivität verabreicht werden. Es ist also auf diese Weise möglich, eine beliebige Mineralwasserkur mit den Vorteilen des Seeklimas und des Seebades zu verbinden.

Seitdem man die Wirkung des Radiums auf den menschlichen Organismus, seine regulierende Kraft auf den Stoffwechsel, seine ionisierenden Einflüsse auf das Nervensystem erkannt hat, und zudem durch das Radiumfilter ein Wasser von genau dosierbarer Radioaktivität zu unserer Verfügung steht, haben die Radiumkuren in der medizinischen Wissenschaft eine feste Position errungen.

Gastein, Wildbad, Kreuznach, Baden-Baden, Neris, La Bourboule, Burton, Bath, deren Brunnen eine grundverschiedene Mineralisation haben, zumal die klimatischen Verhältnisse stark unterschieden sind, haben allesamt eine gemeinsame Indikation: die Erkrankungen des Nervensystems, die Nervenschwäche, die Neuralgien, die Gicht, der doch wohl eine Trophoneurose zugrunde liegt.

Diese gemeinsame Wirkung beruht auf der Radioaktivität dieser Brunnen; jedes therapeutische Verfahren muß eine glückliche Mischung von verschiedenen Heilfaktoren sein, die sich dem Krankheitssymptom genau anpassen. So sind denn vor allem die Radiumtrinkkuren ein wichtiges Heilmittel bei der Behandlung der Nerven- und Stoffwechselkrankheiten, am erfolgreichsten aber in Verbindung mit dem Seeklima.

Unsere Erfahrung in bezug auf die Wirkung der Radiumtrinkkuren bei Herzneurosen und Arteriosklerose ist eine

umfassende. Bei vielen sogenannten Neurasthenikern besteht eine versteckte Arteriosklerose, die sich durch Tachykardie mit erhöhtem Blutdruck, durch Kurzatmigkeit bei leichten körperlichen Anstrengungen, durch nächtliche Polyurie und dyspeptische Beschwerden äußern.

Der Einfluß des Seeklimas ist hier als besonders günstig zu bezeichnen; wir unterstützen diese Wirkung noch durch kohlensaure Bäder, durch Radiumtrinkkuren und die entsprechende Diät. Bei reiner Stenokardie mit typhösen Anfällen hat sich diese Behandlung vortrefflich bewährt; nur müssen sich diese Kranken allmählich an das Seeklima erst gewöhnen. Die schlechte Ernährung des Herzens äußert sich in diesem Falle durch einen relativ niedrigen Blutdruck.

Aus alledem scheint uns hervorzugehen, daß für die Behandlung der Erkrankungen des Nervensystems und des Stoffwechsels Scheveningen wie kaum ein anderer Badeort alle jene Vorzüge in sich vereinigt, welche Klima und schöne Umgebung den Genesung Suchenden und Ruhebedürftigen darzubieten vermögen.

Wirtschaftliche Rundschau.

Von Horatio.

Zwischen den beiden größten deutschen Reedereien, der Hamburg-Amerika-Linie und dem Norddeutschen

Lloyd, ist ein Streit entbrannt, der viel-
leicht nach der Entwickelung, welche
die beiden Gesellschaften genommen
haben, unvermeidlich war, aber doch
uns Deutsche, die wir die Fahne der
Hamburgischen Gesellschaft mit gleichem
Stolz auf den Weltmeeren flattern
sehen wie die Schlüsselflagge des Nord-
deutschen Lloyd, sehr peinlich, fast
schmerzlich berührt. Es kann keinem
Zweifel unterliegen, daß die Hamburg-
Amerika-Linie, die das ergiebigere wirt-
schaftliche Hinterland besitzt und im
letzten Jahrzehnt wohl auch genialer
geleitet war, den Lloyd, der schon ein
großes, mächtiges und fortschrittliches
Unternehmen war, als die Hapag in
Hamburg noch mit ihrer lokalen Kon-
kurrenz zu kämpfen hatte, in letzter Zeit
überflügelt hat. Wohlverstanden, der
Lloyd ist nicht unmodern geworden,
wenn er auch den von englischen Ge-
sellschaften begonnenen Wettlauf um
die größten Schiffskolosse bisher nicht
mitgemacht hat und auch nicht mit-
machen konnte. Er hat sich von den
Wunden, die ihm das Krisenjahr 1907
gerade unter den Nachwirkungen eines
zu ungestümen Erpansionsdranges ge-
schlagen hatte, gerade eben wieder er-
holt, er erfreut sich bei allen Amerika-
reisenden seines soliden Komforts,
seiner erakten Betriebssicherheit und
nicht zuletzt seiner unerreichten Ver-
pflegung wegen noch immer unverän-
derter Beliebtheit, — aber er steht im
Augenblick nicht auf der vollen Höhe
der gerade jetzt modernen Art der
schiffsbaulichen Rekordbrecherei, die vor
allem in der Größe und in dem Lurus
der Schiffspaläste ihren Ausdruck
findet. Er ist auch in bezug auf die
Gesamttonnage von der Hamburger
Gesellschaft etwas überflügelt worden.
Da die Hamburg-Amerika-Linie heute
in allen diesen Dingen an der Spitze
der Weltschiffahrt steht nnd ihre finan-
zielle Kraft so stark und gesammelt ist,
wie die keines anderen die Meere le-
fahrenden Unternehmens, verlangt sie
in den Pools, in denen die großen
transatlantischen Gesellschaften ihre
wechselseitigen Beziehungen geregelt
haben, eine neue Verteilung der
Quoten, sie will für ihre gewaltige
„Imperatorklasse" eine Erhöhung der
„Beteiligungen" bis zur Gleichstellung
mit dem in der Personenschiffahrt bis^
her an der Spitze stehenden Norddeut-

schen Lloyd. Der Lloyd, der nicht
nur seine älteste und beste Domäne, die
Personenschiffahrt nach Nordamerika,
sondern auch den von ihm seit fünf-
undzwanzig Jahren besorgten Reichs-
postdampferdienst nach Ostasieu bedroht
sieht, wehrt sich natürlich kräftig seiner
Haut. Er weist darauf hin, daß ständig
Veränderungen der einzelnen Schiff-
fahrtsgesellschaften in der Tonnagezahl
stattgefunden haben, ohne daß man die
Poolgrundlagen immer verändert habe
und verändern konnte, er führt nicht
ohne Berechtigung aus, daß die Quote
sich nicht nach der Tonnage allein, son-
dern auch nach dem Passagierzustrom zu
den einzelnen Gesellschaften richten
müsse. Denn wäre das nicht so, so
brauchte eine Gesellschaft nur immer
neue Schiffe zn bauen und könnte dann
vom Pool einfach eine Erhöhung der
Quote verlangen, gleichgültig, ob die
Passagiere auf ihre Schiffe gehen wollen
oder nicht. Auch die englischen Gesell-
schaften, die Cunard-Linie und die
White Star-Linie, hätten — als sie
ihre ersten Riesenschiffe in Betrieb setz-
ten — eine Revision ihrer Poolquoten
fordern können, sie haben es nicht ge-
tan, weil sie recht wohl wußten, daß
sich die Passagiere nicht durch höhere
Quoten, sondern nur durch bessere
Leistungen auf ihre Schiffe bringen
lassen würden. Herr Balliu selbst hat
sich ja anch sehr darüber beklagt, daß er
und die übrigen kontinentilen Linien
infolge des im Pool üblichen Quoten-
snstems Millionenbeträge an Entschädi-
gungen an die englischen Gesellschaften

herauszahlen mußte, als die kontinentalen Gesellschaften infolge stärkeren Zustroms zu ihren Linien über ihrer Quote, die englischen Gesellschaften unter ihrer Quote Passagiere beförderten. — Herr Ballin, der Leiter der Hamburg-Amerika-Linie, hat gedroht, daß er nicht nur die Prinzipienfrage, sondern auch die Machtfrage aufrollen werde. Er will lieber auf den ganzen Pool verzichten, als sich in seinem Erpansionsdrange von dem Pool einschnüren lassen. Wenngleich die Schifffahrtsgescllschaften — voran die besonders erfolgreichen — nach den Jahren glänzender Konjunktur, die das Geld scheffelweise in ihre Kassen zusammenströmen ließ, etwas übermütig geworden sind und sich dem Glauben hingeben, daß ihnen nichts passieren könne, so wird sich's doch auch Herr Ballin dreimal überlegen, ob er das seit Jahren bewährte Poolsystem, das er früher so oft als die beste Stütze des ganzen Schiffahrtswesens bezeichnet hat, über den Haufen werfen wird. Man wird sich wohl auch hier hüben und drüben schließlich etwas entgegenkommen, und so dürfte, wie so manches andere gewerbliche Kartell, auch der Nordatlantische Schiffahrtspool — wenngleich vielleicht erst in letzter Stunde — wieder erneuert werden.

Ein ähnlicher Antagonismus wie in der deutschen Großschiffahrt ist in der letzten Zeit auch im Berliner Verkehrswesen hervorgetreten. Durch die Liquidation des Fürstentrusts ist ein kompakter Block von Aktien der Allgemeinen Berliner Omnibus-Ges. freigeworden, und die Deutsche Bank, die bekanntlich die Liquidation der fürstlichen Engagements besorgt, sicherte sich diesen Block für die ihr nahestehende Elektrische Hoch- und Untergrundbahn, die schon seit längerer Zeit den Plan verfolgt, Autoomnibuslinien mit kombinierten Tarifen als Zubringer für ihre Schnellbahnen zu errichten. Dabei faßte aber die Hochbahn nicht schnell und resolut genug zu, sie begnügte sich vorläufig mit dem nur eine Minorität des Omnibus-Kapitals repräsentierenden Aktienblock des Fürstenkonzerns von 4 Mill. Mark und unterließ es, sich auch den zweiten etwa gleichgroßen Block des Bankhauses S. Bleichröder zu sichern, durch dessen Erwerb sie die Majorität und damit die

Herrschaft über die Omnibus-Gesell-
schaft gewonnen hätte. Da der Aktien-
kauf der Hochbahn auch nicht geheim
blieb, so trat sofort die Große Berliner
Straßenbahn in Aktion und erwarb,
um ein naturgemäß in erster Linie gegen
sie gerichtetes Bündnis zwischen Hoch-
bahn und Omnibus-Gesellschaft zu ver-
hindern, den Bleichröderschen Aktien-
block, wodurch sie eine Herrschaft der
Hochbahn über die Omnibus-Gesell-
schaft verhinderte. Eine Zeitlang hatte
es nach der Aktienbewegung der Om-
nibus-Aktien an der Berliner Börse
den Anschein, als ob sich ein Kampf
beider Gesellschaften um das im
Markte schwimmende letzte Drittel der
Aktien entspinnen würde. Beide Ge-
sellschaften sahen aber ein, daß der
Kurs der Omnibus-Aktien bei einem
solchen Kampf doch nur ins Un-
gemessene getrieben werden würde, und
daß es letzten Endes nur ein Zufall
sein könnte, ob eine oder die andere Ge-
sellschaft die Majorität erlangen würde.
So zogen sie es vor, sich dahin zu
einigen, daß beide Unternehmungen
ihren Besitz an Omnibus-Aktien nicht
weiter vermehren, und daß gewisser-
maßen in ihrem Einfluß auf die Om-
nibus-Gesellschaft ein Gleichgewicht der
Kräfte hergestellt wird. Einen großen
Zweck haben somit die Beteiligungen für
beide Gesellschaften nicht. Sie haben eine
Aktion eingeleitet, bei der es weder Be-
siegte noch Sieger gab. Die Omnibus-
Gesellschaft, die so zwischen den beiden
großen Gesellschaften eingekeilt ist,
wird wahrscheinlich den Nachteil davon

haben, denn ihr wird voraussichtlich die Bewegungsfreiheit für eine aufsteigende Entwickelung genommen sein.

In Heft 467 (August 1913) soll es im Artikel von Dr. Ioh. Winkler, Grundzüge der schweizerischen Bundesverfassung, S. 139 Zeile 1 f. von oben heißen:

Das wichtigste Attribut eines Bun> dcsstaates ist, neben einer unerläßlichen gewissen Einheit im Militärwcsen, die Rechtseinheit (nicht: Rcichseinhcit).

h«»»»z«l« »nd II>el«da»<«»r: Vr»<, Dr, Ludwlg «l«ln l« V»lln V ><>, l!litzowu!«r 5», ,3elel»» »mt Nurlürl» 111, «3081. - »«r»nw>»1lNch«r Redal>l«ur: 0l, Syl»lu» Vru<» l« V«»l»u, — I» Ö!»««lch >llr dl»
««daUl»» «r»»lw»rtllch : vr. I. Lin nre Ich. «M«n IX, M«>«,»N« 3. — In «ußl»nd für die «<d»«w« »«anlworlllch: 05. «ldrlan Polly, sl, >p«ter»bur», «»I»npl»tz >. — «ll«In>V«Nr«t»»g fik Ung»r«: «rllllch« l>, !>, h»lluchh»xdlung <I. V«»»l), Vud»p«II V, v»r»Ny» uttza L, — Für d«n I«I«<>tentell «n>nN»»rUlch: y«I«rlch Wlllmann In Vrolau III. — ««l», und «ruck d«r ßchlestlchn, V»chdruckenl n. V sch»»tla«»d«r, «.<«., Vr»l»» III

Unverlangt« Manuskripte senden wir nicht zurück, wenn ihnen nicht Rückporto beiliegt.

M2 NUd»OM/V55kIk5